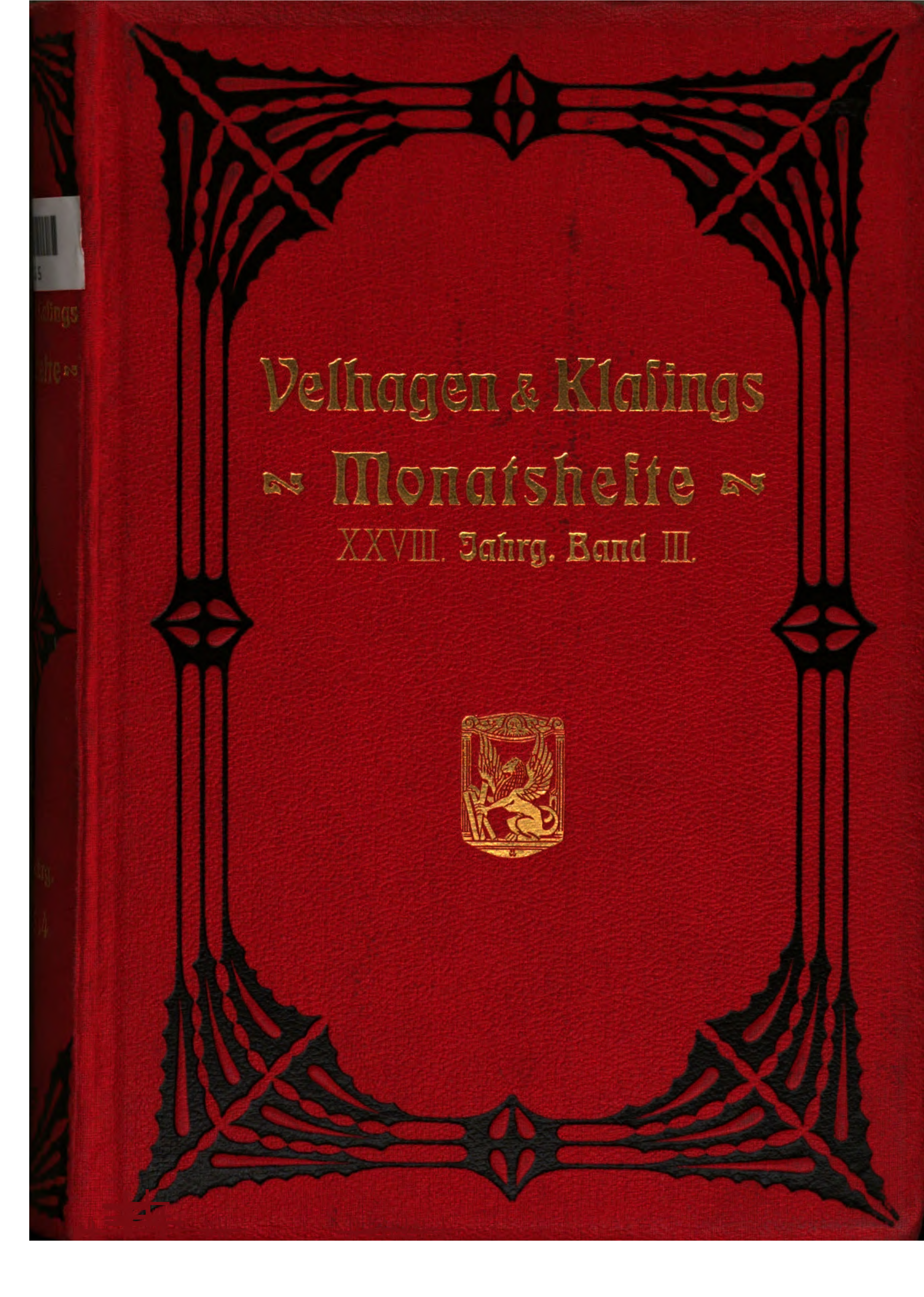

Velhagen & Klasings
Monatshefte
XXVIII. Jahrg. Band III.


BERKELEY
LIBR..RY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



Thierfelder.

Velhagen & Klasings Monatshefte

XXVIII. Jahrgang 1913/1914

3. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Inhaltsverzeichnis

XXVIII. Jahrgang 1913/1914. Dritter Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Gedichte, Sprüche

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Kunst und Literatur

Komposition

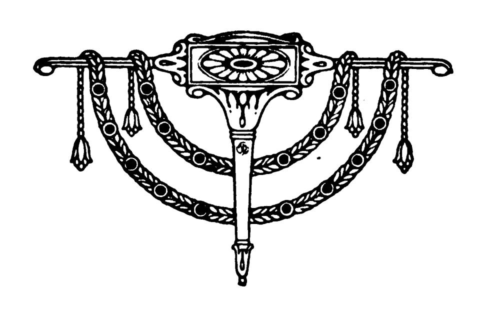
Sonstige Aufsätze

Neues vom Büchertisch

Kunstbeilagen

Einschalt- und Text-Bilder

Kunst, Kunstgewerbe und anderes





Stilleben

Gemälde von Josef Kohlschein d. J.

(Im Besitz der Städtischen Gemäldegalerie in Düsseldorf)

Velhagen & Klasings Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker
XXVIII. Jahrgang 1913/1914 Heft 9. Mai 1914

Die Frau ohne Alltag

Roman von Hanns von Zobeltitz

Der Meister spielte.

Es war kein großes Hofkonzert. Die Frau Großherzogin hatte nur, während der Großherzog zur Geburtstagsfeier des alten Kaisers in Berlin weilte, eine kleine Gesellschaft befohlen; zwischen dreißig und vierzig Personen. Der Flügel stand im blauen Salon. Daß Liszt spielen würde, hatten die wenigsten gewußt. Er trug die Liebesszene vor, dann den Trojanischen Marsch seines geliebten Berlioz. Jetzt spielte er eine seiner ungarischen Rhapsodien.

Marianne Ritter saß schräg hinter der Großherzogin in der dritten Reihe, hart an der Wand. Sie war nicht besonders musikalisch. Jedenfalls interessierte sie heute die Persönlichkeit des Meisters mehr als sein mächtig dahinrauschendes Spiel. Seit Jahren hatte sie ihn nicht gesehen, nicht gehört; zum letzten Male vor dem großen Kriege in Rom. Sie fand ihn verändert, stärker geworden, ein wenig gedunsen im Gesicht. Einmal richtete sie sich geräuschlos auf, um ihn besser betrachten zu können. Er hatte doch immer noch den mächtigen Charakterkopf, der die Frauen begeisterte. Heiß schoß Marianne durch den Sinn, was sie von ihm wußte: von seiner Jugendleidenschaft für die schöne Gräfin d'Agoult, von seinem jahrelangen Zusammenleben mit der Fürstin Karoline Wittgenstein auf der Altenburg, kaum eine Büchsenschußweite von hier. Nun hatte die Fürstin sich nach Rom geflüchtet — und Liszt hatte die Weihen empfangen. Aber die Soutane des Abbés schützte ihn nicht — nicht vor den Frauen, nicht vor sich selber. Vor kurzem erst hatte die wilde Janina dem guten, braven Weimar reichlich Stoff zum Skandalieren gegeben. Und an kleinen Skandalen und Skandälchen sollte es auch jetzt nicht in der Hofgärtnerei fehlen und nicht im Hotel zum Erbprinzen . . .

Viel Tratsch und Kleinstadtgewäsch war dabei — gewiß. Aber seine Leidenschaft mußte auch der Sechzigjährige nicht meistern können, wie sie den Dreißigjährigen beherrscht hatte, als er mit der berüchtigten Lola Montez durchs Land zog. Die gleiche Leidenschaft, die sein Spiel wie mit Geistern bevölkerte. Den Zauberer nannten sie ihn ja . . .

Sie mußte wieder auf ihn hinsehen. Nur sehen — sehen: das lange, weiße Haar, das dies mächtige Haupt umwallte, die rastlosen Finger, die über die Tasten zu fliegen schienen, den scharf gespannten Ausdruck des Gesichts, das Vibrieren der Pulse an der hohen Schläfe.

Man sagte, behauptete: sein Spiel versetzte die Zuhörer in wilden Taumel. Nein, das galt nicht für sie, das nicht. Sicher nicht.

Oder umfing doch auch sie, unbewußt, die Macht des Zauberers? Daß sich wider Willen ihr Blut entzündete. Daß sie plötzlich an ihren Mann denken mußte, mit einem eigen wehen, ein wenig bittren Empfinden. Warum war er nicht hier!

Er hatte sich selbstverständlich wieder entschuldigt. Saß daheim und bastelte, spielte mit dem Elsekind oder half Max bei seinen Sextanerarbeiten, wälzte die Abrechnungsbücher des Administrators. Und wenn sie heimkam, hatte er sein Lächeln: War's schön drüben? Waren Königliche Hoheit gnädig zu dir? Oder der gute Otto schlief schon — und schnarchte. Als sie das dachte, hätte sie lachen mögen. Es war wie eine kleine Erlösung.

Sie setzte sich wieder. Lauschte nun doch dem rauschenden Rhythmus, der wilden Farbenpracht des Spiels.

Dann war es mit einemmal so still, daß sie fast erschrak. Die Großherzogin gab das Zeichen zum Beifall.

Der Meister hatte sich erhoben, verneigte sich leicht.

Da sah sie wieder auf. Aber ihr Blick glitt an Liszt vorüber: drüben am zweiten Eingang des Salons stand Bernhard. —

Und plötzlich wußte sie, was heut ihr Blut so unruhig gemacht hatte. Nicht Liszts Persönlichkeit, nicht das Spiel des Zauberers. Die Erwartung allein!

Sie wußte, daß er in Weimar war. Mit aller Ausführlichkeit hatte die Zeitung gemeldet, daß Seine Exzellenz der Königlich Preußische Gesandte a. D. Herr von Grittendorff im Erbprinzen abgestiegen sei, Und sie hatte geahnt, daß er hier sein würde. Ein Landeskind von Distinktion ließ sich der Hof nicht so leicht entgehen. Daß er sich sofort bei den Allerhöchsten Herrschaften eingeschrieben, war gewiß. Er liebte ja die Hofluft. Er —

Ein leises Rücken der Stühle; ein ganz diskretes Flüstern nach der großen, fast andachtsvollen Stille. Die Frau Großherzogin war zu dem Meister getreten. Wie durch einen Schleier sah Marianne das blaue gebauschte Atlaskleid mit den unzähligen Volants und den gepufften, mit dunklen Bändern kreuzweise übersponnenen Ärmeln. Die hohe Frau sprach einige Worte, Worte des Dankes und der Bewunderung wohl. Dann, gleich darauf bemerkte sie Grittendorff. Er hatte ihre Nähe zu gewinnen gewußt: vorsichtig, unauffällig, wie es seine Art war. Sie reichte ihm gnädig die Hand. Er beugte sich tief. Sein Schädel war spiegelblank —

Neugier! Neugier! Selbstverständlich nichts anderes. Wahrhaftig doch auch erklärlich, wenn man sich fünfzehn Jahre nicht gesehen hat. Fünfzehn lange Jahre — nach all dem Erleben, nach all dem Leid! Lieber Himmel — war es wirklich Leid gewesen? Glück und Leid: „Himmelhochjauchzend — zum Tode betrübt", wie's die Dichter verlangen und schildern? Doch wohl . . . ja . . . gewiß! Aber fünfzehn Jahre und jedes Jahr 365 Tage und jeder Tag 24 Stunden: da blieb schließlich nur die Neugier. Es war auch gut so, das einzig Mögliche. Nach fünfzehn Jahren konnte man sich ruhig wieder in die Augen sehen. Und lächeln — natürlich lächeln. —

Nun richtete er sich auf. Er sah noch überraschend jung aus, trotz der Jahre in den Tropen, die sonst vor der Zeit alt machen sollen. In dem blonden, ganz kurz gehaltenen, spitz geschnittenen Bart war, schien es, nicht ein weißes Haar. Faltenlos war das Gesicht, von der zarten, fast mädchenhaften Röte, wie einst. Und seltsam, wie einst, wirkten in ihm die stahlgrauen scharfen Augen mit den dichten Brauen darüber. Es mochte heut noch stimmen, was sie ihm im Zorn gesagt: „Du bist ein harter Mann und bist doch weich wie ein Weib!" Fasziniert, niedergezwungen hatten sie damals diese stahlgrauen scharfen Augen. Es war zum Lachen . . . jawohl: zum Lachen . . .

Wie alt er sein mochte? In der ersten Hälfte der Vierzig. Aber die Gestalt war noch jünglingsschlank. Der Frack saß wie angegossen. Eitel war er immer gewesen. Außer dem Johanniter trug er nur das Eiserne Kreuz im Knopfloch. Eigentlich gegen alle Hofetikette, aber recht ostentativ. Als ob er betonen wollte: Bitte, erinnert euch, daß ich zum großen Krieg meinen Posten in Brasilien verließ, ohne Urlaub, um in mein altes Regiment einzutreten. Auf die Gefahr hin, mir Bismarcks Gunst zu verscherzen. So war es denn auch gekommen. Der Reichskanzler hatte ihn bei der nächsten Gelegenheit abgesägt. Mit Fug und Recht. Aber das Eiserne Kreuz hatte er! Trug's allein, außer dem Johanniter. Den übrigen Ordenskram — man hatte ihn gewiß mit Crachats gesegnet — ließ er im Koffer. Das sah ihm ähnlich . . .

Neugierde! Nichts als Neugier — nach

fünfzehn Jahren. Aber sie brannte, diese Neugier, wie Feuer brannte sie. Wenn er sie sähe! Auch er wußte gewiß, daß sie hier war. Sicherlich wußte er es. Man wußte alles im kleinen Weimar. Wenn er sie sah und erkannte, was würde sein Gesicht ihr sagen? Was würde es zu ihr sprechen?

Ihr Blick irrte durch das Zimmer. Sie suchte nach Bekannten. Der elegante Palézieux, mit dem sie sonst gern plauderte, war nicht anwesend, war wohl mit dem Großherzog in Berlin. Auf einen Moment sah sie den klugen Kopf Löens, des Intendanten. Dann blieb ihr Auge doch wieder auf Grittendorff haften.

Liszt stand jetzt allein am Flügel, nachdem die Großherzogin sich Grittendorff zugewandt. Auf fünf Schritt Abstand die Hofgesellschaft. Natürlich: man liebte den Meister nicht gerade, von seinen Freunden und Freundinnen abgesehen. Selbst die fürstliche Gnade baute da keine Brücke. Und Marianne schoß durch den Sinn, mit welch schnöden Worten einst eine Hofschranze die Überreichung des Kammerherrnschlüssels an Liszt kommentiert hatte: „Das ist doch noch nie dagewesen, daß man des Lasters wegen einen zum Kammerherrn gemacht hat.“ Die alte Frau von Schorn sollte allerdings brav geantwortet haben: „Für die Tugend habt ihr ihn alle nicht bekommen.“ Aber diese Leute vergaßen nicht und verziehen nicht. Denn was wußten sie davon, daß der Begnadete über dem Alltag steht, daß das Genie andere Wege wandeln darf als der gewöhnliche Sterbliche.

Der Meister lächelte nur über die Kleinen. Auch jetzt lächelte er —

Mit einem Male fühlte Marianne, daß Exzellenz von Grittendorff neben ihr stand. Auf ihrer linken Seite: dicht neben ihr.

Sie hatte nicht gesehen, wie er sich durch die Reihen der Gäste unauffällig zu ihr hinschob. Sie fühlte nur seine Nähe. Und sie wehrte sich vergebens gegen den heimlichen Schauer, der sie überrieselte. Auf einen Moment schloß sie die Augen. Das Licht der vielen Kerzen blendete sie plötzlich. Sie wartete auf seine Stimme. Was er ihr sagen würde? Was er ihr sagen würde — nach fünfzehn langen, langen Jahren!

Sie hörte seine Stimme. Aber er sprach noch nicht zu ihr. Er sprach mit einer anderen Dame. Wie durch ein Wolkenmeer klangen die abgerissenen, scheinbar zusammenhangslosen Sätze zu ihr: „Ohne Zweifel, Gräfin ... Nein wirklich, das liebe Weimar hat sich gar nicht verändert ... Der Streuselkuchen ist noch gerade so gut wie in meinen Kinderjahren ... Liszt? Sie wissen doch, Gräfin, wenn Pio nono stirbt, folgt ihm der Maestro als Pia nino auf dem päpstlichen Stuhl ...“ Er lachte dazu, als ob er einen eigenen Witz gemacht hätte. Ein sprödes Lachen —

Die Zähne biß sie zusammen und öffnete die Augen weit. Er sollte nicht meinen, daß dies Wiedersehen sie erregte oder gar überwältigte. Lächerlich! Daß das dumme Herz pochte: was tat's? Das machte die Neugier. Diese brennende Neugier — und weiter nichts.

Und nun lag plötzlich ihre Hand in der seinen, und er beugte sich, beugte sich fast genau so tief, wie er sich vorhin vor der Großherzogin gebeugt hatte.

„Ein Wiedersehen nach so langen Jahren! Und in Weimar. Wer hätte das für möglich gehalten? Aber ich wußte, daß ich Ihnen heut begegnen würde, gnädigste Frau ...“

Vielleicht zitterte, bebte doch etwas in seiner spröden Stimme. Vielleicht hielt er ihre Hand ein wenig zu fest umspannt.

Doch dann war alles, wie es sein mußte.

Sie löste langsam ihre Finger aus den seinen. Sie sagte ganz gelassen: „Ich erkannte Sie schon vorhin, Exzellenz. Ja, es sind lange Jahre vergangen, seit wir uns zuletzt sahen. Sie waren meist jenseits des Weltmeers: man verliert alte Freunde dank den Zeitungen doch nie ganz aus den Augen.“

„Es ist lieb und gütig, daß Sie mich noch unter die alten Freunde rechnen, gnädige Frau.“

„Wie sollte ich nicht?“

„Hoffentlich gewähren Sie mir auch hier einen bescheidenen Platz im Freundeskreis Ihres Hauses. Ich fand leider noch nicht Gelegenheit, mich Ihrem Herrn Gemahl vorstellen zu lassen.“

„Mein Mann war heut verhindert.“ Sie zögerte ein wenig, um dann hinzuzusetzen: „Er ist gerade jetzt sehr beschäftigt.“

Sie hatten sich noch nicht angesehen. Jetzt hob er die etwas schweren Lider, und es war wohl Zufall, daß sie im gleichen Moment aufsah. Ihre Augen begegneten sich. Dann sahen sie sofort wieder aneinander vorüber in die Gesellschaft hinein. Und er sagte wie beiläufig: „Ich hörte schon drüben — durch den jungen Abercron, glaube ich, der eine Gastrolle bei mir in Rio gab — daß Herr von Ritter sich im Großherzogtum angekauft hat. Sie leben aber ständig in Weimar, gnädige Frau?“

„Mit Ausnahme einiger Sommermonate — ja! Man möchte die Kinder doch nicht ganz Gouvernanten und Hauslehrern anvertrauen.“

Indem sie das sagte, verdroß es sie. Warum hatte sie ihre Kinder erwähnt? Und zugleich verdroß sie, daß sie sich das fragte. Sie war nun ein wenig irritiert. Und der wärmere Ton, in dem er weiter sprach: „Sie haben zwei liebe Kinder, hörte ich. Man hört ja soviel hier im Nest, auch ohne zu fragen. Ihre Else, gnädige Frau, soll eine kleine Schönheit sein —“ dieser wärmere Ton verwirrte sie erst recht. Selbstverständlich hatte er gefragt, sich erkundigt. Es trotzte in ihr auf. Sie antwortete nicht.

Da kam zum Glück eine leichte Bewegung in die Gesellschaft. Der Kreis schob sich enger zusammen. Die Frau Großherzogin, die Cercle abgehalten hatte, sah sich nach dem Hofmarschall um, der schon wartend in ihrer Nähe stand. Sie gab ein leises Zeichen.

Man ging zum Souper. Und Marianne war froh, als sich Major von Wietersheim vor ihr verbeugte. Mit einer ganz leichten, ein wenig hochmütigen Kopfneigung verabschiedete sie Grittendorff.

⁂ ⁂ ⁂

„Der Wagen für Baronin Ritter!“

Es war kalt geworden, und der Ostwind fegte über den Schloßhof. Die Damen hüllten sich fester in ihre Mäntel. Die kleine Heydenfels, die sich nie beherrschen konnte, fluchte laut: „Oben die überheizten Räume, und dann kann man hier ewig warten. Morgen hat man eine Bronchitis weg und muß doktorn. Eine infame Rücksichtslosigkeit! So sind sie im Schloß!“ Dabei hatte sie ihr Kleid ganz hoch gerafft und trippelte mit ihren berühmten Füßchen in den durchbrochenen Strümpfen und den rosa Atlasschuhen ungeduldig auf der letzten Treppenstufe.

Marianne atmete in tiefen Zügen die kühle Frühlingsluft ein. Wie das wohl tat! Sie hatte eine Glut in sich, daß sie am liebsten den Chinchillapelz weit zurückgeschlagen hätte.

Exzellenz Grittendorff stand neben ihr. In der halben Stunde nach dem Souper war er nicht von ihrer Seite gewichen.

„Der Wagen für Baronin Ritter —“

„Sie haben Ihre Kalesche!“ rief die Heydenfels. „Ich gratuliere. Mein Kutscher scheint eingeschlafen zu sein.“

Der Hoffurier riß den Schlag auf.

Grittendorff beugte sich noch einmal über ihre Hand. „Auf Wiedersehn also, gnädige Frau —“

„Der nächste Wagen — General von Alten —“

„Also ich noch nicht!“ Die kleinen Füßchen, für die sich schon Genelli begeistert haben sollte, wurden immer ungeduldiger. „So geht es in Weimar, Exzellenz. Sie können hier noch was erleben. Ja ... übrigens ... Sie kannten unsere liebe Ritter schon?“

„Gewiß, gnädige Frau —“

„Wir haben sie alle so lieb. Man sieht sie nur zu wenig. Immer hockt sie bei ihrem Ehegespons. Kennen Sie den auch, den Ritter?“

„Ich erinnere mich nur flüchtig, gnädige Frau —“

„Großartiger Landwirt. Züchtet unsere dicksten Ochsen und die größten Schafe. Na überhaupt! — Sind Sie endlich da, August? — 'Nacht, Exzellenz.. Träumen Sie süß in Ihrem engen Erbprinzbettchen. Von Schiller oder Goethe natürlich.“

Frau von Heydenfels hatte nicht nur berühmte Füßchen, sie war auch nicht geizig, wenn sie in den Wagen stieg. Die Reifen im Kleid bauschten sich. Der Hoffurier half eilig nach.

Der dickliche Wietersheim lachte. „Für eine Frau Anfang der Fünfzig höchst aimable ...“

„Der nächste Wagen — Hotel Erbprinz —“

⁂ ⁂ ⁂

Marianne kuschelte sich tief in die Wagenecke und schloß die Augen. Ganz erfüllt war sie von einem Gefühl merkwürdigen Erlebens. Gar nicht, daß eine alte Wunde neu aufgerissen wäre. O nein — das nicht! Im Gegenteil: froh war sie, heiter gestimmt wie seit langem nicht. Nicht viel mehr, als daß ihre Neugier auf dieses Wiedersehen gestillt und befriedigt war. Vielleicht auch, weil dieses Wiedersehen so ruhig verlaufen, ohne große seelische Emotion. Vielleicht auch, daß sie sich die Hoffnung gestand: er bringt mir doch eine Abwechslung in das Gleichmaß der Tage. Vielleicht war auch ein leiser Schauer dabei: wie ertrug ich das Einerlei nur — Jahr um Jahr, Woche um Woche, Tag um Tag?

Recht klar war ihr das alles nicht. Es wogte und webte in ihr. Deutlich empfand sie nur die Erinnerung an die letzte halbe Stunde, in der er neben ihr gestanden, in der er nur mit ihr geplaudert hatte.

Er war noch ganz der glänzende Causeur, der er einst gewesen. Noch immer jonglierte er mit geistreichen, auch wohl mit geistreichelnden Einfällen. Noch immer suchte er mit blendenden Paradoxen den Widerspruch aufzustacheln, um ihn dann lässig zu besiegen. Gewiß: man durfte nicht jedes Wort auf die Wagschale legen. Es kam ja aber darauf gar nicht an. Man unterhielt sich köstlich mit ihm.

Wovon hatten sie nicht gesprochen?! Vom alten Weimar: vom Geheimerat Exzellenz Goethe natürlich, den er den großen Glücklichen nannte. Von Schiller und seiner Lotte, über die er so arg spöttelte. Von Corona Schröter und der Jagemann. Vom neuen Weimar: von Liszt und der Hofgärtnerei, von amüsanten und langweiligen Malersleuten, vom Hoftheater, von Wagner und Bülow und der Cosima; von der Fürstin Wittgenstein und ihrer Frömmigkeit. Von Berlin dann: von der weimarischen Prinzessin, die nun deutsche Kaiserin war; und von Bismarck. Das war hübsch gewesen, daß er, der sonst für alles und jedes ein kleines satirisches Nebenwort hatte, den Kanzler so voll anerkannte, so heiß bewunderte. Trotzdem der ihn doch rücksichtslos beiseite geschoben haben sollte.

Nur von dem Einst hatten sie nicht gesprochen: und das war gut so.

Und mit keinem Wort hatte er noch einmal nach ihren häuslichen Verhältnissen gefragt: das war wohl auch gut so. Ja, das war gut so. Denn sie würde es nicht ertragen haben, wenn sie auch nur das leiseste Lächeln, wenn sie nur eine stumme Frage in seinem Gesicht gesehen hätte. Nein! Nein!

Der Wagen hielt. Es gab ja keine Entfernungen hier. Wie kurz doch die Fahrt gewesen. Sie hätte über Land fahren mögen — stundenlang, allein mit sich.

Der Diener sprang vom Bock, riß den Schlag auf. Sie huschte in den Flur und die Treppe hinauf, die von dem einen hohen Kandelaber matt beleuchtet war. Blieb dann auf dem Absatz plötzlich stehen, schöpfte tief Atem, hatte nur den einen Gedanken: ‚Du mußt zu den Deinen nun doppelt gut sein!‘

Langsam stieg sie die letzten Stufen hinauf.

Da stand schon die alte Babette, die Kammerfrau, mit dem immer grämlichen, zerknitterten Gesicht und den guten, treuen Hundeaugen.

„Ist wohl spät geworden, Babette?“

„Jawohl, Frau Baronin.“

„Die Kinder munter?“

„Jawohl, Frau Baronin.

„Ist der gnädige Herr noch auf?“

„Glaub' wohl, Frau Baronin.“

Viel Worte machte die Babette nie.

Aber die geschicktesten Hände der Welt hatte sie. „Fix, Babette, hak' mir die Taille auf und gib mir die Matinee. Die blaue ... Kannst mir auch die Schuhe ausziehn, ich bin so faul heut. So — dank' schön ... Ich will noch nach den Kindern sehn. Du, Altchen, schau' zu, ob du noch eine Tasse Tee für mich auftreiben kannst. Stell' sie mir hierher. Ich brauch' dich nachher nicht mehr. 'Nacht, Babette.“

„Untertänigst gute Nacht, Frau Baronin.“

Marianne stand noch ein paar Augenblicke dicht an ihrem Bett, in Gedanken, mit hängendem Kopf.

Ja so — die Kinder. Zuerst die Kinder!

Sie war doch zerstreut. An der Tür kehrte sie noch einmal um: in den Schlafzimmern der Kinder war es dunkel, sie mußte den Leuchter mitnehmen. Strich ein

Schwefelholz an, es zerbrach; ein zweites. Nun brannte das Licht endlich. Als sie den kleinen, silbernen Leuchter hochnahm, zitterte ihre Hand. ‚Wie man nur so nervös sein kann,' dachte sie.

Max schlief jetzt immer unruhig. Eine ganze Weile stand sie an seinem Bettchen. Der Bub sah ein wenig blaß aus. Die dumme Schule. Es wurde ihm nicht leicht . . . Ähnelte er wirklich Otto, wie die Leute sagten? Vielleicht. Er hatte die starken Backenknochen des Vaters und dessen schmale Lippen. Aber die Stirn hatte er von ihr, die ganze Kopfform . . . Leise, zärtlich strich sie das Kissen glatt, beugte sich über ihn, lauschte auf seinen Atem.

Nebenan schlief Else. An ihrem letzten Geburtstag hatte sie ihr eigenes Zimmer bekommen und war nicht wenig stolz darauf. An ihrem dreizehnten Geburtstag. ‚Welch große Tochter ich schon habe! Dreizehn Jahre — als sie geboren wurde, war ich einundzwanzig! Man mag gar nicht nachrechnen . . .'

Marianne blendete das Licht ab.

Else lag wie immer artig und still, fast gleich einem großen Püppchen. Da gab es nie etwas glatt zu streichen. ‚Ihre Else soll eine kleine Schönheit sein,' hatte er gesagt. Ja, das Kind war schön. Mama hatte, als sie das letztemal vor ihrem Tode hier war, eine Photographie herausgekramt, die im gleichen Alter von ihr, Marianne, aufgenommen worden war. Eines jener mäßigen Bilder aus der ersten Zeit der neuen Kunst. Damals war die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Kind unverkennbar gewesen. Auch heut, jetzt, war sie gewiß noch groß. Aber die kindlichen Züge waren inzwischen reifer geworden, fast über die Jahre hinaus. Else konnte so merkwürdig ernst aussehen. Jetzt im Schlaf hatte das feine Gesicht beinahe etwas madonnenhaft Feierliches. So war sie ja auch: immer korrekt. Man brauchte nur den Stuhl neben dem Bett anzusehen, wie sie ihre Kleider hingelegt hatte. Oder auf den Mitteltisch, wo die Schulbücher für den nächsten Morgen schon säuberlich geordnet lagen. Ganz anders als Max, der immer ermahnt werden mußte.

Fast hätte die Mutter ein wenig geseufzt. Aber dann lächelte sie gleich und küßte das Kind auf die glatte Stirn, schob mit leichter Hand eine der dunklen Haarsträhnen zurecht, die sich etwas gelöst hatte. ‚Schlaf süß . . . vielleicht bist du für das Leben besser gewappnet als ich . . .'

Sie mußte über den breiten Korridor, um in das Arbeitszimmer ihres Mannes zu kommen. Vor der Tür zögerte sie einen Augenblick, ehe sie die Klinke niederdrückte.

Aber der große Raum war schon dunkel und leer. Ein dicker Zigarrenrauch schlug ihr entgegen. Er war ja ein berühmter Kettenraucher. So sehr sie es gewöhnt war, sie schüttelte sich, stellte den Leuchter auf den Schreibtisch, mußte sich zwingen, durch das Zimmer zum nächsten Fenster zu gehen, um es zu öffnen. Das vergaß Otto stets.

Da kam auch schon seine Stimme aus dem Schlafzimmer: „Bist du's, Marianne?"

„Jawohl! Guten Abend, Otto. Bist du noch auf?"

Während sie das sagte, überfiel sie plötzlich die Erinnerung: ‚Du wolltest ja recht gut zu allen sein, auch zu ihm. Doppelt gut heut!' Aber sie preßte dabei die Lippen aufeinander.

„Warte einen Augenblick, Marianne. Ich öffne gleich . . ."

Und sie dachte: ‚Das ist auch eine seiner Marotten. Er schließt sich an jedem Abend ein. Als ob er einen Überfall fürchtete. Einen Überfall —'

Die Tür ging auf. Er hatte die Lampe mit hinüber genommen; in ihrem hellen Lichtkegel stand er auf der Schwelle, groß und breitschultrig, in der gelben Lederjoppe, die er im Haus gern trug. Immer noch ein schöner, stattlicher Mann trotz seiner Jahre.

„Nun, Kind, wie war's?"

„Ganz nett, Otto. Liszt spielte."

„So. Also doch wieder einmal . . . Königliche Hoheit waren gnädig?"

„Außerordentlich."

„Sonst viel Bekannte?"

„Der ganze kleine Kreis. Du weißt ja." Es kam ein leichtes Schwanken über sie. Dann sagte sie schnell: „Übrigens traf ich unerwartet einen Jugendfreund . . . Exzellenz Grittendorff . . ."

„Den in Ungnade gefallenen Diplomaten? Das ist ja hübsch. Da konntet Ihr gewiß von alten Zeiten plaudern."

Sie sah erst an ihm vorbei. Dann ihn an.

„Das auch," sagte sie. „Aber wir haben mehr Medisance von heut getrieben."

Er lachte. Sein altes, gutes, offenes Lachen. Es dröhnte immer, wenn er lachte.

„Kann ich mir denken, Marianne. In unserm Nest gibt's immer zu klatschen. Ich kümmere mich ja nicht drum. Es gibt wirklich besseres zu tun. Aber ihr Frauen habt doch mal ein Tendre dafür."

„Ich eigentlich nicht, Otto."

„Nein, das ist wahr: Du eigentlich nicht. Aber wenn sich so'n bißchen die Gelegenheit bietet ... warum nicht? Es ist doch eine Abwechslung. Nicht wahr?"

„Ja, Otto ... es ist eine Abwechslung." Und nach einem kurzen Schweigen: „Wie hast du denn den Abend verbracht?"

„Ich? Mit den Kindern gedalbert ... und dann hab' ich mir mal die Bücher von Osterhausen vorgenommen und gerechnet. Wenn man den Leuten nicht feste auf dem Leib kniet, schlagen sie immer über die Stränge. Als ob das Geld Dreck wäre. Den Anschlag für den neuen Schafstall haben sie auch wieder um ein paar tausend Taler überschritten."

„So? Haben sie ...?"

Nun war es still zwischen ihnen. Fast als schien der Stoff erschöpft.

Er lehnte sich an den Türpfosten, ließ mechanisch seinen grauen Backenbart durch die breite Hand gleiten, kämpfte mit einem leichten Gähnen, blinzelte müde mit den Augen.

Sie stand vor ihm. Sie wartete. Auf irgend etwas, auf ein Wort, auf eine Zärtlichkeit vielleicht ...

„Gute Nacht, Otto," sagte sie endlich, ein wenig gepreßt und reichte ihm die Hand.

„'Nacht, liebe Marianne. Schlaf wohl, Kind."

Plötzlich überkam es sie. Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern, küßte ihn auf die Wange ... „Lieber Otto ..."

„Schlaf recht wohl, Kind," wiederholte er und berührte ihre Stirn leicht mit den Lippen.

Da trat sie schnell zurück, glutrot im Gesicht.

Er nickte ihr noch einmal zu. Schloß die Tür. Sie hörte, wie er innen den Riegel vorstieß, hörte dann noch seine schweren Tritte.

Die Unterlippe hatte sie zwischen die Zähne geschoben. Stand eine Minute regungslos.

Dann ging sie langsam zum Fenster, lehnte sich auf ein paar Augenblicke weit hinaus, sog die kühle Nachtluft begierig ein. Es war sternenklar. Über dem Park stand scharf die Mondsichel. Ihr war es, als höre sie die Ilm bis hierher rauschen. Die breite Straße lag still und menschenleer. Von der Hofgärtnerei her kam eine einzelne Gestalt. Der alte Rauschert — sie kannte ihn, wie ihn jedes Kind in Weimar kannte; er torkelte von Laterne zu Laterne. Eine nach der andern erlosch. Der wohllöbliche Magistrat sparte in mondhellen Nächten ...

Nun war sie ganz ruhig geworden. Schloß langsam den Fensterflügel, nahm den Leuchter vom Schreibtisch, sah sich noch einmal im Zimmer um. Es kam ihr so seltsam fremd vor heut abend.

Aber plötzlich fühlte sie einen unwiderstehlichen Lachreiz in der Kehle. Der gute Otto! ‚Schlaf wohl, mein Kind! Schlaf wohl, mein liebes Kind!' Und sie huschte, kichernd, wie ein Backfisch, schnell, schnell, über den Korridor nach ihrem Schlafzimmer.

Babette hatte gesorgt. Im Kamin lohte ein Feuerchen. Daneben stand der kleine Tisch mit dem Tee, ein Teller mit Gebäck. Aus der großen Blechkiste, die noch die Dessertreste vom letzten Diner barg. Und der bequeme, tiefe Lehnstuhl.

Sie setzte sich nicht. Sie machte ihre Nachttoilette, trank dazwischen einen Schluck Tee, knabberte ein wenig, mußte manchmal wieder kichern. Nur Humor haben, Humor! ‚Schlaf recht wohl, mein Kind!' Und der sanfte Papakuß auf die Stirn.

Hilf Himmel ... Man ist doch noch jung ...

Wirklich jung?

Sie hatte das Haar gebürstet. Hob die blauschwarze Woge, die so voll und schwer war wie einst, wog sie lächelnd in der Hand, schlang sie zu einem mächtigen Knoten zusammen, steckte ihn mit schnellem Griff fest. Schlüpfte wieder in die Matinee, die sie schon abgelegt hatte ...

Eine tolle Idee! Sie entzündete die Kerzen rechts und links neben dem Trumeau.

Ganz hell, ganz hell sollte es sein. Als ob sie große Toilette machen wollte. Trat vor den Spiegel ... trat einen Schritt zurück ... trat ganz nahe heran ...

... jung ... fast Mitte der Dreißig! O, man kann auch noch schön sein ... Mitte der Dreißig! Schöner vielleicht denn als blutjunges Ding! Schöner als damals ... als damals ...

Glatt die Haut wie Sammet! Kein verräterischer Krähenfuß um die Augen! Voll und schöngeschwungen die Brauen, lang und seidig die Wimpern! Die Zähne weiß und fest. ‚Warum kommen Sie eigentlich zu mir, Frau Baronin,' hatte Herr Deitert gesagt. ‚Bei der Frau Baronin gibt's nichts zu tun für meine Kunst.'

Der Übermut kam über sie. Wieder trat sie zurück, löste die Matinee, streifte den Batist und die Spitzen tief herab, lachte ihr Spiegelbild an. Hob das Kleid bis zum Knie, machte vor sich selber eine tiefe, tiefe Verbeugung: ohne Fehl und Tadel, meine Allergnädigste! Wer ist die Schönste im ganzen Land ...?

Den Lehnstuhl rückte sie sich dicht an das Feuer, warf noch ein paar Buchenspäne hinein, daß es hell auflohte, kuschelte sich in den tiefen Sitz, legte die Füße auf den bronzenen Kaminbock, langte hinüber zum Tischchen, trank einen Schluck Tee, knabberte mit spitzen Zähnen ein Biskuit. Schloß wohlig die Augen. Dachte zurück an den heutigen Abend im Residenzschloß, an das Spiel des großen Zauberers, das die Frauen toll machte ... und wie plötzlich Grittendorff vor ihr gestanden ... und wie sie nach dem Souper miteinander geplaudert hatten ... fast wie einst ...

... wie einst!

Und weiter, weiter wanderten die Gedanken zurück, bis zu den seligen Tagen, den seligsten Stunden —

Der gute Papa war ein großer Gelehrter gewesen, eine Leuchte der Wissenschaft. Er lebte nur seinen Büchern und seinen Schülern. Die Geselligkeit war ihm ein Greuel. Er ging nur aus, wenn er durchaus mußte. Zu den feierlichen Veranstaltungen, an denen er nicht fehlen durfte; zu Hofe, wenn er persönlich befohlen wurde; gern vielleicht nur in den kleinen Kreis, den die Prinzessin Viktoria, die Kronprinzessin, um sich zu sammeln liebte. Sonst mußte Mama immer ein Machtwort sprechen, ehe er in den verhaßten Frack schlüpfte. Wenn Mama ein Machtwort sprach, gab es freilich keine Einrede. Mama regierte unumschränkt. Sie hatte immer recht. Ja ... jawohl: sie hatte immer recht! Manchmal versuchten Papa und ich wohl ein Komplott zu spinnen. Wir Armen: Mama sah, fühlte ja den leisesten Versuch eines Widerstandes im voraus. Und was sie nicht biegen konnte, das brach sie. Ja ... jawohl: das brach sie! Sie war der Wille im Hause. Sie war die Initiative. Sie war die Energie.

Holde Siebzehn!

Auf dem Juristenball, in Armins Hotel, sahen wir uns zum ersten Male. Er fühlte sich eigentlich fremd unter den schwarzen Männern. Fast die einzige Uniform. Eine Uniform, die niemand recht kannte, bis ein Wissender erklärte: Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach; Flügeladjutanten-Uniform im Aussterbeetat ... Ja, er fühlte sich fremd und einsam, bis er dann selber, in der Tanzpause vor dem Kotillon, in dem kleinen Eckchen hinter der Efeuwand, erzählte: ‚Graf Rex, da drüben der lange Mann mit dem schlechtsitzenden Frack, hat mich verschleppt. Ich weiß ja nicht Bescheid. Aber mein hoher Herr ist heut in Potsdam zum Tee bei der Königin Elisabeth — und so bin ich frei. Ich war schon wütend auf Conte Rex. Nunmehr bin ich ihm sehr dankbar ... von Herzen dankbar ...'

Holde Siebzehn!

Aufgeglüht mag die holde Siebzehn sein, die im ersten Winter ausging.

Aber ehe der Winter sich neigte, da brannten beide lichterloh.

Süße Heimlichkeiten ... ein Begegnen, heut und morgen und jeden Tag, wie zufällig, mit Flüsterworten verabredet ... Unter den Linden ... beim Eislauf auf der Rousseauinsel ... und immer wagehalsiger, immer zuversichtlicher: im Neuen Museum, zwischen den Sarkophagen der ägyptischen Könige ... beim süßen Voß, in der kleinen verschwiegenen Konditorei der Anhaltstraße. Dazwischen gesellschaftliches Zusammentreffen, hier und dort, bei Papas Kollegen, im Salon der lieben Frau von Düring, beim letzten Subskriptionsball im Opernhause ... ‚Mein gnädiges



Bildnis

Gemälde von Hans Carp

Fräulein, auch Sie hier?' — ‚Ich glaubte Sie längst in Weimar, Herr von Grittendorff . . .' O dies entzückende Komödienspiel! Die förmliche Verbeugung und der leichte Handdruck bei der Française, ein heimliches gleichzeitiges Glasheben an der Tafel, das Raunen: ‚Morgen, du weißt? Du kommst doch? Ich liebe dich! Ich liebe dich!'

Mama war blind. Nein, sie sah und fühlte, was vorging. Wie sagte sie später, ein wenig spöttisch, ein wenig mütterlich: ‚Warum sollt' ich dir diese kleinen Jugendeseleien nicht gönnen, ma petite? Das haben wir alle durchgemacht und möchten's nicht missen. Daß meine Tochter sich nicht vergessen würde, wußt' ich ja.'

Wußtest du es wirklich? Wußtest du, ob meine Leidenschaft größer war oder mein Stolz geringer . . . oder am stärksten die unbewußte Mädchenangst? Denn die landläufige Tugend: ah, welch ein armselig Ding, sobald die Lippen einmal aufeinander brannten; ein Staubkorn, das ein einziger heißer Atemzug wegbläst . . .

Vielleicht war es doch mein Stolz, der mich schützte. Oder vielleicht ... vielleicht bebte in seiner Liebe nicht meine Leidenschaft. Was weiß ich?

Wir hofften ja auch . . .

Arm waren wir beide. Vater gehörte nicht zu denen, denen Wissenschaft zur milchenden Kuh wird. Mutter zerrann das Geld zwischen den Fingern. Und er hatte gerade zum Leben — und hatte seine Chancen, hatte Freunde, Verbindungen, Zukunftspläne. Sand, auf dem sich kein Haus bauen läßt. Aber die Jugend baut sich Schlösser in die Lüfte. Die schönsten Schlösser, die es gibt ... Vielleicht wohnt nur in ihnen das Glück.

Dann kam er doch zu Vater. Und ich saß in meinem Zimmer, und das Herz wollte mir zerspringen. Die Hände hab' ich mir blutig gerungen, auf den Knien lag ich vor meinem Bett. Sprang wieder auf, horchte an der Tür, ob draußen seine Schritte erklingen würden . . .

Mit einem Male war Mama da. Sie sagte: „Mein liebes Kind . . .", und da wußte ich alles.

Am nächsten Morgen reiste Mama mit mir zu Tante Karla nach Tarkehmen. Ostpreußen lag noch im tiefen Schnee. Zuletzt mußten wir sieben Stunden im Postschlitten fahren. Und ich rieb und rieb in die gefrorene Scheibe winzig kleine Gucklöcher und sah auf das weiße Leichentuch und die Krähen darauf und die paar Bäume, die ihre kahlen Zweige wie verzweifelt zum Himmel streckten. Mama saß neben mir, im Pelz, den Fußsack mit dem Wärmstein bis zu den Knien. Fragte dann und wann: „Frierst du nicht?" Ich fror nicht. Es brannte wie Feuer in mir. Ich hatte auch keine Träne. Ich wollte auch nicht sprechen. Nur wenn wir einmal von einer Station bis zur nächsten allein im Schlitten waren und Mama gut sein wollte und tröstende Worte suchte, dann würgte sich mir ein Schrei aus der Kehle . . .

Ich war gewiß, daß ich sterben würde.

. . . dreiviertel Jahre darauf hab' ich Otto geheiratet . . . wir haben zwei liebe Kinder bekommen ... wir haben wohl ganz glücklich gelebt. Ganz glücklich . . . im Alltag . . .

Das Feuer im Kamin war erloschen.

Marianne fröstelte. Sie zog die Seide vor der Brust fester zusammen. Stand langsam auf, blies die heruntergebrannten Kerzen vor dem Trumeau aus. Die eine — die andere.

. . . eine so alltägliche Geschichte. Und daß einem das Herz dabei entzweibricht, ist auch nur ein Märchen. Mama hatte ganz recht. Mama hatte ja immer recht...

. . . nur darf man sich nicht in die Erinnerungen hineinträumen, nicht in die seligen . . . nicht in die schmerzlichen . . .

Eine ganze Weile saß Frau Marianne auf dem Bettrand. Zog langsam und bedächtig die Taschenuhr auf. Streifte langsam die seidenen Strümpfe von den Füßen.

— und entsagen lernen, ist vielleicht der Weisheit höchster Schluß . . .

— wir Toren . . .

Sie löschte das Licht.

Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Wie aus weiter Ferne klang ihrer Seele das leidenschaftliche Spiel des großen Zauberers. —

⌘ ⌘ ⌘

Grittendorff hatte es nicht eilig mit seinen Visiten. Auch nicht mit dem Besuch im Ritterschen Hause. Es war ein wenig Scheu dabei und viel Überlegung. Die erste Begegnung mit Frau Marianne hatte

ihn interessiert, er hatte sie gesucht. Nun hatte sie doch mehr in ihm aufgewühlt, als er für möglich gehalten. Das war unbequem, konnte noch unbequemer werden. Man braucht nicht mit dem Feuer zu spielen. Aus einem kleinen Flämmchen wird nur zu leicht ein großer Brand. Und dann: ganz überwunden hatte er doch nicht, daß ihn Marianne einst so leicht aufgegeben. Trotzdem er sich sagte, daß es ein Glück für sie beide gewesen. An die Glückseligkeit in der kleinsten Hütte hatte er nie geglaubt, selbst damals nicht, als er um Marianne warb. Eigentlich war die Mama die Verständigste gewesen. Und daß man ihr damals geflucht hatte: lieber Himmel, eine Jugendtorheit war es, auf viele andere gepfropft und von manchen anderen gefolgt.

Hübsch Eile mit Weile. Oder, besser noch, gar keine Eile. Wer so viele Jahre wie ein Pferd gearbeitet hat, wer soviel dienstlichen und außerdienstlichen Ärger herunterwürgen mußte, darf sich schon das otium cum dignitate leisten. Obwohl es eigentlich reichlich früh ist. Nur nicht hetzen. Im Amt hatten sie einen Saal mit drei Fenstern. Besonders diffizile, schwer zu behandelnde Akten deponierte der alte erfahrene Möllner auf das erste Fensterbrett, packte sie nach einer Woche auf das zweite und wieder nach acht Tagen auf das dritte. Nach der dritten Woche waren sie „fensterreif" geworden. „Das heißt, junger Freund, die Erfahrung lehrt, daß sich die Dinge inzwischen meist geklärt, vielfach von selbst erledigt haben." Der Chef freilich durfte von solcher Erledigung nichts wissen. Sonst hätte es ein richtiges Bismarckisches Donnerwetter gesetzt.

Nur nichts übereilen. Wenn die verehrten Herrschaften ein wenig warten müssen, hat das seine Meriten. Es erhöht die Spannung, die Erwartung. Daß man sich etwas in Szene setzt, hat noch niemand geschadet. Und daß man sich etwas rar macht, erst recht nicht.

Eigentlich hatte Exzellenz Grittendorff bis zum Frühjahr im Hotel wohnen bleiben wollen, um dann auf einige Zeit nach Wiesbaden zu gehen. Ihm graute vor der Enge eines Junggesellenheims nach der breiten Art der Lebensführung, an die er sich in seinen letzten Stellungen gewöhnt hatte. Aber der Erbprinz war gar zu unruhig. Ein Dutzend Liszt-Schüler und -Schülerinnen hauste hier, tobte und tollte. Ein paar von den Weibsen — junge, hübsche Racker — machten verliebte Augen, suchten überall kleine Intrigen einzufädeln. Jugend hat keine Tugend, und ein kokettes Ding ist besser als ein langweiliges. Doch auf die Dauer wurde auch das unbequem. Man kam am Ende ins Gerede. Das kommt man in Ilm-Athen nur allzu leicht.

So suchte Grittendorff eine eigene Wohnung, und bis er sie gefunden, verging eine Woche. Bis er sich sein Heim einigermaßen wohnlich eingerichtet hatte, eine zweite und eine dritte. Eine ungemütliche Zeit mit dem Herumessen, bald im Erbprinzen, bald im Elefanten, bald im Russischen Hofe, und mit tausend Kommissionen und stetem Verdruß mit den Handwerkern der Kleinstadt. Dazwischen ein paar Male, notgedrungen, im engsten Kreise bei den Großherzoglichen Herrschaften, was auch nicht besonders erbaulich war mit dem ewigen Gefragtwerden und ewigen Antwortstehenmüssen.

Und zu allem eine innere Unruhe, kaum erklärlich, fast krankhaft. —

Endlich saß Grittendorf doch im Wagen, und auf dem Bock saß der alte dürre Petermann, der allwissendste aller Lohndiener, mit der langen Liste und der Visitenkartentasche. Man brauchte ihn nicht zu instruieren. Er hatte vor jeder Tür sein stereotypes Lächeln und immer dieselbe Frage: „Die Herrschaften sind doch wohl nicht zu Hause?" Wobei er den Kopf schüttelte und die Karten mit größter Selbstverständlichkeit hinstreckte.

Fast zwei Stunden kutschierte Grittendorff durch Weimar. Man hätte auch eine Puppe in den Wagen setzen können. Nur bei Frau von Heydenfels entging er seinem Schicksal nicht. Sie empfing ihn in ihrem Boudoir, dessen Einrichtung sie sich aus Algier mitgebracht hatte, sah sehr mollig aus zwischen den vielen orientalischen Kissen, war äußerst kurz gewandet und von desto längerer Beredsamkeit. Man brauchte sich wenigstens nicht anzustrengen mit der Unterhaltung, bekam eine türkische Zigarette und konnte, wenn man dafür Neigung hatte, zusehen, wie sie sich selber die zweite

wickelte, mit schneeweißen spitzen Fingern, sie mit spitzem, rotem Zünglein „leckte“ und sehr zierlich in Brand setzte. Auch hatte man Zeit, die Porträts ihrer drei Männer an der Wand zu bewundern. Der letzte, der in besonders großem Format zwischen den beiden andern hing, war erst vor zwei Jahren, auf der Hochzeitsreise, im Süden gestorben. Die bösen Weimaraner nannten die Heydenfels die „Todbringerin“.

Von den Frauen in Brasilien schwatzte sie und wollte wissen, ob die Mischlingsmädchen wirklich verführerisch wären; von Paris schwatzte sie und daß sie dort im Café Riche die ravissante Cora Pearl gesehen habe; von Wien schwatzte sie und von der Fiakermilly, die der Kaiserin Elisabeth so seltsam ähnlich wäre; von der Großherzogin schwatzte sie und daß die hohe Frau ganz im seligen Herrn „Geheimderat“ aufginge. Und dann fragte sie unvermittelt: „Exzellenz, waren Sie schon bei Ritters?“

„Nein, meine Gnädigste.“ Stocksteif saß er, den spiegelglatten Zylinder zwischen den grauen Beinkleidern; sah nicht auf, sondern an ihnen hinunter, als ob er die Breite der schwarzen Galons mathematisch berechnen wollte.

„Sie haben wilde Sitten im Auslande angenommen, verehrte Exzellenz. Wo Sie doch selbst erklärten, daß unsere schöne Frau Marianne Ihre gute Freundin von ehedem wäre . . .“

„Das hab' ich gewiß nicht gesagt, gnädige Frau.“

„Doch! Doch! Erinnern Sie sich nur: vor dem Schloßportal, als wir nach dem langweiligen Lisztabend auf die Wagen warteten.“

„Ich erinnere mich wirklich nicht. Ich habe nur gesagt, daß ich die Frau Baronin von früherher kenne.“

Sie lachte. „Aber das ist doch dasselbe. Wenn Mann und Frau sich von früherher kennen, müssen sie sich entweder gehaßt haben oder gut Freund gewesen sein oder — sie liebten sich. Da ich in unserem Fall Nummer eins und Nummer drei selbstverständlich für ausgeschlossen halte, bleibt nur die gute Freundschaft.“

„Ihre Logik ist bewundernswert. Aber es stimmt doch nicht. Ich bin unzähligen Frauen begegnet, habe sie sehr gut gekannt, ohne daß ich mich ihrer Freundschaft rühmen dürfte — von Haß und Liebe ganz zu schweigen. Freundschaft ist eine gar seltene Ware.“

„Es kommt darauf an . . .“

Nun war das Viertelstündchen abgelaufen, und die Zigarette war erledigt. Grittendorff stand auf, machte die korrekteste seiner Verbeugungen, bekam die wohlgepflegte mollige Hand zum Kuß. Als er die Treppe hinunterstieg, pfiff er durch die Zähne. ‚Die setz' ich auf die schwarze Liste: Vorsicht!‘ Er hatte ein kratzendes Gefühl im Halse. Der Tabak war doch nicht gut gewesen.

„Wen haben wir noch zu erledigen?“ fragte er unten.

Petermann wußte das auswendig. Er nannte ein paar Namen, zuletzt: Freiherr von Ritter.

„Ja so . . . wenn wir bei Baron Ritter angenommen werden, soll mir das lieb sein.“

„Ganz wie Exzellenz befehlen.“

Wieder kutschierte er wie eine große Puppe durch die Stadt. Aber die seltsame Unruhe, gegen die er all die Tage angekämpft hatte, wuchs und wuchs. Lächerlich war's. In einer halben Stunde ist der Besuch erledigt, durchaus formell, und wenn — wenn? — sich ein Verkehr entwickelte, hat man es in der Hand, ihn zu gestalten, wie man will. Wahrhaftig: in Marianne lebte gewiß der gleiche Wunsch wie in ihm, alte Wunden nicht aufzureißen. Und wenn wirklich in ihr noch etwas von dem alten . . . dem alten Interesse lebendig war, so war sie viel zu gescheit, um das Restchen zum Feuer anzufachen. Lächerlich! Zudem — sie ist ja glücklich verheiratet. Man hörte es überall: eine Musterehe.

Der Wagen klapperte durch die Marienstraße. Das Nest hatte ein Pflaster, ein Pflaster! Wahrhaftig unwürdig für eine Residenzstadt, und wenn sie noch so klein war . . .

Nun hielt er. Petermann kletterte umständlich vom Bock, schritt langsam und umständlich zum Hausportal.

Ganz weit zurück hatte sich Grittendorff gelehnt. Unglaublich: das Herz pochte. War dies dumme Herz im Altern? Die

Tropen? Man war vielleicht doch nicht Jahre hindurch ungestraft unter Palmen gewandelt?

Plötzlich dachte Grittendorff an Ritter. Er wollte an ihn denken, er zwang sich dazu. Es war ja auch in der Ordnung so, wohl ganz natürlich: sein Besuch galt doch auch ihm. Allerlei hatte man ihm zugetragen, fast geflissentlich, wie ihm jetzt scheinen wollte. Ein Riese, gute Erscheinung, aber etwas grobschlächtig, außerordentlich gutmütig ... der größte oder der zweitgrößte Steuerzahler im Lande ... ein bissel tappig ... an der Table d'hôte im Erbprinzen, in der Erholung, wo er ein paarmal gewesen, hatten sie so geklatscht. Was sagte doch die geschwätzige, giftige Witib: er züchtet die dicksten Ochsen im Ländchen und die fettesten Hammel. Ein rechtes Bild gab das alles nicht.

— aber es reichte immerhin, daß man sich fragen durfte: wie paßte Marianne zu dem Manne?

Er schüttelte den Kopf. Wozu die Frage? Was ging es ihn an?

Und da kam das Petermännchen zurückgewackelt. „Exzellenz ..."

Petermann machte ein Gesicht, als ob er sich persönlich schuldig fühlte.

„Was gibt's?"

„Exzellenz, der Herr Baron sind auf dem Lande. Die Frau Baronin sind ausgegangen."

Nun also. Es war wohl eine der üblichen Redensarten. Vielleicht wollte ihn Marianne nicht annehmen. Vielleicht nur nicht in Abwesenheit ihres Mannes. Vielleicht war sie verstimmt, daß er so lange gezögert hatte.

Jedenfalls war es ganz gut so —

— aber verdrießlich war's doch ...

„Wohin befehlen Exzellenz jetzt?"

‚Nach Hause,' wollte er antworten. Doch dann stand er plötzlich draußen neben dem Wagen. Er hatte das Gefühl: nur jetzt nicht in deine Junggesellenwohnung, die noch nach Kleister riecht in allen Ecken. Bist ja auch ganz steif von der elenden Kutschiererei. Drüben ist der Park, und die Sonne scheint. Wirst dir die Beine etwas vertreten.

Es war ein Untergedanke dabei. Aber den gestand er sich selber nicht.

Den Wagen lohnte er ab. Stand noch einen Augenblick, sah nach dem stattlichen Hause hinauf. Ob sich nicht am Ende doch ein Gardinchen verschob? Zu töricht — als ob das Mariannens Art gewesen. So schlenderte er denn hinüber, der Hofgärtnerei zu.

Da hatten sie wieder ihr Wesen mit dem Liszt. Unter seinen Fenstern stand ein halbhundert Menschen, Weiblein meist, alte und junge. Und der Maestro lehnte zum Fenster hinaus in die milde Frühjahrsluft, die leise in seinen Silberlocken spielte. Um den Haufen unten kümmerte er sich nicht. Er hatte eine Apfelsine in den sieggewohnten Fingern, bastelte die Schale ab und warf sie stückweise hinunter. Jedesmal, wenn solch Stückchen unten ankam, stürzten sich die tollen Weiber darauf, überkugelten sich fast, um die teure Reliquie, geheiligt durch des Meisters unsterbliche Hand, zu erkämpfen.

Verrücktes Volk ...

Ein paar Schritte noch, und Grittendorff stand unter den hohen Bäumen.

Es wollte wirklich Frühjahr werden. Die Blätterknospen an den Sträuchern waren schon dick geschwollen. Wenn man den Kopf hob, sah man auf einen leisen, grünen Schein. An ein paar Rabatten arbeiteten die Gärtner. Die frisch aufgeworfene Erde duftete.

Er schlenderte langsam weiter. ‚Etwas merkwürdig Herbes hat der deutsche Vorfrühling, selbst an solch sonnigem Tag,' dachte er. ‚Wenn man jetzt in Wiesbaden wäre, oder besser noch in Lugano oder in Pallanza, hätte man schon den vollen Frühling mit Veilchen und Anemonen und allem Drum und Dran. Aber schön ist's auch hier. Herb ja ... und so seltsam sehnsuchtsvoll ... wie ein ganz junges Mädchen, das gerade die kurzen Backfischkleider abgelegt hat, aber noch lange Zöpfe trägt.'

Plötzlich sah er die Baronin Ritter. Ganz nahe, aber ohne daß sie ihn bemerken konnte. Sie schien vom Römischen Hause her zu kommen, und neben ihr schritt solch ein junges Ding, wahrhaftig mit langen Zöpfen, die tief über den Nacken herabhingen. Eifrig sprachen sie miteinander.

— verleugnen hatte sich Marianne also

nicht lassen. Es wäre ihr auch nicht ähnlich gewesen. Wirklich nicht . . .

— war das ihre Tochter? Hatte sie schon solch großes Kind? Ja freilich . . . die Jahre —

Da sah sie sich um, zufällig, und erkannte ihn. Er zog tief den Hut. Und stand dann gleich vor ihr. „Gnädige Frau, ich versuchte soeben vergeblich, Ihnen meinen Besuch zu machen.“

Er hatte sich wohl geirrt, wenn er glaubte, sie wäre auf einen Moment zusammengezuckt. Ganz ruhig war sie. Vielleicht zuckten nur ihre Lippen ein wenig ironisch. „Das tut mir leid, Exzellenz, und mein Mann wird erst recht bedauern. — Meine Tochter Else . . .“

Er reichte dem Backfisch die Hand. Dachte wieder: ‚Solch großes Kind! Ein auffallend hübsches Kind. Erinnert an die Marianne von einst — und doch auch wieder nicht‘ — Sagte laut: „Wir müssen gut Freund werden, Fräulein Else.“ Und dann: „Darf ich Sie ein Stück Wegs begleiten, gnädige Frau?“

Sie nickte — und als er dabei ihr Profil sah und zugleich das der Tochter, drängte sich ihm die Ähnlichkeit noch stärker auf. Aber auch der Unterschied. Nicht nur der, der in den Jahren lag. Das Elslein hatte nicht das Sonnige, das einst das Gesicht der Mutter verklärt hatte.

„Ich muß mich entschuldigen, gnädige Frau. Ich hätte längst meine Aufwartung machen sollen.“

„Ich bitt’ Sie, Exzellenz.“

„Doch! Aber meine Installierung nahm mich zu stark in Anspruch. Sie glauben gar nicht, gnädige Frau, wie schwer es für einen armen Junggesellen ist, in Weimar eine leidlich passende Wohnung zu finden.“

„Wo haben Sie gemietet, Exzellenz?“ Es schien nicht ohne die Betonung von Amt und Würde zu gehen.

„Am andern Ende der Welt — für Weimar. An Frorieps Garten. Wenn ich zum Fenster hinauseh’, denk’ ich manchmal, daß ganz in der Nähe Demoiselle Vulpius Federn kräuseln und Blumen machen gelernt haben muß, ehe sie Goethes Wohlgefallen erregte.“

Sie antwortete nicht. Er sah es, sie hatte die Lippen fest aufeinandergepreßt. Vielleicht war es eine Dummheit gewesen, was er gesagt — des Backfisches wegen. Vielleicht war es noch immer wie einst, wo man Christianens Namen nicht vor den Damen von Weimar nennen durfte, ohne scheel angesehen zu werden.

Erst nach ein paar Schritten gab sie zurück: „Ich hoffe, Sie haben es gut getroffen, Exzellenz.“

„Man muß sich bescheiden lernen, gnädige Frau.“

Das Gespräch war schleppend geführt worden, nun stockte es ganz. Das verdroß ihn. Warum war Marianne, bei aller, fast allzu scharf betonten Höflichkeit, so wortkarg? Ganz anders als im Schloß — ganz anders —

Sie waren bis zur Ilm gekommen, die ziemlich hoch ging in graugrünem Frühlingswasser. Einen Augenblick zögerte er: ziehst du den Hut und empfiehlst dich? Dann, gleich, während sie über die Naturbrücke gingen, wandte er sich an die Tochter. Er wies nach rechts: „Goethes Gartenhaus!“ Und er sprach weiter:

„Übermütig sieht’s nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein guter Mut beschert.

Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor.
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.

Hatten wir das schon in der Literaturgeschichte, Fräulein Else?“

‚Reizend — solch Backfischgesichtel!‘ dachte er dabei, als sich der Flaum der Kinderwangen mit dunklem Rot färbte. Was das Mädel übrigens für kluge Augen hat!

Sie hatte zum erstenmal, ein wenig erschrocken, daß er sie ansprach, aufgesehen. Aber die Verlegenheit verschwand gleich. Und sie antwortete mit ernstem Gesicht: „Mama hat mir davon erzählt. Der Herzog Karl August hat das Haus Goethe geschenkt.“

„Ja, Fräulein Else, und Goethe hat dort oben in dem armseligen Häuschen sieben Jahre gewohnt. Dort sind ihm zuerst die Gedanken zu seinem Tasso und zur Iphigenie gekommen, und dort sind seine schönsten Gedichte entstanden —

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,

Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz —

Vielleicht waren es Goethes glücklichste Jahre, die in dem kleinen Gartenhäuschen . . ."

Er unterbrach sich: „Wollten Sie nach der Stadt zurück, gnädige Frau?"

„Ja, Exzellenz," sagte Frau von Ritter kurz.

Sie gingen weiter, hart am Ilmufer. Und ihn reizte es unwiderstehlich, dem Kinde noch etwas zu erzählen. Vielleicht der Mutter zum Trotz.

„Damals als Goethe einzog, war der Park noch eine ziemliche Wüstenei, Fräulein Else. Er und sein Freund, der Herzog, haben ihn eigentlich erst geschaffen. Es wächst hier mächtig schnell. Das merke ich selber, wenn ich an die Zeiten zurückdenke, wo ich als Schulbube zwischen den Linden und Eschen, den Ulmen und den Kastanien herumtollte. Ich bin nämlich ein uralter Mummelgreis, müssen Sie wissen, Fräulein Else. Als Goethe starb, war ich schon ganze drei Jahr alt. Aber als er dort Einzug hielt, da konnte er noch frei hinübersehen bis ans andere Ufer, bis zum Fürstenhaus, in dem damals der Herzog wohnte. Auch bis zu dem Hause der Frau von Stein . . ."

‚Er hört sich doch gar zu gern sprechen,' dachte Marianne. ‚Was soll das dem Kinde?' Sie warf unvermittelt ein: „Du mußt auf den Weg achten, Else. Willst du dir nasse Füße holen." Es klang fast unfreundlich, und das Kind ließ den Kopf hängen.

Schweigend gingen sie ein Stück Wegs. Dann reute es sie plötzlich: ‚Unliebenswürdig soll er mich nicht finden.' Und sie sagte: „Ich bin neulich in dem kleinen Garten gewesen. Man muß Listen anwenden, um überhaupt hineinzukommen. Er ist schrecklich verwildert, das Häuschen ist eine halbe Ruine. Die Enkel scheinen sich um den lieben, erinnerungsreichen Besitz gar nicht zu kümmern."

„Beide sind Sonderlinge, gnädige Frau, und sie leiden, glaub' ich, in des Großvaters Schatten. Wie Wolfgang von sich gesagt hat: ‚Mein Großvater war ein Hüne, und ich bin ein Hühnchen'. Zudem aber — es besitzt nicht jedermann die Gabe, Erinnerungen zu pflegen." Er erschrak leicht, kaum daß er es gesagt hatte.

Sie sah scharf zu ihm hinüber, eigentlich zum erstenmal heute, lachte leise: „Ob wir das besser verstehen würden, Exzellenz?"

„Ich weiß nicht. Es ist vielleicht nicht nur eine Gabe . . . es ist auch eine Kunst. Besonders wenn es sich um eigene Erinnerungen handelt. Aber von mir kann ich mit Meister Goethe sagen: Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit süßer Erinnrung —" Zögernd schwieg er einen Moment und ergänzte doch: „Würzt' es mit Hoffnung; sie sind lieblichste Würzen der Welt."

Sie waren bis zur Sternbrücke gekommen. Er zog den Hut. „Darf ich mich hier verabschieden, gnädige Frau? Adieu, Fräulein Else. Auf Wiedersehen." Und ging mit seinen großen Schritten der Stadt zu.

Marianne Ritter stand überrascht. Dachte etwas bitter: ‚Er hat sich einen guten Abgang gemacht . . . er kann die Pose nicht entbehren. Aber zugleich klangen in ihrer Seele seine letzten Worte nach: ‚Würzt' es mit Hoffnung; sie sind lieblichste Würzen der Welt.' Das Blut stieg ihr in die Schläfen. Unverschämt . . . wenn man einen Doppelsinn zulassen wollte. Und dennoch . . .

Sie schämte sich vor dem ahnungslosen Kinde.

Aber gleich war in ihr wieder das heiße Gefühl: du mußt doppelt gut zu den Deinen sein! Zärtlich legte sie ihre Hand auf den Arm der Tochter: „Komm, Else, wir schlendern langsam zurück. Es ist so schön heut im Park. Es will wirklich Frühling werden." —

⌘ ⌘ ⌘

Ritter fand, zur Überraschung seiner Frau, außerordentlichen Gefallen an Grittendorff. Schon als er von seinem Gegenbesuch zurückkam, der sich zu einer Plauderviertelstunde ausgewachsen hatte, war er gewonnen. Der meist etwas Wortkarge wurde fast redeselig, als er davon erzählte. „Ein ungewöhnlich begabter Mann, sag ich dir, Mi. Unbegreiflich, daß das Reich ihn nicht im Dienst festgehalten hat. Es hat doch wirklich keinen Überfluß an solchen Köpfen. Wir haben uns vortreff-

lich unterhalten. Er hat ja für alles Interesse, gerade auch für die Landwirtschaft. Man müßte ihn als Reichstagskandidaten aufstellen. Und wie originell er sich eingerichtet hat mit all den Dingen, die er sich aus den Tropen mitbrachte. Schade, Mi, daß du das nicht sehen kannst.“ —

Marianne schwieg. Grittendorff hatte wieder einmal die Stunde gehabt, in der er bezaubern wollte; dann war er unwiderstehlich. Vielleicht war ihm gerade Otto ein willkommenes Objekt gewesen. Er hatte gewiß alle Saiten klingen lassen. Morgen, das nächstemal, gab er sich wohl ganz anders.

Sie schwieg auch, als Grittendorff unter einem ziemlich fadenscheinigen Vorwand, wenn schon in der Form ausgesucht höflich, auf eine Einladung zu einem größeren Diner absagte. Sie hatte es kaum anders erwartet. Sie konnte sogar lächeln darüber: es war immer seine Art gewesen, sich rar zu machen.

Dann trafen die Herren sich zufällig im Elefanten. Ritter, der eigentlich nie ausging, hatte einen Hallenser Geschäftsfreund dorthin begleitet, kam sehr spät heim und erzählte wieder: „Wir haben den ganzen Abend zusammen gesessen. Famoser Mann — der Grittendorff. Es hat ihm so leid getan — neulich — daß er nicht kommen konnte. Da hab' ich ihn gebeten, Donnerstag bei uns zu essen. Was machst du denn für ein Gesicht, Mi? Es ist dir doch recht?“

„Ich bin es wirklich nicht gewöhnt, Otto, daß du jemand einlädst, ohne mich vorher zu verständigen.“

„Sei nicht böse. Es kam wirklich von selber. Du brauchst ja keine Umstände zu machen. Ich hab' ausdrücklich gesagt, daß wir ganz allein sind. Das schien ihn gerade zu freuen.“

Marianne zog die Achseln hoch. „Wenn es dein Wunsch ist.“ —

Aber der einzige Gast sollte, durfte Grittendorff doch nicht sein. Das unter keinen Umständen. Frau Marianne lud schnell noch einige nähere Bekannte ein. Sie schrieb persönlich, schellte nach dem Diener — und hatte die Billetts zerrissen, als er eintrat. Die Zeit wäre zu kurz, man könnte eine Absicht wittern, war ihr eingefallen als willkommene Brücke.

Es sollte ganz einfach sein, hatte Ritter gewünscht. Ohne Umstände, häuslich, freundschaftlich. Ja doch — selbstverständlich. Aber die alte dicke Köchin sah verwundert, etwas verärgert auf, als die Frau Baronin mit ihr das Menü durchsprach. Marianne war keine deutsche Musterhausfrau, die sich um alle Einzelheiten kümmerte. Der Haushalt hatte auch, trotzdem man ziemlich zurückgezogen lebte, einen so breiten Zuschnitt, daß das gar nicht anging. Diesmal konnte sie sich nicht genug tun. Nur Suppe, Fisch, Geflügel, Gemüse, eine süße Speise. Aber alles ausgesucht, streng der Saison entsprechend, Primeurs: Frühlingssuppe, Forellen, Poularde, frischer Spargel, eine Creme mit Erdbeeren. „Spargel und Erdbeeren gibt's hier noch nicht,“ brummte die dicke Minna. „Dann werde ich an Borchardt in Berlin telegraphieren. Minna, nehmen Sie sich zusammen, Exzellenz ist sehr verwöhnt.“ In der Tür kehrte Marianne sich nochmals um: „Wir wollen doch noch Natives vor der Suppe geben.“ Ihr war plötzlich die Erinnerung gekommen an ein Diner in Berlin — damals, damals — an dem Grittendorff ihr Tischnachbar gewesen. Das Verständnis für Austern war ihr noch nicht aufgegangen, und da hatte sie ihm das halbe Dutzend, das auf ihrem Teller lag, heimlich zugeschoben. Ein wenig rot geworden war sie, als sie daran dachte. Aber sie lächelte und sagte schnell: „Machen Sie's gut, Minna. Der Herr Baron legt besonderen Wert darauf.“

Nachher und in den nächsten beiden Tagen ärgerte sie sich, daß sie etwas erregt war. Lächerlich: Grittendorff war ein Gast wie jeder andere. Sie nahm sich zusammen. Sie beschäftigte sich mit den Kindern. Sie fuhr, was sie selten tat, am Donnerstag mit ihrem Mann über Land, ging mit ihm in Osterhausen durch die Ställe, zeigte Interesse für die neue Fohlenkoppel, hörte geduldig seiner weitschweifigen Unterredung mit dem Administrator zu. Aber dazwischen mußte, mußte sie immer wieder an Grittendorff denken. Es half kein Wehren. Auf der Rückfahrt sprach sie kaum ein Wort. Das fiel Ritter nicht sonderlich auf; es gab auch sonst Tage, an denen sie beide wenig mehr als das Notwendigste sprachen. Nur einmal schreckte sie aus ihrem stummen

Hinbrüten auf, als er plötzlich fragte: „Du hast doch nicht vergessen, liebe Mi, daß wir morgen einen Gast zu Tisch haben?“

Nein! O nein! Das hatte sie nicht vergessen. Fast gereizt antwortete sie: „Vergesse ich denn je etwas, was du mir aufträgst?“

„Ich frage ja nur, Mi. Ich weiß, du denkst an alles ... Die Kinder essen doch mit uns?“

Sie wollte wieder heftig entgegnen. Doch sie lehnte sich tief in ihre Wagenecke zurück. „Wenn du es wünschest ...“

„Ich dachte —“

„Nun gut. Sie können ja mitessen. Warum nicht? Hoffentlich benimmt sich Max manierlich.“

Babette hatte am nächsten Tag Sorgen. Sie konnte es der Frau Baronin, die sonst so leicht zufrieden zu stellen war, nicht recht machen. Dreimal gab Marianne andere Anordnungen für ihre Toilette. Schließlich wählte sie ein schlichtes schwarzes Seidenkleid. Sie ließ sich auch ganz schlicht, mit glattem Scheitel frisieren. Sagte sich immer wieder: ‚Es ist ja so gleichgültig —‘ und ertappte sich vor dem Spiegel, wie sie sich prüfend anschaute, Gestalt und Gesicht. Da lief sie schnell zu den Kindern hinüber.

Grittendorff war der liebenswürdigste Gast. Er hatte seinen besonders guten Tag. Er aß mit Behagen, tat den guten Weinen des Hausherrn alle Ehre an, gab sich den Kindern gegenüber als alter, zu kleinen Scherzen wohlaufgelegter Onkel, erzählte allerlei exotische Schnurren, die ebenso auf sie wie auf Ritter abgestimmt waren. So sehr, daß Marianne ein paarmal dachte: ‚Wunderbar, wie schnell er Ottos eigentlichste Art erkannt hat!‘ Für sie hatte er eine etwas konventionelle Ritterlichkeit. So empfand sie wenigstens und war ein bißchen enttäuscht.

Der Kaffee wurde im Herrenzimmer genommen; nicht ohne daß Grittendorff dem Jungen vorher einen Kuß gegeben hatte: „Bist ein Prachtbursch!“ Else streichelte er die Wange, die — Marianne bemerkte es wohl — hoch aufglühte. „Sie müssen mich mal mit Mamas Erlaubnis besuchen, Fräulein Else. Ich hab' allerlei Raritätchen von drüben mitgebracht, die Ihnen Spaß machen werden. Es ist ganz kurioses Zeug darunter. Und ich koch' Ihnen selber eine Schokolade. Keine Kinderschokolade natürlich, sondern eine ganz erwachsene. Auf spanische Art, so dick, daß der Löffel drin stehen kann. Nur die Spanier verstehen, gute Schokolade zu kochen.“

Marianne ließ die Herren bald allein. Sie hatte das unwiderstehliche Bedürfnis, wenigstens einige Minuten für sich zu sein. In ihrem Salon riß sie alle Fenster auf, ging hastend auf und ab. Es war ihr, als sollte sie ersticken. Die Tür zum Herrenzimmer war nur angelehnt. Ab und zu hörte sie das dröhnende Lachen ihres Mannes. Und sie dachte noch einmal: ‚Wie er doch Ottos eigentlichste Art erkannt hat. Jetzt erzählt er irgendwelche Skandalgeschichten ...‘

Dann ging sie wieder hinüber. Grittendorff sprang auf, zog ihr einen der alten, tiefen Sessel heran. Die Herren hatten rote Köpfe, Ritter schenkte sich noch einen Chartreuse ein. Aber ihre Unterhaltung stockte. Bis Grittendorf von den Kindern zu sprechen begann. Warmherzig, nun ganz ernst und lebhaft zugleich. Und dann von seiner Junggeselleneinsamkeit.

Ritter lachte, ein wenig überlegen, ein wenig mitleidig, des eigenen Besitzes froh: „Ja, Exzellenz, warum haben Sie nicht geheiratet!“

Die schweren Lider waren halb über die Iris herabgesunken, aber Marianne fühlte, wie die stahlgrauen Augen auf ihr hafteten. Sie fühlte, während er langsam antwortete, wie er sie musterte, sie beobachtete, unauffällig und doch durchdringend scharf. Wie sein Blick nicht nur ihr Gesicht zergliederte, wie seine Augen über ihre Gestalt glitten. Sie konnte das nicht aushalten, es peinigte sie. Sie griff seitwärts nach dem Nebentisch, wo eine angefangene Handarbeit lag. —

„Ja, lieber Baron, warum hab' ich nicht geheiratet? Ich bin in den Jahren, in denen man sich sonst ein Haus gründet, derart in der Welt herumgeworfen worden, daß es mir einfach an der Gelegenheit fehlte. Korea, Japan, Brasilien. Und was einem drüben an Weiblichkeit begegnet, diese Schwestern und Nichten der Herren Kollegen, die hinausgeschickt werden, um eine Partie zu machen, das kam für mich nicht in Frage. Mein Heimaturlaub war aber immer allzu kurz, und wenn ich



Garten. Gemälde von Leo Klein-Diepold

doch einmal unter den Töchtern des Landes Umschau halten wollte, dann tauchten immer Erinnerungen auf und Vergleiche, die's mir vergällten."

„Zu wählerisch waren Sie, Exzellenz."

„Mag wohl sein. Schließlich versäumt man darüber den Anschluß, wird's zuerst gar nicht gewahr, will es dann nicht glauben, und mit einem Male steht man vor der Tatsache, daß man unverbesserlich geworden ist. Recht zum Bewußtsein kommt's einem wohl erst, wenn man aus dem ewigen Einerlei des Dienstes, der doch ein ewiger Wechsel ist, ausscheidet. Dann zieht man eben nach — Weimar, nimmt sich einen Hausdrachen und hat die einzige Genugtuung, sich mit dem herumärgern zu dürfen, wie man sich früher mit einem halben Dutzend Diplomaten sogenannter befreundeter Mächte plagen mußte. Es kommt im Grunde auf dasselbe hinaus."

Nun war sein Blick langsam bis zu ihren Füßen herabgeglitten. O mein Gott, wie hatte er einst, einst von denen geschwärmt...

Jetzt sah er auf und sagte plötzlich in ganz verändertem Ton: „Freilich, ob ich mich zur Ehe geeignet hätte, ist sehr zweifelhaft. Ich bin eine etwas streitsüchtige Natur. So fand man wenigstens im Amt. Und in einer guten Ehe soll doch Frieden herrschen. Nicht wahr, meine gnädige Frau?"

Sie schrak leicht auf, als er sie ansprach. Aber sie faßte sich schnell. „Im Ehestand muß man sich manchmal streiten; denn dadurch erfährt man was voneinander!" zitierte sie.

„Sie kennen unseren Goethe gut —"

„Dafür lebt man in Weimar, Exzellenz."

„Aber wir streiten uns doch nie, Mi —" warf Ritter ein wenig erstaunt dazwischen.

„Nein — wir streiten uns nie . . ."

Grittendorff hatte ein verstecktes Lächeln.

„Meister Goethe hat sich übrigens mit seiner Christiane, soviel man weiß, auch selten oder nie gestritten, gnädige Frau — trotz seines Weisheitsspruches aus den Wahlverwandtschaften."

Es lag ihr auf der Zunge zu entgegnen: sie hatten sich wohl auch wenig zu sagen. Aber sie sagte laut: „Vielleicht war diese Ehe auch nichts, gar nichts als die Fortsetzung der früheren — Freundschaft."

„Freundschaft! Das hast du gut gesagt, Mi . . . Freundschaft."

„Darf ich noch um eine Papyros bitten, lieber Baron? Danke . . . Nein, gnädigste Frau, unterschätzen wir die gute Christiane nicht. Mein Vater hat mir oft von ihr erzählt. Sie war durchaus nicht so unbedeutend, wie man sie uns gern hinstellen möchte. Sie hatte auch ihre Meriten. Die um Frau von Stein haben uns ihr Bild geflissentlich verzerrt."

Marianne stichelte eifrig an ihrer Stickerei. „Man sollte diese beiden Frauen wahrhaftig nicht in einem Atemzuge nennen, Exzellenz."

Er lehnte sich weit zurück und sah in den Rauch seiner Zigarette. „Warum nicht, gnädige Frau? Sie gehören, finde ich, unlösbar zusammen, denn sie gehören beide zu unseres Goethe Bild. Daß Frau von Stein die geistig bedeutendere war, wird kein Verständiger leugnen. Aber welche Goethe mehr Gutes getan, wer kann das entscheiden? Nur daß Charlotte ihm größere Pein zufügte als Christiane, das ist gewiß. Wir alle sind, ich möchte sagen, von Kindesbeinen an darauf gedrillt, in Frau von Stein ein höheres Wesen zu bewundern. Vielleicht floß manche Übertreibung dabei unter, die Jugend unterstreicht immer zu stark — und unterschätzt das rein Menschliche . . . Aber ich sehe, Sie zürnen . . ."

Sie schüttelte den Kopf. Dann, nach einer Weile, ließ sie die Handarbeit sinken und sagte leise, ohne aufzusehen: „Weh taten Sie mir —"

Da haschte er nach ihrer Hand und berührte sie mit den Lippen. Ganz leicht, aber es brannte wie Feuer. So daß sie ihm die Hand schnell entzog und unter der weißen Stickerei barg. Und froh war, als ihr Mann sagte: „Der ewige Goethe! Mi, könntest du uns nicht ein Glas Bier kommen lassen? Exzellenz, spielen Sie Whist? Meine Frau ist eine gar nicht zu verachtende Partnerin. Es ist ja selten bei Frauen, aber Marianne hat wirklich etwas Kartenverstand —"

Als Grittendorff gegangen war, hatte Marianne sich in ihr Zimmer zurückgezogen.

Nach einer halben Stunde kam ihr Mann herüber, um ihr Gute Nacht zu sagen. Er

blieb auf der Schwelle stehen. „Aber du bist ja im Dunkeln! Soll ich nicht nach der Lampe schellen?“ fragte er ganz erstaunt.

„Ich bitt' dich: nein.“

„Was hast du denn, Mi? Bist du nicht wohl?“

„Vielleicht ein wenig angegriffen.“

„Ja, ihr Frauen! Geht mal etwas ein bissel außer der Tour, gleich fällt's euch auf die Nerven.“

Sie sprach müde aus ihrer dunklen Ecke heraus: „Darüber kannst du bei mir doch nicht klagen.“

„Nun ja . . . eigentlich nicht. Es sollte auch kein Vorwurf sein. Man sagt mal so was hin.“ Und dann begann er, schwer und gemächlich, im Zimmer auf und ab zu gehen. Die Tür hatte er offen gelassen, ein breiter, heller Lichtstreifen fiel über den dunkelroten Teppich und dann und wann auf seine breitschultrige, massige Gestalt. Dabei war er, gegen seine Gewohnheit, redselig. In kurzen, abgehackten Sätzen sprach er von dem Zusammensein, von dem Mittagessen, daß der Lafitte anscheinend Grittendorff besonders gut geschmeckt hätte. „Ich will mir doch noch ein Pöstchen davon hinlegen . . . Minna hatte übrigens recht gut gekocht . . . ja . . . gute Idee von dir, das mit den Austern . . .“

Es tat ihr körperlich weh, wie er sprach. Sie rührte sich nicht, dachte immer: ‚Nun wird er doch bald aufhören und gehen.‘ Wollte nicht aufsehen und sah doch jedesmal, wenn er in den Lichtkegel trat, seine gelbe Lederjacke aufleuchten.

„— zu netter Mensch, der Grittendorff. Beim Whist war er freilich etwas zerstreut . . . Du hast übrigens auch schlecht gespielt, Mi. Zweimal hast du mir die falsche Farbe gebracht, einmal Pique, wo du Treff hättest anspielen müssen . . . ja . . . und das zweitemal . . . na, ich weiß nicht mehr . . . ist ja auch egal. Auf alle Fälle müssen wir öfters unsere Partie haben . . . Meintest du was, Mi? Herr Gott von Bentheim, bist du schweigsam . . .“

„Ich bin müde.“

„Ja . . . es ist wohl auch Zeit. Merkwürdig schnell ist mir der Abend beim Whist vergangen. Nu ja, aber so wie der verdrehte Kerl, der Liszt, der die halbe Nacht hindurch robbert . . . na, das wäre für mich doch nichts.“

Nun war er wieder im Lichtstreifen. Stand ein paar Augenblicke still, strich an seinem Bart herunter und kam dann gerade auf Marianne zu.

„Hör' mal, Mi . . . eigentlich kann einem der Grittendorff leid tun. Es ist doch nur ein halbes Leben, so ohne Kind und Kegel. Er sagt's ja selber. Weißt du, wir sollten ihn verheiraten . . .“

Da schnellte sie hoch, sah ihren Mann starr an, lachte laut auf, ihm ins Gesicht: „Verdien' dir doch den Kuppelpelz!“ und lief an ihm vorüber aus dem Zimmer.

⌘ ⌘ ⌘

Grittendorff kam wöchentlich ein-, zweimal in das Rittersche Haus. Es war der einzige Verkehr, den er wirklich aufgenommen hatte.

Jedesmal, wenn er am Abend — es wurde bisweilen ziemlich spät — durch die menschenleeren Straßen seiner Wohnung zuschlenderte, nahm er sich vor: ‚Nun läßt du aber ein langes, ein längeres Intervall — es geht nicht so weiter.‘ Dann schmiedete er Reisepläne. Töricht kam er sich vor, daß er sich hier in dem Nest angekettet hatte. Zehnmal vernünftiger wäre es gewesen, sich in einer Großstadt festzusetzen, wo sich hundert Ablenkungen boten. Es braucht ja nicht gerade Berlin zu sein. Überhaupt: es war falsch, daß er sich einen festen Wohnsitz genommen, wenigstens voreilig hatte er gehandelt; er hätte noch ein Jahr oder zwei aus dem Koffer leben sollen, im Winter in Wien, Rom oder Paris, mal wieder die Saison in London mitmachen, das Leben genießen, ausschöpfen, solange man sich leidlich jung fühlte. Anstatt dessen saß man mit diesem guten, braven Ritter zusammen, trank dessen Bordeaux, spielte ein paar Robber Whist. Immer, immer mit demselben unbehaglichen Gefühl, . . . als ob einem der Boden unter den Füßen fortgleiten wollte . . .

Diese Ehe! Da hatte die teure Mama ein Paar zusammengekoppelt, wie man es sich ungleicher gar nicht denken konnte. Denn selbstverständlich hatte sie, sie allein diese glänzende Partie gemacht, sie allein, mit ihrer gesellschaftlichen Findigkeit und ihrer rücksichtslosen Energie. Marianne war noch ein halbes Kind gewesen, mochte

schließlich, mit gebrochenen Flügeln, ja gesagt haben ... par dépit. Merkwürdig genug, daß es bisher so gut gegangen. Vielleicht weil Ritter ein so guter Kerl war. Aber wo hat Gutherzigkeit allein zu einer Ehe genügt? Freilich: die Kinder. Das kittet. Und der Dritte war eben nicht gekommen. Nein nein, nein — tausendmal nein! Ich mag den Frieden dieser Ehe — und wenn er noch so äußerlich ist — nicht stören. Ich nicht ...

Dann, am nächsten Morgen, lachte er über seine Phantasien. Unsinn! Etwas Harmloseres, als den Verkehr bei Ritters, gab es überhaupt nicht. Man aß gut, man trank noch besser; man schäkerte als alter Onkel mit dem hübschen Backfisch, in dem sich schon ganz leise die ersten weiblichen Instinkte regten, was wirklich besonders reizvoll war; man spielte mit dem törichten Jungen Domino oder schimpfte mit ihm über die Schulbank. Man drosch einen Whist im Herrenzimmer oder skandalisierte ein wenig, oder man saß jetzt, an den lauen Abenden, auf dem Altan nach dem Garten hinaus, rauchte eine Importe und wetteiferte mit dem Alten in Schweigsamkeit. Worin Ritter freilich in solchen Stunden der Überlegenere war. Unstreitig überlegen: denn wenn der genugsam von seinem Viehzeug und den Ernteaussichten gesprochen hatte, konnte er sicher schweigen, ohne übermäßig zu denken. Während man sich gerade dann allerlei Gedanken machte, dumme Gedanken, heiße Gedanken manchmal ...

Unsinn! Frau Baronin Ritter war eine tadellose Dame — nein mehr, eine tadellose Ehefrau. Erstaunlich blieb es ja, daß und wie sie sich mit dem Einerlei dieses Lebens abgefunden hatte. Marianne! Aber Tatsache war es: sie hatte sich abgefunden. Vielleicht im Bewußtsein, ihren Mann an hundert unsichtbaren Fäden zu regieren, soweit die Ernteaussichten nicht in Frage kamen. Vielleicht weil die Kinder ihr reichen Ersatz boten. Es gibt solche Frauen! Vielleicht hatte Marianne auch nicht das Temperament, das sie einst zu besitzen schien. Vielleicht war es im Keim erstickt — damals. —

Kam dann der Tag, zu dem Grittendorff zugesagt hatte, oder schickte Ritter seinen getreuen Adolf: „Der Herr Baron ließe bitten, ob Seine Exzellenz nicht morgen einen Teller Suppe ...", dann war auch das Gefühl der Gefahr wieder da, des Spielens mit dem Feuer. Die Erinnerung an ein flüchtiges Begegnen der Augen, an ein leises, leichtes Streifen der Hände, an ein geflüstertes Wort, das ganz harmlos scheinen mußte, wenn man ihm nicht eine besondere Deutung zu geben verstand.

„Ja, Adolf ... ich lasse danken, ich werde mir die Ehre geben."

Denn mit dem Gedanken an die Gefahr, an das Spielen mit dem Feuer wehte jedesmal auch der namenlose, süße, lockende Reiz auf, der darin lag. Wie ein köstliches Kunstwerk dünkte Grittendorff dann dies geheime, unausgesprochene Sichsuchen der Seelen. Eine rohe Hand hätte daran nur zu rühren brauchen, und es wäre in Staub zerfallen. Auf ihn wirkte es wie wundervoller, rubinroter, duftender Wein in kristallener Schale. Ganz sacht und vorsichtig mußte man den Wein schlürfen, Tropfen um Tropfen ... und nie bis zur Neige ...

Auch daß Marianne niemals schrieb, ihn nie selbst aufforderte: ‚Wir sehen Sie doch ...' auch das erhöhte, vertiefte den Reiz. Immer war Abwehr in ihr: selbst dann, wenn ihre Hände sich berührten und ihre kühlen, schlanken Finger leise bebten. Und jedesmal, wenn ein lebhafter Akkord in der Unterhaltung aufklang, brach sie jäh ab —

⌘ ⌘ ⌘

Ritters hatten Logierbesuch. Der in Ostpreußen begüterte Schwager des Hausherrn machte auf der Durchreise nach Baden-Baden mit seiner Frau Station in Weimar. Sie hatten sich erst am Tage vorher angemeldet, Grittendorff wußte nichts von ihrer Ankunft. Im ersten Augenblick, als er ihnen gegenüberstand in Mariannens Salon, hatte er ein wenig das Gefühl einer Enttäuschung gehabt: schade, daß wir nicht allein sind. Gleich darauf sagte er sich: ‚Gut, daß unsere Sozietät einmal einen Zuwachs erhält.'

Er fand das Ehepaar scharmant. Herr Boedecker sprudelte vor derber Lebhaftigkeit. Seine stattliche, noch immer hübsche Frau, Ritters Stiefschwester und viel jünger als er, sekundierte ihm in ausgeprägt ostpreußischem Dialekt; sie konnte herz-

erfreuend kichern. Das Elsekind sah die Tante mit ihren ernsten Augen manchmal verwundert an. Die „Exzellenz“ imponierte beiden, Mann und Frau, spottwenig; sie hatten gewiß oben im Heimatskreis ein halbes Dutzend Exzellenzen auf den großen Gütern sitzen und hielten mit denen, trotz ihres bürgerlichen Namens, gute Nachbarschaft. Sonderlich geistreich waren sie kaum. Die Sehenswürdigkeiten von Weimar wollten sie pflichtgetreu nach dem Baedeker und unter Assistenz Mariannens absolvieren, aber im Grunde galt ihnen Goethe gewiß nicht viel mehr, als etwa Gustav Freytag; Schiller rangierten sie ungefähr mit Felix Dahn, und von Liszt, der einmal in „Kenigsbarg“ konzertiert hatte, wußten sie wenig mehr, als daß er lange Haare und lange Finger hatte. Aber sie waren amüsant. Selbst ihre naive, lebhafte Oberflächlichkeit war wohltuend.

Grittendorff posierte ein wenig, fand die Hausfrau. Er machte der blonden Schwägerin etwas stark die Cour, fand sie. Und diese kokette Frau mit den Glitzeraugen und dem Stumpfnäschen ließ es sich willig gefallen, fand sie. Marianne wurde stiller und stiller.

Plötzlich wachte sie auf. Sie forcierte ein Gespräch mit dem Schwager, ging nicht nur auf seine Scherze ein, sondern suchte ihn zu übertrumpfen. Die Kinder hatten ihr Dominospiel stehen lassen: Boedecker baute mit den Steinen eine Burg, und Marianne stieß sie jedesmal mit spitzen Fingern um. Dann wollte sie wissen, wie und wo er sich bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin amüsiert hätte? Wo die Wollonkels jetzt ihre Nächte durchtobten? Ob er in den Katakomben bei Rudolf Dressel soupiert habe? „Du, lieber Klaus, du kannst mir's leise sagen ... deine Frau ist eifersüchtig?“ — „Keine Spur. Grete, du sollst eifersüchtig sein!“ — „Erzähl' mir von der neuesten Operette in der Friedrich-Wilhelmstadt. Fatinitza — nicht wahr? Ist's pikant?“ Und er intonierte den Schlager: „Fatinitza, was hast du alles durchgemacht.“ Sie steckten die Köpfe zusammen und plauschten weiter, kicherten leise, lachten laut.

Es war so auffallend, Marianne gab sich so anders, als sonst, daß selbst ihr Mann verwunderte Augen machte. Grittendorff hatte sein leichtes Spiel mit Frau Boedecker aufgegeben, rauchte schweigend, bis die lebhafte Ostpreußin mit dem Fächer nach seiner Schulter schlug: „Sie träumen wohl, Exzellenz.“

Dann, mit einem Male, brach Marianne ab. Stand auf: „Hausfrauenpflichten — ich weiß wahrhaftig nicht, wo der Adolf mit unserm Tee bleibt.“ Und als sie wieder herkam, hatte sie ihr ernstes Gesicht.

Bald darauf ging Grittendorff. Boedecker schloß sich ihm an. Er müsse sich noch ein bissel die Beine vertreten. Und ob es nicht in Weimar ein Lokälchen gebe, meinte er draußen, wo man einen ostpreußischen Maitrank bekäme, kein labbriges Zeug, sondern so etwas für die nötige Bettschwere? Sie zogen nach dem Elefanten. „Im guten Weimar muß man zwar eigentlich den Thüringer Blümchenkaffee als Spezialgetränk ansprechen, Herr Boedecker, aber immerhin, versuchen wir's. Ich bin auch kein Kostverächter.“

Sie saßen eine halbe, sie saßen eine ganze Stunde. Grittendorff war ziemlich schweigsam. Ihm war der Nachmittag, der so nett begonnen, auf die Nerven gefallen: er wußte selbst nicht recht, weshalb. Vielleicht litt er auch nur unter dem dicken, schweren Zigarrenrauch in der Gaststube. Er drehte am Glase, nippte nur dann und wann. Dafür trank der andere in starken Zügen seinen Kognakgrog und wurde immer gesprächiger.

Er schwärmte von seiner Schwägerin. Eine famose Frau, eine Prachtfrau, ein Weibchen zum Küssen. Und wie sie den Otto zu nehmen verstünde ...

„Wissen Sie, Exzellenz, ich war ja damals ein junges Bürschchen, als sich die beiden verlobten. Oben bei uns, Marianne war mit ihrer Mutter bei meinen Eltern auf Grasung. Aber man hat doch seine Augen. Das hatt' ich gleich weg, wissen Sie, daß das 'ne geschobene Chose war. Nicht bloß wegen des Altersunterschiedes. Bewahr mich Gott! Das macht's nicht. Nur — unser guter Otto, wissen Sie, ist ein herzensgutes Menschenkind und dazu ein Mordskerl, soweit sein agrarischer Sinn in Frage kommt. Viel weiter langt's aber nicht. Er war immer, wissen Sie, solch 'ne schwere Maschine. Und die Marianne ...

was war das für 'n Mädel! Am liebsten hätt' ich sie damals dem Ritter aus den Armen gerissen.

„Ja, wissen Sie ... das sah 'n Blinder: das schöne Mädelchen war arm wie 'ne Kirchenmaus, und er hatte die Moneten. Punktum, streu' Sand drum. Kommt ja wohl öfter vor in dieser Welt. Nur daß es selten so gut abläuft. Aber die Mi ist so klug, wie sie schön ist. Die hat sich, wissen Sie, ihren Bau gezimmert. Meisterhaft! Meisterhaft! Erst wird's ihr gewiß schwer geworden sein, obwohl wir nie von Kämpfen oder so gehört haben. Nachher mag dann die Gewohnheit gekommen sein. Na, und wissen Sie, vielleicht nebenbei die kleine Genugtuung, die reichste Frau im Lande zu sein! Es ist ja nicht so ohne — das Geldchen! Und außerdem der Otto: wenn Mi einen Wunsch hat, dann ist er schon erfüllt. Er ist unglaublich gutherzig. Womit ich unserer lieben Mi, weiß Knöppchen, nicht zu nahe treten will. Mißbrauch hat sie mit dem Gelde nie getrieben ..."

Er tauchte wieder tief in das bauchige Glas und wischte sich den kleinen, braunen Schnurrbart.

„Ich hab' unsre Mi seit drei Jahren nicht gesehen. Ist ja höllisch weit von Pillkallen nach hier. Aber nu, wissen Sie, Exzellenz, nu war ich einfach futsch! Ich weiß nicht, wie sie das macht: sie wird immer schöner. Weiß Gott, immer schöner. Und immer interessanter. Ja ... der Otto hat das große Los gezogen — er hatte immer die größten Kartoffeln! Nur eben — — ich glaube, wissen Sie, es kommt ihm gar nicht so recht zum Bewußtsein. So wie er nu mal ist, der Alte. Er hat seine schöne Frau sicher riesig lieb, dafür kenn' ich ihn. Seine Riesentatzen möcht er ihr unter die Füßchen breiten ... die süßen Füßchen. Aber er denkt sich eben, wenn er sich überhaupt was dabei denkt, anders könnt' es gar nicht sein ...

„Wissen Sie, Exzellenz, vor zwei Jahren, bald nach dem Krieg, da hieß es mal, Otto wollte alles verkaufen. Er hat da draußen ein mächtiges Tonlager, und Kohlen sollen auch da sein, das sollte gegründet werden. In Berlin gründen sie ja jetzt alles und noch einiges. Die Juden, hieß es, hätten ihm 'n riesiges Geld geboten. Wissen Sie, und da schrieb Mi, wenn das Geschäft perfekt würde, zögen sie nach Berlin. Na, ich hab' mir mein Teil gedacht. Ehrlich gestanden: wenn Marianne so aus dem gewohnten Geleise heraus und in den großen Gesellschaftstrubel hineinkäme und 'ne Rolle spielte, bei ihrer Schönheit — an Verehrern würde es nicht gefehlt haben. Ich lege gewiß meine beiden Hände für Mi ins Feuer, wo's am heißesten ist. Aber, du liebes Gottchen, besser ist's schon, daß alles so geblieben ist. Denn schließlich, sie ist so jung, und, wissen Sie, eigentlich hat sie doch noch nicht viel vom Leben gehabt. So denk' ich wenigstens ... ja ..."

Grittendorff drehte immer noch an seinem Glase. Er antwortete kaum, nickte nur dann und wann, so leicht und vorsichtig, daß es kaum als Zustimmung gelten konnte. Kaum interessiert schien er. Und doch bohrten die Worte in seiner Seele. Bohrten sich fest und bebten nach —

(Fortsetzung folgt)

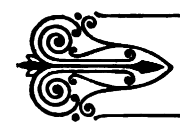
Im Arm der Nacht

Ich bin nicht stets so trüb und toll,
Wie Ihr mich kennt in Kampf und Sorgen.
Es fand mich froh und friedevoll
Im Arm der Nacht schon mancher Morgen.

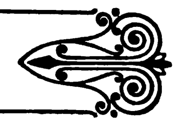
Denn doppelt ist mein Angesicht,
Ein Januskopf, der herb und heiter.
Ich seh' nur trübes Erdenlicht,
Mein Traum sieht eine Sonne weiter.

Dort leuchtet über Sturm und Streit
Ein Land voll ew'ger Schönheit nieder,
Und meine Seele läßt ihr Leid
Und lächelt ihrer Heimat wieder ...

Georg Busse-Palma



Nächte. Von Hans Bethge



Nächte! In euch schlafen die Begebenheiten übermütiger Jahre und Stunden; ihr seid ganz erfüllt von den Abenteuern der Liebe und des Hasses; ihr seid voll von Geheimnissen; an euch hängt der Duft seliger Stunden des Rausches und der Verklärung; ihr zittert von den lallenden Worten der Sehnsucht und von den jubelnden Worten der Erfüllung; in euch keimen Gedanken auf, dunkle und schimmernde, in euch zittert es, in euch blüht es, in euch duftet es wild und berauschend; ihr erfüllt die Wünsche der Liebe; ihr zeigt uns die Bilder anderer Welten; zauberisch liegen die Gärten in euch da; ihr spendet uns den alles heilenden Balsam Schlaf. Ihr laßt uns freilich auch matt, mit heißen Augen, gequält von Gedanken des Grauens, schlaflos auf dem Lager der Verzweiflung schmachten.

Der Tag ist hell, man sieht alles in einem klaren und nüchternen Licht, aber die Nacht webt wunderliche Schleier um die Dinge, um die Gestalten und um die Sinne der Menschen, und was der Schüchterne bei Tag nicht wagte, er wagt es bei Nacht, ermuntert von dem verführerischen Mond, dem Freunde der Liebenden.

Wenn ich im Garten der Erinnerung wandle, denke ich oft an Nächte zurück. An nächtliche Ritte und Wanderungen, an dunkle Rufe und Lieder bei Nacht, an das Gleiten nächtlicher Schiffe, an Träume, an verschwiegene Stunden, an Tänze auf dem Rasen im Mondlicht, an weiße Schultern, an Lachen, an Übermut, an Einsamkeit, an Rosen, an Schmerzen und Trauer.

⌘ ⌘ ⌘

Ich war neun Jahre alt, als ich eines Nachts jäh aus traumlosem Schlaf emporfuhr. Ich erwachte mit einer lastenden Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt. Ich weiß, ich spürte etwas Furchtbares in der Luft, eine Beklemmung lag auf mir, mir war, als ob ich Zeuge von etwas Gräßlichem werden müßte, und ich hatte Angst.

Da kam es schon von der Straße her, langgezogen und schrecklich anzuhören: „Hilfe! Hilfe!“ Die Hilferufe eines Menschen in dunkler Nacht, — ich riß entsetzt die Augen auf, dann schloß ich sie fest, und Bild auf Bild jagte erregt durch meine Phantasie, während draußen die furchtbaren Rufe von neuem erklangen, nicht ganz nahe, etwas heiser und geheimnisvoll gedämpft durch die Luft.

Was sah ich alles in diesen nächtlichen Sekunden! Es wollte mir die Brust abschnüren; ich sah rieselndes Blut, Blicke des Hasses, flehende Blicke mit der Bitte um Erbarmen, und meine Finger krallten sich in die Bettdecke, und ich duckte mich mit verhaltenem Atem tief in das Kissen und lauschte, voll Bangnis, ob die Rufe wiederkehren würden. Und sie kehrten wieder, stiller, gurgelnder, verzweifelter als zuerst, scheinbar ferner, und dann flackerten sie noch einmal auf, und dann erloschen sie hoffnungslos, und die letzten Rufe waren so, daß man fühlte: jetzt geht es zu Ende, jetzt stirbt er, jetzt ist alles aus, und wenn Hilfe kommt, kommt sie zu spät.

Ich hörte, wie sich in der Straße Fenster öffneten. Dann hörte ich einige Türen gehen; dann ein paar laufende Menschen. Während dies alles vorging, schlugen meine Pulse zum Bersten; ich lag mit brennenden Augen da, und jählings, während weniger Minuten, hatte das Leben eine neue, bis dahin nicht geahnte Bedeutung für mich bekommen, denn das erstemal war eine Ahnung in mir aufgegangen von dem, was der Tod bedeutet, von dem Grauenhaften, das das Wort Sterben in sich schließt. Wer denkt mit neun Jahren an den Tod? Man denkt an die Qualen der Schule; man denkt, ob günstiger Wind sei, um die Drachen steigen zu lassen; man denkt an Indianerspiele und an die heldenhaften Abenteuer, von denen man in Büchern las. Aber der Tod ist nur ein Name, der keine Bedeutung hat, und man spricht das Wort nach wie eine Vokabel. Und da kommt plötzlich diese Nacht mit den Hilferufen eines verlassenen, verzweifelten Menschen, und auf einmal geht in dem Gehirn des Kindes eine Ahnung auf von dem großen Dunkel der Worte Leben und Tod, und etwas in

dem Kinde ist ausgelöscht für immer, und etwas ist dafür erblüht, etwas Ernstes ist in seine Augen gekommen, und das Wort Sterben gleitet von jetzt ab mit einer größeren Ehrfurcht, mit einem leisen, geheimen Wissen von den Lippen.

⁂

Mit zwei jungen Bekannten bereiste ich die Balearischen Inseln. In einer kleinen Hafenstadt der Insel Mallorka mieteten wir Maultiere und ritten in das Gebirge. Wundervolle Tage der Einsamkeit auf schroffen Felsenhöhen, in verlassenen Tälern, an kühlen Quellen, unter den schattigen Dächern der Korkeichen. Am Abend des zweiten Tages wollten wir das Kloster San Lluch, d. h. Sankt Lukas, erreichen, das in einem einsamen Tale liegt. Es wurde Abend; wir waren müde von den schwierigen Wegen, aber das Kloster kam nicht in Sicht. Wir hatten die verflossene Nacht im Freien gelegen und sehnten uns nach einem Dach über unseren Köpfen. Die Dunkelheit kam. Wir konnten den steinigen Weg am hohen Berghang hin nur noch mit Mühe erkennen, und wir waren niedergeschlagen, da wir weit und breit im Tal kein Licht entdecken konnten. Und schräg gegenüber, ziemlich nahe, ragte die spitze Kuppe des Puig Mayor, des höchsten Berges der Insel, in die Abendluft. Sie stand schwarz und drohend vor dem dunkelblauen Himmel, und jetzt kam süß und heiter die silberne Sichel des Mondes über ihr heraus, ein zauberhafter Anblick. Wir tappten vorwärts und zogen die ermüdeten Maultiere am Halfter hinter uns her. Der junge Mallorkiner, der uns führte, behauptete immer wieder, das Kloster müsse in der Nähe sein. Wir glaubten ihm kaum mehr. Wir sprachen nur wenig; die Zweige alter Bäume schlugen uns ins Gesicht; hin und wieder schrien wir laut in das Tal, aber keine Stimme gab uns Antwort. Ich sah oft zu der riesigen, wie ein Zuckerhut aufstrebenden Bergwand mit der schwebenden Mondsichel empor; unvergeßlich ist mir dies Bild der Ruhe und heiteren Erhabenheit. Meine Füße schritten kaum mehr aus, sie stolperten vorwärts in übergroßer Ermüdung. Mitunter hörte ich einen Fluch, den einer der Genossen ausstieß. Plötzlich einen Ausruf der Freude. Im Tal, weit unten, war ein Licht zu erkennen, das konnte nur das Kloster sein. Wir jubelten und nahmen mit Vorsicht die Richtung dem Lichte zu. Wir riefen laut; man hörte uns. Und nun sahen wir ein kleines Licht dem Schall unserer Rufe entgegenkommen. Als das Licht zu uns stieß, waren wir geborgen. Ein paar Mönche, barhäuptig, in braunen Kutten, standen vor uns und hießen uns willkommen. Wie erstaunt sie waren, als sie hörten, daß wir Deutsche seien! Und nun kam das Schönste, das Herrliche, weshalb ich von dieser Nacht erzähle. Die Mönche führten uns in ihr Kloster, und auf einmal gerieten wir in ein Märchenland, das uns ganz überwältigte. Wir hörten Orgelklang, singende Stimmen nahmen uns gefangen, und ein Licht flutete um uns her, das überirdisch schien. Die alten Korridore waren ganz mit roten Rosen bestreut; Rosengewinde hingen an allen Wänden, alle Rosen der Insel schienen zu unserm Willkomm in diesen nächtlichen Räumen vereint zu sein. Rote Lampen schwebten über uns, wir traten in die Kirche ein, und nichts als Rosen und Laubgewinde und strahlende Kerzen und festliche Menschen waren um uns her; ein betäubender Duft von Blumen und Weihrauch drang auf uns ein; Melodien klangen, und wir sahen uns an und wußten nicht, was wir von diesem Wunder denken sollten. Aus der schweigenden Nacht, aus den Einöden des Gebirges plötzlich in diese Rosenschönheit, in dieses Meer von Licht und Duft und Orgelklang: es schien, daß es nicht wirklich war, daß eine reizende Phantasie uns narrte, und doch war alles schönste Wirklichkeit! Wir fragten nach dem Grunde dieser festlichen Veranstaltung. Es war St. Lukastag, der höchste Feiertag des Klosters.

Die Mönche bewirteten uns und wiesen uns gastliche Zimmer mit weichen Betten an. Von Rosen träumend, schliefen wir in dieser lauen Nacht, an die ich zurückdenke wie an ein Rosenwunder, wie an eine Sage, die aus dem Dunkel auftauchte und schnell verschwand, wie an einen fernen Duft, wie an ein süßes Lied in der Fremde.

⁂

Ich denke an Nächte, die wir als Studenten auf einem deutschen Fluß durchzechten. Wir saßen in Gondeln, die mit Blumengewinden umkränzt waren, Lampions

schwankten um uns her, und wir sangen. Der Duft des Flieders kam vom Ufer herüber. Wir waren voll Übermut, voll Kraft, voll hochfliegender Pläne. Einer stieg trunken auf das Heck der Gondel, taumelte, stürzte in das Wasser und ertrank. Die Lieder verstummten, und die Gondeln schlichen heim. —

Ich denke an Träume, — an unheimliche Träume, aus denen man aufschreckt mit einem Schrei; an wundervolle Träume, aus denen man ungern erwacht, erstaunt, daß sie nicht Wahrheit sind; an Träume, in denen man mit längst Verstorbenen verkehrt, als ob sie lebend wären; in denen man herrliche Taten vollbringt, die einem das Leben immer versagt.

Ich denke an Gewitter bei Nacht. An eine brennende Mühle auf dem Felde, deren glühende Flügel sich langsam in Bewegung setzten, bis sie zusammenstürzten, ein gewaltiger Anblick. Ich denke an unheimliche Begräbnisse in Portugal, die bei Nacht stattfinden; die Leiche wird allen sichtbar in einem offenen Sarge getragen, von Fackelträgern begleitet, und eine schaurige Musik ertönt. Ich denke an nächtlichen Sturm auf dem Meere; an tausend Liebesschwüre, die nie gehalten wurden; an eine Leichenwacht.

Aber von einer Nacht möchte ich noch erzählen. Eine traumhaft mystische Erinnerung steigt herauf.

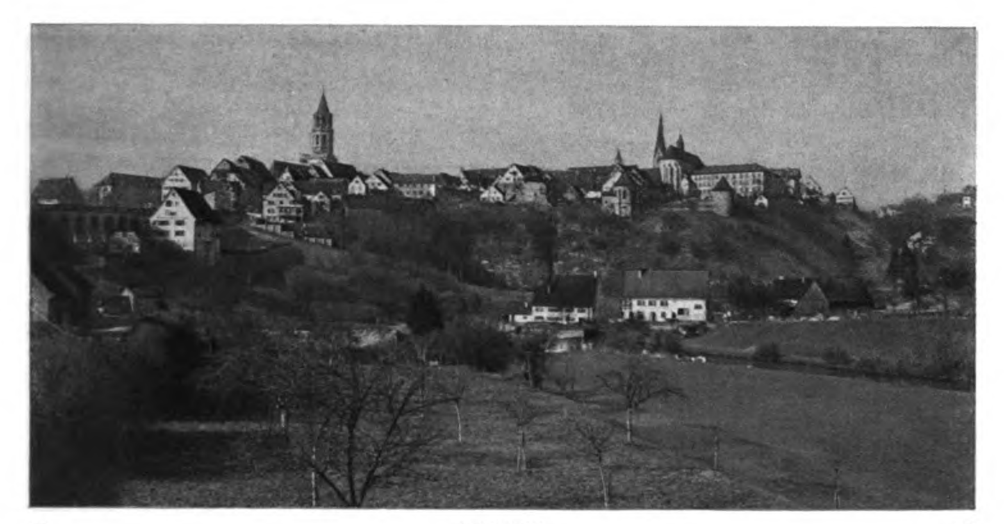
※ ※ ※

Aus der katalonischen Ebene fuhr ich in die Pyrenäen hinauf, um die Bauernrepublik Andorra zu besuchen. Eine Tartana, das ist ein zweiräderiger, überdeckter Wagen, der von einer Reihe einzeln voreinander gespannter Maultiere gezogen wird, trug mich ein einsames Tal empor. Ein Mädchen aus Barcelona fuhr mit mir, ein hübsches, weißgekleidetes Ding, das in das heimatliche Gebirgsdorf strebte, um dort an der Hochzeit einer Schwester teilzunehmen. Wir fuhren die Nacht hindurch; ich schlief in Pausen. Wenn ich wachte, sah ich hinaus. Dunkle Felsenschroffen, zuweilen Ruinen auf steilen Höhen zogen draußen vorüber, eine dunkle, fremde Welt. Dann, gegen Morgen, trat etwas Wunderbares ein.

Ich sah müde hinaus; es war alles schwarz. Der Fuhrmann schlief, auch das Mädchen aus Barcelona, das sich auf der Bank mir gegenüber ausgestreckt hatte. Da tauchte am Wege das Licht einer Schenke auf. Instinktiv gingen die Maultiere langsamer; der Fuhrmann erwachte. Er gähnte, ließ die Tiere halten und stieg ab. Da er sah, daß ich wach war, fragte er: „Un aguardiente, señor?“ d. h. „Ein Glas Branntwein, Herr?“ Ich verneinte. Er begab sich in die Kneipe; auch ich sprang vom Wagen. Ich trat auf die Chaussee, und plötzlich sah ich, wie hinter einer flachen Halde der himbeerfarbene Vollmond unterging. Langsam, unheimlich groß, von der märchenhaften Farbe der Himbeere, stieg er hinab. Die Luft war ganz still. Die Maultiere standen da und dampften; das Mädchen schlief in dem Wagen; ich sah das blasse Licht der Schenke. Da hub auf einmal eine Flöte an, gespielt von einem Hirten oder einer Hirtin in dem kleinen Nachbartal. Wie sage ich, was in mir aufstieg in dieser dunklen, südlichen Einsamkeit? Die geheimnisvolle Flöte, der riesenhafte Mond, die dampfenden Tiere, das Licht am Wege, das schlafende Mädchen im Wagen, und die wunderbar laue, stille Nacht — es war ein Moment, der weit hinaus führte über das irdische Erlebnis, eine Verklärung war um mich, es war plötzlich wie eine Erkenntnis des kosmischen Webens, es klang in mir wie die Saiten einer himmlischen Harfe. Ein paar Augenblicke nur währte es. In diesen Augenblicken erkannte ich klar, wie eine Offenbarung, die schwermütige Schönheit der Welt.

Dann kam der Fuhrmann lachend aus der Kneipe; es wurde gesprochen, und alles war vorbei. Der Duft war vergangen, plötzlich war alles wieder irdisch und ohne Geheimnis ringsher, und wir fuhren weiter das Tal hinauf. Aber ich hatte ein Erlebnis gehabt, tiefer und herrlicher, als alle anderen Erlebnisse dieser Reise. Ein Ahnen war durch mich hingezogen, ein beglückendes und doch wehmütiges Ahnen, beinahe ein Verstehen, ein ernster, weltentiefer Traum.

Nie werde ich diese mystischen Augenblicke in der katalonischen Nacht vergessen, die Himbeerfrucht des Mondes und die seufzende Flöte, in deren Klängen die ganze Melancholie des Weltalls schlief.



Rottweil

Frühling am Neckar. Von Dr. Hans Sendling

Mit neunzehn für diese Hefte angefertigten mehrfarbigen Naturaufnahmen von Hermann Boll, Berlin

Man sollte es kaum denken, wie rücksichtenvoll auch der Fremdenverkehr zu sein vermag, der sonst mit unheimlicher Geschwindigkeit die schönen Punkte der Welt in Stätten eines geräuschvollen Betriebs verwandelt, so daß nun vor lauter Hotels, Bergbahnen, Sportplätzen, Sektplakaten und Verkaufsbuden vollkommen die Stimmung verloren ist, die ursprünglich den Touristen hierhergeführt hatte. Und dennoch gibt es solche Zartheiten des Verkehrsstrudels und jener fremdenindustriellen Ausbeutung, die ihn noch mehr leitet, als sie ihm nachhetzt. Es gibt noch Gegenden in Deutschland, wo es ungestört wunderschön ist und deren Poesie noch kein Einbruch jener mechanisch bewundernden, lunchenden und kodakenden Scharen verletzt, die die Hochzeitsreise oder die Kontinenttour auf den allbekannten Routen durch Deutschland und die Schweiz absolvieren.

Zu jenen zählt das Neckartal. Hier herrscht noch nicht die Hotelaktiengesellschaft, sondern wenn es einen Souverän hier gibt, ist es der Student. Im Unterlaufe, in der Gegend von Neckarsteinachs Bergen, ist's der Heidelberger Musensohn, am oberen Laufe, da wo längst die pfälzisch-fränkischen Laute den schwäbischen gewichen sind, im Zeichen Uhlandscher und Schwabscher Poesie der Tübinger Student. Die Dreiheit von Burgen, Wein und altertümlichen Städtchen, in Verbindung mit dem anmutig kapriziösen Bilderwechsel des vielgewundenen Flußbettes selbst, gibt dem Neckar den Zauber seiner Romantik und einer schier unerschöpflichen Mannigfaltigkeit.

Unweit der jungen Donau auf der wolkenüberhangenen Hochfläche der Baar, dort wo die Bäuerinnen zu düsterschwarzer Kleidung scharlachrote Strümpfe tragen, da rinnen die Quellen des Flusses im einsamen Moorgelände zusammen. Wie oft pilgerte aus dem nahen Donaueschingen der melancholische Bibliothekar Dr. Josef Scheffel dort hinüber und sann sich nach seinem Heidelberg abwärts, den Lauf des Flusses hinunter, seltsam abgerissene Strophen der Sehnsucht, des Heimwehs, des Zagens und der Entschlüsse von diesen Wanderungen zurückbringend — „loh und licht, Ries' und Zwerg — ist dein Werk, Heidelberg! Kahle Zeit, März im Herz: allezeit neckarwärts!“

Das ist des Flusses Anfang bei Schwenningen auf der Baar. Dann kommen die alten Städte durch das ganze Württemberger Land, sie alle voll Erinnerungen schwäbischer Geschichte oder einstiger Reichsstadtherrlichkeit. Welche Kleinodien alter Architektur bergen sie; welche Perlen malerischer Erscheinung durch Lage und bau-

liches Bild der Mauern, Türme und Giebel sind unter ihnen. Zu ihnen zählt das hochgebaute Rottweil, wo noch an offener Reichsstraße des kaiserlichen Richters steinerner Stuhl steht, umblüht von üppigem Frühlingsgebüsch, mit seinen Lehnen für die Arme des Hofrichters, auf dessen Knien das nackte Schwert lag, und mit der hohen, reichsadlergeschmückten Rükkenlehne. Der heutige mächtige Stuhl stammt zwar erst von einer Erneuerung des 18. Jahrhunderts, das Hofgericht selber ist dagegen schon unter Rudolf von Habsburg entstanden, und zwar dadurch, daß der König selbst hier der Graf des Landgerichtes war. Infolgedessen verwirrte sich nachmals die Auffassung, und ein einfaches Grafschaftsgericht im Gau stieg zu einer erhöhten Zuständigkeit wie das des Königs empor, die freilich auch in diesen überaus zersplitterten schwäbischen Landen, deren Einheitsherzogtum mit den Staufern untergegangen war, hochwillkommen sein mußte.

Und weiter gen Tübingen zieht der junge Neckar, das zu seinen von schönen Alleen geleiteten Ufern lieblich und malerisch hinuntersteigt. Das Schloß hat der durch Hauffs „Lichtenstein" allbekannte Herzog Ulrich gebaut, nachdem er soeben, 1534, aus seiner Verbannung zurückgekehrt war und das Württemberger Erbe seiner Ahnen, des prächtigen Eberhards des Rauschebarts, zurückgewonnen hatte. Die Reformation im Lande entsann sich, zusammen mit der Schwabentreue, seiner, des Lutheraners, und setzte der angemaßten Gewalt von Habsburg, das die unbesonnene Leidenschaft des Herzogs so trefflich ausgenutzt hatte, ein Ende. — Wie vieles Gedenken knüpft sich an die schwäbische Studentenstadt! Nur Uhlands, des herrlichen Deutschen und Sängers und dabei noch trefflichen Gelehrten, sei gedacht, dessen auf die Neckarbrücke blickendes Wohnhaus heute im pietätsstolzen Besitz der alten Tübinger Burschenschaft der „Germanen" verwaltet wird. Und Hölderlins!

Ein wenig abwärts von Uhlands Hause, in dem vom Fluß bespülten Turme hat volle 37 Jahre der geistesgebrochen hinbrütende Kranke eine verlorene Dichterkraft betrauert, die nur noch an seltenen guten Tagen ihn milde und sanft wie eine barmherzige Trösterin besuchte.



Partie am Neckar in Tübingen



Blick auf Tübingen, vom Österberg aus

Eßlingen! Mit der langgestreckten romanischen Dionysiuskirche, die man auf unserem Bilde sieht, der evangelischen Stadtkirche jetzt, und mit der gotischen Liebfrauenkirche, deren zierlich durchbrochener, steinerner Spitzhelmturm, im Jahre 1478 vollendet, nicht der großartigste dieser Art ist, wohl aber mit seinen angefügten Treppentürmchen der malerischste von ihnen. Was aber Eßlingen noch einen ganz besonderen Reiz gibt, ist das mittelalterliche, weitumfassende Befestigungssystem, das die Stadt, die überragende kaiserliche Burg und eine Anzahl scharf ummauerter Dorffriedhöfe und burgartiger „Pfleghöfe" in eine große, über Berg und Tal laufende Landwehr zog. Auch einen modernen Ruhm hat die Fabrikation der Stadt, die schon früh durch ihre Wollenspinnereien gedeihlich war. Womit uns heute die Herren vom Mittelrhein, wenn es nach ihren Inseraten ginge, überschwemmen würden, nämlich dem deutschen Schaumwein, darin sind wieder einmal die Schwaben schon als die frühen aufgestanden. In Eßlingen fabrizieren seit einer Reihe von Menschenaltern die Herren Keßler & Co. ihren „moussierenden Neckar", und so lange Zeit ist er durch ganz Europa versandt und getrunken worden. Nebenbei: wer einmal in der Champagne einfachen weißen Wein, nicht Sekt, getrunken hat, dem mag die große Ähnlichkeit im Geschmack dieses Landweins mit dem Württemberger, falls er aber auch den kannte, aufgefallen sein.

Untertürkheim am Neckar, mit dem Rotenberg, auf dem 1083 die Wirtemburg erbaut ward, die Stammburg der Ritterherren, dann Grafen, dann Herzöge, dann Könige; Kannstatt mit dem aussichtsschönen Landschloß Rosenstein, das 1823 bis 1829 König Wilhelm I. erbaute, und nun das schöne, blühende Stuttgart — wie sollte man es nicht nennen, weil es eine unerhebliche Strecke im Sonderkessel seitab vom Neckar liegt, zu dem es doch so ganz gehört! — Wo die Enz in den Neckar mündet, liegt Besigheim, aus dem sich die Maler von Karlsruhe und Stuttgart so prächtige Studien holen. Und wiederum abwärts, zu Lauffen, wurde 1534 die Schlacht geschlagen, durch die sich Herzog Ulrich, unter der schützenden Hilfe Philipps des Groß-



Eßlingen, von der Höhe aus gesehen



Blick ins Neckartal am Friedhof in Wangen bei Stuttgart

gemuten von Hessen, sein Land zurückerkämpfte. Auf zwei Felsen, zwischen deren torartigem Gegenüber der Fluß hindurchbricht, liegen zur Rechten die schon zur Karolingerzeit genannte Burg, von deren älteren Teilen der ragende Bergfrit erhalten ist, und links die Kirche der heiligen Regiswind. Wir sprachen von Hölderlin; er war Lauffener Kind, die Wellen des Neckars haben die Wiege des Dichters umflüstert, wie sie die langen Jahrzehnte der Einsamkeit den Kranken still umrauscht.

Altberühmt ist Heilbronn, mit gegiebelten Häusern und prächtigem Marktplatz. Im Rathaussaal tagte im Bauernkrieg von 1525 der Konvent der Aufständischen, der ihren — durchaus nicht so üblen — Entwurf einer Reichsreform beriet, und Götz von Berlichingen, der nicht vergessen hatte, daß er 1519 hier gefangen saß, soll mit seiner eisernen Hand die berühmten Ohrfeigen ausgeteilt haben, die Kopf- und Zahn- und alles andere Weh kurierten. Nur eine Stunde abseits liegt Weinsberg, von dem noch zu reden ist.

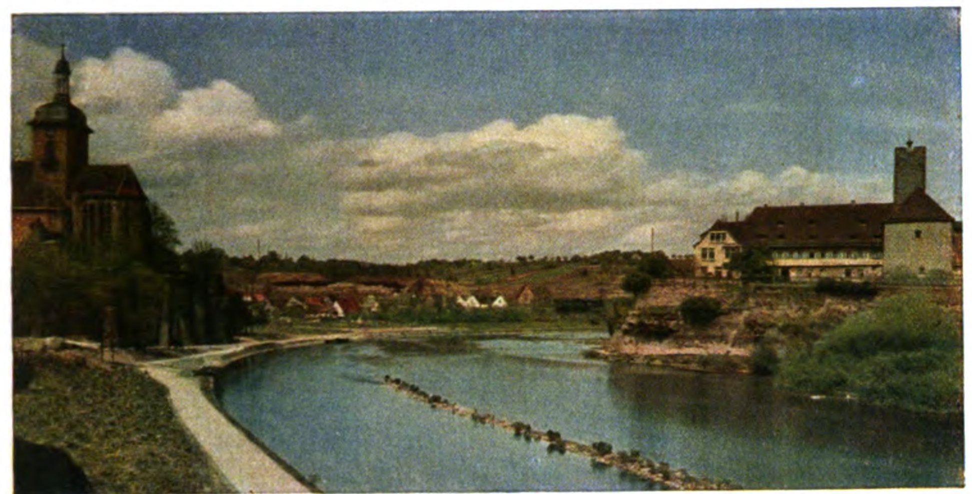
Der Weinbau zu Heilbronn war altberühmt. Auch Goethe bei seiner Reise von 1797, die ihn von Heidelberg durchs Neckartal nach Stuttgart und weiter in die Schweiz führte, spricht davon. „Der Anblick erweckt das Gefühl von einem ruhigen, breiten, hinreichenden Genuß. Es sollen 12000 Morgen Weinberge um die Stadt liegen; die Gärten sind sehr teuer, so daß wohl 1500 Fl. für einen Morgen gegeben werden." — Der „Herbst", die Weinlese von Heilbronn, wo eigentlich die Menschen schon heitere, leichte Franken sind, zog aus ganz Schwaben fröhlichen Besuch herbei.

Des Herbstes goldner Sonnenstaub
Umwebt der Reben üppig Laub,
Und aus dem Laube blinkt hervor
Der Winzerinnen bunter Chor.
Den Trägern in den Furchen all
Wächst übers Haupt der Trauben Schwall;
Die Treterknaben sieht man kaum,
So spritzt um sie der edle Schaum;
Gelächter und Gesang erschallt,
Die Pritsche klatscht, der Puffer knallt.
Wohl senkt die Sonne jetzt den Lauf,
Doch rauschen Feuergarben auf
Und werfen Sterne groß und licht
Dem Abendhimmel ins Gesicht. (Uhland.)

Heilbronn ist die nördliche „Pforte" des schönen Württemberger Landes, und mit dem Eintritt ins Badische — auch mitunter Hessische — gelangen wie nur eigentlicher in die Region der Burgen, die natürlich auch oberhalb nicht fehlen, doch jetzt in dem waldigen Berggelände, durch das der Fluß sich eingeschnitten windet, deutlicher die Führung übernehmen. Mit Götz von Berlichingens schöngebautem Hornberg setzen sie erinnerungskräftig ein. Daran schließen sich Guttenberg,



Blick auf Stuttgart von der Gerokstraße aus



Lauffen am Neckar

Horneck, Dauchstein, Minneburg, Zwingenberg, Stolzeneck, Hirschhorn, Neckarsteinach (letzteres allein mit vier thronenden Burgsitzen) — eine lange Kette geschichts- und schönheitsreicher Burgen, die sich in das **Heidelberger** Kurfürstenschloß, am Ausgang des Tals in die freie Rheinebene, die herrlichste von allen deutschen Burgen, endet.

An dieser hat freilich die ganze Welt den Mitbesitz, soweit er durch den Affektionswert entsteht. Indessen der internationale Fremdenverkehr, der Tag für Tag die Stadt Heidelberg durchzieht, nimmt den Schlüssel zum Neckartal nur in die Hand, um ihn ohne ein wissendes Bedauern alsbald wieder herzugeben. Er zieht südwärts von dannen, Baden-Baden, dem Schwarzwald, dem Schaffhausener Rheinfall, den Schweizer Bergen und Draht-

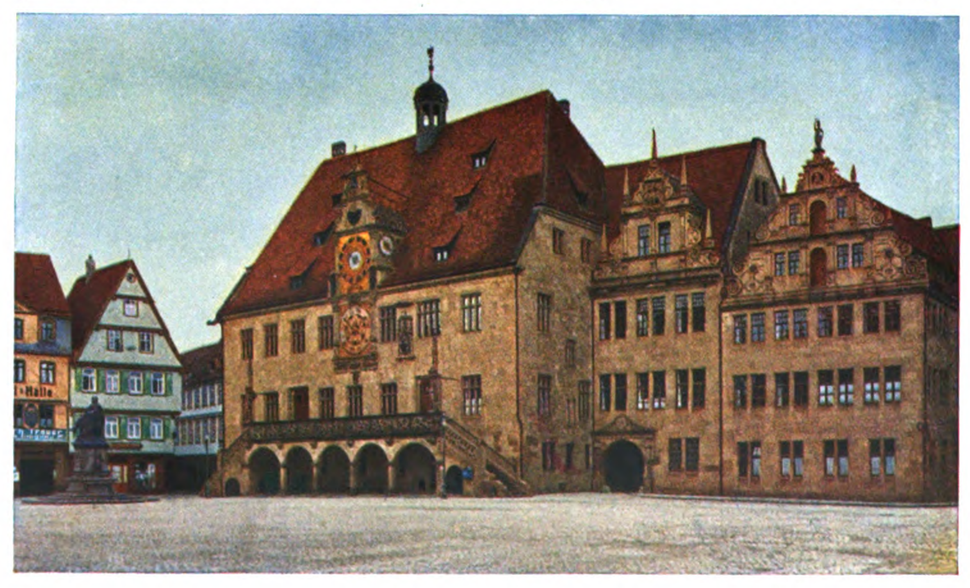


Neckarufer in Besigheim



Weinsberg mit der Weibertreu

seilbahnen zu. Dem Neckartal tut er nichts. Um ein weniges oberhalb von Heidelberg, in der Mühle des Stifts Neuburg, im Ziegelhäuser Adler, in Neckargemünd, von wo Menzers griechische Weine in Deutschland bekannt wurden, in Neckarsteinach sind friedevolle Idylle unter den roten Sandsteinhängen, die der rauschende Laubwald krönt. Nur der muntere Lärm der Studenten klingt aus blütenreichen Wirtsgärten auf, welche des Kellners Frack nicht kennen, nur erst das landesübliche Walten einer gesprächigen Babette, Rosa oder wie sie heißen mag. Langbündige Flöße und schwerbeladene Neckarkähne gleiten still zu Tal, dazwischen ziehen mit ihrem behaglich genießenden Tempo den Fluß hinab die flachen, großen Boote, aus denen die bunten Mützen der Verbindungen und helle, sommerliche Mädchenkleider leuchten, und immer aufs neue klingt das Scheffelsche Lied. Nicht weil man singen



Das Rathaus in Heilbronn



Wimpfen am Berg

will, sondern weil man singen muß, vor seliger Schönheit der Natur und herzklopfender Menschenjugendlust, das unauslöschliche „Altheidelberg du feine“, zu den schön geschwungenen obst- und rebenreichen Talwänden und Höhen, zu den den Fluß geleitenden Waldkuppen durch die linde Maien- oder Sommerluft hinaus.

Am schönsten aber ist diese Kahnfahrt zu Tal, wenn man nach guter Heidelberger Sitte sie sich durch einen tüchtigen Marsch zum Lohn erwandert hat. Da ist gegenüber Neckarsteinachs vier Burgen der Dilsberg, um den sich der Fluß in weiter Schwingung bogig herumzieht, mit ihm der gepflasterte „Leinpfad“, von dem aus man die Kähne stromaufwärts zieht. Dieser Dilsberg ist einer der merkwürdigsten Punkte in Deutschland, deshalb, weil er seit alters nicht nur eine Burg, sondern einen ganzen zusammen mit ihr befestigten Ort, eine kleine Burgstadt, hoch auf seinem kegeligen



Wimpfen im Tal

Gipfel trägt. Wer den Dilsberg innehatte, der beherrschte mit militärischer Macht das ganze Neckartal, den Ausgang nach Heidelberg und zum Rhein. Darum saßen schon früh im Mittelalter die Grafen des Elsenzgaues dort oben, und sowohl im Dreißigjährigen Kriege wie in den Koalitionskriegen um 1800 hat die starke Höhenfeste erfolgreich den versuchten Belagerungsstürmen getrotzt. Nachmals hat Gleichgültigkeit sie aus der Hut gelassen, und die Bauern haben sich, wenn sie bauten, aus den alten Burgwerken die guten Sandsteinblöcke geholt. Aber auch den 368 Schuh tief in den Fels gebohrten Brunnen hat man verkommen lassen, und auf seinem unerreichbaren Grunde liegen jetzt die dichten Haufen der verkohlten Strohwische, die man, um den Besuchern die Tiefe zu zeigen, angezündet in den Brunnenschacht herniedersinken läßt. Kahl und heiß steigt sich's von der Neckargemünder Seite empor. Aber man findet vollen Lohn durch die mittelalterlichen Bauten da droben, die Dorflinde, die auch hier nach deutschem Brauch nicht fehlen sollte und die nun ein uralter, mächtiger Baum geworden ist. Man übersinnt das eigene Wesen des alt- und enggebauten Örtchens, wo man so viel ganz Altertümlich-Ländliches sieht, und hat den schönen Wiederabstieg nach Norden, Neckarsteinach zu, durch den Buchenwald, der im ersten Frühjahr voll blauer Scillablüten steht. Hier saßen die Landschaden von Steinach, und viele Sagen von diesen bösen Raubrittern hat man an den Namen gesponnen. Es wird aber wohl so sein, daß das Wort Landschad ursprünglich ein harmloses Landscheid ist und sich auf die eigenartige Topographie, die Landspitze zwischen den beiden Tälern bezieht, auf der die Neckarsteinacher Burgen stehen. Geht man in Neckarsteinach und Neckargemünd doch auch abends vom Wirtshaus „ham" und nicht heim. — Von den Steinacher Herren ist Bligger berühmt, der im 12. Jahrhundert seinen „Umbehang" dichtete, also ein schildernd erzählendes Epos, so wie die gestickten Teppiche erzählten, die man in den Burgen „um" die Wände hängte, die Umbehänge. Auf unsere Zeit sind zwar nur ein paar Lieder des Steinacher Dichters gekommen, aber wir können uns auf Gottfried von Straßburg verlassen, der ihn in einer Reihe mit Hartmann von Aue und Heinrich von Veldeke in vollster Anerkennung nennt.

Hornberg bei Neckarsimmern



Hornegg bei Gundelsheim

Und durch ihn, Bligger von Steinach, steht denn auch die Harfe im Wappen der jüngeren Landschaden.

Die interessanteste der Burgen — von denen die stattliche „Mittelburg" im 19. Jahrhundert wieder ausgebaut und bewohnt wird — ist die Schadeck, die nicht besser gekennzeichnet werden kann als durch ihren herkömmlichen Namen Schwalbennest. Eine kleine Burg, aber mit ihrer mächtigen, hohen Schildmauer gegen die einzige Zugangsseite, den Berg, uneinnehmbar. Sie ist der Liebling der Touristen wie der Studenten. Gänzlich unbewohnt jetzt, barg sie vor etwa drei Menschenaltern als freiwilligen Burgvogt einen alten Einsiedelmann, der sich rühmte, von den deutschen Königen aus dem sächsischen Ottonengeschlecht zu stammen. Der Alte mit der Zipfelkappe erhielt auch oft Besuch von den wunderschönen Pfalzgräfinnen, die von den schlimmen Landschaden aus dem Heidelberger Schloß geraubt worden waren, und er wußte dann die Kostüme dieser verschollenen Zeit, worin sie sich bei ihm sehen ließen, sehr artig zu beschreiben. Man ließ ihn gern erzählen, und die Studenten und Reisenden damals waren nicht so, daß sie ihren sogenannten Ulk mit solchen etwas wirren alten Phantasiemenschen trieben.

Doch der interessanteste Punkt am Neckar ist **Hirschhorn**, so schön sie alle sind. Eine Burg zwar nur, gegen vier von Neckarsteinach, die freilich alle durch kühnen Bau oder durch mittelalterlich frühes Ornament der Fensterruinen und Pforten merkwürdig sind — eine nur, aber noch heute nach demselben Herkommen wie einst in der Ritterzeit bewohnt. Von Vorburgen und Außentürmen umgeben; ein ganzes mittelalterliches Befestigungssystem, das von der Höhe ins Tal bis zum Fluß hinabsteigt und das Städtchen nebst der auf halber Höhe stehenden turmlosen Karmeliterkirche mit in seine wohlgehütete Außenmauer zieht. Gerade auch an dieser Stelle macht der Fluß eine scharfe Beuge, wodurch, namentlich wenn man talaufwärts sich naht, der Blick auf Ort und Feste Hirschhorn ein außerordenlich malerischer wird. Aus Zweckmäßigkeit jedoch ist unser Bild von der Schiffslände unmittelbar an der Stadt genommen, damit sich die Bauten besser auseinanderteilen.

Hohe Bäume stehen jetzt in dem räumigen Burghof zwischen dem alten Steinpflaster; die schweigenden Grabsteine im Innern der erst 1840 unverständig verwüsteten gotischschönen Kirche erzählen von dem kunstsinnigen Edelgeschlecht, das hier gewohnt hat und 1632 ausgestorben ist, und unten im Tal hinterläßt, um auch das zu erwähnen, die Wirtschaft „zum Natura-

listen" — gemeint ist in der Sprache der Biedermeierzeit: zum Naturfreund — den angenehmen Eindruck eines nicht nur stattlichen, sondern auch eigentümlich traditionsvollen und gebildeten Gasthauses, in das man sich immer zurückzukehren freut. Der verstorbene Wirt, Herr Langbein, hat das Verdienst, eine Reihe von Kunstwerken und Gestühlen der Karmeliterkirche in eine kleine Kapelle mit altem Friedhof auf dem jenseitigen Neckarufer hinübergerettet zu haben. Jetzt sitzt ein Norddeutscher auf dem alten stimmungsvollen Wirtsgute. Doch wird er gelobt, und man hört nicht, daß er mit Oberkellnern und moderner Neueinrichtung den zurückgebliebenen Neckartälern zeigt, wie man so etwas richtig anfangen muß (um sie wegzugraulen).

Dann wiederum stromaufwärts Zwingenberg, eine herrliche Burg, um die der lichtgrüne Mantel des Waldes bis tief herab zum Fluß sich hüllt. Turm und Palas zeigt unser Bild, und der Burghof ist von einer intimen Schönheit, die vielleicht in ganz Deutschland nicht übertroffen wird.

Sind die Erinnerungen all dieser Burgen nur örtliche, so berührt uns die deutsche Geschichte, sobald wir weiter aufwärts uns dem schon beschriebenen Schwabenlande nähern. Jedermann kennt die Belagerung von Weinsberg durch König Konrad III. und die schöne Sage, die sich an die Burg Weibertreu knüpft. Die Tat der Frauen würde in das Jahr 1140 fallen, erzählt wird sie in den Quellen aber erst seit 1175. Für die Wissenschaft lag es an sich nahe, eine sogenannte etymologische Sage anzunehmen, wie jene massenhaften Lokalerzählungen, die die Ortsnamen nachträglich auf eine sinnige oder manchmal auch unsinnige Weise zu erklären bestimmt sind und, weil den Leuten derartiges immer einleuchtet, dann populär und hartnäckig werden. Außerdem war es den Historikern bedenklich, daß eine ganz verwandte Erzählung von der Belagerung Cremas, aus Barbarossas italischen Kriegen, umlief, und zwar schon früher als jene. So wurde man sich schlüssig, offenbar sei diese dem Namen zuliebe auf die „Weibertreu" übertragen und bei der guten Gelegenheit noch etwas besser durchkomponiert worden. Hiergegen haben nun wieder neuerdings Andere Front gemacht, sind für die historische Berechtigung der Geschichte von der Weinsberger Weibertreue eingestanden und haben jedenfalls so viel



Straße in Zwingenberg



Hirschhorn

bewiesen, daß man mit der scharfsinnigen Verstandestechnik, namentlich wenn kein tieferes Gefühl für das Richtige und Unrichtige dahinterstehen darf, so ziemlich jegliches Ding zertrümmern, aber dann auch wieder heil machen und zurechtbeweisen kann.

Noch ein Gedenken, eines der reichen schwäbischen Dichtung, haftet an Weinsberg. Dort, wo man durch die ehemalige Stadtbefestigung hindurch zur Weibertreue geht, liegt an der Straße das schlichte Haus, das sich der königliche Oberamtsarzt Justinus Kerner zu Weinsberg erbaute. Einen stehen gebliebenen alten Stadtturm zog er in seine Besitzung hinein. In diesem mittelalterlichen Gemäuer hat der eigenartige, in seiner starken Phantasie aus Grübelei und Humor zusammengesetzte Mann, der in seiner Praxis ein gewissenhafter Arzt war, als Geisterbanner gehaust, in seinem faustischen Laboratorium chemisch experimentiert und als ein echter und edler Poet gedichtet. Und wenn er dichterischen Besuch bekam, zog er auf seinem Turm dem willkommenen Gast dessen Nationalfahne auf, soweit es sich machen ließ. Es gab ja deren viele im deutschen Vaterland, und Kerner brachte auch noch mehr zustande. Als ihn im Weinherbst von 1827 in seines „Wanderns Lust“ Wilhelm Müller besuchte, der unvergeßliche Poet der Schubertschen und der Studentenlieder, damals jedoch der berühmtere Sänger der Griechenlieder, da wehten bei Kerner die hellenischen Nationalfarben. Und als ein Platzregen über Nacht sie böse zurichtete, daß nur noch ein verwaschenes Schwarzweiß übrigblieb, sahen die Weinsberger verwundert, was da vom oberamtsärztlichen Turm flatterte, und meinten beim Frühschoppen, daß ihr verehrter Doktor, nach allem schon sonst nicht ganz Begreiflichen, jetzt am Ende gar noch in preußische Anwandlungen verfallen sei.

Wie bei der Weibertreu wird auch in Wimpfen die Zeit der Hohenstaufen lebendig. Dort auf dem Berg haben sie, gegen das Jahr 1200, eine ihrer schönen Kaiserpfalzen erbaut, die nun freilich heute doch ein wenig gar zu idyllisch in das bäuerliche Wesen des Ortes hinein verwachsen ist. Ländlicher Riegelbau klebt zum Teil die wundervollen romanischen Bogenstellungen zu, über dem Estrich, auf dem die Kaiser schritten, lagert heut der Mist, und die Burgkapelle hat man im Jahre des Heils 1837 gewürdigt, ein Kuhstall urwüchsigster Gattung zu werden. Höchst interessant ist auch die Kirche zu Wimpfen im Tal, denn ein Teil von ihr stammt noch von einem Zentralbau der Ottonenzeit, das übrige aus dem 13. Jahrhundert; vor einigen Jahren ist das Ganze einer Renovierung unterzogen worden.

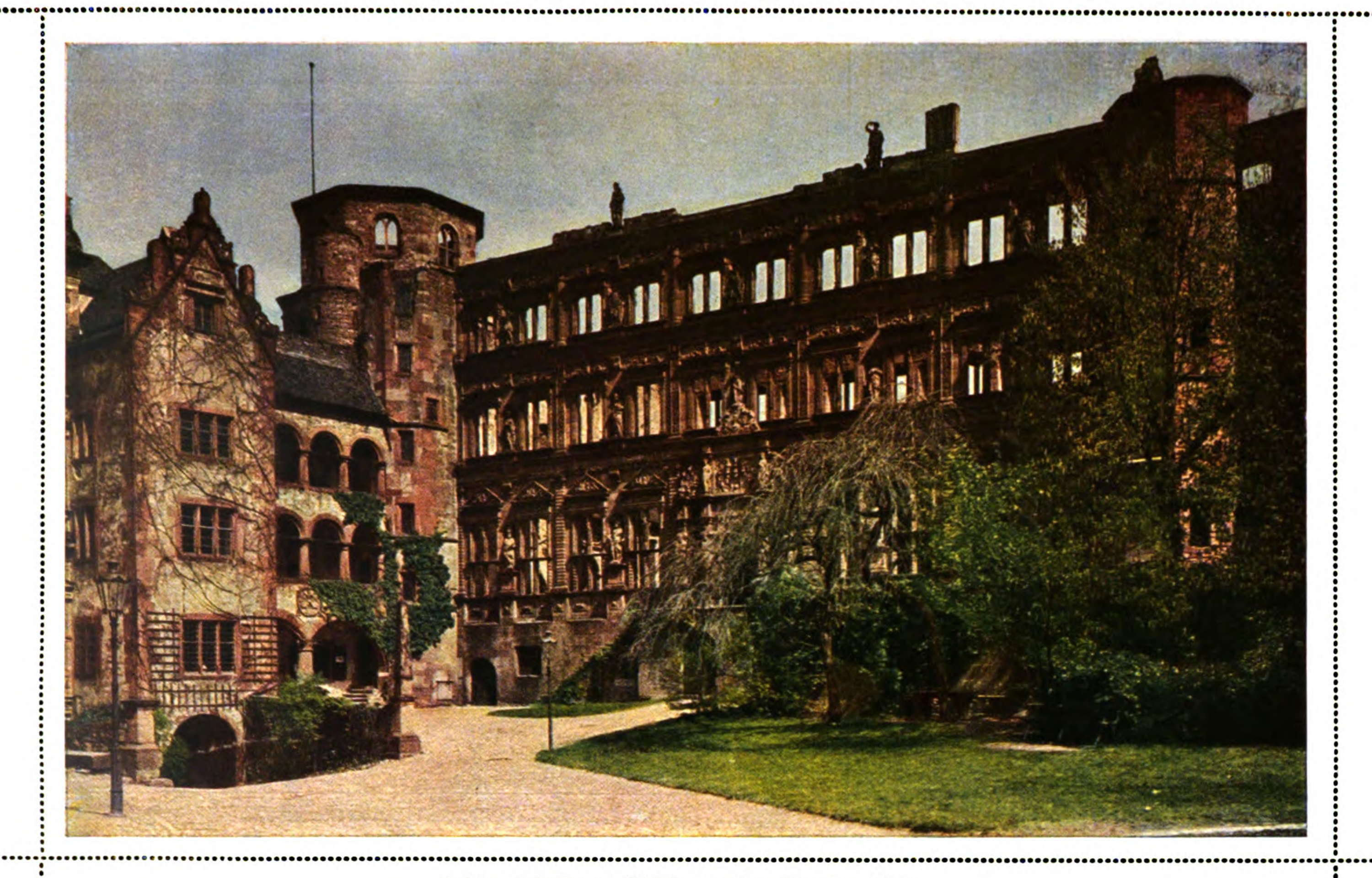


Blick von Dilsberg auf Neckarsteinach

Wir haben nur angedeutet in diesen Zeilen, nicht geschildert. Zu übergehäuft wäre der Stoff dazu gewesen. Nur eine Anregung wollten wir geben: eine Fahrt ins Neckartal zu machen, denn ihr Genuß ist vielseitig und unmittelbar. Zu Fuß, mit dem Rad, mit der Bahn, dem Dampfschiff, alles kann man vereinen. Am weitaus schönsten aber ist's im Frühling, wenn alles blüht, das Grün noch nicht in eine Färbung versommert ist und des Jahres Jugend noch durch die lichten Buchenwälder über den roten Sandsteinbasteien oder den hellen Burgen des Schwabenlandes weht. Es ist nicht zuviel gesagt: die intimste und auch die reinste Poesie von Heidelberg ist die des Neckartals. Und darum gilt es auch vollauf von ihm, was Scheffel von der geliebten, der bräutlichen Stadt seiner Studentenjugend sang.



In Neckarsteinach



Hof des Heidelberger Schlosses mit dem Otto-Heinrichsbau

Wagners erste Elisabeth

Erinnerungen an Johanna Jachmann-Wagner

Veröffentlicht von Dr. Paul Weiglin

Nur noch wenigen ist die Kunst Johanna Wagners ein Erlebnis. Als sie 1894 im Alter von 66 Jahren starb, war sie bereits jahrzehntelang der Bühne fremd gewesen und gehörte der Vergangenheit an. Wenn hier ihr Bild erneut beschworen wird, so geschieht es nicht nur aus dem theater- und musikgeschichtlichen Interesse für eine Sängerin, die in der Blüte ihrer Kunst zu den Besten zählte und an hervorragender Stelle die von ihrem Oheim Richard Wagner unternommene Revolution der Oper mit durchkämpfte — das wußte man längst —, sondern weil sich in den mir handschriftlich vorliegenden, bisher noch nirgend benutzten oder veröffentlichten Erinnerungen ihres Gatten, des Landrats z. D. Alfred Jachmann, eine neue Quelle von außerordentlicher Frische erschlossen hat. Die umfangreichen Aufzeichnungen Jachmanns bergen eine Fülle menschlich wie sachlich gleich wertvoller Briefe. Ein häufig und lange durch allerlei widrige Umstände getrenntes Brautpaar tauscht hier seine Gefühle und Erlebnisse aus: der jüngere Bräutigam blickt in



Johanna Jachmann-Wagner

anbetender Verehrung zu der großen Künstlerin empor, die ihm Weib sein will; sie dagegen wirft im Verkehr mit ihm alles ab, was in ihrer heilig gehaltenen Kunst mit dem Theater zusammenhängt. Sie schreibt: „Dieser lachende Firlefanz ist nur von kurzer Dauer, und wehe denjenigen, die ihr Herz mit aller Macht daran gehängt; wie schal muß ihnen am Ende ihr Leben erscheinen." Und ein andermal: „Wie so umgewandelt bin ich, ich kenne mich selbst nicht wieder, mein künstlerisches Leben liegt so weit von mir, es ist mir alles so ganz gleichgültig, ich habe nur Sinn für Dich und wie unsere Zukunft sich am glücklichsten gestaltet. Glaube mir, das einfachste Los mit Dir wird mich glücklich machen, wenn Du es gewählt; darum handle, wie Du willst, ich bin mit allem zufrieden."

Am 7. April 1856 warb Jachmann um sie in Danzig, und der zwischen den Brautleuten entstehende Briefwechsel ist voll von verliebter Torheit und Leidenschaft. Sie zürnt über das Schweigen ihres Bräutigams. Alle zwei Tage soll er schreiben. Sie singt mit seinem Brief auf dem Herzen den Orpheus. Sie schickt ihm von einem Weimarer Gastspiel ein Vergißmeinnicht aus Goethes Garten und gesteht: „Ich fühle wohl, daß ich viel vernünftiger für mein Alter sein könnte, aber in den Empfindungen der Liebe bin ich wie ein sechzehnjähriges Mädchen." Was den Sohn einer ostpreußischen Gutsbesitzersfamilie an das Theaterkind fesselte, waren neben ihren künstlerischen Eigenschaften ihre bedeutenden geistigen Fähigkeiten, ihr klarer Verstand, ihre lebendige und schnelle Auffassungsgabe, die Klarheit und Offenheit ihres Charakters, die bestrickende Wärme ihrer Gefühle, ihr vorwiegend heiteres Temperament und der unverwüstliche Optimismus ihrer Lebensauffassung.

Ihre Wirkung als Künstlerin schildert Jachmann folgendermaßen: „Worin bestand der innerste Kern ihrer Macht über die Menschen? Zuerst war es die sieggewohnte Erscheinung, ihre schlanke, königliche Gestalt mit dem sicheren Herrscherblick der großen hellen Augen. Wenn sie zu singen begann, veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichts. Schon hatte sie ihre Umgebung, die ganze Außenwelt vergessen, von der ersten Sekunde an lebte, dachte und empfand sie nur noch in der Welt der Phantasie, in die sie sich versenkt hatte, und ihre Mienen entsprachen unbewußt, unwillkürlich jedem Worte, jedem Ton, der ihren Lippen, dem Gehege ihrer Zähne entsprang. Eben deshalb waren sie ungekünstelt, wirkten sie wahr und natürlich." Hinzu kam der durchaus deutsche Charakter ihres Wesens, ihrer Kunst, der in einer Zeit um so wertvoller war, da die italienische Manier auf allen Bühnen herrschte. Sie war nicht vergeblich als eine der ersten durch Richard Wagners Schule gegangen.

Johanna Wagner ist von ihren Eltern, einem tüchtigen Schauspieler- und Sängerehepaar, schon mit fünf Jahren auf die Bühne mitgenommen und hat ihre Laufbahn damit begonnen, daß sie mit lebhaftem Beifall begrüßt wurde, bevor sie auch nur ein Wort ihrer kleinen Rolle gesprochen hatte. Was war geschehen? Die Kleine stand mitten auf dem Podium. Alles um sie her war mäuschenstille geworden, denn das Stück sollte anfangen. Ein Zeichen wurde gegeben, der Vorhang langsam in die Höhe gezogen. Das hatte Johanna noch niemals gesehen. Langsam folgte sie mit den Augen dem besonderen Schauspiel, bis es oben zu Ende war, und rief mit lauter Stimme: „Mama, sieh mal!" Ihre eigentliche theatralische Laufbahn trat sie blutjung an der Hofbühne von Bernburg und Ballenstedt an, als Abigail in Scribes „Glas Wasser", denn, schonungsbedürftig, sollte sie nicht allzufrüh mit dem Singen anfangen. Der regierende Herzog war ein wunderlicher Kunstenthusiast. Die Vorstellungen seines Theaters begannen um 5 Uhr und mußten um 8 Uhr zu Ende sein. Als das einmal nicht nach Wunsch klappte, stand er in seiner Loge auf und rief laut: „Alle einsperren! Alle einsperren!" Seinem diktatorischen Verlangen, auf seiner Bühne die eben neuen „Hugenotten" zu sehen, verdankte Johanna ihr erstes Auftreten als Sängerin. Man hatte Not mit der Besetzung, und sie sprang unter gutem Gelingen als Page ein. Bis 1844 blieb sie als Schauspielerin und Sängerin am Bernburger Theater. Auf einem Abstecher nach Lauchstedt hörte sie der Bruder ihres Vaters, Richard Wagner, als Myrrha im „Unterbrochenen Opferfest". Er war entzückt von ihrer Stimme und vermittelte ihr alsbald ein Engagement nach Dresden, wo er als Kapellmeister tätig war.

Die Aufnahme in den Verband des Dresdener Hoftheaters wurde für Johannas künstlerische Entwicklung von größter Bedeutung. Die Bühne stand damals auf der Höhe ihres Ruhms. In der Oper wirkten neben dem vortrefflichen Tenoristen Tichatschek der nicht minder ausgezeichnete Baritonist Mitterwurzer und der Bassist Dettmer; unter den Damen überstrahlte alle die große Wilhelmine Schröder-Devrient. Für die Blüte des Schauspiels bürgte der Name Emil Devrient. Einflußreicher noch als diese zur Nacheiferung spornende glanzvolle Umgebung wurde für Johanna freilich der Mann, der sie nach Dresden gebracht hatte: Richard Wagner. Als er bei seinen Studien mit ihr gewahr wurde, wie sie ihn mehr und mehr verstand, wie sie seinen innigsten Gedanken und Gefühlen den mitempfundenen Ausdruck zu geben vermochte, da waren ihm und ihr jene kurzen Augenblicke höchsten Glückes beschieden, die nur die Kunst ihren Getreuen zu schenken weiß. Gegen Spohr äußerte sich Wagner brieflich: „Ich habe, als ich sie hierher zog, rein aus Rücksichten für unsere Oper, nicht im mindesten aus verwandtschaftlicher Fürsorge gehandelt; ich war wirklich froh, endlich ein junges Talent gefunden zu haben,

wie sie leider jetzt so selten sind, wie sie aber den deutschen Opernkomponisten nottun."

Am beredtesten spricht für das lebhafte Interesse, das Wagner an seiner Nichte nahm, wohl die Tatsache, daß er alle Rollen, in denen sie in Dresden auftrat, liebevoll und gewissenhaft mit ihr studierte. Bedeutend war die Beschäftigung der jungen Anfängerin vorläufig allerdings nicht. Unter den neuen Partien, in denen sie auftrat, war die Irene im „Rienzi" insofern die wichtigste für sie, als der Komponist sein Werk selbst dirigierte und ihr über ihre Leistung sein rückhaltloses, sonst sehr sparsam erteiltes Lob aussprach.

Aber nicht nur ein Lehrmeister ist ihr der Onkel gewesen, sondern auch ein wachsamer Schutzpatron. So hat er Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um Johanna vor der Rolle der Favoritin zu bewahren, weil sie dadurch in den Augen des Publikums herabgesetzt, der Illusion ihrer höchsten Tugenden, der Reinheit und Keuschheit ihrer Seele beraubt werde. Er komponierte damals bereits am „Tannhäuser" und wollte nicht dulden, daß seine Elisabeth auf der Bühne in einer anderen Beleuchtung erscheinen sollte als in dem ihrer Jungfräulichkeit. Es entstand ein Theaterstreit, an dem sich ganz Dresden beteiligte und in dem Wagner als Gegner der Theaterleute und ihrer Anhänger auftrat.

Die Schröder-Devrient hatte Johanna bereits in Ballenstedt kennen gelernt, wo sie in einem Gastspiel den Romeo sang, und war nach der Vorstellung der gefeierten Künstlerin überwältigt zu Füßen gesunken. In Dresden wurde die Bekanntschaft fortgesetzt. Johanna durfte dem Lever der berühmten Frau beiwohnen und hat oft gesehen, wie sie sich den langen blonden Zopf beim Frisieren um den Arm schlang. Ihr Schlafzimmer war reich und geschmackvoll ausgestattet. Der Toilettentisch war mit lauter silbernen Geräten besetzt. Die geistreiche Sängerin war in diesen Morgenstunden meist von bestrickender Liebenswürdigkeit und Laune. Bevor jedoch die Besuche der Verehrer, überwiegend Reiteroffiziere, begannen, wurde die fast noch im Backfischalter stehende Kollegin in Gnaden entlassen.

Wagners erste Frau Minna war nach Johannas Schilderung eine auffallend schöne, freundliche, kreuzbrave, treuherzige und grundgescheite Frau, wenn auch ihre Bildung nicht ausreichte, ihres Mannes Kämpfen und Schaffen zu verstehen. Sie war vielmehr ganz unfähig, sein unsagbar feines Empfinden, seine ewig wechselnden, bald leidenschaftlich feurigen, bald tief tragischen Stimmungen zu teilen. Wohl aber machte sie ihm seine Häuslichkeit behaglich, und das erkannte er auch immer an. Johanna hat der still waltenden Frau in Dresden treulich zur Seite gestanden, auch in der Küche, denn Wagner sah gern Gäste bei sich und liebte es, sie aufs beste zu bewirten.

Der Kreis um Wagner beschränkte sich im wesentlichen auf Künstler und Schriftsteller, denn Bürgerschaft und Adel hielten sich damals von allem, was mit dem Theater zusammenhing, noch mit Bedacht fern. In seinem Hause verkehrten Liszt, Schumann, Mendelssohn; ferner sein Jugendfreund Kittl, Musikdirektor des Konservatoriums in Prag, der Russe von Hopfen, Komponist einer „Jungfrau von Orleans", Ferdinand Hiller und der Konzertmeister Lipinski. Zu den Musikanten gesellten sich die Maler Gustav Kietz-Paris und Schnorr von Carolsfeld, die Bildhauer Hähnel und Rietschel, der Zeichner und Photograph Hanfstaengl, der Dramatiker Laube, der Verleger Brandes aus Paris, sein Arzt Pusinelli, Hofrat Winckler, die rechte Hand des Intendanten, Eduard Devrient und vor allem seine zwei besten Freunde Heine und Röckel. Als einzige Frau gehörte dem Kreise die Schröder an. Für alle diese Freunde und Bekannten war Wagner ein heiterer, mit dem Feuer seiner ewig jungen Begeisterung entzückender und zündender Wirt, und Johanna ließ sich von seiner hinreißenden Beredsamkeit völlig gefangennehmen, wenn sie auch nicht allen seinen Ideen zu folgen vermochte. In diesen Gesellschaften wurde nicht musiziert. Nur ausnahmsweise setzte sich der Meister ans Klavier, um aus seinen Kompositionen etwas vorzuspielen, brach aber in der Regel bald ab mit den Worten: „Das kommt davon, wenn man in der Jugend nichts gelernt hat." Für seine Gäste war er sehr besorgt und konnte sich nicht genug tun; für seine Person war er sehr mäßig und bescheiden. „Erst kommen Pepi (der Hund) und Babo (der Papagei), und dann erst komme ich," pflegte er zu sagen. —

In Dresden wußte man bald, was man an der jungen Künstlerin hatte, und sie begrüßte es mit freudigem Dank, als man beschloß, sie zu Manuel Garcia nach Paris zu senden, um ihrer Gesangstechnik den letzten Schliff angedeihen zu lassen. Über diesen Pariser Aufenthalt hat Johanna Aufzeichnungen hinterlassen, die namentlich wegen der scharfen Kennzeichnung deutscher und romanischer Kunst, wie sie sich hier in Schülerin und Lehrer gegenüberstanden, von Wert sind. Sie diktierte wenige Wochen vor ihrem Tode:

„Da der Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande, so sollte in Paris meine Ausbildung bei Manuel Garcia vollendet werden. Mein Onkel Richard erwirkte mir zu dem Zweck 6000 Francs vom König von Sachsen, nachdem Seine Majestät mich in einem Hofkonzerte Szenen aus dem ‚Orpheus' von Gluck hatte singen lassen, dessen Lage mir damals durchaus nicht natürlich war, da ich über einen hohen Mezzosopran, nicht Alt verfügte. Schon damals muß meine Stimme jedoch so biegsam gewesen sein, daß sie diese Aufgabe erfüllen konnte. In jenem Konzert — es fand im Januar 1847 statt — wünschte man mir alles Glück für

mein Pariser Unternehmen, und ich durfte mich damals vom sächsischen Hofe verabschieden. Besonders herzlich war die Prinzeß Amalie (die Schriftstellerin), die stets ein lebhaftes Interesse für mich an den Tag gelegt hat.

„Am 4. Februar begannen mein Vater und ich die Reise nach Paris. Ich muß hier einer merkwürdigen Sache Erwähnung tun: Bei meinem Abschied von Wilhelmine Schröder-Devrient sagte sie so recht bedauernd: ‚Sie tun mir leid, armer langer Hans! Mit einer schönen Stimme gehen Sie hin, und mit einer ruinierten kehren Sie zurück. Wie sollten Sie auch in einem halben Jahr das erreichen können ohne Ermüdung des Organs. Habe ich doch acht Jahre dazu gebraucht bei meinem Lehrer Mieksch.‘ (Mieksch war in Dresden auch meines Vaters Lehrer gewesen.) Das war nun nicht gerade sehr aufmunternd. Die Reise nach Paris geschah von Leipzig bis Straßburg mit der Post, von da mit Messagerie bis Paris ohne besondere Erlebnisse.

„In Paris bezogen wir eine bescheidene Chambre-garnie-Wohnung, vier Treppen in der Rue Richelieu nach der Place Louvre, in der Nähe von Garcia. Sehr ermüdet von der langen, beschwerlichen Reise, machte ich alsbald meinen Besuch bei dem Maestro und bat ihn, zwei Tage zu warten, bis er mich anhören würde, da ich mit Ehren vor ihm bestehen wollte. Als ich nach Hause kam, fand ich zu meinem größten Erstaunen eine Karte meines Intendanten Exzellenz von Lüttichau vor mit einer Einladung zum Mittagessen. Es war ein reizendes kleines Diner, sehr animiert, und als ich fragte, ob er gekommen sei, mich zu kontrollieren, erwiderte er, in der Tat sei er gekommen, um sich zu überzeugen, welchen Eindruck meine Stimme auf Garcia machen werde. Da war es ihm erfreulich zu hören, daß ich ihm noch nicht vorgesungen hatte. An dem verabredeten Tage begleitete mich dann mein Intendant. Ich fragte, was ich singen sollte. Garcia wählte von den vorgeschlagenen Sachen die erste Arie der Agathe aus dem ‚Freischütz‘, setzte sich auf seinen Drehstuhl ans Klavier, auf dem er sich mit einer Lebhaftigkeit, die sein spanisches Temperament erkennen ließ, hin und her bewegte. Als ich meinen ersten Ton mit aller Macht einsetzte, um ihm zu imponieren, drehte er sofort zu mir herum und stierte mich an. Nach der Phrase: ‚Wie schön die Nacht‘, rief er aus: ‚Mais quelle voix!‘ Mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft vollendete ich mein Allegro, und nach dem glänzenden hohen h sprang er auf, riß mich ans Fenster, bat mich den Mund zu öffnen, schaute begierig in meinen Hals und meinte, das wäre keine Halle, das wäre ein Dom, was sich über meiner Zunge wölbte; er habe solche Stimme in seinem Leben nicht gehört, selbst die seiner Schwester Malibran käme ihr nicht gleich. Da war denn meine Exzellenz sehr vergnügt und stellte die wohl recht törichte Frage, ob mein Studium ganze sechs Monate dauern würde, worauf Garcia höhnend erwiderte, die Zeit wäre eigentlich noch viel zu kurz, um solche Stimme zu modeln, sie sei schwer und vor der Hand durchaus modulationsfähig. Dann erkundigte sich die Exzellenz noch nach dem Preise der Stunden und erklärte, ich könne Stunden nehmen, soviel ich wollte, ich solle nur nicht zu lange ausbleiben. Der erste Stundenplan wurde nun festgesetzt, ich erhielt vier halbe Stunden in der Woche.

„Nun begann eine herrliche Zeit für mich. Das große Interesse, womit Garcia meine Studien leitete, beflügelte meinen Fleiß und meine Aufmerksamkeit. Er meinte gleich in der ersten Stunde: ‚Sie haben zwei gefährliche Töne in Ihrem Halse, die Kopftöne d und e; diese sind so mächtig, daß die andere Stimme dagegen nicht ausgeglichen wird. Der erste Ton in Ihrer ersten Arie der Agathe: Wie nahte mir der Schlummer, hat mich förmlich erschreckt; zur Ausgleichung der anderen Töne müssen diese zwei Töne von ihrem Volumen hergeben.‘ Wie er das zu machen gedachte, konnte ich damals nicht begreifen.

„Durch Garcias Beziehungen zur italienischen Oper erhielt ich in ihr zwei Freiplätze. Er ermahnte mich, keine Vorstellung zu versäumen, man lerne vom Hören ungemein viel, wie ich es auch in kürzester Zeit bestätigen mußte. Ich hörte zuerst die ‚Norma‘ von der Grisi, war hingerissen von ihrem Gesang und ihrer ganzen Persönlichkeit. Ich versuchte gleich in den ersten Tagen, ihr verschiedenes nachzusingen, besonders die Schlußstelle des Rezitatives: ‚Il sacro viscio io miei‘ — das hohe as ganz piano zu nehmen und lange auszuhalten. Nach acht Tagen war ich so kühn, es meinem Lehrer vorzusingen; es trug mir großes Lob und Freude seinerseits ein. ‚Ja, ja, mein liebes Kind, nur viel hören; wir werden gleich die Norma studieren.‘ Ich fiel fast um vor Schreck. ‚Ja, ja, Sie haben ganz die Stimme dafür und die Persönlichkeit; wir studieren die Norma.‘ —

„Die Koloraturen wurden mir nach vorhergegangenem sehr ernstem Studium merkwürdig leicht. Garcia selbst sang mir das große Rezitativ mit der dazugehörigen großen dramatischen Verve unglaublich packend vor. Eigentlich hatte er gar keine Stimme, er krächzte mehr, als er sang, aber nichtsdestoweniger wußte er mit überzeugender Hingebung dem Hörer klarzumachen, wie es sein mußte. Den größten Wert legte er auf richtige Atemführung. Ich war eifrig bestrebt, seinen Intentionen zu folgen, und es schien mir, als ich es ihm zwei Tage darauf vorsang, als sei er befriedigt. Nachdem der ganze erste Akt der ‚Norma‘ durchgenommen, wollte er eine kleine Pause machen und meine Stimme etwas ausruhen lassen; er schickte mich daher für acht Tage nach Havre de Grace an die See, verbot mir alles Singen, selbst Sprechen; das würde ge-

nügen, mich ganz wieder in der Stimme frisch zu machen. Ich reiste also noch an demselben Abend mit meinem Vater ab und fühlte am zweiten Tage schon, wie gut mir die Seeluft für den Hals tat. Wegen der damals allzu großen Hitze kehrte ich erst nach zwölf Tagen nach Paris zurück und begann von neuem mein Studium. Und was nahm jetzt Garcia mit mir vor? Die Rosine im ‚Barbiere di Sevilla‘. Ich war sehr unglücklich darüber; denn erstens hatte ich gar nicht die Absicht, eine Koloratursängerin aus mir machen zu lassen, zweitens war ich viel zu erpicht, meine Norma weiter zu studieren. Zum erstenmal wurde Garcia etwas ungeduldig, weil ich meine Stimme nicht klein genug zwingen konnte, was doch dazu nötig war. Das ‚gracie, gracie‘, obgleich er es mir oft vormachte, wollte mir nicht gelingen, da endlich kamen Tränen! Garcia war außer sich, suchte mich zu beruhigen und schenkte mir als Pfand der Versöhnung wundervolle dunkelrote Nelken. Ich bat ihn, es heute nicht mehr mit dieser Stelle zu versuchen; vielleicht glücke sie morgen besser. Damit war unser Friede hergestellt, ich ging aber doch sehr betrübt nach Hause mit dem festen Entschluß, ihn zu bitten, mich die Partie nicht weiter singen zu lassen, sondern erst die Norma zu vollenden. Drei Wochen darauf war die schwierige Rolle der Norma zu seiner größten Zufriedenheit beendet, und er versicherte mir mit stolzer Miene: ‚Als Norma werden Sie in Dresden auftreten, ich denke, man wird finden, daß Sie Tüchtiges gelernt haben.‘ — Insofern war die Wahl eine günstige, als zu jener Zeit in Dresden noch alle italienischen Opern in italienischer Sprache gesungen wurden, ein großer Vorteil für mich, da es sich in dieser herrlichen Sprache so viel leichter singt. Ich habe es nur zu bald erfahren, als ich diese Partie in der Übersetzung singen mußte, wieviel schwerer sie mir wurde, ja, wie ich manche Stelle gar nicht so gut herausbringen konnte.

„Durch Garcias Vergünstigung hatte ich auch für die grande Opéra Freiplätze, war aber wenig befriedigt von deren Aufführungen. Ich hörte den ‚Freischütz‘; er wurde unglaublich erbärmlich gegeben. Agathe und Ännchen erschienen im französischen Kostüm mit gerafften Röcken, und keine der beiden Damen hatte eine Ahnung, was sie vorstellen oder wie sie singen sollte. Weber drehte sich im Grabe herum, hätte er das gehört. —

„Dann hörte ich die ‚Hugenotten‘, diese waren im ganzen wohl besser, aber nicht nach unseren deutschen Begriffen. Ich sang Garcia vor, wie Valentine einige Stellen im Duett mit Marcelle vorgetragen hatte, darauf meinte er gleich: ‚Jetzt studieren wir Valentine.‘ Ich war sehr erfreut, endlich einmal deutsch singen zu können, aber ich mußte sie französisch studieren. Es wurde mir dies viel schwerer als das Italienische. Garcia gab sich die größte Mühe mit der richtigen Aussprache, die ja so ganz anders als in der Konversation ist. Eines Tages meinte er: ‚Wenn Sie sich von Dresden losmachen können, bleiben Sie hier; Sie sollen eine schöne Position an der Großen Oper einnehmen. Der Direktor hat Sie hier im Nebenzimmer gestern gehört und war hingerissen von Ihrem Gesang.‘ Ich sollte für ein Fräulein Stoz engagiert werden, deren Stimme sehr gelitten hatte. Aber mit Entrüstung wies ich solchen Antrag zurück. Ich war viel zu sehr deutsch, in meinem ganzen Fühlen und Denken eine echte deutsche Sängerin. ‚Aber wenn Sie in Dresden den an Sie gestellten Erwartungen nicht entsprechen,‘ so schloß er die Unterredung, ‚kommen Sie hierher zurück, das versprechen Sie mir.‘

„Noch einer anderen interessanten Stunde muß ich Erwähnung tun. Ich bat Garcia, die ihm vorgesungene Arie der Agathe mit ihm studieren zu dürfen, und merkwürdig: er, der so fein seine Sachen ausgearbeitet, er wußte mit dieser Aufgabe gar nichts zu machen. Was er mir sagte, konnte ich absolut nicht verwerten, und so jung ich auch damals noch war, hatte ich doch das Gefühl, eine deutsche Rolle mit diesem Meister nicht studieren zu können. Es geschah auch nicht. Nun suchte er nur noch einzelne Arien für Einlagen der Rosine im ‚Barbier‘ aus. Mit Mozart machten wir noch einen Versuch, aber auf diese Art war er, vor Deutschen gesungen, eine Unmöglichkeit.

„Ich habe viel interessante Menschen in dieser Zeit kennen gelernt. Unter anderen hörte ich auch Chopin in einer großen Abendgesellschaft spielen. Er phantasierte wunderbar. Man glaubte nicht, daß er Niedergeschriebenes spielte, sondern soeben Erdachtes. George Sand, die große Schriftstellerin, saß ihm dicht gegenüber am Flügel und verzehrte ihn fast mit ihren Blicken. Chopin war eine durchaus liebenswürdige Persönlichkeit und bei sehr großem Talent keineswegs spröde und engherzig, er spendete gern Gaben aus seines musikalischen Reichtums Fülle und war jeder Bitte daraufhin zugänglich. Im übrigen kann ich nicht behaupten, daß ich großen Gefallen an der Pariser sogenannten Gesellschaft gefunden habe. Man tanzte mit Leidenschaftlichkeit und das auf schwellenden Teppichen und hatte sogar die Geschmacklosigkeit sofort nach einem so bezaubernden Spiel, wie dem von Chopin, auf demselben Flügel eine Quadrille spielen zu lassen, als ob es so sein müßte.

„Leider war ich selbst für Paris, um es begreifen, schätzen zu können, viel zu jung. Mit siebzehn Jahren kann man kein Verständnis für Paris haben, es flößte mir nur Furcht und Widerwillen ein.

„Im Théâtre français sah ich zum erstenmal die Rachel als Phädra und war hingerissen von ihr. Ihr edles antikes Spiel

entzückte mich schon damals, und bei meiner von jeher begeisterungsfähigen Empfänglichkeit legte die Rachel den Grund zu meiner Vorliebe für die Antike und deren Wiedergabe in späteren Jahren auf der Bühne; ich sah auch Lustspiele im Théâtre Variété et Gaité und entzückte mich immer wieder von neuem an der Leichtigkeit und Grazie des Spieles der Franzosen. Welche Natur führten sie uns vor, und alles aus dem Leben! Ich sah die Déjazet als ‚Vicomte de Létoriere', ganz unerhört großartig. Dann in einer jugendlichen Frauenrolle, deren Schönheit alles hinreißen mußte, und sie war schön! Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich andern Tags erfuhr, die Dame sei bereits hoch in den Fünfzigern! Der Eindruck war ein vollkommen jugendlicher gewesen. Damals schon verstanden die Franzosen die Kunst des Schminkens in großartiger Weise.

„Meine Studien verfolgte ich bei alledem selbstverständlich eifrigst weiter, denn meine Zeit in Paris neigte sich zum Ende. Noch ein nie gekannter Genuß wurde mir zuteil durch das Anhören eines Abonnementkonzertes unter Habenaks Leitung der siebenten Symphonie von Beethoven. Ich hatte außer den großen Konzerten, die mein Onkel Richard Wagner in Dresden dirigierte, nie Beethoven gehört, ich war wie berauscht und kaum meiner Sinne mächtig. Das sind Eindrücke, die sich einem in die Seele schreiben.

„So reiste ich denn in den ersten Tagen des August im Besitz meiner vollen Jugendkraft mit meinem Vater nach Dresden. Die ersten Proben meines Könnens mußte ich vor Exzellenz von Lüttichau und meinem Onkel Richard ablegen; sie schienen den Erwartungen zu entsprechen, und der Tag für die Aufführung der ‚Norma' wurde angesetzt. Mir wurde wohl etwas beklommen dabei zumute, doch stützte ich mich auf die Ermahnungen und Ermutigungen meines Meisters und sah dem Tag mit froher Hoffnung entgegen. Ich sang mein langes Rezitativ mit großer Kühnheit und errang nach meinem langgehaltenen hohen as einen glänzenden Applaus. Cavatine und Allegro glückten auch, ich wurde stürmisch gerufen. Wer war seliger als ich! Die ganze Vorstellung verlief gleichmäßig, nur im letzten Akt alterierte mich mein Onkel etwas durch eine lächelnde Geste, als ich mich Sevère gegenüberstellte und mit untergeschlagenen Armen ihm zornglühend die Worte zuschleuderte: ‚In mia man' afin te sei'; das war ihm so drollig erschienen bei meinem jugendlichen Aussehen von siebzehn Jahren, hatte ihn so fröhlich ergötzt, daß er eine Bemerkung darüber machte gegen den ersten Konzertmeister Lipinski, demselben eine Prise anbietend. Ich hatte das gesehen und mich furchtbar darüber geärgert. Unter Lachen erzählte er mir nach der Vorstellung die Geschichte und meinte, es wäre zu komisch gewesen, diese jugendliche Gestalt mit den runden Kinderwangen sich so aufzäumen zu sehen. Ich nahm es ihm aber damals doch sehr übel, denn ich fühlte mich im vollen Bewußtsein, daß ich meine Sache sehr gut gemacht hatte. Die Kritik, soviel ich mich erinnere, äußerte sich sehr anerkennend. Als zweite Rolle folgte Valentine in den ‚Hugenotten', und ich errang auch hiermit einen entschiedenen Erfolg. Ich sang das große Duett mit Marzelle ohne Strich, und als ich in der Koloraturpartie ins hohe c hinaufstieg, ertönte unerwartet eine Beifallssalve, die mich ermutigte, das Duett glänzend zu Ende zu singen. Auch das große Duett mit Raoul (Tichatschek) verfehlte nicht seine Wirkung. — Hiermit war mein neues Engagement besiegelt, und ich war glücklich und stolz, die Nachfolgerin der Schröder-Devrient zu werden. Es kamen jetzt neue Rollen an die Reihe, z. B. Elvira in ‚Ernani', der weiteren erinnere ich mich nicht mehr. Nach Adriano im ‚Rienzi' wünschte der Onkel, daß ich die Senta im ‚Fliegenden Holländer' singen sollte. Mein Vater jedoch fand die Partie viel zu hoch für mich und lehnte sie entschieden ab. Eine neue Partie aber sollte ich studieren, so gab man mir die Favorite von Donizetti, worüber Onkel empört war. Dies gab den ersten Kampf zwischen meinem Onkel und mir. Er hat ihn bis in die späteren Jahre hin übertragen; er konnte es mir auch nie verzeihen, daß mein Vater ihm ausgeschlagen, mich die Senta singen zu lassen, und doch verstand der Vater es besser als wir beide; denn meine Stimme war noch zu jung, um sich solcher hohen Anstrengung auszusetzen, zumal ich ja kein eigentlicher Sopran, sondern ein Mezzo-Sopran gewesen bin, also meine Stimme unnatürlich hätte in die Höhe schrauben müssen, was für ein junges Organ immer eine große Gefahr in sich birgt."

Johannas größtes künstlerisches Erlebnis in Dresden war die Erstaufführung des „Tannhäuser". Auch hierüber ist uns ein eigener Bericht von ihr erhalten: „Schon auf seinem Besuch in Halle hatte uns der Onkel den Text des ‚Tannhäuser' vorgelesen. Mit der Komposition begann er im Sommer 1844, zu jener Zeit, als ich bei ihm war und er mich für die Rolle der Elisabeth ausersehen hatte. Sobald er wieder etwas Neues komponiert hatte, mußte ich es ihm vorsingen. Aufs genaueste paßte er es mir und meiner Stimme an und sagte oft genug, der ganze Charakter der Figur sei ihm von mir inspiriert worden."

In der Tat war Johanna für die Elisabeth wie geschaffen. Sie gab die Partie in ihrer menschlichen Reinheit und katholisierenden Frömmigkeit mit einer allen Anforderungen gewachsenen Stimme und einem Spiel, das unter der Leitung des Meisters zur höchsten Vollkommenheit gereift war. Wagner, der für die Verkörperung seiner Werke in erster Linie den Darsteller und den Sänger nur als dessen Helfer verlangte, war glück-

lich, eine Sängerin zu finden, die schauspielerisch so gründlich wie Johanna durchgebildet war. Den glücklich vonstatten gehenden Vorproben gesellte sich Tichatschek, dem der Tannhäuser zugefallen war. Die gemeinschaftlich mit ihm zu singenden Stellen wurden auch sofort nach der Komposition probiert. Johanna war zugegen, als Tichatschek dem Meister zum erstenmal die Erzählung aus dem letzten Akt vorsang. Beide Männer wurden so ergriffen, daß sie sich in die Arme sanken und weinten.

Gerade diese Stelle wurde jedoch für die Premiere zu einem schweren Stein des Anstoßes. Sie ermüdet an sich, da sie am Schlusse des undramatischen letzten Aktes liegt, vor allem aber deshalb, weil Tichatschek kein Charakterdarsteller war und den herben Ton tiefer Zerknirschung für den reumütigen Sünder nicht finden konnte. Die Aufführung dauerte von 6 bis ½1 Uhr und stellte mit ihrer Überfülle neuer Eindrücke die höchsten Ansprüche an die Aufnahmefähigkeit des Publikums, so daß man sich nicht wundern kann, wenn es bei dieser letzten Geduldsprobe versagte. Trotzdem glaubte Johanna der allgemeinen Meinung, der „Tannhäuser" sei durchgefallen, widersprechen zu müssen. Das Werk wurde vielmehr mit lebhafter Teilnahme aufgenommen. Die Darstellung war mit Ausnahme der Erzählung vortrefflich und wurde vom Publikum wie von Wagner selbst mit höchstem Lobe anerkannt. Wenn der Autor dennoch bald verstimmt war, so trugen daran die von dem Intendanten geforderten Kürzungen schuld, die sich im übrigen für den Bühnenweg des Werkes höchst segensreich erwiesen.

Mit dem Revolutionsjahre ging Johannas Dresdener Zeit zu Ende. Nach einem Intermezzo von wenigen Jahren, das sie auf Gastspiele verwandte, trat sie 1851 in den Verband der Berliner Oper. Hier zählte bald Friedrich Wilhelm IV. zu ihren treuesten und verständnisvollsten Bewunderern.

Sie versicherte, niemand lieber etwas vorgesungen zu haben als „ihrem König", weil sie nie einen aufmerksameren und verständnisvolleren Zuhörer gehabt habe als ihn. Nicht die großen offiziellen Konzerte waren es, die ihr die meiste Freude bereiteten, sondern die ganz intimen Musikabende, bei denen keine anderen Gäste anwesend waren als die Königin und die diensttuenden Hofbeamten. Namentlich eines Abends im Charlottenburger Schloß erinnerte sie sich mit besonderer Lebhaftigkeit und erzählte: „Wir warteten schon länger als gewöhnlich auf den mit den Ministern konferierenden König; die mir sonst so gnädige, aber um eine Unterhaltung meist etwas verlegene Königin, Prinz Georg und Meyerbeer waren allmählich verstummt, als endlich die Flügeltüren geöffnet wurden und der König auf der Schwelle erschien. Seine kurzsichtigen Augen auf die Erde geheftet, die Stirn gefaltet, machte er im ersten Moment den Eindruck des sorgenbeladenen Herrschers; jetzt stutzte er, blickte auf, sein Antlitz erheiterte sich und, mir die Hand entgegenstreckend, sagte er in unbeschreiblich liebenswürdigem Tone: ‚Wie freue ich mich, Sie hier zu sehen! Was werden Sie mir heute singen? Es muß etwas sehr Schönes sein, damit ich wieder auftaue von der eisigen Unterhaltung mit meinen Peinigern.' Ich antwortete: ‚Eure Majestät lieben am meisten, die Sachen zu hören, die Sie selbst gewählt haben. Ich bitte daher, mir eine Aufgabe zu stellen, und hoffe, sie erfüllen zu können.' — ‚Man hat mich soeben gemartert,' erwiderte der König. ‚Ich komme mir vor wie ein Märtyrer. Wenn ich wählen soll, so bitte ich um die alte italienische Kantate „Sei miei sospiri", wenn Sie sie kennen.' Ich kannte sie. Die Noten wurden herbeigeschafft, als ich aber hineinblickte, gewahrte ich, daß mir das Lied in der vorliegenden Ausgabe zu hoch liege, und erklärte daher meinem Begleiter, dem großen General-Musikdirektor und Komponisten, er möge das Stück einen halben Ton transponieren. Meyerbeer sah sich die Noten an, verzog das Gesicht und sagte: ‚Das ist teufelsmäßig schwer! Wenn ich einen Fehler mache, so blamiere ich mich. Bitten Sie den Prinzen Georg, Sie zu begleiten. Er wird seine Sache vortrefflich machen, und wenn er ein paarmal fehlgreift, so tut es ihm keinen Schaden.' Der Prinz begleitete mich und machte nicht einen Fehler. Meyerbeer erzählte aber die kleine Geschichte zur Erheiterung der Gesellschaft und zum Ruhme des Prinzen, und es wurde an diesem Abend zur Freude und Erbauung unseres verehrten Königs noch viel gute Musik gemacht."

Ihren größten internationalen Erfolg errang Johanna Wagner auf einem Gastspiel in London, das sie unter den ungünstigsten Verhältnissen angetreten hatte. Das dortige Publikum war ihr wegen eines Prozesses, in den sie vor Jahren mit ihrem Impresario verwickelt worden war, feindlich gesinnt. Die Königin mied das Theater, in dem sie jetzt auftrat. Sie sang inmitten einer italienischen Truppe. Trotzdem setzte sie sich durch. Man bewunderte auch hier, namentlich an ihrem Romeo, die unerhört innige Verbindung von Gesang und Spiel und feierte sie nicht anders als Jenny Lind. Auch die Königin öffnete dem fremden Gast ihr Schloß und besiegte endlich sogar ihren persönlichen Widerwillen gegen die ihr verhaßte Lumleysche Bühne. Johanna schrieb am 26. Juni 1856: „Gestern abend hatte ich denn mein Hofkonzert glücklich überstanden. Ich hatte mich sehr schön gemacht, wenigstens soviel als möglich, und es lief wieder alles ganz vortrefflich ab. Die Königin war ganz reizend liebenswürdig und ebenso Prinz Albert. Erstere unterhielt sich lange mit mir, sprach ihr großes Bedauern aus, daß sie mich nicht im Theater hören konnte, ich versicherte sie meiner vollständigen Trostlosigkeit darüber, und sie meinte lächelnd: ‚Nun, vielleicht ge-

schieht es doch noch. Sie haben mich gereizt, Sie auf dem Theater zu hören.' Sie meinte auch, England zahle mir nun nur den schuldigen Tribut für soviel angetanes Leid, sie freue sich über ihre Nation! Aus Dankbarkeit sang ich ihr, als sie den Saal verließ, mit voller, enthusiastischer Stimme das ,God save the Queen' nach, sie blieb in der Tür stehen und bedankte sich huldreich dafür! Meinen liebenswürdigen Prinzen Friedrich Wilhelm sprach ich natürlich auch, er reichte mir freundlich die Hand, erkundigte sich nach tausenderlei, fragte, ob es wahr, daß ich verlobt, und ich sagte: ,Ja, Königliche Hoheit, ich bin Ihrem Beispiel gefolgt,' worauf er erwiderte, daß es ihn unendlich freue und er mir nur wünsche, ich möchte so glücklich sein wie er. Wenn ich ihn in Berlin wieder sähe, müßte ich ihm aber erzählen, wie es der Glückliche angefangen, die stolze Johanna zu gewinnen. Siehst Du, Alfred, selbst unser zukünftiger Herrscher ist erstaunt." Der Eindruck, den sie auf den späteren Kaiser Friedrich und seine Gemahlin gemacht hatte, war dauerhaft. Beim Einzug Viktorias in Berlin sang sie auf des Kronprinzen Wunsch eine Jubelkantate.

Ein Jahr vor der nach langem Brautstand im Mai 1859 erfolgten Hochzeit sang Johanna noch einmal in Dresden die Elisabeth und schrieb darüber am 20. Juni 1858 an ihren Bräutigam: „Heute am Tage der Aufführung des ,Tannhäuser' muß ich Dir doch berichten, welche glückliche Tage ich trotz der erbärmlichen Hitze verlebt und so recht aus tiefinnerstem Herzensgrunde in Kunst geschwelgt habe. Doch ist es mir unmöglich, Dir zu beschreiben, mit welcher Freude ich die vielen und langen Proben zum ,Tannhäuser' gemacht, wie ich so ganz darin aufgegangen bin in Musik. Wahrlich, welch ein Unterschied zwischen hier und Berlin — wie Tag und Nacht. Die Liebe zu dem herrlichen Werk leuchtet jedem Einzelnen aus den Augen, vom ersten Sänger bis zum letzten Choristen. Ach und das Orchester, wie wundervoll! Du kannst es gar nicht glauben, wie einzig schön Mitterwurzer als Wolfram ist, herrlich! Ich habe gleich in dem ersten Akt geweint wie ein Kind! Tichatschek ist und bleibt der Gott aller Tenöre, der Mann singt überirdisch schön. Wir drei Hauptfiguren heulen immer um die Wette und zittern, daß uns heute abend die Rührung übermannen könnte. Ja, wäre ich sonst so künstlerisch begeistert zu singen wie hier, dann, ich gestehe es: würde mir das Scheiden von der Bühne unsäglich schwer sein, denn ich habe so recht empfunden nach solch langer, langer Zeit, welch ein Unterschied ist zwischen echt begeistertem künstlerischem Schaffen und Wirken und dem gewöhnlichen Schlendrian, wie er fast überall geführt wird."

Auch hier wieder tritt die heilige Auffassung ihrer Kunst leuchtend zutage, und es wirkt tragisch, daß sie so schrieb, während sie sich von ihrer Höhe schon langsam neigte. Sie genoß in Berlin mehr als Bewunderung, sie war volkstümlich geworden, eben wegen ihres wahrhaft liebenswürdigen Wesens. Der „Kladderadatsch" mahnte mit gutmütigem Spott: „Un dat allens will sie verlaten um so'n bißken Referendarius!" Der Referendarius war nicht daran schuld. Sie blieb der Bühne erhalten, aber ihre Stimme verlor ihren Glanz. Mit Heroismus tat sie den schweren Schritt von der Oper zum Schauspiel. Sie leistete auch hier, namentlich im Stildrama, Vortreffliches, aber es fehlte ihr doch, was sie zu einer klassischen Sängerin stempelte: die Übereinstimmung von Wollen und Können.

Stolz um Stolz!

Wie ein Roß der rauhe Nachtsturm schnaubt,
Und vorm Fenster knattern schwarze Föhren —
O du blondes, wunderblasses Haupt,
Willst du immer wieder mich betören? —

Heute hieltest du vorm Haus. Versteckt
Hört' ich dich und dämpfte meine Schritte.
Stolz um Stolz! Du hast mich nicht entdeckt,
Weiter saustest du in wildem Ritte . . .

Aber bebte nicht der Gartengrund
Eben wie von deines Rosses Hufen? —
Herz, du weißt es: nur mit scheuem Mund
Wagen unsre Träume sich zu rufen . . .

O du blondes, wunderblasses Haupt! —

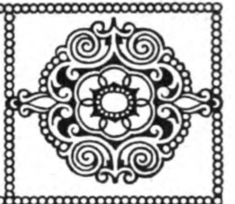
A. K. T. Tielo



Bische

Novelle aus dem zweiten Schlesischen Kriege

Von Ernst Schubert





Bische, die kleine Bische, sie liegt im Zelte ihres Königs und schläft. Durch die dünnen Wände dringt die kalte Herbstluft herein, die feucht ist vom Tau des grauenden Morgens. Aber das kleine Fräulein spürt wenig davon in ihrem Körbchen, einem gar feinen Körbchen, das ein Daunenkissen besitzt und ausgeschlagen ist mit hellblauem Atlas. Ganz rund zusammengerollt hat sie sich und tief eingebohrt in ihr weiches Federbett, daß es an den Seiten hoch emporquillt. Fast schlägt es zusammen über dem zierlichen Leib. Doch der ist auch noch geschützt durch ein seidenes Deckchen.

Sie weiß es noch gar nicht und, wenn sie erwacht, wird sie sich wundern. Der König ist mit dem Deckchen vorhin erst beim Herausgehen an ihr Lager getreten, weil sie noch mehr gezittert hat als sonst. Denn etwas zittern tut sie ja immer. Und Bische hat vorhin auch die Augen geöffnet und den schmalen Kopf herausgezogen mitten aus den ineinander verschränkten Gliedmaßen und mit verschleierten Blicken hinübergeguckt in das dürftige Licht am harten, schmalen Feldbett des Königs.

Oh! Es ist doppelt behaglich, an einem so finsteren Herbstmorgen in dem warmen Bette zu bleiben, während der andere hinaus muß in die kalte Welt. Und Bische läßt sich dieses wollüstige Behagen selten entgehen. Stets wird sie munter, wenn der König sich im Dunkeln erhebt und rasch in die Kleider fährt. Meist aber schläft sie schon wieder, wenn er das Zelt verläßt. Und auch diesmal macht sie keine Ausnahme.

Bische, Bische, du bist allzu träge geworden und zu bequem. Du denkst jetzt nur noch an deine eigene Behaglichkeit und viel zu wenig an deinen Herrn. Seit den letzten Wochen, die etwas kalt waren und regnerisch, bist du nur selten aufgestanden von deinem Lager, auch am Tage nicht, wenn marschiert wird. Da läßt du dich großartig fahren in einem Wagen mitsamt deinem geliebten Körbchen und scheust es ängstlich, hinauszutreten in den Schmutz.

Bische, Bische! Denke an deinen König! Wenn er es nun auch so machen wollte wie du? Wo bliebe dann sein Schlesien und wo seine Armee?

Bische, Bische! Du nimmst zuwenig Anteil an seinem Tagewerk und denkst nur noch an dich und deine Behaglichkeit.

Wie hast du dich doch geändert. Warst du doch früher stets seine getreue Begleiterin überallhin, auch wenn er rekognoszierte.

Und wenn du müde warst oder gar zu sehr frorst, denn etwas frieren tust du ja immer, dann nahm er dich auf sein Pferd und du krochst ihm in seinen Uniformrock. Weißt du noch, wie ihr euch beide einmal unter einer Brücke versteckt, weil plötzlich Panduren sich zeigten? Doch polternd ritten sie über die Brücke hinweg, ohne euch zu bemerken. Denn du hattest dich nicht gerührt und schlau das Bellen unterdrückt, was du doch sonst nur zu gern tust. So wurdet ihr beide damals gerettet.

Bische, Bische! Wo sind diese Zeiten hin!

Nun schläfst du hier in deinem geliebten Körbchen aus hellblauem Atlas und kümmerst dich gar nicht darum, was da draußen vor sich geht. Du weißt nicht, daß die Sonne, die heute aufgeht über dem Lager bei Soor, daß sie zugleich auch die Ruhmessonne ist, die über dem Leben deines Königs emporsteigt. Sie zerstreut die letzten Zweifel der Offiziere, von denen immer noch mancher ihn an Erfahrung zu übertreffen, ihn an Begabung zu gleichen dünkt, sie gibt den Soldaten die goldene Gewißheit, daß der König sich über alle anderen Menschen erhebt, sie verklärt ihn und offenbart der ganzen Welt seine göttlichen Kräfte.

Das alles tut die Sonne von Soor, die nun eben über die Berge heraufkommt. Sie zerteilt die Nebel und beleuchtet mit ihren Strahlen ein gewaltiges Heer der

Feinde, das ringsum alle Höhen besetzt hält. Unbemerkt im Schutze der Nacht und des Nebels haben sie das Gebirge erstiegen und wollen sich nun eben herabstürzen auf das kleine preußische Lager, wo man sich gerade erst aus dem Schlafe erhoben hat und sich nun völlig wehrlos in einer Falle sieht, aus der es kein Entrinnen mehr gibt.

Da glaubt sich jeder verloren.

Fassungslos stehen auch die Generäle, diese stolzen, furchtlosen Männer, die selbst in der schlimmsten Gefahr die Ruhe bewahren. Verstört und ratlos blicken sie sich an, und jeder sieht, daß der andere vor Schrecken erbleicht ist.

Niemand kann helfen. Nur einer vermag es noch, und alle wenden sich Rettung suchend an ihn. Er allein bleibt gelassen. Rasch und bestimmt ruft er nun seine Befehle, und jeder folgt ihnen blindlings und gibt sie weiter, ohne recht zu wissen, wozu sie taugen. Aber wie durch ein Wunder steht da mit einem Male das Lager verlassen und — niemand weiß, wie es möglich war, auch die Generäle nicht — die Truppen befinden sich in einer günstigen Stellung, aus einem sicheren Untergang ziehen sie in eine siegreiche Schlacht.

Bische, meine liebe Bische, du aber tust, als ginge dich das alles gar nichts an. Du leichtfertiges, kleines Geschöpf!

Glaubst du denn, man würde von dir noch reden nach Hunderten von Jahren, hättest du nicht einen Herrn gehabt, der sich über alle anderen Menschen erhob und der von der Unsterblichkeit umstrahlt ist?

Siehst du, da fallen auch einige Strahlen auf dein feines, mausgraues Fell. Und nicht nur auf dich, nein, auf dein ganzes Geschlecht. Denn wer von nun an ein Windspiel sieht, der wird auch denken an den großen König, der sie so liebte und dem sie das arbeitsreiche Leben erheiterten.

Ja, alle Hunde können sich freuen.

Denn er hat es endlich einmal gesagt, was wir Germanen hier oben im Norden ja alle denken, was wir bisher nur nicht zu äußern gewagt haben. Ist doch Jesus, der die Liebe selbst war, achtlos, sogar verächtlich vorbeigegangen an allen Hunden. Dein König aber hat es gesagt: Auch der Hund besitzt eine Seele.

Ein Ausspruch aber deines Herrn gilt von heute an ebensoviel wie ein Bibelwort. Und darum, meine kleine Bische, ist heute für alle Hunde ein heiliger Tag.

Doch du liegst in deinem geliebten Körbchen und schläfst!

Hörst du nicht die dumpfen Schläge der Trommeln und das Schrillen der Querpfeifen?

Mit klingendem Spiel in starrer, schnurgerader Linie gehen die preußischen Bataillone dem Tode entgegen, der knatternd und brüllend von den Bergen herabfährt. Es sinken Generäle, Obristen, Kapitäne herab von ihren silbergestickten Schabracken, und hinter ihnen mäht es in breiten Schwaden die langen Reihen dahin.

Aber die seidenen Fahnen rauschen vom Ruhm und Sieg ihres Königs, der sie geweiht hat.

Mit schmetternden Fanfaren galoppieren die preußischen Reiter in das Verderben, und die Granaten reißen breite Gassen in ihre Schwadronen. Doch die Adler auf den Standarten leuchten vom Ruhm und Sieg ihres Königs, der sie geweiht hat.

Du aber, meine Bische, liegst in deinem Körbchen und schläfst. Warte nur, bald wirst du erwachen und recht unsanft aus deinem Schlummer geweckt werden.

Du weißt es noch gar nicht, das Lager ist leer. Nur die Troßknechte sind darin mitsamt der Bagage. Daß nur die Ungarn nichts merken, mit denen der General Nadasdy zwischen dem Gebirge herumsprengt. Sie besitzen eine gar feine Witterung für die Stellen, wo's Beute gibt.

O weh! Da jagen sie auch schon heran, und mit wildem Geschrei brechen sie ein in die wehrlose Zeltstadt.

Bische, arme Bische, so etwas ist dir bisher noch nicht widerfahren!

Eine rohe Faust packt dich an dem Genick und reißt dich aus deinem Körbchen. Dann wirft man dich achtlos beiseite und durchwühlt dein warmes Nest.

Als Bische endlich wieder etwas zu Verstande kam, da sah sie das Zelt angefüllt mit plündernden Soldaten. Kurz entschlossen schlich sie zwischen denen hindurch, machte dabei ein langes, verschlagenes Gesicht und suchte zu entkommen. War sie nur erst im Freien, so würde sie ihren Herrn schon finden.

Aber da mußte hart am Ausgang einer dieser habgierigen Kerle ihr silbernes Hals-

band bemerken und sich gleich darauf losstürzen. Doch ehe es noch der ungeschickte Mensch los hatte, trat ein dürrer, gelbhäutiger Offizier herein in einer reichen, goldbelitzten Uniform, begleitet von zwei Lakaien, und jagte mit seinem krummen, gezückten Säbel die Bande hinaus. Als er die Bische bemerkt, der nun wirklich recht elend zumute war, blieb er stehen und strich überlegend seinen weit herabhängenden schwarzen Schnurrbart. Dann gab er einen kurzen Befehl, einer der Leute nahm die Bische auf den Arm und brachte sie weg. Er benahm sich dabei nicht so brutal wie der andere Flegel, wenn er auch nicht „Sie" zu ihr sagte und „Fräulein", wie die Bedienten des Königs. Aber darauf hätte Bische jetzt doch nicht gehört. Sie war viel zu erschrocken und dachte nur an das, was noch kommen würde.

Draußen standen die Maultiere und trugen auf dem Rücken ihre schweren Kisten, wie immer, wenn der König aufbrach zum Marsche. Und ebenso liefen die Knechte herum an den Pferden und spannten sie vor die hoch bepackten Wagen der Bagage. Aber rings um sie herum lagen die umgeworfenen und ausgeplünderten Zelte, und zwischen ihnen bewegten sich fremdartige Reiter.

Als man dann die Bische in einen Wagen steckte, der ratternd mit ihr davon fuhr, da wußte sie ganz genau: nun geht es in die Gefangenschaft, und deinen König siehst du so bald nicht wieder. Der weilt doch sicher dort, wo der laute Donner herüberschallt, von dem wir uns ach immer weiter entfernen.

Traurig rollte sich Bische auf dem harten Polster zusammen, so gut es ging. Ihre fedrigen Ohrmuscheln zwar stellten sich gleich bei jedem fremden Geräusch spitz in die Höhe, aber so gegen Abend fielen sie hoffnungslos herab, und Bische begann zu schlafen. Sie kam auch nicht recht zum Bewußtsein, als man sie aus dem Wagen hob und anderswo hintrug.

Wie nun Bische am nächsten Morgen erwachte, da glaubte sie zuerst, in ihrem geliebten Körbchen zu liegen. Doch wie sie die Augen noch weiter aufmachte, da war es gar kein Körbchen, sondern nur ein Kissen, und es umgab sie kein Zelt, sondern ein prächtiger Salon mit goldverziertem Meublement und seidenen Tapeten. In der hohen Flügeltür standen zwei Damen.

„Meine liebste, beste Frau Majorin," meinte eben die Jüngere, eine große, üppige Erscheinung in rauschender Toilette, „où est-il donc, wo steckt denn das Präsent meines Mannes?" Suchend sah sie sich um.

„Hier, Frau Generalin," entgegnete ehrerbietig die Ältere, die in ihrem schlichten Trauerkleid einen sehr bescheidenen und bekümmerten Eindruck machte, und wies nach der Ecke hin, wo die Bische lag.

Schüchtern äugte die etwas hervor, aber gleich drückte sie sich wieder ganz erschreckt auf das Kissen. Denn an ihre zarten Ohren schlug nun ein so helles, tönereiches Lachen, wie sie es noch nie gehört hatte. Eine Art Lerchengezwitscher, nur noch viel, viel lauter. Ein Glucksen, Kollern und Klingeln von einer wahrhaft unermüdlichen Stärke.

Und zugleich neigte sich über das Kissen ein mächtiger Busen, und aus ihm rollten die Triller hervor in einer unerschöpflichen Fülle, wie aus einer Orgel. Und als dann endlich dieses verrückte Lachen wieder verstummte, da rief es: „Mon Dieu, mon Dieu! Das ist ja ein scharmantes Hundelchen! Voyez donc, meine liebste, beste Frau Majorin, dieses rosige Guschelchen, das entzückende Schnäuzchen, und diese allerliebsten Beinchen, die reizenden Ohrchen und die süßen Äugelchen. Rein auffressen möchte ich dich vor lauter Liebe, du kleines Kerlchen du.

„Und wie heißt du denn, mein Püppchen? Mon Dieu, hier auf dem Halsband, da steht ja der Name. Ecoutez donc, meine liebste, beste Frau Majorin: Biche, le nom, n'est-il pas joli? Hélas, Biche! Biche, ma petite chérie, mein einziges Geschöpfel, meine Mignon, mein goldiges Äffchen du. Nicht wahr, wir wollen uns beide recht, recht lieb haben?"

Bische benahm sich ganz diplomatisch. Sie ließ sich streicheln, beklopfen, auf den Arm nehmen, sie ließ sich alles gefallen.

Und das war nicht leicht. Denn manchmal hielt sie die Generalin so töricht, daß sie Bische beinah erwürgte.

Ganz leise, ohne daß jene es merkte, bog sie sich mit starren Augen und gekrümmtem Rücken etwas zur Seite. Es war ihr widerlich, beständig dieses starke Parfüm zu riechen, das der üppigen Dame von allen Seiten

entströmte. Und zwar roch es etwa nicht überall gleich. In dem weiten, bauschigen Seidenrock herrschte ein anderer Duft als oben in der Korsage. Selbst Hals und Gesicht waren im Odeur voneinander verschieden. Am unerträglichsten aber strömte der Geruch aus der hohen, weißgepuderten Frisur. Mochte darin auch die teuerste Pomade enthalten sein, Bische konnte derlei Dinge nicht leiden. Pulvergeruch und Pferdestall liebte sie mehr.

Sie gehörte zwar auch dem zarten Geschlecht an, aber sie war ein Soldatenhund, der mit seinem Herrn oft monatelang im Zelte lebte, schon mehrere Jahre.

Auch das affektierte Getue der Frau Generalin war nicht zu ertragen. Konnte die nicht vernünftig mit ihr reden, wie der König es tat? Und wenn der einmal mit Bische seinen Spaß trieb, so benahm er sich doch nicht so albern, wie dieses verdrehte Weibsbild. Am liebsten hätte sie nach den wabbeligen Backen geschnappt oder in den halbnackten Busen, der ebenso wie das Gesicht mit schwarzen Schönheitspfläſterchen beklebt war. Doch Bische benahm sich ganz diplomatisch. Sie ließ sich herzen und küssen und zeigte nichts von ihrer wahren Gesinnung.

„Voyez donc, meine liebste, beste Frau Majorin, cette confidence touchante et cette tendresse, die das Tierchen mir zeigt. Nicht wahr, wir sind die innigsten Freunde, mein kleiner Goldfisch du, mein Frätzchen, mein Mäuschen, mein ganz kleines, süßes, mein ganz arrogant süßes Affenschwänzchen du?“ Und dann folgte wieder das alberne, helle Gezwitscher, das Lerchengetriller, dieses laute, kollernde, klingende und gluckſende Lachen, das gar kein Ende fand.

Schließlich wurde der Generalin dieses Getue selber langweilig, und sie entfernte sich mit ihrer liebsten, besten Frau Majorin. Das war zwar auch nur ein Frauenzimmer, aber doch dabei etwas vernünftig. Sie kam bald wieder zurück und brachte der Bische eine Schale Milch mit Weißbrot. Die Vollbusige hätte an solche Kleinigkeiten gar nicht gedacht. Sie erschien zwar auch die nächsten Tage und Wochen öfter in dem Salon, nahm auch Bische manchmal mit auf einen Spaziergang — ein Lakai führte dann das arme Ding an einer Leine — aber um die Hauptsache, das Essen, kümmerte sie sich gar nicht. Näschereien nur steckte sie ihr in den Mund, oft Sachen, die gar nicht nach Bisches Geschmack waren, die nur der Generalin mundeten. Die dachte ja auch dabei stets nur an ihr eigenes Vergnügen.

Wenn Bische auf dem Kissen — nicht einmal ein Körbchen gab es hier — das Rauschen ihrer Kleider vernahm, nein, zuerst spürte man das Parfüm, da stellte sie sich manchmal schlafend. Vielleicht blieb sie dann unbehelligt.

Weit gefehlt! Gleich stürzte sich diese große Maschine auf die kleine Gestalt, und das Quälen begann von neuem. Nein, solche Behandlung war die Bische nicht gewöhnt und schließlich wurde sie davon ganz krank.

Immer noch hatte sie gehofft, der König werde plötzlich erscheinen, so ganz unerwartet, wie er es liebte, und bei jedem Geräusch spitzte sie ihre fedrigen Ohren. Endlich aber verzweifelte sie an seinem Kommen, sie härmte und grämte sich und wurde noch spillriger und zittriger, als sie schon war.

Nur Frauenzimmer sah sie den ganzen Tag, niemals einen richtigen Mann. Die Lakaien galten ihr nicht als voll. Die hatte sie auch zu Hause stets übersehen. Denn Bische war sehr stolz.

Worauf sie sich am meisten freute, das war die Nacht mit ihren Träumen. Dann befand sie sich wieder bei ihrem König und fühlte ein wunschloses Glück.

Und doch, meine kleine Bische, es bleibt ein gar übel Ding, sich sehnen zu müssen nach den Träumen der Nacht. Denn gar zu leicht kann es dann einmal kommen, daß die Nacht zu einer ewigen wird, und niemals wieder der Tag erscheinen will.

Da jedoch geschah es eines Morgens, daß Bische endlich wieder eine männliche Stimme vernahm, die eines wirklichen Mannes, keines Lakaien. Vorsichtig lugte sie von ihrem Kissen auf und erblickte nun an der Tür neben der Frau Generalin einen dürren, gelbhäutigen Offizier, denselben, der damals ins Zelt gekommen war. Sie erkannte ihn wieder an dem weit herabhängenden schwarzen Schnurrbart, der reichen, goldbelitzten Uniform und dem krummen, funkelnden Säbel. Nur machte er heute nicht einen so kriege-

rischen Eindruck, sondern sah recht bedrückt aus und auch ein wenig ängstlich. Der Kampfesmut wenigstens schien auf der anderen Seite weit größer.

Bische merkte nun auf. Ohne Zweifel, die beiden sprachen von ihr.

„Mein liebes Kind, was kann ich tun? Die Verhandlungen wegen der Bische gehen schon lange. Ich habe nur nichts erzählt davon, um dich nicht zu erregen. Ich habe alles versucht, dir den Hund zu erhalten. Aber nun ist die strenge Order gekommen von der Kaiserin, sofort die Bische herauszugeben, und da muß ich halt parieren. Mit dem König ist ja auch nicht zu spaßen. Er soll heftig gedroht haben und will den Frieden nicht eher unterzeichnen, als bis die Bische wieder in seinem Besitz ist."

„Mon Dieu, mon Dieu," entgegnete nun die Frau ziemlich heftig, „wozu habe ich denn einen General zum Manne, wenn er Präsente, die er seiner Frau gemacht hat, nicht defendieren kann?

„Mon Dieu, mon Dieu," fuhr sie beinahe schluchzend fort, „ich hab' dich ja so lieb, mein kleines Schnutchen du, mein Fischchen, mein Goldfasänchen, mein Zuckerpüppchen du!" Und zärtlich blickte sie hin nach der Bische, die plötzlich in einen ganz tiefen Schlummer gefallen war.

Der Anblick der kleinen Schläferin aber regte die Generalin nur noch immer mehr auf. Verächtlich drehte sie ihrem kleinlauten Gatten den üppigen Rücken zu und rief zornig in das andere Zimmer hinein: „Herr Graf! C'est une barbarie, mir das Bischerle zu nehmen und es in das rauhe Lagerleben Ihres Königs zu schleppen. Ein so kleines Tierchen konveniert überhaupt nicht für einen Mann, sondern nur für eine Dame. Voyez donc, wie lieb es mich hat!"

Bische hörte es rauschen, der große Busenberg neigte sich auf sie herab, die Parfüms begannen zu wirken, dann hing sie wieder höchst unglücklich in der Luft, zog den Rücken etwas zusammen und blickte mit starren Augen ins Leere, nur um nicht dieses wabbelige Gesicht zu sehen, das ebenso wie die halbnackte Brust mit schwarzen Schönheitspflästerchen beklebt war.

„Mon Dieu, mon Dieu, mein süßes Schnutelchen, mein Engelsgesichtel, mein kleiner Piepmatz. Denke dir, du sollst mir genommen werden und hast mich doch so lieb, so unendlich lieb, du kleines, süßes, ganz arrogant süßes Affenschwänzchen du."

Gleich mußte jetzt das Gezwitscher beginnen. Doch nein! Diesmal blieb es aus, und es gab dafür etwas anderes.

Und das kam so: Bische hörte, wie jemand sporenklirrend in den Salon trat und wandte bei diesem ihr so angenehmen Geräusch den Kopf herum, so gut es ging.

Wer aber zeigte sich da?

Ein preußischer Offizier, den sie besser kannte als alle anderen, ein Vertrauter ihres Königs, der freundliche Graf von Rothenburg.

Nun verstand Bische auch gleich den Zusammenhang der ganzen Affäre und zeigte sich der Situation sofort gewachsen.

In dem Augenblick, wo das Trillern fällig war, begann sie plötzlich zu knurren und zeigte ihre schneeweißen Zähne. Sie zog die Lippen weit auseinander und brachte den vollen Schmuck ihres Gebisses zum Vorschein. Mit einem lauten Schrei zuckte die Generalin mit dem Gesichte zurück und ließ die Bische fallen.

„Mon Dieu, mon Dieu," so rief sie dann voller Empörung, „oh dieses undankbare Geschöpf, cette bête perfide, mich so zu rekompensieren für alle meine Wohltaten. Gehe nur zu diesem Herrn da, ich mag dich nicht behalten."

Bische jedoch saß lange schon auf den Armen des Grafen von Rothenburg. Sie bohrte sich mit ihrem spitzen Schnäuzchen in den Uniformrock und versteckte darin ihren schmalen Kopf. Nun glaubte sie sich geborgen und so gut wie gerettet. Aber eine Peinigung mußte die arme Bische doch noch erdulden. Denn als die Generalin diese merkwürdige Stellung sah, da schrie sie: „Mon Dieu, mon Dieu! Voyez donc, mein Liebster, Bester!"

Diesmal meinte sie ihren Gatten, der ganz erleichtert dastand und nicht mehr so bedrückt.

Dann aber begann die Generalin zu lachen, wie noch nie. Aus ihrem mächtigen Busenwerk erschollen Töne in einer unerschöpflichen Fülle, als kämen sie aus einer Orgel. Das gluckste, rollte, kollerte, klingelte in einer wahrhaft unermüdlichen Stärke. Und es zwitscherte und trillerte wie Tausende von Lerchen, und immer neue stiegen empor.

Bische jedoch erschrak nicht wenig und versteckte sich immer tiefer in den Uniformrock des Grafen, daß schließlich nur noch die Hinterbeinchen heraushingen mitsamt der eingeklemmten Rute.

⌘ ⌘ ⌘

Der König befand sich auf dem Marsche nach Dresden in einer kleinen sächsischen Stadt. In der Stube seines Quartiers brannte der Kamin, und an die gefrorenen Scheiben klirrte der eisige Abendfrost eines schneelosen Dezembers. Der Friedensschluß, den seine Siege herbeizwangen, und der ihm nun schon zum zweiten Male den Besitz von Schlesien sicherte, stand nahe bevor.

Der König rückte sich die beiden Kerzen zurecht und breitete die Baupläne aus zu seinem neuen Potsdamer Gartenschloß. Sans-souci — Sorgenfrei — sollte es heißen. Denn er wollte sich dort erholen von den Mühsalen der Kriegsjahre.

Wie er sich nun in den Grundriß vertiefte, mußte er traurig daran denken, daß er dort wohnen würde ohne Keyserlingk, seinen geliebten Cäsarion, und auch ohne den anderen Gefährten der Rheinsberger Tage, den ernsten, sympathischen Jordan. Beide waren sie gerade in diesem Sommer gestorben.

Der König saß mit dem Rücken gegen die Tür, und er merkte nicht, wie diese leise sich öffnete, und wie Rothenburg die Bische hereinließ, die er eben aus Böhmen gebracht hatte.

Mit einem langen Satze sprang sie auf den Tisch und legte die Vorderpfötchen um den Hals ihres überraschten Herrn.

Bische benahm sich nicht so wie sonst, wenn sie freudig erregt war. Sie bellte nicht, sie krümmte nicht ihren schlanken Leib, sie wedelte nicht, ja sie spitzte nicht einmal ihre fedrigen Ohren. Schlaff hingen die nach hinten, und das Gesicht erschien noch länger und schmaler als sonst. Mit den feuchtglänzenden Augen, die Zeugnis gaben von einer unendlichen Treue, blickte sie still, ohne sich zu rühren, in das Gesicht des Königs.

Der begann sie nun sanft zu streicheln und leise mit ihr zu sprechen in einer so gütigen Art, die selbst Rothenburg noch niemals an ihm bemerkt hatte.

Bische setzte sich hin und hörte ihm aufmerksam zu. Der Graf aber, der nur mit seinem Kopfe hereinsah, kam sich vor als ein unberufener Lauscher und zog sich zurück. Leise machte er die Tür hinter sich zu.

Bische bekam jetzt von ihrem Herrn etwas Braten und Gebäck. Aber sie aß nur wenig und nur aus Höflichkeit.

Nach einer Weile wurde sie lustiger.

Sie hob die Ohren, marschierte mit steifer Rute auf dem Tische herum und beschnupperte alles, was sie dort oben fand. Als sie besonders genau die Schriften Ciceros untersuchte, da meinte der König: „Ja, kleine Bische, die stammen aus der Bibliothek des armen Jordan. Meine eigenen Bücher haben mir die Ungarn geraubt mitsamt den übrigen Sachen. Als ich aus der Schlacht zurückkam, da besaß ich kein zweites Hemd mehr. Doch das wäre ja nicht so schlimm gewesen, wenn nur nicht auch die kleine Bische gefehlt hätte."

Gleich kam die auf ihn zu und reichte ihm zärtlich das Pfötchen.

Sie zeigte sich nun ganz ausgelassen, sprang vom Tische herab und strich in der Stube umher. Der König aber sah dabei gespannt auf sie hin.

Nun hatte sie es entdeckt! Dort am Kamin, vom Feuerschein umglänzt und auch erwärmt, stand ihr geliebtes Körbchen. Völlig glich es dem alten. Es besaß auch ein Daunenkissen und war ausgeschlagen mit hellblauem Atlas.

Hopp, schon stand sie oben, trat auf dem Bette herum und probierte, ob es auch weich und schwellend genug war. Oh! Es zeigte ganz dieselben Vorzüge wie das alte.

Befriedigt kam Bische wieder zum König, legte sich neben ihn auf den Tisch und guckte mit ihm zusammen in die Pläne von Sanssouci.

Allmählich aber wurde sie müde. Sie wollte sich das zwar nicht merken lassen und heute solange aufbleiben wie der Herr, aber einmal verpaßte sie es doch und schlummerte ein. Der König trug sie behutsam nach der warmen Ecke des Kamins und legte sie in ihr geliebtes Körbchen.

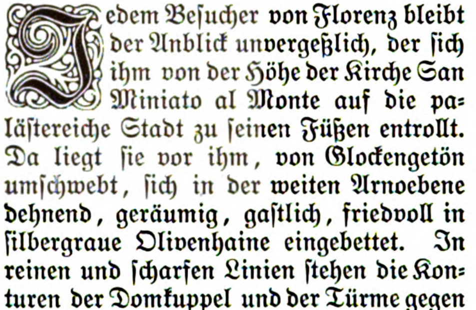
Nun, meine kleine Bische, brauchst du dich nicht mehr zu fürchten vor dem Erwachen. Denn du bist ja wieder bei deinem Herrn.

Ein mittelalterliches Wohnhaus in Florenz

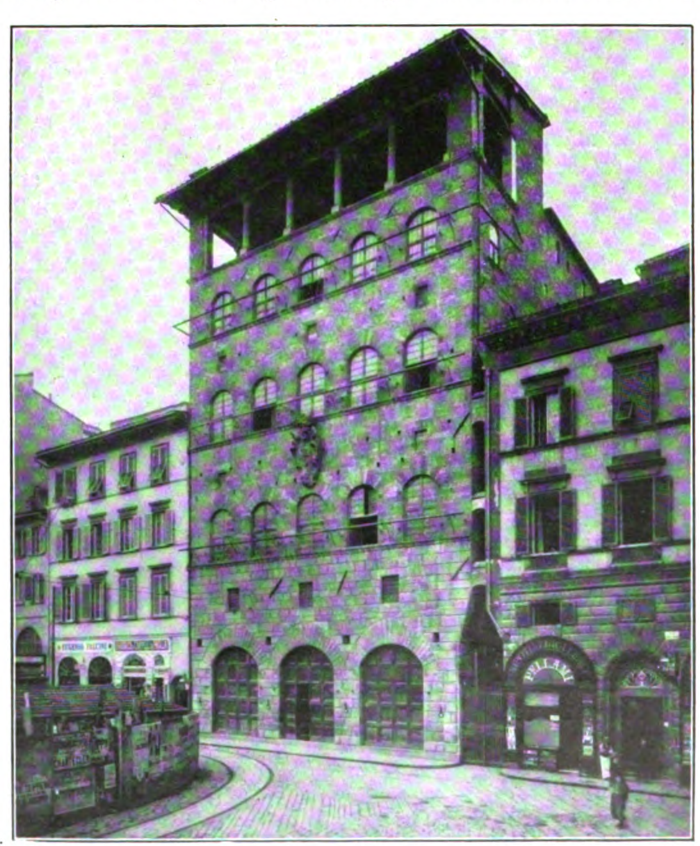
Der Palazzo Davizzi-Davanzati

Von Erina Bombe



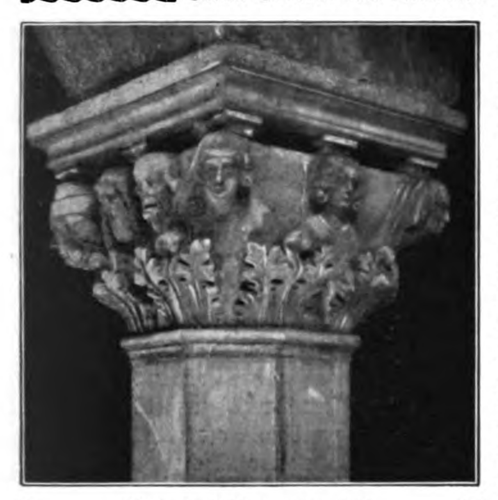


Jedem Besucher von Florenz bleibt der Anblick unvergeßlich, der sich ihm von der Höhe der Kirche San Miniato al Monte auf die palästereiche Stadt zu seinen Füßen entrollt. Da liegt sie vor ihm, von Glockengetön umschwebt, sich in der weiten Arnoebene dehnend, geräumig, gastlich, friedvoll in silbergraue Olivenhaine eingebettet. In reinen und scharfen Linien stehen die Konturen der Domkuppel und der Türme gegen das trockene, klare Blau des Himmels, der sich strahlend bis zu den Schneegipfeln der Alpen von Carrara wölbt. Durch die breiten, kühn geschwungenen Brückenbogen wälzt der Arno seine gelben Wasser dem Meere entgegen, an den Hügeln vorbei, „deren der kahlste von Wein und Öl trieft“. Ob der Frühlingswind die Fliederdüfte vom Viale dei Colli hinabweht, ob der Sommer die Villen von Fiesole mit Rosen kränzt, ob des Herbstes Traubensegen die Täler des Chianti überschüttet oder der Winterhimmel über die dunklen Zypressenhaine von Montughi blaut, immer umspannt die Stadt der gleiche Rahmen einer unbeschreiblichen, ewig sich wandelnden Schönheit. Die Rahmung ist die gleiche seit vielen Jahrhunderten, seit Dante die unsterblichen Worte von der Größe und Schönheit seiner Vaterstadt prägte, aber das Bild der Stadt zeigt keine verwandten Züge mehr mit dem Florenz des Trecento.



Fassade des Palazzo Davanzati nach der Restaurierung

Seine Gesamterscheinung übermittelt uns ein Fresko im Museo des Bigallo von 1335, während uns Chroniken und Steueraufzeichnungen genaue Angaben über Straßenanlagen, Häuser und Paläste und über das Leben der Florentiner Bürger und Adligen überliefern. Ein Gewirr von engen Straßen und Gassen erschwert dem Fremdling den Weg. Hohe, schmale Häuser mit nägelbeschlagenen Pforten wechseln mit düsteren Palästen und massigen Turmhäusern. Die nicht enden wollenden Bürgerkriege, die Überfälle neidischer Nachbarstaaten lassen den Bürger mehr an seine

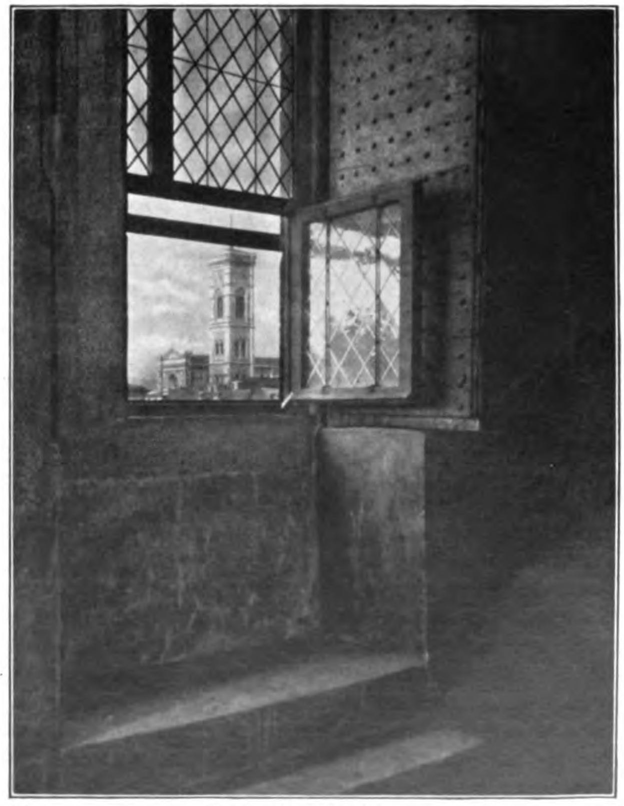


Säulenkapitäl aus dem Hofe

Sicherheit als an seine Bequemlichkeit denken. Dieser Türme, die, heute kaum noch zu erkennen, in die Häusermassen eingefügt sind, besaß die Stadt an hundertundfünfzig. Strickleitern verbanden die verschiedenen Stockwerke, während Fallbrücken die Einwohner in der höchsten Not zu einem Nachbarturm hinüberretteten. Jedes Fleckchen in dieser immer in Waffen starrenden Stadt wurde ausgenutzt, kein Garten, oft nicht einmal ein Hof erhöhte das Behagen in den kalten, engen Palästen, und selbst wohlhabende Familien schränkten ihre Bewegungsmöglichkeit auf fünf bis sechs Räume ein.

Leider mußte bis vor kurzem sich unsere Vorstellung von mittelalterlichen Florentiner Palästen auf Beschreibungen stützen, denn die Gebäude sind in moderne Wohnhäuser umgestaltet und aufgeteilt, die Wanddekorationen, soweit es sich nicht um künstlerisch wertvolle handelt, mit weißer Tünche bedeckt worden, und den Hausrat haben schon längst Museen Italiens und des Auslandes aufgenommen. Um so bedeutsamer ist die Wiederherstellung eines Florentiner Wohnhauses aus dem 14. Jahrhundert, die vor kurzer Zeit der Florentiner Maler und Kunstsammler Elia Volpi vollführte. Mit einem bewunderungswerten Aufwande von Mühe, Geduld und Geld hat er dem Palazzo Davizzi-Davanzati seine ursprüngliche Gestalt wiedergegeben. Vermauerte Fenster wurden geöffnet, Zwischenstockwerke und Wände fielen, die Spuren jahrzehntelanger Vernachlässigung wurden beseitigt, und die Wandmalereien, von Tünche und Schmutz befreit, erstanden von neuem unter der kundigen Hand des Restaurators. In diese weiten, mit Malereien geschmückten, nun von allem störenden Beiwerk befreiten Säle kam ein Zug von Wohnlichkeit durch eine Sammlung mittelalterlichen Hausrates, wie ihn kein Kunstgewerbemuseum reicher und stimmungsvoller vereinen kann.

Der Name der Davizzi begleitet die Schicksale der Florentiner Republik im



Ein Fenster des Palazzo

Kriege gegen neidische Nachbarn, im Kampf wider tückische Rebellen und in schwierigen diplomatischen Verhandlungen mit eifersüchtigen Mächten. Einmal trägt ein Aufrührer selbst ihr Banner und schleudert die Brandfackel des Bürgerkrieges in das immer gärende Gemeinwesen der Stadt: Francesco di Tommaso beteiligt sich an der Verschwörung gegen Maso degli Albizzi. Das Haupt des Davizzi fällt im November 1400 unter des Henkers Beil. Die nächsten Jahrhunderte führen eine bunte Reihe neuer Besitzer in den Palast, bis ihn Bernardo Davanzati, der Übersetzer des Tacitus und der Verfasser der Geschichte des Schismas in England, im Jahre 1578 kauft. Der neue Herr, aus altehrwürdigem Geschlechte wie die Davizzi, flicht Ruhm und Ehre in die Geschichte des Palastes. Doch auch dies kraftvolle Geschlecht eilt seinem Untergang entgegen, der durch ständigen Geldmangel beschleunigt wird. Mit dem freiwilligen Tode des Carlo di Giuseppe Davanzati im Jahre 1838 endet die Herrschaft der Familie. Die Gläubiger des Verstorbenen teilen den stolzen Bau in zahllose kleine Quartiere auf, und das niedrigste Volk trägt seine Armut, seinen Schmutz und seine Unkultur in den stolzen Patrizierbau mit seinen großen Erinnerungen. Nun endlich, nach acht Jahrzehnten, feiert er seine Auferstehung.

Durch eines der drei eisenbeschlagenen Tore treten wir in einen kleinen, schachtartigen Hof. Fünf Säulen mit phantastischen Kapitälen aus Menschenköpfen erhöhen das Malerische des Gesamteindruckes. Ein Blick nach oben erschließt uns die Treppenanlage und die Galerie, auf welche die Türen der einzelnen Gemächer münden. Den Aufgang hütet die Gestalt des Marzocco, des Wappentieres der Stadt, während oben, am Eintritt in den Hauptsaal des ersten Stockwerkes, ein Fresko, Christophorus mit dem segnenden Christuskinde auf den Schultern, das Gedeihen und Glück des Hauses versinnbildlicht. Der große Saal, der einst bei Festlichkeiten wohl als Speiseraum gedient haben mag, nimmt uns auf. Durch bleigefaßte Butzenscheiben fällt das Sonnenlicht auf den mächtigen Tisch mit den geschnitzten Löwenfüßen, „sgabelli“, jene Schemel des Trecento mit oder ohne Lehne, und breite Savonarolastühle reihen sich um ihn. Vor uns steigt das Bild der fröhlichen Tafelrunde auf. Ein starkes Leinentuch bedeckt die schwere Platte, es gehörte nach toskanischer Sitte selbst in bescheidenen Haushaltungen zu dem Unentbehrlichsten. Kostbares Gold- und Silbergeschirr gestaltet die Tafel auch zu einem ästhetischen Genuß. Da die Hände die Dienste der noch nicht bekannten Gabel erfüllten, so unterzog man sich nach genossenen Tafelfreuden einer gründlichen Fingerwaschung unter den in die Wand eingelassenen Wasserhähnen, die samt der dazu gehörigen Schale oft kunstvolle Steinmetzenarbeit oder Metallschmiedekunst zierten. An der einen Längswand des Saales erhebt sich heute ein prachtvoller Kamin mit einem Fries tanzender Putten im Stile Michelozzos, eiserne Feuerböcke mit fratzenhaften Köpfen stützen die mächtigen Stücke dunklen Eichenholzes. Wie dürftig war dagegen im Trecento die Heizvorrichtung! Man setzte sich um ein offen brennendes Feuer, das mehr Rauch als Wärme spendete, und erst ganz allmählich verlegte man die Feuerstätte in die Wand und gab ihr einen eingebauten Abzug für den Rauch. Die Räume waren kalt und unwohnlich, zumal auch die Fenster, mit geölter Leinwand verklebt, dem Winde reichlich Zutritt ließen. Zum Schutze gegen die Kälte und zur Belebung der Wände bekleidete man die Mauern mit Teppichen und Gebildwebereien. Häufig finden diese jedoch Ersatz in teppichartigen Freskomalereien, die, obgleich meist ohne großen künstlerischen Wert, dem Raum einen festlichen Eindruck verleihen. Das sich flächenmäßig nach allen Seiten gleichmäßig ausdehnende Muster täuscht an den Fenstern und Türen einen Wandbehang vor, indem es stoffartig Falten wirft und sich aufrollt. Die Illusion wird noch vervollständigt durch ein kettenartiges Netz, durch Ringe, Schnüre und eine Stange, die das Gewebe zu tragen scheint. Eine Brüstung mit Blumenvasen auf Kleeblattbögen, von Konsolen getragen, bildet den architektonischen Abschluß. Das dicke Gemäuer enthält an vielen Stellen Wandschränke, die zur Aufnahme des Geschirres und der Leuchter dienten. Jetzt öffnen sich die mit Holzriegeln verschlossenen Türen vor einer kostbaren



Wanddekoration in einem Saal des ersten Stockwerks des Palazzo Davanzati

Sammlung alten Orvietaner Tongeschirres; wie armselig jedoch die Hausgeräte einer Frau im 13. Jahrhundert waren, zeigt ein Inventar, das R. Davidsohn in seiner monumentalen Geschichte von Florenz veröffentlicht.

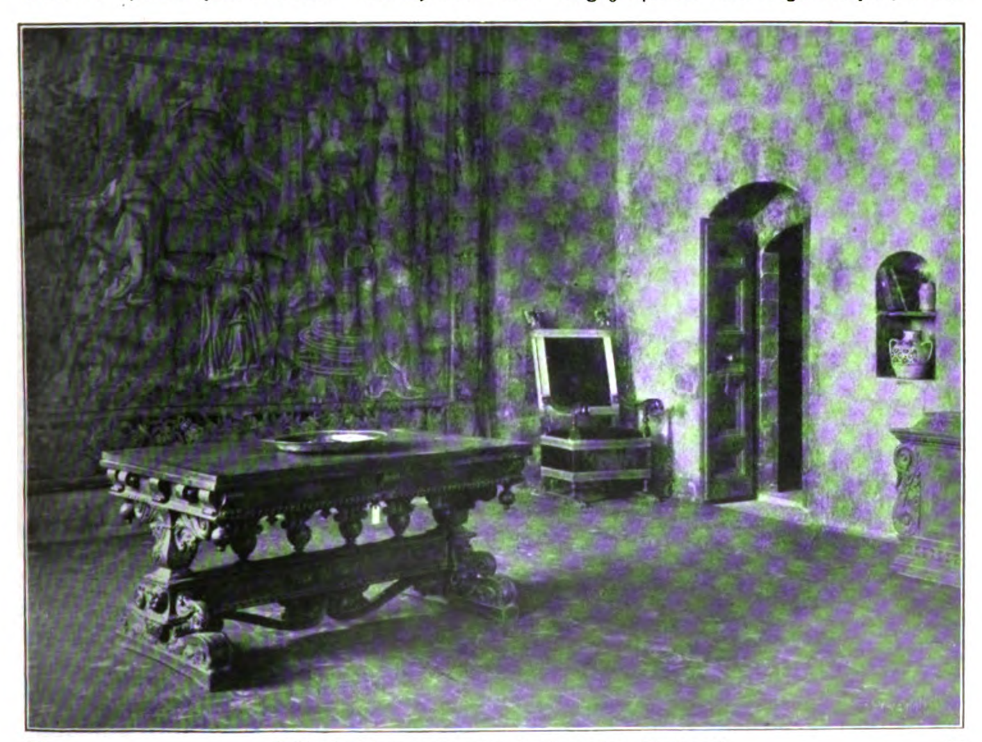
Die Erbschaft einer Waise aus nicht unbegüterter Familie umfaßte an Hausrat außer Betten und einigen Kästen nur einige Gefäße zum Aufbewahren der Vorräte, eine Flachsbreche, einen Kessel, eine Pfanne, eine Lampe, zwei Terrinen, eine Schüssel, drei Suppennäpfe, einen einzigen Becher und ein Tischmesser. Soviel Sinn der Florentiner stets für Repräsentation bewies, so spartanisch einfach war der Zuschnitt seiner Lebensführung, wenn der äußeren Pflicht Genüge getan war. Der Unterschied zwischen den Prunkgemächern und den engen, dunklen, nach rückwärts gelegenen Wohnräumen, wo die Frauen ihrer einförmigen Beschäftigung nachgingen, fällt auch im Palazzo Davanzati auf; Spinnen, Weben und Beten füllten ihre Stunden, und die unbedingte Abhängigkeit von ihrem Gatten erstickte jedes Streben nach geistiger Entwicklung. Was Wunder, wenn sie nach Art unterdrückter Wesen verborgene Früchte der Freiheit genoß, wenn ihr der tägliche Gang zur Kirche nicht nur ein religiöses Bedürfnis und eine fromme Gewohnheit war, sondern häufig das Stelldichein mit dem Geliebten ermöglichte. Auch kann es nicht überraschen, daß eine Frau, so arm an geistigen Interessen, so fern von der Sonne der Kultur, ungebührlich viel Zeit auf die Verschönerung ihres Äußeren, auf Putz und Tand verwandte. Dante, der unbarmherzige Sittenrichter, der auch vor der Grazie des Weibes nicht haltmacht, beklagt in bitteren Worten entschwundene Zeiten, von denen sein Ahn Cacciaguida berichtet, „daß die Frauen noch ungeschminkt vom Spiegel kamen".

Man sollte denken, daß von dieser zunehmenden Putzsucht und Daseinsfreude der Frauen ihre Schlafzimmer vor allem beeinflußt worden wären. Doch das eheliche Schlafgemach im Palazzo Davanzati zeigt, daß die neuen Ideen sich noch nicht in des Hauses Heiligtum geschlichen haben. Cassoni an den Wänden, ein großer Tisch mit Stühlen und ein Muttergottesbild bilden die Ausstattung des Zimmers. Sein Prunkstück aber ist das Bett. Das Lager bestand aus dem Bettgestell mit der Matratze, dem Unterbett und den Federkissen, worüber man bei Tage eine kostbare Decke, in Venedig vielfach aus Spitzen, breitete, und dem Umbau der Cassoni, die den Schatz der Hausfrau an Leinen und Wollstoffen enthielten. Häufig sicherten kunstvoll gearbeitete Schlösser die seidenen Gewänder und das prachtvolle Geschmeide. Ein schwerer, von Stangen getragener Baldachin hütet den Frieden des Lagers. Er fehlt, wie das Tischtuch, auch bei dürftigen Ausstattungen nicht, und sein Material vereinfacht sich bis zum Leinentuch. Nach den Möbeln, die einige Jahrhunderte später dem Ankleideraum einer Frau den intimen Reiz des Geheimnisvollen geben, nach dem Toilettentisch und dem Spiegel, suchen wir vergebens. Kleine Spiegel aus poliertem Metall hütete man wie eine Kostbarkeit, obgleich sie das Antlitz ihrer schönen Besitzerin oft grausam verzerrten. Das kleine Waschgefäß würde nicht annähernd den hygienischen Begriffen unserer Zeit genügen. Bei Tage bedeckte man es mit dem Handtuch, das daher wohl auch guardanappe (hüte den Napf) benannt wurde und heute noch mit seinem Namen die alte Tradition bewahrt hat. Was aber in diesem Schlafgemach unser Interesse besonders erregt, das ist der Fries, der die übliche schematische Wanddekoration krönt.

Statt des illusionistisch aufgefaßten Gartens stellt hier eine Serie von zwanzig Szenen eine zusammenhängende Erzählung in epischer Breite dar. Aus stilkritischen Gründen legt man die Entstehung auf das Ende des Trecento fest, und diese Annahme wird noch bestätigt durch die Hochzeit der Catelana degli Alberti mit dem schon genannten Francesco Davizzi im Jahre 1395, zu welcher Gelegenheit das Schlafgemach der Neuvermählten jenen Schmuck erhalten haben könnte. Die Kette der Alberti und das Wappen der Davizzi finden sich in der Wanddekoration. Ein bis jetzt noch unbekannter Maler des Trecento erzählt in unbeholfener Formensprache und unartikulierter Farbengebung eine rührende Geschichte von Liebe, Leiden, von Treue bis über den Tod hinaus und liefert in seinem Werke das erste Beispiel

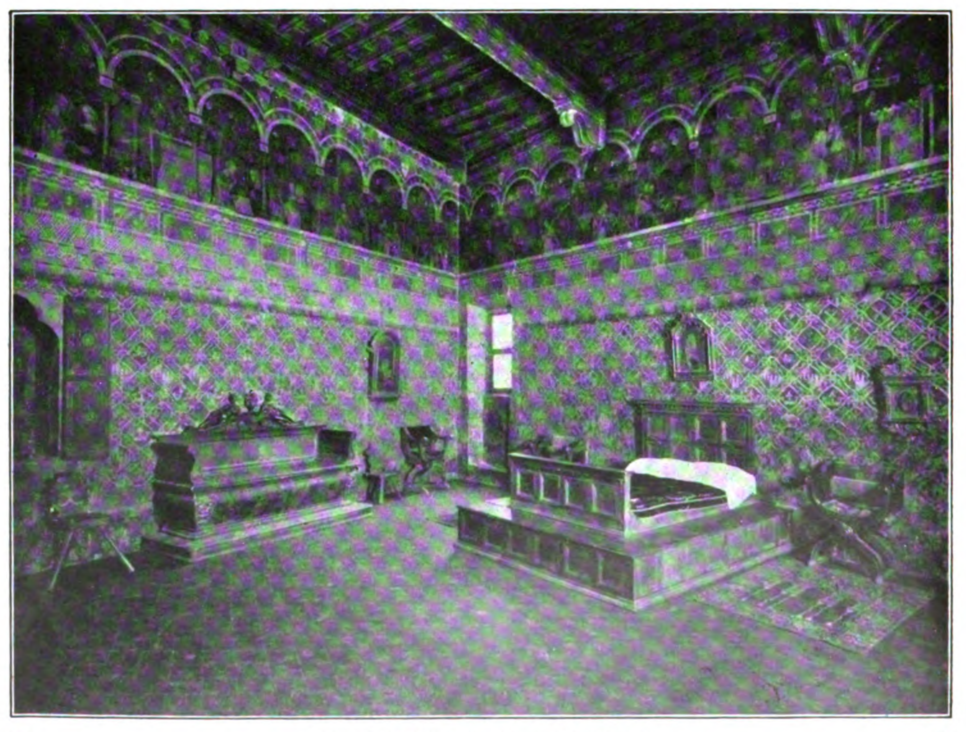
profaner Malerei und realistischer Beobachtung in seinem Jahrhundert. Der Zusammenhang und die Erklärung des Dargestellten beschäftigten seit langem die Gelehrten. Vor kurzem nun ist es Dr. Walter Bombe in Florenz gelungen, den Inhalt mit Hilfe einer Handschrift der Biblioteca Riccardiana daselbst zu deuten, welche die rührende Geschichte der Kastellanin von Vergy und ihres Geliebten Guglielmo erzählt. Der Stoff entstammt einem französischen Ritterroman des 13. Jahrhunderts und greift auf Geschehnisse am Hofe von Burgund zurück. Zahlreiche Bearbeitungen und Übersetzungen und seine ständige Erwähnung neben Tristan und Isolde und neben dem Kastellan von Coucy in der zeitgenössischen Poesie, sind beredte Zeugen von der Beliebtheit, deren sich die Novelle erfreute. Der Reiz des italienischen Gedichtes beruht vor allem in den Abweichungen vom Urtexte, die der Deutung der bildlichen Darstellung zu Hilfe kamen, und ferner in der Sprache des Florentiner Bänkelsängers. Als seinen Verfasser können wir Antonio Pucci (etwa 1310—1390) annehmen, einen jener vom Staate angestellten Erzähler, die von einer Bank an der Kirche S. Martino del Vescovo herab nicht nur das Volk für die Ideen der Signoria zu begeistern hatten, sondern auch allerlei romantische Stoffe, häufig dem Themenkreis der Troubadours entnommen, ihren Zuhörern zum Zeitvertreibe vortrugen.

So ausführlich wie die Strophen kann der Pinsel nicht schildern, deshalb begnügt sich der Maler mit der Darstellung der Hauptmomente. — Das Gedicht beginnt mit einer Anrufung der Jungfrau Maria und einer Vorstellung der auftretenden Personen. Die schöne Schloßherrin von Vergy, die Nichte des Herzogs von Burgund, und ihr ritterlicher Verlobter Guglielmo werden gepriesen. Hinter ihrer Liebe taucht wie ein düsterer Schatten die Gestalt der Herzogin auf. Das erste Bild der Folge zeigt das junge Schloßfräulein, das den Geliebten auf die zinnengekrönte Burg zu sich lädt. Ein Hündchen hält am Eingang Wacht. Ihm fällt fortan in der Geschichte der beiden Glücklichen die Aufgabe zu, dem Ritter den Weg zu seiner Dame zu weisen, denn

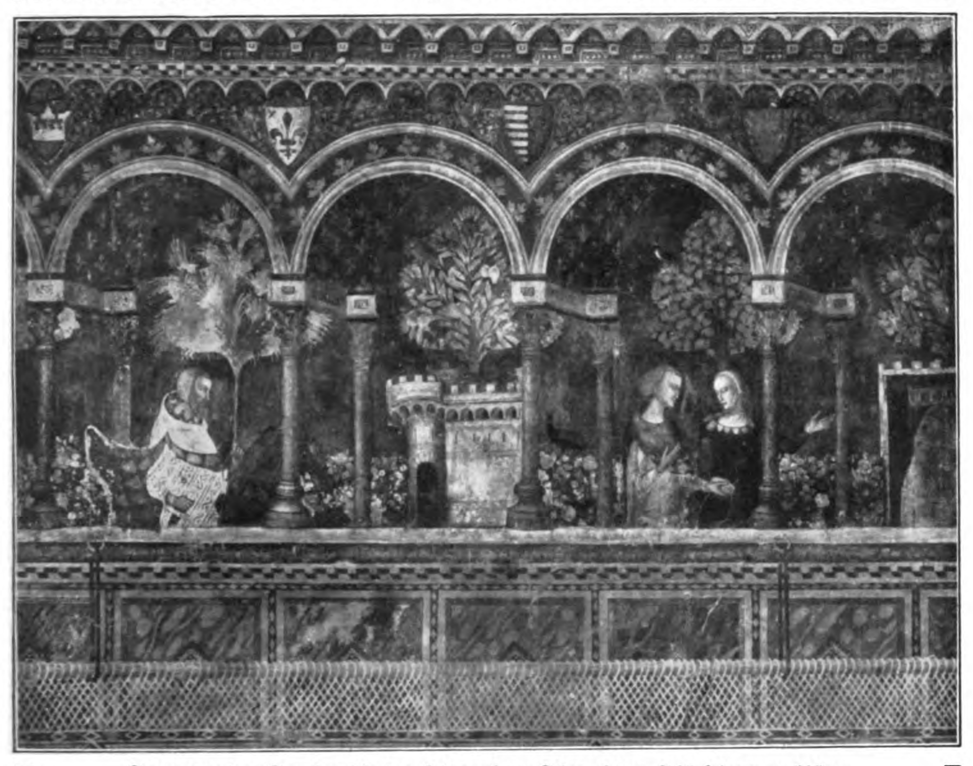


Teilansicht des großen Saales im ersten Stockwerk

weder die Neugier eines Dieners noch die Klatschsucht einer Zofe soll ihre Liebe entweihen. Aus des Schlosses kaltem Gemäuer tragen sie ihre seligen Gefühle hinaus in den blühenden Obstgarten, wo bunte, exotische Vögel sich in den Zweigen haschen und das Fallen der reifen Granatäpfel zur wortlosen Zwiesprache mit der Natur wird. Verborgenheit deckt ihren Herzensbund, und sie zu hüten, ist ihnen heilige Pflicht. Sie ahnen nicht das nahe Verderben. In der Seele der Herzogin erwacht eine unheilvolle Neigung zu dem jungen Vasallen ihres Gemahls. Tag und Nacht späht sie nach ihm aus, den zärtliche Sehnsucht an den Garten der Kastellanin von Vergy fesselt. Eines Tages entdeckt ihr Späherblick den Langersehnten, mit einem freundlichen Gruß verpflichtet sie ihn, seinen Ritt zu unterbrechen, und dann steigt sie hinab und plaudert mit ihm. Die erwachende Leidenschaft macht sie blind für des Jünglings Zurückhaltung. Fort und fort sinnt sie auf Mittel, ihn zu fesseln. Die Gelegenheit bietet sich nur allzu bald. Eines Tages, als ihr Gatte auf ein benachbartes Schloß zur Jagd gezogen ist, läßt sie Guglielmo rufen, nimmt ihn beim Arm und führt ihn mit sanfter Gewalt ins Schlafgemach. In Liebeskünsten wohl erfahren, verwickelt sie ihn in ein Schachspiel neben ihrem Lager und nötigt ihn so zum Bleiben. Drei Spiele schon haben sie gemacht, und der Ritter scheint tief versunken in ein neues Problem. Kopfschüttelnd betrachtet ihn seine Partnerin. Ist ihm das Pikante seiner Lage entgangen, hält ihn die Scheu zurück, das erste Wort zu sprechen? Diese Erwägungen vielleicht oder primitive elementarere Empfindungen lassen die Herzogin den ersten Schritt tun. „Nehmt hin, wonach Ihr schon so lange schmachtet!" Glühende Küsse bedecken das Antlitz des Regungslosen. Nichts bringt ihn dazu, der Verlobten und seinem Lehnsherrn die Treue zu brechen. Seine Nüchternheit schlägt wie Geißelhiebe die entblößte Seele der verschmähten Frau, und mit furchtbarem Racheschwur verheißt sie ihm den Tod. — Guglielmo berichtet voller Aufregung der Geliebten, was sich ereignet hat. Sie erschrickt bei seinen Worten, doch eine feste Zuversicht auf die Beständigkeit



Das Schlafzimmer im zweiten Stock



Szene aus den Fresken, die den friesartigen Schmuck des Schlafzimmers bilden

und Verborgenheit ihrer Liebe zerstört jede Furcht vor der Zukunft. — Wenige Stunden genügen, um den Racheplan in dem leidenschaftlichen Herzen des tiefgekränkten Weibes zur Reife zu bringen. Als ihr Gatte heimkehrt, tritt sie ihm mit zerkratztem Antlitz, mit zerrauftem Haar und zerrissenem Gewande entgegen, den Wahrzeichen der ihr angeblich von Guglielmo zugefügten Schmach. Gebieterisch fordert sie den Sühnetod des Frechen. Der Herzog schenkt ihr wenig Glauben, und seinem Wahrspruch, „schwarz von weiß zu scheiden“, folgend, läßt er den Ritter zur Rechenschaft rufen. Mit rührender Gebärde und gesenktem Blick wehrt dieser die Anklage ab. Doch selbst die Beteuerung, daß er eine andere Frau liebe, überzeugt den Herzog nicht von der Unschuld des Jünglings, der, durch sein Gelöbnis gebunden, nicht den Namen seiner Verlobten nennen kann. Die Ehre rät ihm aber doch, sein Geheimnis preiszugeben, und, um den Herzog vollends zu überzeugen, läßt er sich mit seiner Geliebten im Obstgarten belauschen. Der Herzog durchschaut nun das Lügengewebe seiner Gemahlin. Die Nacht vereinigt das Herzogspaar im ehelichen Schlafzimmer. Die Herzogin weigert sich ihrem Gatten, weil er noch nicht Rache genommen habe an ihrem Beleidiger. Jetzt kann der Herzog sein Geheimnis nicht länger wahren, und er erzählt ihr, was er im Obstgarten gesehen hatte. Unter Drohungen und Zärtlichkeiten entlockt sie ihm den Namen der verhaßten Rivalin. Nur der eine Gedanke beseelt sie: Rache an Guglielmo, Rache an seiner Geliebten. Voll teuflischer Hinterlist fordert sie ihre Verwandte auf, einen von ihr angeordneten Ball zu eröffnen. Doch schüchtern wird ihr die Antwort: „Zu so schwierigen Dingen bin ich nicht klug genug.“ „O,“ antwortet höhnisch die Herzogin, „sollte das schwerer sein, als ein Hündchen abzurichten, daß es den Geliebten zum Stelldichein führe?“ Schamröte deckt das junge Angesicht der jungen Schloßherrin, und wilde Verzweiflung schüttelt sie. Der Zweifel an des Geliebten Treue und Verschwiegenheit bricht ihr das Herz. Mit traurig zärtlichen Worten hebt sie ihr Hündchen auf den linken

Arm, mit der Rechten reißt sie ein Schwert von der Wand und gibt sich selbst den Tod. Der Ritter folgt ihr alsbald in den Tod. Bleiches Entsetzen ergreift die Hofgesellschaft, nur die Herzogin lacht. In wildem Wirbeltanz will sie ihre grausame Freude auskosten. Doch sie entgeht der strafenden Gerechtigkeit nicht; ihr eigner Gatte, des Landes oberster Richter, gibt ihr den Tod. Mit diesem düsteren Stimmungsbilde schließt die Darstellung im Fresko, das Gedicht hingegen findet einen versöhnenden Ausklang. Es führt den einsamen Herzog nach Rhodos, wo er im Kampf für das Christentum den Frieden wiederfindet.

Obgleich französische Rittergeschichten des Mittelalters oft Schmuckmotive für Schnitzereien, Fayencen und Gobelins geliefert haben, so ist doch durch den Quellennachweis für die Fresken im Schlafzimmer der Catelana degli Alberti zum ersten Male der Zusammenhang zwischen einem französischen Roman und einer bildlichen Darstellung italienischer Kunst festgestellt worden. —

Nach der eingehenden Betrachtung des Schlafzimmers vollenden wir den Rundgang in dem geräumigen Palast, dessen verschiedene Stockwerke je eine Familie desselben Geschlechtes aufnahm. In den Räumen des dritten Stockes hebt sich deutlich der eingemauerte Zinnenkranz in dem Gemäuer ab. Eine schmale Holztreppe führt uns zu der weiten Loggia, die späteren Geschlechtern mit erhöhten Bedürfnissen nach Bequemlichkeit und Luft ihr Entstehen verdankt. Und in der Tat, hier oben atmet man frei, umweht von dem frischen Lufthauch, der von den Bergen kommt.

Zu unsern Füßen liegt die Stadt mit ihren Palästen, Häusern und Gärten, und in dem bunten Bilde der Erscheinungen ruhen unsre Blicke aus, auf der weißen Marmormasse des Domes, auf dem stolzen Campanile, auf dem kraftvollen Bau des Palazzo Vecchio und den schönen Linien des Kuppelbaues von San Lorenzo. Sie schweifen hinüber zu den villengekrönten Hügeln von Fiesole und Settignano und erspähen weit in der Tiefe des Horizontes die Vorberge des grünen Mugello. Wie ein Fels ragt der Palast hervor aus dem brausenden Meer der Zeit, die Wellen des Gegenwartslebens und die Wogen längst entschwundener Ereignisse schlagen an ihm zusammen; doch seine erhabene Ruhe spricht zu uns mit der Stimme der großen Jahrhunderte, die das Menschengeschlecht mit Kulturwerten beschenkte, wie es sie seit der Zeit der Hellenen nicht wieder empfangen hat.



Blick von der Loggia auf den Dom von Florenz und den Campanile



Eines Unsterblichen Totenfeier

Von Richard Nordhausen

Die Kundin rauschte hoch befriedigt aus dem Zimmer. Wirklich, es war doch ein zu feines Haus! So sehr sie sich anfangs darüber geärgert hatte, daß man ihrer Freundin, der neunundvierzigjährigen Oberin, statt der Sealgarnitur zu zweihundert Mark irrtümlicherweise ein Kinderkleid zu zwanzig Mark gesandt und dem adligen Fräulein damit das ganze Geburtstagsfest verdorben hatte — jetzt verspürte sie keinen Groll mehr. Der Chef des Warenhauses hatte dieses Fehlers wegen den Schuldigen sofort entlassen wollen, und nur ihrer dringenden Fürsprache verdankte es der nette Mensch, daß er nicht aus Amt und Brot gejagt wurde. Sie hatte eine Existenz gerettet. Wie Frau Caritas selber kam sie sich vor. Nein, diese dankbaren Augen des armen Kerls! Wie gut er übrigens aussah! Der Spitzbart stand ihm ganz vortrefflich.

In der Tür drehte sie sich nochmals um, lächelte dem strengen Chef und dem Geretteten selig und leutselig zu und verschwand.

Der Chef Grützmacher klopfte seinem Angestellten Heim auf die Schulter, horchte vorsichtig hinaus und lachte dann dröhnend auf. „Na, wissen Sie," keuchte er vergnügt, „ich muß wirklich sagen, ohne Spaß —"

Da schrillte der Fernsprecher. „Was ist denn schon wieder los?" Herr Grützmacher faßte den Hörer. „Man hat heute tatsächlich keine ruhige Sekunde. Denken Sie, ich habe schon meine Zeitung zu Ende lesen können? . . . Wie meinen Sie?" brüllte er in den Apparat hinein. „Ein Herr und eine Dame — schlechtes Fleisch? Müller bringt sie? Das ist ja eine nette Bescherung heute! Reizend, wahrhaftig! Hol' euch alle der Kuckuck!"

„Ich bleibe wohl am besten gleich in der Nähe?" fragte Heim.

„Natürlich. Warten Sie nebenan! Ich klopfe auf den Tisch, wenn Sie kommen sollen . . . Was wahr ist, bleibt wahr: Sie sind ein großartiger Künstler, lieber Heim! Eine unersetzliche Kraft. Fahren Sie so fort, und — fix ins Nebenzimmer! Ich höre sie schon auf dem Gange."

❈ ❈ ❈

„Unerhört! Gerochen hat der Fasan? Ein Fasan aus unserm Hause riecht? Ich finde keine Worte der Empörung!" ergrimmte der Chef zähneknirschend. „Man kann seine Nase nicht überall haben, gnädige Frau! Bei aller Sorgfalt schleichen sich, ohne Spaß, selbst in unser streng gesichtetes Personal Gewissenlose ein . . . Darf ich die Herrschaften nicht bitten, Platz zu nehmen?"

„Danke!" stieß die Dame hervor. Auf ihrem kleinen Kopf mit dem phantastischen Haarwuchs schaukelte ein Riesenhut, dessen Federn das Ungetüm beständig nach hinten zogen, so daß die Besitzerin ihn nur durch nachdrückliche Rucke in seiner arg gefährdeten Stellung bewahren konnte. „Wir kommen nicht her, um uns zu setzen. Nimm mir doch wenigstens den Hund ab, Eduard! Eigentlich müßte man es der Polizei anzeigen! Einen völlig verdorbenen Fasan! Eduard, das bringst du noch heute in den Generalanzeiger! Und dabei hat mir der Arzt jede Aufregung verboten!" Der Hut, der heilfroh war, sekundenlang unbeaufsichtigt geblieben zu sein, benutzte die Gelegenheit, sich mit ganzer Last zurückzuwerfen. Schweißtropfen traten der Dame auf die graue Stirn; ihre schlechte Laune verschlechterte sich rasch noch weiter.

„Eine Schmutzerei ist es, sag' ich Ihnen — drück' doch den Hund nicht so," herrschte sie ihren Mann an, der das unruhige Tier auf den Arm genommen und zärtlich gestreichelt hatte. „Zu nichts bist du zu gebrauchen!" Er starrte sie mit seinen wasserhellen Augen wehmütig-ängstlich an und streichelte die kleine Bestie noch liebevoller.

Dem Chef ward dieser Herrschgewohnten gegenüber bang zumute. Das würde Mühe kosten! „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, meine Gnädigste — was den Fasan anbelangt! Sie wollen versichert sein, daß wir alles aufbieten

werden, den Schaden wieder gutzumachen. Alles, ohne Spaß! Ich suche Ihnen persönlich ein anderes Tier aus. Ich —"

„Unsinn. Wie spaßhaft Sie sind! Aber danke! An dem einen hab' ich genug," unterbrach ihn die Strenge verächtlich. „Meine Gesundheit ist mir zu lieb, als daß ich aus Ihrem ... Ihrem ... Ihrer Abdeckerei auch nur noch das mindeste riechen möchte. So eine unordentliche Wirtschaft! Aber da glaubt man, der Kundschaft alles bieten zu können! Ein starkes Stück!"

„Ein starkes Stück!" pflichtete der Gatte bei, der jeden Blick seines Weibes verstand und jedem Blick gehorchte. „Schämen sollten Sie sich, Herr!" Seine massigen Züge nahmen einen drohenden Ausdruck an. Selbst die Aussicht auf die nahe Hilfe vermochte nicht alle Besorgnisse zu beseitigen, die Grützmacher diesen Ringkämpferschultern gegenüber erfüllten.

„Jede Genugtuung, gnädige Frau ... diese unerhörte Bummelei wird aufs strengste bestraft werden ..." Der so gewandte Chef wagte kaum noch ein Wort der Verteidigung. Hier gab es, das erkannte er klar, nur ein Mittel, und es mußte schnell angewandt werden.

„Herr Berger," schrie er in den Fernsprecher, „das ist eine Ruchlosigkeit ... eine unverzeihliche Schädigung unseres guten Rufes! Solchen Herrschaften einen Fasan ins Haus liefern zu lassen, der schon riecht! Wo ich so klare Befehle gegeben habe! Wer ist der Schuldige? Wer leitet die Packkammer der Lebensmittelabteilung? Herr Heim? Nun gut — Herr Heim soll auf der Stelle zu mir kommen!" Der Chef verneigte sich vor der Beschwerdeführerin und hob ein wenig, halb beschwichtigend, halb bittend, die Hand. „Wenn er sich nicht zu verantworten weiß, dann ohne Spaß —"

„Verantwortung? Was gibt es da für eine Verantwortung? Und was finden Sie so spaßig daran?"

„Eben!" betonte der Gemahl. „Aber laß nur, Schatz, du weißt doch, der Arzt —"

„Arzt! Tu doch nicht so, als ob du um mich besorgt seist!" Sie preßte einen langen Kuß auf den Kopf des Hundchens, wobei sie ihren Hut festhielt, und danach noch einen zweiten Kuß. „Lieb Bossychen! Süßes Puttchen! Du bist der einzige, der es ehrlich meint! Sie lassen doch etwa keinen armen Kommis hierherkommen," fuhr sie dann auf, „keinen Untergebenen, der ja doch an der Lodderei nichts ändern kann? Sondern diese ... diesen ... den Obersten selber?"

„Gnädigste haben soeben gehört —"

„Das möchten wir Ihnen auch geraten haben!" bemerkte der Gatte und schob seinen Zylinder in die Stirn.

„Bei Vergehen derart schwerwiegender Natur hat der Abteilungsvorsteher in eigener Person die Verantwortung zu tragen. Und so wahr ich hier vor Ihnen stehe, ich werde ein Exempel statuieren! Daß uns so etwas zustoßen konnte! Gestern war Durchlaucht die Fürstin Hayn-Wittgenstein in unserer Lebensmittelabteilung, morgen will Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin — —"

„Das ist mir unglaublich Wurst," fiel ihm Bossychens Herrin ins Wort. „Daß Fürstinnen und Prinzessinnen bei Ihnen kaufen, hat mit dem verdorbenen Fasan, den Sie mir ins Haus zu schicken wagten, nichts zu tun. Ich bin eine schwerkranke Frau, und eine Vergiftung hat mir gerade noch gefehlt. Vergiften Sie doch Ihre Prinzessinnen und nicht mich! Pah, der Adel, das ist schon was Rechtes!"

„Solche lächerlichen Vorurteile kennen wir nicht," ergänzte der Ehemann.

„Verzeihen Sie, ich wollte nur sagen ... Sie sollten nur erkennen, wie nahe mir der traurige Vorfall geht!" entschuldigte sich Grützmacher. „Aber —" und er klopfte in neu aufsteigendem Zorn mit dem Knöchel hart auf die Tischplatte — „die Pflichtvergessenen werden mich kennen lernen! Es ist dies, ich muß es Ihnen offen gestehen, das erstemal in unserm Hause. Niemals hat sich in unserer Lebensmittelabteilung der geringste Anstand —"

„Sehr wahr!" scherzte die Bösartige und liebkoste Bossychen, indem sie ihm den Zeigefinger mit den drei Brillantringen in die Schnauze schob.

An der Tür ward ein leises Pochen vernehmbar.

„'rein!" zischte der Chef.

Langsam, gesenkten Hauptes, mit demütig flackerndem Blick trat Heim über die Schwelle. Er verneigte sich tief vor den Fremden, ohne sie recht anzusehen,

und hielt sich devot in der Nähe der Tür.

„Sie haben den Fasan an die Herrschaften abschicken lassen! Der Fasan hat gerochen! Ich habe Ihre Eselei satt, ohne Spaß!"

„Herr Grützmacher . . . ich . . . ich —"

„Unterbrechen Sie mich nicht! Hier gibt es keine Entschuldigungen!"

„Es ist mir noch nie passiert, aber gestern . . . ich hatte gerade ein Telegramm erhalten — meine Schwester ist gestorben."

„Diesen Schwindel kennt man!" Die Federhutträgerin hohnlächelte.

Heim wandte der Zweiflerin sein edelbleiches Leidensantlitz zu. Unendlich wehmütiger Schmerz über ihr kränkendes Mißtrauen, doch auch hochachtungsvolles Verzeihen lag darin. Der vornehme Mensch und der Kommis, der eine Dummheit begangen hatte, sprachen aus dem unwiderstehlichen Augenaufschlag.

Sogar der vierschrötige Begleiter der Hundefreundin schien sich der Allmacht dieses Blickes nicht entziehen zu können. Er riß den Mund mit den hellen Zähnen weit auf, er zog die Stirn in Falten, ließ die Kinnlade wackeln —

„Wie siehst du denn aus! Wie 'n Hansnarr!" rief ihn sein Weib zur Ordnung. „Und das mit Ihrer Schwester ist ja Finte!" Ungerührt hohnlächelte sie Heim ins Gesicht. „Sie haben die Nacht durchgebummelt, darum sehen Sie so blaß aus. Verschonen Sie mich mit dem Theater! Die Ausreden kenn' ich von meinen eigenen Leuten her!"

„Ich muß Ihnen auch sagen, mein Lieber, Ihre Verstellungskünste imponieren mir nicht," schloß sich der Chef diesen rationalistischen Darlegungen an. „Unter Ihren Kneipereien darf unser Geschäft nicht leiden. Wir gebrauchen nüchterne, solide Menschen. Es tut mir leid, aber Sie genügen unseren Ansprüchen nicht. Gehen Sie an die Kasse und lassen Sie sich Ihren Gehalt geben!"

„Nur nicht das! Nur jetzt nicht!" flehte Heim. „Vernichten Sie meine Zukunft nicht!" Der leidenschaftliche Schrei wirkte seltsam schreckhaft auf den Vierschrötigen. Er setzte Bossychen ohne weiteres auf den wohlgepolsterten Stuhl des Chefs, er hob die Hand, öffnete Mund und Augen noch weiter.

„Heim? Täusch' ich mich wirklich nicht? Ewald Heim!" rief er, grau, aschfahl im Gesicht, erschüttert und außer sich, als sähe er ein Gespenst.

„Ich bin's, Wolff!"

„Heim! Du hier! Otto Ewald Heim!" Der wohlgenährte, klotzige Mann hielt sich an der Tischkante fest, und ein Schluchzen war in seiner Stimme wie verhaltenes Weinen eines unglücklichen Kindes, dessen Märchenwelt plötzlich vom grausamen Alltag in Trümmer geschlagen wird.

⌘ ⌘ ⌘

Die kleine Weinstube, in der Felix Wolff zwei Tage später seinen Jugendfreund Heim wiedersah, lag ganz in der Nähe der Vereinigten Tischlereiwerkstätten, als deren Inhaber Felix Wolff amtlich zeichnete. Er hatte sich von seiner Frau unter dem Vorwande, etliche säumige Abnehmer im Osten um Zahlung mahnen zu wollen, Urlaub erschlichen, den ersten Buchhalter eingeweiht, damit ihn kein böser Zufall verraten konnte, und saß nun kopfschüttelnd, noch immer zweifelnd und halb verzweifelt, hinterm Glase.

„Ob Brüning je erfahren wird, wie es uns beiden ergangen ist?" fragte er nach einer langen Pause im Gespräch.

Heim wehrte sich gegen den Gedanken, wie man sich gegen sein Gewissen und seinen obersten Richter wehrt. Er blickte absichtlich beiseite, griff nach der Flasche, schob sie wie zerstreut hin und her . . . „Brüning! Was geht mich Brüning an! Weißt du, wo er steckt?"

„Ich erinnere mich des letzten Abends so deutlich . . . nie werd' ich ihn vergessen . . . großer Gott, wie war die Welt damals schön!" stieß der Dicke hervor. „Du weißt, Heim, ich stand tief unter euch beiden. Ich will auch gar nicht leugnen, manchmal kamt ihr beide mir damals komisch vor . . . na, nicht gerade komisch, aber doch übertrieben eigenartig. Ich habe mich zuweilen redlich gelangweilt, wenn ihr eure Gespräche führtet — zu sagen wagte ich es freilich nicht."

„Du bist der Klügste von uns gewesen, das ist schon sicher," seufzte Heim. „Beizeiten vernünftig geworden, reich verheiratet, keine Zeit an Kinkerlitzchen verloren . . . ja, du hast das bessere Teil erwählt."

Wolff lachte höhnisch. „Es geht mir gut, jawohl!"

„Und ich bin ein hungriger Teufel."

„Von Brüning hast du nichts gehört?"

„Seit fünfzehn Jahren nicht."

„Was hab' ich mir für Mühe gegeben, ihn aufzustöbern! Ich sag' dir, in Europa ist er längst nicht mehr. Wenn ich so von Abessinien höre, weißt du, wo ein geheimnisvoller Deutscher als erster Ratgeber des Negus thront, oder von blutigen Freiheitskämpfen in Südamerika, oder von einem Riesenreich irgendwo in Mittelafrika, das ein fremder Abenteurer aufgerichtet hat, — Heim, immer denk' ich, daß es Brüning ist!"

„Sprechen konnte er . . . unbegreiflich! Wie ein Feuerstrom!" Heim starrte vor sich hin und trank. „Übrigens — es ist freilich schon lange her — eine Spur von ihm hatt' ich gefunden. So ganz zufällig kam ich drauf. Ich gastierte da unten im Fränkischen —"

„Du gastiertest?"

„Ja. Ich bin doch Schauspieler gewesen. Weißt du das gar nicht?"

„Keine Ahnung!"

„Was ist der Ruhm! O, das kannst du mir glauben, ich galt etwas beim Publikum wie bei den Kollegen! Ich hatte meine eigene Auffassung von allen großen Rollen, und ich sah damals gut aus, mein' ich —" Er strich sich wehmutsvoll den Spitzbart.

„Du sprachst eben von Brüning?" unterbrach ihn Wolff erwartungsvoll.

„Richtig." Heim lächelte resigniert. „Brüning. Ich hörte Leute abends am Biertisch von ihm reden. Bauern. Er hielt Vorträge über die letzten Tage des Jüngsten Gerichts, verstehst du. Religiöse Geschichten! Der Name fiel mir ins Ohr, und einzelnes, was sie von ihm erzählten, konnte nur auf Wilhelm Brüning gedeutet werden."

„Nun — und?"

„Ich kam zu spät. Ich hatte Probe bis ein Uhr am nächsten Tage, ging also erst nach Tisch in den Gasthof, wo er abgestiegen sein sollte. Der Vogel war mittlerweile ausgeflogen. Weitergereist, unbekannt wohin. Und ich mußte ja auch bei der Stange bleiben."

„Seitdem hast du nichts mehr über ihn erfahren?"

„Ich sage dir ja — kein Wort!"

Der Massive rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her. „Heim, ich gäbe was darum, könnt' ich ihn ausfindig machen. Lach' mich aus, Heim! Aber es läßt mir keine Ruhe. Als ob ich an allem schuld sei. Ihn ins Unglück getrieben hätte. Ich hab' mir auch Vorwürfe genug gemacht. Die zweihundert Mark — ich hätt' sie entbehren können. Ich war so ein gemeiner Geizkragen damals."

„Deine zweihundert Mark sind es nicht allein gewesen. Er hing überall. Der Boden brannte ihm überall unter den Füßen. Laß dir deshalb keine grauen Haare wachsen. Du hast dir übrigens einen guten Tropfen gesichert. Deine Frau hat viel Geld?"

„Es geht. Sie hält's zusammen. Eine sehr tüchtige Geschäftsfrau. Nur schade — nicht mehr so recht auf'm Posten und deshalb ein bißchen kribbelig." Wolff füllte langsam die Gläser. „Er hat dir vielleicht nicht davon gesprochen. Ich ließ mich zu Drohungen hinreißen, weil ich doch das Geld wieder haben wollte und weil ich mich über seine Schwindeleien ärgerte. Heute fass' ich dies ja alles anders auf. Er war kein Schwindler — ein Dichter war er."

„Gott, das ist so ziemlich dasselbe."

„Ein Dichter, Heim . . . Ich träume noch immer von der letzten Nacht, die wir zusammen verbrachten. Am neuen See, auf der einsamen Bank, die stillen Baumwipfel über uns. Gerade hatte er seinen ‚Herrscher Tod' vollendet und deklamierte ihn uns vor. Erinnerst du dich noch, wie du die letzten Worte aus dem Gedächtnis wiederholtest? Du sprachst besser als er, das stimmt. Aber er war der Dichter... Wo nahm ich nur am nächsten Tage den Mut her, ihm die fünfzig Mark zu verweigern, um die er mich bat, und ihn an die zweihundert zu erinnern? Verteidige mich nicht! Es war eine Gemeinheit von mir."

„Du kannst sie gut machen. Sieh mich als seinen Vertreter an und pump' mir das Geld." Heim sagte das sehr ernsthaft, weil er sehr ernsthaft dabei empfand.

„Du bist nicht er," entgegnete Wolff nachdenklich, beide Ellbogen auf den Tisch stützend. „Nimm mir's nicht übel —

du bist nicht er. Vorgestern, als wir uns so unerwartet wiedersahen — wie ein Blitzstrahl durchfuhr es mich. Ich kann dir das nicht schildern. Gewiß, es freut mich, daß du so plötzlich vor mir standest. Eigentlich aber war's Brüning. Verstehst du: nicht du hast mich so erschüttert, sondern er durch dich. Nämlich ..."

„Ich begreife schon. Höflich bist du nicht."

Wolff legte die Hand auf seinen Arm. „Nur keine Empfindlichkeit! Also was ich sagen wollte: ganz grell stieg mir die Vergangenheit wieder auf, ganz grell sah ich ihn, als du kamst."

„Das ist ja Manie, Wolff! Krankheit ist das!"

Der andere wehrte traurig ab. „Manchmal schien mir, als hätte ich's überwunden. Wochenlang habe ich nicht mehr an ihn gedacht. Bis ganz unvermutet die Jugend wieder wach wurde. Heim, die Jugend ist es, die in mir rumort, wenn ich an ihn denke! Unser Streben, unsere Hoffnungen, unsere Liebe und Sehnsucht von damals! So etwas läßt sich eben nicht totschlagen. Je ärger man es mißhandelt und unter die Füße tritt, desto stärker wird es. Schimpf' über die Sterne und verfluche sie — sie bleiben doch!"

„Du bist verrückt," erklärte Heim. „So ein dicker Kerl wie du und solche Einfälle!"

„Hast ganz recht! Ein Kaufmann muß so reden."

„Kaufmann?"

„Bist du schon lange in dem Warenhaus?"

„Ach so. Mit dem Kaufmännischen, das hapert. Es geht mich auch wenig an. Ich bin bloß für die Fehler und Irrtümer da. Fehler und Irrtümer kommen im großen Betriebe tagtäglich massenhaft vor, selbstverständlich." Heim sagte das mit der Miene überlegenen Sachverständnisses und schien die Wirkung seiner Darlegung abwarten zu wollen. „Meist wird nicht viel Aufhebens davon gemacht," fuhr er endlich fort. „Die Kundschaft hat Einsicht. Aber es gibt Querulanten und Kribbelköpfe."

„Wie meine Frau, was?"

„Ja, in der Regel sind es die Damen. Die schlagen Lärm und verlangen den Chef zu sprechen. Na und siehst du, dann greife ich ein. Ich bin der Sündenbock für alle Dummheiten, die unsere fünfhundert Angestellten begehen. Unaufhörlich wird mir im Privatbureau vor den erzürnten Käuferinnen der Kopf gewaschen! Kein Tag, an dem ich nicht zehnmal auf der Stelle entlassen und aufgefordert werde, mein Gehalt an der Kasse abzuheben."

„Was du sagst! So durchtrieben ist das System?"

„Wir beruhigen die Kundinnen damit jedesmal. Ausgenommen, wenn eine Energische kommt wie deine Frau. Es ist rührend, sie für mich bitten und den zornigen Chef beschwichtigen zu hören. Viele weinen sogar, aus Kummer darüber, daß sie mich in Gefahr und beinahe um meine Stellung gebracht haben. Gibt dann der Alte ihrem inständigen Flehen endlich nach, so sind sie glücklich. Nun erst empfinden sie die ganze Größe ihres Einflusses. Solchen Wert legt man auf ihre Kundschaft, daß ihretwegen langjährige Angestellte unverzüglich hinausgeworfen, ihnen zuliebe aber auch wieder in Amt und Würden eingesetzt werden! Sie bleiben deshalb auf Lebenszeit unsere getreuen Kundinnen."

„Der Trick könnte doch einmal ans Tageslicht kommen."

„Ich schauspielere zu gut ... Nicht wahr, es ist hübsch, Wolff, wenn man seiner Kunst sein täglich Brot verdankt!"

„Brüning hat's gewiß nicht so gut verstanden ... Wie fangen wir es nur an, ihn ausfindig zu machen?"

Heim starrte vor sich hin. In Sinnen verloren, schwiegen sie dann beide.

„Du mußt übrigens nicht glauben, daß ich in meiner Ehe völlig verbauert bin," hob Wolff nach langer Pause wieder an. „Gewiß, was ich so erhofft und erträumt habe, daraus ist nichts geworden. Meine Frau — na, du hast sie ja kennen gelernt." Er stärkte sich durch einen tiefen Zug und stellte das Glas dicht an die Tischkante.

„Dir schwebte so eine Beefsteakheirat vor, und nun ißt s i e die Beefsteaks, he?" fragte Heim schadenfroh. Wie angenehm, zu erfahren, daß auch dieser Glückspilz sich durchaus nicht wohl in seiner Haut fühlte!

„Ach, das ist es eigentlich nicht." Der Stich hatte offenbar sein Ziel verfehlt. „Hat sich was mit Beefsteakessen bei ihr! Wenn die

Nieren nicht mehr wollen. Na ja — weißt du ... du erinnerst dich wohl kaum noch ... es ist ja auch gleichgültig ... ich hatte früher viel für Landschafterei übrig —"

„Richtig! Und deine Aquarelle waren nicht schlecht. Die Abenddämmerungen über den Spreewiesen, hinter dem glühenden Kiefernwald — ohne Spaß, das leuchtete famos —"

„Na ja, na ja. Man hat sich seitdem fortentwickelt, selbstverständlich." Wolff schien auf das Lob des alten Freundes wenig Gewicht zu legen. „Ich bin zwar nicht recht zu ausgiebiger Arbeit gekommen ... Meine Frau schwärmt für andere Dinge ... immerhin ist mir, denk' ich, manches Stück gelungen, dessen ich mich nicht zu schämen brauche. Die alte Zugbrücke hinter Schmöckwitz ... dann ein Dubrowmittag, goldgelber Sonnenschein auf dem Maiwald, das alpengrüne Wasser als Wolkenspiegel ... und allerlei anderes mehr."

„Mußt du mir zeigen, Felix! Unbedingt!"

„Wenn ich mir vorstelle, daß es Brüning gefiele!" sagte Wolff vor sich hin, ohne der Kränkung bewußt zu werden, die er dem Nachbar antat. „Mir wäre dann, als hätte ich all diese Jahre lang doch nicht ganz umsonst gelebt. Als wäre ich geheimnisvoll mit ihm verbunden gewesen, in gleichem Streben ... natürlich nur im Streben, denn was das Können anbelangt ..." Der Dicke lächelte ein rührend bescheidenes Lächeln und verstummte wieder. Während er versonnen zur Decke aufschaute, trommelten seine Finger einen Sehnsuchtsmarsch auf dem Tischtuche, kamen dabei dem ohnehin gefährdeten Weinglas zu nahe und warfen es zur Erde.

„Verzeih ... ich bin zu unaufmerksam."

Schon kam der Kellner herbeigerannt.

„Bringen Sie ein neues Glas — das da ist mir hinuntergefallen!" rief ihm Heim zu.

„Aber ... aber! Du brauchst dein Sündenbockhandwerk doch nicht überall auszuüben!" scherzte Wolff. „Jetzt bist du mein Gast und Privatmann!"

„Es liegt mir anscheinend schon im Blut!" gab Heim zurück.

Wolff tat so, als belustige ihn die Antwort, insgeheim aber fand er sie würdelos. Niemals hätte Brüning sich so schmählich tief verstiegen ... in Schmutz und Lumpen noch hätte er das Haupt hoch wie ein Siegesfürst getragen.

⁂

Heim wunderte sich über die Sehnsucht, mit der er einer neuen Einladung Wolffs, einem Briefe von ihm oder sonst irgendeinem Lebenszeichen entgegenharrte. Mit dem dicken Geldmann, der doch eigentlich nur der Hausknecht des unangenehmen Weibes war, verband ihn im Grunde nichts. Was sie sich beide geben konnten, das hatten sie sich in jener Zeit gegeben, als Brüning ihr Genoß gewesen war; ihre Freundschaft hatte ausschließlich durch ihn Sinn und Bedeutung empfangen. Niemals in all den Jahren war Heim auch nur entfernt der Wunsch gekommen, Wolff wiederzusehen; kaum daß er flüchtig, durch den Zufall mit der Nase darauf gestoßen, seiner gedacht hatte. Und nun dies inbrünstige Warten und Hoffen!

Gerechter Stolz verbot ihm, sich seinerseits an Wolff zu wenden. Der Protz hätte wahrscheinlich einen Versuch der Anbiederung darin erblickt und es gar nicht verstanden, daß Heims Gedanken allein dem verschollenen Großen galten, daß er selber nichts als das langweilige Mittel zum Zweck darstellte. Und doch verzehrte den kleinen Kommis die Sehnsucht. Er lebte wie im Rausche. Mit eins war die Erinnerung an Jugendhoffen, an Jugendkraft, an untergegangene Schönheit des Lebens und verwehte Heldenträume in ihm erwacht und übermächtig geworden. Heim spiegelte sich keine Torheiten vor. Für ihn gab es keinen Aufstieg mehr aus dem lächerlichen Jammer des Alltags. Verbraucht, abgetan, tot! Aber hatte er sich nicht längst geduldig in sein Los geschickt? War er ihm nicht oft genug dankbar gewesen, weil er jetzt doch nicht mehr zu hungern brauchte, ein warmes Zimmer besaß und immer ein paar Talerstücke dazu?

Die Menschheit, die ihn erbarmungslos darben ließ, verdiente nicht, daß sich ein ganzer Kerl ihretwegen opferte. So hatte er damals philosophiert, als er die Stelle annahm. Der lustige und sehr wenig schablonenmäßig denkende Inhaber der Firma, dem er in einem Kabarett aufgefallen war, hatte ihm in übermütiger Laune den merk-

würdigen Vorschlag gemacht und gleich ein anständiges Gehalt geboten — und schier mit Jubel war er darauf eingegangen. Wie aus der Hölle befreit, schien er sich damals.

Und nun? Was war es, das ihn jetzt einen ehrvergessenen Verräter nennen wollte? Einen, der um des schnöden Fraßes und um des vorher bezahlten Bettes willen seine Ideale verkauft, nein, schlimmer, seine großen Gaben entweiht und erwürgt hatte? Niemals in langen Jahren gemütlicher, selbstzufriedener Sattheit war ihm solch lästige Vorstellung gekommen. Das Zusammentreffen mit Wolff aber hatte ihm die Ruhe des Stumpfsinns geraubt.

Wolff! Lächerlich! Der riesige Schatten Brünings war wieder aufgetaucht, mahnend, anklagend. Seine Jugend, die Brüning verkörperte, hatte den Sargdeckel gesprengt, und nun stand das Gespenst, Rechenschaft fordernd, an seinem behaglichen Bette, vergällte ihm das wohlverdiente Mahl. Lieber im Asyl der Verlorenen als trotziger Kerl, der sich vom Spießbürgervolk nicht unterkriegen ließ, und lieber einen leeren Magen als leeren Kopf und leeres Herz!

Unwert hatte er sich des starken Freundes gezeigt. Wie wollte er vor ihm bestehen, wenn derselbe Zufall, der Wolff hergeweht hatte, plötzlich Brüning wieder auftauchen ließ? Würde er es ertragen, sich auch vor Brüning als armes Haustier zu zeigen? Ohne einen Funken des alten hohen Stolzes und Kämpfermutes in den Augen? Ohne die Möglichkeit, wenigstens auf eine wenn auch noch so dürftige Betätigung seines Könnens abseits der Tretmühle hinweisen zu können?

Damit, daß er in Wolffs Gesellschaft, wie an jenem Abend in der Weinstube, Brünings Andenken feierte und den kläglich verblichenen Glanz alter Tage auffrischte, damit sühnte er seine Schuld nicht. Nur eine Tat, eine wirkliche Tat, konnte das vollbringen. Redliche, treue Arbeit. So klein und arm sie auch scheinen mochte, sie geschah im Geiste Brünings, wenn sie sich ihn als Leitstern nahm.

Als Heim soweit war, suchte er den halb vergilbt in der Schublade schlummernden Brief des Theatervereins Euterpe hervor, der seine schätzbare Hilfe und Unterweisung bei der Einstudierung von Benedixens Störenfried erbat. Der Kassenwart der Euterpe hatte die hinreißend witzigen Darbietungen nicht vergessen, die Heim vor Jahren bei der Kaffeepause des Steglitzer Rudervereins (Eingetragener Verein) gespendet hatte, und seine Vorstandskollegen waren einstimmig der Meinung gewesen, in Heim den richtigen, das heißt keine oder geringe Ansprüche machenden Regisseur und Hauptdarsteller für die geplante Dilettanten-Aufführung gefunden zu haben.

Brüning zuliebe nahm er das Kreuz auf sich. Brüning zuliebe ertrug er den Anblick und die Trottelhaftigkeit der Euterpeherrschaften, die sogar seine niedrig gespannten Erwartungen noch enttäuschten. Der erste Schritt aus der Niederung ist schwer und soll schwer sein. Und just die Letzten, Zurückgebliebensten für die Kunst zu erobern, in ihnen das heilige Flämmchen zu schüren, die Euterpe aus einem Kneip- und Poussier-Klub in eine apollinische Tempelgenossenschaft zu verwandeln, just das war ein läuterndes Werk. Es brachte ihn Brüning einen Schritt näher. Heim nahm es stolz auf sich.

Am Vormittag nach der ersten Probe erschien Felix Wolff im Warenhause, kaufte hier und dort Kleinigkeiten, redete freundlich mit den Geschäftsführern und erwirkte es so, daß man Heim zu einer Rücksprache mit ihm herausrufen ließ, ohne dem Kommis deshalb böse Augen zu machen.

Heim war nicht mehr abergläubisch. Aber daß ihm ausgerechnet zehn Stunden nach seiner Herkulesarbeit in der Euterpe der lang gehegte, bereits als aussichtslos aufgegebene Wunsch in Erfüllung ging, darin mußte er ein sichtbares Zeichen des Himmels erkennen. Er war auf dem rechten Wege.

„Meiner Frau geht's elend," sagte Wolff hastig und verlegen. „Ich wollte schon immer an dich schreiben. Jeden Tag wollt' ich eigentlich schreiben. Aber ein Ehemann ... na ja. Du wirst das auch schon noch begreifen lernen."

Heim nickte. „Ich hab' mir's gedacht."

„Also sei nicht böse . . . Wie herrlich war doch der letzte Abend! Ordentlich gezehrt hab' ich von ihm!"

„Felix — du auch?" Heim wußte, daß Wolff nicht aufrichtig war. Und Wolff

empfand es peinlich, daß er diesem die Wahrheit unterschlug, unterschlagen mußte. Er durfte ihm doch nicht ins Gesicht sagen, wie verzweifelt er sich bemüht hatte, Brüning ohne Heims Hilfe wiederzufinden.

„Ja allerdings!" erwiderte er mit verlegenem Lächeln. „Ach, Heim, wie köstlich ist doch echte Freundschaft! Sie mag zeitweilig unterm Schutt verschwinden ... hm ... ja ... aber sie kehrt unverringert zurück." Er genoß den Wohllaut seiner aparten Sätze.

„Wie ein Karstfluß!" fügte Heim hinzu, der sich nicht zu genieren brauchte und mindestens ebenso geistvoll sein durfte wie Wolff.

Beide reichten sich hierauf die Hände, lächelten befriedigt, und das Ergebnis war, daß Felix Wolff den lieben Jugendfreund zum Abendbrot einlud. „Ganz ohne Aufmachung! Meine Frau wird uns nicht lange stören — der Arzt schickt sie jeden Abend um halb neun ins Bett."

⌘ ⌘ ⌘

Recht von Herzen verachtete Felix Wolff diesen Heim, der sein schauspielerisches Talent so widerwärtig geschäftsmäßig ausnutzte. Heim zog die himmlische Gabe tiefer, ruchloser in den Schmutz als er, der sie wenigstens nicht vor der Menge entweihte und mißbrauchte. Er lebte in ihr wie eine häßliche Made im Fleisch ... Aber er lebte doch in ihr! Ihm wäre es, hätte er sich nur Mühe gegeben, vielleicht gelungen, wieder emporzukommen, denn ihn fesselte nichts an den Werktag, und er lud schwere Schuld auf sich dadurch, daß er faul und träg am Gemeinen haften blieb. Nein, Felix Wolff mußte den Heim verachten.

So mühte er sich denn eine Weile allein um Brüning. Die durch Wochen fortgesetzten angestrengten Nachforschungen kosteten ihn ein hübsches Sümmchen, und da seine strenge Gebieterin, wohl infolge ihrer Kränklichkeit und ihrer zunehmenden Unruhe, in der letzten Zeit noch mißtrauischer, zahlungsunlustiger als sonst geworden war, so empfand er die Größe des Opfers durchaus. Eines Opfers freilich, das er von Herzen gern brachte. Er mußte sich, seinem Traum zuliebe, diese und jene Entbehrung auferlegen. Denn jeder Versuch, zu höherem Taschengeld zu gelangen, wäre nutzlos und gefährlich gewesen. Trotzdem zögerte er nie, sich für Brüning in Unkosten zu stürzen. Jedes Zwanzigmarkstück, das er seinetwegen verplemperte, bereitete ihm neue Freude. War ihm dabei doch zumute, als sühne er frühere Sünde und mache wieder gut, was sein Geiz an dem geliebten Freunde verbrochen hatte.

Leider blieb alles Mühen fruchtlos. Der Verschollene war unauffindbar. Selbst der geriebenste Spürhund eines von der guten Gesellschaft gern benutzten Detektivbureaus fand die richtige Fährte nicht.

Brüning mochte längst tot sein.

Das Paradies blieb verschlossen. Die wundersame Stunde, in der er vor den Herrlichen hintreten zu können gehofft hatte, ein Flehender und zugleich Gebender, diese Stunde göttlicher Wiedersehensfreude mißgönnte ihm das Schicksal.

Nun verfiel er von neuem auf Heim. Nahm man's nicht zu genau, dann stand ihr Konto ja doch einigermaßen gleich. Jeder hatte ein anderes Guthaben, jeder einen anderen Schuldposten. Und ihr gemeinsames stolzes Aktivum, die Freundschaft mit Brüning, enthob Wolff der kleinlichen Verpflichtung, übermäßig scharf rechnen zu müssen. Wozu hatte er denn den Miterben, wenn er sich nicht wenigstens mit ihm über Brüning und seine geistige Hinterlassenschaft aussprechen wollte!

Also nahm er die Beziehungen wieder auf.

Heim hatte sich für den Besuch bei Wolff in Wichs geworfen: der schwarze Anzug, der allerdings kein Gasglühlicht vertrug, weil man dann das speckige Schimmern des breiten Rockkragens zu deutlich sah, nahm sich noch beinahe modern aus; im übrigen machte Heims wundervolle Frisur alle etwaigen anderen Mängel reichlich gut. Sie verlieh seinem ein bißchen kellerhaft gewordenen, zerknitterten Gesicht poetischen Schwung und erhob es, dank der über die Stirn gezogenen Locke, zu geistiger Bedeutung. Als Frau Wolff den Gast mit kurzem Kopfnicken begrüßte, ohne sich dabei aus dem Schaukelstuhl zu erheben und Bossychen von ihrem Schoß zu lassen, ging beim Anblick seiner Stirnlocke, seiner brennenden Augen und seines Spitzbartes doch ein Lächeln um ihre schmalen Lippen: „Für 'nen Wildhändler würde man Sie

heute wirklich nicht halten," sagte sie dabei mit humorvoller Herablassung. „Sind Ihre Fasanen inzwischen frischer geworden?"

Er mochte sich nicht als Kommis behandeln lassen. In diesem Hause und in dieser Weihestimmung nicht. „Über die Frische von Fasanen kann man verschiedener Meinung sein," entgegnete er ernst. „Ich für mein Teil esse sie immer erst, wenn der Strick durchreißt, an dem sie aufgehängt worden sind."

„I Gitt!" entrüstete sich die Dame, interessierte sich aber doch für den gediegenen Herrn, der so häufig Fasanen aß. Ein ganz arger Lump konnte er eigentlich nicht sein. „Verfaultes Fleisch ist doch höchstens etwas für arme Leute, die sich nicht vor Vergiftungen fürchten dürfen."

„Im Gegenteil, gnädige Frau! Gerade die Aristokratie bevorzugt derartig zubereitete Fasanen —"

„Ach so, die Prinzessinnen — und so weiter, die Ihre Kundschaft sind?" höhnte die Gnädige. „Ich danke! Über den Geschmack läßt sich nicht streiten." Bossychen kläffte ebenso vergnügt wie ohrenzerreißend.

„Du bekommst übrigens heute Hasenläufe," mischte sich Wolff ein, der die bedrohliche Wendung des Gespräches fürchtete. „Hasenläufe und Pellkartoffeln. Das war ja früher immer dein Leibgericht."

So sehr ihn die zarte Aufmerksamkeit des Freundes freute, Heim hätte es in diesem Augenblick doch lieber gehört, wenn Wolff ihm eine weltmännische Neigung zu Gänseleber-Pasteten und Hummern nach amerikanischer Art untergeschoben hätte. Die überlegene Gönnermiene der Hausfrau verletzte ihn im Tiefsten.

Auch bei Tisch, wo die spöttischen Bemerkungen fortgesetzt wurden, war Heim nicht sehr wohl zumute, und Wolff fiel von einer Verlegenheit in die andere. Seine Frau schien Krankheit und Schwäche vollkommen vergessen zu haben. Ließ sie einmal minutenlang den wie auf Nadeln sitzenden Heim in Ruhe, so rieb sie sich an Felix, der nicht einmal ein beleidigtes Gesicht aufstecken durfte. Der Wohlgeschmack der Hasenläufe litt einigermaßen unter der von Frau Wolff aufgetischten Beilage, und Heim, der die Knochen sonst mit künstlerischer Genauigkeit vom Fleisch zu säubern verstand, ließ heute achtlos die würzigsten Bissen daran. Statt der geplanten zwölf Pellkartoffeln verleibte er sich kaum sechs ein.

Glücklicherweise ließ Madonnas Feuer ganz plötzlich nach. Sie wurde noch unliebenswürdiger gegen ihren Mann, dann merkbar einsilbig, verstummte schließlich und gähnte unbekümmert. Das Mädchen erschien und führte sie auf ihr Zimmer. Weil sie Bossychen fest an ihr Herz drückte, konnte sie sich nur obenhin verabschieden.

„Gott sei Dank!" seufzte Wolff leise.

‚Ekliges altes Beest!' wollte Heim aus Herzensgrund hinzufügen, bezwang sich jedoch und dachte es nur.

In fliegender Hast erzählte Wolff jetzt von seinen vergeblichen Bemühungen, Brünings habhaft zu werden. Heim seufzte laut.

„Nun wollen wir's uns aber erst gemütlich machen," fuhr Wolff ergriffen fort, indem er Steinhäger, Getreidekümmel und zwei Zigarrenkisten herbeiholte. „Du erinnerst dich, daß Brüning nie zufrieden war, wenn Schnäpse und Rauchzeug nicht in Auswahl bereitstanden. Es war eine seiner Gentleman-Gepflogenheiten."

„Und wie wußte er mit geringem all den Duft und die Wärme des Luxus um sich zu verbreiten!" stimmte Heim begeistert bei, obgleich er den Schnaps ablehnte. „Ein genialer Lebenskünstler —"

„Und doch der Meister jener Kunst, die den Tod liebt und verklärt!" unterbrach ihn Wolf beziehungsvoll. Er war im richtigen Fahrwasser. „Ich will dich nicht lange auf die Folter spannen, Heim. Du kannst dir denken, daß ich deine kostbare Zeit nicht unnütz in Anspruch zu nehmen gewagt habe —"

„Freilich, das hab' ich mir gedacht," bestätigte Heim die phantastische Vermutung mit wichtig-ernster Miene.

„Ich bin nämlich zu einem Entschlusse gekommen, was Brünings letzte Dichtung anbelangt. Du sollst mir bei der Tat helfen. Ich will das Buch drucken lassen, Heim!"

„Donnerwetter!"

„Nicht wahr, das überrascht selbst dich?"

Heim empfand niedrig genug, um das schöne Geld zu bedauern, das hier weggeworfen werden sollte. Er sagte aber nur:

„Glaubst du, daß unser heutiges Publikum reif genug —"

„Reif hin, reif her!" Wolff erregte sich. „Was gehen uns die Kaffern an? Meine Pflicht — unsere Pflicht ist, Brünings dichterischen Nachlaß der Unsterblichkeit zu übergeben. Oder — verzeih, ich bin immer so außer mir, wenn ich auf ihn zu sprechen komme — oder, ganz ruhig ausgedrückt, das Manuskript durch die Veröffentlichung vorm Untergange zu bewahren. Nicht um des Lesepöbels willen, nein, Brüning zu Ehren tu' ich es. Ich hätte sonst keine Ruhe mehr. Ganz zufällig entdeckte ich neulich ein paar Widmungsverse, die er mir brieflich zugesandt und die ich unbegreiflicherweise völlig vergessen, ja, damals vielleicht nicht einmal gelesen hatte! Ich war so. Ich verstehe es heute selbst nicht mehr. Seltsame Verse, echter Brüning! Höre nur!" Und er deklamierte aus dem Gedächtnis:

„Der Wogen trübe Nacht erhellt
Geheimnisvoller, bleicher Schein
Und bringt mir aus versunkner Welt
Den letzten Gruß ... Ich bin allein.
Allein ... Wo Thule schimmernd lag,
Rauscht ruhelos das graue Meer.
Und dennoch trägt der Wellenschlag
Mir deine liebe Stimme her."

Er deklamierte eigentlich nicht, er sang und betonte immer nur die Reime. Aber seine Stimme zitterte, und Rührung übermannte ihn so, daß er etwas wie Tränen hinunterschlucken mußte. „Als spräche er zu uns, nicht wahr? Oder doch zu einem von uns! Wen mag er gemeint haben?"

Heim verachtete den Stümper. Solche Verse so zu verderben! „Wunderbar!" rief er. „Hinreißend! Ja, du hast recht — als hörte man ihn aus einer besseren Welt sprechen! Oder aus der eigentlichen, wirklichen Welt voll Schönheit und Glanz, während wir beide schon im Dunkel liegen — erledigt, untergegangen, vergessen!" Es machte ihm Spaß, den eingebildeten Kerl durch diese heuchlerische Resignation zu ärgern. Denn er empfand es immer deutlicher, daß Wolf sich über ihn erhob, weil er eine zänkische Frau mit einigen Talern Geld hatte.

Der andere sah denn auch süßsauer drein. „Vielleicht würdest du das Gedicht noch besser hersagen können," meinte er. „Du bist ja Schauspieler gewesen. Allerdings Hauptsache ist das Herz. Auf die Technik kommt es bei solchen Worten weniger an."

„Du erlaubst?" fragte Heim, warf die brennende Zigarre in den Aschenbecher und steckte sich eine neue an. Sonst pflegte er seinen armseligen Glimmstengel aus einer Papierspitze bis zur letzten Neige auszurauchen; diesen Protzen aber, der unaufhörlich stichelte und ihn herabsetzte, wollte er wenigstens nach Möglichkeit schädigen.

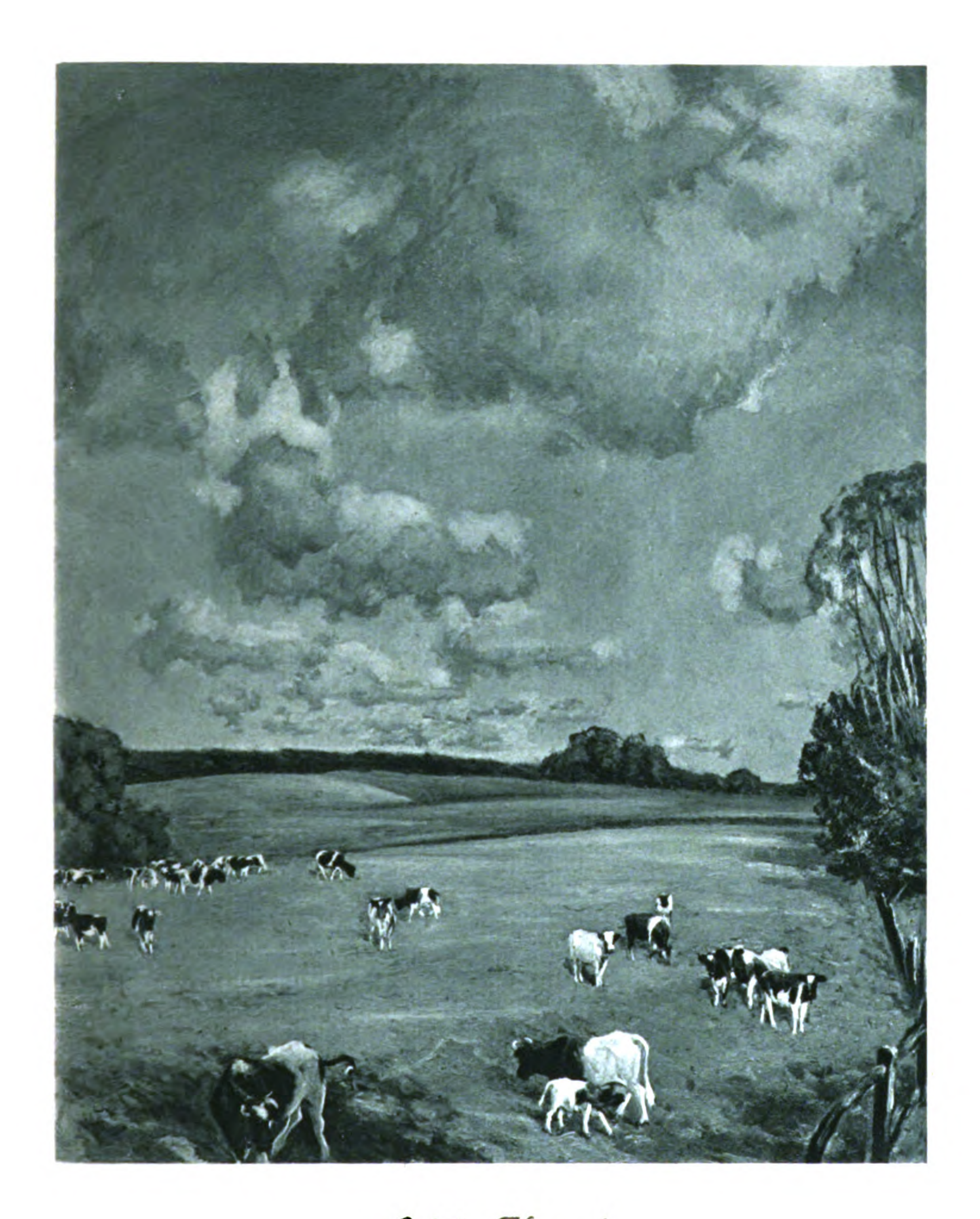
Ein herrlicher Gedanke war ihm gekommen. „Ach bitte — laß mich die Verse noch einmal hören! Es ist wahr, du legst ganz besondere Stimmung hinein!"

Wolff tappte in die Falle und hob seinen eintönigen Singsang von vorn an. Der Gastfreund lauschte aufmerksam. Er durfte sich auf sein Gedächtnis verlassen. Jede Zeile saß jetzt.

„Nun werd' ich's auch probieren," warf er leicht hin, als Wolff gerührt geschlossen hatte und melancholisch vor sich hinguckte. „Paß mal auf!" Und mit einer dramatischen Kunst, die er sich selbst nicht mehr zugetraut hatte, mit feiner Klangmalerei und seltsam einschmeichelnder Stimme sprach er das Abschiedslied Brünings, den Gruß aus dem Licht an die Versunkenen...

„Na ja! Recht gut!" lobte Wolff und nickte wiederholt freundlich mit dem Kopf. Diese Leistung kränkte ihn. Es war doch sein Gedicht, sozusagen; er hatte es gefunden, ihm gehörte es. Und nun brüstete sich dieser verkommene Schmierenkomödiant, dieser Anschnauz-Kommis! Hätte er es doch für sich behalten! Aber so war er nun einmal: immer zu offenherzig und vertrauensvoll. Er nahm sich vor, den Druck des Dramas zu beschleunigen, damit ihm niemand die Ehre, ein Meisterwerk entdeckt und der gebildeten Welt zugängig gemacht zu haben, stehlen konnte. Trauen durfte er solch einem Verdächtigen wie Heim ganz und gar nicht.

Der paffte in großen Zügen. Sein Plan, der plötzlich aufgetaucht, blendete ihn, berauschte ihn, nahm ihn so völlig gefangen, daß er die Wortkargheit des Freundes kaum bemerkte. Sie saßen eine Weile fast stumm nebeneinander. Jeder wußte, daß der Nachbar diese Nachbarschaft nun als lästig empfand, aber jeder war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um den Grün=



Auf der Koppel

Gemälde von Prof. Carl Langhammer

den dieser jäh aufgeschossenen Abneigung nachgraben zu wollen und zu können.

‚Ein paar trauriger Hasenläufe wegen mich hierher zu locken!‘ dachte Heim. ‚Was schwatzt er so großspurig von Brüning und rühmt sich seiner Opfer, er, der ihn kaltschnäuzig zugrunde gehen ließ um zweihundert Mark willen! Immer hat er nur Hasenläufe für seine Mitmenschen!‘

Das Gespräch schleppte sich schließlich mühselig weiter. Über Sandwege und Geröll. Brünings Name ward nur noch selten erwähnt.

„Du könntest mir doch deine Aquarelle zeigen!“ schlug Heim zuletzt vor. „Man hat Interesse für die Arbeit eines alten Freundes.“

„Wenn du wirklich meinst —“

‚Es ist ein wahrer Segen mit meinem ausgezeichneten Gedächtnis!‘ überlegte sich Heim, während Wolff widerwillig zwei, drei Mappen heranschleppte. ‚Ich habe zwar Abschriften von allen seinen Totengedichten, aber ich kenne sie nicht besser auswendig als dies neue. Trotzdem möchte ich bald nach Hause gehen, um es mir aufzuschreiben. Man darf sich nie zuviel zutrauen, und morgen könnte ich doch dies oder jenes Wort verwechseln. So etwas darf ich dem Genius nicht antun. Es würde auch möglicherweise den Eindruck schädigen.‘

Nach einer halben Stunde brach er auf. Wolff hatte ihn nicht allzu dringend gebeten, dazubleiben.

‚In deinem Hause siehst du mich nicht wieder,‘ dachte Heim beim herzlichen Gutenachtgruße. ‚Was für ein Menschenkenner ist Brüning doch gewesen!‘

‚Das war der letzte Versuch!‘ dachte Wolff. ‚Nun, Brüning hat ihn ja von vornherein durchschaut und immer schlecht behandelt.‘

⁂ ⁂ ⁂

Mit dem Vorsteher der Bücherabteilung hatte Heim nicht viel im Sinne. Der war früher einmal Verlagsbuchhändler, selbständig und sozusagen wohlhabend gewesen, dann aber trotz der von ihm auf den Markt geworfenen Schundschriften verkracht und noch mit genauer Not ins Warenhaus geschlüpft. Er liebte das Fläschlein seitdem bemerkenswert innig (hatte es wohl auch schon vorher geliebt) und zeigte das deutlicher, als sich eigentlich mit dem Rufe des Hauses und seiner strengen Ordnung vertrug. Aber die Leiter drückten in diesem Falle ein Auge zu und sahen selbst die doch recht auffallenden Vierteljahrsbetätigungen des Blaugesichtigen nicht, sowenig sie sein immer stark alkoholisch duftendes Wasserglas sahen. Stand er doch in dem Rufe, der mit der besten Nase begabte Ramscher zu sein; und wirklich gingen die Werke, die aus den Händen unglücklicher Verleger in die seinen gelangten, ausnahmslos wie Leckerbissen ab. Der trübseligste Kognak hatte seinen erprobten Blick für Schund und liebe Publikumsbedürfnisse nicht zu trüben vermocht.

Widerwillig nur, doch um der guten Sache willen nachdrücklich und entschieden vetterte sich Heim mit diesem Manne an. Er selber vertrug scharfe Sachen gar nicht; trotzdem nippte er jetzt dann und wann von dem Feuerwasser des Buchhändlers und bezwang sich und seine Sparsamkeit sogar soweit, daß er ihm zuweilen eine gut gerundete Flasche verehrte. Dafür verfolgte das Blaugesicht eifrig alle neuen Erscheinungen des Buchgewerbes, um seinem wertvollen Freunde recht bald mitteilen zu können, was der zu wissen begehrte: ob nämlich irgendwo ein gewisser Felix Wolff Lyrisches, Dramatisches oder sonst dergleichen hatte ankündigen lassen. Die Nachforschung fiel nicht leicht, gerade weil Wolff ein Bönhase war und deshalb den üblichen Weg, den zum Verleger, nicht unbedingt einschlagen mußte.

Daß es Wolff aber heiliger Ernst um die Veröffentlichung der Brüningschen Verse war, daran zweifelte Heim keinen Augenblick. Und er bereitete alles für den Gegenschlag vor. Er wollte seinen ehemaligen Kampfgefährten und Mitapostel nicht herausfordern, wollte das hehre Geheimnis schweigend im Herzen bewahren, wenn jener auch schwieg — doch beiseite zu stehen, sobald Wolff sich anschickte, Lorbeeren zu ernten, das überstieg seine Kraft. Das durfte er schon Brünings wegen nicht tun. Der Mensch, der alle ihre Jugendideale verraten, sich feig in eine spießige Ehe geflüchtet und dem täglichen Brot zuliebe solch ein unglaubliches Weib geheiratet hatte, dieser Mensch war unfähig, die kalte Welt mit Brünings Flammengeist zu er=

füllen und Brünings Genius in seinen Tiefen darzustellen. Das vermochte nur er, Heim, der, von kleinen Schwankungen abgesehen, dem Meister treu geblieben war. Niemandem als ihm stand es zu, sein Vermächtnis auszuführen.

Der große Tag, da die Entscheidung fiel, kam.

Im Kommissionsverlage einer kleinen Druckerei erschien wenige Wochen nach dem letzten Zusammensein beider Freunde das Werk: „Golgatha. Strophen und dramatische Fragmente aus der Hinterlassenschaft eines Geistesriesen. Herausgegeben und mit einem Geleitwort versehen von Felix Wolff.“

Heim knirschte vor Wut und wurde blaß, als ihm der Helfer mit dem auch in dieser Stunde blau bleibenden Antlitz die Nachricht und zugleich das Buch brachte. Mit zitternden Fingern blätterte er darin — ja, es waren die herrlichen Verse, war der unendlich wundervolle Dramentorso. Das Vorwort ließ an Begeisterung nichts zu wünschen übrig.

„Es wimmelt von Druckfehlern,“ sagte Heim verächtlich. „So eine Gemeinheit!“ Und er verschwor sich, Wolff von nun an nicht mehr zu kennen. Druckfehler bei einem Genius wie Brüning, der jedes Wort sorgsam liebevoll erwog, ehe er es niederschrieb, dem jeder Buchstabe heilig war und dessen Jünger deshalb mit vertausendfachter Inbrunst den Schatz unverdorben erhalten mußten! Was Wolff trieb, war schlechtweg Tempelschändung. Er hatte sich mit dieser leichtfertigen, mit dieser verbrecherischen Tat selbst aus der Reihe der Brünings Würdigen gestrichen.

Heims Entschluß war gefaßt. Jetzt mußte gehandelt werden.

Am nächsten Tage schon las die Hauptstadt — soweit sie es lesen wollte — an hundert Anschlagsäulen im vornehmen Westen: „Viktoria-Prachtsäle. Theaterverein Euterpe. Einmaliger Vortragsabend. Eines Unsterblichen Totenfeier. Von Otto Ewald Heim. Unter Mitwirkung erster Kräfte.“ Und so fort. Gleichzeitig fanden alle Feuilletonredakteure aller Blätter hektographierte Waschzettel auf ihrem ohnehin überpackten Arbeitstisch, in denen ein aus „angesehenen Schriftstellern, Schauspielern und Musikern“ gebildeter Ausschuß, im Auftrage Otto Ewald Heim, auf die wichtige Vorlesung hinwies. Jener Teil der Feuilletonredakteure, der gerade bei guter Laune war oder dem ein gefälliger Sekretär die Waschzettel vom Briefumschlag befreit auf den Tisch gelegt hatte, gab die bemerkenswerte Mitteilung ins Abendblatt. Manche hielten sie der Aufnahme in die Rubrik Kunst, Wissenschaft und Literatur für würdig, manche steckten sie kurzerhand in die Vereinsnachrichten, — und einer vergaß sich soweit, sie unter Hof und Gesellschaft zu bringen. Er war erst um acht Uhr morgens nach Hause gekommen und mußte den Redaktionssessel wiederholt plötzlich verlassen. Als ihn der Verleger tags darauf zur Rede stellte, teilte er ihm mit der Bitte um Diskretion mit, daß Otto Ewald Heim das Pseudonym für einen sehr hochgestellten Aristokraten sei. Er hätte das im Savoy-Club, wo er ein- und ausginge, zuverlässig erfahren. Insgeheim gelobte er sich, diesem Otto Ewald Heim, der ihn in solche Patsche gebracht hatte, gehörig eins auszuwischen.

Heim war überglücklich. Er durfte es um so mehr sein, als selbst Herr Grützmacher nach einigem Zaudern mit seiner Anerkennung nicht zurückhielt. „Im allgemeinen lieben wir es nicht, daß unsere Angestellten sich außerhalb des Hauses betätigen. Sie haben ja auch, wie Sie sich erinnern werden, einen bezüglichen Paragraphen in Ihrem Vertrage. Aber wenn man edle Zwecke verfolgt wie Sie ... wenn man dadurch quasi dem Ansehen des Hauses nützt, dann wollen wir ausnahmsweise nichts dagegen haben. Nur bitte ich dringend, mich ein andermal vorher um Erlaubnis zu fragen.“

Der Fernsprecher klingelte. Heim war entlassen. Doch noch am selben Nachmittag teilte ihm Herr Grützmacher gnädig mit, daß er den Chef der Theaterabteilung gesprochen und ihn veranlaßt hätte, das Plakat über „Eines Unsterblichen Totenfeier“ dort anzuheften. Auch den Billettverkauf wolle man übernehmen. „Es ist ein ganz ausgezeichneter Titel, ‚Eines Unsterblichen Totenfeier,‘“ fügte Herr Grützmacher anerkennend hinzu. „Erstens das — ohne Spaß — geistreiche Wortspiel! Und dann die Wortstellung! Totenfeier eines Unsterblichen klingt auch gut,

aber umgekehrt macht sich's pompöser. So zeitgeistig. So geschraubt. Famos haben Sie das ausgetüftelt. Ohne Spaß!"

Heim stürzte sich unverzüglich in die Arbeit. Den Theaterverein Euterpe für Brüning zu begeistern, war Kinderspiel. Einer schleunig zusammenberufenen Hauptversammlung, der er das Dramenbruchstück vorlas, entlockte er vornehmlich mit Hilfe der weiblichen Mitglieder den Beschluß, die Veranstaltung in den Viktoria-Prachtsälen auf Kosten und Gefahr der Euterpe zu übernehmen. Da Euterpens Kassenbestand sechzehn Mark und dreizehn Pfennig betrug, war dies immerhin ein Wagnis. Doch Heim hatte während des Vortrages auch zu interessant blaß ausgesehen und echte Tränen vergossen. Zwei Witwen, aktive Mitglieder der Euterpe, erwogen von diesem Abend an etwas Süßes in ihrem Busen.

⌘ ⌘ ⌘

Der Vorverkauf für „Eines Unsterblichen Totenfeier" ließ sich leider nicht entfernt so günstig an, wie Otto Ewald Heim es erwartet hatte. Wie er im Interesse seines Barschatzes erwarten mußte. Denn der vom Theaterverein Euterpe bewilligte großmütige Zuschuß und die Heimschen Privatmittel hatten gerade ausgereicht, um die Kosten für den Säulenanschlag notdürftig zu decken. Von dem Gedanken, sich mit einem Rundschreiben an die kunstsinnigen Millionäre der Hauptstadt zu wenden, war Heim bald wieder abgekommen. Erstens gab es keine, und zweitens pflegten die Millionäre der Hauptstadt nie Geld zu spenden. Das Äußerste, was sie taten, war, daß sie ihre Unterschrift für einen Aufruf bewilligten. In diesem Falle hatten die Nichtmillionäre, an die sich der Aufruf wandte, zu zahlen, und für die Millionäre blieben die etwaigen Orden übrig, die bei der Angelegenheit vielleicht herausschauten.

Heim machte statt dessen den Versuch, die Euterpe zu neuen Opfern zu bewegen. Hier stieß er jedoch ebenfalls auf zähen Widerstand. Es wäre, so äußerte sich der Vorsitzende verstimmt, unmöglich, weitere Lasten auf die Schultern der Getreuen zu legen. Ohnehin beabsichtigte der Vorstand, den Monatsbeitrag auf vierzig Pfennig zu erhöhen; da dürfte man schon aus wirtschaftspolitischen Gründen den Bogen nicht einer Nebensache wegen zu straff spannen.

In diesen Nöten erwies sich Grützmacher als großzügig denkender und humaner Vorgesetzter. Er vermittelte Heim einen Vorschuß auf sein Gehalt, was es sonst in dem Warenhause durchaus nicht gab. Es war auch allein der ideale Zweck, der die Bedenken der Maßgebenden schließlich überwand. So konnte Heim zum zweiten Male die Bevölkerung zur Totenfeier laden. Damit sie des Brüningschen Geistes einen Hauch verspüre, setzte er diesmal an die Spitze des Plakates als Leitwort die Verse:

Und dennoch trägt der Wellenschlag
Mir deine liebe Stimme her.

Unangenehmerweise war am Vorabend des Tages, der den zweiten Anschlag brachte, ein Raubmord passiert. Der Polizeipräsident bot auf blutrotem Papier 3000 Mark Belohnung dem, der den oder die Täter usw. Jeder intelligente Mensch las das Raubmordplakat und kümmerte sich nicht groß um andere Totenfeiern; die Nichtintelligenten vertieften sich, wie gewöhnlich, nur in die Theaterzettel. So stieg der Billettabsatz bloß um ganze fünf Stück. Dafür liefen — das Warenhaus hatte gütig den Hauptvertrieb übernommen — bei der beauftragten Abteilung mehrere Dutzend Gesuche um Freikarten ein.

Niedergedrückt benutzte Heim die freie Zeit, die ihm seine Mittagspause ließ (mit dem Mittagsmahl wurde er bei seinen schlechten Kassenverhältnissen sehr rasch fertig), dazu, um die Schaufenster der Buchhandlungen zu besichtigen. Bot es ihm doch einen Trost in Tränen, Wolffs Buch nirgendwo zu finden. Auch dieser Vorstoß, Brüning mit einem Schlage berühmt zu machen, war offenbar völlig gescheitert. Wesentlich gehoben begab sich der Apostel des Herrlichen an seine Arbeitsstätte zurück.

„Donnerwetter, da hab' ich eben schönen Ärger gehabt," empfing ihn Grützmacher. „Ein ekelhafter Kerl! War gar nicht wieder loszuwerden. Weiß der Kuckuck, wenn man Sie wirklich einmal notwendig gebraucht, schlemmen Sie natürlich gerade Ihr Diner."

Heim erkundigte sich demütig nach dem Grunde der Grützmacherschen Verdrossenheit.

„Wir hätten ihn bestohlen, behauptete das Subjekt. Er würde uns wegen Nachdrucks verklagen, ohne Spaß. Es gäbe noch Staatsanwälte und Urhebergesetze. Na ja. Warum haben Sie auch nicht den Namen genannt?"

„Welchen Namen?" Heim sah den Zornigen verdutzt an.

„Ich kann mir ja denken, Sie werden ihn auch nicht wissen. Warum mußten Sie aber dann die blödsinnigen beiden Zeilen zitieren? Überhaupt, ich hätte doch lieber Goethe oder Schiller genommen. Das mit dem Wellenschlag und der lieben Stimme, was soll das? Keinen Hund lockt es vom Backofen. Passen Sie auf, damit werden Sie nicht ein einziges Billett los."

Ganz langsam verstand Heim. Und dann erblaßte er.

„Herr Grützmacher ... tatsächlich ... Wie sah der Herr aus?"

Grützmacher rümpfte verächtlich die Nase. „Ersparen Sie mir das. Sie wissen, ich bin ein bißchen verwöhnt — anspruchsvoll, nicht wahr... Und dieser Herr, wie Sie ihn nennen ... er wäre mir als Kunde zu schlecht. Immerhin, ich mußte ihn anhören. Ruf und Ordnung unseres Hauses verlangen das."

Heim hörte ihm zu, ohne seinen Worten recht zu folgen. „Bestohlen hätten wir ihn, sagte der Herr — "

„Bestohlen! Eine Frechheit, was?" Grützmacher schlug auf den Tisch. „Zu gern hätt' ich Sie dabei gehabt! Grob kommen durfte ich ihm nicht. Sie wissen, unsere Grundsätze ... Und dann wußte ich doch nicht genau Bescheid mit Ihrer verwünschten Totenfeier. Will nur hoffen, daß kein weiterer Ärger kommt! Aber man ist immer wieder zu gutmütig und läßt sich auf solche Faxereien ein ... So reden Sie doch! Sie müssen schließlich angeben können, wo Sie die Verse her haben!"

„Nannte er ... nannte er nicht seinen Namen?" Heim klebte die Zunge am Gaumen.

„Ich habe ihn nicht danach gefragt. Aber da fällt mir ein — wir sollten ihn doch wenigstens die Musik bei der Totenfeier machen lassen, zur Entschädigung sagte er."

„Musik bei der Totenfeier?" Heim wiederholte es mechanisch.

„Ja. Wenn Sie erlauben, ja." Herr Grützmacher wurde höhnisch. „Er hätte fünf Mann, behauptete er, und es wäre seine Spezialität."

„Schade ... Wenn ich seinen Namen wüßte ..." stammelte Heim.

„Was geht Sie und mich sein Name an? Er stellte sich ja vor ... Brümmel, Frühling oder so ähnlich. Ich hab's vergessen. Und der Bursche war mir zu rabiat ... Ich verstehe mich schlecht auf die Beruhigung solcher Pöbelgesellen. Das ist ja auch nicht mein Amt, sondern Ihre Aufgabe. Dafür haben wir Sie angestellt. Leider sind Sie nie zu haben, wenn man Sie braucht ... Weiß Gott, unsereiner hat's schwer! Mit was für Gesindel man sich alles beflecken muß, während die Herren Kommis Mittagbrot essen gehen!"

Pöbelgesellen ... ekelhafter Kerl ... befleckendes Gesindel ... Nein, es war unmöglich, was sein erhitztes Hirn ihm eine Sekunde lang vorgespiegelt hatte... Herr Grützmacher bediente sich solcher scharfen Ausdrücke mit Bezug auf Nichtangestellte der Firma nur in ganz außergewöhnlichen Fällen. Der Mensch, der ihn belästigt hatte, mußte einen sehr, sehr unangenehmen Eindruck gemacht haben.

„Es wird ein Schwindler gewesen sein," hauchte Heim, in der Angst seinen Herrn und Meister verleugnend. „Ein Schwindler, dem die beiden Verse zu Kopfe gestiegen — "

„Lassen wir ihn!" knurrte Herr Grützmacher unwirsch. „Zu Kopfe gestiegen schien ihm allerdings etwas zu sein, aber keine Verse, sondern Kartoffelschnaps. Für 'nen Schwindler halte ich ihn dagegen nicht. Daß ein Schwindler so lächerliche Dinge wie mit den beiden lächerlichen Versen ausheckt, glaube ich nicht. Er wird sie schon tatsächlich gedichtet haben. Schlimm genug für ihn! Schlimmer für Sie, der ihm den Unfug nachplapperte. Wie sind Sie nur darauf verfallen? Aber Ihre gottlosen Künstlermanieren! Das endet noch einmal böse, ohne Spaß! So. Ich habe noch etwas anderes zu tun. An die Gewehre!"

Damit war Heim entlassen. Er wagte keine Frage mehr. Wie betäubt von Angst und Entsetzen, unfähig, das befremdliche Abenteuer zu überdenken, begab er sich an sein Pult.

ꙮ ꙮ ꙮ

Welch einen seltsamen Spaß trieb der große Freund mit ihm! So satanische Ironie hatte Heim an Brüning früher nie kennen gelernt. Erst in den Jahren, da sie voneinander geschieden gewesen waren, mußte diese neue Eigenschaft in dem Genius aufgesprossen sein. Jedenfalls hatte Heim nur sein edles, stolzes Pathos, den tiefen, sittlichen Ernst des Verehrten im Gedächtnis behalten. Nie war ein Scherz über seine Lippe geflossen. „Lacher sind Macher," hatte er einmal verächtlich geäußert. Und nun sollte dieser selbe Mann so unbarmherzigen Spott mit ihm treiben, einen gut gemeinten, aus ehrlichem Freundesherzen geborenen Gedanken rücksichtslos vor kalten Fremden lächerlich machen?

Freilich — durfte Heim sich mit Recht rühmen, den Einsamen von Grund aus verstanden zu haben? Hatte er wirklich in alle Abgründe der königlichen Seele geschaut? Brüning war auch ihm gegenüber immer verschlossen gewesen. Er würdigte ihn seines näheren Umgangs, weihte ihn in sein Schaffen ein . . . doch vielleicht nur in einen Teil dieses Schaffens. Geister so besonderer Art sprühen tausend Lichter. Heute würde Heim wohl reif genug sein, den Führer vollständig zu begreifen; in jenen vergangenen Tagen hatte er genug daran zu tun, ihm wenigstens nach einer Richtung hin zu folgen, eine Ausstrahlung seines Wesens zu begreifen. Auch mochte Brüning selbst sich entwickelt haben. Bei seiner umfassenden Begabung war das sogar mit Sicherheit anzunehmen. Der rostete nicht ein, der nicht! Unaufhörlich hatte er Blüten und Früchte getrieben, sich entfaltet wie ein machtvoller Eichbaum auf hohem Gipfel. Ach, was für Überraschungen würde er bei einem Wiedersehen seinem Getreuen bereiten!

Und wie dem auch immer sein mochte — ein Gutes hatte Heims Vorgehen doch zur Folge gehabt. Ein Lebenszeichen des lang Gesuchten! Er war nicht vor der Zeit des Treibens müde geworden und, wie er manchmal mit erschütternder Melancholie angedeutet hatte, aus Weltüberdruß und Ekel in das andere Land hinübergewandert. Mehr noch: er hielt sich in der Hauptstadt auf. Atmete dieselbe Luft wie sein Bewunderer! An wenigen Minuten hatte es gehangen, und Heim hätte wieder in das teure Angesicht, das jetzt seine Träume und seinen Tag erfüllte, blicken können!

Gesegnet deshalb die vorwitzige Tat; selbst auf die Gefahr hin, daß Brüning sie verdammte!

Bedachte Heim es genauer, so erkannte er just hinter der Maske, die Brüning im Gespräch mit dem Geistesproleten Grützmacher vorgebunden hatte, die teuren Züge des Dichters. Mit Urhebergesetz und Staatsanwalt hatte er gedroht — ihm genügte eben der unbefugte Nachdruck einer einzigen Zeile, die er selber nicht veröffentlichen wollte, um über die Maßen zu erzürnen. Welches Unwetter würde da erst über den Frechling Wolff hereinbrechen, der in unverzeihlicher Vordringlichkeit und Plumpheit das gesamte Werk des Herrlichen schamlos tastenden Fingern und Augen preisgegeben hatte! Heim fühlte sich bei dieser Erwägung wundersam erleichtert. Nun schützte ihn ein Blitzableiter! Nun durfte er hoffen, daß sein unbedachter Entschluß ihm die Gunst Brünings nicht völlig rauben und ihn nicht auf immer von seinem Idol entfernen würde.

Beinahe schmunzelte er jetzt, wenn er sich Brünings Wendungen, die Grützmacher stümpernd und offenbar entstellt wiedergegeben hatte, noch einmal vorbeiziehen ließ. Wenigstens die Musik bei der Totenfeier sollte man ihn doch machen lassen, zur Entschädigung. Welch überirdischer Hohn! Da rüstete ihm, dem Frischlebendigen, irgendein gutmütiger Narr das Sterbefest, und während er über erhabenen Schöpfungen brütete, schlug blinde Verehrung bereits Nägel in seinen Sarg. Jeder andere wäre fuchsteufelswild bei der Vorstellung geworden, daß ehemalige sogenannte Freunde nichts Eiligeres zu tun gehabt hatten, als eine schöne Leiche aus ihm zu machen. Brünings funkelnder Humor — wie war es nur möglich gewesen, ihn zu übersehen! — prägte ein Epigramm aus der beleidigenden Albernheit. Totenfeiern wären seine Spezialität, fügte er mit wundervollem, feinem Spott hinzu, er, der von der Zukunft alles überreich erwarten durfte, was ihm der Stumpfsinn der Zeitgenossen verweigerte, und dem es in zwanzig, fünfzig Jahren an prunkenden Totenfeiern wahrhaftig nicht fehlen würde. Dann die fünf Mann, auf die er angespielt hatte!

So erinnerte er sich doch noch Heims, Wolffs und der anderen, die ehedem seiner Fahne gefolgt waren? Und so rechnete er noch heute auf sie, war ihnen noch nicht entfremdet, nannte sie noch die Seinen?

Es wurde hell um Heim, als er sich das alles klargemacht hatte.

Zum Glück lag die angekündigte Vorlesung zu Ehren des Verstorbenen — Heim mußte herzlich lachen — noch weit im Felde. Bis dahin war er, Heim fühlte das, auf Brünings Spur gekommen. Und dann mochte der Wiedergefundene selber entscheiden, ob er die in eine Jubelfeier umgeänderte Sterbefeier annehmen wollte oder nicht. —

Der Abend brachte einen schwarzgeränderten Brief. Darin zeigte Felix Wolff tiefbetrübt an, daß seine geliebte Gattin Emilie, geborene Wendland, verwitwete Ketelsen, nach langem, standhaft ertragenem Leiden gestern sanft entschlafen sei.

⁂

Selbstverständlich ging Heim zum Begräbnis.

Der Herbsttag tat alles, die Trübseligkeit des Weges zu erhöhen. Es regnete noch nicht, aber ein feuchter Nebel drückte auf die Häuser, preßte den mißduftenden Qualm benachbarter Fabriken nieder und verfinsterte die Straße von Minute zu Minute mehr. Unterirdischen gleich huschten die Menschen durch den fahlen Dampf. Sich bei solchem Wetter und in solchem Revier begraben zu lassen, wahrhaftig, das sah der Gattin Felix Wolffs ähnlich. Wie mochte der unter ihrer Fuchtel geseufzt haben! Bis heute hatte ihm die unvornehme Tat, des Leibes Nahrung und Notdurft durch Eheknechtschaft zu erkaufen, weiß Gott keinen Segen gebracht. Bis heute war Brünings ernstes Mahnwort, Heirat ohne irdische und überirdische Liebe sei glatte Gemeinheit, nur allzu wahr geblieben.

Die Leidtragenden standen bereits, vor Kälte mit den Füßen scharrend, in der Kapelle versammelt. Heim drückte sich mit seinem bescheidenen Kränzchen gleich in eine Ecke, weit von der Tür, weil ihn dort der aus allen Fugen aufsteigende, neblig-nasse Frost am wenigsten behelligte. Auch mißfielen ihm die Leidtragenden durchaus. Sie schienen sich alle feindlich gesinnt; ihre schwarzen Kleider waren so recht die Symbole ihrer schwarzen Gedanken und Wünsche. Zusammengekniffene Lippen, abweisende Bewegungen, höhnisch geschürzte Lippen überall. Besonders Felix Wolff bekam sie zu sehen. Für einige der Anwesenden war er offenbar Luft. Sie vermieden es, in seine Nähe zu kommen, und drehten sich langsam, aber doch merklich um, wenn er Miene machte, auf sie zuzugehen. ‚Wahrscheinlich hassen sie den Erbschleicher in ihm,‘ dachte Heim. ‚Den intriganten Kerl, der durch die Heirat mit der verwitweten Ketelsen sie und ihre Kinder um einen hübschen und bei den teuren Zeiten doppelt nötigen Jahreszuschuß gebracht hat. Das falsche Individuum, das der geborenen Wendland gewisse Testamentsklauseln aufgezwungen hat, um nach dem Tode der armen Frau ihre sauer erworbenen Hundertmarkscheine mit leichtfertigen Personen zu verjuxen, während die Kinder der richtigen Verwandten nun nicht studieren konnten, wie es doch Ansehen und Zukunft der Familie erforderten.‘

Nachdem Wolff all die kaum gebändigte Verachtung der Verwandtschaft zu kosten bekommen hatte, glaubte er Heim nicht länger verloren im Winkel stehen lassen zu dürfen. „Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter!“ murmelte er mit schmerzlichbewegter Stimme. „Ich danke dir, alter Freund, daß du gekommen bist!“

‚Von uns beiden ist er unbedingt der echtere, wenn auch ungeschicktere Schauspieler!‘ dachte Heim. ‚Diese Komödie in Wort und Ton! Wenn er wirklich ein Schüler und seelischer Gefährte Brünings gewesen wäre, würde er dann in dieser Minute den läppischen Trompetervers zitiert haben?‘ — „Keine Ursache,“ erwiderte Heim die schmalzige Begrüßung. „Dein Schmerz ist mein Schmerz. Tiefgefühltes Beileid!“

Wolff wußte nichts oder wagte nichts zu sagen. Die Verwandten ringsum spitzten die Ohren. Sie hatten gute Ohren. So senkte er, wie in unsagbarem Jammer, das Haupt und verzog sein Gesicht, als unterdrücke er mannhaft eine Träne. Auf diese Geste verstand er sich offenbar. Die Verwandten stießen sich an. Sie verabscheuten den Heuchler von ganzem Herzen und von ganzem Gemüt. „Affentheater!“ fauchte

Tante Hermine dem Onkel Erich zu. Obgleich sie dem heiligen Anlaß und Raum entsprechend leise fauchte, hörten es vierzehn bis zwanzig aus der lieben Trauergemeinde.

So fielen die milden Trostworte des redlichen Pastors auf guten Boden. Bei der Testamentseröffnung würde es sich ja zeigen, ob der Patron wirklich den Hauptteil der Beute an sich reißen durfte. „Eure verwandtschaftliche Liebe aber, ihr Leidtragenden, euer Zusammengehörigkeitsgefühl, euer Entschluß, im Sinne der teuren Verstorbenen nunmehr die Reihe noch enger zu schließen und euch brüderlich-schwesterlich zu umfahen — o, an dieser geweihten Gruft wird das geweihte Feuer himmelhoch aufsteigen!" Zum Glück gibt es ja Gerichte. Benachteiligen ließ man sich nicht, von dem nicht. Hatte das närrische Frauenzimmer, die durchaus noch einmal heiraten mußte, und diesen Windbeutel dazu, diesen verkommenen Hochstapler, hatte sie ihre rechten Verwandten nicht genügend bedacht, so wurde Klage angestrengt. Recht muß Recht bleiben.

Durch den graugelben Nebel, aus dem es fein niederstäubte, ward der Sarg zu Grabe getragen. Heim hielt sich bescheiden am Ende des Zuges. Er sah eine Gruppe von Männern am Wege stehen: alle in so schäbigen, schwarzen Gewändern, daß selbst dieser trübe Herbstnachmittag nichts von ihrer kläglichen Abgerissenheit verhehlte. Ein Dunst trauriger Armut strömte von den Leuten aus. Wie Heims Blick flüchtig über sie hinschweifte, fiel ihm einer von ihnen, der das Kommando zu führen schien, auf. Unerklärliches Grauen überrieselte ihn dabei. Wenn es Gespenster gab, freche, mit Menschenherzen und Menschengedanken hohntreibende Gespenster, dann . . .

Er war in sinnloser Angst, die ihm die Knie schlottern machte, ein paar Schritte hinter dem letzten des Zuges zurückgeblieben. In der nächsten Sekunde, das fühlte er deutlich, würde er verrückt werden oder ohnmächtig hinstürzen. Denn aus der Schar der Abgerissenen löste sich einer los und kam auf ihn zu. Ein Mensch mit schmutzigblonder Mähne, fliegendem Vollbart, rotunterlaufenen Augen, rotfleckigem Gesicht und sehr roter Nase. Dieser Mensch —

„Verzeihen der Herr," sagte der Mensch und rückte seinen schrecklichen, fast völlig enthaarten Zylinder ein wenig nach rechts. „Wir singen nämlich an den Gräbern. Können der Herr uns nicht sagen, wer der trauernde Gatte . . . die trauernde Gattin ist? Sonst erfahren wir das immer vorher, aber heute —"

„Brüning!" schrie Heim. „Brüning!"

„Ah, mein Herr! Sie kennen mich?" Die Flecken im Gesichte des Vollbärtigen vermehrten sich und wurden dunkler. „Dann darf ich um gütige Empfehlung —"

„Siehst du denn nicht, daß ich Heim bin? Der Otto Heim?" Er konnte nicht länger an sich halten, er weinte wie ein Kind. Die fünf Kumpane Brünings, die den jähen Schmerzausbruch auf die Verstorbene bezogen, schneuzten sich achtungsvoll. Solche Empfindungstiefe versprach ein gutes Geschäft.

„Heim? Aber natürlich! Du hast dich ja gar nicht verändert!" Brüning strich sich die Mähne zurecht und rückte dann den Zylinder wieder gerade. „Schlechtes Wetter heute! Aber man gewöhnt sich daran. Unsereiner darf nicht wählen. Wie's kommt, wird's genommen. Wer ist der Hauptmacher hier? Ich muß ihn mal rasch fragen, sonst kommen wir um die Geschichte und haben uns umsonst kalte Füße geholt."

Ein Fieberschauer schüttelte den völlig Verstörten. „Wolff . . . Wolffs Frau ist gestorben!" würgte er nach einer Weile hervor.

„Wolff? Unser Wolff etwa?"

Heim nickte nur.

„Das trifft sich ja großartig! Der wird doch einem alten Freunde die paar Groschen zukommen lassen! Entschuldige nur, Heim! Ich muß sofort zu ihm... Hoffentlich störe ich nicht! Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!"

Und er huschte fort, seine Mitsänger hinter ihm her. Der Nebelmantel schlug über ihm zusammen, verbarg die fünf Zerfetzten und begrub den furchtbaren Spuk.

Heim vermochte keinen Schritt weiter zu gehen. Die Beine versagten ihm den Dienst. Er sank auf eine nasse Bank am Wege.

Dies also war das Wiedersehen! So belohnte sich die brennende, wahnwitzige Sehnsucht langer Jahre, so grüßte ihn das Götterbild, um dessentwillen er freudig sein elendes Leben ertragen hatte!

Schier körperlichen Schmerz verursachte ihm die niederschmetternde Erkenntnis. Unbekümmert um Menschen und Wetter blieb er auf der Bank sitzen. Daß die Gedanken ihm nicht mehr gehorchten, daß er stumpf vor sich hinzustarren begann, empfand er wie eine Erleichterung.

Aus der Ferne hallte Gesang herüber. „Jesus, meine Zuversicht,“ von rauhen Kehlen geziert vorgetragen. Das waren Brüning und seine fünf. So also verlief des Unsterblichen Totenfeier!

Es war fast dunkel geworden, als die Leidtragenden von der Bestattung zurückkamen. Hüstelnd und verdrossen trabten sie durch die halbe Nacht. Heim hätte sich entfernen können. Dennoch gelüstete ihn nach einem letzten Worte Brünings. Nach einer Erklärung. Dieser grauenhafte Sturz mußte das Ende einer Tragödie ohnegleichen sein. Ein Schicksal hatte sich hier erfüllt, so furchtbar wie keines, das Dichterphantasie ersinnen konnte . . .

„Heim!“ mahnte ihn Wolff, der mit dem Pastor als letzter von der Toten geschieden war und jetzt vor dem Fassungslosen stehenblieb. „Hol' dir keinen Schnupfen! Es ist nicht der Mühe wert.“ Der Geistliche sah den Witwer mißbilligend an. „Ich — ich meine natürlich nicht . . .“ stotterte Wolff errötend. „Mein Freund wartet hier auf jemand . . . auf einen gemeinsamen Bekannten von uns. Und ich weiß jetzt, daß es nicht der Mühe wert ist.“

„So, so.“ Das klang äußerst kühl. Die Verwandten mochten wohl recht haben, daß sie sich diesem herzlosen Menschen gegenüber ablehnend verhielten. „Dann will ich nicht stören. Leben Sie wohl, meine Herren. Ertragen Sie die schwere Prüfung in Geduld, Herr Wolff. Leben Sie wohl. Ich bin noch beschäftigt.“ Damit ging er.

„Du hast ihn auch gesprochen?“ fragte Wolff hastig. Heim nickte nur. „Er verdient sich sein Brot bei Beerdigungen. Meist singen sie, oder wenn nicht genug Trauergefolge bei der Hand ist, stellen sie das Gefolge dar. Für ein paar Groschen. Er hat mir's ganz ruhig erzählt, während der Pastor die Schwester tröstete. Es war genierlich, weißt du. Ich habe ihm zwanzig Mark gegeben.“

Flammender Zorn quoll in Heim auf. „Du hast ihn weggelassen?“

„Hundert Augen paßten auf! Und betrunken war er auch. Übrigens hätte ich gern mehr von ihm gehört. Er wohnt sechs Häuser von hier. Augenblicklich erledigen sie noch eine kleine Leiche. Wenn du . . . wenn wir nachher zu ihm gehen wollen — mir ist's recht.“

Heim schluchzte laut auf. „Sage nicht, daß er betrunken war! Er schämte sich vor dir, wollte dich täuschen ... Herr Gott im Himmel, so ist er nicht mehr als wir! So elend wie wir — “

„Nun, was das anbetrifft . . .“ Felix Wolff war ein wenig verletzt. „Ich glaube doch, etwas anders stehen wir schon da.“

„Ja du! Ja du freilich!“ erwiderte Heim, vor Wut zitternd. „Du bist jetzt reich und vielleicht auch angesehen. Also will ich sagen, daß er so elend ist wie ich. Ein Komödiant im Alltagsbetrieb ... Ach, wie ekelhaft, wie entwürdigend! Sei froh, daß du nicht zu uns gehörst! Ich aber bin froh, daß ich zu ihm gehöre.“

„Wenn du alles absichtlich falsch auffassest! Na meinetwegen!“ Wolff zuckte verdrossen die Achseln. „Verheiratet ist er auch. Und sobald die kleine Leiche erledigt ist, begießt er sich die Nase. Seinem Gesicht nach zu urteilen, versteht er sich darauf — “

„Das ist eine Gemeinheit, du!“

„Ich bitte dich! Nimm das zurück!“

„Du hast ihn beleidigt, und er kann sich nicht verteidigen. So warst du von jeher.“ Heim mußte sich austoben. „Brüning hat dich immer richtig eingeschätzt.“

Der Witwer bewahrte seine Ruhe. „Dann wären wir ja endgültig miteinander fertig. Nur damit du dich nicht in neue Illusionen wiegst, will ich dir noch sagen, daß er mir beinahe die Hand geküßt hat. Ich lasse ihn auch nicht fallen. Und du, so sagte er, du hättest ihn betrogen. Hättest dich mit seinen Versen berühmt machen wollen. Aber er ließe sich das nicht bieten. Er wäre schon einmal bei euch gewesen. Und morgen würde er einen Mordskrach machen. Halunkereien gäbe es nicht. Das möchte ich dir nur mitteilen.“

Heim erwiderte nichts mehr.

Er blieb noch eine Weile allein.

Dann erinnerte ihn ein Aufseher höflich daran, daß der Kirchhof mit Eintritt der Dunkelheit geschlossen werde.



Ungleiches Paar

Gemälde von Wilhelm Leibl im Staedel'schen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M.
Entstanden 1876/1877

(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München)

Wilhelm Leibl. Von Fritz von Ostini

Die Veröffentlichung der hier abgebildeten zweiundzwanzig Werke des Künstlers erfolgt, sofern nicht anderes bemerkt ist, mit ausdrücklicher Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin



Im Sommer 1914 werden viele Tausende von Deutschen nach dem heiligen Köln wandern, um sich in der Deutschen Werkbundausstellung darüber zu unterrichten, wie weit wir's in zwanzig Kampfjahren in bezug auf künstlerische Kultur gebracht haben. Und dieser Tausende wartet auch die Freude — man darf wohl auch sagen das Glück —, im Wallraf-Richartz-Museum den Wilhelm Leibl-Saal zu sehen und damit einen der größten deutschen Maler des 19. Jahrhunderts in seinem besten, freiesten und intimsten Schaffen genauer kennen zu lernen, als dies der Besuch irgend welcher anderen Sammlungen möglich macht. Das wird manchem kostbare Offenbarungen bringen und manchem Klarheit, so oder so!

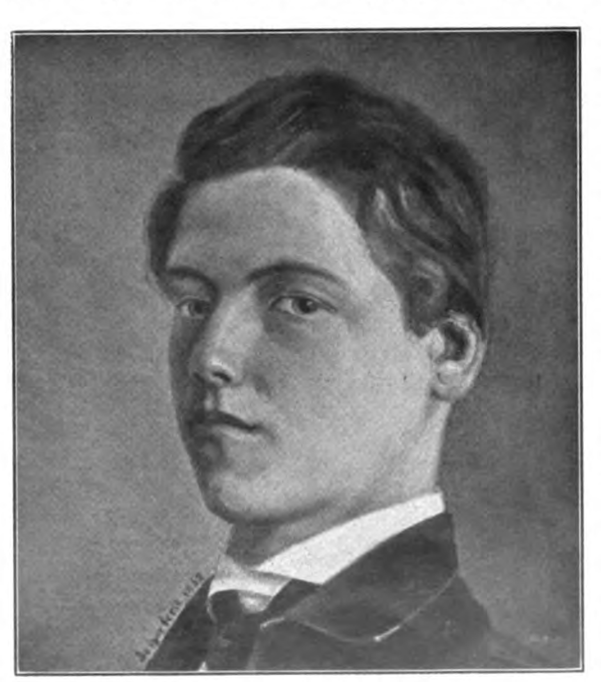
Der Maler Wilhelm Leibl, der just in diesem Jahre seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hätte, ist jetzt dreizehn Jahre tot, aber uns, seinem Volke, ist er lebendiger als je. Und notwendiger als je! In dem tollen Wirbel der künstlerischen Erscheinungen unserer Zeit ist er der ruhende Punkt. An ihn kann man sich halten, von ihm aus kann man immer wieder zurückfinden zu dem, was ewig gültig ist in der Kunst. An ihn hat sich auch der vordringliche Snobismus, der im steten Umwerten, statt im Nützen der Werte die Aufgabe der Kritik sieht, nicht herangewagt. Er wird ja auch nach kommen, der Leibl-Töter, aber man wird über ihn lachen! Daß die Preise von Leibls Bildern ins Unbegrenzte steigen, würde in unsrer wunderlichen Kunstepoche noch nicht einmal beweisen, daß diese Bilder gut sind. Aber es sind Bilder eines deutschen Malers, um die sich's handelt, eines, der nie Fühlung hatte mit einer Clique — und dennoch steigt ihr Preis! Und die Überzeugung vom überragenden Werte seiner Kunst ist wahrhaftiges Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Immer mehr und mehr tasten sich die zu ihm hin, denen es mit dem Willen, Kunst zu erfassen, ernst ist, immer mehr wird uns allen klar, wie hoch er stand und wie seine künstlerische Persönlichkeit weiter wirkte, weit über den engen Kreis der Maler hinaus, die man heute so im allgemeinen den „Leibl-Kreis" heißt. Wie sehr er damals unmittelbar auf die jungen Münchner einwirkte, wird ja auch erst seit einigen Jahren wieder so recht klar. Dieser unmittelbare Einfluß hat sich damals verhältnismäßig schnell wieder verflüchtigt aus Gründen, die sich nicht leicht erschöpfend klarlegen lassen. Aber als Prinzip blieb Leibl in Geltung, auch als er



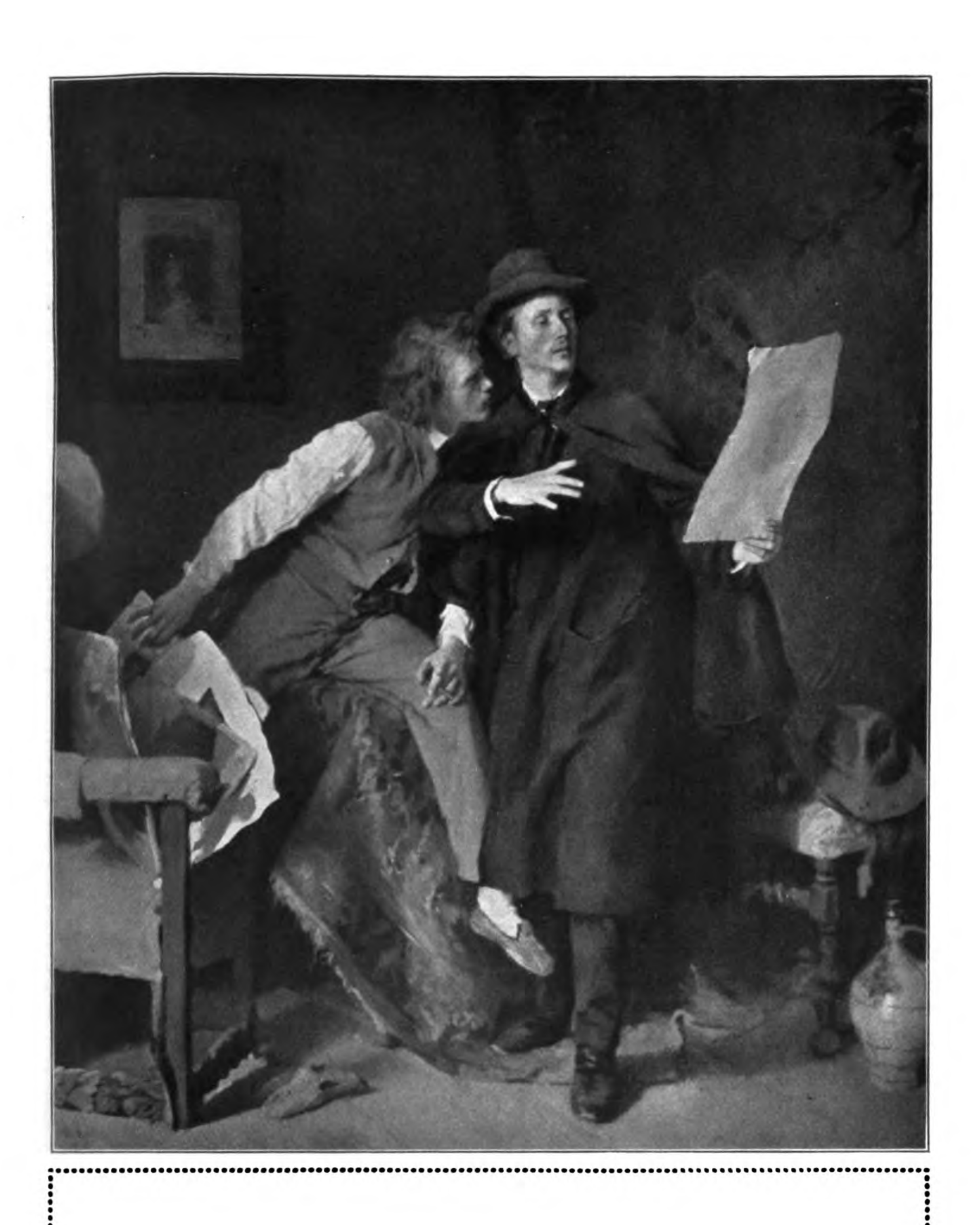
Selbstbildnis Leibls
Zeichnung im Dresdner Kupferstichkabinett

längst ein Einsamer geworden war und in Einsamkeit seine unsterblichen Werke schuf; sein Name hatte immer, gerade in München, gegen das er mit Unrecht verbittert war, einen Klang, der die künstlerischen Gewissen aufrüttelte. Und die Höhe, zu der er kam, wird immer wieder das Ziel der Ehrlichen bilden — ein schwer erreichbares freilich!

Karl Hagemeister hat in seinem wertvollen Buch über Karl Schuch ein Wort über Leibl gesagt, das den unschätzbaren, erzieherischen Wert dieser Persönlichkeit überaus treffend und knapp festlegt: „Die Haupteigenschaften Leibls, die vorbildlich für die anderen Künstler wurden, waren seine ungemein sittliche Kraft und Konzentration. Man spürt nie in seinen Werken den halben Leibl oder eine Seite seines Wesens oder gar eine fremde Laune, sondern immer nur den ganzen Menschen.“ Die sittliche Kraft Leibls, seine volle und ausschließliche Hingabe an die Kunst ist das Ganzgroße an Leibl, ist das, was seinen Wert unabhängig macht von aller Zeit. Die Formel klingt lächerlich einfach; was sie bedeutet aber, ist wunderselten. Für Leibl kam die Absicht, die denkbar beste Arbeit zu liefern, so weit vor allem andern, vor dem Streben nach künstlerischem Erfolg, nach Vorteil, nach den Ehren der Welt, daß alle diese Dinge auf sein Werk überhaupt keinen Einfluß gewannen. Für ihn gab es aber auch kaum ein Sichbegnügen an der erreichten hohen Stufe des Malenkönnens, eine Befriedigung über eine Bravour, die ihm doch kein Lebender nachtat. Beruhigt sich aufs Faulbett zu legen, war ihm unmöglich. Er ging sein Leben lang in die Schule, in seine eigene Schule freilich, er sprach sich nie los und war sich ein unbestechlicher, harter Meister. Er steckte sein Ziel ab und ging stets mit Aufgebot seiner ganzen Kraft darauf zu. Mißlang die Anstrengung, so zerstörte er unerbittlich die Arbeit, zerschnitt sie bis auf die Teile, die er gut fand. Sah er aber sein Problem gelöst, dann machte ihn auch die Stumpfheit der Welt seinem Werk gegenüber nicht irre. Wenn man im Kreise seiner Intimen herumfragt, erfährt man, daß er von so manchem seiner Bilder, und oft von einem gegenständlich recht unscheinbaren, erklärt hatte, es sei „seine beste Arbeit“. Das ist wahrlich nicht als renommistisches Gerede zu nehmen. In dem Sinne, in dem er's meinte, konnte er seine beste Arbeit öfter leisten, weil er immer das Beste gab, was er konnte, und öfter dann auch Probleme und Leistung im Einklang sah. Mit einem so reinen Gewissen, wie er es hatte, durfte er sich schon eine stolze Genugtuung gönnen, wenn sein Richterspruch auf „Zufrieden!“ lautete. Der bedeutete dann mehr als eine Ehrenmedaille oder ein Rekordpreis im Kunsthandel. Den Maßstab für seine Selbstkritik bildete natürlich immer die Natur, und eine von allen Tricks freie technische Arbeit war selbstverständliche Voraussetzung. Malerei ohne diese Unantastbarkeit der Technik gab es für ihn nicht, er schaute mit Argwohn die Bilder der andern darauf an, ob sie auch wirklich mit bedingungs-



Selbstbildnis im Alter von achtzehn Jahren. 1862
Kestner-Museum, Hannover



Die Kritiker. Gemälde aus den Jahren 1868/69
Im Besitz von Frau A. Joest, Köln
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München)

loser „fairness“ gearbeitet seien — man entschuldige dies Fremdwort, es ist durch kein deutsches zu ersetzen. In Leibls malerischer Ehrenhaftigkeit war eben etwas von der peinlichen Selbstzucht des reinen Sportsmannes, den seine Leistung auch nur freut, wenn er sie ohne regelwidrige Hilfsmittel zuwege gebracht hat. Blenden wollte er nicht, viel lieber das Beste geben und aufs Verstandenwerden verzichten. Es ist wohl kein Künstler der Neuzeit so wenig Artist gewesen wie er. Und das stellt ihn unendlich hoch in einer Epoche, die das Artistentum und die Phrase zu so übermäßiger Entwicklung gebracht hat. Seine Kunst ist goldklar wie edler Wein, und jedes nicht systematisch verbildete Auge müßte sie verstehen, wenn auch natürlich das absolute Maß seiner Leistung nur dem Schaffenden selbst wieder zugänglich ist, der die überwundenen Schwierigkeiten abschätzen kann. Was ihn interessierte an seiner Arbeit, war eben die Schwierigkeit der Aufgabe — je höher sie sich vor ihm auftürmte, desto besser. Malerisch erschienen ihm in der Natur ganz andere Dinge, als den anderen — man möchte sagen, alle diejenigen, die schwer zu malen waren. Und wichtig erschienen ihm alle Dinge im Bild, ein Stuhlbein so gut wie ein Kopf. Das wäre eine Lächerlichkeit bei den meisten anderen Malern, bei Leibl ist es schlechthin folgerichtig. Er wollte alles so gut malen, als es möglich war, und gönnte sich gewissermaßen gar nicht das Recht, da eine Wahl zwischen wichtigen und minder wichtigen Dingen zu treffen. Aber das Seltsame war, daß er dabei doch kein Stillebenmaler wurde, sondern ein Menschengestalter blieb. Lebendigere Menschen als er hat keiner gemalt — und reellere Stuhlbeine auch nicht. Es ist nicht der letzte Reiz der Leiblschen Bauernbilder, daß das Menschliche daran so wundervoll echt ist und genau so echt alles Zufällige, Gewand, Gerät und Umwelt. Sie wirkten als Dokumente des Volkscharakters so zuverlässig und treu, wie sie kein zweiter Bauernmaler geliefert hat — aber Leibl dachte gar nicht an die Anekdote, das Volkstümliche, Dokumentarische, er dachte nur an das Kunstwerk und an dessen Urbilder in der Wirklichkeit. Er malte Bauern, weil er sie eben zur Hand hatte und weil sie geduldigere Modelle waren als die Stadtmenschen. Und trotzdem fesseln seine Beterinnen, seine Dorfpolitiker, das Ungleiche Paar, die Wildschützen. Soweit sie erhalten blieben, sind alle seine größeren und kleineren Schilderungen aus dem Alltag des Bauern gegenständlich, menschlich im höchsten Grade. Man sehe nur die Dachauerinnen in der Nationalgalerie an! Es sind einfach zwei Frauen in ihrer häßlichen Nationaltracht, die er als Modell hingesetzt hat. Aber sie sind so unmittelbar wirklich, daß sie wohl auch der kultivierte Beschauer, ohne es zu wollen, auf novellistische Beziehungen hin ansieht, wenn man so sagen darf: darüber nachsinnt, was sich die beiden wohl zu sagen haben. Sie sind eben Zug um Zug Natur, und es gibt keine Natur, die nichts zu sagen hätte. Charakterköpfe im konventionellen Sinn, solche, die alle Welt als Charakterköpfe anspricht, suchte Leibl gar nicht auf, er brauchte keine „Schlager“ der Natur, um zum Schaffen angeregt zu werden, und manches Gesicht erfuhr die Ehre der Verewigung durch Leibls Pinsel, in dem ein anderer nur ein recht wurschtiges Spießbürgergesicht gesehen hätte. Er stellte den betreffenden Kopf nicht einmal besonders interessant in den Raum, faßte ihn nie mit der Absicht, charakteristisch zu sein, auf; er malte ihn einfach, wie er ihn sah, malte das Dutzendgesicht genau mit der gleichen Eindringlichkeit und Hingabe wie etwa den Kopf eines Karl Schuch oder Trübner, und auch das Dutzendgesicht wurde interessant. Er sah einst den Sohn eines Freundes, einen Jungen, der eben bleich und abgemagert vom Krankenbett aufgestanden war und dem die Kleider um den Leib schlotterten, ein „Häuferl Elend“, wie wir im bayrischen Süden sagen. Und Leibl zeichnete nach diesem kranken Knaben, den sonst wohl keiner mit anderen Blicken als denen des Mitleids angesehen hätte, ein Meisterbildnis — jetzt in der Galerie Schmeil in Dresden —, an dem die Wucht des Striches gleich wunderbar ist wie die ergreifende Wahrheit der Zustandsschilderung. Ihm war alles bedeutend in der Natur, und reine Wahrheit war ihm auch schöne Wahrheit. Die Abhängigkeit vom Modell — ein Ding, über



Bildnis der Frau Gedon

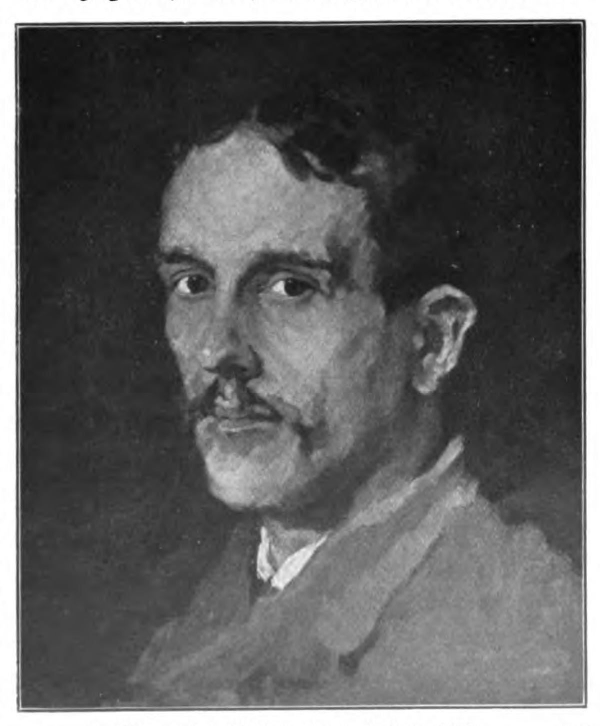
Entstanden 1868/1869

Gemälde von Wilhelm Leibl in der Königlichen Neuen Pinakothek zu München



Bildnis des Malers Trübner. 1872
Im Besitz des Dargestellten

das der Stümper und Kitschier freilich unendlich leicht wegkommt — bedeutete nicht Leibls Armut, sondern seine Stärke. Bei einem andern würde es allerdings grotesk sein, wenn er drei Jahre an ein paar Bauernweibern in der Kirche malte. Wenn aber der stärkste Könner seiner Zeit so was tut, um ungefähr das beste Bild zu malen, das nach seiner Auffassung der Dinge gemalt werden kann, dann sieht die Sache anders aus. Die Geschichte von Leibls Kirchenbild und allen Widerwärtigkeiten, die es ihm brachte, ist die Geschichte einer künstlerischen Großtat, und der Geist, aus dem diese Tat vollbracht wurde, ist deutscher Geist. Dieses Ringen mit dem Gotte um den Segen, der endlich doch erobert wird, zeigt uns einen Weg. Den Weg, trotz unserer Armut an Tradition selbst, auf eigenem Boden, in der Kunst etwas zu erreichen. Auch Wilhelm Leibl ist das, was er wurde, aus sich selber geworden und wäre es geworden, auch wenn er nicht mit Courbet verkehrt und auf einige Zeit in Paris Aufenthalt genommen hätte. Gewiß hat er da sehr viel Gutes gesehen und kostbare Offenbarungen erhalten. Was ihn aber groß und ihn zu unserm Leibl machte, war sein Genie, sein Fleiß, das Genie seines Fleißes! Courbet konnte ihn nichts lehren, ihm nur etwas bestätigen. Sie fanden sich, als sie beide vor der gleichen Göttin knieten, der Natur, und weil ihnen beiden die künstlerische Wahrhaftigkeit höher als die Überlieferung stand. Die ewig wiederholte Redensart, daß Leibl auf Courbets Schultern stehe, beweist nur, wie wenig gründlich auf dieser Welt die Bilder angeschaut werden. Hagemeister weist in dem genannten Werke über



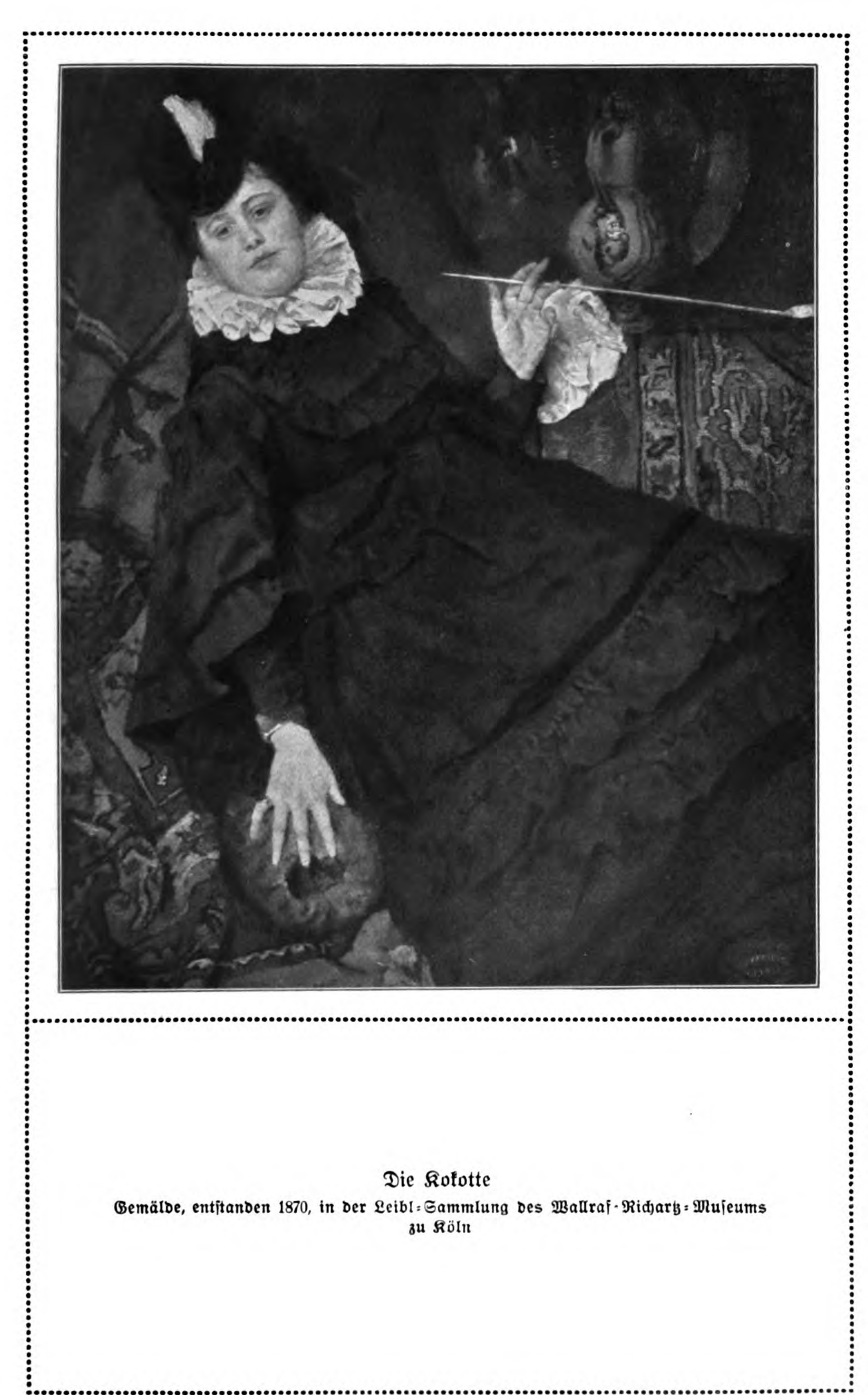
Bildnis des Malers Louis Eysen. 1870
Im Besitz der Kunsthandlung Haberstock, Berlin

Schuch sehr richtig daraufhin, daß die Franzosen, die doch wahrlich Grund hätten zu jubeln, wenn wir unsern Leibl ihrem Courbet verdankten, und die Leibl sehr hoch verehrten — daß diese gar nicht daran dachten, jenen Anspruch zu erheben! In Leibls Bildnis der Frau Gedon, das in Paris die erste Medaille erhielt, steckt schon der ganze Leibl — als er 1868 das Bild malte, hat er Courbet noch gar nicht gekannt. Die Franzosen nannten Leibl geradezu einen Holbein redivivus. Er hat aber auch nie Holbeins gemalt, nur Leibls. Auf ihn paßt keine Formel, kein Klischee, das von einem andern genommen ist. Diese Größe ist nur mit sich selber kongruent!

Verfolgt man Leibls Entwicklung in seinen Bildern, so wird man auch nirgendswo ein sprunghaftes Vorschnellen oder nur irgendeine grundsätzliche Änderung spüren, wie das immer der Fall sein müßte, wenn plötzlich ein anderer „richtunggebend“ in des Künstlers Leben eingegriffen hätte. Stetiger konnte sich seine Malerei gar nicht entwickeln. Seine frühesten Arbeiten sind im Prinzip die gute Münchner Malerei der Jungen jener Zeit. Die Form ist verständnisvoll modelliert, das Fleisch so gut gemalt, als dies der Werdende eben fertigbrachte, die Schatten sind schwer und die Tiefen braun, wie sich's in München damals von selbst verstand. Im Bild der Frau Gedon — das im Münchner Glaspalaste die erste Medaille nur deshalb nicht erhielt, weil die hochmögenden Herren einen jungen Akademiker (!) durch diese horrende Auszeichnung nicht übermütig machen wollten — weisen Gesicht und Hände schon einen Schmelz auf, eine Freiheit von allen unreinen Tönen, die ganz Leibl ist. In dem Kreise um Viktor Müller, der Künstlergruppe, die man wohl heute ungefähr den Leibl-Kreis nennt, war das Streben nach klarer Farbe ziemlich allgemein, zur grundsätzlichen Primamalerei war da nur ein Schritt. Viktor Müller ist einer von Leibls ersten Förderern gewesen, er war in München die große malerische Persönlichkeit jener Zeit, er war's, der die große Tradition eines Couture an die Isar brachte, und nicht Courbet, den man freilich hier mit offenen Armen aufnahm und dessen mannhafte Genialität auch einen Leibl begeistern mußte. In Paris fand Leibl, als er 1869 dorthin übergesiedelt war, nur tausendfach bestätigt, was er längst gefühlt hatte, bestätigt durch die Alten, die man dort verehrte, vor allem Velazquez, dessen hervorstechendste Eigenschaft ja auch die unantastbare fairness



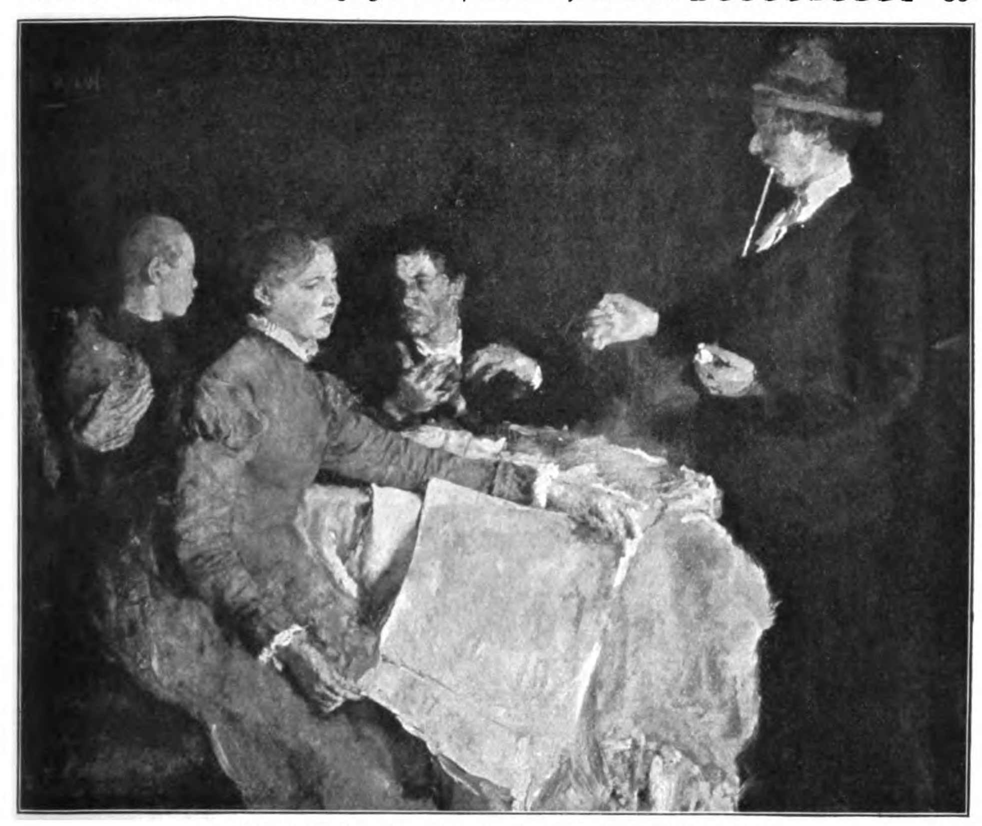
Alte Pariserin. 1870. Wallfraf-Richartz-Museum, Köln



Die Kokotte
Gemälde, entstanden 1870, in der Leibl-Sammlung des Wallraf-Richartz-Museums zu Köln



Dame in Schwarz
Gemälde, entstanden 1872, im Museum zu Reichenberg i. B.



Tischgesellschaft. 1871—1874. Wallraf-Richartz-Museum, Köln

seiner Malerei ist, und durch die Jungen, die strebten wie er. Sicherer und freier ist er so in Paris geworden. Wie sind in der dort entstandenen „Kokotte" und der „Alten Pariserin" die Farbstriche schon bestimmt und doch locker nebeneinander gesetzt, die Hände schon wundervoll in Farbe, Modellierung und Charakteristik! Weil noch viel Dunkelheit in diesen Bildern ist, spürt man vielleicht noch nicht so ganz das reinliche Nebeneinandersitzen der Töne, wohl aber schon das Naß in Naß.

Mit Ausbruch des großen Krieges kehrte Leibl nach Deutschland, nach München zurück, und jetzt hat sich wohl, zumal als Viktor Müller (1871) gestorben war, der „Leibl-Kreis" enger um ihn geschart. Es entstanden allerlei Bildnisse seiner Freunde, Bilder von Sattler, Sperl und Trübner zum Beispiel. Seine Kameraden Rudolf Hirth und Karl Haider hatte er schon ein paar Jahre früher gemalt als disputierende Kunstjünger. Ein Bild voll Leben und wunderbar bewegt. Ich habe Haider erst als sehr gereiften Mann kennen gelernt, fühle aber genau, wie unübertrefflich wahr seine weitausgreifenden temperamentvollen Gebärden da gegeben sind. Das berühmte Bild Karl Schuchs, von dem heute nur der Kopf erhalten ist, der die Münchner Pinakothek ziert, entstand ein paar Jahre später, 1867, und stellte Schuch lebensgroß, im Reitanzug dar, gestiefelt und gespornt und eben im Begriffe, die Handschuhe anzuziehen. Fertig ist nur der Kopf geworden — es gibt nichts von Leiblscher Malerei, was höher stünde. Wer die Vollendung des ganzen Bildes nicht aushielt, war, trotz aller Begeisterung für den Freund und sein Werk Schuch selber. Leibl war grausam gegen seine Modelle, d. h. er forderte ihrerseits die unbegrenzte Aufopferung für die Kunst, die er hatte, als etwas Selbstverständliches und plagte den schwächlichen Schuch mit Stillsitzen so, daß dieser in den Pausen nicht mehr vom Podium heruntersteigen konnte, daß Leibl

ihn herabheben mußte. Und so hätte jener diesem wohl sitzen müssen, bis das letzte Glanzlicht auf den Sporen zu des Malers Zufriedenheit auf der Leinwand blitzte. Vermutlich wäre Schuch darüber in ein besseres Jenseits abgerufen worden — es ist schon besser so, und das Bildnis konnte wohl größer und ausführlicher, aber kein größeres Meisterwerk werden!

Das Kapitel „Leibl und seine Modelle" ist überhaupt merkwürdig genug. Die unersättliche Gründlichkeit, mit der sich sein Blick am Vorbild festsaugte, die heiße Erregung, die sich für ihn mit den alltäglichen Vorgängen des Malens, mit dem Suchen und Mischen der Töne auf der Palette verband, sind kennzeichnend für seine ganze Kunst. So schafft freilich der nicht, der bloß hübsche, verkäufliche Bilder machen will, von Talentlosen oder den ganz gewissenlosen Kitschfabrikanten gar nicht zu reden. Einem Maler vom Können Leibls wäre es ein leichtes gewesen, in stattlicher Anzahl Bilder zu produzieren, die alle Welt entzückt hätten, Kenner und Menge. Von innen heraus hat er das aber nicht können! Der kategorische Imperativ in seiner Brust verbot es ihm und hielt ihn fest vor jeder Aufgabe, bis für ihn die letzte Unbestimmte der Gleichung gelöst war. Ob die Tafel den Leuten dann für schön galt, oder nicht, ob sich die Kunsthändler darum schlugen oder sich mit höflichen Redensarten vorbeidrückten, war ihm gleich. Als Leibls Talent in Paris beglaubigt worden war, hätte er's leicht genug gehabt, auch bei uns als Star „gemanaged" zu werden. Er kümmerte sich den Teufel um solche Möglichkeiten, malte weiter, so gut er es konnte, zumeist Bilder, die er nicht oder kaum bezahlt erhielt. Ihm war's genug, wenn er vor sich selber Recht bekam, und an der Anerkennung derer, auf die es ihm ankam, fehlte es auch nicht. Die Verkennung hat ihn nicht in die Einsamkeit getrieben, denn darum, von der großen Menge vergöttert zu werden, konnte es einem Leibl nicht zu tun sein. Er war gegen Lob sogar recht empfindlich, und es heißt auch, daß er aufs Land floh, „der ewigen Lobhudelei" müde. Trotzdem bekommt man immer wieder das Märchen zu lesen, daß er aus der Stadt wegzog, verbittert, weil man ihn nicht verstand. Er brauchte ja nur eine Hand zu rühren, und er hatte die Welt für sich. Einer, zu dem seine Kunstgenossen so aufschauen wie sein Kreis zu ihm, braucht nur berühmt werden zu wollen, und er ist es. Was ihm die Menschen verleidete, lag wohl in ihm, nicht außer ihm. Er war nicht leicht zu haben, nahm auch das Unwichtige gerne schwer, und in seiner unbändigen Natur brach oft sinnlose Wut los, wie schon seine zerstörten Bilder beweisen. So einfach in ihrer Größe seine Kunst war — seine Natur war sicher reichlich kompliziert. Vielleicht kam ein Schicksal dazu, von dem wir nicht wissen, vielleicht fand Leibl auch ganz einfach im städtischen Leben nicht die Bedingungen, die er zum Schaffen brauchte. Einem Zwang, wie ihn die Verkehrsformen der großen Welt mit sich bringen, hat er sich bestimmt nur schwer gefügt. Die



Dachauerin mit Kind. 1874/75. Nationalgalerie, Berlin



Dachauerinnen

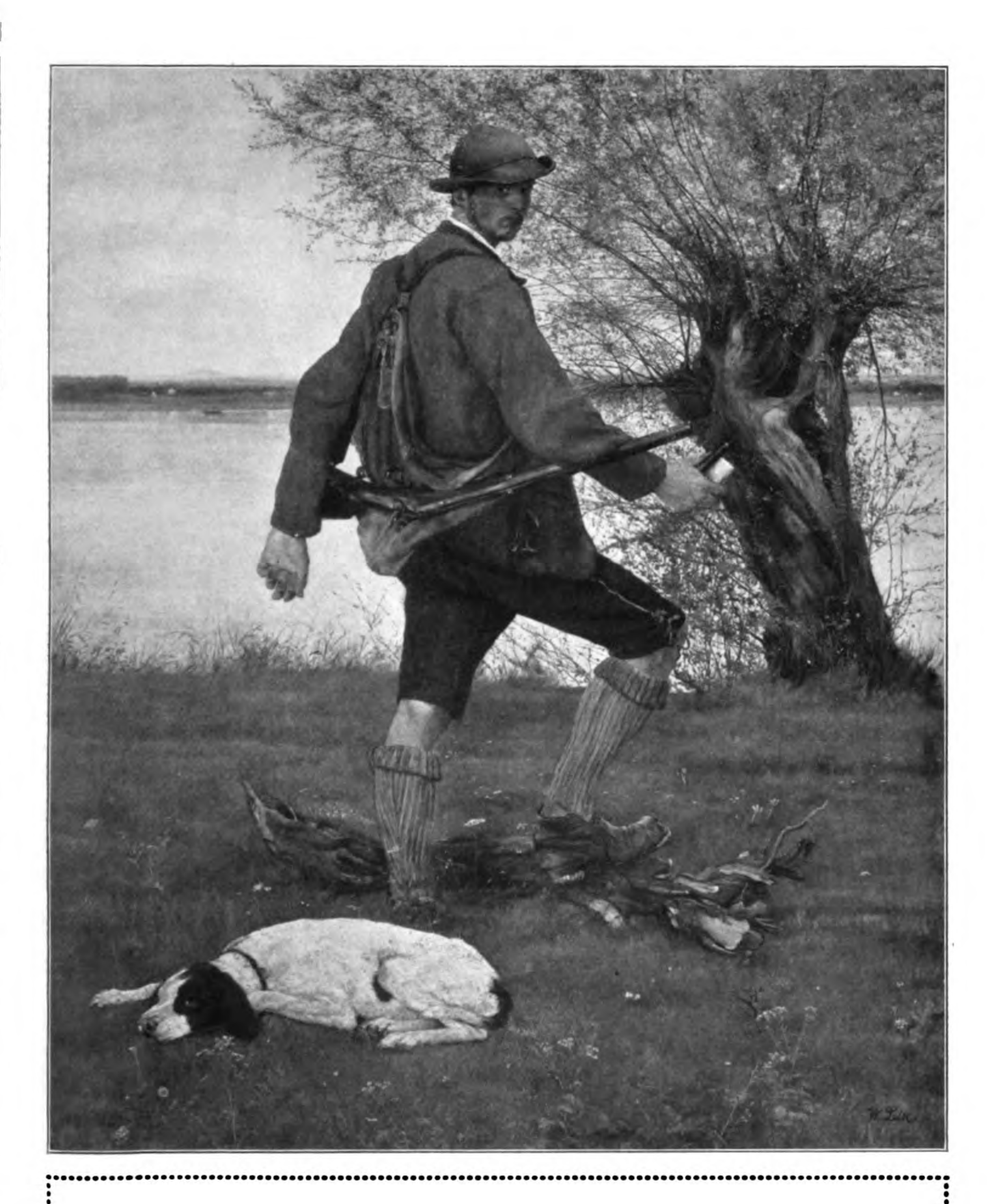
Gemälde, entstanden 1874/75, in der Königl. Nationalgalerie zu Berlin

Flucht aus der Kulturwelt in die Natur ist ja kein vereinzeltes Phänomen bei Künstlern von starker Eigenart; Leibl vollführte sie auf seine Weise, und Talent und Wille waren so stark in ihm, daß er als Maler trotzdem immer höher stieg.

Das Jahr 1872 schrieb man, als er von München aufs Land zog, zunächst nach Grasolfingen, dann nach Schondorf am Ammersee — er war achtundzwanzigjährig und reif wie kein zweiter seines Alters. Am Seeufer in Schondorf malte er 1875 das Bildnis des jungen Anton von Perfall als „Jäger". Das Werk ist heute eine Zierde der Berliner Nationalgalerie während das Bildnis des Freiherrn von Perfall sen., ein Jahr später gemalt, mit dem Porträt Schuchs zu den Perlen der Münchner Pinakothek zählt. In Schondorf sind die berühmten „Dorfpolitiker" entstanden, fünf alte Bauern im Wirtshause, um eine Zeitung geschart, die das Neueste aus der fernen Welt bringt. Das Bild ist schon von einer fabelhaften Intensität der Arbeit und unter Verhältnissen fertig geworden, die kaum ungünstiger sein konnten, nämlich im engen und lichtarmen Raum einer Wirtsstube, in dem Leibl kaum sehen konnte, was er malte. Die „Wilderer", die er dann zerschnitt, erhielten unter ähnlichen Arbeitsbedingungen Fehler in den Verhältnissen, namentlich der eine junge Mann war zu lang und zu steif geraten, weil der Maler zu dicht vor seinem Modell saß. Die erhaltenen Trümmer des Bildes zeugen von entschwundener Pracht. Das Bild hätte wohl jene künstlerische Maximalleistung werden sollen, als die heute das andere mit den drei Frauen in der Kirche, 1882 vollendet und jetzt das Glanzstück der Hamburger Kunsthalle, gelten darf. Dies Werk ist schlechthin unergründlich; daß es überhaupt gemalt werden konnte, ist ein Rätsel: Primamalerei, die man mit der Lupe prüfen kann, Miniaturmalerei, die kein Glanzlicht auf die tausend Ringelchen des Miedergeschnürs, keinen Buchstaben im Gebetbuch, keine Holzfaser im geschnitzten Betstuhl schuldig bleibt und doch als Ganzes von großzügiger Breite ist, ein Bild, das drei Jahre zum Entstehen brauchte und in dem keine Flauheit, kein Anfang und kein Ende wahrnehm-



Bildnis des Barons Stauffenberg. 1877
Im Besitz der Kunsthandlung Haberstock, Berlin

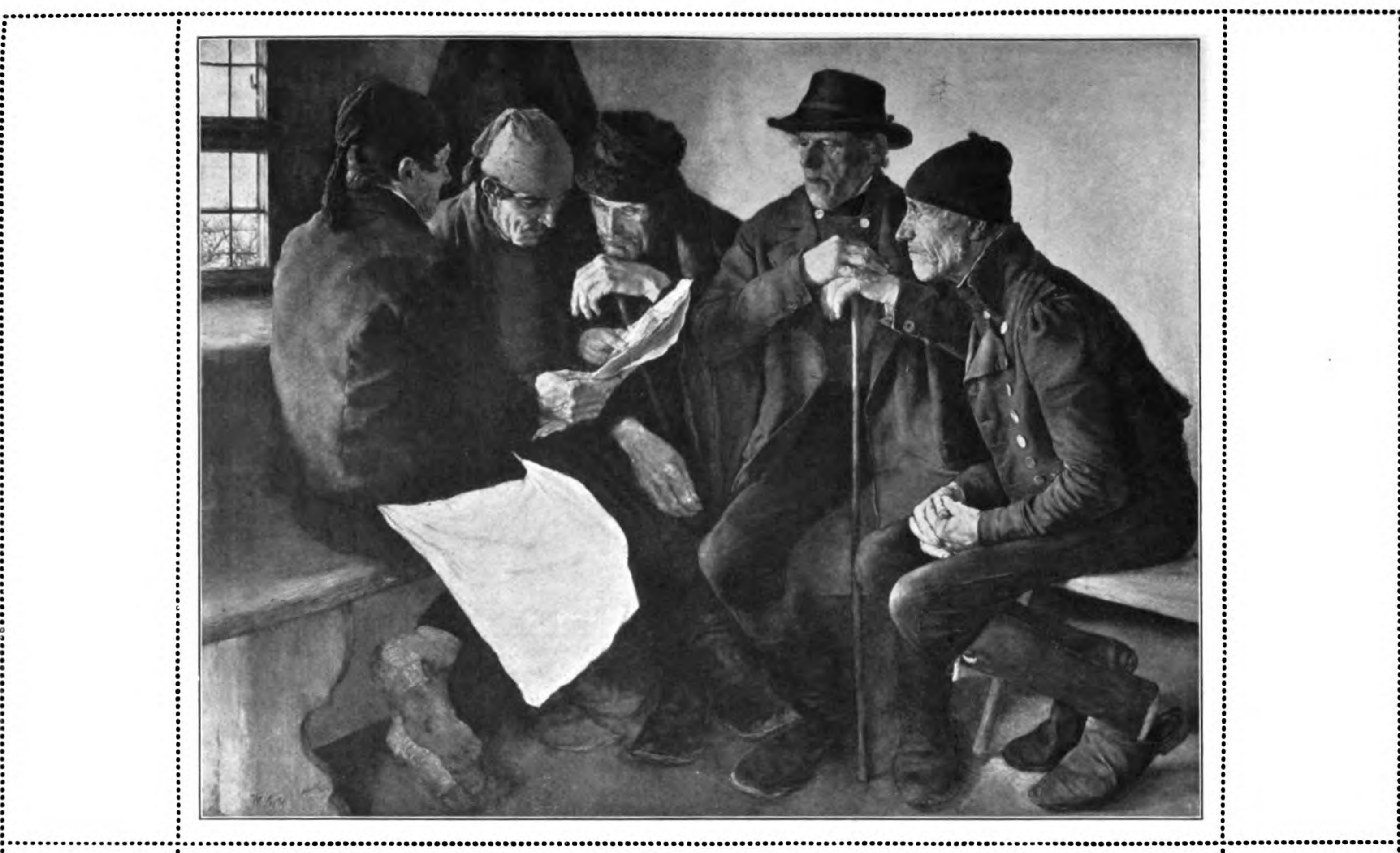


Der Jäger (Bildnis des † Frhrn. Anton von Perfall)
Gemälde, entstanden 1876, in der Königl. Nationalgalerie zu Berlin



Die Wilderer

Nach einer Photographie vor dem vom Künstler selbst vorgenommenen Zerschneiden des Bildes



Die Dorfpolitiker. 1877. Sammlung des Geheimrats Ed. Arnhold, Berlin

bar ist! Man kann andere Bilder Leibls, wie die „Dachauerinnen“ von 1874—75 als Malerei gerade so lieb, sogar lieber haben, „In der Kirche“ wird immer das Wunderwerk bleiben durch die künstlerische Konzentration, die es ausdrückt. Gegenstücke in diesem Sinne hat es nur in der besten alten Kunst, unter den Werken des Delftschen Vermeer etwa oder des jüngeren Holbein, vielleicht in des Letzteren Bildnis des Kaufmanns Jörg Gitze.

Ein sehr merkwürdiges Werk Leibls aus jenen Jahren ist das Bildnis der Gräfin Treuberg von 1878; merkwürdig, weil man glauben möchte, hier einen bestimmten fremden Einfluß feststellen zu können, mitten in der fruchtbarsten und sonst so fraglos selbständigen Blütezeit Leibls: es ist beinahe, als habe er hier versuchen wollen, über Manet in seinem eigenen Sinne weiter hinauszukommen. Die Breite des malerischen Striches fällt ebenso auf wie die Flächigkeit der Behandlung, das Vermeiden einer plastischen Modellierung. Es gibt freilich Beleuchtungen, welche die Körper ziemlich flach erscheinen lassen, und das stark hervortretende breite Streifenmuster des Kleides der Dame, in solchem Lichte mit Leiblscher Gewissenhaftigkeit gesehen, kann dann recht wohl Manetsche Flächenmalerei vortäuschen, wo keine beabsichtigt war. Betont ist die Körperlichkeit, das Dreidimensionale bei Leibl überhaupt oft merkwürdig wenig, er läßt auch darin an Holbein denken, zumal mit seinen wundervoll gemalten Händen, deren erstaunliche Behandlung dennoch Knochen und Fleisch und Haut mit allen Eigentümlichkeiten zugleich gibt. Eine Leiblsche Hand ist immer genau so gut Bildnis wie der dazu gehörige Kopf und nicht eine beliebige Extremität wie bei so vielen. Da ist Rasse und Temperament, sind Alters- und Geschlechtsunterschiede! Die Hand des Rembrandtdeutschen, die beiden Hände des Mädels mit der Nelke, die als Bruchstücke erhalten sind, die sehnigen Bauernhände mit dem Stutzen vom zerschnittenen Wildschützenbild, die zwei fragmentarischen Hände mit dem Gebetbuch, die Hände der Frauen in der Kirche oder der alten Dorfpolitiker — was erzählen die alles von Leben und Arbeit! Solche Eindringlichkeit verlangte auch kühlere und flachere Behandlung und die trockene Glätte, die das tiefste Eindringen ins Detail ermöglichte. Die saftigere, mehr lockere Art von Leibls reifsten späteren Bildern sagt vielleicht unseren heutigen Begriffen vom Malen noch besser zu. Aber das Problem, aus der Wiedergabe einer Menschenhand ein psychologisches Wunderwerk zu machen, war mit dieser Technik auch nicht mehr so zu lösen, und er strebte ja dann auch wieder andere Dinge an. Daß er in vielen späteren Bildern, Bauernszenen und Porträten aus dem Freundeskreis, das Unglaubliche fertigbrachte, die gleiche Intensität der Ausführung, die gleiche Durchdringung der Form bis ins letzte wie in seinen altmeisterlich glatten Tafeln mit einer leichten und flüssigen Malerei zu verbinden, die aussieht, als wäre sie spielend hingeschrieben, das verlangt freilich ein noch rätselhafteres Maß von Können, und ganz abschätzen werden dieses Maß selbst von den Fachgenossen nur die können, die einmal ähnliches versucht haben. Die Primamalerei dieser Bilder ist nicht mehr altmeisterlich, sie ist nur mehr Leibl und eigentlich ohne Beispiel. Gerade wer ein Auge für die Technik hat, muß zu der Überzeugung kommen, ein solcher Kopf sei in einem Zuge heruntergemalt. Man fühlt nie die Pause zwischen einem Heute und einem Gestern. Und doch ist die heißeste Mühe daran gewendet, eine Mühe, die dem Schaffenden freilich zugleich Bedürfnis und Genuß war, und jeder Kopf ist das Ergebnis endloser Sitzungen. An einem Frauenporträt dieser Zeit ist eine ganz einfache, kleine, goldene Nadel zu sehen — man zählt noch kein halbes Dutzend Pinselstriche daran; Leibl hat anderthalb Tage daran gemalt, und das Ding sieht aus, als wäre es in fünf Minuten geschaffen. —

Außer jenem Bildnis der Gräfin Treuberg im gestreiften Kleid gibt es noch ein anderes, an dem nur der überaus scharf gezeichnete Kopf vollendet ist und das heute der Hamburger Kunsthalle gehört. Es zeigt malerische Eigenschaften, die dem anderen Porträt verwandt sind und fast die Vermutung aufkommen lassen, daß Leibl damals hinsichtlich seines malerischen Stils eine Kampfzeit durchgemacht und Neigung gehabt hat, breitflächiger und mit stärkerer Betonung von Form und Umriß zu malen. Dies Hamburger Bild ist so frei und groß



In der Kirche. Gemälde von Wilhelm Leibl in der Kunsthalle zu Hamburg
Entstanden 1878—1882

im Wurf, so herrlich sicher in der Darstellung der Persönlichkeit und dazu in seinen fertigen Teilen von einer so erstaunlichen Güte der Arbeit, daß man kaum fassen kann, daß Leibl es unvollendet ließ. Oder fühlte er, daß es durch „Vollendung" nicht mehr vollendeter werden konnte?

Leibl besaß eine Selbstzucht und Konzentrationskraft, die ihn vor keiner neuartigen Aufgabe versagen ließ, und daher kommt es, daß der Zeichner und Radierer, der Schwarzweißkünstler Leibl in seinen Leistungen ebensogut auf Gipfelhöhe steht, wie der unergründliche Farbentechniker, der Maler — und daß er dazu auf allen diesen Gebieten gleich klar und fern von jeder Möglichkeit einer „Mogelei" bleibt. Er hat in bezug auf „Ausführung" mit seinem Kirchenbild etwas nicht zu Überbietendes geleistet, aber er war genau so meisterlich, wenn es galt, eine Skizze schnell herunterzuschreiben; er verstand als Zeichner farbig und breitflächig zu arbeiten, mit der Kohle zu malen, und ebensowohl konnte er trocken und graphisch zeichnen wie kein zweiter. Das mit der Feder gezeichnete Bild seiner Mutter von 1879 ist in seiner Art ganz so rätselhaft ausgeführt wie die Frauen in der Kirche, die übrigens aus der gleichen Zeit stammen, seiner Berblinger Epoche, in der ja auch jene wundervoll geformten Mädchenköpfe in trockenerer und kühlerer, aber dafür grenzenlos intimer Art gemalt wurden wie das fast überglatte Mädchen mit der Nelke oder das Köpfchen mit dem schwarzen Kopftuch in der Berliner Nationalgalerie. —

Weshalb der Meister nach Berbling zog und das schön gelegene Schondorf, wo er sich künstlerisch so gewaltig entwickelt hatte, verließ, ist nicht mehr recht festzustellen. Im allgemeinen war er wohl gern in Schondorf gewesen, hier fand er Gelegenheit zur Jagd, zum Wassersport, hier stand seine nun legendär gewordene „Bärenkraft" in vollster Blüte, und Geschichten, die sich auf diese beziehen, gehen noch heute in der Gegend um. Noch ist der Wirtshaustisch vorhanden, an dessen starker Eichenplatte er im Übermut mit der bloßen Faust eine Ecke abschlug, noch erzählt man von den sieben Zimmerleuten, die er, zum Raufen herausgefordert, tatsächlich der Reihe



Bildnis des Chemikers Jais. 1885
Im Besitz der Kunsthandlung Haberstock, Berlin

nach niedergestreckt haben soll. Eine ganze Menge von Anekdoten über solche Kraftstücke geht um und mit ihnen die Sage, daß gerade diese es waren, die ihm nach und nach die Harmonie mit der Schondorfer Bevölkerung verdarben. Nach anderen seien es Liebessachen gewesen, die ihn aus dem Orte vertrieben — in Schondorf spielte der einzige Roman Leibls, der uns überliefert ist — und wie seine Liebste aussah, wissen wir genau genug, denn eins der besten Bilder Leibls, das „Ungleiche Paar", zeigt ihr Konterfei — das eines derben und drallen Mädels, typisch für den Menschenschlag dort an der Grenze von Altbayern und Schwaben. Die Heldin dieses Romans lebt noch und könnte wohl Aufschluß geben — wenn einer unzart genug wäre, sie auszufragen, ob es der Groll und die Eifersucht der Burschen gegen den gewalttätigen und ihnen überlegenen Städter war, oder ob wirklich eines Tages eine Pariser Freundin Leibls, das Modell der „Kokotte", am bayrischen See erschien und das Idyll störte. Jedenfalls verzog Wilhelm Leibl im Jahre 1878 nach Berbling, wo er bis 1882 blieb, und hier ist nach unendlichen Mühen und Schwierigkeiten das Bild mit den drei Frauen in der Kirche entworfen und vollendet worden. Und in dieser Gegend fand Leibl auch seine richtige Heimat und das Gleichgewicht seiner Seele. Die Vollendung des Kirchenbildes heischte eine Anspannung, die kaum zu ermessen ist. Er malte es selbstverständlich in der Kirche selbst, und da er in der Durchdringung des Stofflichen bis zur Grenze des physisch — und künstlerisch Möglichen ging, immer wieder von vorne begann, abkratzte, was ihm unter dem Malen trocken geworden war, oft die Arbeit von Monaten wieder verwarf, da in der Kirche die Beleuchtungen ewig wechselten und eisige Kälte ihm die Finger steif machte, begreift man, daß sich die Arbeit über so lange Zeit hinauszog. Auch mit der Erlaubnis zum Malen in der Kirche hatte es seine Schwierigkeiten, als der Leibl befreundete gute alte Pfarrer gestorben war und der neue minderes Interesse für des Meisters Kunst zeigte. Wie Dr. Mayr in seinem Leiblbuche berichtet, hat Prinz Luitpold, der spätere Regent Bayerns, dann die Sache geschlichtet und damit ein Kunstwerk gerettet, wie die Welt nicht viele besitzt. Leibl hätte das Bild in seinem Grimm wohl sicher vernichtet, hätte



Der Zeitungsleser. 1891. Sammlung Toelle, Barmen



In der Bauernstube. 1890. Königl. Neue Pinakothek, München

man durch Schikanen dessen Vollendung gehindert. Im Sommer 1881 gelang diese endlich — Leibl gestand selbst, daß sie ihn ungeheure Opfer gekostet hatte, aber er war auch zuletzt mit seinem Werke zufrieden. Wie hoch er es schätzte, beweist der Umstand, daß der in all' seinem Selbstbewußtsein doch so bescheidene Meister 100000 ℳ für das Bild haben wollte. Diese Summe und noch ein Gutes mehr bekam freilich nicht Leibl selbst, sondern der, der das Bild dann um 43000 ℳ von ihm gekauft hatte, später von der Hamburger Kunsthalle.

Nach Berbling hat den „kollegenscheuen" Künstler sein getreuer Freund, der Maler Johann Sperl, begleitet und hat bei ihm mit wohl nicht allzulangen Pausen ausgehalten bis zu des Meisters Tod — auch nach der letzten Übersiedlung nach dem nahen Kutterling. Dies Verhältnis war schlechthin rührend und einzigartig. Leibl brauchte Sperls Auge und Kritik, auf die er ziemlich bedingungslos einging, er brauchte seine technischen Hilfeleistungen, er vertraute ihm die Sorge für seine Bilder an, damit sie naß blieben, und wenn sie „einzuschlagen" begangen, tränkte Sperl die gefährdeten Stellen mit seinen feineren, geschickteren Fingern vorsichtig mit Öl, wie Schlittgen erzählt. Das Trockenwerden der Bilder vor der Vollendung war ja immer Leibls größte Sorge. Er hat auch mit Sperl, dem tiefinnigen Schilderer oberbayrischer Landschaft, zumal jener Moorgegenden, manches Bild in Kompanie gemalt und stellte Figuren in Sperlsche Landschaften. Das wurden feine und harmonische Bilder, jedes ganz aus einem Geiste gesehen — jeder von den beiden Malern kannte ja Mittel und Meinung des andern. Sperl war nicht etwa bloß eine Schattenpflanze im Banne der

mächtigen Eiche Leibl — er hatte diesem genug zu geben, auch in der Kunst. Ersetzte er Leibl doch die ganze Kollegenschaft, und wenn dieser die Einsamkeit aushielt, ohne an seiner Kunst Schaden zu leiden, ohne beschränkt und einseitig zu werden, so war es Sperls Verdienst. Menschlichen Verkehr fand Leibl in der Provinz, wie er ihn brauchte. Der Arzt, der Tierarzt und der Apotheker waren seine Freunde, und in der Aiblinger Honoratiorenschaft spielte er seine Rolle und wurde da vermutlich nicht zur Erörterung von Kunstdingen angeschwätzt. Er war übrigens auch beim Landvolk hochverehrt; seine Kunst verstanden sie vielleicht nicht ganz, aber daß er, der in einem Bauernhäusel unter ihnen lebte, ein großer Herr war, fühlten sie wohl doch heraus. Und seine Hünenkraft, von der er auch hier manche Probe gab, wenn auch nicht alle Stücklein wahr sind, die man darüber erzählt, imponierte ihnen mächtig. Er stellte beim Krug seinen Mann, trug die Gebirgstracht mit der kurzledernen Hose und war ein großer Jäger, und die stärksten Strapazen bei der Jagd auf Hochwild waren ihm die liebsten. Leibl tobte seine Kraft, wie gesagt, gerne in wilden Parforceleistungen aus, und es wird behauptet, das Herzleiden, dem er am 4. Dezember 1900 in einer Klinik zu Würzburg erlag, sei die Folge übertriebenen Radfahrens auf Gebirgsstraßen gewesen. Wer weiß aber, ob nicht die ungeheure Intensität seiner Arbeit, die Anspannung seiner ganzen Kräfte, die er auch an jedes Nebending wandte, ob diese höchste Kraftausgabe, die für ihn vom Schaffen untrennbar war, galt es nun einem Hauptwerk oder einer Studie, die er für sich allein malte — wer weiß, ob das alles nicht lange vorher den Grund zu seinem Leiden gelegt hatte. Er starb sechsundfünfzigjährig. Am 23. Oktober 1844 war er dem Kölner Domkapellmeister Leibl, der aus Altbayern stammte, geboren worden.



Die Spinnerin. 1892. Museum der bildenden Künste, Leipzig

Deutsche Maisitten. Von Dr. Adolf Spamer



Längst ehe unsere Sprache aus dem Weidemonat, dem althochdeutschen winnemânôd, den „Wonnemond" sich gestaltet hatte, war der Mai den Menschen der Monat der Wonne, der Inbegriff alles Blühenden und Strahlenden, aller Lust und Liebe sprudelnder Quell. Unsere Minnesänger, allen voran Herr Walter von der Vogelweide, besingen in immer erneuter Entzückung die Süßigkeiten seiner Wunder. Der Lebensfrohsinn der erwachsenen Jugend gab ihre Kraft und ihr Wünschen in tollem, oft burleskem Spiel aus, und die Kinder, die tief vom Mittelmeer bis hoch in den Norden hinauf ihre Maikäfer fliegen ließen, reimten sich erneut ihre seit Jahresfrist vergessenen Reime und holten die alten Frühlingsspiele wieder hervor.

Gewiß: wie an die unerklärlichen Prozesse des ersten Werdens und letzten Vergehens stets sich die stärksten menschlichen Erregungen geknüpft haben und wohl immer knüpfen werden, so hatte auch das e r s t e Erwachen des neuen Lebens in der Natur die Menschen vielfach stärker erschüttert als seine strahlendste Entfaltung. An den Ostermonat hatten sich bei unseren Vorfahren die meisten kultischen und symbolischen Akte geknüpft, die wie alle aus primitiven religiösen Vorstellungen erwachsenen Handlungen einen Dämonenzwang in Abwehr und Anlockung darstellen: das Unglück von sich zu bannen und das Glück sich zu zwingen.

Die Mehrzahl dieser aus den ältesten Zeiten übernommenen und von der Kirche nach vergeblichen Unterdrückungsversuchen ihrem Kult angepaßten Ostermonatsbräuche finden wir, bald wiederholt, bald abgeschwächt im Mai wieder, dem „Bittmonat", der in hohem Maße über die Gestaltung des Sommers und so über das Schicksal von Menschen, Vieh und Frucht entscheidet, und den es darum besonders von allen schädlichen Einflüssen zu bewahren gilt. Es erscheint daher nur folgerecht, wenn ein stürmender Auftakt diese Zeit des strahlenden Glücks und quellendster Lebensfreude einleitet, doppelt eindrucksstark in seiner bildhaften Gegensätzlichkeit: die Walpurgisnacht. „Mainacht — Freinacht", eine Nacht, in der die verderblichen Geister ihr unheimliches Wesen wie in keiner anderen treiben, eine „Rauhnacht" (= wilde Nacht), in der alle Schrecknisse unheilvoller Zauberkräfte gelöst sind, in der sich die Hexen zu teuflischem Spiel an Kreuzwegen oder auf den Blocksbergen versammeln. Da muß der Mensch sich und das Seine schützen, und er sucht sich der ihn im Unsichtbaren schädlichen und boshaften Dämonen, und heute insbesondere der „Hexen", mit all den naiven Mitteln zu erwehren, die primitives Denken wohl auf der ganzen Erde dem Menschen zur Vorstellung schuf — und festete, als sie gegen feindliche Menschen und Tiere im Erfolg sich bewährt hatten. An erster Stelle dieser Schutz- und Abwehrhandlungen steht die Erzeugung von Lärm, in seinen verschiedenen Formen, und von Licht. Und so versucht man, ehe es sich zur Nacht des ersten Mai verdunkelt, durch langdauerndes Glockengeläute oder hochlodernde Feuer die bösen Geister zu vertreiben, die Hexen auf Pfeifen und Hörnern von den Straßen oder den Türmen „auszublasen", mit endlosem Peitschengeknalle sie zu verscheuchen und „auszupeitschen". Es entwickelt sich ein förmlicher, ja erbitterter Kampf zwischen dem Dämon und dem Menschen, der sich fürchtet, von jenem überlistet zu werden, und ihn doch selbst zu überlisten hoffen muß. Besonders die Stallung ist gefährdet; darum besprengt man nach dem Abendläuten die Stalltüren mit geweihtem Wasser und beschreibt sie mit vielgebrauchten Abwehrzeichen, wie drei Kreuzen (†††), C + M + B (Caspar, Melchior, Balthasar) oder INRI (Jesus Nazarenus Rex Judaeorum), und überkreuzt und versperrt mit Stachelbeerstauden, Schlehen und Dorngestrüpp Fenster und Luken, ja auch Brunnen, oder deutet diesen Stachelversperr wenigstens durch drei in die Stalltür gesteckte Dornen an. Auch drei Rasenstücke (oder in Abschwächung der Vorstellung: Laubzweige) legt man vor die Tür: dann kann die Hexe nicht in den Stall, bevor sie die Gräschen (Blätter) gezählt; ehe sie aber damit zu Ende, endet auch ihre Macht vor dem anbrechenden Tage. Die Tiere im Stall selbst werden vor Sonnenuntergang mit neunerlei Kräutern, die der stärkeren Kraft halber gestohlen sein müssen, gefüttert, zuweilen mit Zusatz von Salz oder nur mit Wermut und Salz, was man dann „das Vieh salzen" nennt. Oder man schneidet den Tieren, daß sie das ganze Jahr gesund bleiben, in Kreuzform Haare vom Schwanz, worauf man ohne umzuschauen den Stall verlassen muß. Die Äcker, denen die Hexen nicht wie den Menschen und Tieren selbst etwas antun können, werden meist erst am ersten Mai vor den Korndämonen geschützt, vor allem dem Bilwiß oder Bilmesschneider, der mit einer Sichel am Fuß nächtens durch die Felder geht und die Saat in langen, geraden Linien abschneidet. Da er, dem die Verheerungen eines Käferschädlings zur Last gelegt werden, das Feld nur in gerader Linie von Eck zu Eck durchschreiten kann, so macht man, wie am Palmsonntag oder in der Karwoche, an drei oder auch vier Ecken des Feldes kleine Gruben, in die man

Weihwasser schüttet und am Palmsonntag geweihte Palmkätzchen legt. Auch umgeht man jeden Acker unter Gebeten, um ihn mit einer geistlichen Schutzwehr zu umziehen. Die Menschen selbst verbergen sich in ihren so geschützten Häusern, die Dienstmädchen müssen früh vom Grasholen heimgehen, daß sie die Hexe nicht erwischt; wer aber erst nach Sonnenuntergang zurückkommt, ist selbst eine Hexe. Traut sich jemand doch in dieser Nacht an die verrufenen Kreuzwege, so kann er sich den Hexenspiegel verschaffen, der ihm alle Zukunft sowie jeden Diebstahl kündet: er braucht nur dort einen Spiegel mit der Spiegelseite nach unten um Mitternacht zu vergraben und ihn am nächsten Tage zur nämlichen Zeit wieder zu holen.

Überall kann man im Volksleben die gleiche Erscheinung beobachten, wie bei einer zähen Erhaltung des Unbewußt-Triebmäßigen alter Vorstellungen die Bedeutung der aus ihnen erwachsenen Kulthandlungen verblaßt ist, wie aus planvollem utilaristischem Zeremoniell gedankenloses traditionelles Tun wurde und wie die sakrale Symbolik, je weitere Kreise sie ergriff, sich mehr und mehr im Trubel ausgelassener Volkslustbarkeit verbarg oder in harmlos-heiterem Kinderspiel verlor. Wenn heute, wie vielerorts, ein einstündiges Glockengeläute die erste Mainacht einläutet oder sie freudige Hörner vom Kirchturm herab verkünden, so werden die wenigsten, die diesem machtvollen Maigruß lauschen, darin eine Abwehr feindlicher Dämonen empfinden, und wenn die Burschen mit langen Peitschen — oft sehr kunstvoll — im Abendlicht durch die Dörfer knallen, so freut sie ihr Können und Lärmen: als Hüter und Erretter ihrer Gemeinde fühlen sie sich nicht. Auch die Schutzfeuer dieser Nacht werden als reine Freudenfeuer empfunden. Mit wenig verschiedenartigen, zum Teil derben Sprüchen sammeln Kinder das Holz von Haus zu Haus, um im Ort oder auf einer benachbarten Anhöhe den Feuerstoß zu errichten, in dessen Mitte eine hohe, mit einem Strohwisch umwundene oder einer Tannenbaumkrone gezierte Stange, „die Hexe", steht.

Die Anwesenden, die das Feuer umspringen und umtanzen, halten kleine Holzscheiben in die Flammen, um die in Brand geratenen schwingend und fortschleudernd mit kurzen Sprüchen zu begleiten, die vielfach Ehrungen für bestimmte Personen darstellen, häufiger aber Spott- und Schandverse sind, ähnlich denen beim Haberfeldtreiben, und die darum mancherorts zu einem Verbot des Scheibenschwingens geführt haben. Das Verbrennen der „Hexe" und die derben Rügebräuche mögen die Übertragung dieser Sitte auf den Walpurgisabend verursacht haben; war doch die „Freinacht", die dieser einleitete, mehr und mehr zum Begriff einer Nacht geworden, in der faschingsmäßige Tollheit sich austoben durfte, ohne auch in großen Städten — man denke an die Zürcher Mainacht! — von einer Polizeistunde begrenzt zu werden. So ist in weiten Gegenden die erste Mainacht für die Bauernburschen zu der einzigen Nacht im Jahre geworden, die ihnen zur Ausführung ihrer derben Späße zur Verfügung steht und ihnen gestattet, selbst den Dämonenspuk zu spielen: alles, was nicht niet- und nagelfest ist, Schubkarren und Pflüge, Scheunentore und selbst Misthaufen finden sich in der Frühe des ersten Mai auf den Dächern statt auf dem gewohnten Platze wieder.

Besonders die leichtfertigen Mädchen, die es bald mit diesem, bald mit jenem Burschen halten, oder die die Rache eines Burschen fürchten müssen, sind in jener Nacht der böswilligen Verspottung ausgesetzt; man pflanzt ihnen einen dürren Tannenbaum vors Haus oder hängt ihnen wenigstens einen vertrockneten Maibuschen am Fensterkreuz oder eine abschreckende Vogelscheuche am Hausdach auf; auch bestreut man den Weg zwischen zwei Liebenden mit Häcksel, Spreu, Laub, Asche und neuerdings gern mit gelöschtem Kalk. Diese „Trutzmaien", „Schandmaien", „Läusemaien", „wüste Maien", oder wie sie der Volksmund nennt, sind nur das Gegenstück zu den „schönen Maien", die man seit alters in der Walpurgisnacht der Geliebten vors Haus setzte: ein grünender Baum, ein sprossender Zweig, ein bunter Strauß — wie denn im Elsässischen noch heute „der Maie" einfach einen Blumenstrauß, oder im Gegensatz zum Gras die Blumen schlechthin bedeutet. Auch hier versuchte die Kirche schon früh, diesen lieblichen Brauch zu vergeistigen, und unsere Mystiker schwelgen in der Vorstellung des „geistlichen Maien", seit Seuse ihn „als den wonniglichen Ast des heiligen Kreuzes" fand, „der mit Gnaden und Tugenden und aller schönen Zierde blühender ist als alle Maien je". Neben diesen persönlichen nächtlichen Beweisen einer schüchtern-kecken Liebe wird in jener Nacht — zuweilen auch in der Nacht zum ersten Maisonntag — der Maibaum auf dem schönsten Dorfplatz, der höchsten Felsenspitze („Maifelsen") oder dem Wirtshaus aufgepflanzt: eine Birke oder Fichte, die ursprünglich gestohlen sein mußte und die die Burschen der benachbarten Dörfer sich wieder zu stehlen bemühten, um sie dann nach vollbrachter Tat gegen eine gehörige Zeche freizugeben. Solche Maibäume, die jetzt auch vielerorts bei Kirchweihen, Primizfeiern, Bürgermeisterwahlen und ähnlichen Anlässen aufgerichtet werden und die schon Cäsarius von Heisterbach für das Jahr 1225 in Aachen bezeugt, sind weit über das deutsche Sprach- und Kulturgebiet hinaus auch in romanischen und westslawischen Ländern verbreitet. In Deutschland ist es heute ein oft 30 und mehr Meter hoher, kahler, nur mit einem grünen Wipfel versehener Baumstamm, zu dessen Schmuck die Mädchen bunte Bänder, Kränze und grüne Gewinde beigesteuert haben, oder den — im

Altbayerischen — der Dorfkünstler mit allerlei Zierat beheftet hat: den hervorragenden Gebäuden des Dorfes wie der Kirche, dem Wirtshaus, Pfarrhaus, Schulhaus, den Wahrzeichen der verschiedensten Berufe, auch wohl einem tanzenden Bauernpaar, drohenden Armbrüsten, lustigen Fähnlein, boshaften Aufschriften, den Leidenswerkzeugen Christi oder Emblemen modernster Verkehrsentwicklung, dem Fahrrad, dem Auto, ja selbst dem „Zeppelin".

So bricht der Morgen des ersten Mai herein und beleuchtet den neuerstellten Maibaum, die grünenden „Hausmaien" und die spukhaften Gebilde übermütiger Burschenlaune. Lange ehe ihn der Pariser Julikongreß der internationalen Arbeitervereinigung 1889 zum Weltfeiertag proklamierte, war er Feiertag der Menschen, und gerade erst die letzten Jahrzehnte haben ihn auf dem Lande zum gewöhnlichen Arbeitstag herabgedrückt. Es war der Tag, an dem zum Maibaum die Wettrennen stattfanden, das Wettklettern an ihm mit pechbeschmierten Händen und einer Tasche voll Asche um eine Flasche Wein oder um aufgehängte Preise, der Tag, an dem die Gemeinden seit alter Zeit ihre Grenzumgänge, die Schuljugend ihre Maiausflüge veranstaltete, an dem man die Felder in feierlichem Umzug segnete. „Marienbutter", das ist frische Butter aus Milch von geweihtem Vieh, wohl mit einem heiligen Zeichen, wie dem Jesusnamen, versehen, aß man in der Frühe des Tags, den am Abend und in der Nacht der Maitanz und ein reichliches Wirtshausgelage abschlossen. Nach alter Sitte durfte kein Vieh an diesem Tage eingespannt und kein Gegenstand aus dem Haus verliehen werden: Lustbarkeit und andächtige Beschauung teilten sich in seine Ruhe.

Der ganze folgende Monat ist wesentlich von den gleichen Riten erfüllt, die Menschen, Äcker und Vieh vor Unglück bewahren sollen. Flurumgänge, auch mit geistlicher Assistenz, und Wallfahrtsritte lösen sich in bunter Reihe ab. In ihrem Zeremoniell, das sich in protestantischen Gegenden natürlich nur noch in schwachen Resten offenbart, haben sich vielfach alte Bräuche erhalten wie etwa die Verlesung von Wetter- und Pestsegen, während andere, zum Beispiel die noch aus dem 18. Jahrhundert überlieferte Begleitung des Geistlichen bei der Felderweihe durch zwei fackeltragende Ministranten, jetzt kaum mehr bestehen dürften. In vielen Orten finden jeden Sonntag solche feierlichen Flurumgänge statt, in anderen drängen sie sich wieder auf die Himmelfahrtswoche und die Pfingsttage zusammen. Auch die Ritte zur Pferdesegnung sind an den hohen Maifeiertagen natürlich besonders beliebt, aber auch an anderen Heiligenfesten dieses Monats nachweisbar. Am dritten Mai, dem Tag der Kreuzerfindung, werden wieder geweihte Kreuzlein und Kätzlein in die Äcker gesteckt, und vielfach darf von diesem Tage ab den ganzen Sommer hindurch bis zum 14. September, dem Tag der Kreuzeserhöhung, keinerlei Tanzmusik mehr spielen. Pankraz, Servaz, Bonifaz, die drei gefürchteten „Eismänner" (12.—14. Mai) fallen bei einem frühen Pfingstfest zuweilen schon in die „drei Bittage", die dem Himmelfahrtstag vorangehen. Sie wie die ganze „Kreuzwoche" sind, wenn auch der Monat Mai selbst der „Bittmonat" oder „Kreuzmonat" ist, in katholischen Gegenden in besonderem Maße weithin Tage feierlicher Ruhe: der Gottesfriede überspannt das ganze frühsommerliche Land. In Feld, Acker und Haus muß jede Arbeit ruhen, sonst zieht man sich die Gewitter heran, man darf insbesondere, wie einst in der Karwoche, nicht waschen, sonst würde man Kuhhäute statt der Wäsche aufhängen, das heißt das Vieh würde zur Strafe sterben. So erwartet man den Wundertag der Himmelfahrt, an dem man vor Sonnenaufgang auf die Berge geht, die Zukunft zu erschauen. Ängstlich blickt man nach dem östlichen Horizont: steigt die Sonne als rote Scheibe aus ihm herauf, so gibt es Krieg.

Die Bergfahrten, die an Himmelfahrt allgemein, sind wohl diesem frühmorgendlichen Bergorakel zu verdanken, vielleicht auch dem Wunsch, an diesem Tag selbst dem Himmel entgegenzusteigen.

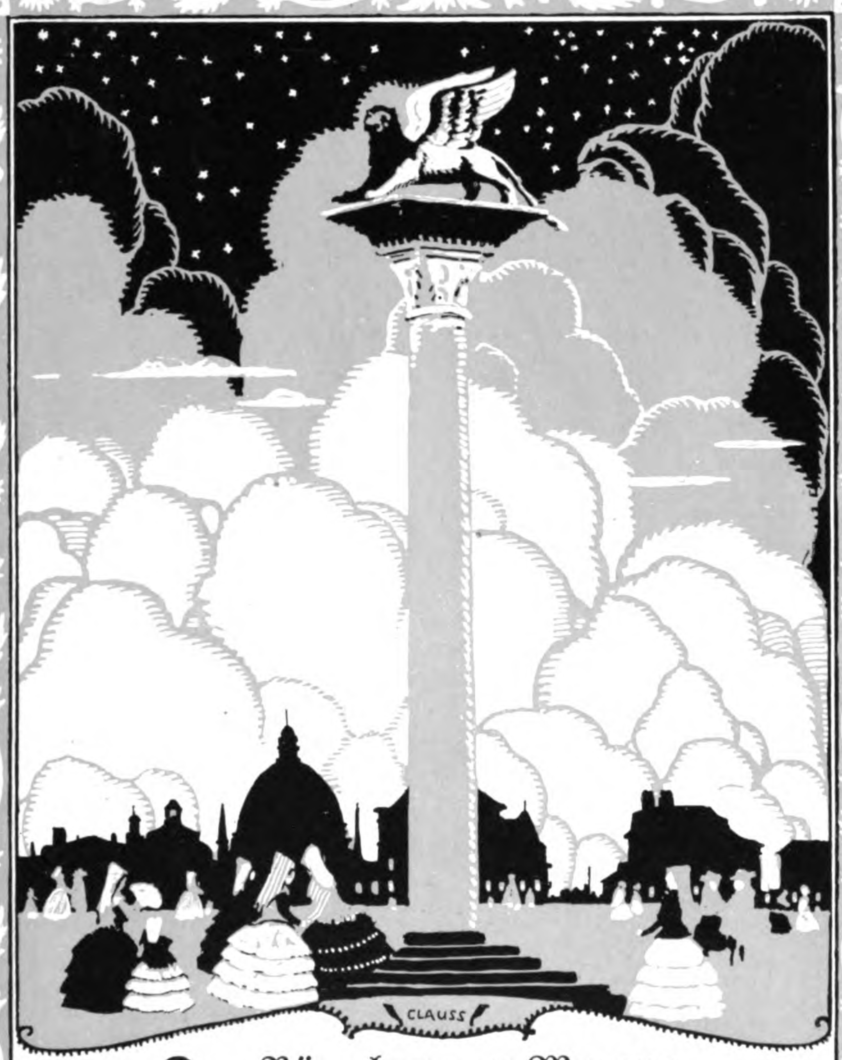
Der Gedanke des Himmelflugs beherrscht so sehr das ganze Leben des Tages, daß man vielerorts nur „fliegendes Fleisch", also Geflügel, essen darf, und im Allgäu neben den verbreiteten „Zöpfen" eigene Vogelbrote gebacken, in der Kirche geweiht und an die Schuljugend verteilt werden. In den katholischen Kirchen steht der erstandene Heiland mit roter Siegesfahne vor den Betern, und in den Landkirchen wird die Auffahrt oft noch leibhaftig dargestellt, indem das Christusbild mit einem Seil in die Höhe gezogen wird und durch das Deckenloch verschwindet. Die Richtung, nach der es sich kehrt, soll die Herkunft der meisten Gewitter in diesem Jahre bezeichnen, und die aufziehenden Buben bestimmen diese mit Vorliebe nach eigenem Geschmack. Der am Himmelfahrtstag geweihte „Büschel" mußte, um ein wirksames Amulett zu sein, in altem, heute meist vergessenem Brauch, aus zahlreichen, ganz bestimmten zauberkräftigen Kräutern zusammengesetzt sein; aus Himmelfahrtsblümlein (Katzenpfötchen und anderen) gewundene Wetterkränze schützen Wohnstube, Scheune und Stall das ganze Jahr vor Blitzschlag. Die Festtagsfreude aber offenbart sich aufs neue im Schmuck mit grünem Laub, den „Pfingstmaien".

Der Freitag nach Himmelfahrt, der „Schauerfreitag", ist wiederum einer der bedeutendsten Gebettage des ganzen Jahres, der mit Flurumgängen, Prozessionsritten und größeren und kleineren Wallfahrten ausgefüllt ist und in dem die Feiertagsheiligung mit äußerster Strenge gehalten wird. Der Hagelschlag ist diesem Tag besonders gefährlich, und von da ab bis zum Schluß der

Ernte kennt die katholische Kirche jeden Freitag ihr allwöchentliches „Gemeinde-Schaueramt“. So leitet auch hier ein ernster Tag, in dem sich Furcht und Hoffen verschwistern, zu jenem „lieblichen Fest der Freude“ hinüber, das den Höhepunkt aller mailichen Lust darstellt, zu Pfingsten, der festlich geschmückten Pforte, durch die der Sommer als endgültiger Herrscher ins Land zieht. Nun erst, wo „der Heilige Geist über das Land geflogen“, glaubt man an den eigenen Sieg über die schädlichen Gewalten des Frühjahrs, nun erst darf man wieder aus den Feldbrunnen trinken, in den Gewässern baden. Nun kann die offene Zeit der Hegeweide beginnen, zu der man den Pfingstochsen in überreichem Blumenschmuck hinausführt. Die festlichen Bräuche, die die Pfingsttage so lieblich umranken, sind zum weitaus größten Teil die gleichen, die wir schon vom ersten Mai, ja von Ostern her kennen, eben weil es alte, allgemeine Frühjahrsbräuche sind. Die Peitschen, die mancherorts den ganzen Mai nicht geruht hatten, knallen am Pfingstsonntag wieder lauter auf, um das Fest „einzutreiben“, und die Hirten und Schäfer, die sie auf den Dörfern heute besonders schwingen, erhalten Eier und Kuchen zur Belohnung. Zugleich besprengt man noch einmal mit geweihtem Pfingstwasser die Saaten zur „Pfingsttaufe“, und wer sie Pfingstsonntags vor Sonnenaufgang mit einem frischgestochenen Rasenstück auf dem Kopf umgeht, kann den Bilmesschneider sehen. In der Nacht setzen die Burschen wieder ihre Maien: die „schönen“ und die „wüsten“, letztere diesmal auch den Mädchen, die nicht genügend zum Maibaum beigesteuert haben; auch errichten sie zuweilen auf einem freien Platz die von Pfingstmaien umstellte „Lügenbank“, auf der sie nun allabendlich ihre Lieder singen und Späße machen. Die „wüsten Maien“ hat der „Pfingstlümmel“ gesteckt, oder, falls es sich um eine Puppe handelt, ist es der Pfingstlümmel selbst. Pfingstlümmel, Pfingsthammel, Pfingstschwanz, Pfingstesel heißen nach Analogie des „Palmesels“ auch die in den Pfingsttagen zu spät Aufgestandenen, und es ist vielfach Brauch, daß dieser Spätling nun „Pfingstling“ wird in dem Spiel, das sich in manchen Gegenden zu dem größten Schauspiel entfaltete, das unser Volkstum kennt. Bei kaum einem anderen festlichen Aufzug als beim Pfingstspiel haben sich so alter und neuer Brauch, Sinn und Unsinn durchschlungen. Die ursprünglich all diesen Aufzügen und Lustbarkeiten zugrunde liegende Idee ist der Kult eines Vegetationsdämons, den man sich wahrscheinlich schon früh gedoppelt vorstellte, als ein weibliches, die glückbringende Fruchtbarkeit versinnbildlichendes Wesen und einen wilden Waldgeist. Dieser Waldmann oder „wilde Mann“ — daneben kommen heute zahllose andere Bezeichnungen wie Wasservogel, Laubmann, Pfingstdreck, Pfingstlümmel, Maikönig, Quack usw. vor — wird im Wald gefangen, in feierlicher Prozession durch die Ortschaft geführt und schließlich ins Wasser geworfen. Von der Maifrau oder der Pfingstkönigin ist überliefert, daß niederländische Priester sich in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine solche gewählt, sie gekrönt, verschleiert und ihr göttliche Ehren erwiesen hätten. Diese in vielem noch heute erhaltenen Bräuche erinnern lebhaft an den von Tacitus geschilderten Kult der Nerthus, die zur Frühjahrszeit aus ihrem heiligen Hain auf einer Insel der Nord- oder Ostsee verschleiert auf dem Wagen unter lauter Lustbarkeit und allgemeinem Gottesfrieden umhergeführt und schließlich unter Menschenopfern gebadet wurde. Die alten Pfingstbräuche sind heute, wie gesagt, entweder bis zur Entstellung aufgeschwollen, indem sich ein ganzer Hofstaat um den Pfingstkönig bildete, oder noch mehr eingeschrumpft und oft nur in Nebensächlichkeiten erhalten. Selbst im deutschen Süden mit seinen reicheren Traditionen ist das „Pfingsteln“ vielfach ein reiner Kinderumzug geworden, der nur auf den Bettel von Eiern, Speck und Geld ausgeht. Ja es gibt Ortschaften, in denen an den ganzen Pfingstumzug nur noch die Tatsache erinnert, daß sich an diesen Tagen die Bettler mit Schilfgewinden und Bettüchern umkleiden. Doch ist der Aufzug des Pfingstels mit der bis zur Unkenntlichkeit überhäuften Laub- und Blumeneinkleidung oder auch dem geschwärzten Gesicht vielfach der alte geblieben, während das Wasserbad zum Schluß des Umzuges ganz weggefallen ist oder darin besteht, daß man die mit derbkomischen „Gesangeln“ bettelnden Kinder, „die Wasservogelsinger“, wie man sie meist in Bayern nennt, aus den Häusern mit Wasser überschüttet. Wo noch Burschen „pfingsteln“, sind sie oft nicht mehr beritten, und wo sie es sind, ist von der ganzen Zeremonie zuweilen nichts anderes geblieben als ein Umritt unter Scherzreden oder ein Wettstechen nach einer auf einer hohen Stange aufgehängten Strohpuppe. So ist der Kultakt auch hier zu einer reinen Volksbelustigung geworden, wie sie sich in Wettrennen und Wettklettern, Pferde- und Hunderennen, Stierkämpfen und Vogelschießen, Karrenschieben und Hahnenschlagen, Hammellaufen und Fahnenjagen zur Pfingstzeit, der Zeit der Kirchweihen und Dulten, so überreichlich offenbaren. In unseren Schützenfesten und mondänen Frühjahrsrennen endet in der Großstadt der Frühjahrskult unserer heidnischen Vorfahren.

Am Mittwoch nach Pfingsten wird die Kirchweih unter allerlei lustigem Brauch eingegraben. Die Tage, die etwa im Mai noch folgen, sind Tage der Selbstbesinnung nach der tollen Festlichkeit.

Der hellste Klang im Jahr ist mit dem Mai verklungen, wenn sein Nachklang auch noch lange vernehmbar ist. Selbst der Juni ist in all seiner reifenden Schönheit nur der „Nachmaie“.



Das Püppchen von Murano

Eine venezianische Glasbläserphantasie von Frida Schanz

Es war am Kirchweihfest von San Marco vor vielen hundert Jahren im herrlichen, damals noch viel mehr als heute blendenden und goldstrotzenden Venedig. Fackeln und edle Lampen erhellten den Markusplatz, und schöne Menschen in bunter Tracht wogten lachend, schwatzend, sich fächelnd auf dem von Marmorpalästen und Säulenhallen umstandenen schönsten Platze der Welt hin und her.

Ein Paar war unter ihnen, nach dem sich aller Augen wandten, um das sich alle Gespräche drehten. Wer der braune Jüngling mit dem kecken Lachen auf den roten Lippen war, das hatte man allmählich herausgebracht, da dieser und jener aus der Menge ihn kannte. Luciano

hieß er und war Glasbläser in einer der weltberühmten Glasbläsereien der nahen Insel Murano.

Wer, ja aber wer war nur das Mädchen an seinem Arm? Keiner hatte sie je gesehen, keiner auch nur je ihresgleichen. Inmitten aller der schönen, noblen und allernobelsten Venezianerinnen fiel sie jedem Blicke als etwas Besonderes auf, als ein Wunder von Zierlichkeit und Feinheit. Ein mattgleißender Schimmer ging von ihr aus. Ihre Haut war von milchzarter Durchsichtigkeit; von unsagbarer Anmut, von zerbrechlicher Zartheit ihre entzückende Gestalt. Ihr Haar war vom schönsten venezianischen Goldblond, ihr Lachen silberhell. Ihr Anzug aus lauter Spitzen, Schleifen, Tressen und Zacken wie zusammengezaubert. Jeder kleinste Zierat an der rechten Stelle anmutig angebracht. Wie sie sich bewegte, das Hälschen drehte, die kleinen Hände zur Geltung brachte zum lebhaften Mienenspiel! Es war einfach entzückend. Wer ist sie nur? Wer ist sie nur?

„Signor Luciano, sagt doch, woher habt Ihr die reizende Braut?“ so huschte und tuschelte und sprühte es leise und laut um das vergnügte Pärchen her.

Luciano machte geheimnisvolle, verschmitzte Gesichter, zog die Brauen wie Säulenbogen hoch in die Stirn, legte zwei Finger auf den Mund, gab ausweichenden, neckischen Bescheid, in den das Mädchen wie ein Kristallglöckchen in ein silbernes Glockenspiel einstimmte. O, mochten die Leute sich doch die Köpfe zerbrechen! Luciano glühte und sprühte vor tollem Übermut. Keiner hatte sein zierliches Mädchen je gesehen??

So? — — O? — — Er hätte sich totlachen können!

Das war freilich nicht zu verwundern!

Er selbst hatte sich die Reizende ja gestern erst selber — geblasen!

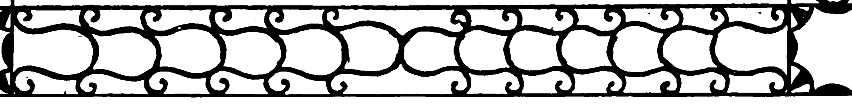
⌘ ⌘ ⌘

Das war so gekommen: Er hatte den ganzen Tag in brennendem Unmut verbracht. Nichts wollte ihm gelingen.

Er war der erste und geschickteste Bläser der Werkstatt. Seine Muschel- und Delphinenvasen in mattschimmernden Meeres- und Sonnenuntergangsfarben, mit tausend Fäden übersponnen, mit Zacken und Spitzen besetzt, auf Stielen, dünn wie Blumenstengel, mit edlen Zierhenkeln geschmückt, gehörten zu der kostbarsten Ware der ganzen weltbekannten Glasbläserei. Bis Paris, ja bis Byzanz waren sie berühmt und begehrt. Seine Phantasie war blühend und unerschöpflich, sobald er mit der Glaspfeife vor seinem blitzscharfen, blauen Feuerlein saß.

Nur gestern waren ihm seine schimmernden Gebilde lächerlich mißraten.

Der Fabrikherr hatte seltsame Augen gemacht, als er die schiefen, plumpen Machwerke sah, die Kameraden waren blinzelnd, lächelnd, pfeifend an ihm vorübergegangen. Das mußte er sich gefallen lassen! Die Wut zerriß ihn fast. Niemand als sie, die Tonia, war daran schuld! Sein sonst liebes, schönes Mädel! Wie grollte er ihr.





Von seiner Kindheit an hatte er sie gern. Aber seit gestern wollte sie keinen Kuß mehr von ihm haben, weil ihr Vater, der zugleich sein Herr war, die Verlobung noch nicht zuließ; Luciano müsse als Schwiegersohn des obersten Zunftherrn der edlen Glasbläser eine weit größere Barschaft nachweisen können! Als ob ihn seine Geschicklichkeit nicht allein zum Gentiluomo machte? Und daß die Zunftmeisterstochter soweit ging in der Übereinstimmung mit ihrem Vater, daß sie dem Freund der Kindheit den heimlichen Handdruck, den leisesten Kuß verwehrte!

Heftig waren sie gestern aneinander geraten. Dumpfe Trübsal hatte er heute ins mondlichte Glas hineingeblasen den ganzen geschlagenen Tag. Erst als der Abend kam, als die anderen fort waren und er sich als der einzige in den leeren Räumen der Werkstatt befand, war ihm ein wenig besser und freier zumute. Er fand sein Lächeln wieder, ja, sein Lachen, ein ganz besonders helles, belustigtes Lachen.

Er setzte sich noch einmal mit der Glaspfeife und einem schönen, opalbunten Glasstab vor die Stichflamme. Er blies und blies, formte mit Zängchen und Stäbchen und Spachteln zierlich und emsig, setzte Faden und Spitzen, Perlen und Perlchen auf, lächelte, lachte, ja, fand ein immer schöneres, immer befreiteres Lachen. Er blies sich aber auch etwas gar zu Schönes. Ein Mädchen!! Und er blies die ganze leidenschaftliche Inbrunst eines plötzlich erwachten, tolltrotzigen Wunsches hinein. Sie sollte leben, sein Glaspüppchen, leben, damit die Tonia sich ärgerte! Dem Zunftfräulein zum Trotz, sich selbst zum entzückenden Spaße sollte sie leben.

Er kannte so eine alte Zauberformel, die freilich aus Angst vor dem ungeheuren Unfug noch keiner versucht hatte. In ihm war aber heut gerade solche Unfugstimmung.

Für „sieben Abende“ verhieß die Formel solch einem Glaspüppchen Leben. O ja! — O wahrhaftig und wirklich! Ja!

Einen kleinen, spitzen und klirrenden Angstschrei gab's — da war die Sache geschehen! Erschaffen, erblasen! Aus milchig weißem,

rosig und bläulich durchhauchtem Glas das zierlichste, weiblichste Geschöpf! Leben und Lachen war jede Fiber an ihr. Und er brauchte ihr gar nichts zu erklären. Sie stand fix und fertig im Leben. Sie wußte alles. Sie nahm ihr Falbelkleidchen zusammen und hängte sich an seinen Arm. Und er führte sie glückstrahlend durch die Gäßchen und auf die Gondel. Denn sie verlangte geradeswegs auf den Markusplatz! Zur Musik, ins Licht, unter recht viele Menschen, ins lachendste Venedig!

Und da genoß er denn den Abend, wie er noch keinen genossen hatte, in Stolz und Triumph.

⌘ ⌘ ⌘

Luciano Salviati konnte den nächsten Abend gar nicht erwarten.

Seltsame Meisterstücke von Vasen und Schalen blies er heute, aufgerichtete Schlänglein und wildflossige Fische, Tritone und Delphine mit Glotzaugen und weit aufgesperrtem Rachen. Die Lebenslust fieberte nur so in ihm. Dachte er doch, wo er ging und stand, mit innerem Auflachen an sein Abenteuer. Hörte er doch von allen Seiten das fragende Gezischel der Kameraden. Wer sie denn nur sei, seine wunderreizende Dame? Wo sie wohl wohne?

‚In meiner Muhme Glasschrank!‘ hätte er einmal in unbändigem Übermut beinahe herausgeprustet. Aber er hütete sich wohl, lachte nur in sich hinein, lachte geheimnisvoll und schwieg, dachte an den zierlichen Schatz, dachte auch einmal mit zuckendem Herzschlag an Tonia —

Ob sie es schon erfahren hatte? Was sie wohl dachte?

Wenn's nur erst Abend wäre! Daß der Spaß wieder anfinge mit seiner Geblasenen!

Vor der Haustür des bewußten Hauses um acht, vor der alten, bronzebeschlagenen Tür, die nach dem Gäßchen führte und kein Marienbild trug, dann durch so und soviel weitere Gäßchen zum Halteplatz der Gondeln an der Piazza der Insel, wollte sie ihn erwarten, hatte sie ihm gesagt. Und richtig, da stand sie! Die kleine Taille ebenso schmal, die Falbelchen ebenso gepreßt und getollt, die Spitzchen so zierlich zurechtgezupft, die Schleifchen so spitz gezogen. Mit genau demselben klingenden Kichern und Flüstern steckte sie ihr zartes, längliches Händchen durch seinen Arm, als sie auf der Piazzetta der Gondel entstiegen.

⌘ ⌘ ⌘

Auf dem Markusplatz wogte wieder die farbige, rauschende Menge, dichter noch als gestern. Luciano hatte alle Not, die drängelnde Neugier von seiner Glasliebsten fernzuhalten, daß ihr kein Leid geschah. Er schlüpfte geschmeidig mit ihr hindurch durchs plätschernde Menschenmeer.

„Seht doch! Seht doch!“ hörte er's um sich raunen. „Wie zart! Wie zerbrechlich! Wie schimmernd! Wachsperlenfein, kaum zum Umknicken!“

Er sah alles, hörte alles! Berühmte Maler gerieten in Ver-

zückung. Edle Venezianerinnen verrenkten sich die Hälse nach dem Schnitt von Glaspüppchens Kleid, nach dem Muster ihrer Spitzen.

Er sah auch die Tonia im Schwarm. Die sonst Rosige war bleich, und es war ein Ausdruck auf ihrem Gesicht von lieblichster Trauer. Einen Stich seliger Freude gab es ihm ins Herz. So warm und froh ward ihm, daß er der plappernden Kleinen an seiner Seite den dünnen Arm voll leiser Innigkeit drückte. Ein kleiner, spitzer, spröder Schrei gebot ihm da Vorsicht. Holla! Was fiel ihm aber auch ein? — — Weiter schlüpfte er mit stolz geheimnisvollem Gesicht durch die Menge. Am nächsten Abend zeigte sich das Paar auf dem Rialto. Am vierten an der Riva dei Schiavoni, wo die großen ausländischen Schiffe lagen.

⌘ ⌘ ⌘

Und nun währte Lucianos Abenteuer schon den fünften Tag.

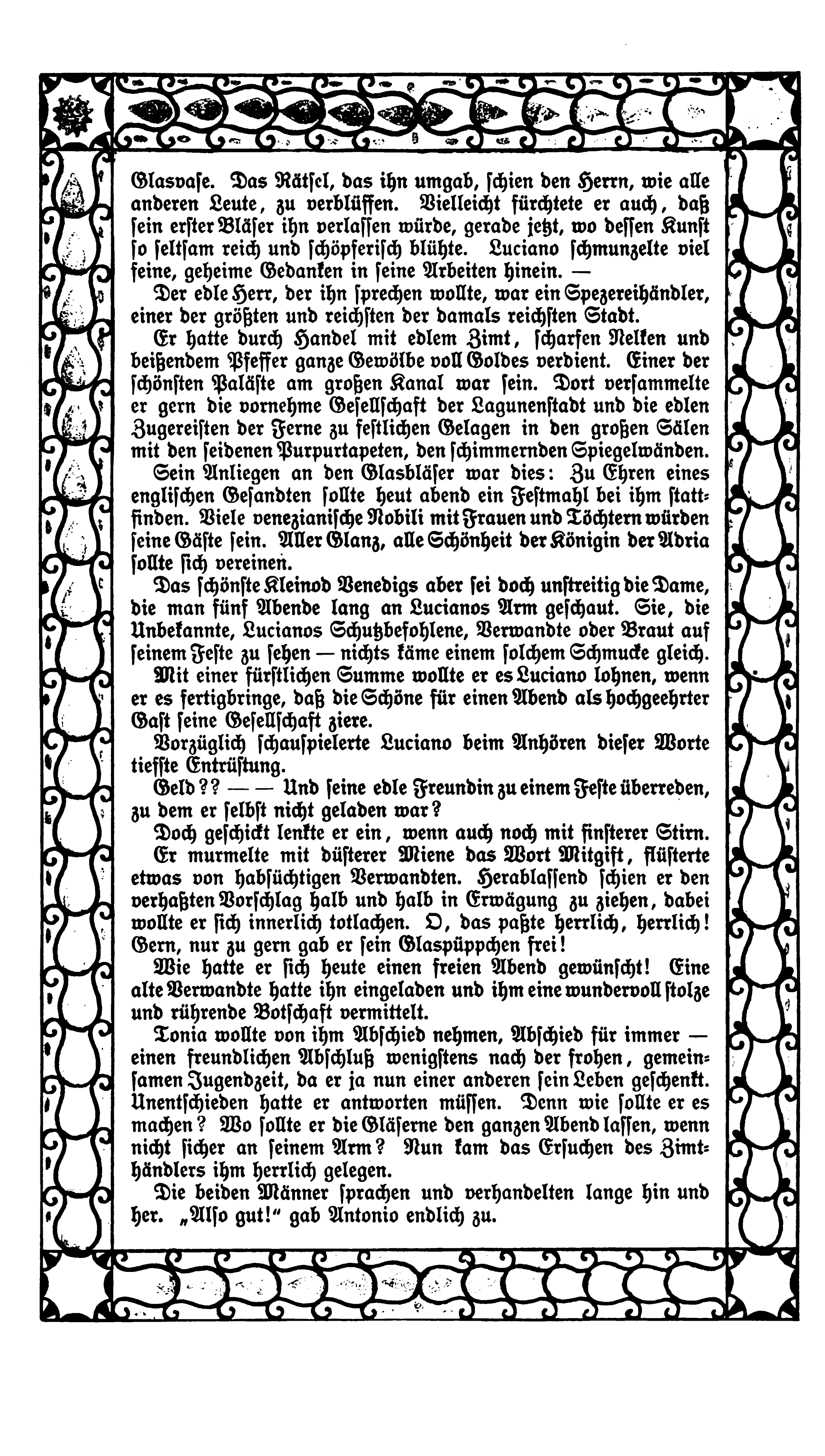
Ein wenig abgespannt war er bereits, ein wenig müde des Spiels. Es war immer dasselbe! Kichern, Lachen, Glänzen, Schimmern! Fingerchenheben und Falbelchenrauschen! Über drei bis vier Sätze kam das Gespräch nicht hinaus. Ach, und wie hohl und leer war's!

Als Luciano aber in seiner Werkstatt vor dem Feuer saß, belebte sich sein Geist. Ein Glanz kam in seine Augen. Er wollte heute etwas ganz besonders Feines, Edles blasen. Eine Vase schwebte ihm vor, schlank und hoch, eine trichterartige Blüte, etwa eine weiße Winde, von phantasievollen, flügelartigen Henkeln schön gestützt. Andächtig suchte er die Vorstellung zu fassen. Er tauchte die Glaspfeife in den milchigen und goldigen Schmelz.

Da ließ sich durch einen Bediensteten der Werkstatt ein reicher venezianischer Kaufherr bei ihm melden. Der Herr warte auf dem Brunnenhof des Gebäudes, hieß es, und ließe Luciano um eine kleine Unterredung bitten, sobald der sich freimachen könne. Das konnte Luciano sogleich. Er bewegte sich freier, selbständiger, als er es bisher gedurft.

Signor Macini, sein Meister, mit dem er noch trotzte, ging respektvoll und vorsichtig mit ihm um, als sei er selbst eine unschätzbare





Glasvase. Das Rätsel, das ihn umgab, schien den Herrn, wie alle anderen Leute, zu verblüffen. Vielleicht fürchtete er auch, daß sein erster Bläser ihn verlassen würde, gerade jetzt, wo dessen Kunst so seltsam reich und schöpferisch blühte. Luciano schmunzelte viel feine, geheime Gedanken in seine Arbeiten hinein. —

Der edle Herr, der ihn sprechen wollte, war ein Spezereihändler, einer der größten und reichsten der damals reichsten Stadt.

Er hatte durch Handel mit edlem Zimt, scharfen Nelken und beißendem Pfeffer ganze Gewölbe voll Goldes verdient. Einer der schönsten Paläste am großen Kanal war sein. Dort versammelte er gern die vornehme Gesellschaft der Lagunenstadt und die edlen Zugereisten der Ferne zu festlichen Gelagen in den großen Sälen mit den seidenen Purpurtapeten, den schimmernden Spiegelwänden.

Sein Anliegen an den Glasbläser war dies: Zu Ehren eines englischen Gesandten sollte heut abend ein Festmahl bei ihm stattfinden. Viele venezianische Nobili mit Frauen und Töchtern würden seine Gäste sein. Aller Glanz, alle Schönheit der Königin der Adria sollte sich vereinen.

Das schönste Kleinod Venedigs aber sei doch unstreitig die Dame, die man fünf Abende lang an Lucianos Arm geschaut. Sie, die Unbekannte, Lucianos Schutzbefohlene, Verwandte oder Braut auf seinem Feste zu sehen — nichts käme einem solchem Schmucke gleich.

Mit einer fürstlichen Summe wollte er es Luciano lohnen, wenn er es fertigbringe, daß die Schöne für einen Abend als hochgeehrter Gast seine Gesellschaft ziere.

Vorzüglich schauspielerte Luciano beim Anhören dieser Worte tiefste Entrüstung.

Geld ?? — — Und seine edle Freundin zu einem Feste überreden, zu dem er selbst nicht geladen war?

Doch geschickt lenkte er ein, wenn auch noch mit finsterer Stirn.

Er murmelte mit düsterer Miene das Wort Mitgift, flüsterte etwas von habsüchtigen Verwandten. Herablassend schien er den verhaßten Vorschlag halb und halb in Erwägung zu ziehen, dabei wollte er sich innerlich totlachen. O, das paßte herrlich, herrlich! Gern, nur zu gern gab er sein Glaspüppchen frei!

Wie hatte er sich heute einen freien Abend gewünscht! Eine alte Verwandte hatte ihn eingeladen und ihm eine wundervoll stolze und rührende Botschaft vermittelt.

Tonia wollte von ihm Abschied nehmen, Abschied für immer — einen freundlichen Abschluß wenigstens nach der frohen, gemeinsamen Jugendzeit, da er ja nun einer anderen sein Leben geschenkt. Unentschieden hatte er antworten müssen. Denn wie sollte er es machen? Wo sollte er die Gläserne den ganzen Abend lassen, wenn nicht sicher an seinem Arm? Nun kam das Ersuchen des Zimthändlers ihm herrlich gelegen.

Die beiden Männer sprachen und verhandelten lange hin und her. „Also gut!“ gab Antonio endlich zu.



Wenn der Herr seine Schutzbefohlene und Verwandte bestimmt unter seinen persönlichen Schutz nähme — sie mit der ausgesuchtesten Zartheit behandelte! — Sie sei von einer Empfindlichkeit ohnegleichen, von einer Empfindlichkeit, von der er sich keinen Begriff mache. Schon ein Handdruck sei ihr zuviel. Wenn der Herr mit Handschlag verspreche, auch nicht ihren kleinen Finger zu berühren — — so wolle er sie dann für drei Abendstunden zur Verherrlichung jenes Festes ihm in der Gondel zuführen! Und in der Gondel wollte er sie selbst wieder abholen! — —

⌘ ⌘ ⌘

Welch ein Abend war das für Luciano! Er fand seine Tonia wieder, fand das alte warme, treue Herz in der stolzen, bleichen Dame, die für immer Addio sagen gewollt.

Er brauchte nicht viel Worte, um ihr alles zu sagen. So innig und völlig verstanden sie sich, daß er das Geheimnis des Glasfräuleins in ihr Mitwissen legte.

Sie lachten, wie sie noch nie zusammen gelacht hatten.

Sie tanzten den schönsten venezianischen Tanz zu der alten Base Lautenspiel vor Freude.

Aber dann mußte Luciano gehen.

Er nahm wieder seine finstere Miene an. Finster schlug er den schwarzen, stolzwallenden Mantel um seine Schultern.

Gebietend schritt er über die marmorne Schiffstreppe zum edlen, von kolossaler Laterne beleuchteten Portal des Palazzo hinauf.

Goldstrotzende Diener rissen mit auffallender Beflissenheit alle Tore und Türen vor ihm auf.

Man führte ihn in ein von vergoldeten Holzschnitzereien strotzendes Vorzimmer.

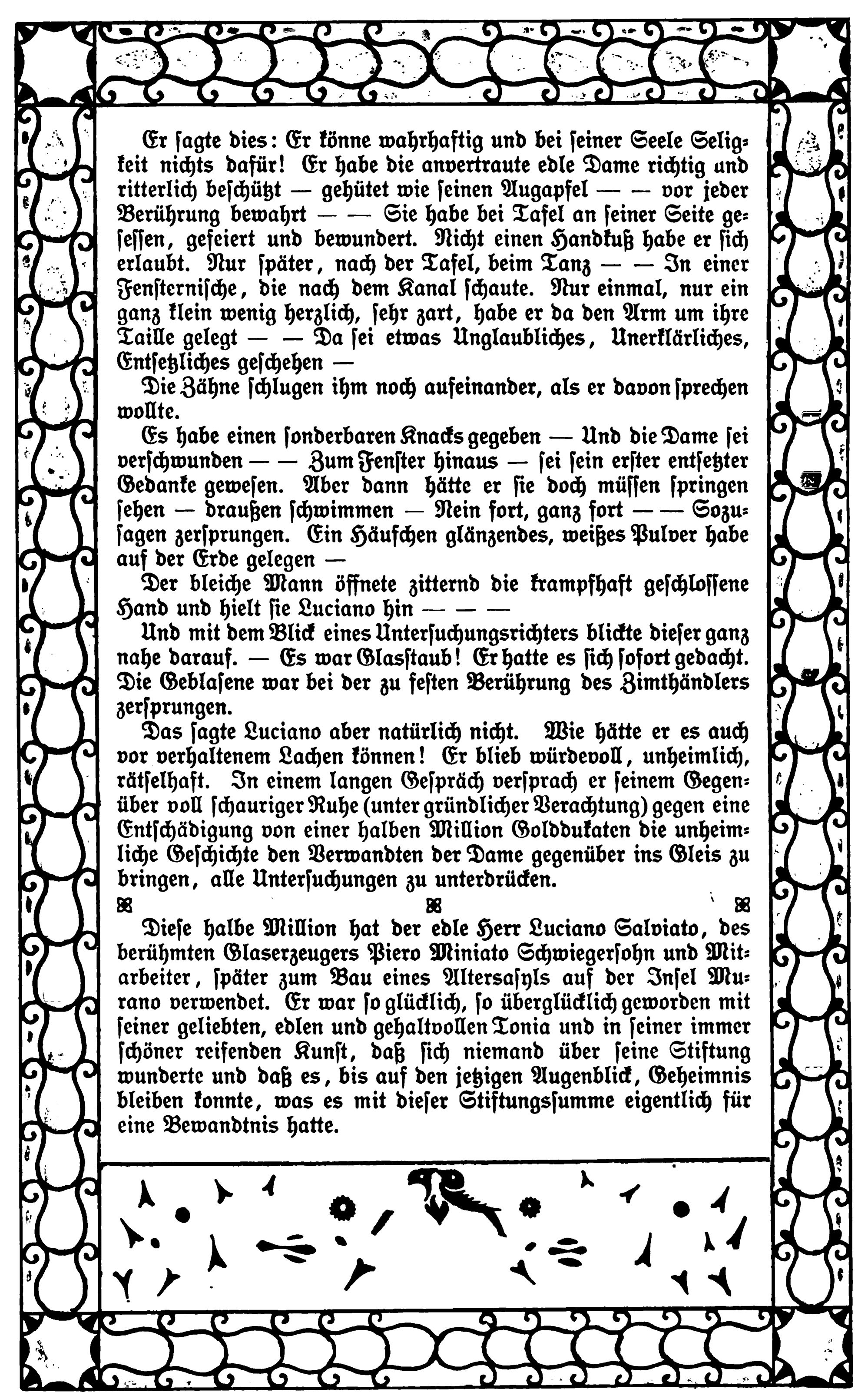
Da stand er kaum einen Augenblick, als der Kaufherr wie ein Wahnsinniger zu ihm hereinstürzte.

Mit flehend ausgestreckten Armen stürzte er vor Luciano auf die Knie.

„Gnade! Gnade! Gnade!“ flüsterte er mit angstverzerrtem Gesicht.

Immer von neuem. Immer von neuem.

Bis Luciano ihm mit hoheitsvoller Miene deutlich zu reden gebot.



Er sagte dies: Er könne wahrhaftig und bei seiner Seele Seligkeit nichts dafür! Er habe die anvertraute edle Dame richtig und ritterlich beschützt — gehütet wie seinen Augapfel — — vor jeder Berührung bewahrt — — Sie habe bei Tafel an seiner Seite gesessen, gefeiert und bewundert. Nicht einen Handkuß habe er sich erlaubt. Nur später, nach der Tafel, beim Tanz — — In einer Fensternische, die nach dem Kanal schaute. Nur einmal, nur ein ganz klein wenig herzlich, sehr zart, habe er da den Arm um ihre Taille gelegt — — Da sei etwas Unglaubliches, Unerklärliches, Entsetzliches geschehen —

Die Zähne schlugen ihm noch aufeinander, als er davon sprechen wollte.

Es habe einen sonderbaren Knacks gegeben — Und die Dame sei verschwunden — — Zum Fenster hinaus — sei sein erster entsetzter Gedanke gewesen. Aber dann hätte er sie doch müssen springen sehen — draußen schwimmen — Nein fort, ganz fort — — Sozusagen zersprungen. Ein Häufchen glänzendes, weißes Pulver habe auf der Erde gelegen —

Der bleiche Mann öffnete zitternd die krampfhaft geschlossene Hand und hielt sie Luciano hin — — —

Und mit dem Blick eines Untersuchungsrichters blickte dieser ganz nahe darauf. — Es war Glasstaub! Er hatte es sich sofort gedacht. Die Geblasene war bei der zu festen Berührung des Zimthändlers zersprungen.

Das sagte Luciano aber natürlich nicht. Wie hätte er es auch vor verhaltenem Lachen können! Er blieb würdevoll, unheimlich, rätselhaft. In einem langen Gespräch versprach er seinem Gegenüber voll schauriger Ruhe (unter gründlicher Verachtung) gegen eine Entschädigung von einer halben Million Golddukaten die unheimliche Geschichte den Verwandten der Dame gegenüber ins Gleis zu bringen, alle Untersuchungen zu unterdrücken.

⌘ ⌘ ⌘

Diese halbe Million hat der edle Herr Luciano Salviato, des berühmten Glaserzeugers Piero Miniato Schwiegersohn und Mitarbeiter, später zum Bau eines Altersasyls auf der Insel Murano verwendet. Er war so glücklich, so überglücklich geworden mit seiner geliebten, edlen und gehaltvollen Tonia und in seiner immer schöner reifenden Kunst, daß sich niemand über seine Stiftung wunderte und daß es, bis auf den jetzigen Augenblick, Geheimnis bleiben konnte, was es mit dieser Stiftungssumme eigentlich für eine Bewandtnis hatte.

Den Bildschmuck zeichnete Berthold Clauß



Lebhaft und lustig.

Gesang

f

Tra - la-la! Tra - la-la!

Piano

f

8.....

Ped. * Ped. *

poco rit. *mf* a tempo

1. Tra - la-la, tra - la-la, so wohl ist mir heut, weiß
2. Tra - la-la, tra - la-la, heut ist mir so leicht wie dem
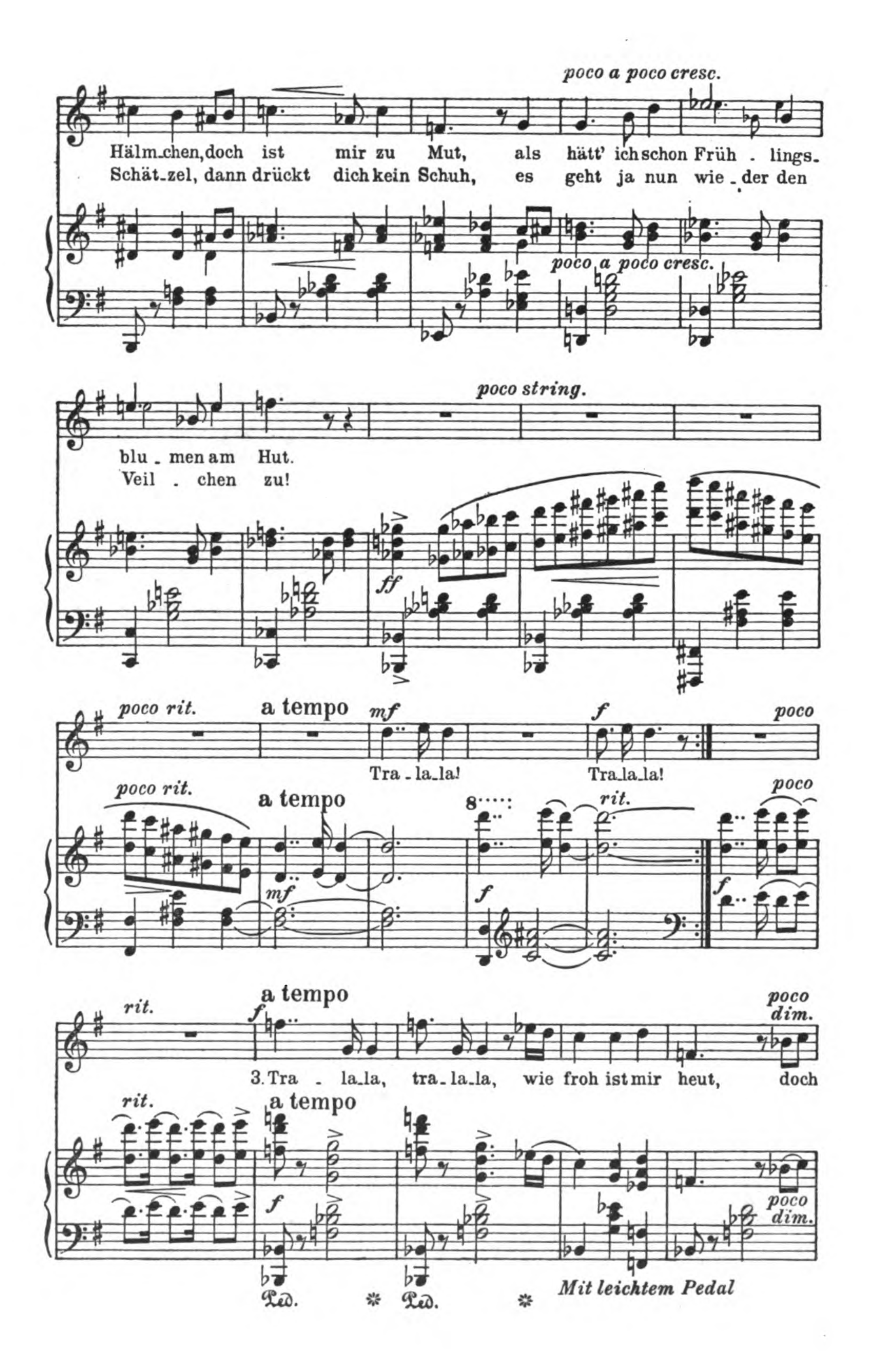
poco rit. a tempo
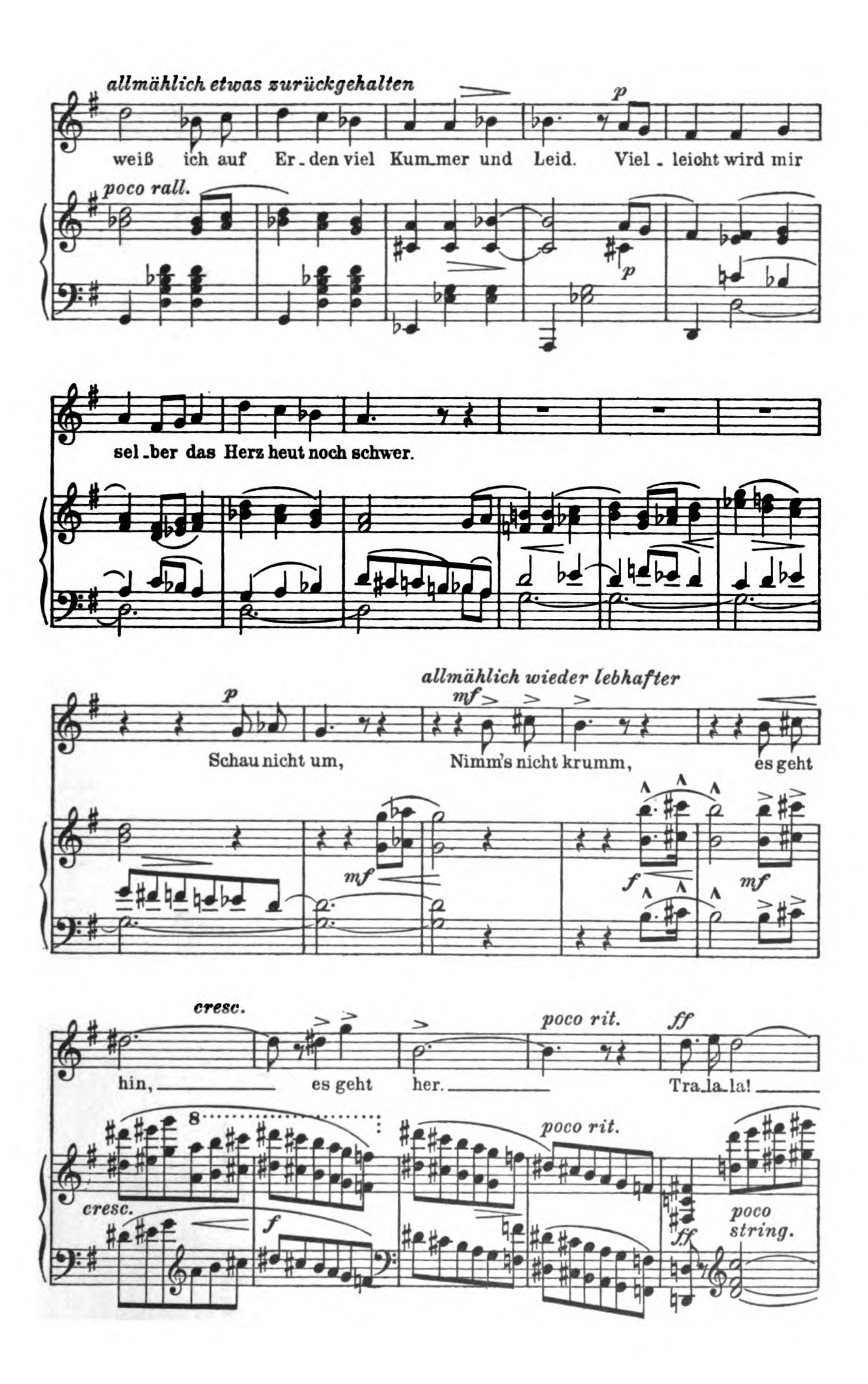
mf

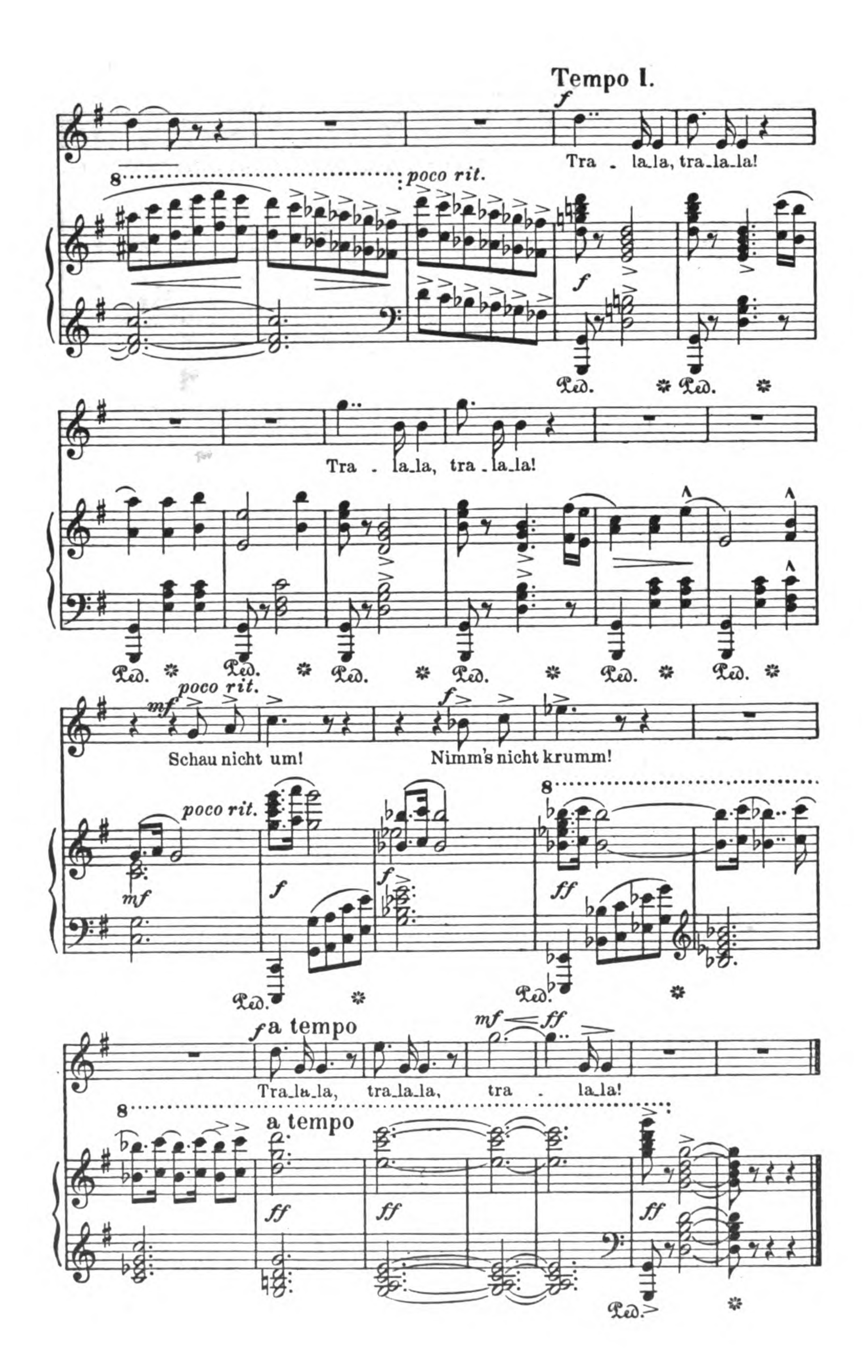
Ped. * Ped. * Ped. * Ped. *

sel - ber nicht, was mich be - glückt und er - freut. Es grünt noch kein
Fal - ter, der ü - ber die Blu - men streicht! Geh bar - fuß, mein

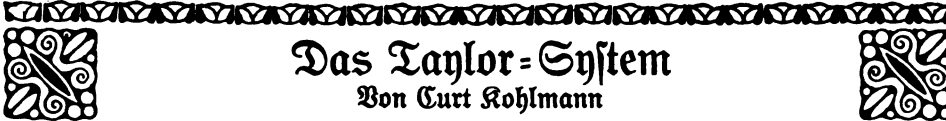
Mit leichtem Pedal


poco a poco cresc.
Hälm-chen, doch ist mir zu Mut, als hätt' ich schon Früh - lings-
Schät-zel, dann drückt dich kein Schuh, es geht ja nun wie - der den
poco a poco cresc.
poco string.
blu - men am Hut.
Veil - chen zu!
ff
poco rit.
a tempo
mf
f
Tra - la-la!
Tra-la-la!
poco
rit.
poco
rit.
a tempo
f
poco dim.
3. Tra - la-la, tra-la-la, wie froh ist mir heut, doch
Ped.
Mit leichtem Pedal


allmählich etwas zurückgehalten
p
weiß ich auf Er_den viel Kum_mer und Leid. Viel_leicht wird mir
poco rall.
p
sel_ber das Herz heut noch schwer.
allmählich wieder lebhafter
p
mf
Schau nicht um, Nimm's nicht krumm, es geht
mf
f
mf
cresc.
poco rit.
ff
hin, es geht her. Tra_la_la!
8
poco rit.
cresc.
f
ff
poco
string.

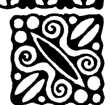


Tempo I.
Tra - la-la, tra-la-la!
poco rit.
Tra - la-la, tra - la-la!
poco rit.
Schau nicht um!
Nimm's nicht krumm!
a tempo
Tra-la-la, tra-la-la, tra - la-la!
a tempo



Das Taylor-System

Von Curt Kohlmann



Unsere an Schlagworten jeder Art so überreiche Zeit ist kürzlich mit einem neuen beglückt worden, das seinen Ursprung in dem klassischen Lande der Schlagworte, dem „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" hat. Ich meine die unter der Bezeichnung Taylor-System bekannt gewordene wissenschaftliche Betriebsleitung. Würde es sich nun hier lediglich um ein Schlagwort im gewöhnlichen Sinne handeln oder böten die Ideen Taylors und seiner zahlreichen Schüler nur für die Industrie Interesse, so wären diese Zeilen ungeschrieben geblieben. Tatsächlich ist aber das Gegenteil der Fall, und weit über Arbeiter und Unternehmer hinaus ruft das neue System Aufmerksamkeit und Beunruhigung wach.

Die Grundlage für die ganze Bewegung bilden die Schriften des Amerikaners Fred W. Taylor, der sich in einem rastlosen Leben vom einfachen Industriearbeiter bis zum Generaldirektor eines großen Werkes emporbrachte. Schon der Umstand, daß Taylor Jahrzehnte im stillen eine gewaltige Menge von Beobachtungen sammelte, ehe er sich entschloß, sie zu veröffentlichen, berechtigt zu der Annahme, daß man es hier mit dem Lebenswerk eines ernsten Mannes zu tun hat, und es lohnt sich gewiß allein aus diesem Grunde, zu hören, was er sagt, selbst wenn man endlich zu der Überzeugung gelangt, daß manche seiner Forderungen selbstverständlich, andere, für deutsche Verhältnisse mindestens, unannehmbar sind.

Bei dem aufmerksamen Studium der amerikanischen Industrieverhältnisse fand Taylor als wesentlichsten Grund des Gegensatzes zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber, daß ersterer möglichst hohen Lohn erstrebte, während letzterer, gebunden durch die Konkurrenz, alles daran setzte, so billig wie möglich zu fabrizieren, und dementsprechend, weil er nur selten am Material sparen konnte, es versuchte, an den Löhnen zu sparen. Daraus entwickelten sich dann die stetig wiederkehrenden wirtschaftlichen Kämpfe und Machtproben, die den Wohlstand und das ruhige Gedeihen des Volkes ständig erschütterten. Wenn es gelänge, so überlegte Taylor, einen möglichst hohen Lohn bei möglichst niedrigen Herstellungskosten zu zahlen, ohne daß gleichzeitig eine vermehrte Anstrengung der Arbeiter erforderlich würde, so wäre allen Teilen geholfen, und die parallel laufenden Interessen der Unternehmer und Arbeiter am Blühen des Werkes, das ihnen gemeinsam Nahrung spendet, könnten mehr in die Erscheinung treten.

Damit war also die Aufgabe gestellt. Bei dem jahrzehntelangen Suchen nach ihrer Lösung stieß Taylor auf den Umstand, daß in einer ganzen Reihe von Berufen früher gewonnene Erfahrungen einzelner über eine möglichst günstige Bewegungsfolge bei bestimmten stets wiederkehrenden Arbeiten von den neu hinzukommenden Arbeitern nicht beachtet wurden. Diese nahmen die gleichen Arbeiten vielmehr auf ihre Art in Angriff, häufig mit dem Erfolg, daß ihre Unkenntnis ihnen einen geringeren Lohn und dem Werk eine langsamere Produktion eintrug, was natürlich bei beiden Parteien Unzufriedenheit hervorrief. Wieder andere Arbeiten wurden überhaupt unwirtschaftlich ausgeführt, mit einem Aufwand von Zeit, der zu dem Erfolg in keinem Verhältnis stand. In anderen Fabriken stellte man den Arbeitern wohl die allerbesten Maschinen zur Verfügung, indessen dachte man nicht daran, daß diese den hohen Anschaffungswert doch nur dann rechtfertigten, wenn sie dauernd im Gange waren. Da aber die bedienenden Arbeiter einen guten Teil ihrer Zeit damit verbringen mußten, sich selbst neue Werkstücke heranzuholen oder vom Meister sich neue Arbeit zu besorgen, so konnten natürlich der Ertrag der Maschinen und gleichzeitig der erzielte Lohn den Erwartungen des Unternehmers sowohl als auch des Arbeiters nicht entsprechen. Weitere kostbare Stunden mußten die im Akkord beschäftigten Arbeiter damit verbringen, daß sie ihre Werkzeuge selbst schärften oder die Maschinen reinigten, und schließlich wurde fast in keinem Werke bei der Einstellung neuer Leute Wert darauf gelegt, festzustellen, ob sie denn für die ihnen zugedachten Arbeiten nicht nur physisch, sondern auch psychisch geeignet waren. Wenn dann ein Mann, dessen seelische Funktionen mehr einer häufigen Abwechslung geneigt waren, fortwährend den gleichen Handgriff an der gleichen Maschine machen mußte, erwuchs ihm schließlich eine solche Unlust zu seiner Tätigkeit, daß auch sonst alle Lebensfreude allmählich schwinden mußte. Ein anderer Mann wiederum, dessen Psyche mehr auf eine gleichmäßige Beschäftigung eingestellt war, mußte zu seiner täglich neuen Qual womöglich mehrere verschiedenartige Maschinen überwachen, so seine Nerven zu keines Nutzen vor der Zeit zermürbend.

Alle diese Beobachtungen führten Taylor dazu, zunächst genaue Zeitstudien über die einzelnen Bewegungen zu machen, die zur Herstellung eines bestimmten Arbeitsstückes nötig waren, dann diejenigen herauszusuchen, die den Arbeiter am wenigsten ermüdeten und dabei doch die schnellste Anfertigung gewährleisteten, und schließlich festzulegen, daß künftighin jeder neu eintretende Mann nur noch nach diesen als günstigst erkannten Bewegungs-

folgen zu arbeiten habe. In seinen Werken schildert Taylor sehr eingehend, welche Einzelerfolge er auf diese Weise oft erst nach Jahren und nach vielen fruchtlosen Bemühungen erzielen konnte. Es seien hier nur einige Beispiele angeführt. In den Bethlehem-Stahlwerken konnte durch Einlegung richtiger Ruhepausen und Anwendung richtiger Bewegungsfolgen und Vorrichtungen ohne Mehrermüdung der Leute die Tagesleistung eines Mannes, der bisher 12½ Tonnen Eisenstücke transportierte, auf 47½ Tonnen gesteigert werden, wobei sich gleichzeitig der Lohn um 60 Prozent erhöhte.

Dieselben Bethlehem-Stahlwerke beschäftigten Hunderte von Arbeitern mit dem Schaufeln von allerhand Material, namentlich Kohle und Erz, deren spezifisches Gewicht bekanntlich sehr verschieden ist. Jahraus, jahrein wurden aber für diese grundverschiedenen Materialien dieselben Schaufeln verwandt, ohne daß irgend jemand auf den Gedanken gekommen wäre, nachzuprüfen, ob dies denn zweckentsprechend sei. Taylor beobachtete diese Arbeiten lange Zeit und untersuchte dann, welche Gewichtsmenge für einen Durchschnittsarbeiter dieser Kategorie auf die Dauer in regelmäßiger Wiederholung die angemessenste war. Er ermittelte schließlich hierfür 9,5 kg. Nun ging er daran, die Schaufelformen so abzuändern, daß, gleichviel, welches Material zu bewegen war, immer 9,5 kg mit den Schaufeln gefaßt werden konnten. Anschließend unterrichtete er die Leute eingehend über die zweckmäßigste Schnelligkeit, die richtigste Schaufelbewegung, die beste Verteilung der Pausen usw. Das Endergebnis war, daß bei zehn verschiedenen Schaufelformen zur Bewältigung derselben Arbeit anstatt 500 Leuten nur noch deren 140 erforderlich waren, die nicht angestrengter tätig zu sein brauchten, als früher die 500. Weiterhin aber vermochte von diesen 140 Männern jeder täglich 59 Tonnen Material zu schaufeln, anstatt 16, wie bisher; ihr Tagelohn verbesserte sich dementsprechend von Mark 4,80 auf Mark 7,90; das Werk aber konnte seine Gesamtkosten für die Tonne des bewegten Materials von Mark 0,29 auf Mark 0,14 verringern.

Ein anderes Beispiel: in einer Stahlkugelfabrik vermochte man durch die Auswahl psychisch geeigneter Kugelprüferinnen mit 35 Mädchen in 8½ Stunden täglicher Arbeit schließlich dasselbe Resultat zu erzielen, wie früher mit 120 Mädchen in 10½ Stunden. Der Wochenlohn der Arbeiterin stieg dadurch von 19 Mark auf 35 Mark. Noch typischer ist das Erlebnis eines Schülers von Taylor, Gilbreth, in London. Dort war auf der englisch-japanischen Ausstellung eine junge Japanerin berühmt, die mit verblüffender Fingerfertigkeit 24 Streichholzschachteln in 40 Sekunden mit Etiketten bekleben konnte. Gilbreth gab ihr nach einer gewissen Beobachtungszeit eine günstigere Bewegungsfolge an, die anfangs von der auf ihren Ruhm stolzen Japanerin entrüstet abgelehnt wurde. Als sie sich schließlich aber doch überreden ließ, erhöhte die Arbeiterin ihre Leistung auf 24 Schachteln in 20 Sekunden.

Gilbreth war es auch, der sich Jahre hindurch das Studium der Maurerarbeit zur Sonderaufgabe gestellt hatte. Um diese seit Jahrtausenden systemlos ausgeübte Tätigkeit wissenschaftlich umzugestalten, prüfte er jede Bewegung, jede Muskelzusammenziehung daraufhin, ob keine nutzlose Vergeudung von Energie stattfände. Alle Raum- und Zeitverhältnisse, die in Betracht kamen, bis der Ziegelstein vom Boden aus aufgehoben und in die Mauer eingefügt war, wurden wieder und wieder notiert, die Ermüdungserscheinungen wurden bis zu ihren letzten Ursachen erforscht und ergründet. Psychophysische Prinzipien kamen zur Anwendung, indem jede Bewegung bewußt so gelenkt wurde, daß es gelang, die Schwerkraft intensiv auszunutzen und so die natürliche Ermüdung möglichst zu verringern. Gilbreth achtete ferner darauf, daß möglichst beide Hände der Maurer gleichzeitig unter Betätigung korrespondierender Muskelgruppen arbeiteten, weil hierdurch die Anstrengung auf ein Mindestmaß zurückgeführt wurde. Schließlich wurde besonderer Wert darauf gelegt, die für den Transport der Ziegel und des Kalks erforderlichen Wege der einzelnen Körperteile so weit als möglich zu begrenzen. Die Wirkung war eine Steigerung der Leistungsfähigkeit der Arbeiter um das Vielfache.

Von der Erkenntnis, daß richtige Bewegungsfolgen die Leistungsfähigkeit des einzelnen und, bei genügender Verbreitung, schließlich auch der Gesamtheit, ja des ganzen Volkes gewaltig steigern müßten, schloß Taylor weiter darauf, daß mit dem bisherigen System des Obermeisters, dem alle und jede Verantwortung für den Betrieb obliege, zu brechen sei. Seine Tätigkeit löst er in Funktionen für acht verschiedene Beamte auf, von denen z. B. der eine für gute Werkzeuge, der andere für die Reinigung der Maschinen, der dritte für ständig neue Arbeit, der vierte für Einhaltung der Liefertermine zu sorgen hat usw. Der Obermeister überwacht nun nur noch das Ganze und bekommt freie Zeit für Verbesserungen, während andere Funktionsmeister bemüht sind, neue gute Arbeitsmethoden zu ersinnen, die zeit- und geldsparend wirken. Dem Einwand, daß dadurch nun der Arbeiter mit mehreren Vorgesetzten zu tun habe, was zu Verwirrungen führen müsse, wird durch den Hinweis auf die Schule begegnet, wo auch längst jeder Schüler mehrere Fachlehrer habe, ohne daß die Disziplin leide.

Eine wichtige Funktion schreibt das neue System diesen Beamten insofern noch zu, als sie auch bestrebt sein sollen, die seelischen Eigenschaften ihrer Leute richtig zu ergründen und zu bewerten, um auch in psychischer

Hinsicht den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen. Taylor ist in seinen Ausführungen sehr vorsichtig und ermangelt nicht, wieder und wieder zu betonen, daß es ganz unmöglich sei, sein System ohne langwierige und kostspielige Vorstudien in irgendeiner Fabrik einzuführen. Deshalb dürfe auch der Mehrgewinn nicht den Arbeitern allein zugute kommen. Die besseren Maschinen und Werkzeuge, die erhöhte Beamtenzahl belasteten das Unternehmen erheblich, auch das Ermitteln richtiger Bewegungsfolgen geschähe auf Rechnung und Veranlassung der Fabrik, die dementsprechend auch begründeten Anspruch auf einen Teil des dadurch erzielten Gewinnes habe. Wie nach Taylor die Kalkulation eines gewissen Arbeitsstückes sich stellen kann, möge aus nachfolgendem Beispiel erhellen:

Nehmen wir an, ein Schmiedestück, von dem die Arbeiter täglich fünf Exemplare fertigten, habe 2 Mark Lohnkosten verursacht. Nach umfangreichen und genauen Bewegungsstudien ermittelt der Betriebsbeamte, daß ohne stärkere Ermüdung zehn Stück täglich hergestellt werden können. Dies zeigt man den Arbeitern mit der Bemerkung, daß künftig 1,40 Mark Lohn für das Stück gezahlt werde, wenn die Produktion auf Mann und Tag eben zehn Stück betrage, andernfalls nur 1 Mark das Stück. Die Wirkung ist, daß ein Arbeiter 14 Mark statt früher 10 Mark am Tag verdient, während für das Werk die Kalkulationen wie folgt aussehen:

Gewöhnliches Akkordsystem

Arbeitslohn . . .	Mark 10,—
Maschinenkosten . .	„ 14,—
Gesamtunkosten	Mark 24,—
Bei fünf Stück das Stück	Mark 4,80

Taylorsches Differentialsystem

Arbeitslohn . . .	Mark 14,—
Maschinenkosten . .	„ 14,—
Gesamtunkosten	Mark 28,—
Bei zehn Stück das Stück	Mark 2,80

Beträgt nun der Verkaufspreis 6 Mark das Stück, so verdiente die Firma früher 1,20 Mark, nun aber 3,20 Mark, oder sie kann durch günstigere Preise im Wettbewerb mit anderen Unternehmungen obsiegen.

Das nachstehende Beispiel möge den Gedankengang, der dem Taylor-System eigentümlich ist, noch deutlicher veranschaulichen:

Wenn in einer Fabrik nach dem Stücklohn gearbeitet wird (d. h. wenn die Arbeiter nicht nach ihren Arbeits*stunden* bezahlt werden, sondern vielmehr nach der *Zahl* der von ihnen hergestellten Arbeits*stücke*), so besteht gewöhnlich ergänzend die Bestimmung eines Maximaltagelohnes, über welchen die Arbeiter nicht hinauskommen können. Gelingt ihnen dies dessenungeachtet, so pflegt die Fabrikleitung daraus zu schließen, daß der gezahlte Lohn für das einzelne Stück zu hoch gegriffen ist und ermäßigt werden muß. Setzen wir nun den Fall, daß in einer Fabrik dieser Maximaltageslohn 7,50 Mark beträgt und daß weiter die Arbeiter für bestimmte Stücke, die in großen Mengen hergestellt werden, je 1,50 Mark an Lohn erhalten, so ist leicht verständlich, daß die Leute sich so einrichten werden, daß sie keinesfalls mehr als fünf Stück am Tage fertig bekommen. Denn würden sie sich bemühen, durch eine klügere und zeitsparende Folge der für die Fabrikation der Teile erforderlichen Bewegungen die Tagesproduktion auf etwa sieben Stück zu erhöhen (was vielleicht an sich ganz gut möglich wäre), so müßten sie ja damit rechnen, daß ihr Stücklohn auf 1 Mark (von bisher 1,50 Mark) herabgesetzt würde. Die von den Arbeitern aufgewandte Mühe, das Nachdenken und womöglich auch die körperliche Mehranstrengung kämen lediglich dem Werke zugute, ohne daß auch der Arbeiter, wie es doch billig wäre, einen Vorteil hätte.

Das Bild verschiebt sich indessen sofort, wenn die Fabrikleitung entsprechend dem Taylorschen Grundsatze: „höhere Löhne bei niedrigeren Herstellungskosten", bereit ist, den Maximaltageslohn auf, sagen wir, 10 Mark hinaufzusetzen, etwa für den Fall, daß täglich mindestens zehn Stück fertig werden. Damit ersteht ihr aber natürlich gleichzeitig die Verpflichtung, den Arbeitern nach vorhergegangenen sorgfältigen und langwierigen Studien die Mittel und Wege (also die Maschinen und Arbeitsfolgen) an die Hand zu geben, um ohne stärkere Ermüdung diese zehn Stück in derselben Zeit herzustellen, wie nach den früheren Arbeitsmethoden die fünf Stück. Die neuen und verbesserten Maschinen und Werkzeuge sowohl, als auch die Betriebsbeamten, welche die neuen Bewegungsfolgen studieren und ausprobieren, verursachen selbstverständlich erhebliche Unkosten, die allein der Fabrik zur Last fallen, weshalb sie Anspruch auf einen Teil des durch die Neuordnung der Dinge erzielten Mehrgewinnes hat. Die Arbeiter anderseits werden durch die Gewährung eines um Mark 2,50 höheren Tagelohnes dazu angespornt, die erforderlichen zehn Stück täglich, anstatt früher fünf, anzufertigen und sich mit dem neuen niedrigeren Stücklohn von 1 Mark (statt früher 1,50 Mark) einverstanden zu erklären.

Da sich nun eine jede derartige Kalkulation der Selbstkosten von Arbeitsstücken 1. aus den Selbstkosten für das *Material*, 2. den für die Herstellung tatsächlich gezahlten *Arbeitslöhnen* und 3. den *Generalunkosten* der Fabrik zusammensetzt (diese sind in jedem Werke verschieden — wir wollen für das vorliegende Beispiel 100 Prozent der Löhne annehmen), so ergibt sich für die Zeit, wo das Taylor-System noch nicht angewandt wurde und die Produktion des Arbeiters täglich fünf Stück betrug, die folgende Rechnung:

Mark 7,50 Materialkosten für fünf Stück (Annahme: Materialwert Mark 1,50 für das Stück)
„ 7,50 Löhne (nämlich Mark 1,50 für das Stück)
„ 7,50 Generalunkosten (nämlich 100 Prozent auf die Löhne)

Mark 22,50 für fünf Stück, also Mark 4,50 Selbstkosten für ein Stück.

Nun mögen sich durch die Einführung des Taylor-Systems und die damit entstehenden Kosten an neuen Beamten, Maschinen und Werkzeugen die Generalunkosten um 50 Prozent vermehrt haben, so daß jetzt 150 Prozent in Rechnung zu stellen sind, während die Ausbeute auf täglich zehn Stück für jeden Arbeiter gestiegen ist. Dann erhalten wir folgende Selbstkostenberechnung:

Mark 15,— Materialkosten für zehn Stück (Annahme, wie früher, Mark 1,50 für das Stück)
„ 10,— Löhne (nämlich Mark 1,— für das Stück)
„ 15,— Generalunkosten (nämlich 150 Prozent auf die Löhne)

Mark 40,— für zehn Stück, also Mark 4,— Selbstkosten für ein Stück.

Den gewünschten Reingewinn, der sich selbstverständlich durch die auf dem Markte befindlichen Konkurrenzfabrikate reguliert, schlagen die Werke in gewissen Prozentsätzen auf die Selbstkosten. Hier sollen 20 Prozent Reingewinn vorgesehen sein.

Der Gesamtreingewinn ist **ohne** Taylor-System demnach im Jahr:

Fünf Stück täglich × 300 Arbeitstage = 1500 Stück im Jahr zu 90 Pfennig Reingewinn für das Stück = Mark 1350.— Reingewinn (Verkaufspreis Mark 5,40), **nach** Einführung des Taylor-Systems aber:

Zehn Stück täglich × 300 Arbeitstage = 3000 Stück im Jahr zu Mark 1,40 Reingewinn (da die Selbstkosten, wie wir oben sahen, um 50 Pfennig geringer sind, als früher, der Verkaufspreis mit Mark 5,40 aber der gleiche bleibt) = Mark 4200,— Reingewinn.

Diese bedeutend höhere Summe wurde erzielt, obwohl die Löhne um 33 1/3 Prozent, die Generalunkosten um 50 Prozent gestiegen sind. Sie gewährt dem Werke entweder einen höheren Reingewinn oder die Möglichkeit, durch Herabsetzung der Preise die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen und den Umsatz zu erhöhen, wodurch wiederum neue Arbeitsmöglichkeiten geschaffen werden.

Dies sind in allgemeinen Umrissen die Taylorschen Ideen. Wie soll man sich nun zu ihnen stellen?

Niemand wird leugnen, daß vieles an ihnen bestechend wirkt, aber allein der Umstand, daß in dem Heimatlande Taylors heute, nachdem das System drüben in Wort und Schrift bereits seit Jahren gepredigt wird, erst 70000 Arbeiter von den 25 Millionen, die in den Vereinigten Staaten schaffen, nach ihm arbeiten, muß bedenklich machen. Dazu kommt, daß in Deutschland ganz andere Wirtschaftsverhältnisse vorliegen als in Amerika, ja noch mehr, daß auch die deutsche Psyche von der amerikanischen erheblich abweicht. Der ungeheure Bedarf des jungen Landes bewirkt drüben eine Spezialisierung und eine Massenherstellung, die bei uns mit unserer alten und gesättigten Kultur trotz allen Bevölkerungszuwachses nie eintreten kann. Wenn wir hören, daß die größte amerikanische Automobilfabrik, die Ford Co., nur eine Wagentype baut, dafür aber eine so große Produktion hat, daß im Durchschnitt jede zweite Arbeitsminute ein Automobil fertig wird, daß die Baldwin-Lokomotivwerke in Philadelphia täglich fünf Lokomotiven, eine Waggonfabrik täglich hundert Lastwagen liefert, so wissen wir, daß in Europa ähnliche Ziffern unmöglich sind. Sicherlich sind aber die Zeit- und Bewegungsstudien, die Taylor zur Bedingung macht, nur dann wirklich lohnend, wenn von den Teilen, denen diese Untersuchungen gelten, gewaltige Mengen erforderlich sind. Weiterhin dürfen wir nicht außer acht lassen, daß der Deutsche nicht so sehr wie der Amerikaner sein ausschließliches Streben auf das Geldverdienen richtet.

Nun könnte man dem ja entgegenhalten, daß alles verständige Lebengenießen erst beginnen kann, wenn man Zeit dazu hat und der schlimmsten Sorge um das tägliche Brot enthoben ist. Ersteres haben wir in Deutschland in der Industrie aber auch ohne das Taylor-System im wesentlichen durch unsere vielfach bereits neun- oder achtstündige Arbeitszeit erreicht, und der Volkswohlstand in den breiten Schichten hat sich infolge unseres Fleißes auch beträchtlich gehoben. Es wächst also mit jedem Tage die Möglichkeit, eine ständig größere Zahl von Volksgenossen an unseren Kulturgütern teilnehmen zu lassen, und wenn auch aufs schärfste von Taylor und seinen Freunden betont wird, daß unter Vermeidung jeglicher Mehranstrengung der höhere Gewinn erzielt werden soll, so hängt dies doch zu sehr von dem guten oder bösen Willen einzelner Betriebsleiter und Direktoren ab, als daß man diesem Umstande so gänzlich sorglos gegenübertreten könnte.

Anders ist es natürlich mit der Verteilung der Obliegenheiten des früheren Obermeisters auf verschiedene Funktionsmeister. Dieser Forderung sind viele deutsche Werke bereits im vollen Umfange nachgekommen, die größten notgedrungen zu allererst, und überall mit dem besten Erfolge. Ebenso wird man von seiten der Arbeiter wie der Unternehmer Taylor durchaus beipflichten, wenn er darauf hinweist, daß es unwirtschaftliche Zeitvergeudung ist, eine als richtig erkannte Bewegungsfolge durch Neulinge ungeschickt nach deren eigenem Gutdünken durch eine andere und

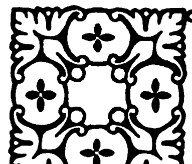
schlechtere ersetzen zu lassen. In jedem gut geleiteten Werke wird es vielmehr die vornehmste Aufgabe des betreffenden Funktionsmeisters sein, darüber zu wachen, daß keine schädigende Eigenbrötelei einreißt. Was ist denn schließlich alles „Lernen" eines Handwerks anderes als das Nachahmen von Handgriffen solcher, die darin erfahren sind? Darüber kann ja auch kein Zweifel herrschen, daß dereinst diejenige Nation im Wettkampfe auf dem Weltmarkte als Siegerin hervorgehen wird, die am wirtschaftlichsten zu arbeiten versteht, und jede vernünftige und unserer Wesensart angemessene Einrichtung, die hier helfen kann, soll uns willkommen sein. Wir sind ja schon auf dem allerbesten Wege zum Erfolge, denn unsere Handelsbilanz nähert sich, was noch vor zehn Jahren niemand für möglich gehalten hätte, mit Riesenschritten der englischen; wir wollen uns aber unter keinen Umständen von unserer ruhigen Bahn der Entwicklung in eine amerikanische hineinreißen lassen, die vielfach im strikten Gegensatz zu unseren Kulturerrungenschaften steht. Jedenfalls darf die Jagd nach dem Geldgewinn nicht zu unserem ausschließlichen Lebensinhalt werden.

Deshalb berührt es so angenehm, festzustellen, daß es gerade ein Deutscher, Professor Hugo Münsterberg, ist, der im Fortgang des Taylorschen Gedankens dort mit seinen Studien einsetzt, wo unser deutsches Empfinden am ehesten bereit ist zu folgen, nämlich in dem Bemühen, eine wissenschaftliche Berufsberatung einzuführen.

Eine große Menge von Unzufriedenheit und Unglück rund um uns her entspringt zweifelsohne aus der Tatsache, daß viele, leider nur allzu viele, einen Beruf ergriffen haben, für den sie vielleicht körperlich, nicht aber seelisch geeignet sind. Wenn wir daran denken, mit welcher Leichtfertigkeit im allgemeinen eine Berufswahl zustande kommt, wie da Familienüberlieferung, Eitelkeit der Eltern oder oberflächliche Informierung über die erforderlichen Vorkenntnisse ausschlaggebend sind, so darf man sich nicht wundern, daß Tausende und aber Tausende später mißmutig zur Tagesarbeit wandern, ihr Los scheltend, das sie einem ungeliebten Berufe in die Arme trieb. Gewiß wird das erbarmungslose Leben manchen nach wiederholten Fehlschlägen endlich dorthin schieben, wo er seinen Platz ausfüllt, aber für die verlorene Zeit gibt ihm niemand etwas — und wie viele kommen niemals an dieses Ziel! Gewiß können in großen Werken die Betriebsleiter ihre Leute auch unter Beachtung ihrer psychischen Fähigkeiten umplacieren, in kleinen Fabriken, im Handwerk ist dies indessen schon nicht möglich. Dabei ist diese Frage für die Allgemeinheit vom allergrößten Interesse, fallen doch allein in Deutschland den Straßenbahnen alljährlich 3000 Menschen zum Opfer, weil die Führer nicht imstande waren, bei der Leitung der Wagen die andauernde gespannte Aufmerksamkeit aufzubringen, die für diesen Beruf nun einmal unerläßliche Bedingung ist. Wenn hier eine Prüfung auf psychische Geeignetheit stattfinden könnte, bevor man die Leute anstellt, könnte manches Menschenleben erhalten werden. Ähnlich ist es bei den Telephonistinnen. Eine große Anzahl ist den Anstrengungen dieser Tätigkeit nach einigen Jahren nicht mehr gewachsen und erkrankt oder muß den Beruf wechseln: verlorene Kraft, verlorene Zeit!

Da setzen also die Studien Münsterbergs ein, die in Amerika die sogenannte vocational guidance zeitigten. Wie an den Schulen Ärzte über die Gesundheit der heranwachsenden Generation wachen, so müssen ihnen auch Psychologen zur Seite stehen, welche den heranreifenden Jünglingen diejenigen Berufe empfehlen, für die sich ihre Psyche eignet. Daß wir uns hier auf absolutem wissenschaftlichem Neuland befinden und daß das harte Leben mit seinem „Muß" manchen noch so schönen Rat betreffs eines zu erwählenden Berufes zunichte macht, ist unnötig zu erwähnen, immerhin können wir mit Befriedigung feststellen, daß der Anfang auf diesem verheißungsvollen Wege beschritten ist, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, werden wir auf diesem Gebiete noch weiter vorankommen.

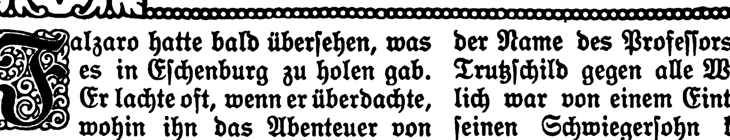
Alles in allem: das Taylor-System, so wie es als Schlagwort von der Parteien Haß und Gunst verwirrt worden ist, als ein System also, die menschliche Arbeitskraft bis zum letzten Ende auszubeuten, den Arbeiter zur Maschine zu erniedrigen und ihm jede Selbständigkeit zu nehmen, dieses System lehnen wir, wie es mit überwältigender Mehrheit die Amerikaner taten, in Deutschland aus noch viel gewichtigeren Gründen rundweg und endgültig ab. Aber wir müssen uns vergegenwärtigen, daß die Taylorschen Ideen nur in den Köpfen der falschen Propheten zu dieser Umdeutung mißgestaltet wurden. Unsere deutsche Kultur hat sicherlich gerade deshalb allen Stürmen, die im Laufe der Jahrhunderte über uns hinbrausten, so zähe widerstanden, weil wir bewußt und unbewußt immer bemüht waren, unsere nationalen und stammlichen Charaktereigentümlichkeiten zu bewahren. Wir sind in einer vierzigjährigen Friedensperiode, wo wir zum erstenmal wirkliche Ruhe zum Arbeiten fanden, infolgedessen mächtig vorangeschritten. Nützen wir unsere alte Tugend, die Wissenschaftlichkeit bei allem, was wir unternehmen, auch noch auf dem Gebiete der Wirtschaft in einer Form, die für unsere Eigenart paßt, suchen wir unsere Volksgenossen schon in der Jugend durch wissenschaftliche Berufsberatung der Tätigkeit zuzuführen, in der sie für sich und die Gesamtheit aller Voraussicht nach das Höchste leisten können, so wird das Wort zur Wahrheit werden, daß am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen soll!



Das Kreuz der Wahrheit

Roman von Georg Hirschfeld

(Fortsetzung)



Falzaro hatte bald übersehen, was es in Eschenburg zu holen gab. Er lachte oft, wenn er überdachte, wohin ihn das Abenteuer von Bocclari verschlagen hatte. Aber er sagte sich auch, daß das Leben in der deutschen Provinzstadt ihn weiterbringen würde als Paris oder Berlin. Je naiver die Umgebung, desto bewußter und sicherer wurde Falzaro. Er mußte wie ein Schauspieler sein Publikum haben. Skepsis verdarb ihm die beste Kraft.

Er blieb im Munde der Leute. Er war der interessante Mann. Aber er verkannte nicht, daß seine neue Lage auch ihren Ernst hatte. Er lebte in Deutschland. Er hatte sich verlobt. Mit einem vornehmen Mädchen. Er wurde in ein Leben aufgenommen, das er bisher nur mit geringschätzigem Lächeln angesehen hatte. Es ebenso verantwortungslos zu betrachten wie das bunte Irgendwo, war nicht möglich. Ein lebendiger Mensch stand neben ihm und hatte sein Schicksal mit dem seinen verknüpft. Ein Mädchen, das ihn liebte. Liebte! Falzaro wehrte sich gegen die Schauer dieses Wortes. Er gehörte nicht zu denen, die man liebte. Wohl hatte der Rausch von Bocclari auch ihn gepackt. Das Gelöbnis aber, das sich daraus herleitete, wurde ihm bald zum Requisit. Er nahm es auf sich, um sich gesellschaftlich zu behaupten. Eine Fessel durfte es nie für ihn werden. Aber wie schwer es war, die Hände freizubehalten, erkannte er immer mehr. Stets schlug ein anderes Herz neben dem seinen. Stets fühlte er Augen auf sich gerichtet, die vorwurfsvoll Glück suchten. Dennoch — in stillen Stunden, wenn er müde war, lauschte er gern auf den neuen Klang. Dann traten längst verblaßte Bilder vor ihn hin. Er sah sich selbst, wie er hätte werden können. Er freute sich an Betty Brahe.

Doch diese Stunden waren vergänglich. Der nächste Tag schon sah den richtigen Falzaro. Eschenburg war ein gutes Versteck vor seinen internationalen Gläubigern. Hier vermutete man ihn nicht. Auch war der Name des Professors ein vorzüglicher Trutzschild gegen alle Widersacher. Freilich war von einem Eintreten Brahes für seinen Schwiegersohn keine Rede. Er setzte sich dabei nicht der Gefahr aus, von der öffentlichen Meinung verurteilt zu werden. Die Welt sollte sich nur über seinen Kampf mit Falzaro amüsieren, nicht Partei darin ergreifen. Für einen Geizhals hatte niemand etwas übrig, wohl aber für einen klugen Mann, der seinen Besitz wahrte. Brahe blieb taub gegen die Bitten seiner Tochter Betty. Er ließ sie auch als Braut bei ihrem kargen Taschengeld. Aber dem wütenden Falzaro begegnete er plötzlich mit dem Entschluß, Betty eine Aussteuer auszusetzen, die erheblich größer war als seine Verpflichtung. Eine Hochzeitsfeier mit luxuriösem Festmahl im ersten Hotel der Stadt warf der Professor den Eschenburgern hin.

Diese Hochzeit blieb lange der Gesprächsstoff der Stadt. Man hatte sich noch bei keiner so amüsiert. Die Eschenburger sahen einmal in funkelnder Wirklichkeit, wovon sie immer nur gehört hatten. Aber sie hielten in der bewegten Stimmung alles nur für Scherz. Es war ja nicht möglich, daß die Keckheiten des jungen Mannes, der dem Alten Wahrheit auf Wahrheit an den Kopf warf, ernst gemeint waren. Ebensowenig die Geringschätzigkeit, mit der der Professor diese Hiebe parierte. Bücherwurm — Flausenmacher — Knicker — Falscher Missionar — so titulierten sich die beiden bei der Hochzeit? Aber man brauchte sich bei Bernd Brahe über nichts mehr zu wundern. Ein Beweis für den weit getriebenen Spaß war auch das Lachen der Braut. Man konnte ihr weder Furcht noch Scham anmerken. Alles war nur sehnsüchtige Verliebtheit. Auch das halb verrückte, ausgelassene Wesen Thoras glaubte man richtig zu deuten. Sie betäubte natürlich ihr Leid um Falzaros Verlust.

Thora tanzte immer wieder mit dem Bräutigam. Betty war keine gute Tänzerin. Aber sie dachte an das Beste, das nur ihr beschieden war. Ihre Seele zog von Lärm

und Lustigkeit fort in die köstliche, wartende Nacht. Darum saß sie so ruhig, den Duft ihres Rosenstraußes einatmend, und sah zu, wie Falzaro mit Thora tanzte. Sie lächelte ihnen entgegen, wenn sie erhitzt auf sie zukamen. Sie ermunterte sie und warf ihnen nichts vor. Heute konnte sie Thoras am sichersten sein. Die Schwester war frei und wollte frei bleiben. Thora aber fühlte Falzaros Angst vor dem, was ihn bindend erwartete. Eine dämonische Freude ergriff sie darüber. Sie trieb ihn in seinen ‚Hafen'. Er sollte es für immer auf sich nehmen, womit er vielleicht nur gespielt hatte. Sie war, sie blieb frei. —

Helene hatte nur einige Male mit Schülern ihres Vaters getanzt. Sie hatte keine Freude am Tanzen, weil sie es nur mit größter Anstrengung erlernt hatte. Wenn man sie aufforderte, glaubte sie stets an die Verpflichtung junger Streber. Plötzlich war sie verschwunden und hatte sich, fern vom Lärm, in ein Nebenzimmer gesetzt. Dort lagen allerhand Zeitschriften, in denen sie blätterte. Sie hatte sich vor dieser Hochzeit gefürchtet und fand ihre Furcht bestätigt. Hier putzte sich alles, hier taxierte einer den andern nach dem Glanz, den er entfalten konnte. Ein Mädchen wie Helene war nur geduldet. Sonst mied sie die Festlichkeiten der Stadt. Heute aber — die Hochzeit ihrer Schwester? Wenn sie wenigstens mit Betty, mit Thora hätte fühlen können. Aber Helene wußte, was Bettys Hochzeit bedeutete. Einen frechen Angriff fühlte sie auf geheiligte Dinge. Betty suchte noch, was sie längst hätte finden müssen. Thora kam zu keinem Vorsatz, sondern nur zur Flucht vor sich selbst.

Helene saß still, den Kopf in die Hand gestützt, am Tisch und starrte in eine Zeitschrift, ohne zu lesen. Plötzlich fühlte sie einen Mann neben sich. Sie erkannte Falzaro. „Hier bist du, Schwägerin? Aber das ist ja nichts. Hier sieht es aus wie im Wartezimmer eines Arztes. Ich erlaube mir, dich darauf aufmerksam zu machen, daß ich heute Hochzeit mit deiner Schwester feiere." Er sah sie lachend an, schön und siegesgewiß in seinem eleganten Frackanzug.

Helene blickte an ihm vorbei. „Das weiß ich," sagte sie bitter.

„Schon wieder der erhabene Grabeston? Komm' doch tanzen! Du hast überhaupt noch nicht mit mir getanzt!"

Sie sah ihn trotzig an. „Ich tanze nicht mehr. Drei Studenten haben sich schon mit mir abgequält. Ich will nicht zum Gespött der Leute werden."

„Was heißt das? Das versteh' ich nicht. Die Studenten können ja nicht tanzen."

„Es sieht auf keinen Fall gut aus."

„Das ist ein sonderbarer Wahn . . ."

Helene biß sich auf die Lippe. Jetzt mußte sie sich in acht nehmen. „Ich tanze nicht," stieß sie nochmals hervor.

„Also gut . . . Dann unterhalten wir uns ein bissel."

„Geh doch zu Betty! Du bist hier wirklich nicht am Platz!"

„Ich bin sogar sehr am Platz. Mit Betty werde ich noch genug zusammen sein."

„Schäm' dich . . ."

„Helene —"

„Hast du sie eigentlich lieb?"

„Das ist ja eine merkwürdige Frage."

„Du könntest sie mir beantworten."

„Ich lasse mich nicht auf große Gefühle festnageln. Das hab' ich noch nie getan."

„In diesem Fall ist es nötig."

„Bei guten Bürgern vielleicht. Ich kann meiner Frau nichts Besseres geben als Kameradschaft. Stehen wir uns nicht vorzüglich? Betty, Thora, du und ich? Denk' mal an unsere Reise."

„Ich verzichte auf solche Gleichberechtigung. Thora tut es auch. Betty hat höhere Rechte."

„Die hat sie!" Falzaro lachte sein breites Faunslachen, das die gelben, vom Rauchen verdorbenen Zähne zeigte. Helene lachte jetzt auch. Aber sie zerknüllte mit zitternder Hand eine Zeitschrift dabei.

Sie wurden von Thora unterbrochen, die Arm in Arm mit Peter Kugleut erschien. Sie glühte. Ein Sektschwips machte ihre innerste Natur frei. „Hier seid ihr! Kommt doch hinüber! Da gibt es Moët et Chandon! Ich kenne Papa nicht mehr! Er wird immer splendider! Ich versichere und schwöre euch, daß er eben Frau Doktor Froheimer auf dem Schoß gehabt hat!"

„Aber Thora!"

„Doch, Lene! Die sitzt übrigens bald auf dem Schoß! Jetzt gib mir mal eins auf den Mund — ich weiß nicht mehr,

was ich rede! Na, Papa ist achtundfünfzig — da geht es schon!"

„Er gefällt noch immer den Damen," sagte Falzaro sarkastisch.

„Still jetzt, Thora!"

„Lene geniert sich! Und der Herr Privatdozent weiß nicht, ob es sich mit dem ‚Respekt' verträgt!" Thora tippte auf Peter Kugleut, den sie noch immer untergefaßt hielt. „Sie sind zu ehrsam! Sie sind viel zu solide! — Aber nett ist er! Nur mit dem Tanzen geht es noch nicht! Kommen Sie, wir probieren noch mal!"

Peter sträubte sich, aber es half ihm nichts. Thora drehte ihn herum, und es war ein hübscher Anblick: der plumpe, bäurische Mann und das schlanke Mädchen. Falzaro ließ die Augen nicht von Thora. Da stand Helene auf und brachte die anderen dazu, mit ihr zu Betty zu gehen.

Mit schimmernden Augen kam die Braut auf sie zu. „Kommt ihr endlich? Ich hab' es inzwischen schwer gehabt. Justizrat Gabriel hat sich zu mir gesetzt und mir ein Dutzend Geschichten erzählt. Ich konnte nicht mal lachen — denn erstens spricht er so undeutlich, und zweitens hab' ich heute wirklich keinen Sinn für Geschichten."

Man setzte sich zusammen. Helene, die von Bettys Harmlosigkeit ganz betroffen war, sah staunend mit an, wie Falzaro zu seiner Braut überging. Thora existierte nicht mehr für ihn. Nur Betty, der Erschauernden, galt alles, was er tat und sagte. Soviel Inbrunst konnte unmöglich lügen. Helene wurde wieder beirrt. Sie glaubte, Falzaro tiefes Unrecht getan zu haben. Ein Abschied kam, als das Brautpaar heimlich verschwand, nicht minder bewegt und schicksalsvoll als bei den Hochzeitsfesten bürgerlicher Liebe.

⌘ ⌘ ⌘

Als das junge Paar von einer Reise nach Wien und Venedig zurückgekehrt war, entschloß sich Bernd Brahe, überraschend wie immer, die Verhältnisse nach seinem Maßstab zu ordnen. Er räumte seiner Tochter einen monatlichen Zuschuß ein, der freilich für einen Beamten, nicht für Falzaro ausreichte. Nach dieser pekuniären Hilfe zog sich Brahe ein für allemal zurück. Betty tröstete ihren Gatten. Sie bat ihn, geduldig zu sein. Hatte der Vater soviel gegeben, so würde auch noch weiteres folgen. Aber gerade die kleinen Zugeständnisse, die Almosen, wie Falzaro sie nannte, empörten ihn. So kam er nicht weiter. Seine Gläubiger hatten allmählich den Unterschlupf entdeckt und begannen mit erneuten Kräften die Treibjagd. Noch gelang es Falzaro, sie auf seinen reichen Schwiegervater zu vertrösten. Aber wie lange nützte dieser Kredit? Allzu bekannt war es, was man von dem unerbittlichen Geiz des Professors erwarten konnte. Sein Alter hatte keine Bedeutung. Er war kerngesund.

Einen Schritt vorwärts tat Falzaro. Er brachte einen befreundeten Bankbeamten zu der Indiskretion, ihm die tatsächliche Vermögenslage des Professors zu verraten. Brahe hatte nicht gelogen. Er besaß wirklich eineinhalb Millionen Mark. Mit pochendem Herzen empfing Falzaro diese Gewißheit. Bettys war er sicher. Thora und Helene sollten ihm auch nicht entgehen. Er träumte sich tief in eine erlösende Zukunft hinein. Millionär! Endlich ein freier Mann, ein Beherrscher des Lebens! Aber das Leben war es, was ihn in Fesseln hielt. Ein Menschenleben, ein einziges, zähes, häßliches: Bernd Brahe! Er saß wie ein unsterblicher Gnom auf seinen verborgenen Schätzen . . .

Dank den Zuschüssen ihrer reichen Tante in Finnland sorgte Betty dafür, daß Falzaro der vorbildliche Elegant der Stadt wurde. Kleider machten Leute in Eschenburg. Aber man traute sich auch sonst nicht, über Falzaro die Nase zu rümpfen. Er hatte eine dämonische Kraft, stets etwas Großes von sich erwarten zu lassen. Sobald er angreifbar wurde, hatte er schon einen neuen Trick bei der Hand, der ihn imponieren ließ. Der wirksamste wurde sein abessinischer Orden. Eines Tages hieß es, Joseph Falzaro habe in Anerkennung seiner hohen Verdienste um das Projekt der Dschamela-Bahn vom Kaiser von Abessinien einen Orden erhalten. Beim nächsten Vereinskonzert sah man den Dekorierten neben seiner glückstrahlenden jungen Frau. Um sich vor den Eschenburgern mit seinem Orden zeigen zu können, ließ der unmusikalische Falzaro sogar drei Sinfonien über sich ergehen. Das war aber auch ein Orden — der lohnte sich. Ein großes, goldenes Kreuz, frei an der Brust zu tragen. Auf jedem Flügel des Kreuzes



Flüchtende

Bildwerk von Hans Hartmann=Mc. Lean

ein leuchtender Stein, natürlich ein Diamant. Man verstand sich in Eschenburg nicht auf abessinische Orden und fragte den würdevollen Besitzer eifrig nach dem Namen seiner Auszeichnung. Ehrfürchtig wurde die Auskunft weiter getragen. Falzaro hatte das Kreuz der Wahrheit und der sieben Geheimnisse des Apostels erhalten.

Das Kreuz der Wahrheit ... Bernd Brahe ließ es sich zeigen. „Simili," murmelte er, als er die Diamanten prüfte. Falzaro schien es zu überhören. Dann schüttelte der Professor sich kichernd. „Wie heißt denn der Gesandte von Abessinien, der Ihnen den Orden im Auftrage Seiner Majestät überbracht hat? Levy Pascha? Wohnt er in der Siegmundsgasse?" Das war die Trödlergasse von Eschenburg.

Falzaro verzog keine Miene. „Die Gesandtschaft in Berlin hat mir den Orden geschickt. Ich muß jetzt hinauffahren, um mich zu bedanken."

„Grüßen Sie schön von mir."

Allmählich wurde die Stellungnahme Brahes zu seinem Schwiegersohne doch so, daß ein Zusammenleben unmöglich war. Der Vater hüllte sich ganz in giftigen Spott. Er wurde immer geiziger und gab auch allmählich das letzte auf, was das Leben seiner Kinder bereichert hatte: er reiste nicht mehr. Er blieb in seinem Studierzimmer. So ergab es sich von selbst, daß Thora zu dem einzigen Element hinüberstrebte, das für sie noch Jugend bedeutete. Sie war täglich Gast in Bettys Heim. Oft kam auch Helene hinüber. Mochte die einsamste der Brahetöchter es sich eingestehen oder nicht: sie konnte sich von Falzaro nicht losmachen. Das ertötende Einerlei bei dem weltverachtenden Greise war überwunden. —

So wurde ein plötzlicher Reiseplan Falzaros nicht nur von Betty mit Begeisterung aufgenommen — auch Helene und Thora schlossen sich an. Falzaro wollte mit Frau und Schwägerinnen nach Paris fahren. Brahes Töchter sollten zum ersten Male die Stadt ihrer Sehnsucht genießen, denn der kurze Aufenthalt mit dem Bräutigam war durch Brahes Anwesenheit verkümmert worden. Möglich wurde die Reise für die ganze Gesellschaft freilich erst durch Tante Hjördis in Finnland. Tante Hjördis Venerborg bewahrte der früh verstorbenen Frau Brahe treue Schwesterliebe. Betty, das Ebenbild der Toten, war ihr Liebling. Sie entschloß sich, auch nach Paris zu kommen, um Bettys Gatten kennen zu lernen. Von dieser Bekanntschaft versprach sich Falzaro viel. Tante Hjördis war fast ebenso reich wie Bernd Brahe.

Sie schickte Geld, und die lustigen Reisenden zogen los. Am Pariser Bahnhof empfing die Tante ihre Schützlinge. Frau Hjördis Venerborg war eine hochgewachsene, männlich wirkende Dame mit kurz geschnittenem, eisgrauem Haar und deutlichem Schnurrbart über den festen Lippen. Sie war Karikaturenzeichnerin, und ihre Arbeiten wurden von Pariser Witzblättern sehr begehrt. Wenn sie eine neue Bekanntschaft ansah, funkelte immer in ihren Augen etwas, was deren Umrisse schon als Karikatur sah. Falzaro gefiel ihr und schien sogar ihren Spottrieb einzuschüchtern. Er hatte den einzigen Mannestyp, der ihr viel zu schaffen gemacht. Lachend ließ sie sich von ihm erzählen, welche Miene Bernd Brahe zu der kühnen, selbständigen Reise seiner Kinder gemacht habe. „Das geschieht ihm recht!" rief sie. „Er denkt immer, er kann euch in die Kommode legen! Junge Mädels! Gotteslästerung! Na, Betty hat ja geheiratet! Aber nun müßt ihr es auch tun, Thora und Lene! Ich bin böse, wenn ihr nicht als Bräute nach Eschenburg zurückkommt!"

Um Helenes Lippen zuckte ein trauriges Lächeln. Thora aber lachte hell auf und hängte sich an Tante Hjördis' Arm. Es war ein schrilles Lachen, das nicht aus dem Herzen kam. Die Tante sah Thora betroffen von der Seite an. Dann glitten ihre klugen Augen von ihr auf Betty und Falzaro. —

Nach den ersten Genußtagen, die Tante Hjördis' Reichtum in Paris hervorzauberte, kamen stillere. Frau Venerborg arbeitete, und Falzaro war mit seinen industriellen Verbindungen beschäftigt. Er hatte ein Automobil gemietet und blieb oft tagelang fort. Wenn er ins Hotel zurückkam, erzählte er viel von den einflußreichen Persönlichkeiten, die er auf ihren Besitzungen besucht habe. Der Bau der Dschamela-Bahn sei gesichert. Betty benützte die Abwesenheit ihres fleißigen Gatten, um sich

mit Tante Hjördis über ihn auszusprechen. Diese Aussprache gipfelte in der Bitte, Falzaro selbständig zu machen, ihn vor dem Geiz Bernd Brahes endgültig zu schützen. Frau Venerborg schüttelte ihr graues Haupt und richtete die klugen Augen auf Betty: „Soviel ich auch deinetwegen täte, liebes Kind — ich muß es mir noch reiflich überlegen. Ob ich etwas Gutes damit tue nämlich. Zum Schornstein fährt genug bei mir hinaus — aufs Geld kommt es mir nicht an. Aber deinetwegen. Ob es für dich nicht besser wäre, wenn man Herrn Falzaro knapp hielte . . .“

„Ganz im Gegenteil, Tante!“ rief Betty lebhaft. „Joseph ist ein Mensch, der überhaupt erst zur Entfaltung seiner Kräfte kommt, wenn er endlich die Mittel hat!“

„Erst muß ich wissen, was in ihm steckt. Ich sehe gewiß vieles als Vorzug bei ihm, was andern Leuten als Fehler erscheinen mag. Aber das Amüsante an ihm genügt mir nicht. Zum wirklichen Leben gehört mehr. Laß mich über ihn klar werden, Betty — dann helf' ich ihm auch weiter, soweit ich's für gut halte.“

Betty hielt diese Antwort für äußerst günstig und beeilte sich, sie Falzaro, der erst am frühen Morgen aus Fontainebleau zurückkehrte, zu überbringen. Falzaro nickte schwer. Er war berauscht und schien nur halb zu verstehen. „Tantchen kriegen wir schon,“ sagte er mit lallender Zunge. „Tantchen soll nicht zu vorsichtig sein. Wir kriegen überhaupt alle . . .“ Er wandte sich von seiner jungen Frau ab und schlief bald ein. Betty saß noch lange an seinem Lager. Mit pochendem Herzen betrachtete sie ihn. Nicht das Schöne seines dunklen Kopfes bannte sie heute. Im Rausch, den er ausschlief, hatte er etwas Grobes und Häßliches. Sein Nacken war stierhaft, die roten, gespreizten Hände konnten in der Wut erwürgen. Das sah Betty heute erst. Es ließ sie nicht los, auf ihn zu blicken, mit neugieriger, bebender Furcht.

Beim Grand prix in Longchamps tat sich Falzaro wieder mit Tante Hjördis zusammen. Hier mußte die Kasse der Frau Venerborg in Kraft treten. Aber es erwies sich auch, daß Falzaro wirklich vornehme Verbindungen hatte. Auf der Tribüne, dicht neben der Präsidentenloge, traf er seine Bekanntschaften und stellte die Damen ihnen vor. Mit Hjördis Venerborg konnte er renommieren — die alte Künstlerin war berühmt. Betty empfand es in ihrem Stolz auf Falzaro gar nicht, daß er seine Gattin gegen die jüngere Schwägerin zurückstehen ließ. Sie wußte, daß Thora in ihrer entzückenden Frühjahrstoilette besser aussah als sie. In wunderlicher Selbstvergessenheit freute sie sich, daß die Pariser ihre flüssigen Komplimente bei der Schwester anbrachten. Helene fühlte das mit tiefer Empfindlichkeit. Nicht um ihrer selbst willen. Sie haßte nur das Buhlen Falzaros um alle schlechten Instinkte. Er unterstützte das heimliche Urteil: seine Frau scheint dumm zu sein, und mit seiner Schwägerin wird er ein Verhältnis haben. Helene hielt sich auf der Tribüne ganz zurück. Die Schroffheit ihrer Haltung genügte, die Pariser über sie wegsehen zu lassen. Das wollte sie. Sie fühlte sich als Disharmonie, sie störte dieses zierliche Gefüge. So begrub Helene ihren Pariser Traum. Trotzdem achtete sie scharf darauf, ob Falzaro nicht den notwendigsten Takt verletzte. Sie stand dabei, während er mit eleganten Frauen in Konversation verwickelt war. Er hatte die Tante, Betty und Thora hineingezogen. Helene ließ er unbeachtet. Wie eine Fremde, wie ein Dienstmädchen. Dabei hatte er bei der Fahrt nach Longchamps an sie am meisten das Wort gerichtet. Sie amüsierte ihn oft mit ihrem herben Humor, sie hätte auch hier am meisten ‚Geist‘ entwickelt. Wie gern war sie witzig, um ihm zu gefallen — jetzt ertappte sie sich dabei. Sie hatte sich auch von ihm überreden lassen, als Modedame nach Longchamps zu fahren. Sie! — Und nun — nun ließ er sie stehen. Da wandte sich Helene ab und fuhr in die Stadt zurück.

Helenes Abwesenheit fiel zuerst Tante Hjördis auf. Sie war besorgt und drang darauf, daß man nach dem Rennen sofort in das Hotel zurückkehrte. Betty und Thora glaubten nur an eine Laune Helenes. Falzaro war schweigsam. Im Hotel fand man Helene nicht, aber einen Brief von ihr. Sie sei abgereist und kehre weder nach Paris, noch nach Eschenburg zurück. Nach England wolle sie hinüber, um dort eine Stellung als Erzieherin zu übernehmen. Dem Vater werde sie alles brieflich auseinandersetzen.

Tante Hjördis war von Helenes Brief bewegt. Als sie Thora schluchzen hörte, wandte sie sich an diese: „Verstehst du das?"

„Ja, Tante! Ich wollte, sie hätte mich mitgenommen!"

Frau Venerborg schüttelte ihren grauen Kopf und sah verstohlen zu Betty hinüber. Die junge Frau ließ ihren Blick nicht von dem Gatten, als wollte sie von ihm eine Aufklärung hören. Falzaro aber pfiff mit unergründlicher Miene vor sich hin. „Gouvernante will sie werden," murmelte er. „Schad' um sie. Ein gescheiter Kopf. Aber total ohne Flügel geboren." Mit diesen Worten ging er hinaus. —

Abends kam Thora ganz erfrischt an die Tafel, wo schon die Tante und Betty saßen. Falzaro fehlte. Thora trug einen neuen Hut, der ganz aus dunkelroten Rosen geflochten war. Sie sah verführerisch aus. „Morgen früh fahren wir nach Amiens," erzählte sie heiß und vergnügt. „Du entschuldigst uns doch, Betty? Joseph will den Baron de Trumolles besuchen. Du bist ja nicht für Automobilfahrten."

„Fahrt nur," sagte Betty ruhig. „Wann kommt ihr denn zurück?"

„Übermorgen abend." —

Frau Venerborg richtete es so ein, daß sie Betty heute noch allein sprach. „Warum läßt du deinen Mann mit Thora über Land fahren? Das solltest du vermeiden, Betty."

Betty sah sie groß an. „Aber es ist doch Thora, Tante!"

„Nun ja, ein junges, heißblütiges Mädel. Und dein Mann ist, offen gestanden, nicht der richtige Schutzgeist für sie."

„Bitte, sprich so etwas nicht aus, Tante. Joseph braucht man freilich nicht zu trauen. Aber Thora — auf die kann ich mich verlassen."

„Ist das nicht ein großes Unrecht an deiner Schwester?"

„Ach weißt du, Tante, wir Mädels haben so wenig vom Leben gehabt — und außerdem, Joseph muß immer von mehreren Seiten gefesselt werden. Es ist doch gut, daß ich mir darüber klar bin, Tante . . . Da lass' ich ihm Thora. Er will auch nichts von ihr . . ."

Frau Venerborg sah mit schwerem Blick vor sich hin. Dann trat sie ans Fenster, das einen Blick auf das nächtige Paris bot, mit seinen Lichtblitzen auf endlosem Dunkel. „Ihr seid sonderbare Geschöpfe. Jetzt begreife ich auch, warum Lene plötzlich davongelaufen ist."

„Lene flieht immer vor sich selbst, Tante." Betty war aufgestanden und hielt mit zitternder Hand ihr Weinglas umspannt.

„Nein, mein Kind. Ich glaube, daß sie sich selbst sucht."

⌘ ⌘ ⌘

Thora und Falzaro hatten auf ihrem Automobilausflug eine aufregende Nacht voll wilder, seltsamer Schönheit zu bestehen. Sie waren an einem drückend heißen Vormittag nach Amiens gefahren und verließen die Besitzung eines reichen Industriellen nachmittags, um abends wieder in Paris zu sein. Schon auf der Hinfahrt hatte Thora Bedenken gegen den Chauffeur geäußert, der ihr nicht nüchtern und als ein leichtfertiger Bursche erschien. Aber Falzaro hatte sie beruhigt und mit seinem Übermut in eine Stimmung gerissen, die nur auf die Schönheit des freien Tages achtete und nur in der eigenen, trunkenen Seele Gefahr empfand, nicht in der Willkür einer fremden. Der Schloßherr in Amiens warnte vor dem drohenden Gewitter und lud seine Gäste mit aller französischen Liebenswürdigkeit ein, bei ihm zu übernachten. Falzaro wollte darauf eingehen, aber Thora sträubte sich. Sie dachte an Betty. Wenn sie mit Falzaro die Nacht ausblieb, konnte die überreizte Schwester plötzlich in eine Krisis geraten. Sie selbst fühlte sich sicher, aber sie wollte eine derartige Probe ihres Zusammenseins mit Falzaro nicht erst aufkommen lassen.

Nach dem Diner fuhr man fort. Der Chauffeur, der sich bei dem Küchenpersonal des Schlosses rasch beliebt gemacht hatte, schien nicht weniger und nicht schlechteren Wein getrunken zu haben als die Herrschaft. Er sang und pfiff und kam mit seinem Wagen gar nicht in Ordnung. Falzaro schimpfte und warf dem Burschen in seinem Zorn allerlei italienische Grobheiten an den Kopf. Aber der fidele Chauffeur verstand sie nicht. Nur als er immer wieder ‚Bestia!' hörte, war er beleidigt und fuhr nun stumm, mit dunkelroter Miene die Straße nach Paris. Er schien eine tiefe Wut über den groben Herrn zu bekämpfen. Dumpf meldete sich auch immer wieder in seinem trunkenen Gehirn das Verantwor-

tungsgefühl, das die halbe Seele eines Chauffeurs ist. Er fuhr in rasendem Tempo. Falzaro beschwichtigte Thoras ängstliche Bitten. Das Gewitter drohte in schwarzen Wolkenballen am Horizont. Man fuhr ihm auf diese Weise vielleicht davon.

Doch das Wetter war schneller. Schon sang der leise, höhnisch klagende Wind. Schon dunkelte es ringsum, und über dem Waldsaum lag zerzaustes Ringen und Warten. Ein tiefes Murren, dann ein greller Strahl aus schwefelgelber Wolkenwand. Donnerkrachen, ungeheurer Aufruhr. Das Gewitter brach los. Wie mähte der Platzregen das junge Getreide nieder. In kranker Farbenschönheit wogte alles durcheinander. Thora verlor ihre Furcht und sog mit Entzücken das Wunder der Natur ein. Falzaro freute sich an ihr, und seine brennenden Augen näherten sich immer mehr dem Antlitz der Schwägerin. Sie schien nicht darauf zu achten. Sie war nur selig, mit den Elementen einmal ganz verbrüdert zu sein. Zuweilen regte sich noch die Bitte in ihr, daß der tolle Chauffeur langsamer fahren möge. Es ging wie in die Hölle. Nasser Sand, spitzige Steinchen umwirbelten Thora. Der Regen prasselte auf das Ledergezelt und fand allmählich Einlaß zu den fahrenden Menschen. Ein heißer, duftender Dampf war alles. Frühlingsgewitter! Aber Thoras Wunsch wurde machtlos. Sie ließ sich geradeswegs zum Teufel fahren. Als sie Falzaros Hand an der ihrigen fühlte, ließ sie es geschehen. Sie glaubte einen Halt an ihm zu haben — mochte nun geschehen, was wolle.

Plötzlich schleuderte der Wagen. Thora schrie auf, sie hielt sich an ihrem Begleiter. Aber das Automobil rannte gegen einen Baum, und Thora fühlte sich wie von unsichtbaren Händen ergriffen, geworfen, weit, gleich einem Kinderball. Ihr Sturz war trotzdem sanft. Sie fiel in einen Graben, der mit dürren Winterblättern gefüllt war. Als sie aus ihrer Betäubung erwachte, sah sie Falzaro über sich gebeugt. Er blutete an der Stirn, schien aber auch nicht wesentlich verletzt zu sein. Als er sich von Thoras Unversehrtheit überzeugt hatte, lachte er hell und rief: „Das ist noch gut gegangen!"

„Wo ist denn der Chauffeur?"

„Den habe ich tüchtig durchgeprügelt, aber nur soweit, daß er noch bis ins nächste Dorf laufen konnte. Er wird uns irgendeine Karre bringen, die uns bis an die Bahn fährt. Das ist ein Abenteuer, Thora! Merkwürdig, daß wir am Leben geblieben sind! Aber wir beide sind eben für etwas Besseres aufbewahrt! Ist ja nicht auszudenken! Du, du!! Das durfte ja nicht sein!"

„Sei ruhig, Joseph — bitte ... du blutest? ..."

„Ist nicht schlimm!"

„Joseph! ... Was ist mit dem Automobil?"

„Gewesen. Aber ich bezahl' es nicht. Herr Menier in Paris soll sich anständigere Chauffeure halten."

Thora richtete sich mit Falzaros Hilfe auf. Da lag der zertrümmerte Wagen dicht bei ihr. Wie schrecklich. Es war wirklich ein Wunder, daß sie unverletzt geblieben war. Sie sah sich um. Die Kraft des Gewitters war gebrochen. Alles lag in einem märchenhaften, violetten Dämmer, die dampfenden Felder, der durchnäßte, schwere Wald. Schon rang sich durch Wolkenrisse der Mond und tröstete die wirren, geängstigten Herzen.

„Ich bin ganz frisch," sagte Thora, Falzaros Blick ausweichend. „Wenn es dir recht ist, gehen wir die Straße weiter, bis wir den Wagen treffen.

„Gut!" rief Falzaro. „Gehen wir! Aber du mußt mir deinen Arm geben!"

„Das ist nicht nötig!"

„Thora, deine Kameradschaft!"

Sie sah ihn beleidigt lachen, fühlte sich beschämt und gehorchte. So gingen sie, Arm in Arm, die aufgeweichte Straße entlang, erfrischt und mutig, nicht wie Verunglückte.

„Warum kann es nun nicht immer so bleiben?" fragte Falzaro plötzlich leise. Ein Seufzer rang sich aus seiner Brust, wie Thora ihn noch nie vernommen hatte. Sie erschrak und antwortete schnell: „Wie wird sich Betty freuen, daß dir nichts geschehen ist!" Er biß sich auf die Lippe.

„Betty?" flüsterte er finster. „Ja ... Sie sorgt sich immer um mich. Mir soll nie etwas geschehen, damit sie mich ewig behält. In ihrem Käfig. Draußen im Freien ist es gefährlich ... für Betty."

„Sprich doch nicht so, Joseph," stieß

Thora hastig hervor. „Das ist undankbar und schlecht von dir."

„Und wenn es nun so wäre, daß ich noch nie Gelegenheit hatte, dankbar und gut zu sein? —"

Er brach ab. Was war das? Ernster Schmerz und tiefes Ringen? Aber sie durfte es niemals gelten lassen. Es durfte nie mit einem Ton zu ihr herüberklingen. „Was willst du denn, Joseph? Betty hat dich doch lieb?"

„Lieb!" schrie er plötzlich, und sie glaubte zum erstenmal den wahren Falzaro zu hören. „Man soll mich nicht lieb haben! So nicht! Mit Handschellen und ewigen Gesetzen! Das bin ich nicht! Das kann ich nicht! Ich muß frei sein!"

„Joseph, weißt du denn gar nicht, was du an Betty hast?"

„Ja, das weiß ich jetzt! . . . Aber mißversteh' mich nicht, liebe Thora — ich weiß auch, daß deine Schwester ein gutes, vornehmes Geschöpf ist. Viel zu schade für mich, in mancher Beziehung. Ich bin nur ein wildes Unkraut. Ich bin der natürliche Sohn eines Edelmannes! Aber der natürliche! Siehst du, das ist es! Da hast du die ganze moralische Verkehrtheit der Welt! Man stößt mich, man treibt mich aus der Reihe, wo ich mich auch anstelle! Wie deine Schwester Lene! Obwohl ich gerade gewachsen bin, Gott sei Dank! Irgendwie soll ich mich schämen und verstecken! Aber den Gefallen tu' ich ihnen nicht! Ich setze mich durch! Trotz deinem Vater! Ja, dein Vater, Thora — das ist mein größter Feind! Der schielt immer auf meine Schwäche! Und Betty ist auch mein Feind, weil sie nur meine Schwäche sieht! Lene — die Arme! Die flieht vor mir und flieht in Wahrheit vor sich selbst! Du bist die einzige — du, Thora — vor dir kann ich sein, wie ich bin!"

„Ach, könntest du's doch, Joseph!" kam es da unwillkürlich von Thoras Lippen. „Das ist ja das einzige, was ich wünsche!"

Er horchte auf, und es loderte in seinen Augen. „Versteh' ich dich recht? Du wünschest es? Du läufst also nicht nur neben mir her? Du bist mein Kamerad? — —"

„Laß mich, Joseph! Laß meinen Arm los! Bitte! Ich will dich als Menschen endlich einmal kennen lernen! Ich verberg' es dir nicht mehr — ich habe dir nie geglaubt! Aber jetzt ist die Stunde — da hab' ich das Gefühl — jetzt darf ich dir glauben!"

„Ja, Thora! Du einziges, du wunderbares Weib! Jetzt ist die Stunde! Wir sind allein! Mein Liebstes, Schönstes! Sei doch endlich einmal frei in deinem Gefühl! Erbarme dich doch! Erhebe mich! Wir wollen beide freie Menschen sein! Mit dir kann ich durchdringen!"

Sie riß sich los. Schon knarrte ihnen der Bauernwagen entgegen, dessen Rosse der Chauffeur, beschmutzt und hinkend, die Straße entlang führte. Thora war erwacht. Sie starrte den Schwager in seiner namenlosen Gier und Erregung feindselig an. Sie zerstörte mit letztem Entschluß das Band zwischen ihnen. „Du mißverstehst mich!" rief sie mit glühender Empörung. „Du hast mich immer mißverstanden! Jetzt weiß ich es! Jetzt kenn' ich dich! Soweit bin ich nun!"

„Soweit! Soweit!" Er ballte die Faust und lachte höhnisch. „Ja, jetzt kenn' ich dich auch! Euch alle! Aber Thora! Es kann ja nicht sein! Soll ich dich so kennen?"

„Ich bin Bettys Schwester!"

„Weiter nichts?!" Da hörte sie einen Ton aus seiner Kehle, tief und weh, wie das Schluchzen eines tödlich verwundeten Tieres. Das erschütterte sie, das riß sie herum, ihr ganzes Gemüt. Aber sie wehrte sich noch und schwieg, es durfte nicht wahr werden. Entschieden blieb es zwischen ihr und ihm. Der Wagen hatte sie erreicht, sie stiegen mühselig hinauf. Sie hockten schweigend und fröstelnd, Schulter an Schulter, bis sie zur Bahnstation gelangt waren. Auf der Fahrt nach Paris sprachen sie kein Wort mehr. Thora sah in den Sternenhimmel empor und schauderte immer wieder vor dem Ton, den sie vernommen hatte. Falzaro starrte ins Leere. — —

Thora kam von dem Ausflug nach Amiens in tiefer Niedergeschlagenheit zurück. Auch Falzaro machte einen verstörten Eindruck. Betty beobachtete die beiden in steigender Angst. Sie sah Thora von Falzaro beleidigt und wußte sofort, was sie immer erwartet hatte: die Schwester konnte ihm nie verfallen. Aber ihre quälende Sorge war es nun, daß ihr Mann den ewig aufrüttelnden Lebensgeist Thoras verlieren würde. Daß Feindschaft zwischen ihnen entstehen könnte, wo Betty

Kameradschaft gewollt. Sie traute sich seit ihrem letzten Gespräch nicht mehr, Tante Hjördis ihr Leid zu klagen. Sie spürte jetzt eine vorsichtige Zurückhaltung der Tante. In Paris wurde es nun für Betty unerträglich. Das kostspielige Leben, das man sich angewöhnt hatte, dankte man Frau Venerborg, aber seine Genüsse wurden vergällt, sobald die Spenderin sich unbehaglich fühlte. Falzaro war mürrisch. Seine Weltmannshaltung trug er, namentlich der Tante gegenüber, weiter zur Schau, aber man konnte nie davor sicher sein, von ihm beleidigt zu werden. Er fühlte sich wieder in Fesseln. Thora sprach täglich von ihrer Absicht, Helene nach England zu folgen. Die Reisegesellschaft, die so einmütig ausgezogen war, schien sich in dem bösen Paris zersplittern zu sollen.

Da gewann Frau Venerborg es über sich, die Haltlosen zur Fassung zu bringen. Sie teilte ihren Entschluß mit, nach Finnland zurückzukehren. Aber sie hielt es zugleich für ihre Pflicht, ihre Gäste aus Paris auch gastfrei zu entlassen. Um Falzaros Stolz zu schonen, wurde Betty mit einem kleinen Vermögen ausgestattet. Falzaro nahm sich zusammen und war mit der Rückkehr nach Eschenburg einverstanden. Betty atmete auf, als auch Thora sich zur Heimkehr bereit zeigte. Jetzt, in dem Halbweltgetriebe, das doch nur Schaum und Abglanz war, regte sich in Thora als starke Gewissensstimme die Erinnerung an ihren Vater. Brahe war in seiner menschenfeindlichen Einsamkeit zu stolz, um über das Verhalten seiner Töchter zu klagen. Er hatte sogar in einem Brief voll wunderlichen Mischmaschs seine Befriedigung über Helenes Flucht ausgesprochen. „Mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit war es ihr nicht ernst," hieß es darin, „aber ein tüchtiger Kerl ist sie doch. Sie hütet sich vor Bauernfängern. Sie weiß, daß sie ein Mensch und nicht nur ein Mädel ist. Sie wird jedem Rindvieh, das sie eine alte Jungfer schimpft, in die Zähne schlagen und zum Himmel rufen: Pereat speculatio!" —

Bevor es ans Abschiednehmen ging, wußte Falzaro noch eine feierliche Rücksprache mit Frau Hjördis Venerborg herbeizuführen. Er leitete sie mit seinem ewigen Dank für die wundervollen Pariser Tage ein und ging dann geschickt auf seine Zukunft über. Jetzt stehe er vor der Entscheidung. Der Bahnbau in das Kupferland Dschamela sei auf dem Papier gesichert. Eine Gesellschaft erster Industrieller könne sofort gegründet werden. Die Regierungen von Abessinien, England und Frankreich würden bestimmt ihr Einverständnis geben. Das klinge alles glänzend, aber es sei nun so oft schon sein Schicksal gewesen, bis dicht an die Pforte des Gelingens zu kommen, bis dorthin, wo nur noch die rohe, materielle Hilfe einsetzen müsse. Hier aber hätten ihm immer wieder Trägheit und Unverstand die Zähne gezeigt. Vor einer Frau, wie Hjördis Venerborg, zu der er in wahrer Verehrung aufblicke, sei er sicher usw.

Tante Hjördis hatte ihn mit ernster Aufmerksamkeit angehört. Aber ihre Antwort klang ausweichend. Sie interessiere sich für Falzaros Unternehmen, aber da nur eine Beteiligung mit größerem Kapital für ihn in Frage komme, habe sie keine selbständige Entscheidung und müsse sich erst mit ihrem Rechtsfreunde in Helsingfors besprechen. Sofort nach der Heimkehr solle das geschehen und Falzaro Nachricht erhalten.

Bettys Gatte war versucht, Tante Hjördis auch um ein kleineres Kapital, nach dem sie den Rechtsfreund nicht erst zu fragen brauchte, zu bitten, aber er besann sich und war von der Antwort der würdigen Dame befriedigt. Er hatte in seinem Leben mit soviel unzuverlässigen Menschen zu tun gehabt, daß ihm die halbe Zusage eines zuverlässigen schon als ganzes Wort galt.

In Eschenburg sollte er freilich aus seinem Pariser Traum bald erwachen. Frau Venerborg hielt zwar Wort und schrieb schon nach wenigen Tagen. Aber ihr Brief war eine Absage. Sie könne sich nach der Rücksprache mit ihrem Rechtsfreunde doch nicht zur Erwerbung von Dschamela-Aktien entschließen. Im übrigen dürfe Betty für immer ihres Beistandes gewiß sein. Das war deutlich. Falzaro trug die Enttäuschung lange wie einen nagenden Wurm herum. Das Ziel war ihm abermals zugemauert worden. Er versagte — immer wieder. Kriecherische Sattheit kam vorwärts — ein trotziges Temperament mußte hungern. Von neuem

sah er all sein Zukunftshoffen auf Bernd Brahe gestellt. Er fürchtete sich im Innersten davor. Er fühlte, daß es ihm und allen, die mit ihm verbunden waren, nicht gut tat. Brahe war sein Feind. Brahe wollte vielleicht die letzte Zuflucht für Falzaro werden, um ihm desto vernichtender die Weigerung entgegenzuschleudern. Zufällig belauschte Falzaro in diesen Tagen aus dem Nebenzimmer ein Gespräch Thoras mit ihrem Vater. Thora hatte sich offenbar für ihn eingesetzt — das freute Falzaro mehr als alle Liebesbeweise seiner Frau. Bald aber mußte er etwas hören, das ihm siedenden Grimm in die Adern trieb.

„Tante Hjördis hat ihn doch sitzen lassen, nicht wahr? Ich hab' mir's gleich gedacht. Tante Hjördis ist ein komischer Kerl. Ich war für sie immer der einsame Klopfspecht, der Nörgler, der niemals gerecht sein kann. Immer hat sie sich mit ihrer frohen Selbständigkeit gebrüstet und über mich gelacht. Aber wenn ihr ein Kerl, wie Falzaro, begegnet, weiß sie nicht, was sie tun soll. Da kommt sie zu mir. Schreibt mir aus Paris einen langen, wehleidigen Brief voll Weibergeschichten und bittet mich um Auskunft, da ich doch Herrn Falzaro am längsten kenne. Na, meine Auskunft kannst du dir vorstellen. Ich habe Tante Hjördis hunderttausend Kronen gerettet."

„Mir ist es auch nicht verständlich, warum sich Tante Hjördis noch an dich gewandt hat," sagte Thora leise. Dann brach sie ab, denn sie sah erblassend Falzaro, der plötzlich ins Zimmer getreten war. Sie ahnte, daß er das Gespräch mitangehört hatte. Bernd Brahe aber begegnete dem Blick seines Schwiegersohnes mit kaltem Lächeln. Es war ein furchtbarer Blick, den Thora nie mehr vergessen konnte. —

Diesmal blieb Falzaro nicht lange in Eschenburg. Irgendein geheimnisvoller Pump hatte ihm Mittel verschafft, um zu reisen. Betty vermochte ihn nicht zu halten. Ohne Thoras Beistand wäre sie jetzt der Verzweiflung nahe gewesen. Sobald Falzaro fort war, glaubte sie ihn verloren. Draußen, im Unbekannten, wohnten die Dämonen, die Falzaro riefen. Bei ihnen war er daheim. Wenn sie ein Kind von ihm gehabt hätte. Aber dafür regte sich keine Hoffnung. Betty verschloß sich in Einsamkeit. Sie wollte nicht von den Blicken der Eschenburger Philister getroffen werden. Thora blieb bei ihr. Immer wieder las Betty in ihren Zügen. Ja, sie war rein. Sie litt unter Falzaro, aber sie gehörte ihm nicht.

Unbekannt blieb, wohin Bettys Gatte sich wandte. Ebenso plötzlich, wie er verschwunden war, tauchte er wieder auf. Bei Nacht und Nebel vor dem Lager seiner Frau erscheinend, als wollte er sie auf schlechten Wegen ertappen. Das wiederholte sich mehrmals. Gläubigerbesuche kamen während seiner Abwesenheit zu Betty, die ihr die widerwärtigsten Szenen machten, aber doch begütigt abzogen, wenn sie sich überzeugt hatten, daß die junge Frau wirklich Bernd Brahes Tochter war. All diese Gefahren gingen vorüber. Betty atmete auf, wenn nur ihr Mann in alter Frische wieder zu ihr kam.

Plötzlich blieb Falzaro einige Monate in Eschenburg. Er zeigte sich freundlicher, sogar Bernd Brahe gegenüber. Es schien, als ob er Frieden mit ihm schließen wollte, als ob er eine Gesundung der Verhältnisse anstrebte, ohne die Hilfe des Schwiegervaters zu erjagen. Betty war froh darüber. Sie hoffte jetzt auf eine wirkliche Besserung. Es schmerzte sie nur, daß Thora nicht von Falzaros Wandlung überzeugt war. Die Schwester wurde durch die neue Stimmung nur unruhiger. In ihrem Blick lag banges Staunen, und die Heiterkeit ihres Wesens versiegte. Trotzdem wurde Betty nicht von Eifersucht ergriffen. Sie glaubte nicht, daß Falzaro Thoras wegen in Eschenburg blieb. Thora litt unter Ängsten, die Betty ganz rätselhaft waren. Sie sah den Jugendreiz ihrer Schwester verblühen. Mit Helene korrespondierte Thora viel. Helene war nach ihrer Übersiedlung in England einem schweren Nervenleiden verfallen. Aber sie hatte es überwunden und schrieb aus ihrer neuen Existenz rauhe, jede Gefühlsweichheit bekämpfende Briefe. Es pochte von innerer Fröhlichkeit darin. Helene hatte zwei Zöglinge, die sie mit ihrer ganzen, aufgesammelten Glut liebte. Thora sprach von Helene, wie von einem besseren Lande, das sie jetzt erst begriff. Helene war ihr Thema, zu dem sie immer wieder zurückkehrte. Falzaro vermied es, sie darauf zu bringen. Der arme Peter Kugleut aber,

der am meisten von Helene wußte und auf diese Weise Thora näherzukommen suchte, wurde ganz beiseite gelassen. Thoras Sympathie, die sich auf Bettys Hochzeit plötzlich für Peter geregt, war rasch verflogen. Der Assistent ihres Vaters erschien ihr wieder so plump und wesensfern wie je. Am meisten schien er Thora aufzureizen, wenn Falzaro bei ihr war. Der Gegensatz der beiden Männer empörte sie. Da hielt sich Peter Kugleut zurück. Ohne Verständnis und doch alles verstehend, blieb er bei seiner Mutter. Die tröstete ihn, wenn sich einmal ein Seufzer aus seiner Brust drängte. Aber er sagte ihr nichts von seinen Sorgen um das Mädchen, das er einem gefährlichen Manne preisgegeben sah. —

Der Friede im Hause Brahe war bald wieder getrübt. Im Winter erkrankte der Professor nach dem Genuß von spanischen Weintrauben, die Betty ihm zum Geburtstage geschenkt hatte. Nachdem er sich anfangs über den Leckerbissen gefreut, wurde er um so wütender über die traurige Nachwirkung. Er tobte in Vorwürfen, und es ging ihm immer schlechter. Sein Arzt machte ein besorgtes Gesicht. Betty und Thora verhüteten es, daß der Vater die Herkunft der Trauben erfuhr. Falzaro hatte sie aus Barcelona kommen lassen. Die Töchter fürchteten das Schlimmste für den Kranken, wenn seine Vorwürfe sich gegen den Schwiegersohn richteten. Aber das Leiden ging vorüber. Die Natur des zähen Alten war zu stark.

Trotzdem blieb Brahe von nun an ein stiller und müder Mann. Er vergrub sich in Arbeit, überempfindlich, jeder Schonung spottend. Man durfte ihn nichts von seiner Schwäche merken lassen. Ein Freudenschimmer kam erst über ihn, als Helene plötzlich aus England zurückkehrte. Sie wollte den Vater in seiner Not nicht länger allein lassen. Sie nahm ihm soviel Arbeit ab, wie nur möglich. Gebräunt und gekräftigt erschien Helene. Man übersah jetzt fast ihren Mangel und wurde ganz auf ihren tapferen Geist gelenkt. Falzaro mußte mitansehen, wie der Professor wieder in sein zähes, ewig gleiches Arbeitsleben kam.

Als es Frühling wurde, stürzte die Eschenburger Existenz von Bettys Gatten zusammen. Alles reckte sich plötzlich gegen ihn. Der böse Stachel in der Philisterhaut mußte entfernt werden. Falzaro hatte angesehene Bürger zum Glücksspiel verleitet! — In einem Hotel, dessen Vornehmheit nie bezweifelt worden, hatten Nacht für Nacht die Baccarat-Orgien stattgefunden. Die Polizei hob das Spielernest aus, und ein großer Skandalprozeß stand bevor. Nun drohte eine böse ‚Öffentlichkeit‘ für Falzaro. Er entzog sich ihr. Er überließ sein armes Weib der Pein und war eines Morgens verschwunden. Anfangs entlud sich die Hetze auf Betty, die hochmütige Brahetochter, der man es ‚gleich hätte sagen können‘. Dann aber erkannte man immer mehr die eigene Kompromittierung und ließ Gras über das Geschehene wachsen.

Thora hielt treu zu Betty. Von Zeit zu Zeit kamen Nachrichten von dem Verschwundenen. Aus Paris, aus Wien, aus Bukarest. Nie wußte seine Frau, wo er sich eigentlich befand, denn immer kamen die Briefe vor einer Abreise. Betty wollte unter allen Umständen in Verbindung mit Falzaro bleiben. Trotz Scham und Schande ließ ihre Liebe nicht nach. Von Tante Hjördis wußte sie ihm Geld zu verschaffen. Wie eine arme Witwe lebte sie selbst und versuchte, durch Handarbeiten etwas zu verdienen, da ihr Stolz es verbot, den Vater um Hilfe zu bitten.

Bernd Brahe blühte nach Falzaros Zusammenbruch wieder auf. Als der Sommer in eifriger Arbeit vergangen war, entschloß er sich sogar zu einer neuen Forschungsreise. In die Karpathen sollte es diesmal gehen. Der Arzt, der die großen Strapazen für den Rekonvaleszenten fürchtete, suchte ihn zurückzuhalten. Vergebens. Brahe reiste mit Helene. An einem klaren Septemberabend verließen die beiden Eschenburg. Es fügte sich seltsam, daß an demselben Tage ein Telegramm von Falzaro eintraf, das Betty und Thora dringend bat, nach Budapest zu kommen. Er habe plötzlich wieder Glück gehabt und sei auf eine hochanständige Weise zu Geld gekommen. Das wolle er mit den beiden einzigen Menschen genießen, die ihm treu geblieben. Thora zögerte in unbestimmter Sorge, aber Betty riß sie leichtgläubig mit. Die beiden Frauen reisten ab. Der Verlauf dieser Reise blieb dunkel. Man konnte in Eschenburg nur beobach-



Bildnis eines Polospielers
Gemälde von Edmund Schaefer

ten, daß nach wenigen Tagen schon Frau Falzaro ohne ihre Schwester zurückkam. Am zehnten September traf auf der Eschenburger Hauptpost ein zweites Telegramm ein, worin Falzaro aus Triest seiner Frau die Abfahrt des Schiffes meldete, das ihn nach Afrika bringen sollte . . .

Am zehnten September ... da kam auch eine andere Nachricht nach Eschenburg, da verbreitete es sich wie ein Lauffeuer, was so unglaublich klang, so grauenvoll grotesk, wie einer der tollsten Einfälle Bernd Brahes . . .

Der Professor war mit seiner Tochter Helene in die Karpathen gereist. Von Krakau aus waren sie allein, als Touristen ausgerüstet, ins Gebirge gewandert. In einsame Dörfer sollte es gehen, zu halb vertierten Hirten. Man warnte den Professor, da es auch Banditen in der wenig besuchten Gegend gäbe. Aber er ließ sich wie immer nicht warnen. Helene war bei ihm, ein männlicher Kamerad. Fünf Tage wollten die beiden in den Bergen bleiben. Es war ein goldener, rauschender Herbst. Feierliche Tage leuchteten den Reisenden. Frohsinn ergriff Helene nach langer Zeit; fast spürte sie ihn auch in der Seele des Vaters. So zogen sie, forschend und arbeitend, durch ein rauhes Land. Sie kannten keine Furcht und waren bewaffnet. „Bin ich nicht noch ein junger Mann, Lene? Man muß nur den Vampyr los sein!“ Das waren die letzten Worte, welche der Lehrer eines Karpathendorfes von Bernd Brahe gehört hatte. Dann war der Professor mit seiner Tochter fortgegangen. Er blieb verschollen. Zehn Tage lang. Man besann sich. Die Intelligenz des Dorfes beschloß, eine Hilfsmannschaft in die Berge zu schicken. Man setzte sich schwerfällig in Bewegung. Bei Nacht noch stießen die Männer auf Helene Brahe. Sie hätten das feine Fräulein kaum wieder erkannt: halb verhungert, mit wirrem Haar und zerrissenen Schuhen tappte sie auf sie zu. Eine Ohnmacht ließ Helene erst am nächsten Morgen zum Bericht kommen. Da brachte sie es hervor. Sie hätten einen einsamen Paß überschritten, der Vater und sie. Sie hätten fröhlich miteinander geplaudert, einen ungeheuren Abendhimmel über sich. Da plötzlich wäre der Vater zusammengezuckt. Ein scharfer Laut, wie Peitschenknall, kam aus dem Buschwerk zur Seite. Dann ein Rascheln, als ob sich ein verborgener Mensch entferne. Helene hätte den Vater angestarrt und gefragt: „Was war denn das, Papa?“

„Ein Schuß, mein Kind. Hier ist es nicht sicher,“ war seine Antwort. Dann sah sie ihn zum Herzen greifen und sinken. Dann ließ er sich von ihr rütteln und fragen und bitten — er antwortete nicht mehr.

Die Dorfbewohner wurden von Helene an die Mordstelle geführt, die sie, seit mehreren Tagen umherirrend, verlassen hatte. Man fürchtete, daß Wölfe den Leichnam gewittert hätten. Man fand ihn aber unversehrt. Die Frauen suchten nun das verwaiste Kind zu trösten. Die Männer trugen Bernd Brahe vor den Altar ihrer Kirche.

⌘ ⌘ ⌘

Im Extrazimmer des Weinhauses „Kaiserkrone“ zu Eschenburg gab es an einem Novemberabend eine besonders lebhafte Debatte. Die Stammgäste, zum größten Teil Juristen, waren wieder auf das Thema gekommen, das unerschöpflich war. Nicht nur in Eschenburg — allmählich auch in aller Welt. Zwei Monate waren seit dem zehnten September vergangen, ohne daß an Sühne zu denken war. Nicht nur die Person des Ermordeten, eines weithin bekannten Gelehrten, beschäftigte so allgemein — mehr noch die eines Verhafteten, der mit beispielloser Leidenschaft für seine Unschuld kämpfte. Die Umgebung des Karpathendorfes Szimla wurde um die Zeit des Mordes von vagabundierenden Zigeunern unsicher gemacht. Mehrere Raubanfälle auf Touristen hatten sich ereignet, ohne daß die Polizei in den Schlupfwinkeln des Gebirges die Täter hätte ermitteln können. Bernd Brahe war mehrmals gewarnt worden, bevor er mit seiner Tochter in den unsicheren Bezirk aufgebrochen war. Dann hatte er seine Kühnheit furchtbar büßen müssen. Die Mordtat verzehnfachte die Bemühungen der Polizei. Da gelang es, erst mehrere Wochen nach Brahes Tode, ein verdächtiges Subjekt zu verhaften. Sandor Kerbély, ein ungarischer Musikant, hatte Gänse gestohlen. Als man seinen geflickten Mantel durchsuchte, fand man ein goldenes Taschenmesser darin, das keinem andern als Professor Brahe gehört hatte. Der Beteuerung des Zigeuners, er habe das Messer in einer

Schlucht, unweit der Mordstelle, gefunden, konnte kein Glauben geschenkt werden. Hätte der wahre Mörder, der den Toten, während seine Tochter hilfesuchend umhergeirrt, vollständig beraubt hatte, gerade das kostbare Taschenmesser von sich geworfen? Wo Sandor Kerbély das Geld seines Opfers gelassen, konnte nicht festgestellt werden. Das hatte er gewiß bei seiner Bande untergebracht. Die Bande war verschwiegen. Sie hielt vom Urgroßvater bis zum kleinsten Bettelkinde zu ihrem Mitglied. Seltsame, ergreifende Einblicke in die Volksseele der Zigeuner konnte das Publikum tun. Sandor Kerbély wurde bei seinen Vernehmungen interessanter als der Mord. Sein Kampf um das furchtbare Wort Alibi brachte ein so neuartiges Gespinst von Ehrbegriffen zutage, daß man die Worte des Angeschuldigten als erschütternde Stimme der Zeit las. Je mehr seine Schuld erwiesen schien, desto weniger konnte man sie ihm zutrauen. Er kämpfte als einzelner gegen Millionen. Er hatte nur den Ton der Unschuld, nicht ihren Beweis.

So ging der Kampf schon wochenlang. Die Spannung wuchs. Noch hatte man nicht gewagt, Sandor Kerbély vor die Geschworenen zu stellen. Es lag ein eigentümlicher Druck auf den Gemütern, eine Stimmung, die den Zigeuner als Mörder gelten ließ, ohne ihn ernsthaft zu verdammen. Ein Unterbewußtsein gab es, das die Welt wie ein böser Traum plagte.

In Eschenburg, dessen Bürger Bernd Brahe gewesen und wo man jetzt nur selten und tief verschleiert seine Töchter sah, herrschte dieses zwiespältige Gefühl am stärksten. Der Stolz, die gebildete Welt mit einer Sensation versorgt zu haben, wurde der Provinzstadt durch die Unsicherheit der Tatsachen vergällt. Alles sollte fern in den Karpathen geschehen sein. Der mutmaßliche Mörder ein romantischer Zigeuner. Das paßte gar nicht zu Bernd Brahe. Er war nicht der Mann, von ungarischer Räuberhand zu fallen. Seine Beziehungen waren deutlicher gewesen, intimer.

Aber wer wagte, solche Empfindung zur Sprache zu bringen? Am Juristentisch in der „Kaiserkrone" war man an jenem Novemberabend schon über eine Stunde bei der Debatte. Das Thema hieß natürlich Sandor Kerbély. Man war vom jungen Wein erhitzt, und plötzlich erklärte Justizrat Gabriel, der Zigeuner sei unschuldig. So positiv hatte man noch nie gewagt, an diesem Tisch für Kerbély einzutreten. Die Juristen sahen überrascht auf Gabriel, aber sie waren an seine Effekte gewöhnt. In den klugen Augen des Justizrats schimmerte hinter dem Zwicker der Schalk. Er hielt mit der Hand sein glattes, etwas schwammiges Gesicht umspannt und sah wie ein Ankläger auf den Mann, der sonst anklagte, auf Staatsanwalt Kühne. Man lächelte. Der fiel ihm natürlich wieder hinein.

„Pardon, lieber Herr Justizrat — wir wollen doch nicht den Boden des Tatsächlichen verlassen. Die heutige Abendzeitung läßt nach meiner Ansicht keinen Zweifel darüber aufkommen — Kerbély ist der Mörder. Es gelingt ihm absolut nicht, sein Alibi nachzuweisen."

„Das ist Talentsache," meinte Gabriel. Der stärkeren Heiterkeit, die jetzt entstand, begegnete er mit finsterer Miene. „Wirklich, meine Herren! Die überzeugendsten Alibis sind oft nur glaubhafte Konstruktionen. Der gebildetste Europäer kann nicht sagen, ob er vor drei Wochen sitzend oder stehend mit der Trambahn nach der alten Mühle gefahren ist. Er kann sich kaum erinnern, was er gestern zum Abendbrot gegessen hat. Um wieviel weniger ein Vagabund, ein Halbasiate. Der Mann ist einfach verwirrt worden. Er sieht den Galgen über sich. Je mehr er nach Beweisen sucht, desto größeren Unsinn schwatzt er."

Man nickte und schwieg. Um nicht antworten zu müssen, stiegen die meisten Herren in die Kanne. „Pardon," begann dann der Staatsanwalt wieder mit seiner trockenen Offiziersstimme. „Man überläßt wohl auch in Österreich nicht den Angeschuldigten seinen Deduktionen. Widersprüche ergeben sich durch Beweismittel der Untersuchung. Juristische Beweismittel werden Sie schwerlich als glaubhafte Konstruktionen hinstellen wollen."

„Doch, Herr Staatsanwalt. Im Schwurgericht bin ich nicht so unhöflich. Aber hier, unter uns . . . Beweismittel beruhen auf Berichten, auf Zusammentragungen. Das Tatsächliche wissen wir alle nicht, nicht einmal Helene Brahe, die ihren Vater hat

niederstürzen sehen. Sie hat nur ein Geräusch gehört."

Man wußte, daß Staatsanwalt und Verteidiger am Stammtisch gute Freunde waren. Man brauchte hier ein Wortgefecht, wie es im Gerichtssaal immer wieder zwischen ihnen entstand, nicht zu fürchten. Sie hatten ein wenig von Schauspielern außerhalb ihrer Rollen.

„Für mich gibt es nur den wirklichen Täter, der langsam, aber sicher überführt werden wird," entschied der Staatsanwalt. „Wenn wir die Sache vor unserm Gericht hätten, würde ich Ihnen meine Ansicht noch klarer auseinandersetzen — aber hier schmeckt mir der Wein zu gut. Hier bin ich Privatmann."

„Wer weiß, ob wir die Sache nicht noch vor unser Gericht bekommen." Justizrat Gabriel hatte die letzten Worte in seiner gleichmütigen Art gesagt und hüllte sich in Zigarrenrauch. Er wußte, daß er jetzt sehr weit gegangen war, aber er wollte auch nicht mehr sagen. Nur mit Froheimer verständigte er sich.

„Ich verzichte gern," griff Landgerichtsdirektor Schwartze ein, der Präsident des Schwurgerichts, ein jovialer, alter Herr. „Für unsere liebe Vaterstadt wäre dieser Sensationsprozeß entschieden verderblich. Die Leute sind jetzt schon aufgeregter als in Ungarn. Es wäre auch den armen Waisen zu wünschen, daß die traurige Affäre in der Ferne möglichst bald zum Abschluß käme." Der Präsident sah sich nach diesen Worten mit seinem graulockigen Jupiterkopf gebieterisch um, als wollte er jeden keimenden Verdacht niederdrücken.

Die Herren begannen, auf Anregung des Staatsanwalts Skat zu spielen. So war das Thema abgebrochen — man überließ nicht ohne Absicht Gabriel und Froheimer ihrer Schachpartie. Aber die beiden hatten heute keinen Sinn dafür. Sie sagten gute Nacht und gingen durch die häßliche, kalte Novembernacht nach Hause.

„Es ist interessant," meinte Froheimer leise lachend, „euch Juristen mal im Zivil zu sehen!"

„Warum?" fragte Gabriel und hielt sein Taschentuch vor den Mund. Er hatte morgen zu verteidigen und mußte seine Kehle schonen.

„Nun, darum! ... Wer weiß, wie die Ansichten aussähen, wenn der Mordprozeß Brahe in Eschenburg verhandelt würde!"

Sie standen vor Gabriels Haus. „Etwas möchte ich Sie noch fragen, lieber Herr Justizrat," sagte da der Redakteur mit gepreßter Stimme.

„Bitte?"

„Glauben Sie eigentlich, daß in der Braheschen Mordsache noch ein geheimes Verfahren neben dem öffentlichen läuft?"

„Davon bin ich überzeugt."

„Hm ... Nun, das freut mich. Das beruhigt mich aber wirklich. Der arme Mensch da in Ungarn."

Nach diesen Worten verabschiedete sich der beruhigte Redakteur und rief eine Droschke. —

Bei Betty Falzaro war es still geworden. Die guten Freunde blieben weg, und Peter Kugleut war der einzige, der sich täglich sehen ließ. Außer ihm brachte nur Helene Berührungen mit der Außenwelt. Aber es waren die schlimmsten, die zu den Schwestern kommen konnten. Die einzige Zeugin der Mordtat mußte immer wieder ein Verhör bestehen. Man schonte Helene nicht. Der Kommissar, der sie vernahm, versuchte, ihr Gedächtnis zu wecken dort, wo es gar nicht zu wecken war. Sie hatte in der Ahnungslosigkeit des Augenblicks des Vaters Sterben erlebt. Sie hatte auf nichts geachtet als auf die mächtigen Berge und auf Brahes Worte, die kurz vor der todbringenden Kugel einem Abendessen gegolten hatten. Dann, als er niedergesunken, war sie um ihn bemüht gewesen. Das einzige, was sie von dem Mörder bemerkt hatte, war ein Rascheln im Gebüsch und einige Schritte. Helene strengte mit selbstvernichtender Ehrlichkeit ihr Gedächtnis an. Sie konnte nur sagen, daß es Schritte eines Mannes gewesen sein mochten. Alles andere geriet ihr ins Gebiet der Phantasie. Das mögliche war ihr tückischster Feind. Die Halluzination auf dem Bahnhof in Krakau, die ihr immer wieder einen im Gewühl verschwindenden Mann zeigte, durfte nicht zur Wirklichkeit werden ...

Wenn Helene Ruhe bei ihren Schwestern gefunden hätte! Aber dort traf sie denselben Kampf. Es gab kein reines Vertrauen mehr zwischen ihnen, Betty litt namenlos. Ihr Bekenntnis strebte ver-

gebens zu den Schwestern hin. Wenn ihre Augen sich trafen, erschauerten sie in gemeinsamer Angst.

Der Winter verging, ohne daß von Falzaro eine Nachricht kam. Er war am Todestage des Vaters von Triest nach Ägypten gereist und in Alexandrien gesehen worden — das wußten die Schwestern. Da brachte es sie vollends aus der Fassung, als im Frühjahr die Zeitungen meldeten, es sei dem Zigeuner Sandor Kerbély endlich gelungen, ein glaubwürdiges Alibi nachzuweisen. Wichtige Zeugen hätten es jetzt erst gewagt, sich zu melden. Kerbély sei entlastet, seine Haftentlassung stehe bevor. Die Untersuchung in der Braheschen Mordsache sei nun freilich auf einen toten Strang gekommen.

Unter dem Eindruck dieser Nachricht gab es in der öffentlichen Meinung zunächst eine heftige Diskussion. Aber Enttäuschung und Gleichgültigkeit folgten. Man glaubte an eine Resignation des Gerichts. Auch erwies es sich in trauriger Klarheit, wie wenig Liebe Bernd Brahe gesät hatte. Von ihm blieb nichts als seine Bücher. Die Sühne seiner Sterblichkeit war niemandes Herzenssache. Wer schärfer hinsah, konnte freilich bemerken, daß der beruhigende Gang der Dinge über die am nächsten Beteiligten tiefste Unruhe brachte. Brahes Töchter verließen Eschenburg. Sie reisten ziellos umher. Schließlich blieben sie in einem kleinen holländischen Seebad. Die sommerliche Einsamkeit am Meer tat ihnen wohl. Hier gab es keine Menschen, die nach dem Schicksal der drei Schwestern fragten. Man sah sie in ihren schwarzen Kleidern blaß und traurig durch die Lichtflut des Strandes schreiten. Den Fischersleuten genügte es zu wissen, daß die Damen um ihren Vater trauerten.

Und wirklich, in der Schönheit des Meeres reifte den Waisen erst ihr ganzer Schmerz. Alle Härten und Kanten des Toten verloren sich für ihr Bewußtsein. Sie gedachten wieder der Reisen mit ihm, der eigentümlichen Knechtschaft und Kameradschaft. Oft erschienen ihnen jetzt die Jahre mit dem Vater als reine, unwiederbringliche Glückszeit. Sie lag ja vor dem Erscheinen des Geistes, der ihr Feind war. Frei waren Brahes Töchter gewesen — nun fühlten sie die Fesseln, alle drei. Sie waren allein auf der Welt. Furchtsam duckten sie sich in ihrer Einsamkeit zusammen und warteten darauf, daß er wiederkommen würde, der Vampyr, der Peiniger, der häßlich schöne Feind. Aber die erste, innige Trauer um den Vater tat ihnen wohl. Sie grüßten ihn in einer Ferne, mit der er nun zusammenhing. Gern lauschten Betty und Thora, wenn Helene ihnen in dem kleinen Hotel auf einem schadhaften Flügel Beethoven vorspielte. Es war eine Gedächtnisfeier für Bernd Brahe, eine bessere als die kühle und prunkvolle der Eschenburger Universität. Und als sie an seinem Geburtstage abends am Meer saßen, sprachlos vor der wachsenden Glut des Sonnenunterganges, keimte zum erstenmal Hoffnung wieder in ihren Herzen. Sie konnten noch zur Ruhe gelangen. —

Die Farben des Himmels verblaßten schon. Wie ein Nachtbote kam ein Wind vom Meere her und ließ die im Sande Ruhenden erschauern. Die Schwestern hatten Stunden verträumt, nun mußten sie an die Heimkehr denken. Auf halbem Wege zum Fischerdorfe sahen sie Dortje, die Tochter ihrer Wirtsleute, auf sich zukommen. Sie lachte unter ihrem Strohhut und stapfte, als sie die Fräulein sah, in ihren schweren Schuhen noch schneller durch den Sand.

„Dortje," rief Thora erfreut — sie hatte das blonde Mädel gern —, „was gibt's denn? Suchst du uns?"

„Jawohl! Ich soll suchen!"

„Da sind wir schon! Was hast du denn?"

„Ein Telegramm!"

Die Schwestern blieben stehen. „An wen?" fragte Helene.

Dortje sah lachend, als ob es sich nur um eine gute Nachricht handeln könnte, die Adresse an. „Betty Falzaro!" rief sie dann glücklich.

Betty nahm das Telegramm mit zitternden Händen. Voll Ahnung flüsterte sie: „Aus Alexandrien!" Dann las sie. Man sah sie bleich werden, dann wieder erglühen — schließlich wandte sie sich schluchzend ab. Thora nahm Dortje rasch beiseite und schickte die erschrockene Kleine heim. Helene hatte das Telegramm schon gelesen und sagte: „Er kommt."

„Falzaro?! . . ." Thora las das erste Lebenszeichen ihres Schwagers. „Schiffe

mich soeben nach Europa ein. Komme aus Abessinien. Alles geht gut. Freue mich, Dich und die Schwestern wiederzusehen. Bestimme mir nach Wien Grand Hotel Rendezvous. Nur nicht Eschenburg. Dein treuer Joseph."

Als der Aufruhr sich etwas gelegt hatte, beschlossen Thora und Helene für Betty. Falzaros Frau konnte sich nicht fassen. In ihr war alles durcheinander geworfen. Sie glaubte dem Telegramm wie einer Offenbarung. Ihr jauchzender Optimismus räumte in der ersten Stunde schon mit allem auf, was sie ihrem Gatten vorgeworfen hatte. Wie als junges Mädchen sah sie wieder sein makelloses Bild. „Was muß er gelitten haben!" rief sie, in Tränen ausbrechend. „Wenn er nur erst da ist! Wenn ich ihn nur wiederhabe!"

„Also du willst ihn sehen?" fragte Helene.

„Zweifelst du daran?! . . ."

„Nein, nein. Wir müssen nur beschließen, was du ihm antwortest. Wir lassen dich selbstverständlich nicht mit ihm allein."

„Wie du dich wieder ausdrückst, Lene!"

„Eschenburg meidet er. Das kann ich verstehen. Wißt ihr, was ich für das Beste halte? Wir lassen ihn hierher kommen."

„Hierher?" fragte Thora und setzte sich in einen Korbstuhl. Sie hatte einen Schwächeanfall zu bekämpfen.

„Gewiß. Hier haben wir keine Gaffer. In dieser Ruhe werden wir auch objektiver sein und endlich wissen, was an ihm ist."

„Das weiß ich schon lange, Lene! Du meinst es gut, aber du drückst dich immer so furchtbar schroff aus!"

„Thora versteht mich."

„Ja," kam es leise aus dem Korbstuhl. „Ich glaube auch, wir müssen ihn hierher kommen lassen."

⌘ ⌘ ⌘

Acht Tage vergingen noch, bis Falzaro eintraf. Sie wurden für die Schwestern qualvolle Wochen. In ihrer Nervosität, die sie unverträglich machte, war es ihnen ganz lieb, durch eine Bekanntschaft im Hotel eine Ablenkung zu finden. Es war ein ruhiger, harmloser Herr, der sich als Doktor Justus Kallmorgen, Botaniker aus Jena, vorstellte. Man hatte seine Annäherungsversuche wiederholt bemerkt und aus Menschenscheu gemieden. Thora hatte sich schon über ihn lustig gemacht, denn man traf Herrn Kallmorgen am Strande meist in Philosophenstellung, mit dem Spazierstock ein Bündel übelriechenden Tangs aufspießend. Er war zum Studium von Meerespflanzen an die holländische Küste gekommen. Aus seinen ruhigen Augen blickte der Naturforscher. Helene fiel als etwas Gegensätzliches freilich eine militärische Strammheit auf, die Herrn Kallmorgen nie verließ. Der Botaniker mochte früher Offizier gewesen sein. Er langweilte sich in dem Fischernest und war darauf erpicht, die Bekanntschaft der jungen Damen zu machen. Die Schwestern fühlten den Umschwung fast körperlich, als es bei Tisch zum ersten Gespräch kam. Sie waren von Menschen ganz entwöhnt. Doktor Kallmorgen erwies sich aber als ein angenehmer Gesellschafter. Eine Gefahr war in seinem Umgang, wenn Falzaro eintraf, nicht zu fürchten. Er hatte schon längst den Tag von Falzaros Ankunft als seinen Abreisetag bestimmt, ohne natürlich zu wissen, was sich vorbereitete. Er hielt Betty offenbar für eine junge Witwe. Daß die Trauer der Damen dem Vater galt, einem auf so allgemein bekannte Art ums Leben gekommenen Vater, wurde im Gespräch mit dem diskreten Manne gar nicht berührt. Die Schwestern gingen jeden Nachmittag mit Herrn Kallmorgen spazieren. Sie lauschten den einfachen Erzählungen aus einem unbeladenen Leben wie schönen Märchen und bedauerten es aufrichtig, als der Botaniker eines Morgens sagte: „Heute ist nun mein letzter Tag."

Am nächsten Vormittag mußten sie sich für Falzaro rüsten. Sie vermieden es, vorher an den Strand zu gehen, um ihren Freund aus Jena nicht noch einmal zu treffen. Sie hätten ihm sonst die Ankunft von Bettys Gatten mitteilen müssen. Doktor Kallmorgen hatte sich am Abend vorher schon verabschiedet. Er wollte nachmittags auf einem Segelschiff nach Amsterdam fahren. — Lange vor der Ankunft des Dampfers standen die Schwestern am äußersten Vorsprung der Landungsbrücke. Es war ein wolkenloser Tag, der mit seiner Glücksahnung nicht trügen konnte. Die Schwestern starrten aufs Meer hinaus. Vielleicht war alles nur ein böser Traum. Vielleicht kam doch der wahre Falzaro

über die blauen Fluten. Ein Mensch, dem Unverständnis vorwarf, wofür es keinen Maßstab hatte, an dessen nie versiegende Lebensglut sich jetzt drei fröstelnde Seelen schmiegen konnten.

So sahen die drei Brahetöchter dem Heimkehrenden entgegen. Endlich kam das Schiff. Von der rauschenden Größe des Meerfahrers gebannt, spürten sie nur eine Minute den seltsamen, leise brennenden Geruch, der zu ihnen herüberwehte. Er kam von dem Schiff. Er hatte die untilgbare Gewalt von nicht gesühntem Blute. Ein jähes Entsetzen barg dieser Augenblick. Wie gelähmt, mit aufgerissenen Augen starrten die Schwestern auf das nahende Schiff. Aber die furchtbare Empfindung verlor sich wieder. Nur eine Übelkeit blieb übrig, die von dem langen Warten auf der sonnegedörrten Brücke stammen mochte. Dann, als der Dampfer anlegte, war auch diese verschwunden.

Thora und Helene suchten noch — da sahen sie plötzlich Betty in Falzaros Armen. Er war nicht sonderlich verändert. Nur die Bronzefarbe seines Antlitzes war noch dunkler geworden — sie stach grotesk von seinem weißen Anzug ab. Er küßte Betty, die halb ohnmächtig an ihm hing. Dann wandte er sich zu ihren Schwestern. Thora fühlte seinen heißbelebenden Händedruck — Helene wurde nicht minder herzlich begrüßt. Während Betty ganz der Wiedervereinigung hingegeben war und mit halbgeschlossenen Augen geführt wurde, beobachteten Thora und Helene den Schwager. Sie hatten sich nicht dazu verbündet und wurden nur von ihrem Instinkt geleitet. Falzaro schien es zu merken. Er sprach viel und erzählte hundert gleichgültige Dinge. Es gelang ihm, die Schwestern abzulenken. Sie horchten auf die bunte Kunde von der Welt draußen. Plötzlich bemerkte Falzaro, daß sie einen Gruß erwiderten und verlegen wurden. Ein vorübergehender Herr hatte sie gegrüßt und sah den Damen, die plötzlich in Gesellschaft waren, verwundert nach. Der Fremde hatte einen Typ, der Falzaro nicht sympathisch war. Gelehrter, Bücherwurm, neugieriger Durchschnittsmensch — so fuhr es ihm durch den Kopf. „Wer ist das?" fragte er. „Habt ihr hier Bekanntschaften gemacht?"

„Natürlich Kallmorgen!" flüsterte Thora und stampfte mit dem Fuß auf. „Hat er uns doch noch erwischt!" Mit wenigen Worten klärte sie den Schwager auf. Der Botaniker sei unschädlich, denn er reise heute noch ab. Betty brauche Falzaro nicht mit ihm bekannt zu machen.

„Ich verzichte auch gern," erwiderte Falzaro und warf einen verächtlichen Blick auf den Doktor aus Jena.

„Ich will ihm aber doch nachlaufen und ihm ein aufklärendes Wort sagen," entschloß sich Helene plötzlich. „Entschuldigt einen Augenblick, Kinder." Falzaro sah Helene lächelnd nach, die mühsam durch den tiefen Sand stapfte, um Kallmorgen noch zu erreichen. Als sie zurückkam, lachte sie und wurde von den anderen lachend empfangen. „Er war sehr überrascht! Er läßt sich deinem Herrn Gemahl bestens empfehlen, Betty!"

„Glückliche Reise," sagte Falzaro trocken.

Als sie auf der Hotelveranda an einem besonderen Tisch beim Mittagessen saßen, kamen alle in eine harmlos heitere Stimmung. Falzaro erzählte von seiner Reise. Jetzt sei er wirklich ans Ziel gelangt. In Dschamela sei er diesmal nicht gewesen — für ihn habe nur ein Aufenthalt in Abessinien Zweck gehabt. Am Hofe des Negus habe er eine herrliche Zeit verlebt. Im Mittelpunkt der europäischen Gesellschaft sei er bis in die Nähe des Kaisers gekommen, habe ihn persönlich für sein Projekt interessiert und von dem merkwürdigsten aller Potentaten jede Zusicherung erhalten. Er sei geradezu ein Freund des Negus geworden und habe sich nur mit Mühe eines allzu anstrengenden Geschenkes erwehrt. Er sollte nämlich als besondere Gnade zwei prachtvolle abessinische Löwen erhalten. Die habe er leider nicht mitbringen können, aber etwas Kleineres und Zahmeres könne er den Damen überreichen. Er öffnete bei diesen Worten ein Paket, das er aus seinem Koffer genommen hatte: ein kostbares, gold- und edelsteindurchwirktes Tuch für Betty, erlesene Straußenfedern für Thora und ein einfacher Ring, dessen Stein ein schimmernder Käfer war, für Helene. Er hatte den Geschmack der Schwestern getroffen. Er sah ihre aufrichtige Dankbarkeit. Betty hüllte sich sogleich in das blitzende Tuch ein, Thora

hielt vor einem Spiegel die Federn an ihr Haar, und Helene steckte nachdenklich den Ring an ihren Finger. Falzaro lächelte. Als die Schwestern sich ihm zuwandten, wurde er wieder ernst. „Schön war es in Afrika," meinte er. „Aber ich bin doch froh, daß ich wieder bei euch bin."

Betty war lebhafter geworden. Sie warf ihren Schwestern einen eigentümlich stolzen Blick zu, als wollte sie sagen: ‚Seht ihr — mein Gefühl hat recht behalten!' Zärtlich hielt sie mit ihren weichen Händen Falzaros harte Hand fest. Thora schauderte bei diesem Anblick plötzlich. Als die anderen sie fragend ansahen, errötete sie und sagte rasch: „Es ist doch merkwürdig, daß du nun alles erreicht hast, was dir so viele Jahre unmöglich gewesen ist."

Falzaro sah sie aufmerksam an. „Was meinst du damit, Thora?"

„Ich finde das gar nicht merkwürdig," warf Betty ein. „Einem Mann wie Joseph muß es eben einmal glücken. Das habe ich immer gewußt."

Auch seiner Frau warf Falzaro einen unbestimmten Blick zu. „Ja, Kinder", fragte er dann gedehnt, „vergeßt ihr denn das Entscheidende, was mir meinen Erfolg erst möglich gemacht hat?"

Die Schwestern zuckten zusammen, aber in ihren Augen lag kein Verständnis für seine Frage. „Was meinst du?" fragte Betty leiser. Falzaro schüttelte den Kopf und legte die Hände unter den Tisch. Er wollte offenbar nicht mehr von Betty gestreichelt sein. „Ja, wenn ihr so fragt, dann muß ich auf das Peinliche kommen. Ich dachte, wir wären stillschweigend einig, es vorläufig ruhen zu lassen. Ich brauchte doch Geld." Helene stand auf und ging zum Fenster. Sie starrte auf die Sonnenspiegelung im Meer, bis ihr die Augen weh taten. Falzaro warf ihr einen flüchtigen Blick nach. Dann fuhr er fort: „Ich mußte die erste große Summe für die Dschamela-Bahn selbst zeichnen. Dann fand ich Vertrauen. Als ich im vorigen Herbst nach Afrika ging, war ich arm und hatte gar keine Aussichten. Ich wollte am Hof des Negus Va banque spielen. Dann aber, als ich schon in Debra Tabor war, kam die Nachricht zu mir — nun, was uns alle drückt und schmerzt. Ihr könnt euch nicht vorstellen, was das für ein Durcheinander von Empfindungen war. Ich mußte an mich denken — zuerst, Kinder — versteht mich recht. Ihr wißt, wie verrammelt mir alles war — ihr kanntet euren Vater. Nun konnte ich handeln. Ich bin dein Mann, Betty — ich habe, was du hast. Den Zauber des Geldes erfuhr ich endlich. Ich durfte über den größten Teil deiner Erbschaft verfügen, denn indem ich darüber verfügte, hatte ich es schon zehnfach wieder eingebracht. Ja, es war eine große Zeit. Aber dann — dann dachte ich natürlich auch an euch. Als ich leben durfte, nicht nur arbeiten — da fiel mir ein, was ihr durchgemacht habt. Ihr drei. Arme Betty..." Er griff nach der Hand seiner Frau, die leise zu weinen anfing.

Helene stockte das Herz. Sie fürchtete, daß das Schlimmste, das mit ihr allein zusammenhing, noch zur Sprache kommen würde. Aber Falzaro dachte nicht an sie. Er sprach das Folgende nur zu Betty. „Ich brauche nichts mehr zu sagen. Wie ich mit eurem Vater gestanden habe, wißt ihr. Ich habe ihn nicht geliebt. Aber gehaßt habe ich ihn auch nicht — das könnt ihr mir glauben. Als ich das Furchtbare erfuhr — dieser Mann — man mochte über ihn sagen, was man wollte — dieser bedeutende Mann war auf solche Art ums Leben gekommen — da war ich erschüttert. Da sagte ich mir: ‚Was ist man doch für ein erbärmlicher Wurm.' Und aus aufrichtigem Herzen — glaubt mir das — habe ich ihm ein gutes Andenken bewahrt."

Er goß ein Glas Sekt hinunter und stand auf. Die Schwestern sahen ihn eine Weile umhergehen. „Er war kein Mensch für dieses Leben," sagte er schließlich und setzte sich wieder. „Sein Verhängnis war, daß er nicht einsehen wollte: ich bin ein solcher Mensch. Es war sein schrecklichster Gedanke, daß ich einmal in den Besitz seines Geldes kommen könnte... Aber gegen den Lauf der Welt kann niemand. Nun muß er es mir lassen."

„Wir wollen heute lieber nicht mehr von Papa sprechen, Joseph," bat Helene mit tonloser Stimme.

Falzaro nickte. „Mir ist es auch lieber. Die Wahrheit finden wir vorläufig doch nicht. Ebensowenig wie das Gericht, das den Zigeuner hat laufen lassen."

„Hältst du ihn nicht für unschuldig?“ fragte Betty.

„Liebes Kind,“ erwiderte Falzaro, „es ist ein Kampf der Intelligenzen. Schuld und Nichtschuld ... Undurchdringlich. Ach, eurem Vater ist wohl — — lassen wir das. Ich für meine Person — ich bin nicht totzukriegen. Ich kam so innerlich froh hierher — daß ich, offen gestanden, mich entsetzt habe, wie ich euch drei in der wunderbaren Helligkeit so ganz in Schwarz sah. Da kam es erst über mich. Aber ich will das nicht. Ich werde auch euch davon losreißen. Vorläufig bin ich froh, daß ich euch mit den kleinen Aufmerksamkeiten schon ein bißchen heller gemacht habe.“

Er lachte und wollte die Schwestern heiterer stimmen. Aber die sahen plötzlich wie in Scham zusammenzuckend auf seine Geschenke. Ein drohender Schatten ging über Falzaros Gesicht. Doch er faßte sich. Indem er sich einen Chartreuse einschenkte und zu den Zigaretten griff, fragte er ruhig: „Wie steht es eigentlich mit der Ordnung des Nachlasses?“

„Peter Kugleut hat alles übernommen,“ antwortete Thora.

„Was — ?“

„Papas wissenschaftlichen Nachlaß.“

„Der interessiert mich weniger. Ich meine sein Vermögen. Wo liegt das?“

„Auf der Eschenburer Vereinsbank,“ erwiderte Betty.

„Ist Gabriel der Verwalter?“

„Nein, Doktor Neumeister, der kleine Rechtsanwalt aus der Georgenstraße!“ Thora rief es trotzig.

„Gabriels Konkurrent? Wie konntet ihr das tun? Gabriel war der Freund eures Vaters — warum macht ihr ihn euch zum Feinde?“

„Das wäre schlimm, wenn er darum schon unser Feind würde. Uns hat sein Benehmen nach Papas Tode nicht gefallen. Der und der Froheimer — die können sich begraben lassen. Kurz und gut — ich habe ihm meine Meinung gesagt, und da ist er von selbst zurückgetreten.“

Falzaro machte ein bedenkliches Gesicht. „Du bist nicht vernünftiger geworden, Thora. Ihr habt doch hoffentlich Doktor Neumeister gegenüber freie Verfügung?“

„Selbstverständlich!“

„Nein, Thora!“

„Doch, Lene!“

„Aber wir haben es ihm doch überlassen! Er schickt uns doch immer!“

„Ja, Betty, das hast du mit ihm verabredet!“

Falzaro ging erregt umher. „Ihr scheint euch alle drei nicht klar darüber zu sein. Geldsachen waren euch immer böhmische Dörfer. Na — jetzt ist ja ein Mann gekommen.“

„Das ist auch eine Erlösung für uns!“ rief Betty. „Wir überlassen dir alles!“

„Joseph wird sich mit Doktor Neumeister auseinandersetzen,“ fügte Helene rasch hinzu. Sie bemerkte den stechenden Blick, den Falzaro ihr zuwarf. —

Als es Nacht geworden und Betty am Arm ihres Gatten verschwunden war, blieben Helene und Thora in ihrem Zimmer noch wach. Eine ratlose Beklommenheit ließ sie nicht an Schlafengehen denken. Auf dem Meere draußen tobte Sturm. Die Fenster des Zimmers blieben offen, und man sah in ein grenzenloses Schwarz hinaus. Der Himmel war dicht verhängt. Man hörte das Stürzen und Schlürfen der Brandung. Ein zorniger Donnerlaut, dann ein klagendes Verzichten. Das kleine Feuer der Kerze auf dem Tisch flackerte unter dem Wehen, das immer wieder das Haus erschütterte. Helene saß am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt. Thora lag, schon entkleidet, auf dem Bett.

„Jetzt hat sie ihn wieder,“ flüsterte sie plötzlich, auf das Nebenzimmer deutend. In ihren Augen lag unbestimmter Glanz.

Helene schüttelte heftig den Kopf. „Laß das!“ bat sie leise, ohne aufzublicken.

„Gönnen wir es ihr, solange sie es hat.“

„Was soll das heißen, Thora?... Die Nacht ist schlimm genug... Mach' uns nicht noch ängstlicher.“

Thora streckte sich. „Fürchtest du dich, Lene? Ja, wir beide — wir haben es am schwersten. Wir können nicht vergessen.“

„Ich will es!“

„Komm zu mir...“

Helene stand auf und setzte sich auf Thoras Bett. Thora hielt ihre Hand in beiden Händen und drängte sich an sie. „Ist er nicht ein Rätsel?“

„Ich würde alles an ihm hinnehmen, wenn er nur nicht so unwahr wäre.“



Frühlingsboten

Gemälde von Prof. Carl von Marr

(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München)

„Unwahr?“

„Durch und durch unwahr ist er.“

„Nein, Lene. Auf seine Art halte ich ihn für wahr. Ich glaube, es kommt nur auf uns an, diese Wahrheit zu begreifen.“

„Das sind Redensarten, Thora. Wir dürfen nicht mit ihm lügen. Wo kommen wir sonst hin?“

„Ich weiß ja, daß ich mich nicht mit dir verständigen kann. Hierin nicht, Lene. Du siehst immer prachtvoll auf das Tatsächliche. Ich aber muß mich hinausträumen an das Große, Unfaßbare — wie das Meer draußen, das man nur ahnt und nicht sieht.“

„Gerätst du schon wieder dahin?“

„Ich weiß etwas von der wahren Mannesseele.“

„Ich auch!“

Die Schwestern schwiegen eine Weile. Dann begann Thora wieder: „Aber du glaubst ihm doch?... In einer Beziehung?...“

Helene starrte vor sich hin. „Du fragst wie ein Kind, Thora.“

Thoras Gesicht wurde klein und hart. „Also gut . . . Lassen wir es dabei. Wir glauben ihm. Aber dann müssen wir ihm auch zur Seite stehen. Er soll durchdringen. Er ist mehr als die andern.“

Helene preßte den Zeigefinger in die Furche ihrer jungen Stirn. „Ich will überhaupt nichts mehr sagen. Wir sind hier am Meer. Das Schwankende soll gelten, das ewig Wandelbare. Aber erinnere dich, Thora — früher, da konnte er uns noch ansehen — wirklich ansehen. Jetzt kann er es nicht mehr. Seine Augen fliehen vor etwas. Streite doch nicht — du hast es ja auch gesehen.“

Thora riß die Decke über sich und hüllte sich ein. „Ich will jetzt schlafen! . . .“

Helene deckte sie noch fester zu. „Tu's,“ sagte sie sanft. „Und versprich mir —“

„Was, Lene?“

„Wende dich endgültig ab. Verstehst du? Du kannst noch so schön und froh ans andere Ufer hinüber.“

In den letzten Worten Helenes schluchzte es plötzlich auf. Thora wurde wundersam davon ergriffen. Sie sah den goldenen Schatz, den sie an dieser Schwester hatte. Sie fühlte zugleich einen ganz verborgenen, glühenden Eigenstolz. Ja, ihr gehörte noch viel. Sie konnte sich abwenden. Sie allein — nicht Betty, nicht Helene. Still, in ihre Decke gewickelt, lag sie da und sah Helene zu, wie diese sich entkleidete. Ein zartes Mitleid kam in ihre Züge. Als die Schwester sich ihr näherte, um ihr noch einmal gute Nacht zu sagen, zog sie sie an sich, als wollte sie ihr an Liebesschönheit abgeben, soviel sie vermochte. —

Am nächsten Vormittag badete Falzaro mit den Schwestern. Es war nach der Sturmnacht ein besonders erfrischendes Bad, aber die heftige Brandung erschwerte das Schwimmen. Betty und Thora blieben am Strande und ließen sich von den stürzenden Wellen überspülen. Helene war das echteste Meeresgeschöpf der drei. Auf dem Lande rührend unbeholfen, hatte sie im Wasser gelenkige Verwegenheit. Sie warf sich gegen die Brandung, überwand sie und schwamm, die andern hinter sich lassend, in die hochwogende Freiheit. In einiger Entfernung wußte sie eine Sandbank. Die seichte Stelle war heute nicht leicht zu erreichen, aber ihrer gesteigerten Kraft gelang es. Wundersam hell und frei war es hier draußen. Helene lagerte sich im nassen Sande und sah zum lichtblauen Himmel auf. Aber es näherte sich ihr vom Lande und rauschte heran. Ein Schwimmer war es, der ihr gefolgt war. Aufschreckend erkannte Helene ihn an seinem muskulösen, bronzefarbenen Körper. Bald richtete sich Falzaros schwarzer Kopf vor ihr auf. Er lachte. Es war das freche, aber unbefangene Faunslachen von früher. Sie scheute hier draußen seine physische Nähe nicht. Hier waren beide mit dem Element verbunden, hier herrschten andere Gedanken. Zorn ergriff sie nur, daß er sie gestört hatte. Aber das reizte sie, offen gegen ihn zu sein.

Er sagte: „Grüß' dich Gott, Nereïde! Was du kannst, kann ich auch!“

Mit derbem Lachen erwiderte sie seinen Gruß. „Grüß' dich Gott, Triton! Ich habe nie daran gezweifelt!“

„Man sollte dich immer im Wasser sehen! Das ist dein Element!“

„Eine echt Falzarosche Schmeichelei! Auf dem Lande bin ich ein humpelnder Seehund? Nicht wahr?“

„Das sagst du — nicht ich!“

„Auf dem Lande genierst du dich, mit

mir durch ein Lokal zu gehen. Da tust du, als ob ich nicht zu dir gehörte."

„Bin ich solch gemeiner Kerl?"

„Zuweilen, Triton!"

„Hier scheint eine frischere Luft zu wehen?"

„Kommt mir auch so vor!"

„Fern sind die Menschen! . . ."

„Alle Menschen! Du kannst mir hier alles sagen, Triton!"

Er war bisher um sie herumgeschwommen, jetzt landete er und setzte sich ihr gegenüber in den Sand. Die Wirkung ihrer letzten Worte war auf seinen Zügen nicht erkennbar. Er fuhr mit der Hand über das nasse Gesicht und erwiderte: „Ich sage immer alles. Aber die Menschen haben keine Ohren, es zu hören."

„Wie tragisch. Ich auch nicht?"

„Du doch. Du bist vielleicht die einzige." Ein eigentümlicher Ernst kam in seine Stimme, so daß sie fast beirrt wurde. Aber sie faßte sich.

„Hast du nicht vielleicht dasselbe schon zu Thora gesagt?"

„Du hältst mich also für ganz verlogen?"

„Am ehrlichsten bist du gegen deine Frau."

„Warum?"

„Weil du sie lieb hast."

„Ich liebe sie mit ganzer Seele."

„Joseph . . ."

„He?"

„Du kannst gar nicht mit ganzer Seele lieben. Bedenke doch, welchen Raum du selbst darin einnimmst."

„Du bist ein Schelm, Lene. Aber ich lasse dir alles durchgehen. Du kannst mich nicht kränken. Ich will mal ganz offen gegen dich sein —"

„Ach ja . . ."

„Ich bin davon überzeugt, daß wir blutsverwandte Naturen sind."

„Ich nicht."

„Weil du immer das erotische Element in mir siehst. Das ist dein Irrtum. Hierin sind wir grundverschieden. Aber weil wir uns sonst so ähnlich sind, such' ich dich immer wieder wie eine Schwester."

„Und Thora?"

„Darüber brauche ich dir wohl keine Rechenschaft zu geben."

„Das ist stark . . ."

„Wenn wir stark sein wollen?"

„Du hast recht, Joseph. Aber deshalb sage ich dir offen heraus: Ich will dir nicht näherkommen. Ich will es nicht."

Sie kniete im Sande und stützte sich mit den Händen auf. Ihre stahlblauen Augen waren herausfordernd auf ihn gerichtet. Es lag jetzt eine harte Schönheit auf Helenes Zügen. Er sah sie lächelnd an, und sein Gesicht verdunkelte sich. „Es ist schade um dich, Lene. Du wirst eine alte Jungfer werden. Bedenke, daß es nicht viele Männer gibt, die dich verstehen." Er sah sie zusammenzucken und fuhr rasch fort: „Ein enterbter Mann wie ich versteht dich, ohne dich als Frau zu verwirren. Er bietet dir eine Lebensaufgabe. Oder willst du lieber Kindergärtnerin werden? Klavierlehrerin? Wenn du wirklich in dir überwinden willst, was überwunden werden muß — dann verbinde dich mit mir, dann stelle dich in den Dienst meiner Mannesaufgabe."

Sie sah ihn lange an, als wollte sie in den Grund seiner Seele blicken. Ein Kampf war in ihr, dessen Ergebnis ungewiß war. Dann aber lachte sie und rief: „Sprich erst mit Doktor Neumeister!" Und alsbald stürzte sie sich in das Wasser, um dem Lande zuzuschwimmen.

Falzaro hatte ein würgendes Gefühl niederzuringen. Haß und Wut entstellten seine Züge. Mit einem dumpfen Laut warf er sich in das Meer und schwamm ihr nach. Der Wunsch, sie zu packen und unterzutauchen, für immer, beherrschte ihn. Er konnte die Lebendigen nicht besiegen. Aber er erreichte Helene nicht. Erst am Strande, bei Betty und Thora, fanden sie sich zusammen. —

Unweit vom Meere befand sich ein hübscher Pavillon, in dem man nach dem Baden frühstücken konnte. Hummer und Krabben gab es dort. Ein feuriger Wein belebte die Glieder. Als Falzaro mit seinen Damen frühstückte, trat an den Nachbartisch Doktor Justus Kallmorgen. Starr vor Überraschung sahen die Brahetöchter ihn kommen. Der Botaniker, den sie längst in Amsterdam geglaubt, erschien ihnen wie ein Gespenst. Er ließ aber keine Zeit zum Überlegen, sondern näherte sich, trotz Falzaros Gegenwart, und grüßte höflich. „Sie sind erstaunt, meine Damen, mich hier zu sehen," sagte er in seinem freundlichen Sächsisch, „aber gestern wurde

Sturm signalisiert. Mein Schiff ist nicht abgefahren."

„Fahren Sie heute?" fragte Betty unverhohlen.

„Nein, ich habe mich des schönen Wetters wegen entschlossen, doch noch eine Woche zu bleiben." Doktor Kallmorgen wandte sich zu Falzaro, der steif und mürrisch dasaß. „Mein Name ist Kallmorgen."

„O, ich habe ja noch gar nicht vorgestellt!... Verzeihung!... Mein Mann!... Herr Doktor Kallmorgen aus Jena."

Falzaro nickte nur. Er forderte den Fremden nicht auf, an seinem Tische Platz zu nehmen. Die Rücksichtslosigkeit des sonst so Weltgewandten brach plötzlich hervor. Während die Schwestern wie auf Kohlen saßen, ließ der Botaniker sich von der peinlichen Situation nicht beirren. Er lächelte Falzaro an, gab sich den ihm eigenen militärischen Ruck und sagte: „Ich will die Herrschaften nicht stören. Sie sind im Begriff, zu frühstücken — ich habe auch Hunger." Er grüßte und setzte sich nicht an den Nebentisch, sondern möglichst weit entfernt. Dort sah man ihn friedlich einen halben Hummer verspeisen.

„Warum hast du ihn so schlecht behandelt?" fragte Thora. „Justus ist sehr nett."

„Verkehrt mit ihm, wenn ihr Lust habt," erwiderte Falzaro bissig. „Mir ist diese Sorte unausstehlich."

„Was mißfällt dir denn an ihm?" fragte Helene forschend.

Falzaro sah noch einmal zu dem Herrn aus Jena hinüber und antwortete nicht.

„Es ist wirklich unangenehm, daß er noch hier bleibt," meinte Betty bekümmert.

Thora lachte. „Das kannst du ihm unmöglich verbieten!" —

Gegen Abend fühlte Helene sich unwohl und blieb in ihrem Zimmer. Betty blieb bei ihr. Da gelang es Falzaro, Thora zu einem Spaziergange zu überreden. Sie hatte eine heftige Scheu davor, aber sie wagte auch nicht, ihn ihre Abneigung merken zu lassen. Daß er mit Helene entzweit war, fühlte sie. Daß Betty ihm blindlings wieder ergeben war, wußte sie auch. Sie sah sich selbst allein stehen. Aber sie blickte Falzaro trotzig an und folgte. Es war ein wunderbarer Abend. Verschwenderisch waren die Farben über Himmel und Meer gestreut. Falzaro und Thora gingen weit hinaus. Noch war ihr Gespräch unbefangen. Thora brachte ihn auf Afrika und ließ sich genau erzählen, was ihm gelungen, was er plante. Er spürte ihr echtes Interesse. Er wußte, daß sie die bunten Dinge seines Strebens um ihrer selbst willen liebte.

„Du bist anders, als deine Schwester," sagte er schließlich, tief atmend. „Gott sei Dank! Man braucht bei dir nicht immer Brandung zu sein, die an einen Stein schlägt und ins Meer zurückfällt."

„Hast du mit Lene Streit gehabt?" fragte Thora, das Gesicht vor der Sonnenglut beschattend.

„Lassen wir das. Ich will mich nur noch an Menschen halten, die mich begreifen können."

„Arme Betty . . ."

Falzaro sah seine Schwägerin überrascht an. „Ich verstehe, wie du das meinst, Thora. Aber Betty braucht mich nicht zu begreifen. Betty ist meine Frau." Er fühlte wie sie die Untiefe dieses Ausspruchs. Dann fuhr er fort: „Du bist die einzige, die nicht an mich gebunden ist. Das ist doch so, Thora?"

Sie war hiervon überzeugt und nickte. Es tat ihr wohl, daß er sie frei nannte.

„Aber du bist auch nicht ehrlich gegen mich. Ich glaube, du fürchtest dich vor mir."

„Nein, Joseph . . . Warum denn . . . Bedenke, was zwischen uns vorgefallen ist."

Sie ließen sich im Strandhafer nieder, unweit einer verlassenen Hütte.

„Was meinst du?" fragte Falzaro.

Thora rang mit sich, dann erwiderte sie: „Du wirst doch kein so kurzes Gedächtnis haben . . . Du weißt, ich habe dir meinen Standpunkt klargemacht. Erst in Amiens — und dann in Budapest."

Falzaro lächelte. „Ich glaube noch immer nicht recht daran. Eine Frau kann nicht ihren Standpunkt klarmachen."

„So mußt du den Glauben eben lernen."

„Was hast du mir denn übelgenommen? Ich sah nur, daß du schön warst. Ich war ehrlich genug, mich meiner Empfindung nicht zu schämen."

„Du hättest auch zart genug sein müssen, mich als Bettys Schwester zu respektieren."

„Ich handle nur direkt, nie auf Umwegen. In Budapest? Nur euer verrücktes Benehmen hat den Zusammenstoß verschuldet. Eine eifersüchtige Frau ist immer eine

pathologische Frau. Und du — ich hatte keine Lust, dir überall nachzulaufen . . ."

„Du hast uns damals beide dicht an den Abgrund gebracht. Betty und mich. Nie hatte ich so gewußt, was Frauenschwäche ist. Aber nun will ich stark bleiben. Es war die größte Lehre für mich. — Ja, Joseph!" fügte Thora leidenschaftlich hinzu. „Laß mir das!"

Falzaro rückte ihr etwas näher. „Du bist von einem sonderbaren Wahn befangen, Thora. Du bist die Tochter deines Vaters. Großes und kleines sind in dir vermischt. Bald wagst du alles, bald ziehst du dich furchtsam in deine Familienmoral zurück. Vor mir aber mußt du Farbe bekennen. Ich will jetzt wissen, wer du bist. Denn im Grunde bist du meine Gefährtin."

Sie wandte sich von ihm ab.

„Ich weiß, was in dir frei werden möchte," fuhr er mit heißer Stimme fort. „Du möchtest eigentlich ganz zu mir hinüber. Ganz. Du möchtest alles für mich hergeben, alles, liebe Thora."

Die Schwägerin stand auf. Ihr Antlitz war dunkel gerötet. „Jetzt war es das letztemal," stammelte sie. „Schäm' dich! Schäm' dich vor Betty! . . ."

Falzaro lachte. „Ist das dein Ernst?"

„Ich bin mit dir fertig!"

„Ihr seid gefährliche Weiber."

Thora schritt voraus — dem Dorfe zu. Falzaro folgte, aber es rang dermaßen in beiden, daß sie nicht weitersprechen konnten. Plötzlich hörten sie Schritte hinter sich. Jäh, als ob sie bei etwas Bösem ertappt wären, wandten sie sich um. Doktor Kallmorgen ging an ihnen vorbei und grüßte höflich. Sie hatten ihn vorher nirgends bemerkt. Es war nur möglich, daß er, mit seinen Pflanzen beschäftigt, in der Strandhütte gesessen hatte, die sie für leer gehalten. Vermutlich hatte er ihr Gespräch mit angehört.

Thora sah, wie ihr Schwager dem rasch Vorausschreitenden einen wütenden Blick nachwarf. Etwas Furchtbares verkrampfte plötzlich seine Züge. Er hob den Stock und machte Miene, dem harmlosen Botaniker nachzustürzen. Sie hielt ihn angstvoll fest. „Um des Himmels willen! Was tust du!?"

„Das ist ein Spion!"

„Spion — ?"

„Der Schurke hätte sich bemerkbar machen müssen!"

„Aber Joseph — warum denn?"

„Bin ich jetzt nicht laut genug? Müßte er sich jetzt nicht umwenden?"

„Du bist überreizt . . ."

„Ihr macht mich wahnsinnig! Mit einem Spitzel bleibe ich nicht zusammen!"

Sie sprachen kein Wort mehr, bis sie im Hotel waren. Wie betäubt sann Thora Falzaros letzten Worten nach.—

Zwei friedlose Tage folgten. Betty war unglücklich. Was so verheißungsvoll begonnen, brach wieder in sich zusammen. Ihr Groll richtete sich gegen die Schwestern, besonders gegen Thora. Noch einmal regte sich der Zweifel in Betty, ob sie Thoras wirklich sicher war. Was sie seit der unseligen Fahrt nach Budapest im Innersten bereute, schien nun doch berechtigt zu sein. Falzaro wurde immer unruhiger. Die gute Stimmung des ersten Tages war verflogen. Wortlos nahm er mit den Schwestern die Mahlzeiten ein, arbeitete in seinem Zimmer und ging bei den Spaziergängen allein voraus. Er hielt es jetzt mit keiner mehr — das wollte er zeigen. Thora hielt sich eng an Helene. Betty aber erlebte den tiefsten Schmerz: Falzaro wurde auch ihr gegenüber gleichgültig. In seinen unsteten Augen lebte etwas, das sich fortsehnte. Schlaflos litt sie unter seiner Schlaflosigkeit. Eines Morgens belauschte sie seinen Traum. Er krampfte die Faust auf der Brust und flüsterte: „Ich will hinauf! ... Alter Schurke! ... Da kommt er wieder! ..." Er rang mit etwas. Ein Ächzen, ein qualvoller Laut. Betty stand vor ihm, ihre Augen öffneten sich weit. Halb trieb es sie, weiter zu hören, halb jagte sie die Angst, ihn zu wecken. Schließlich rüttelte sie ihn. Da fuhr er empor. „Was hab' ich gesagt? ... Was willst du, Betty? ... Kennt ihr den Kerl aus Jena schon lange? . . ."

Betty strich dem Verwirrten über die schweißtriefende Stirn. „Kallmorgen? Wie kommst du auf den? Sei ruhig, Joseph. Du hast die Hand auf der Brust gehabt."

„Was hab' ich gesagt? . . . Ich habe wohl gesprochen im Schlaf? . . ."

„Nichts. Gar nichts, was Sinn hatte."

„Mir ist nicht gut, Betty. Ich darf abends keinen Hummer essen. Nichts darf ich mehr. Verdammtes Dasein. Nun ist man so weit — was hat man davon?" —

(Fortsetzung folgt)



Das Rosenband

Im Frühlingsschatten fand ich sie,
Da band ich sie mit Rosenbändern:
Sie fühlt' es nicht und schlummerte.

Ich sah sie an, mein Leben hing
Mit diesem Blick an ihrem Leben:
Ich fühlt' es wohl und wußt' es nicht.

Doch lispelt' ich ihr sprachlos zu
Und rauschte mit den Rosenbändern:
Da wachte sie vom Schlummer auf.

Sie sah mich an, ihr Leben hing
Mit diesem Blick an meinem Leben,
Und um uns ward's Elysium.

Friedrich Gottlieb Klopstock

Frühlingsliebe

Die Lerche sang, die Sonne schien,
Es färbte sich die Wiese grün,
Und braungeschwoll'ne Keime
Verschönen Büsch' und Bäume.
Da pflückt' ich am bedornten See
Zum Strauß ihr, unter spätem Schnee
Blau, rot und weißen Güldenklee,
Das Mägdlein nahm des Busens Zier
Und nickte freundlich Dank dafür.

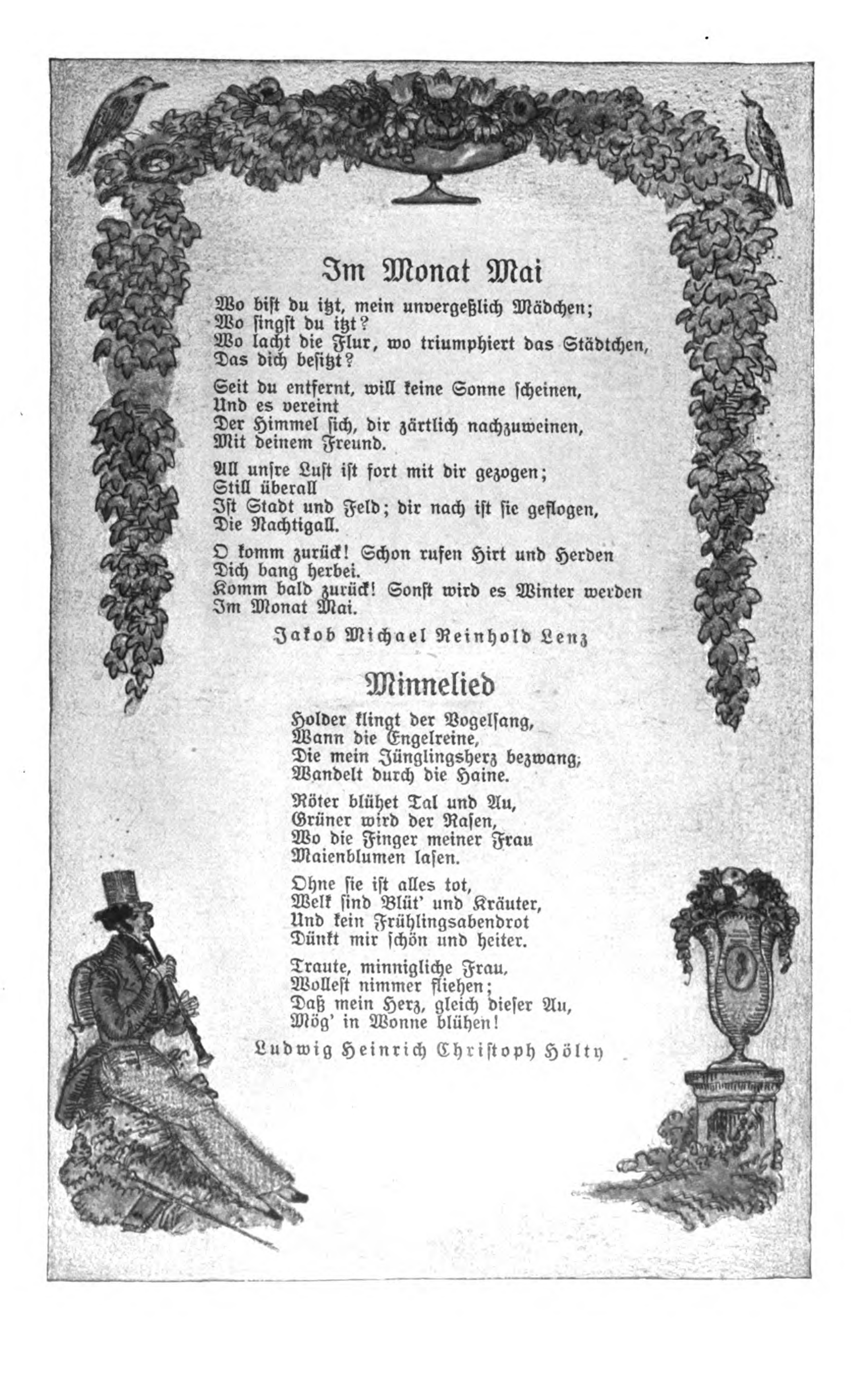
Nur einzeln grünten noch im Hain
Die Buchen und die jungen Mai'n,
Und Kresse wankt in hellen
Umblümten Wiesenquellen.
Auf kühlem Moose weich und prall,
Am Buchbaum horchen wir dem Schall
Des Quelles und der Nachtigall.
Sie pflückte Moos, wo wir geruht,
Und kränzte sich den Schäferhut.

Wir gingen atmend Arm in Arm,
Am Frühlingsabend still und warm,
Im Schatten grüner Schlehen
Uns Veilchen zu erspähen.
Rot schien der Himmel und das Meer;
Mit einmal strahlte, groß und hehr,
Der liebe volle Mond daher,
Das Mägdlein stand und ging und stand
Und drückte sprachlos mir die Hand.

Rotwangig, leichtgekleidet saß
Sie neben mir auf Klee und Gras,
Wo ringsum helle Blüten
Der Apfelbäume glühten.
Ich schwieg; das Zittern meiner Hand
Und mein betränter Blick gestand
Dem Mägdlein was mein Herz empfand.
Sie schwieg und aller Wonn' Erguß
Durchströmt' uns beid' im ersten Kuß.

Johann Heinrich Voß





Im Monat Mai

Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen;
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumphiert das Städtchen,
Das dich besitzt?

Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All unsre Lust ist fort mit dir gezogen;
Still überall
Ist Stadt und Feld; dir nach ist sie geflogen,
Die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Herden
Dich bang herbei.
Komm bald zurück! Sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

Jakob Michael Reinhold Lenz

Minnelied

Holder klingt der Vogelsang,
Wann die Engelreine,
Die mein Jünglingsherz bezwang,
Wandelt durch die Haine.

Röter blühet Tal und Au,
Grüner wird der Rasen,
Wo die Finger meiner Frau
Maienblumen lasen.

Ohne sie ist alles tot,
Welk sind Blüt' und Kräuter,
Und kein Frühlingsabendrot
Dünkt mir schön und heiter.

Traute, minnigliche Frau,
Wollest nimmer fliehen;
Daß mein Herz, gleich dieser Au,
Mög' in Wonne blühen!

Ludwig Heinrich Christoph Hölty



Wechselgesang

„Gib mir die Blumen
Gib mir den Kranz!
Ich führ' dich, Liebchen,
Morgen zum Tanz!" —
„Laß mir die Blumen,
Laß mir den Kranz;
Führ' eine andere
Morgen zum Tanz."

„Ewige Liebe
Schwör' ich nur dir!
Gib mir die Blumen,
Tanze mit mir!
„Schwöre mir Liebe,
Folg' ich zum Tanz,
Grün sind die Blumen,
Hier ist der Kranz!"

„Mein liebes Mädchen,
Du nur allein
Sollst die erwählte
Tänzerin sein."
„Was kann's mir helfen,
Sollt' ich allein
Auch die erwählte
Tänzerin sein?"

„Und mit den Blumen
Schenk mir dein Herz!
Ich mein' es ernstlich,
Treibe nicht Scherz."
„Meinst du es ernstlich,
Treibst du nicht Scherz,
So nimm die Blumen,
Nimm auch mein Herz!"

Christian August Vulpius

Adelaide

Einsam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten,
Mild vom lieblichen Zauberlicht umflossen,
Das durch wankende Blütenzweige zittert,
Adelaide!

In der spiegelnden Flut, im Schnee der Alpen,
In des sinkenden Tages Goldgewölken,
Im Gefilde der Sterne strahlt dein Bildnis,
Adelaide!

Abendlüftchen im zarten Laube flüstern,
Silberglöckchen des Mais im Grase säuseln,
Wellen rauschen und Nachtigallen flöten:
Adelaide!

Einst, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:
Adelaide!

Friedrich von Matthisson



Ermunterung

Tue doch die Augen auf,
Liebe Seele, aus dem Überdrusse!
Sieh den Fluß im schnellen Lauf,
Sieh der Wolken ruhend Bild im Flusse:

Steht das fest und kann nicht mit verfließen,
O so bleibt auch ruhiges Genießen,
Stehet überm Strom der flücht'gen Zeit,
Schafft sich träumend eine Ewigkeit.

Weinet auch die Rebe heut,
Sie muß grünen, blühen, Früchte tragen;
Laß der Knospe Heimlichkeit
Vor dem hellen Lichte anfangs zagen.

Daß sie aufbricht, möcht' das Herz ihr brechen,
Doch sie wird sich bald im Glanze rächen.
Wie's ihr geht, so ging's zu aller Welt:
Liebe Seele, sei zur Lust gesellt!

L. Achim von Arnim

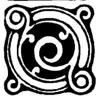
Das Mädchen

Wie so innig, möcht' ich sagen,
Sich der meine mir ergibt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daß er nicht so innig liebt.

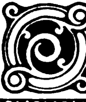
Will ich sagen, so entschwebt es
Wären Töne mir verliehen,
Flöss' es hin in Harmonien,
Denn in jenen Tönen lebt es.
Nur die Nachtigall kann sagen,
Wie er innig sich mir gibt,
Um zu lindern meine Klagen,
Die er nicht so innig liebt.

Friedrich von Schlegel

Die Zeichnungen sind von Paul Scheurich



Die Gracchische Bewegung



Von Professor Dr. Walther Kolbe, Rostock

Unsere Zeit trägt wie kaum eine frühere Periode der Weltgeschichte ein soziales Gepräge. Es ist eines der schönsten Ruhmesblätter in der Geschichte des jungen Deutschen Reiches, daß es den berechtigten Ansprüchen des vierten Standes in einer großzügigen Gesetzgebung Rechnung getragen hat, also daß kein anderer Staat der Welt die Leistungen Deutschlands auf dem Gebiet der Arbeiterfürsorge erreicht. Auch die geschichtliche Forschung ist nicht unberührt geblieben von diesem Geist der Zeit. Sie hat sich — bereichert durch die Erfahrungen der Gegenwart — mit verstärktem Impuls der Aufgabe zugewandt, den Organismus der Gesellschaft im Staate zu erforschen und so die Voraussetzungen des staatlichen Lebens tiefer zu erfassen. Das gilt besonders von der wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiet des Altertums. Hier ist die Forderung schon längst gestellt und erfüllt, daß eine Darstellung der politischen Geschichte zugleich eine Geschichte der sozialen Entwicklung enthalte. — Eine solche Betrachtung der Vergangenheit ist wieder für die Gegenwart von unmittelbarem Wert; denn sie kann uns praktische Lehren für die Fragen und Kämpfe unserer Zeit geben und uns warnen, in dieselben Fehler zu verfallen, die einst in den antiken Staaten zum Schaden des Gesamtorganismus von einzelnen Klassen begangen worden sind. Es sei mir gestattet, dies heute an dem Beispiel der Gracchischen Bewegung zu zeigen.

Seit dem Beginn des Kampfes mit Karthago war das römische Volk in mächtigem Vorwärtsdrängen begriffen. Im Laufe weniger Generationen war der kleine Stadtstaat zu einem riesigen Flächenstaate herangewachsen, der sich weit über Italiens Grenzen erstreckte. Machtgebietend stand er inmitten einer morschgewordenen Staatenwelt da. Niemals schien seine Stellung glänzender gewesen zu sein als um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, wo Karthago und Korinth zu gleicher Zeit in Trümmer sanken und das einst mächtige Königreich Makedonien als Provinz dem römischen Reiche einverleibt wurde. Mit der Bezwingung der alten Rivalin in Afrika war der endgültige Sieg des römischen Elementes über das semitische entschieden. Und die Unterwerfung Makedoniens war der erste Schritt auf dem Wege, der zur vollkommenen Beherrschung der Länder hellenistischer Kultur führen mußte.

Allein dieser ungeheure politische Gewinn war teuer genug erkauft: Rom hatte die Weltstellung mit der Gesundheit seines Bauernstandes bezahlt. Die breite Schicht der mittleren und kleineren Grundbesitzer, das die Gros der Soldaten für die Feldzüge in Italien, Makedonien und Afrika stellte, hatte auf die Länge der Zeit die Last des Kriegsdienstes nicht tragen können. Denn durch die starke Inanspruchnahme der waffenfähigen Jugend wurden der Landwirtschaft die unentbehrlichen Arbeitskräfte entzogen, und die Bauern waren nicht kapitalkräftig genug, um mit fremden Arbeitern wirtschaften zu können. Viel leichter überwand der Großgrundbesitzer die Schwierigkeiten des Leutemangels. Die unaufhörlichen Kriege warfen jährlich Tausende von Kriegsgefangenen auf den Sklavenmarkt. Damit wurde den wohlhabenden Kreisen ein billiges Arbeitermaterial zugeführt, das auch in Kriegszeiten dem Betriebe nicht entzogen wurde, da die Sklaven der Rekrutierung nicht unterlagen. Aus diesem Grunde war im alten Italien die Großwirtschaft rentabler als die Kleinwirtschaft. Die Bildung großer Riesengüter, der sogenannten Latifundien, die durch diese Verhältnisse überhaupt erst ermöglicht wurde, hat wiederum den Niedergang des Bauernstandes begünstigt.

Die Folge war, daß die kleinen Landwirte zu Hunderten die ererbte väterliche Scholle an die reichen Grundherren verkauften. Eine förmliche Landflucht begann. Die heimatlos gewordenen Bauern siedelten nach der Hauptstadt über, wohin sie die Teilnahme am öffentlichen Leben lockte. Hier bildete sich ein beschäftigungsloses Proletariat, das sich durch Zuzug von außen mit erschreckender Schnelligkeit vermehrte. Die Gefahr, die darin für den Staat lag, war um so größer, als diese besitzlos gewordenen Bürger in ihren politischen Rechten nicht geschmälert wurden. Noch immer lag in ihren Händen die Entscheidung über die Wahl der jährlich wechselnden Beamten wie über die Gesetzgebung. Dadurch war der Korruption Tür und Tor geöffnet: der Stimmenkauf nahm einen großen Umfang an, so daß der moralische Niedergang der wirtschaftlichen Verelendung auf dem Fuße folgte.

Das war die Kehrseite des glänzenden Aufstiegs, den Rom im letzten Jahrhundert erlebt hatte. Hier war Gefahr im Verzuge. Die Gegensätze zwischen reich und arm nahmen in erschreckender Weise zu. Dazu drohte das Gespenst der Entvölkerung des flachen Landes und in ihrem Gefolge ein Sinken der Wehrmacht. Was dem Staate fehlte, war ein gesunder bäuerlicher Mittelstand, der zahlreich genug war, um das Proletariat in Schach zu halten, und kraftvoll genug, um den herrschenden Klassen gegenüber seine wirtschaftliche und politische Selbständigkeit zu wahren. Die soziale Frage war daher in Rom durchaus identisch mit der Agrar-

frage: man mußte den Bauern wieder zu einem gesunden, auskömmlichen Leben verhelfen, um das Proletariat zu verringern. Dem Verfall der italischen Landwirtschaft Einhalt zu tun und ihr zu neuer Blüte zu verhelfen — das war die Aufgabe, an deren Lösung die Zukunft Roms hing.

So lagen die Dinge, als am 10. Dezember 134 Tiberius Sempronius Gracchus das Amt eines Volkstribunen antrat. Ein Enkel des berühmten Scipio, der Hannibal besiegt hatte, entstammte er den vornehmsten Kreisen Roms. Er hatte ein mitfühlendes Herz für die Leiden seines Volkes. Der Atem heißer Leidenschaft weht uns aus den Worten entgegen, mit denen er das Los der Enterbten des Glückes geschildert hat: „Die Tiere Italiens haben einen Unterschlupf und eine Lagerstätte. Aber den Männern, die für Italien kämpfen und sterben, ist nichts übrig geblieben als Licht und Luft. Obdachlos und heimatlos irren sie mit Weib und Kind umher. Es ist eine schamlose Lüge, wenn die Feldherren die Soldaten in den Schlachten zur Verteidigung der Gräber ihrer Väter und der heimischen Altäre auffordern. Denn keiner unter so vielen Tausenden von Römern nennt noch Hausaltar oder Ahnengrab sein eigen. Nein, sie kämpfen und sterben für das Wohlleben und den Reichtum anderer. ‚Herren der Welt' heißen sie und besitzen doch nicht einmal eine einzige Scholle Landes." (Plutarch Tib. Gr. 9.)

Tiberius Gracchus hatte begriffen, daß es darauf ankam, den kleinen Grundbesitz wieder zu vermehren und widerstandsfähig zu machen. In der inneren Kolonisation sah er daher das Allheilmittel für die Schäden des Staates. Deshalb beantragte er, daß das Besitzrecht der einzelnen Familien am „Gemeindeland", dem ager publicus, auf ein Maximalmaß beschränkt werde; aus dem freiwerdenden Lande sollten neue Bauerngüter geschaffen und als unveräußerliches Eigentum gegen eine mäßige Rente an unbemittelte Bürger gegeben werden.

Bedeutete dieses Ackergesetz wirklich einen willkürlichen Eingriff in das Eigentum der Gutsbesitzer? Benutzte ein jugendlicher Schwärmer die Macht des Staates, um ein lobenswertes Ziel mit gefährlichen Mitteln zu erreichen? Es ist ein leichtes, zu beweisen, daß Tiberius keineswegs das Privateigentum angriff, auf dem die Gliederung der Gesellschaft beruhte: er forderte nur für den Staat, was des Staates war. Niemals hatte das römische Volk den Anspruch auf das Gemeindeland aufgegeben; es hatte nur gestattet, daß die zum Teil brach liegenden Domänen von Privaten „okkupiert", d. h. in Bewirtschaftung genommen wurden. Wenn der Staat jetzt sein Eigentumsrecht geltend machte, so war das kein revolutionärer Schritt. Unparteiische Betrachtung muß vielmehr feststellen, daß Tiberius mit großer Schonung vorging. Denn um die bisherigen Pächter für ihre aufgewandte Mühe und die Meliorationen des Ackers zu entschädigen, sah er in dem ursprünglichen Gesetzentwurf die Bestimmung vor, daß ihnen eine entsprechende Geldsumme in bar ausgezahlt wurde. (Plutarch, Tib. Gr. 9, 2.)

Trotzdem fand der Antrag in den Kreisen des Senats lebhaften Widerstand. Denn die Senatoren, denen seit alters der Handelsstand verschlossen gewesen war, hatten in erster Linie von dem Recht der Okkupation Gebrauch gemacht und ihre Kapitalien zur Ausdehnung ihrer landwirtschaftlichen Betriebe verwandt. Daher standen sie in der großen Mehrheit der Reformidee verständnislos gegenüber. Tiberius mußte die Hoffnung fallen lassen, mit Hilfe des Senats zum Ziel zu gelangen. In der Volksversammlung der Plebs konnte er um so sicherer auf Annahme seiner Pläne rechnen, — und nach der Lex Hortensia war Gesetz, was die Plebs beschlossen hatte! Doch im letzten Augenblicke stellte sich ihm auch hier ein schwer zu überwindendes Hindernis entgegen. Einer der Volkstribunen legte sein Veto gegen den Antrag ein. Das bedeutete nach römischem Staatsrecht das Ende der Aktion.

Es war ein widersinniger Vorgang. Die Volkstribunen waren zum Schutz der Schwachen und Armen bestellt. Nun ließ sich einer von ihnen als willfähriges Werkzeug der herrschenden Aristokratie eben gegen die Interessen der Plebs gebrauchen. Das moralische Recht war durchaus auf seiten des Tiberius. Aber auch das formale Recht kam ihm zu Hilfe. Es ist das Verdienst von Karl Johannes Neumann, nachgewiesen zu haben, daß die Amtsentsetzung durch das Volk wenige Jahre vorher zu rechtlicher Gültigkeit gelangt war. Nach diesem Beispiel handelte Tiberius: der oppositionelle Tribun wurde abgesetzt. Nun ging der Antrag unter dem Jubel der Menge durch, und eine Ansiedlungskommission, der zugleich das Recht zustand, die Besitztitel zu prüfen, wurde gewählt. Der vollendeten Tatsache beugte sich die Aristokratie, aber sie tat es mit stummer Erbitterung. Nur allzusehr erkannte Gracchus, daß sein Werk gefährdet war, wenn der Senat die ausschlaggebende Stellung im Staate behielt. Mit Notwendigkeit wurde er daher zu dem Entschluß gedrängt, den Kampf gegen die Nobilität auf politischem Gebiet auszufechten.

Nun hatte Rom — darin dem heutigen England vergleichbar — keine geschriebene Verfassung. Das geheiligte Herkommen der Jahrhunderte galt als Recht, und wer an den Traditionen zu rütteln wagte, der war ein Revolutionär, mochte sein Vorgehen auch die innere Berechtigung in sich tragen. Nach der Entwicklung langer Jahrhunderte war aber der Senat — darüber gibt es keinen Zweifel — zur obersten Regierungs- und Verwaltungsbehörde geworden. Demgegenüber machte Tiberius geltend, daß die Vollversammlung aller Bürger der eigentlich souveräne Faktor im Staate sei. Diese ab-

solute Hoheit der Komitien war in letzter Zeit nur bei den Wahlen der Beamten und bei den Provokationsgerichten in die Erscheinung getreten. Indem Tiberius den Gedanken der Volkssouveränität weiter verfolgte, kam er zu der Forderung, daß der Volksversammlung in allen Fragen der inneren und äußeren Politik wie der Gesetzgebung die letzte Entscheidung zustehen sollte. Die Umgestaltung des Staatswesens im demokratischen Sinne wurde daher sein nächstes Ziel. Als Wirtschaftsreformer hatte er seine Mission begonnen: erst jetzt wurde er zum politischen Revolutionär.

Der Augenblickserfolg sprach für ihn! Die Volksversammlung nahm aus eigener Machtvollkommenheit das Erbe des letzten Königs von Pergamon an: der Senat war ausgeschaltet. Wer Augen hatte zu sehen, mußte erkennen, daß hier die Axt an die Wurzel seiner Macht und Größe gelegt war. Was Wunder, wenn die Erbitterung gegen den Volkstribunen, der in ein demagogisches Fahrwasser geraten war, sich von Tag zu Tag steigerte! Bisher war Tiberius vom Glück begünstigt gewesen. Aber auf die Dauer mußte doch der Senat Sieger bleiben. Denn das römische Staatsrecht kannte keine Kontinuierung oder Iteration der Ämter, d. h. es war nicht gestattet, aus einem Amt unmittelbar in ein anderes überzutreten oder dasselbe zweimal hintereinander zu bekleiden. Darin lag die Schwäche von Tiberius' Stellung. Um sie zu beseitigen, stellte er seine Bewerbung um das Tribunat für das folgende Jahr auf. Es war eine grundsätzliche Neuerung, bestimmt, das Werk seiner politischen Reformen zu krönen — nicht bloß, wie man wohl gemeint hat, seine Person vor den gerichtlichen Angriffen seiner Gegner sicherzustellen. Der Volkstribun, der Jahr für Jahr im Amte blieb, war eine andere politische Macht als der kurzlebige Magistrat, der am Schlusse seines einen Amtsjahres Rechenschaft ablegen mußte. Er konnte — getragen vom Vertrauen des souveränen Volkes — eine persönliche Machtstellung gewinnen und zum Staatslenker werden. Was Tiberius erstrebte, war nichts Geringeres, als die Stellung eines allmächtigen Premierministers, eine Stellung, wie sie Perikles unter den Formen der vollendeten Demokratie innegehabt hatte.

Allein er verkannte die Größe des Hindernisses, das ihm den Weg versperrte. Die Wiederwahl war ein Verfassungsbruch, und die Senatspartei war entschlossen, den Revolutionär, der das Recht mit Füßen trat, nicht länger gewähren zu lassen. Bei den Wahlhandlungen kam es zu offenem Tumult: Tiberius und eine große Zahl seiner Anhänger fanden den Tod.

Zunächst schien es, als ob das große Werk der inneren Kolonisation nicht gefährdet werden sollte; die Agrarkommission hat, wie wiederaufgefundene Inschriftensteine zeigen, ihre segensreiche Tätigkeit fortgesetzt. Aber als sich der Ausführung des Gesetzes Schwierigkeiten entgegenstellten, als die italischen Bundesgenossen gegen die Prüfung ihrer Besitzrechte auf die von ihnen okkupierten Staatsdomänen protestierten, da war das Schicksal der Reform besiegelt. Scipio Aemilianus, damals der erste Mann in Rom, beantragte, daß den Triumvirn die Prüfung der Rechtstitel genommen wurde. Das bedeutete in Wahrheit das Ende der Ansiedlungstätigkeit; denn in dem Augenblick, wo kein Land mehr verfügbar war, mußte die Kommission ihre Arbeit von selbst einstellen.

Jahre vergingen, ohne daß es zu größeren Aktionen kam. Aber in aller Stille wurde der Kampf gegen den Senat durch ein Gesetz vorbereitet, das die Wiederwahl der Volkstribunen gestattete. So konnte Gajus Gracchus unter günstigeren Auspizien das politische Erbe des Bruders übernehmen, als er im Jahre 123 das Tribunat bekleidete. Aus dessen furchtbarem Geschick hatte er die Lehre gezogen, daß es nicht möglich sei, dem Senat mit Gewalt zu trotzen. Nur wenn es gelang, im Wege des Rechtes die Stellung der regierenden Körperschaft zu erschüttern, nur dann hatte der Versuch, der demokratischen Verfassung in Rom Eingang zu verschaffen, Aussicht auf Erfolg. Es genügte daher nicht, sich des Proletariates durch neue Vergünstigungen — wie jenes berühmte Getreidegesetz, das die Kosten für die Unterhaltung der Plebs zum guten Teil auf die Staatskasse nahm — zu versichern. Der Staatsmann bedurfte stärkerer Bundesgenossen. Er mußte versuchen, die wohlhabenden Kreise des Bürgertums, die Ritter, für die neue Verfassung zu gewinnen.

Diesem Zwecke sollte die Gracchische Justizreform dienen. Bisher stellten die Senatoren nicht nur die Beamten, sie waren nicht nur lebenslängliche Mitglieder der obersten Regierungsbehörde, sondern hatten auch das Vorrecht, die Geschworenenstellen in den Gerichten zu besetzen. Das gab ihnen eine ungeheure Macht. Und zur Schande dieser Aristokratie muß es gesagt werden, daß sie eine schlimme Klassenjustiz trieb. So oft die Bewohner der Provinzen auch in Rom über Erpressungen und Übergriffe der Beamten Klage erhoben, sie fanden kein Gehör. Denn die Richter gehörten demselben Stande an wie die beklagten Statthalter, und wer heute noch als Geschworener zu Gericht saß, konnte morgen selbst auf die Anklagebank kommen. Kein Zweifel, daß hier ein Krebsschaden im Staate vorhanden war. Gajus nahm nun das Schlagwort von der Notwendigkeit einer Justizreform auf. Durch seine lex iudiciaria entzog er den Senatoren die Gerichte und überantwortete sie den Rittern. Das war das eine große Geschenk, das er der Ritterschaft machte, um sie an sich zu ketten. Und das zweite bestand darin, daß er ihr durch ein neues Gesetz die Steuererhebung in der Provinz Asien auslieferte. Bisher war Asien in steuerlicher Hinsicht außerordentlich

günstig behandelt worden, insofern es von allen Abgaben an Rom befreit gewesen war. Da aber die Staatskasse zur Bestreitung der Ausgaben für die im Interesse der Plebs geschaffenen Wohlfahrtseinrichtungen großer Summen bedurfte, so wurde außer Hafenzöllen ein Tribut vom Zehnten des Ertrages aller Ländereien eingeführt. Die Erhebung der Abgaben erfolgte nun nach dem primitiven Finanzsystem des Altertums nicht durch Staatsbeamte, sondern in der Weise, daß die Gefälle für die ganze Provinz in Rom durch die Censoren gegen Erlegung von Pauschalsummen vergeben wurden. Der einzelne Kapitalist war nicht in der Lage, bei der Höhe der in Frage kommenden Summen als Steuerpächter aufzutreten. So taten sich die Angehörigen des Ritterstandes zu kaufmännischen Gesellschaften, publicani, zusammen, die nun ihre Monopolstellung den Provinzialen gegenüber in schamloser Weise ausbeuteten. Erpressungen der Angestellten der publicani waren an der Tagesordnung, und die Klagen über ihre Gewinnsucht und Willkür nahmen kein Ende.

Jetzt zeigte sich, daß die Gesetze über die Rittergerichte und die Provinz Asien einander ergänzten. Denn wenn die Gerichte noch in den Händen der Senatoren gewesen wären, so hätten die Provinzialen Aussicht gehabt, daß ihre Klagen in Rom gerechte Richter gefunden hätten. Wie die Verhältnisse sich aber gestaltet hatten, blieben die Übelstände in der Rechtspflege so schlimm wie zuvor. Die Gerichte hatten nur den Herrn gewechselt. In Wahrheit war es Gracchus bei seiner Gerichtsreform nicht um eine Besserung der Rechtspflege zu tun gewesen, sondern um eine Schwächung der Aristokratie. Und dieses Ziel war wirklich erreicht. Die neue lex Acilia repetundarum, die sich gegen Erpressungen von seiten der hohen Provinzialbeamten richtete, war in den Händen der Ritterschaft eine schneidige Waffe. Daraus entstand ein natürlicher Interessengegensatz zwischen den beiden ersten Klassen Roms. Eine erbitterte Feindschaft trennte fortan Senatoren und Ritter; und der Riß ging um so tiefer, als er durch immer erneute Konflikte wachgehalten wurde. Das war für den Führer des Volkes eine große Errungenschaft.

Jetzt fühlte Gajus Gracchus sich stark genug, das Programm seiner Wirtschaftspolitik in der Öffentlichkeit zur Diskussion zu stellen. Er wollte der ungesunden Zentralisation in der Hauptstadt dadurch entgegenarbeiten, daß er eine planvolle Kolonialpolitik ins Leben rief. Zu dem Zwecke stellte er den Antrag, eine Reihe der verfallenen städtischen Gemeinwesen in Italien durch Aussendung von Bürgerkolonien mit neuem Leben zu erfüllen. Und noch großartiger war der Gedanke, auch im Provinzialgebiet die Staatsdomänen für kolonisatorische Zwecke zu verwenden. Hier eröffneten sich dem Römertum neue und weite Perspektiven. Es war die Möglichkeit gegeben, das Proletariat regelmäßig und dauernd aus Rom zu entfernen und einem gesunden Erwerbsleben zuzuführen. Aber auch für die Provinzen versprach diese Politik reichen Segen. Denn je mehr die Zahl der im Überseegebiet angesiedelten Vollbürger zunahm, desto eher war Aussicht vorhanden, daß die Provinzen zu wirklichen Gliedern des Staatsorganismus wurden. Der Senat war für dieses Programm nicht zu haben, weil er von seiner Ausführung eine Entnationalisierung des alten Römertums befürchtete. Er vertrat einen schroffen Nationalismus von geradezu chauvinistischer Färbung. Die große Masse des Volkes dagegen ging mit Begeisterung auf Gracchus' Idee ein, da die Vorteile, die sie selbst davon erwarten durften, mit Händen zu greifen waren. Die Gründung einer römischen Bürgerkolonie in Karthago wurde beschlossen.

Es war der letzte Sieg des Tribunen! Ehe er Rom verließ, hatte er eine großzügige Regelung der Bundesgenossenfrage in Angriff genommen, die ihm zum Verhängnis werden sollte: er trat nämlich mit dem Antrag hervor, den Latinern das Bürgerrecht und den übrigen italischen Bundesgenossen das latinische Recht zu gewähren. Diese Forderung gründete sich auf eine überlegene politische Einsicht. Der römische Staat war bei der numerischen Schwäche seiner Bürgerschaft — man zählte damals 319000 Waffenfähige — nicht imstande, aus eigener Kraft die Herrschaft über drei Weltteile aufrechtzuerhalten. Er war auf die tätige und treue Unterstützung der Latiner angewiesen. Die hatte freilich niemals versagt. Um so mehr war es ein Gebot der Gerechtigkeit, endlich einmal die Verfassung den neuen Verhältnissen anzupassen und den Bundesgenossen Anteil an den politischen Rechten zu gewähren. Der römische Staat mußte um der Sicherheit seiner Existenz willen auf eine breite Basis gestellt werden, denn nur so war es möglich, das drohende Gespenst militärischer Ohnmacht zu verscheuchen.

In den Kreisen der herrschenden Nobilität war für ein so weitausschauendes Programm kein Verständnis vorhanden. Hier hatte man nur Sinn dafür, daß die Durchführung dieser volksfreundlichen Politik den Untergang der Oligarchie besiegeln mußte. Die Angst vor der Stärkung der demokratischen Partei überwog alle ernsthaften Erwägungen, daß der Gracchischen Idee die Zukunft gehörte, und in dieser Stimmung rüstete man sich zum Kampf. Die Aristokratie verstand sich dazu, die augenblickliche Machtstellung der Volksversammlung anzuerkennen; sie wollte den Tribunen an Volksfreundlichkeit noch überbieten und ihm dadurch die Gefolgschaft der Massen rauben. Durch einen gewissen- und ehrlosen Tribunen, der sich zum Werkzeug der Senatspartei hergab, wurde der Antrag eingebracht, daß statt der Kolonien im Provinzialgebiet zwölf Bürgerkolonien

auf italischem Boden angelegt werden sollten. Es war eine plumpe Antidemagogie. Aber das Volk, in seinem Eigennutz und Materialismus gefangen, ging in die Falle. Es hatte für die staatsmännische Einsicht, der Gracchus' Bürgerrechtspolitik entsprang, kein Organ: es ließ nur die materiellen Interessen gelten. Diese Leute sahen, wie Mommsen es einmal ausgedrückt hat, in dem römischen Bürgerrecht gewissermaßen eine Aktie, die ihnen Anspruch auf direkte und indirekte Gewinnanteile gab. War es da nicht blinde Torheit, die Zahl der Aktionäre zu vermehren und dadurch die Dividenden zu kürzen? In solch erbärmlicher Engherzigkeit versagte sich die Masse dem bisherigen Führer und wandte sich dem neuen Wohltäter zu: die Livianischen Anträge wurden angenommen, Gracchus' Bundesgenossengesetz verschwand von der Tagesordnung.

Diese Niederlage bedeutete den Wendepunkt in der glänzenden Laufbahn des Tribunen. Er hatte die Liebe des Volkes, auf die er fest gebaut hatte, völlig verloren, und als er sich noch einmal im Juli 122 um das Volkstribunat bewarb, erlebte er die bitterste Enttäuschung. Seit dem Fall der lex de sociis hat Gracchus eine große und fruchtbare Tätigkeit nicht mehr entfalten können. Denn in der Demokratie, die er selbst geschaffen, war ja das Volk der Souverän. Ohne Zustimmung des großen Haufens konnte der Staatsmann nicht wirken; er war in dem Augenblick, wo er die Gunst der Menge verlor, zur Ohnmacht verurteilt. Gajus ist auch nach dem Sturz ein treuer Anhänger des demokratischen Gedankens geblieben: ohne Widerstand hat er sich dem Willen der Majorität unterworfen. Das ist der beste Beweis, daß dieser Mann nicht daran gedacht hat, die Tyrannis in Rom einzuführen und als absoluter Herrscher das Erbe des Senats anzutreten.

Je tiefer sein Stern sank, um so machtvoller erhob die Reaktion ihr Haupt. Sie fühlte sich jetzt stark genug, ihrerseits zum Angriff überzugehen, und beantragte, die überseeische Kolonie in Karthago wieder aufzuheben. Über diese Frage entbrannte der letzte Kampf. Wie sein Bruder stellte auch Gajus sich außerhalb des Gesetzes. Aber gegenüber der festgefügten Macht des Staates war sein Widerstand jetzt, wo ihn das Volk im Stich gelassen, heller Wahnsinn. Als er erkennen mußte, daß er ein verlorenes Spiel spielte, ließ er sich von einem seiner Getreuen den Tod geben.

❧ ❧ ❧

Es liegt eine tiefe Tragik in dem Geschick dieses liebenswürdigsten aller Staatsmänner des alten Rom. Getragen von hohem Idealismus, war er an das Werk der Reform herangetreten. Konsequenter und weitblickender als sein Bruder hatte er die Vormachtstellung der Oligarchie durch politische Reformen erschüttert, ehe er die letzten Ziele seines Programms bekannt gab. Er hatte den Staat auf demokratische Grundlagen gestellt; er hatte geglaubt, durch seine — wir müssen es noch einmal sagen — demagogischen Gesetze Volk und Ritterschaft so fest an sich gekettet zu haben, daß sie ihm auf jedem Wege folgen würden. Aber sein verhängnisvoller Irrtum war, daß er die Leistungsfähigkeit einer weitgehenden Demokratie überschätzt hatte. Die Erfahrung lehrte auch in diesem Falle, daß in einer extrem demokratischen Verfassung derjenige unbedingt die Gunst der Masse für sich gewinnen muß, der ihr am meisten bietet, ohne Opfer von ihr zu verlangen. Die große Menge ist nur allzu leicht geneigt, die Politik als eine Magenfrage zu betrachten. Deshalb war die römische Plebs nicht bereit gewesen, im Interesse der größeren Sicherheit und Gesunderhaltung des Staates ihre Rechte mit den Bundesgenossen zu teilen. Sie hatte damit bewiesen, daß sie — zum mindesten ebenso engherzig wie die Oligarchie — nicht imstande war, sich über die Interessen des eigenen Standes zu erheben. Das ist die eine große Lehre, die sich uns bei der Betrachtung der Gracchischen Bewegung aufdrängt. Und noch ein zweites lehrt das Schicksal dieser Reformen: die römische Aristokratie war den Aufgaben, die ihr aus einer jahrhundertelangen Herrenstellung erwuchsen, nicht mehr gewachsen. Sie hatte sich in Engherzigkeit und Egoismus den notwendigen wirtschaftlichen Maßregeln versagt und dadurch die Tribunen zu ihren politischen Neuerungen geradezu gezwungen. Jetzt, wo sie sich am Ziele sah, wo sie siegreich aus den zehnjährigen Kämpfen hervorgegangen war, begnügte sie sich nicht mit der bloßen Abwehr. Schritt für Schritt hat vielmehr die Reaktion die Errungenschaften der Gracchischen Agrarreform beseitigt. Das große Werk der inneren Kolonisation wurde nicht nur nicht fortgeführt, sondern auch die Unveräußerlichkeit der Rentengüter aufgehoben. So begann der verhängnisvolle Prozeß der Aufsaugung des kleinen Grundbesitzes von neuem, und dieses Mal war der Niedergang des italischen Bauernstandes nicht mehr aufzuhalten. Die Schuld daran trägt die Aristokratie Roms, die in ihrem Egoismus die wirtschaftlichen Interessen des eigenen Standes höher stellte als das Gedeihen des Gesamtstaates. Damit hatte sie den Anspruch verwirkt, noch länger Führerin des Volkes zu sein: ihre Herrschaft — Jahrhunderte hindurch ein Segen und ein Glück für Rom — hatte ihre moralische Berechtigung verloren, weil sie ungerecht geworden war. Solange aber eine Aristokratie die führende Stellung im Staate behaupten will, darf sie nicht vergessen, daß ihr oberster Grundsatz lauten muß: salus publica suprema lex.

❧ ❧ ❧

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Zwölf Versbücher: Alfred Huggenberger, Die Stille der Felder — Hermann Burte, Die Flügelspielerin — Rainer Maria Rilke, Erste Gedichte — Das Schicksal einer Frau. In Gedichten — Georg Busse-Palma, Zwischen Himmel und Hölle — Karl Frhr. v. Berlepsch, Trinken will ich dein Gold ... — Karl Leop. Mayer, Der Raub der Europa — Charlotte Francke-Roesing, Gipfel und Gründe — L. C. Funke, Neue Wanderbeute — Paul Richter, Meine Wege — Rabindranath Tagore, Hohe Lieder — Friedrich Stoltze, Ausgewählte Gedichte und Erzählungen in Frankfurter Mundart



Alljährlich, wenn die ersten Wandervögel hoch „übern Garten durch die Lüfte" ziehn, trifft zu Stößen geballt und zu Packen geknotet die Lyrik des Jahres bei mir ein. Nicht die ganze — beileibe nicht! Aber gerade genug, um auch ein starkes Herz erbeben zu lassen. Es sind meine Schneeglöckchen, die da ankommen, meine Frühlingsboten, die ich mit einem lachenden und einem weinenden Auge grüße. Und eine geschlagene Woche lang erwach' ich mit Sonetten, speis' ich mit Balladen und Romanzen, schlaf' ich mit Liedern und Sizilianen, bis der zu ausgiebig Umklungene zähneklappernd begreift, weshalb Beyle-Stendhal jeden Morgen zwei Seiten von der sachlichen Nüchternheit des bürgerlichen Gesetzbuches genoß ...

Die leisen Schwankungen und Änderungen des zeitlichen literarischen Geschmackes pflegen sich nirgends früher auszudrücken, als in der Lyrik. Wir haben in Deutschland noch keine literarische Revolution gehabt, die nicht mit Versen begonnen hätte. Trotzdem ist es natürlich bei einer langsam fortschreitenden Entwicklung schwer, aus der letzten Ernte halbwegs sichere allgemeine Schlüsse zu ziehn. Aber wenn ich den Durchschnitt der vorjährigen mit dem der diesjährigen Lyrik vergleiche, so drängt sich mir die Empfindung auf, daß der romantische Ästhetizismus des Rilke-Kreises an seiner Werbekraft verloren hat und im Abflauen begriffen ist. Auch die Balladenhochflut, die ja den gleichen zeitlichen Ursachen entsprang, scheint sachte zu verebben. Man wagt es noch kaum zu glauben, aber irgendeine ferne Hoffnung singt schon heimlich ihr Lerchenlied. Wie schön, wenn sie recht behielte und wenn es endlich mit frischeren Winden dem Morgen entgegenginge!

Unter diesem Gesichtspunkt wird man sich doppelt über die sympathische Aufnahme freuen, die der Schweizer Bauernpoet Alfred Huggenberger mit seinen Versen gefunden hat. Fern aller Modedichtung der Zeit, singt er, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. In derben und festen Schuhen steht er auf seinem Stückchen Erde und schließt sich mit Liebe und Selbstbescheidung an eine eng begrenzte, doch sehr herzlich ergriffene und gefühlsmäßig geadelte Realität. Sein kleines neues Gedichtbuch „Die Stille der Felder" (Leipzig, L. Staackmann) ist schlicht von außen und innen. Ein unverbildetes und unkompliziertes Empfinden spricht sich in reinen, klaren Worten aus; helle Augen, erfüllt vom Glück der Arbeit und vom Glanz der Morgenfrühe, sehn auf das wachsende Korn; die gut bäuerliche Freude am eigenen Besitz kommt warm zum Ausdruck und grüßt den Acker, der das Brot, die Wiese, die das Heu, den Wald, der das Holz bringt. In behaglicher Schelmerei dichtet dieser rustikale Eidgenosse sogar den Ochsen an, der ihm im Stalle steht, und windet ein Kränzchen für das Bauernpferd, das sich ehrlich abrackert. Von Sentimentalität ist dabei nichts zu spüren; sie war niemals eine agrarische Eigenschaft. Der Ochse kann ein Staatsvieh sein, er wird für dreißig Goldstücke doch an den Schlächter verkauft. Das ist selbstverständlich und hindert ja die Liebe nicht. Aber dieser Bauer, der praktisch rechnet wie alle andern, hat doch auch ein tiefes seelisches Verhältnis zu seinem Boden. Alle, die ackernd und säend vor ihm über seine Scholle gegangen sind, haben ihr etwas von ihrer Kraft und Sehnsucht gelassen, und das weht ihn als „heimliche Macht" an. Er wird seine Furche nicht schiefer ziehen als der Nachbar, aber er hört mal nach oben, wo die Lerche singt, er denkt besinnlich an die Kleinwelt, die seine Pflugschar vernichtet, er steckt sich auf dem Heimweg wohl ein Blümchen hinters Ohr. Gerade diese ganz in der bäuerlichen Umwelt wurzelnden und sie idyllisch-traulich darstellenden Gedichte sind überaus liebenswert. Man sieht und fühlt den „Mähder" ordentlich, der mit gebräunten Armen voranschafft und die Sense sirren und fliegen läßt.

„Eine Welt ist meine Wiese,
Und ich mähe und bin ein Riese,
Ungeschlacht mit breitem Schuh
Deck' ich Wunden und Narben zu.

Vielbeiniges Krabbelvolk flüchtet entsetzt vor dem Ungeheuer, in dessen Streichen Wälder und kühle Gehege sinken, und gelassen steht der Mähder im Abendrot, schärft den Stahl mit dem Wetzstein und stopft sich ein Pfeifchen. Gar keine billige Symbolik; alles bleibt fest und froh in der braven Wirklichkeit. Die

„Dorfgenossen", die „Drei Pferde im Himmel" und ein paar gleichgestimmte Stücke, die bedächtig ausholen, sind nicht minder geraten; auch aus den Volksliedern tönt hin und wieder ein guter Klang. Sonst aber ist Huggenberger gerade im Liedhaften nicht recht auf der Höhe; noch weniger, wenn er in Reflexionsschwänzchen ausrutscht. Da wirkt er leicht matt und konventionell. Den Weltfrieden und die christliche Nächstenliebe soll er lieber andern zu besingen überlassen und ruhig von allgemeinen Ideen zu seinem Dörflein, zu seiner Wiese, zum Dengelhammer und Bauernbrot zurückkehren. Hier allein sind die starken Wurzeln seiner Kraft.

Das „heilige Bauernland" besingt in einem seiner Sonette auch Hermann Burte, einer der merkwürdigsten neueren Dichter, die wir haben. Er hat vor Jahren einen Roman „Wiltfeber der ewige Deutsche" geschrieben, ein glühendes Buch voll Urkraft und Stärkelei, voll Größe und großer Worte, voll Sprachmeisterschaft und Sprachwust, voll kühner Eigenart und verworrener Eigenbrödelei — ein Buch, das leidenschaftlich das Hohelied von der Macht und Herrlichkeit der Blonden sang, in Rassestolz und Aristokratismus überschäumte und aus gewaltiger Liebe zum Deutschtum die deutsche Gegenwart geradezu vernichtend beurteilte. Der Schöpfer dieses Romans war mindestens nicht kleingeistig: er gehörte zu denen, die noch Chaos in sich haben, jenes Chaos, aus dem sich Sterne gebären können. Richard Dehmel verlieh ihm den Preis der Kleist-Stiftung, und alle, die vorwärts wollen, horchten fragend auf. Man wußte von dem neuen Manne nur, daß er ein Süddeutscher war — ich glaube, ein Badener — und daß er sich unter einem Pseudonym versteckte. Über sein Alter erfuhr man nichts. Doch gerade darauf kam es hier sehr an.

Nun bringt er uns ein Buch Sonette „Die Flügelspielerin" (Leipzig, G. K. Sarasin) — oder nein, er schleudert es uns, halb gewaltig, halb bloß gewaltsam, auf den Tisch. Und wieder, wie in dem Roman, ein tolles Durcheinander von Felsblockgewalt und rasselnder Wortwirbelei, von Sprachkraft und Sprachverdrehung, von echter Größe und bloßer Großspurigkeit! Man horcht zehnmal auf und schwört: Das ist Genietum! Man setzt ebenso oft ab und sagt hart: Das ist dichterisches Unvermögen! Ich könnte Verse und Strophen hierherstellen, die ein helles Gelächter erregen würden, die man als Preisrätsel benutzen könnte und die den Leser in Gefahr brächten, drehkrank zu werden. Aber daneben ließen sich andere herausheben, die sich wie Quadern türmen und eine unwiderstehliche Wucht, Größe, Leidenschaft atmen. Es gibt hier Worte über Worte, die ich mein Lebtag noch nicht gehört habe, obwohl ich mir immer einbildete, meine Muttersprache zu kennen. Verständnislos rätsele ich daran herum. Auf der anderen Seite dann wieder: wieviel echter Reichtum an unverbrauchtem Sprachgut, welche Kühnheit in Bildern und Bildungen! Hin und her gezerrt weiß man am Ende selber nicht, ob dieser Mann die Sprache nun eigentlich mehr meistert oder mehr vergewaltigt. Es kommt ihm gar nicht darauf an, Zeilen zu schreiben wie „Es klingt ein Tor vom Poch, der Einlaß gehrte" — das ist also ein Prokrustesverfahren, wobei die überschüssigen Wortglieder, die sich nicht ins Versbett fügen wollen, einfach abgehackt werden! Doch auch dies geschieht mit solcher frechen und großartigen Selbstverständlichkeit, daß der Spott einem auf der Lippe erstirbt, um so schneller erstirbt, als die hochgebaute Gedankenfracht zu strengster Aufmerksamkeit nötigt. Im ganzen begreift man, daß gerade Dehmel für diesen Dichter viel übrig hat. Auch Burte ist von etwas gewaltsamer, sich aufgeregt stachelnder, pathetischer Art; auch seine Liebe ist gleich immer Brunst und Ekstase, und selbst in seinen stärksten Augenblicken ist er immer mehr Gigant und Halbgott, der mit Felsstücken bombardiert, als ein heitrer, klarer, ruhiger Olympier, der zu tanzen verstünde. Die Götter strengen sich niemals so fürchterlich an wie er, der keuchend sagt: „Die Kunst ist Arbeit, Arbeit. Kein Dichter sang je wie der Vogel singt." Er selber geht allerdings immer mit puffenden Motoren auf Tod und Leben in die Höhe; niemals schwebt er mühelos und gnadenvoll auf ausgebreiteten Schwingen. Ich fürchte, er scheitert an einer gewissen Unsinnlichkeit und Formlosigkeit. Denn muß man nicht sehr formlos sein, um ewig nur die ausgestanzte Musterform des Sonetts zu erfüllen? —

Im Inselverlag hat Rainer Maria Rilke seine lyrischen Frühwerke aus einer Zeit, da er sich noch René schrieb, in einer Gesamtausgabe als „Erste Gedichte" erscheinen lassen. Jedesmal, wenn ich hier über Rilke spreche und unbekehrt davongehe, wird mir in anonymen Briefen versichert, daß ich ein geborener Idiot sei, der durch die zarteste und feinste Poesie eben glotzäugig durchrutsche wie eine Kuh durch Spinngewebe. Ich sehe das Unheil auch diesmal nahn, denn aus dem Saulus ward noch immer kein Paulus. In diesen „Ersten Gedichten" deutet sich alles schon an, was sich im „Stundenbuch" vollendete. Der Jüngling, der hier spricht, hat gar keine Knochen; er ist ganz molluskenhaft ... leise, milde, traumgekrönt, voll angstvollen Zurückbebens vor dem Tag und der Wirklichkeit. Sage mir etwas Liebes, bittet er, „aber nur nicht laut". Denn er ist „matt vom Kranken", verträgt nichts Lautes, hat immer nur „Träume, die traurig machen", fühlt sich immer „so weh, so weh", empfindet das Leben als „ewig feindliche Gefahr" und flüstert seine wunden Dämmergefühlchen wie ein Kind im Dunkeln vor sich hin. Am liebsten möchte man ihn in Watte packen und in den Glasschrank stellen. Gar nichts Elementares ist in diesem Meißner Porzellan-Dichter, kein Funke Kraft, Feuer, Leidenschaft, bloß

Feinheit, Tatscheu, Kunst. Wenn ich ihn lange lese, wird mir schwummrig wie von Tee ohne Rum, und seine schaumigen Kleinigkeiten mit den gesucht barocken Reimen, seine willenskranken Madonnen- und Heiligenbilderpoesien, die sich am liebsten in die dämmrige Einsamkeit alter, verschnörkelter Winkel flüchten, seine immer um sanfte Schilderungen rankenden blaßblauen Wünsche und müden Sehnsüchte erfüllen am Ende das Herz mit einem perversen Verlangen nach Brutalität. Eigentlich müßte der Kritiker zu diesem Buche eine Flasche Hennessy *** mitgeliefert erhalten. Ich verschließe mich der Tatsache nicht, daß einzelne Gedichte wirklich zart sind und eine feine, blasse, rührende Schönheit haben. Etwa gleich die bekannte „Volksweise" (S. 33) oder der durch den Klang des gleitenden Reims bestrickende Achtzeiler:

„Die falben Felder schlafen schon,
mein Herz nur wacht allein;
der Abend refft im Hafen schon
sein rotes Segel ein.

Traumselige Vigilie!
Jetzt wallt die Nacht durchs Land;
der Mond, die weiße Lilie,
blüht auf in ihrer Hand."

Aber wenn das Ätherische und Bleichwangige gleich regimenterweise anrückt, dann flüchte ich für meine Person. Das Wichtigste bleibt, daß eine ganze deutsche Jugend zu diesem schwächlichen Dämmerpoeten als ihrem Herrn und Heiland aufsah — alle jene Schmachtlappigen, die, wenn sie Hosen trugen, in melancholischer Müdigkeit ältelten und ans Katholischwerden dachten; wenn sie Röcke trugen, nach der vollkommensten Hüftenlosigkeit und der ätherischen Linie strebten.

Da liegt neben diesen Kunstblüten ein andres Buch — o, alle die zarten Romantiker, die kostbaren Ästheten, die Wortapostel und Vokalabstimmer werden hochmütig lächelnd oder müde abwehrend ihre hängenden Schultern heben: es hat „bloß ein Mensch" geschrieben! Denn die Kunst beginnt für diese Leute ja immer erst da, wo der Mensch, der lachende, liebende, leidende, aufhört. Und sie werden in stiller Überlegenheit beweisen, daß in dem fraglichen Buche viele, sehr viele schlechte, hastige, ungefüge Verse sind. Ja, sie haben damit sogar recht. Und dennoch —

Vor dem Buche, das ich meine, steht als Titel „Das Schicksal einer Frau". In Gedichten (Berlin, E. Fleischel & Co.). Kein Name darunter, als sei es ganz gleichgültig, wer sich hier in heißem Selbsterlösungstrieb offenbart hat. Aber wie ein Sturmwind gehn diese Gedichte über einen hin. Rilkes Lied — das leuchtet dünn und fein hinter rotem Glas unter einem Madonnenbildchen. Hier jedoch schlägt versengend, Feuer regnend, eine ungezähmte Flamme empor, und wie von allen großen Flammen geht auch von ihr die geheimnisvolle Lockung des Mitverloderns aus. Man liest und will kritisieren, aber gepackt und hingenommen von der Gewalt einer unbändigen Seele läßt man bald Kunst Kunst und Lyrik Lyrik sein, um nur noch mitzuglühen, mitzubeben, mitteilzuhaben an Glück und Not, Verwirrung und Erlösung. So ungeheuer stark wirkt hier das Menschliche, die elementare Persönlichkeitskraft, daß der Gedanke an ein Kunsturteil lächerlich erscheint. Verse oder nicht — hier schreibt ein Weib ihr Liebesschicksal mit rotem Blut, zittert und bäumt sich, neigt sich in Demut und reckt sich in Stolz, verschwendet sich und nimmt sich zurück, verzweifelt und befreit sich — ein Weib, das sucht und irrt und schauernd sein seltsames Los empfindet:

„Ich warte auf Einen,
Der mir nicht kommen wird.
Ich blühe für Einen,
Der mich nicht halten wird.
Ich leide für Einen,
Der mich nicht trösten wird.
Ich sterbe für Einen,
Der nicht für mich leben wird."

Dieses Weib ist viel zu sehr Mensch von Fleisch und Blut, um die Kunst nicht tausendmal für das Lebenhinzugeben. Aber wer sein Persönlichstes dann so herausschleudern kann, daß es noch warm ist und mit seiner heftigen Unmittelbarkeit die wohltemperierten Herzen fast erschrecken könnte, der ist tausendmal ein Dichter, ob seine Verse im Rausch und Weh der Geburt auch an Füßen oder Reimen gelitten haben. Man wird besonders beim Lautlesen bald merken, daß der Vers hier nicht sein natürliches Eigenleben hat wie bei den geborenen Lyrikern, man kann deshalb auch Einzelnes kaum zitieren, doch man grüßt eine lodernde Flamme. Und man weiß: aus dieser ungenannten Frau kann nur etwas Bedeutendes oder gar nichts werden. Ein Mittelding gibt es da nicht.

Nach sieben Jahren des Schweigens hat auch Georg Busse-Palma wieder ein neues Versbuch veröffentlicht: „Zwischen Himmel und Hölle" (Berlin, G. Grote). Soll ich es nur deshalb an dieser Stelle unterschlagen, weil es von meinem Bruder stammt? Soll ich nur deshalb sein Rühmenswertes nicht rühmen und sein Tadelnswertes nicht tadeln? Es ist ein starkes und reiches Buch, aber sein Reichtum scheint mir noch mehr Vielfältigkeit als Fülle, worauf schon der Verlegenheitstitel hinweist. Balladen und Schwänke, Sprüche und Lieder verspricht es; hymnisch aufrauschende Gedankendichtungen, Legenden, Sizilianen und andres flicht es außerdem in den bunten Kranz. Alles wird ausgeprägt in einer Form voll leidenschaftlicher Energie und manchmal vielleicht zu spitzer Schärfe. Diese Form liebt und sucht die offenen oder versteckten Antithesen. In ihrer straffen Konzentriertheit, ihrer logischen Präzision, ihrer glänzenden und geistreichen Schlagkraft eignet sie sich wohl noch mehr zur Aufnahme gedanklichen, als rein gefühlsmäßigen Inhalts. Deshalb ist die eigentliche,

die lyrische Lyrik nicht die Krone des Buches und steht mit Recht an später Stelle. Prachtvoll aber trägt und bezwingt diese von einem Künstlerwillen gehämmerte und einem starken Temperament gespornte Form, wenn sie sich nach zwei anderen Seiten wendet. Nämlich erstens, wenn sie Gedankenfracht lädt: Dann braust sie, energisch akzentuiert, in dunkler, tieftöniger hymnischer Rhetorik auf und geht wie ein breiter Strom mächtig zum Ziele; oder sie verdichtet sich zum blitzenden Spiel scharfpointierter Sprüche, die doch manchmal wie Dolche stoßen. Zweitens aber gehört ihr fast immer der Sieg, wenn sie nach sinnlichen Stoffen greift und darstellt. Denn ihre fast allzu blank geschliffene Schärfe, die in der reinen Lyrik ab und zu fleischlos wirkt, wird dann eben durch das Fleisch, durch die Sinnlichkeit des gewählten Vorwurfs gemildert. So findet man unter den Balladen und poetischen Erzählungen, den Legenden und den „Gestalten des Todes" prachtvolle Darstellungen voll Wucht, Prägnanz, inbrünstiger Energie — Darstellungen, die alle poetischen Mittel, besonders auch die onomatopoetischen, glänzend ausnutzen. In Summa: eins der stärksten Versbücher des Jahres. Wer's nicht glaubt, mag selber nachprüfen.

Eine liebenswürdig-vornehme Natur spricht aus den Gedichten des Freiherrn Karl von Berlepsch: „Trinken will ich dein Gold..." (Bielefeld, Velhagen & Klasing). In Herbstgold und Oktoberklarheit sieht dieser sympathische Poet seine Welt am liebsten vor sich liegen. Dann wird ihm das Herz weit vor den Wäldern und Fluren der Heimat. Er grüßt sein stattliches Haus und den Rauch vom Heimatherde:

„Droben hebt es sich massig, mauerbewehrt,
Zwischen gastlichen Lindenkronen:
Schloß meiner Väter, was auch die Zeiten verzehrt,
Dich, du herrliches, sollen sie schonen!"

Ein alter, verwilderter Park ist ihm Traum und Sehnsucht; ein Morgenritt unter Buchen oder Kastanien beglückt ihn; in dunkler Frühe geht er durch seinen Wald und lauscht auf das Hornen und Rohren eines Vierzehnenders; in warmer Liebe schaut er auf das Städtchen im Tale und grüßt die rauschende Werra; und lächelnd singt er seinem ersten Jungen ein Kinderlied. Da ist viel schlichte Menschenwärme, die wohltut. Auch allerliebste Rokokoverse auf Anna Babett klimpert er graziös hin, während ihm zur Ballade, besonders zur modernen Ballade, doch wohl die Faust fehlt. Dagegen wird sich an den „Deutschen Soldaten" männiglich erfreuen: sie werden gewiß bald in Lesebüchern und Anthologien auftauchen.

Aus einem Stapel dicker und dünner lyrischer Beichten, die dem Rechte des Stärkeren weichen müssen, zieht die wählerische Hand dann eine kleine Dichtung „Der Raub der Europa" von Karl Leopold Mayer (Berlin, Dr. Basch & Co.). Es sind im ganzen nur 30 Seiten, aber sie wiegen schwer. Der alte mythologische Stoff: Europa, die phönizische Königstochter, von Zeus in Gestalt eines Stieres übers Meer nach Kreta entführt; ein Stoff, der den Malern und Bildhauern von jeher unendlich viel, den Dichtern unendlich wenig gab. Ich glaube, in der ganzen Literatur haben wir darüber nur Witze und boshafte Epigramme, die der holden Weiblichkeit eins auswischen. Karl Leopold Mayer fügt dem Stoffe auch nichts hinzu, versucht weder tiefere Zusammenhänge noch symbolische Perspektiven zu schaffen; er stellt einfach die Szene. Aber indem er Europa in der Verwirrung ihres verwandelten Blutes zeigt, in dem Schauer einer Glut, die aus dem spröden Mädchen das bräutliche Weib macht, gewinnt er die Steigerung, und immer inbrünstiger, sehnender, williger blüht die Königstochter auf, in allen Tiefen fiebernd: „Sieh, ich bin reif wie goldnes Korn und liebe den einen, der mich erntet!" So drängt sie die Macht des eignen Blutes dem Nahenden, dem Unbekannten, dem Gotte zu, und lichtumbraust jauchzt sie auf dem Rücken des weißen Tieres ihrer Schicksalstunde entgegen. Mit einer äußersten Intensität, in Versen, die von dunkelsüßem Begehren durchglüht, von Lockung, Zärtlichkeit, Sinnlichkeit schwer erfüllt sind und straff, voll, durchschimmert daliegen wie reife Trauben, wird das gestaltet — eine echte Künstlerarbeit, die Respekt erzwingt.

Aber nun muß der Schimmel etwas schneller traben, wenn er sein Pensum noch schaffen will. Drei Strebende mögen kurz genannt sein. Charlotte Francke-Roesing im alten heiligen und unheiligen Köln hat ein neues Versbuch „Gipfel und Gründe" erscheinen lassen (Leipzig, Fritz Eckardt), und wenn sie auch in Weh und Bitternis ab und zu durch Dunkel pflügt: sie achtet doch, daß auch der finsterste Steg zum Gipfel führe und in Sonne münde. Sie hat die eingeborene Freude am Hellen und Lichten, jenen Optimismus, der nach Goethe ein Zeichen von Ehrlichkeit ist; sie singt den Sang der Frohen, die die Schönheit lieben und an Dionysos' Tische schwelgen; sie hat den „frühlingsvollen Sinn", und aus Näh' und Weiten schwillt ihr die Fülle des Daseins zu, drängt sich ihr ans Herz und lächelt: Dein! An dem Wein ihres Lebens, den sie in goldenem Becher kredenzt, mag mancher Bestaubte und Durstige sich dankbar erquicken. Offenbar auch eine Rheinländerin ist L. C. Funke, die „Neue Wanderbeute" errafft und zu einer Sammlung vereinigt hat (Stuttgart, J. G. Cotta). Wenn sie nicht eine Schülerin von Anna Ritter ist, so ist sie doch wenigstens eine ähnliche Natur. Man müßte ihr tiefere seelische Erschütterungen wünschen, um ihr Talent wachsen zu sehen. Sie hat mehr einen hellen, klingenden Ton als tiefere Melodie; mehr äußeres Temperament als innere Leidenschaft und gibt sich zu leicht und hastig aus. Aber einzelnes macht Freude und läßt

die Hoffnung auf vollere Akkorde. Endlich Paul Richter, der seinem Büchlein den Titel „Meine Wege“ gab (Stettin, Teetzmann & Randel). Es sind stille Wege, die man da mitwandern darf. Sie führen am liebsten zum Herddämmerglück, zum bescheidenen Glück im Winkel; sie münden gern am grauen Turm der Vergangenheit, von dessen Uhrblatt der besinnliche Wandrer die frohen Stunden seiner Kinderzeit abliest. Oft dreht er dabei Vergangenheit und Zukunft in einen Faden, und hier kommt dann ein Klang aus dem Eigensten und Persönlichsten heraus wie in dem Gedicht „Meinem Jungen“ oder in „Vielleicht?“ Gleichgestimmte Seelen werden solchen „Wegen“ gern nachschreiten.

Keiner von all diesen heut genannten Poeten und Poetlein wird davon träumen, in Alexanderzügen die Welt zu erobern; jeder aber sehnt sich danach, in seinem Volk und Vaterland gehört zu werden. Auch dies glückt nur wenigen. Unsere Lyrik wird mehr für den Bücherschrank geschrieben, als daß sie ein lebendiger Wert für die Nation wird. Schon Goethe hat zu Eckermann beweglich darüber geklagt. Um so wundersamer klang uns die Mär von jenem Inder, dessen Lieder von den Lippen seines Volkes tönen sollen und dessen Name durch ganz Europa flog, als der Nobelpreis ihm zufiel. Man kann diese Preisverteilung für bedenklich halten, aber das Interesse aller Literaturfreunde lenkte sich mit einem Male auf Rabindranath Tagore. Und durstig nach seiner Weise greift man zu den Gitanjali, den „Hohen Liedern“, die Marie Luise Gothein in deutscher Nachdichtung herausgab (Leipzig, Kurt Wolff). Es sind psalmenartige Klänge, Erhebungen und Sehnsuchtsrufe einer gottsüchtigen Seele. Wenn die Übersetzung ihnen getreulich folgt, unterwerfen sie sich keinem festen erkennbaren Formprinzip, sondern haben etwa nur den sogenannten „Gedankenrhythmus“ der althebräischen Poesie. Auf die Dauer wirken sie sehr monoton, aber auf Grund einer Übertragung, die man nicht einmal nachprüfen kann, läßt sich selbstverständlich kein Urteil fällen. Nach der folgenden etwas verkürzten Probe mag sich der Leser selbst von dieser „Flöte, die Gott mit Tönen füllte“, einen Begriff machen:

„In einen Gruß an dich, mein Gott, laß' ich meine Sinne entfalten und rühren die Welt zu deinen Füßen.

Wie die Regenwolke im Juli tief hängt, mit der Last der unausgegossenen Schauer, laß meinen Geist zu deiner Schwelle sich neigen — in einen Gruß an dich.

Wie ein Heer heimkehrender Kraniche Tag und Nacht zu den Bergnestern fliegt, laß mein ganzes Leben den Weg nehmen in sein ewiges Heim — in einen Gruß an dich.“

Es soll kein Witz sein, wenn ich neben den melodischen Namen der internationalen Berühmtheit zuletzt den nicht ganz so vokalreichen eines biederen „Frankforters“ stelle. Der Zufall führt sonderbare Schlafgenossen zusammen, warum also nicht auch Rabindranath Tagore, der sich in mystischer Gotttrunkenheit berauscht, und den alten Friedrich Stoltze, der mehr für das „Stoffche“ war, den Apfelwein? Sein Ruhm ist ja allerdings beschränkt und erfüllt nicht zwei Weltteile, sondern nur „Sachsenhäus'rische“ Gefilde, und wenn ein Norddeutscher vor dem Denkmal in der Frankfurter Altstadt fragt, wer dieser Friedrich Stoltze denn eigentlich war, so ist das noch keine Schande. Aber es ist noch weniger eine, wenn er Stoltzes „Ausgewählte Gedichte und Erzählungen in Frankfurter Mundart“ einmal zur Hand nimmt und vor dem eben erschienenen Bande (Frankfurt a. M., Heinrich Keller) eine vergnügte Stunde verlebt. Der Dialekt ist leicht verständlich, Anspielungen und schwierigere Worte werden erklärt, und man gewinnt bald ein behagliches Verhältnis zu dem humorvollen alten Demokraten, den der Dreiklang Heimat, Freiheit, Vaterland bis zum letzten Tage begleitete.

Nun sollte ich wohl die Feder ausspritzen. Doch immer, wenn ich den Maibericht schließe, habe ich ein schlechtes Gewissen. Denn da mit dem Mai auch die Lyrik nur einmal im Jahre an dieser Stelle blüht, muß vieles zurückbleiben, was des Nennens und der Beurteilung wert wäre. Ich kann es nicht ändern und muß es tragen, daß mich übergangene Lyriker in Rotten zu zwein und drein noch im Traum erschrecken. Aber wenn sie betrübt oder ärgerlich auf ihre Gedichte weisen, will ich ihnen das starke, vertrauende, tröstende Wort Goethes entgegenhalten: „Sind's Rosen — nun, sie werden blühn!“

Frühling

Kommen die Tage wieder,
Welche so schmerzlich entzücken?
Wollen dich Träume berücken,
Raunen die alten Lieder?

Locken die alten Sünden?
Treibt es dich ruhlos umher?
Willst du den Himmel ergründen,
Menschen und Erde und Meer? —

Suche nur hinter den Dingen,
Was doch zu finden nicht ist.
Wenn du voll Sehnsucht nur bist!
Wenn deine Glocken nur klingen!

A. M. Frey

Illustrierte Rundschau

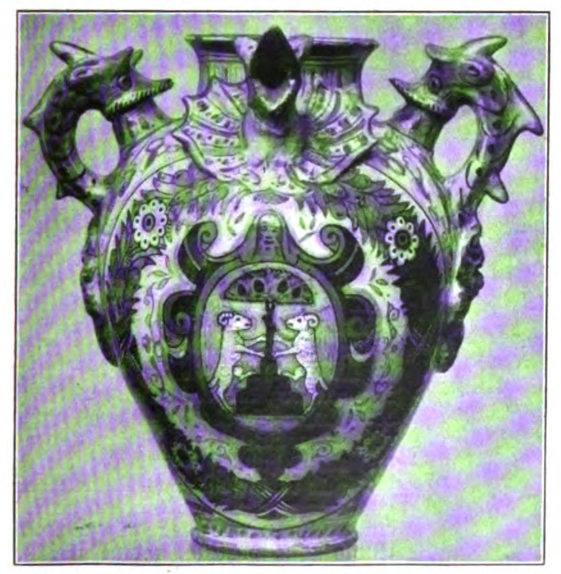
Die Sammlung Schacky — Park Roggendorf — Wohnräume von Richard Riemerschmid — Zu unseren Bildern

In der Muhammedanischen Ausstellung in München stand eine Kollektion von frühen persischen Fayencen, die durch ihre Qualität das Interesse der Kenner erregten. Es waren die Fayencen des Barons Ludwig Schacky auf Schönfeld, der während seiner langjährigen Sammeltätigkeit in München die Keramik besonders bevorzugte. Neben persischen, türkischen und italienischen Töpfen und Platten wies seine Sammlung noch vortreffliche spanisch-maurische Schüsseln und Gefäße auf. Wie vielseitig Baron Schacky als Kunstsammler gewesen ist, wurde im März offenbar, da seine Schätze bei Lepke in Berlin zum Ausgebot kamen. Er hat nicht bloß für Fayencen geschwärmt, sondern auch mit großem Eifer Antiken gesammelt, Gemälde, Möbel und mannigfache Kleinkunst. Und in der Erwerbung von Antiken — Adolf Furtwängler hatte ihn hierbei beraten — war er besonders glücklich. So sahen wir kürzlich in seiner Kollektion die graziösen und so wertvollen griechischen Tanagrafiguren des 4. und 3. Jahrhunderts, sahen eine Serie von prächtigen griechischen Tonvasen (Lekythen) des 6. und 5. Jahrhunderts und etliche Marmorköpfe von besonderer Schönheit. Und an die griechischen Antiken reihten sich dann die kleinen römischen Bronzen der Kaiserzeit.



Geflügelter Eros. Griechische Temperafigur aus dem 4. Jahrhundert (Sammlung Schacky)

Aber die Sammlung Schacky enthielt nicht bloß antike Bronzen, sondern auch Bronzen der Renaissance, darunter Arbeiten der Ricci und Alessandro Vittorias, ferner kostbare Elfenbeine, zumeist aus dem 18. Jahrhundert und im Porzellanstil der Zeit geformt, schließlich Porzellane selbst und andere Proben der Kleinkunst. Unter den Möbeln fiel besonders ein spanischer Kabinettschrank aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts auf, der in der Art Boulles gearbeitet und mit Darstellungen aus dem Don Quixote geschmückt ist. Dieses amüsante Stück erzielte 1400 Mark.

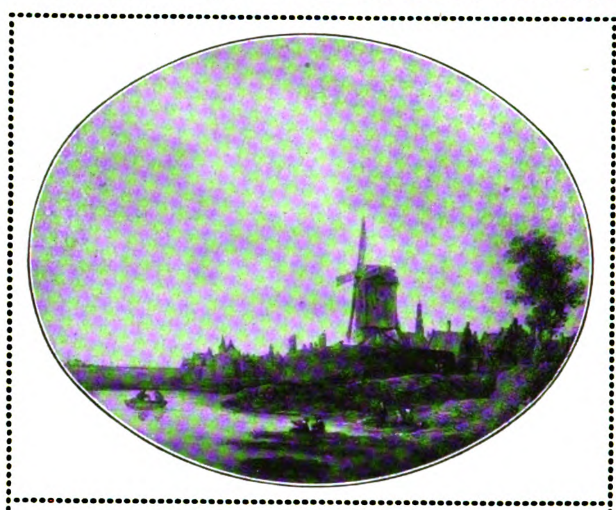


Majolikentopf aus Faënza, um 1480 (Sammlung Schacky)

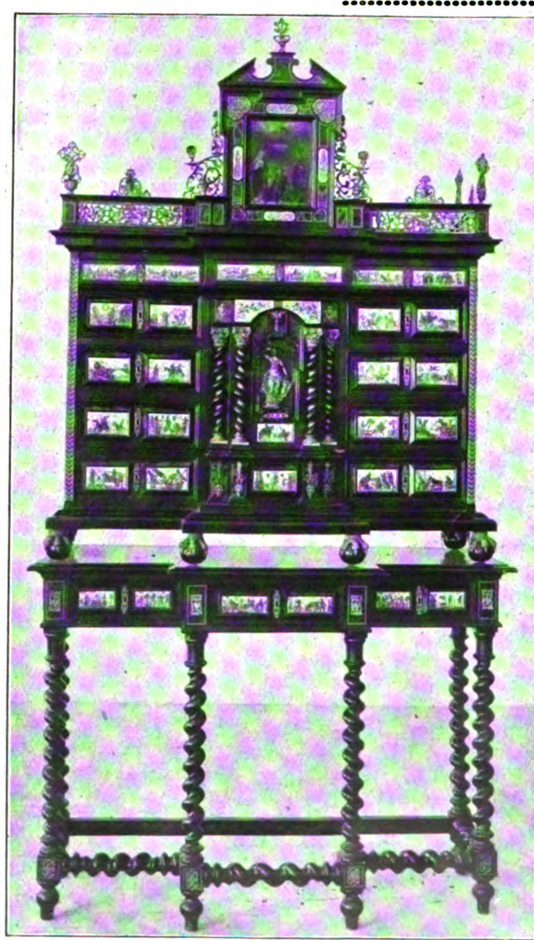
Daß Baron Schacky auch als Bildersammler vortrefflich beraten war, zeigte die Reihe seiner Niederländer des 17. Jahrhunderts. Hier fesselte uns eine Landschaft des frühen Patinir, die mit 5500 Mark bezahlt wurde, nicht minder als der kleine Landschaftsausschnitt eines Goyen, der auf 3000 Mark kam, das belebte Porträt eines J. G. Cuyp, das für 6500 Mark einen Liebhaber fand, nicht minder als das famose Trinkgelage eines Jan Steen, eine „Lustige Gesellschaft“, die 5800 Mark brachte. Und unter den Italienern der Sammlung interessierte besonders ein Bildnis von Tintoretto, das 7000 Mark kostete, und zwei venetianische Bilder von Canale und Guardi. Des Antonio Canale „Blick von Riva dei Schiavoni auf den

Dogenpalast“ zahlte man den hohen Preis von 13300 Mark, für den Markusplatz von Guardi gab man 11000 Mark. Ein paar Meister des 19. Jahrhunderts wie Oswald Achenbach, Knaus, Munthe, Grützner u. a. beschlossen Schackys Bilderkollektion. —

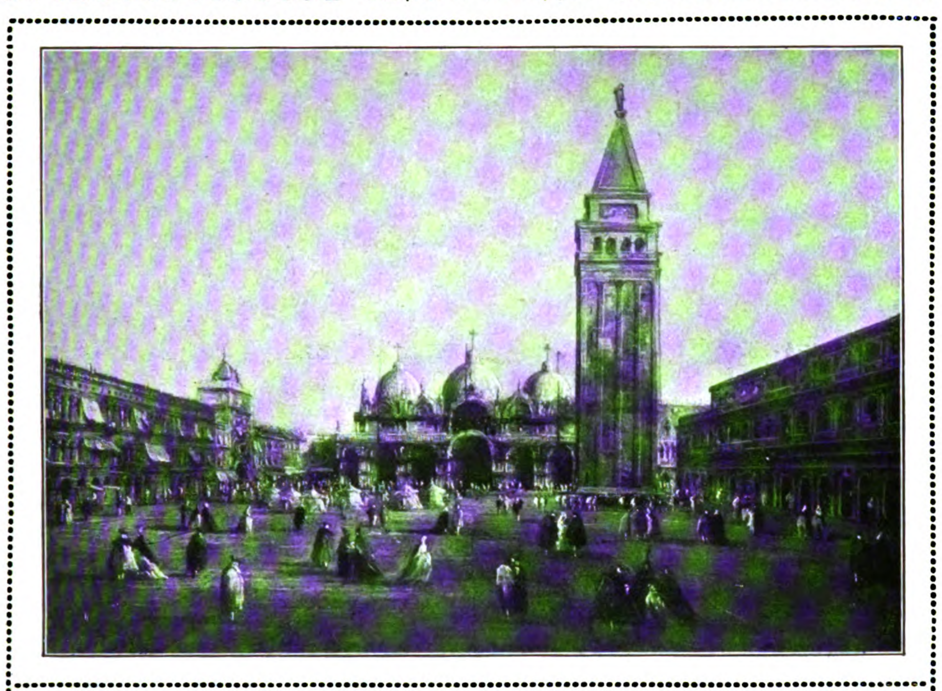
Die folgenden Bilder unserer Rundschau führen den Leser in die Maisonne hinaus. Wir haben ihm wieder ein paar entzückende Gartenplätze zu zeigen, an denen er gern ein Weilchen sich umschauen wird. Ein Spaziergang durch einen neuzeitlich angelegten Park zeigt uns auf Schritt und Tritt die durchgreifenden Wandlungen, die unsere Anschauungen über zweckmäßige und künstlerische Gartengestaltung in den letzten Jahren erfahren haben. Der erste und kräftigste Anstoß ging von den Malern und Architekten aus. Wenn auch sehr viele ihrer Forderungen, die sie, unbeschwert durch Fachwissen, aus rein ästhetischen Erwägungen aufstellten, inzwischen wieder fallen gelassen werden mußten, so haben doch zahlreiche Anregungen fruchtbaren Boden gefunden. Und gerade die rührigsten, intelligentesten und fähigsten Fachleute waren es dann, die den neuen Gedanken Gestalt zu geben sich bemühten. Einer von denen, die zu allererst mit ehrlicher Begeisterung den künstlerischen Anregungen folgten, war der Gartenarchitekt Leberecht Migge. Unter seiner künstlerischen Leitung hat das große Gartenbauunternehmen von Jakob Ochs in Hamburg in den letzten zehn Jahren einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen. Leberecht Migge hat kürzlich die Leitung dieses Anwesens niedergelegt, um sich als beratender Architekt für Gartenbau zu betätigen. Er wird auch in diesem freien Amte der neuen deutschen Gartenkultur gewiß durch viele schöne Schöpfungen dienen. Sein Wirken und Schaffen werden wir an dieser Stelle nach wie vor im Auge behalten. Die Pläne für den Park Roggendorf, die er noch im Verband der Firma Jakob Ochs in Hamburg geschaffen hat, zeigen ihn recht deutlich als Bahnbrecher und Pfadweiser. Es galt in diesem Park, einen dem Hause vorgelagerten Garten und in einiger Entfernung davon einen Rasenplatz für sportliche und gesellschaftliche Spiele zu schaffen. Das abfal-



Landschaft von Jan van Goyen (Sammlung Schacky)



Spanisches Kabinett in der Art Boulles
Anfang des 18. Jahrhunderts (Sammlung Schacky)



Francesco Guardi: Der Markusplatz in Venedig (Sammlung Schack)

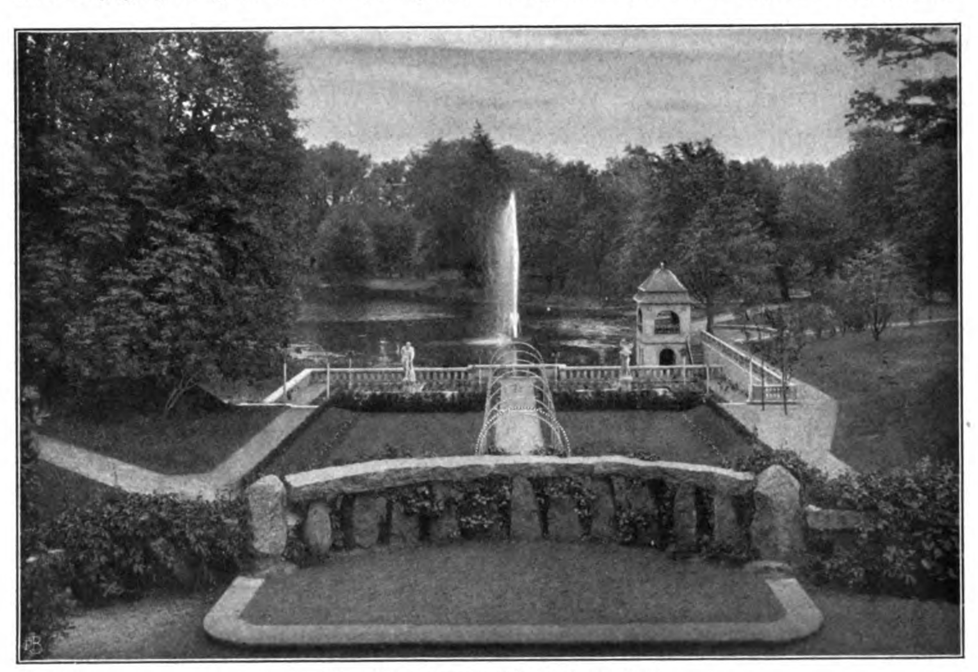
lende Gelände mit dem kleinen See im Talgrunde erforderte naturgemäß den Einbau von Terrassen, die sich in drei Abstufungen zum See hinabsenken. Die oberste liegt dicht am Haus, die zweite ist eine von Blumenrabatten umgrenzte und belebte Rasenfläche, die von einem breiten, mit blumenumrankten Bogen überdeckten Weg durchschnitten wird, der zu der dritten, in den See vorgeschobenen und mit einer einfachen Brüstung umschlossenen Terrasse hinabführt. Auch sie ist in Beete mit hochstämmigen und Buschrosen regelmäßig aufgeteilt.

Im engsten Anschluß daran dürfen wir den Leser bitten, uns aus Leberecht Migges mailich anmutendem Gartenheim in die behaglichen Wohnräume zu begleiten, die Richard Riemerschmid für das Haus Wieland in Ulm ausgestattet hat. Riemerschmid, der bekanntlich vor kurzem zur Leitung der Münchener Kunstgewerbeschule berufen wurde, zeigt sich in all seinen Schöpfungen sachlich, vernünftig und praktisch; es ist das Endziel seines Schaffens, die neuen Formen in solider Arbeit aus gutem Material ausreifen zu lassen. Er will nie verblüffen, er strebt nicht danach, auf alle Fälle neu und originell zu sein. Aber deutsch sein will er.



Jan Steen: Lustige Gesellschaft (Sammlung Schack)

Darum läßt er sich auch da, wo ihm reichere Geldmittel zur Ausstattung der von ihm auszustattenden Häuser zur Verfügung stehen, nicht verleiten, mit Schmuckformen zu prunken; immer wieder konzentriert sich sein künstlerisches Wollen auf die Aufgabe, den bürgerlichen Hausrat auf eine höhere Geschmacksstufe zu heben, ihm einen eigenen deutschen Stil zu geben. So erhielt das Speisezimmer im Hause Wieland außer der Stuckverzierung der oberen Wand, der leicht kassettierten, flach gewölbten Decke und ein paar dekorativen Vasen in der mit Majolikafliesen belegten Nische keinerlei äußerlichen Schmuck, dafür aber eine solide, dem ganzen Raum Wärme und Behaglichkeit gebende Vertäfelung und



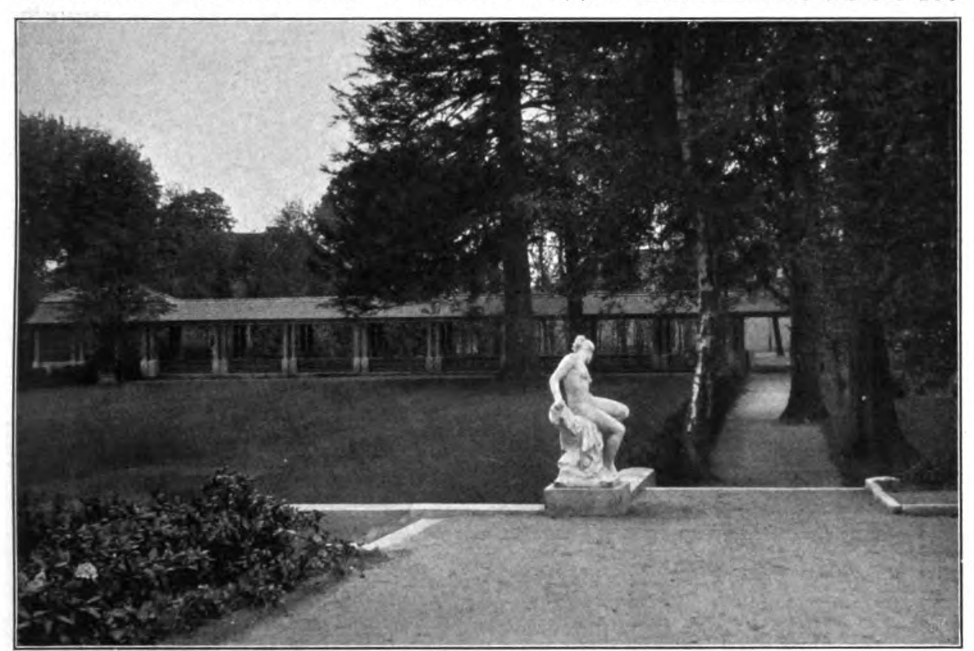
Terrassenanlage im Park Roggendorf
Entwurf: Leberecht Migge. Ausführung: Jakob Ochs, Gartenbau, Hamburg

Stühle, die mit breitem Sitz und gebogener Rückenlehne so recht zum bequemen Sitzen einladen. Auch aus dem Wohnzimmer, das bei aller Einfachheit doch außerordentlich wohnlich wirkt, spricht die gleiche Gesinnung, die Ruhe und Sicherheit des erfahrenen Praktikers. Wer die stattliche, liebenswürdige und echtdeutsche Ulmer Patrizierfamilie kennt, dem ist es ein besonderes Behagen, sich die schönen, hochgewachsenen, blonden und blauäugigen Gestalten in diesem prunklosen und dabei so überaus anheimelnden Hausrat vorzustellen. —

Als lenzlich gestimmte Gabe bietet das Heft außer den diesmal in wirkungsvoll altfränkischem Buchschmuck auftretenden „Lenzesklängen" noch eine besondere Musikbeilage, das „Leichte Liedel" von Karl Frank, das Viktor von Woikowsky-Biedau für hohe Stimme mit Klavierbegleitung vertont hat. Dr. von Woikowsky (geb. 1866) ist als Komponist mehrerer Tondramen und Opern („Helga", „Der lange Kerl", „Das Nothemd") und zahlreicher Balladen auch unseren Lesern gewiß vorteilhaft bekannt. So ganz leicht ist der Klavierpart seines „Leichten Liedels" nicht. Aber sein Vortrag dürfte einer guten Wirkung gewiß sein.

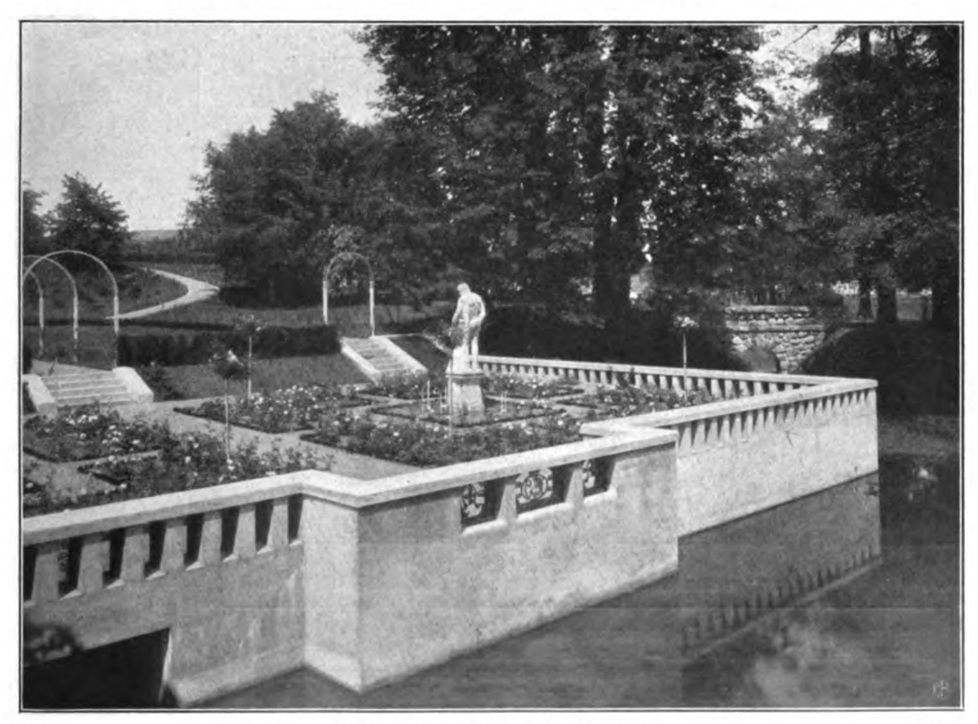
Der Bildschmuck unseres Maiheftes betont natürlich auch in den Vorwürfen der dafür ausgewählten Gemälde den Frühlingscharakter. So entbietet gleich das Titelbild von Josef Kohlschein d. J. einen fröhlichen Gruß an Leserin und Leser in dem farbenfreudigen Stilleben mit Tulpen. Der Künstler, der in Düsseldorf lebt, ist der Sohn des bekannten Kupferstechers; das hier wiedergegebene Werk hat die Städtische Gemäldegalerie seiner Vaterstadt angekauft.

Das Bildnis der smarten jungen Dame, die Hans Carp, auch ein Düsseldorfer, mit ihrem schlanken Windspiel so lebensvoll hingestellt hat, sowie die stimmungsvolle Landschaft „Auf der Koppel" des Professors Carl Langhammer, der soeben wieder die schwere Last des Präsidiums der Großen Berliner Kunstausstellung in dankenswerter Weise auf sich genommen hat, haben wir in dem neuen Tiefdruckverfahren wiedergegeben. Nicht alle Vorwürfe eignen sich hierfür so ausgezeichnet wie diese beiden Schöpfungen, deren Tonwerte die neue Art der Wiedergabe fast rest-



Sportplatz mit Kegelbahn im Park Roggendorf
Entwurf: Leberecht Migge. Ausführung: Jakob Ochs, Gartenbau, Hamburg

los zum Ausdruck bringt. Das letzte Wort über das Verfahren, seine Aussichten, Vorteile und Nachteile wird noch zu sprechen sein. Leo Klein-Diepold scheint uns in seinem



Rosengarten im Park Roggendorf
Entwurf: Leberecht Migge. Ausführung: Jakob Ochs, Gartenbau, Hamburg

Gemälde „Garten“ die helle Sommerluft seiner neuen Heimat zu bieten; in Dortmund geboren, i. J. 1865, hat er sich in Nordwyk am Zee angesiedelt. Die drei wundervollen Kunstblätter, die Werke von Leibl wiedergeben, finden in dem ausführlichen Aufsatz dieses Heftes ihre besondere Berücksichtigung. Hier wollen wir auf dem so knapp uns zugemessenen Raum nur noch des überaus wirkungsvollen Bildwerks „Flüchtende“ von dem Dresdener Hans Hartmann-Mc. Lean gedenken, dieses in voller Bewegung erfaßten jungmädchenhaften Körpers, dem Rhythmus und Harmonie trotz der stürmischen Geste eignen. Schließlich kommt noch ein jüngerer Keller-Schüler mit dem flotten Bildnis eines Polospielers zu Wort: der Bremer Porträtist Eduard Schäfer, der seine in Stuttgart begonnenen Studien in Dresden abgeschlossen hat. Und — zuletzt nicht als letzter — Professor Carl von Marr mit seiner phantasievollen Schöpfung „Frühlingsboten“. Dieses seltsam zwingende, seltsam bewegende Gemälde, das den ganzen Zauber einer mondhellen Mainacht atmet, bildet den stimmungsvollen Ausklang des Bildschmuckes unseres Maiheftes, das helle Grüße all unseren Lesern vermitteln soll. H.



Wohnzimmer im Haus Wieland in Ulm
Entworfen von Prof. Richard Riemerschmid-München



Speisezimmer im Haus Wieland in Ulm
Entworfen von Prof. Richard Riemerschmid-München

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, **Berlin** W. 50. — **Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin.** — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: **Friese & Lang, Wien I.** Verantwortlicher Redakteur: **Carl von Vincenti, Wien III,** Richardgasse 1. Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.** Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Bildnis meiner Frau
Gemälde von Oskar Obier

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXVIII. Jahrgang 1913/1914 Heft 10. Juni 1914

Die Frau ohne Alltag

Roman von Hanns von Zobeltitz (Fortsetzung)



Marianne bestand plötzlich darauf, möglichst früh nach Osterhausen überzusiedeln. Ritter war verwundert, erstaunt. Er empfand überhaupt dumpf, daß seine Frau sich verändert hatte. Sie war in den letzten Wochen nervös geworden, launisch sogar. Marianne machte auch kaum ein Hehl daraus. „Es muß das Frühjahr sein," sagte sie achselzuckend. „Vielleicht, sicher, wird es auf dem Lande besser. Ich will's hoffen."

Je früher Ritter auf sein Gut kam, desto lieber war es ihm eigentlich. Man war ja nur der Kinder wegen nach der Stadt gezogen. Aber die Kinder sollten auch nicht vorzeitig aus der Schule genommen werden, und jede Trennung von ihnen fiel dem zärtlichen Vater schwer. Er wollte widersprechen und willigte dann doch nach leichtem Zögern ein. Marianne übernahm es, die Kinder für die Wochen bis zu den Ferien unterzubringen. Sie hatte in einer schlaflosen Nacht alles genau überlegt. In fiebernder Hast, als fürchte sie, es könne sie in letzter Stunde noch gereuen, fuhr sie zu Direktor Gregor, um Max in der Pension des großen Schulmonarchen anzumelden; dann zu Frau von Wietersheim. Die kleine Majorsfrau — dicklich wie ihr Mann — war entzückt bei dem Gedanken, die liebe Else ein paar Wochen beherbergen zu dürfen. Marianne hatte das vorausgesehen: Trude Wietersheim, des Elsekinds beste Freundin, kam dafür während der Sommerferien auf Futterstation nach Osterhausen.

So war alles geordnet.

Aber dann fiel ihr der Abschied von den Kindern doch furchtbar schwer. Zumal von der Tochter. Max tänzelte übermütig, der Abwechslung froh, zwischen den gepackten Koffern; Else stand still und stumm, ohne ein Wort der Klage, mit tränenschweren Augen. Vergeblich suchte Marianne mit einem Scherz über die Abschiedsstunde fortzukommen. Die Worte erstarben auf ihren Lippen, ihre Fassung zerbrach. Sie riß die Tochter an sich, und plötzlich strömten beiden die Tränen über die Wangen. So fand sie Ritter. Er schüttelte den Kopf. „Kinder," sagte er, „Kinder ... die paar Wochen! Ist ja übertrieben. Was soll das?"

Grittendorff sprach sie nur noch einmal, zufällig, als sie von Frau von Wietersheim kam, wo sie Else installiert hatte. Ihr war im letzten Augenblick ein kleiner, notwendiger Einkauf in einem Geschäft auf dem Markt eingefallen, und sie ließ den Wagen vor der Tür halten. Als sie aus dem Laden heraustrat, sah sie den Erbgroßherzog mit seinem Adjutanten auf der einen, Grittendorff auf der andern Seite an der Front des Rathauses im eifrigen Gespräch entlangschreiten. Sie wollte schnell einsteigen, sie hoffte nicht bemerkt zu werden. Doch im selben Augenblick grüßten die Herren, und gleich darauf kam Grittendorff, sich von der Hoheit verabschiedend,

quer über den Platz auf sie zu. Es war ihr unmöglich, auszuweichen.

Sie wechselten ein paar Worte. Wider Willen hastend erklärte sie: „Mein Mann ist draußen unentbehrlich. Wir siedeln heut nach Osterhausen über."

„So plötzlich, gnädige Frau?"

„Ja — es kommt vieles plötzlich im Leben, Exzellenz ... Ich war soeben bei Frau von Wietersheim. Sie ist so liebenswürdig, unsere Else aufzunehmen ... bis zu den Ferien. Es wurde dem Kinde recht schwer."

„Die Jugend kommt leichter über eine Trennung hinweg, als man glauben sollte."

„Nicht immer, Exzellenz."

Sie fühlte den Blick seiner grauen, scharfen Augen auf sich gerichtet. Wie in einer großen Frage. Die Knien zitterten ihr in plötzlicher Schwäche. Unwillkürlich faßte sie mit der Hand an den Wagenschlag, um sich zu stützen, ließ dann wieder los, als ob er nicht sehen sollte, wie matt, wie schwach sie sich fühlte.

Es war Markttag. Die kleinen Händlerinnen, die Bäuerinnen aus der Umgegend hockten bei ihren Ständen, neben den Körben mit Gemüse, mit Obst, mit Blumen. Dazwischen drängten sich die Hausfrauen, die Dienstmädchen mit ihren breiten Einkaufstaschen. Das bunte Bild tanzte vor Mariannes Augen.

„Königliche Hoheit hatten die Gnade, mich zur Probe der Meistersinger mitzunehmen. Milde war großartig." Grittendorff mochte das Bedürfnis haben, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Ein seltsames Fest wird das werden, diese Säkularfeier der ersten deutschen Oper, die hier in Weimar aufgeführt wurde; welch ein Weg von der Alceste bis zu den Meistersingern ... Sie werden zu den Aufführungen nicht herüberkommen, gnädige Frau?"

„Nein, Exzellenz."

Dann sagte er doch: „Ich werde die schönen Stunden in Ihrem gastlichen Hause sehr, sehr vermissen."

Und plötzlich nahm er ihre Hand, beugte sich über sie: „Warum gehen Sie so plötzlich? Marianne ... gnädige Frau ..." Ganz leise flüsterte er es. „Wann werden wir uns wiedersehn?"

Da hatte sie die Hand schon fortgezogen. Sie kämpfte mit ihrem Stolz. Schüttelte den Kopf, warf ihn zurück.

„Adieu ... Exzellenz ..."

„Adieu, gnädige Frau.

Und nun saß sie im Wagen. Starr und steif. Der Diener schloß den Schlag. Die Pferde zogen an.

Grittendorff stand mit dem Hut in der Hand, bis der Wagen in die Frauentorstraße eingebogen war.

⌘ ⌘ ⌘

Marianne schien recht zu behalten. Sie fühlte sich auf dem Lande wohler, ruhiger. Es gab in den ersten Tagen viel für sie zu tun. Hausfrauenpflichten und Hausfrauensorgen, die auch bei einem großen Train nicht erspart blieben. Und sie suchte mehr als je nach Beschäftigung, nach Ablenkung. Einzelne Zimmer in dem geräumigen Schloß richtete sie anders ein, unterhandelte mit dem Obergärtner über Neuanlagen im Park, ritt täglich zwei Pferde. Sie wollte es zwingen. Todmüde wollte sie sein, wenn der Abend kam. Schlafen können, endlich wieder ruhig, traumlos schlafen.

Wirklich, es ging besser. Vielleicht auch, weil Ritter hier ein anderer war als in der Stadt. Hier war er in seinem Element. Hier war er Herr. Alles, was er anfaßte, hatte Hand und Fuß. Der Kreis seiner Interessen mochte beschränkt sein, aber er füllte ihn hier ganz aus. Als Landwirt erschien er fast wie eine Persönlichkeit.

Auch die Nachrichten von den Kindern lauteten gut. Max sandte zwar nur ein paar flüchtige Kritzelzeilen, die man kaum entziffern konnte, aber Else schrieb ausführlich. Sie hatte sich schnell eingelebt, und wenn durch ihren ganzen Brief verhaltene Sehnsucht bebte, so stand doch am Schluß: es sind ja nur ein paar Wochen.

Es ging wirklich gut. ‚Man muß nur wollen,' dachte Marianne.

In der zweiten Woche aber überfiel sie wieder die angstvolle Unruhe. Wie ein Fieber war es. Nacht um Nacht lag sie schlaflos, und im kurzen Morgenschlummer jagten sich die Träume. Beim Erwachen wußte sie nichts davon, als daß die Traumwelt ihr Bilder vorgegaukelt hatte, die ihrem

innersten Wesen fremd waren. Tagsüber wehrte sie sich wie eine Verzweifelte. Sie hetzte treppauf, treppab, sie lief stundenlang durch den Park, ohne zu sehen, wo sie ging. Oder sie saß irgendwo, auf einer versteckten Gartenbank, grübelte, rang die Hände, und ihre Seele schrie zum Himmel.

Dann und wann wachte in ihr die schmerzliche Sehnsucht nach den Kindern auf. Aber es lag nichts Befreiendes, nichts Erlösendes in dem Empfinden. Es war nur ein dumpfes, unsicheres Gefühl: an deine Kinder mußt du dich anklammern. Sie allein können dir Halt und Stütze sein. Müssen es vielleicht — vielleicht —

„Ich will morgen nach Weimar fahren . . . nach den Kindern sehen," sagte sie zu ihrem Mann.

Er nickte, er fand das ganz begreiflich und verständig. Es war auch eine Abwechslung, die Mi gut tun konnte. Mit einer langen Besorgungsliste kam er am Abend, mit allerlei Aufträgen und Wünschen. Und dann meinte er, ganz beiläufig: „Ich hab' ein paar Zeilen an Grittendorff geschrieben, daß er sich deiner etwas annimmt."

Sie wollte schreien: Nein! Nein! Aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen.

Schicksal war es . . .

Marianne kam bei Wietersheims in einen kleinen, lustigen Backfischkaffee hinein, bei dem auch Max als spröder Gast figurierte. Es gab ein Hallo von allen Seiten. Else hing an Mamas Hals, als wollte sie sie nimmer freigeben. Das rundliche Trudchen — die Wietersheims neigten alle zur Breitenentwicklung — fand kaum Gelegenheit, ihren artigen Handkuß anzubringen. Mama mußte Platz nehmen; Mama mußte mit Schokolade trinken; Mama mußte Kuchen, viel Kuchen essen. Windbeutel und Streuselkuchen, den es nirgends so schön gab wie bei Wietersheims.

Übrigens saß der Major, im Gewande des friedlichen Bürgers, mitten unter der jungen Schar. Guter Vater, der er war. Er lachte über das ganze runde Gesicht, und seine Gattin lachte auch. Es war immer fröhlich in diesem Hause.

Und dann war da noch ein Vetterchen. „Herr von Bergler, unser Jüngster," stellte der Major ihn vor. „Er sei Ihrer Huld empfohlen, gnädige Frau." ‚Unser Jüngster' war freilich nicht mehr ganz jung; er hatte sogar schon einen ganz stattlichen Schnurrbart unter der Adlernase. Aber ein junger Leutnant war er trotzdem, stand in Rudolstadt in Garnison und war „extra" zu dem großen Tage geladen worden. Für die Backfische eine Sensation. Er war seiner Aufgabe auch völlig gewachsen, hielt sich ganz auf der Höhe der Situation, stippte wundervoll Streuselkuchen, abwechselnd in Chokolade und Kaffee, und mogelte, als nachher Schwarzer Peter gespielt wurde, mit seinen beiden Nachbarinnen, bald mit dem Elsekind, bald mit der schwarzhaarigen Luise Eckardt.

Eine Atmosphäre von kindlichem Glück, von Zufriedenheit und Reinheit war hier, die unendlich wohltuend auf Marianne wirkte. Es war doch gut, daß sie ihrem Empfinden nachgegeben hatte.

Dann, etwa nach einer Stunde, schellte es. „Jedenfalls der Schreiber —" sagte Frau von Wietersheim. „Alterchen, willst du mal nachsehen?"

Doch da kam schon der Bursche herein, stellte sich in Positur und meldete: „Exzellenz von Grittendorff."

Der Major zog etwas verlegen an seiner grüngrauen Hausjoppe. „Da will ich nur schnell verschwinden." Frau von Wietersheim zog die Achseln hoch: „Ja . . . wir brauchen doch nicht anzunehmen." Die Kinder waren verstummt.

Einen Augenblick hatte Marianne wie gelähmt gesessen.

Aber sie mußte ja sprechen, mußte . . . mußte . . .

„Grittendorff will mich nur abholen, liebe Frau von Wietersheim. Mein Mann hat ihn darum gebeten. Er soll mich bei ein paar Besorgungen unterstützen. Wenn man vom Lande in die Stadt fährt, gibt's immer Aufträge."

Max brüllte über den Tisch: „Aber du bist doch eben erst gekommen, Mama —"

Sie hatte sich schon gefaßt. Selbst erstaunt, daß sie denken, sprechen konnte; sogar lächeln konnte sie.

„Wirklich, Herr von Wietersheim, Sie brauchen gar keine Umstände wegen Exzellenz Grittendorff zu machen. Außerdem steht Ihnen das Jäckchen ausgezeichnet. Es ist sogar ein wenig kokett." — —

Grittendorff hatte in jedem Arm eine

Riesentüte und in jeder Hand einen Rosenstrauß. Er mußte sich erst seiner Lasten entledigen, ehe er den Damen die Hand küssen, die Backfische feierlich um Verzeihung wegen der Störung bitten und ihnen die Tüten mit Grandezza und der Versicherung überreichen konnte, daß er sich schäme: sie wären ja längst über die Tütenfreundschaft herausgewachsen. Dann schob er sich sofort wie ein alter Hausfreund zwischen Else und dem jungen Leutnant ein, stippte auch Streuselkuchen und machte seine kleinen Onkelwitzchen.

Das Herz hatte Marianne gepocht, daß sie meinte, man müßte das Schlagen hören. Auf einen Moment schloß sie die Augen. Dabei sprach sie eifrig auf die Hausfrau ein: von Osterhausen, vom Park, daß Wietersheims bald einmal herauskommen sollten . . .

Nun hatte sie doch den Mut, zu Grittendorff hinüberzusehen.

Er sah elend aus, abgespannt, fand sie. Unter den Augen lag ein dunkler Rand, und die Lider schienen noch schwerer herabzuhängen als sonst. Gealtert sah er aus. Wie ein Mann, der Schweres durchlebt hat.

Aber er lachte, scherzte, dalberte mit den Backfischen und mit Max. Den Kindern ging das „Onkel Grittendorff" schon wieder leicht von den Lippen, und die Tüten leerten sich schnell.

Es war doch wohl eine Täuschung. Sie sah nur, was sie sehen wollte. Bernhard gehörte nicht zu den Männern, die um eine Frau leiden können . . .

Bernhard — in Gedanken hatte sie ihn Bernhard genannt. Wie einst . . .

Wohl eine halbe Stunde saß er unter der jungen Schar, ohne sich nur einmal an sie zu wenden.

Plötzlich zog er die Uhr. „So schmerzlich es ist" — mit einer Verbeugung gegen Else und Trude — „wenn wir noch unsere Besorgungen erledigen wollen, gnädige Frau, müssen wir wohl oder übel an den Aufbruch denken."

Das Blut strömte ihr zum Herzen.

Sie wollte sagen: ‚Else kann uns begleiten.' Aber sie brachte kein Wort über die Lippen, stand schweigend auf.

Es gab wieder ein Hallo wie bei ihrer Ankunft. Wieder hing Else an ihrem Halse, während Max maulte. „Onkel Grittendorff, das ist aber gar nicht schön —"

Dann stand Marianne auf der Straße, und Grittendorff fragte: „Wohin zunächst, gnädige Frau?"

„Ich habe in der Nähe des Theaterplatzes zu tun," gab sie tonlos zurück. Ihr war, als sei ihr Wille in heißer Angst und doch auch in großer rätselhafter Seligkeit zerbrochen.

Schweigsam gingen sie nebeneinander her. Ein-, zweimal trat sie in einen Laden, erledigte mechanisch eine Besorgung. Ein-, zweimal machte er den Versuch, ein Gespräch zu beginnen. Weimar wäre ganz leer jetzt. Die Herrschaften seien schon vor einigen Tagen nach Ettersburg übergesiedelt, gleich nach der letzten Festvorstellung; die ganze Gesellschaft wäre verreist, auch Liszt hätte bereits die Stadt verlassen. Sie neigte nur den Kopf.

So kamen sie an der gelben Front des Wittumspalais vorüber. Da sagte er lebhafter, wie einem plötzlichen Einfall folgend: „Waren Sie schon in dem Heim der Herzogin Anna Amalia, gnädige Frau? Wedel hat das Innere in den letzten Jahren mit erstaunlichem Verständnis und wunderbarem Feinsinn wieder eingerichtet. Ganz im Stil von Weimars Glanzzeit. Es lohnt wirklich — wollen wir dem seltsam anheimelnden Hause eine halbe Stunde schenken? Die Kastellanin ist eine gute Freundin von mir . . ."

Er sah sie an, mit einer großen Bitte in den Augen. Sie fühlte: er sucht nach der Gelegenheit einer Aussprache, nach dem Alleinsein. Und wieder überkam sie die Willenlosigkeit. Wieder neigte sie nur schweigend den Kopf.

„Einen Augenblick Geduld —"

Er pochte im Hofe an. Die Kastellanin kam. Das Schlüsselbund rasselte. Sie stiegen die Treppe hinan. Marianne war, als packe sie ein Schwindel. Sie legte die rechte Hand auf das Geländer, um sich zu halten. Wie zerschlagen war sie, so matt, so unsicher jeder Tritt. Und eine herzpeinigende Angst war in ihr: Gehe nicht weiter! Kehre um! Aber zugleich schrie es in ihr: Sei nicht feige! Es ist Fatum, Schicksal . . . Du kannst doch nicht entrinnen. Lüge dir nichts vor: du willst es ja auch nicht . . .

Die Kastellanin begann zu erklären, zu

erzählen. Das Lesezimmer der Frau Herzogin. Der Deckenleuchter ist ein Geschenk von Goethes Mutter ... wir kommen nun in das Versammlungszimmer der Hofgesellschaft — dies Bild stellt den Oberhofmeister Einsiedel vor, jene Büste Luise von Goechhausen ...

Wie aus weiter Ferne kamen die Worte. Wie durch einen Schleier, durch einen immer dichter werdenden Schleier sah Marianne die Bilder auf dem rotseidenen Damast, die alten zierlichen Möbel, das bunte Bric-a-Brac auf der Konsole zwischen den Fenstern. Sah auch, wie Grittendorff der Frau etwas zuflüsterte, daß er ihr verstohlen ein Geldstück in die Hand drückte, daß sie zurückblieb ...

Nun waren sie allein. Die niedrigen Zimmer lagen im kühlen Halbdunkel, nur dann und wann huschte durch einen Spalt in den Fensterläden ein schräger Sonnenstrahl, glitt goldig über den Urväterhausrat, über ein hochbeiniges Kanapee, über die glatte Marmorfläche einer Tischplatte, spielte in dem Kristallbehang einer Krone, auf dem matten Goldrahmen eines Gemäldes.

Sie achteten nicht darauf. Aber die seltsame Traulichkeit, das Heimelige der Räume, der stille Hauch der Vergangenheit wirkten doch in Marianne. Sie blieb hier und dort stehen, atmete schwer. Schritt langsam, zögernd weiter, mit gesenkten Augen. Sah auf, fragend, schlug wieder den Blick nieder. Und das Herz pochte leidenschaftlich.

Kein Wort hatten sie gesprochen.

Er war ein paar Schritte vor ihr. Im grünlichen Licht des Sterbezimmers der Herzogin stand er, wandte sich plötzlich um, kam bis auf die Schwelle zurück, faßte jäh ihre Hände —

„Ich habe sehr gelitten, Marianne," sprach er schnellflüsternd. „In all der letzten Zeit. Ich hatte solche Sehnsucht ... ich hab' mich gesträubt ... ich hab' schwer gekämpft ... Marianne, ich wollte ja nicht glauben, daß das alles, alles wiederkäme ... daß das Tote lebendig würde ..."

Seine Stimme erstickte. Er hielt ihre beiden zuckenden Hände, sah ihr in die Augen, sah das seltsam heiße Leuchten ...

„— Marianne, ich muß es dir sagen: ich habe mich selbst ironisiert. Ich Tor meinte, daß ich mich besser beherrschen könnte. Ich habe eine schlechte Komödie gespielt, vor mir, vor dir. Aber es half alles nichts, die Leidenschaft wuchs ... Ich hab' auch gesehen, gefühlt, wie du littest! Es kann so nicht weitergehen. Warum sollen wir uns das Leben zur Qual machen ... wenn wir uns lieb haben ..."

Und er zog sie an sich. Sie schluchzte leise, schmerzlich-glückselig.

Er ließ ihre Hand frei, bog ihren Kopf zurück und küßte sie.

⌘ ⌘ ⌘

Es dämmerte leicht, als Marianne aus der Stadt fuhr. Tief zurückgelehnt saß sie in der halboffenen Chaise, die Hände im Schoß verschränkt.

Der Weg führte über die Kegelbrücke entlang auf Oberweimar zu. Der Park lag schon im tiefen Schatten. Aber Goethes kleines Gartenhaus zeichnete sich noch klar ab vom sanften grünen Hange. Und als sie es erkannte, flüsterte sie vor sich hin, mit einem stillen, träumerischen Lächeln: „... Und Lieben, Götter, welch ein Glück!"

Fast Mitternacht war es, als sie in Osterhausen ankam. Ritter war schon zur Ruhe. Nur ein Diener und Babette hatten sie erwartet. Die Alte brummelte. Der Herr Baron seien beunruhigt gewesen, hätten dann aber gemeint, Frau Baronin würden wahrscheinlich über Nacht in der Stadt bleiben. Daß es auch so spät geworden wäre! Ob die gnädige Frau noch etwas zu essen wünsche?

„Nein, ich brauche nichts! Nichts! Geh nur und mach', daß du in die Federn kommst! Morgen ist auch noch ein Tag!" Und dazu lachte die Frau Baronin. Und nicht ein Wort sagte sie von den lieben Kindern ...

Traumlos, in einer seligen Müdigkeit, schlief Marianne, bis die Sonne sie weckte. Sie sah nach der Uhr. Sechs vorüber. Jetzt ritt Otto schon übers Feld ...

Otto —

Da schlug sie die Hände vor das Gesicht. Eine lange Weile lag sie ganz still. Allmählich erst, langsam klärten sich die Gedanken.

Sie empfand keine Reue. Es war geschehen, was geschehen mußte. Schicksal war es, Fatum. Und war das Glück, das

lang entbehrte Glück. Selige Minuten, eine selige Stunde, unvergeßlich bis zum Tode: in seinem stillen Heim, in das er sie geführt, stolz, wie der Bräutigam die Braut. Nein! Nein! Keine Reue! Ein dummes junges Ding, dem das Herz durchgeht, mag sich in Reue verzehren. Ich nicht! Ich nicht! Und wenn in all das neue, in dies wunderbare Glück sich Schmerzen mischen: ich werde sie tragen, erhobenen Hauptes . . .

Nur ehrlich sein! Offen bekennen! Alle Folgen auf sich nehmen, bis zum letzten. Und dann ein neues Leben beginnen, im schönen stolzen Flug: der Sonne entgegen —

Nicht klein sein! Groß in der Liebe, groß im Leid. Lange genug währte das sehnsuchtsvolle Darben. Ein armseliges Samenkorn war ich, vom Winde in öden Sandboden verweht. Aber nun kam die Sonne und das Licht kam und die Wärme, und sie haben mich aufgeweckt. Glücklich will ich sein, endlich ganz glücklich!

Und ich stehe ja nicht allein. Ich habe ja ihn. Denn er liebt mich, er liebt mich, wird mich ewig lieben! Und wenn wir einst alt sind, ganz alt, werden wir dankbar zurückdenken, reinen Herzens, an die Stunde, in der wir uns fanden . . .

Gegen neun Uhr war Ritter heimgekehrt. Er hatte nach seiner Frau gefragt und war verwundert, als er hörte, daß sie ihr Schlafzimmer noch nicht verlassen hätte. Aber er zerbrach sich den Kopf nicht darüber. Er frühstückte mit bestem Appetit, durchblätterte die Morgenpost und ging dann nach seiner Gewohnheit langsam im Zimmer auf und ab. In rosigster Stimmung. Die Saaten standen vortrefflich, es konnte, mußte ein gutes Erntejahr werden. Der neue Inspektor drüben in Gernheim, dem er heut in aller Herrgottsfrühe auf die Bude gerückt war, schien auch einzuschlagen. In der Fohlenkoppel, an der er ein Weilchen gehalten, war alles in bester Ordnung. Er rieb sich die schweren Hände: es war ja ein Luxusgedanke, die Idee, das bißchen Pferdezucht sich mal zu einem wirklichen Gestüt auswachsen zu lassen, aber man konnte es sich leisten; außerdem interessierte sich der Großherzog dafür — Minister Watzdorf hatte erst neulich davon gesprochen. Noblesse oblige. Und die Sonne schien warm zum offenen Fenster hinein, draußen in den Wipfeln gab es ein richtiges Vogelkonzert . . .

Plötzlich, als er sich umwandte, stand Marianne vor ihm.

„'Morgen, Mi," rief er. „Hast dich ordentlich ausgeschlafen?" Rief's und erschrak: Mi hatte ein merkwürdig ernstes, fast ein feierliches Gesicht.

„Um Himmels willen! Die Kinder sind doch wohl?"

„Ja, sie sind wohl . . . Aber ich habe mit dir zu sprechen, Otto."

„Hast du Verdruß gehabt?"

„O nein . . ."

Mein Gott — wie schwer war es doch! Sie hatte sich alles zurechtgelegt, was sie ihrem Mann sagen wollte, sagen mußte. Aber nun, wo sie vor ihm stand, krampfte sich ihr Herz zusammen. Daß sie ihm so weh tun sollte . . .

Fünfzehn Jahre hatte man miteinander gelebt. Nie in all der langen, langen Zeit war er schlecht zu ihr gewesen . . . nie . . . nie! Und nun hatte sie in sein gutes, breites, fröhliches Gesicht gesehen und dann gesehen, wie es zuckte: um sie, um die Kinder. Ja . . . daß sie ihm solches Leid zufügen mußte! Denn es würde ein Schmerz sein, der durch den ganzen Rest seines Lebens zitterte! Armer Otto . . .

Aber es mußte sein. Es mußte —

Sie hob die Hände, preßte sie gefaltet gegen die Brust. Als ob sie so dadrinnen etwas festhalten könnte, das ihr zu entgleiten drohte.

„Otto —" sprach sie, und sie erschrak vor dem Ton ihrer eigenen Stimme, „Otto, ich bitte dich: gib mich frei —"

Er verstand nicht gleich. Immer faßte er schwer. Und dies: wie sollte er dies verstehen und begreifen?

Dann, nach ein paar Atemzügen, schüttelte er den Kopf. Ein tiefer Schatten kroch über sein Gesicht. Er stieß einen dumpfen, unverständlichen Laut aus, griff mit den Händen an die Schläfen, starrte sie an mit entsetzten Augen. Als ob er glaubte, sie hätte den Verstand verloren.

„Otto —" wiederholte sie leise, flehend. „Otto, gib mich frei. Ich muß dich verlassen —"

Die Gestalt des Riesen schütterte. Er streckte die Arme vorwärts, umspannte ihre

Handgelenke. Ihr war es auf einen Augenblick, als wollte er sie zerbrechen. Aber gleich sanken seine Hände schlaff herab. Ein irres Lächeln zuckte um seinen Mund, er schüttelte wieder den Kopf. „Ich versteh' dich nicht, Mi. Ich ... Du weißt wohl nicht, was du da gesagt hast ... das ... eben ... das ..."

„Doch, Otto. Ich muß von dir gehen. Ich muß —"

Wieder starrten seine Augen sie entgeistert an.

„Aber ... Mi ... liebe, liebe Mi ..."

Er kam nicht weiter. Seine Stimme brach. Es war, als ersticke er. Das Blut stieg ihm dunkelrot ins Gesicht. Er riß den breiten Hemdkragen auf, zerrte die schwarze Krawatte auseinander mit zittrigen Händen, die kaum wußten, was sie taten. Raste, krampfhaft atmend, stöhnend, durch das Zimmer, ein-, zweimal, mit hochgereckten Armen, als ob er den Himmel zum Zeugen anrufen wollte.

Sie stand still, auf derselben Stelle, da sie ihm das erste Wort gesagt. Aber ihre Augen gingen mit ihm, in der unaussprechlichen Angst: wenn ihn der Schlag rührt .. und .. du bist seine Mörderin! Es drängte sie zu ihm, seine Hand zu fassen, ihm ein Wort des Trostes zu sagen. Fünfzehn Jahre hatte man ja mitsammen gelebt. Fünfzehn Jahre! Furchtbar war es. Aber sie konnte nicht zu ihm. Die Füße versagten ihr den Dienst. Kaum, daß sie sich aufrecht zu halten wußte. Und bei all dem machte eine dumpfe Furcht sie beben, daß er sie niederschlagen würde, wie einen Hund.

Dann, nach einer ganzen Weile, kam er zurück, blieb vor ihr stehen. Das Blut war aus seinem Gesicht zurückgeebbt. Mit heiserer Stimme fragte er: „Was hab' ich dir getan, Marianne?"

„Nichts, Otto. O nein — nichts — nichts!"

„Nun also. Ich versteh' das nicht. Warum denn in aller Welt ... das? Du machst mich ganz verrückt, Marianne. Das — das ist doch unmöglich ..."

„Otto, ich flehe dich an, hör' mir ruhig zu. Es ist über mich gekommen wie über Nacht. Wir gehören nicht mehr zueinander. Wir leben nur nebeneinander hin. Nimm an, Otto, ich sei die allein Schuldige. Alle Schuld will ich geduldig auf mich nehmen. Nur — laß mich gehen —"

„Aber ... Mi ... das ist doch unmöglich!" wiederholte er. „Du ... du tust ja, als ob wir kreuzunglücklich gewesen wären — plötzlich ..."

Über ihr blasses Gesicht kam ein müdes, müdes Lächeln. „Unglücklich? Nein, Otto, Nur das weiß ich heute, daß ich nicht glücklich war." Hastig fügte sie hinzu: „Nicht durch deine Schuld ... nicht durch deine Schuld!"

Er stöhnte auf. „Nicht unglücklich — nicht glücklich?! Wie du das sagst —"

Die letzte Kraft raffte sie zusammen, mit hämmernden Pulsen. „Du mußt mich gehen lassen —" sprach sie schwer. „Was soll ich dir noch? Ich liebe einen anderen!"

Sie zwang sich, ihn anzusehen. Mutig mußte sie sein, nach diesem Geständnis. Und sie sah, wie das Verständnis, das schreckliche, langsam in ihm aufdämmerte. Das Gesicht verzerrte sich, die starken Backenknochen schienen sich zu dehnen, er zog die Oberlippe hoch, daß die Zähne sichtbar wurden, in die hellen Augen kam ein seltsames Glitzern.

„Grittendorff! Der Schurke! Der Schuft!" Er schrie es, brüllte es heraus, die Arme gestreckt, mit geballten Fäusten. „Ich bring' ihn um wie eine tolle Bestie!"

„Nichts wirst du ihm tun! Vor ihm steht meine Liebe. Was du ihm tust, tust du mir! Er und ich sind eins! Willst du ihn töten, so sterbe auch ich." Ihr Herz flog, ihre Worte überstürzten sich. „Schlag' mich, wenn du nicht anders kannst. Schlag' mich zu Boden! Ihn rührst du nicht an!"

Er stand noch immer, keuchend, mit geballten Fäusten. Sie meinte wirklich: nun stürzt er sich auf mich. Wie sollte er anders. Sie wartete —

Aber da kam in dem Riesen der Rückschlag. Plötzlich brach er zusammen, körperlich, seelisch. Er warf sich auf den nächsten Stuhl. Der breite Kopf sank willenlos auf die Lehne. Und er schluchzte wie ein Kind, dem man sein liebstes Spielzeug genommen hat. Schluchzte herzzerreißend: „Mi ... mir das! ... Mi ... Mi ..."

Sie kannte das ja, oder sie meinte es zu wissen: diesem Manne, der sich scheinbar Hünenkräfte bis ins Alter bewahrt hatte, fehlte das seelische Widerstandsvermögen

gegen schwere Schicksalsschläge. Er konnte schwach werden wie ein Kind, als ob er niemals die Kräfte des Leids und des Überwindens gestählt hätte. Aber der Eindruck des jähen Zusammenbruchs war doch überwältigend. Wieder dachte sie: ‚Fünfzehn Jahre hat man miteinander, nebeneinander gelebt.‘ Wieder glomm der Mitleidsfunke in ihr. So heiß, daß sie leise und leicht ihre Hand auf seine Schulter legen mußte. Sprechen konnte sie nicht. Sie wußte, daß jedes Wort in diesem Augenblick vergeblich war.

Er zuckte, als er ihre Hand fühlte. Es war, als ob ein Krampf ihn schüttelte, wie im körperlichen Schmerz krümmte er sich. Dann, langsam, ging das Schluchzen in ein heftiges Weinen über. Immer wieder rang es sich dazwischen von seinen Lippen: „Mi ... daß du mir das antun kannst ... Mi . . . meine Mi . . .“

Und dann kam dazwischen das Wort, das sie in der Tiefe der Seele traf: „Unsere armen, armen Kinder!“

Die Kinder! Die Kinder!

Daß sie der Kinder in ihrem Wonnerausch vergessen hatte! Nur an sich hatte sie gedacht und an ihn! Wie ausgelöscht waren sie, die sie in Schmerzen geboren, die ihr einziges Glück und ihr Trost gewesen in all den öden Jahren — wie ausgelöscht aus ihrem Leben. Nun stiegen die Bilder empor in ihrem Herzen, das frische Knabengesicht, der dunkle Mädchenkopf mit den ernsten Augen. Aufschreien hätte sie mögen: Schande über die Mutter, die ihre Kinder vergessen konnte! Schande über die Mutter, die nur der Selbstsucht lebt!

Und in der jagenden Gedankenflucht, in Scham und Angst, wußte sie nur das eine: Laß dir deine Kinder nicht nehmen! Sie müssen dir das Höchste sein, das Heiligste! Wie alles kommen mag: zu ihnen gehörst du, sie gehören zu dir! Sie dürfen nicht ohne die sorgende Mutterhand aufwachsen, ihnen darf die sorgende Mutterliebe nicht fehlen. Nie und nimmer!

Langsam zog sie ihre Hand von der Schulter des Mannes zurück. Das Mitleid erlosch. Peinigend scharf dachte sie jetzt: ‚Er muß ja dein Feind sein. Und wenn er es noch nicht ist, muß er es werden. Gerade das einzig Gemeinsame zwischen uns muß den ewigen Kampf heraufbeschwören. Denn um seine Kinder wird er kämpfen, wie du . . . und alle guten Waffen werden auf seiner Seite sein . . . vom Recht des Buchstabens bis zum Urteil der Welt. Bewahr' mich Gott, daß er nicht in den armen Kinderherzen Waffen gegen die Mutter zu schmieden weiß . . .‘

Hassen hätte sie ihn können in der zitternden Angst, daß er ihr die Kinder streitig machen würde und deren Liebe.

‚Fünfzehn Jahre! Was hat dich das vorhin bewegt? Fünfzehn lange Jahre waren es des ewigen Alltags, fünfzehn Jahre, in denen du nicht liebtest und nicht lebtest! Fünfzehn leere Jahre, die er dir geraubt hat! Die besten Jahre deines Lebens! Wozu dein Mitleid? Was nimmst du ihm denn? Eine bequeme Repräsentantin seines Hauses — nichts mehr. Denn mehr könntest du ihm jetzt nicht sein —‘

Und während der Mann, fast zu ihren Füßen, weinte, konnte sie überlegen: ‚Alles um der Kinder willen! Jede Verstellung und jede List! Seiner Schwäche mußt du deine geistige Überlegenheit gegenüberstellen, seiner Sorge, dich zu verlieren, deinen starken Willen!‘

Wieder legte sie ihre Hand auf seine Schulter. Aber die schmale Hand mußte nicht mehr so leise und sanft ruhen, wie vorhin: er verstummte plötzlich.

Und sie sagte zu ihm: „Beruhige dich, Otto. Es wird nur von dir abhängen, ob ich bei dir bleiben kann. Es gibt wohl eine Möglichkeit. Still — jetzt dürfen wir nicht darüber sprechen. Beide müssen wir in Ruhe überlegen, keiner von uns darf ohne den andern handeln. Gerade um unserer Kinder willen.“

Er sah zu ihr auf mit schwimmenden Augen, wandte den Blick gleich wieder von ihr.

„Es gibt vielleicht eine Möglichkeit, daß ich bei dir bleiben kann —“ wiederholte sie, langsam, schwer, jedes Wort betonend — „um unserer Kinder willen —“

Sie schwieg. Wartete auf eine Antwort.

„— und wir wollen der Welt kein Schauspiel geben, Otto,“ fuhr sie dann fort. „Was wir zu durchkämpfen haben, geht uns allein an . . . Vor allem aber: unseren Kindern müssen wir das Schwere ersparen —“

Wieder wartete sie. Sah, wie sein Ge-



Prozession

Gemälde von Wilhelm Blanke

sicht zuckte, wie er kämpfte. Einmal noch stöhnte er schmerzlich auf.

Dann sagte er endlich: „Ja ... die Kinder! Unsere lieben, lieben Kinder! Sie dürfen nichts wissen —"

Es war wie ein schwaches Echo, das sie herausgelockt hatte, und sie konnte lächeln darüber. Ein trauriges Lächeln.

Leise entzog sie ihm ihre Hand.

„Nachher — später — in einigen Tagen vielleicht erst, wollen wir wie zwei verständige ruhige Leute weiter sprechen. Kommt Zeit, kommt Rat —"

Und sie ging zur Tür. Sah sich noch einmal nach ihm um. Er hatte sich aufgerichtet, stützte grübelnd das Gesicht in beide Hände. Sie wußte nun, ihre Worte arbeiteten langsam in ihm nach. Er war wie schweres Eisen. Aber sie würde der Hammer sein, der es schmiedete, wie sie wollte.

⌘ ⌘ ⌘

An jedem Morgen lag ein Brief auf ihrem Schreibtisch. An jedem Tag schrieb sie zurück.

Jubelnde, siegesstolze Briefe schrieb Grittendorff. Er schien wie verwandelt. All sein Skeptizismus war verschwunden, untergetaucht in der großen, überwältigenden Seligkeit. „Ich bin ein anderer geworden im Jungbrunnen der Liebe. Der Gedanke an Dich hebt mich in höhere Sphären. Wie ich Dich liebe, Marianne! Einst haben wir von einer seligen Zukunft geträumt — selig allein ist die Erfüllung. Ich verzehre mich in Sehnsucht, ich muß endlich wieder Deine Lippen küssen, endlich wieder den Duft Deines Haares atmen. Marianne, Geliebte! Erst jetzt verstehe ich ganz, wie er das meinte: ‚Welche Seligkeit gleicht jenen Wonnestunden — da er dankbar dir zu Füßen lag — fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen — fühlte sich in deinem Auge gut ...'"

Sie küßte die steilen Schriftzüge, wie ein junges Mädchen die ersten Liebesbriefe küßt. Es jubelte auch in ihr. Sie schrieb ihm: „Ich liebe Dich, ich denke an nichts als an Dich." Aber ihre Antworten waren auch voll vorsichtigem Zögern. „Du mußt Geduld haben, viel Geduld, Bernhard. Ich darf nichts überstürzen, ich darf meine Rechte nicht leichtsinnig verscherzen. Was willst Du: ich gehöre Dir, nur Dir! Um unserer Liebe willen, um unseres Glückes willen habe Geduld ..."

Dann wieder bat er: „Ich muß Dich sehen, sprechen, küssen. Verlange nichts Unmögliches, laß mich nicht verdursten! Ich will ja ruhig sein und geduldig, obwohl mir jeder Tag ein Raub erscheint an unserem Glück, an unserem Leben. Aber sehen muß ich Dich! Wann? Wann?"

Im Hause ging alles den gewohnten Gang. Manchmal wunderte sich Marianne, daß das möglich war, daß der Himmel nicht über ihr zusammenstürzte, daß die Erde sich nicht öffnete und sie begrub. Manchmal schüttelte sie das Fieber der Erwartung, der Spannung, des unbeschreiblich Außergewöhnlichen; die Sehnsucht raubte ihr den Schlaf. Aber ihr Mann ritt aufs Feld, kam zurück, saß über seinen Wirtschaftsbüchern; sie waltete als Hausherrin; man aß und trank und redete über Dinge des täglichen Lebens, alles wie es seit langen Jahren gewesen war. Vielleicht bebten ihre Hände, wenn sie sich begrüßten; vielleicht bebte ihre Stimme, wenn sie von den Kindern sprachen; wohl vermieden sie es, sich in die Augen zu sehen. Doch es war wie eine geheime Übereinkunft, daß sie das alles nicht bemerken wollten.

Ritter schien gefaßt. Es gab Augenblicke, in denen sie ihn scharf beobachtete, mit unruhiger Sorge: wie die Stille vor dem Sturm. Aber allmählich, mehr und mehr, wiegte sie sich in die Sicherheit ein, daß ihm der Augenblick genügte. Sie war ja bei ihm, er brauchte sie nicht zu entbehren. Sie strich ihm sein Butterbrot, füllte ihm die Suppe auf, legte ihm das beste Stück Braten vor; und wenn er das Bedürfnis empfand, sich über irgendeine wirtschaftliche Frage auszusprechen, war sie auch da. ‚Die liebe Gewohnheit' — dachte sie manchmal, mit einer seltsamen Mischung von Bitterkeit und Triumph. Und sie dachte auch: ‚Vielleicht täuscht er sich die Hoffnung vor, ich hätte überwunden; es wäre nur Flackerfeuer in mir gewesen. Oder gar: Ich wäre zur besseren Einsicht gelangt, wollte lieber bei den Fleischtöpfen Ägyptens bleiben! Bei den Fleischtöpfen Ägyptens! Großer Gott!'

‚Vielleicht — vielleicht denkt er auch gar nicht über mich nach. Oder doch nicht mehr als etwa über die jungen Stiere, die er aus

Appenzell importiert hat und die sich noch gar nicht eingewöhnen wollen.'

So war es denn doch nicht.

Marianne merkte es, als ihr Mann ihr eines Morgens einen Brief gab, den ihm Else geschrieben hatte.

Das Kind schrieb immer merkwürdig verständige Briefe. Fast nie überschwenglich, wie Backfische sonst schreiben. Ihre Briefe hatten immer positiven Inhalt: sie erzählte, sie plauderte, häufig überraschend anschaulich, bisweilen, seltener freilich, mit einem kleinen Zuschuß von Humor. Diesmal berichtete sie unter anderem, daß Onkel Grittendorff neulich Trude Wietersheim, Max und sie zu einem Spaziergang nach Belvedere abgeholt hätte. Auch Tante Wietersheim wäre mit von der Partie gewesen. Onkel Exzellenz hätte sie alle erst im Schloß herumführen lassen. Aber der Kastellan sei fast gar nicht zu Worte gekommen, denn er hätte die Erklärung bald selbst übernommen und „fabelhaft interessant" von der Großfürstin Maria Paulowna erzählt und wie sie Goethes Gönnerin gewesen. Dann, im Naturtheater, wo die „Iphigenie", zum ersten Male aufgeführt wurde, hätte Onkel Exzellenz einzelne Verse wunderschön, wunderschön gesprochen, schöner könnte es auf keiner Bühne geschehen. Und schließlich wäre ein gewaltiges Schokoladenfest gestiegen, „an dem Max aber wohl mehr Freude hatte als wir großen Mädels". Tante Wietersheim hätte Onkel Exzellenz sehr geneckt und ihm den Spitznamen „Kindermuhme" gegeben, weil er so lieb und nett zu uns war —

Als Ritter den Brief seiner Frau gab, sagte er: „Dieser Grittendorff scheint es ja darauf abzulegen, alle Herzen zu gewinnen." Dabei lachte er. Aber es war nicht mehr sein altes frohes Lachen. Stoßweise, in einzelnen Absätzen rang es sich heraus, und in seinen Augen glitzerte es.

Marianne mochte ihn nicht ansehen. Sie nahm den Brief und beugte sich tief über die zwei Blätter. Als sie gelesen hatte und sich aufrichtete, hatte ihr Mann das Zimmer verlassen.

Sie mußte sich doch mit Grittendorff aussprechen. Lange hatte sie gezögert, nun fühlte sie, es ging so nicht weiter. Seine Briefe wurden immer dringender, immer leidenschaftlicher. Er drohte, sie in Osterhausen zu überfallen, möge geschehen, was wolle. Und ihre eigene Sehnsucht wuchs und wuchs.

Was sie nie für möglich gehalten: sie sah sich zu Heimlichkeiten gezwungen, die ihrem innersten Wesen widerstrebten. Offen und voll Freimut hatte sie ihre Liebe vor ihrem Manne bekannt; nun wagte sie doch nicht die Folgerungen zu ziehen. Nun grübelte sie doch: ‚Wie kann ich mich mit Bernhard im verborgenen treffen?' Etwas seltsam Süßes, Lockendes empfand sie in dem Gedanken, aber zugleich legte es sich wie drückende Last auf ihre Seele: ‚Wie soll es werden, wenn du solche Heimlichkeit durch ein ganzes Leben hindurchschleppen mußt? Daß du deine Liebe vor der Welt verbergen, das Höchste, was du hast, elend verstecken mußt!'

Der Zufall kam ihr zur Hilfe. Ritter reiste zu einer landwirtschaftlichen Ausstellung, an der er beteiligt war, auf zwei Tage nach Berlin.

Es packte sie wie Fieber, als er ihr das in seiner gelassenen Weise mitteilte. Sie schrieb an Grittendorff, und als ihr Mann gegen Mittag abgereist war, bestellte sie den Wagen. Babette stand dabei.

„Ich muß die Kinder endlich wiedersehen, Alte."

Babette brummelte.

„Was hast du denn?"

„Besser wär's, Frau Baronin, die Kinder wären hier."

Marianne liebte es nicht, sich mit den Dienstboten in Gespräche einzulassen. Aber die Alte hatte sich eine Ausnahmestellung zu erobern gewußt.

„Die Schule, Babette! Die Kinder sind auch gut aufgehoben."

„Besser wär's doch, Frau Baronin, die Kinder wären hier."

Mit einem halben, unsicheren Blick streifte Marianne das zerknitterte Gesicht. „Warum denn?"

„Ich mein' nur so, Frau Baronin."

Es lag etwas Besonderes in der Art der Alten, ein Widerspruch, eine Auflehnung. Marianne preßte die Lippen zusammen und schwieg. Zum ersten Male empfand sie eine Scheu vor diesen scharfen grauen, immer mißtrauischen Dienstbotenaugen. Es hieß im Hause: Babette sieht durch sieben Bretter. Niemand mochte sie zur Feindin haben.

Gegen zwei Uhr fuhr Marianne ab.

Auf der ganzen langen Fahrt schüttelte sie die Erregung: die brennende Sehnsucht und zugleich die Sorge vor der Aussprache, vor seinem Bitten, vor seinem Fordern; das Bewußtsein der Heimlichkeit dazu und wie sie ihr Zusammensein mit Grittendorff verbergen könnte. Auch vor den Kindern! Denn zuerst mußte sie ja zu denen, und sie würden wie die Kletten an ihr hängen, würden es nicht verstehen, daß sie ihnen nicht bis zur letzten Minute gehörte.

Auch vor den Kinder mußte sie Ausreden erfinden, lügen — lügen . . .

Fast als eine Erleichterung empfand sie es, daß sie Max nicht traf; er hatte mit seiner Klasse einen Schulausflug gemacht. Aber Else war daheim und jubelte ihr entgegen. „Mutti! Mutti — du!" Der helle Sonnenschein leuchtete aus dem klaren, reinen Mädchengesicht. „Vor einer Stunde war ja Papa hier ... und ich hab' mich so gesorgt. Er war so anders, so traurig . . . Du wärst nicht wohl, hat er gesagt . . ."

„Hat er das gesagt?"

„Ja, Mutti. Aber laß dich doch anschauen. Du siehst ja ganz wohl aus. Schön ist meine geliebte Mama."

„Ach, Kind . . . ich bin wirklich nicht ganz munter. Papa war hier?"

„Ja, Mama. Nur auf ein paar Minuten. Aber weißt du das denn nicht?"

„Papa hat wahrscheinlich erst hier gemerkt, daß er noch etwas Zeit hatte, bis sein Zug fährt. Bitte, Else, verschaff' mir doch ein Glas Wasser —"

Das Elsekind hatte unglaublich viel zu erzählen. Vom Institut, von Trude, vom Onkel Grittendorff; auch Leutnant Bergler war wieder einmal von Rudolstadt herübergekommen und hatte mit den Mädchen eine wunderschöne Krocketpartie gespielt. Außerdem aber stand das Elsekind schon in der vollen Ferienvorfreude, und die Mama sollte hunderterlei Auskunft geben, wie es auf dem Gute aussähe, ob ihr Zimmer wirklich neu tapeziert wäre und neue Gardinen bekommen hätte, ob der Park schön sei, was die Fohlen machten, ob der gute alte Bertram, der Landbriefträger, immer noch an Zahnschmerzen leide, wie es mit der Jagd stünde.

Dann kam Frau von Wietersheim, und es gab noch ein unvermeidliches Plauderviertelstündchen. Und dann mußte Marianne aufbrechen.

Und nun ließ sich wieder die Lüge nicht vermeiden. Denn Else wollte natürlich die Mama begleiten.

„Nein, nein, Kind!"

„Aber, geliebte Mutti ..."

„Ich hab' Besorgungen, bei denen ich dich nicht gebrauchen kann, Else."

„Aber Mutti. Sei doch gut! Ich warte vor den Läden ..."

Es war leichter, als sie gedacht hatte. „Else, denk' daran, daß dein eigener Geburtstag bevorsteht."

Das Elsekind zog noch ein Schmollmäulchen, aber dieser Grund leuchtete ihr doch ein. Zumal Mama schnell, ganz heimlich, mit Tante Wietersheim tuschelte.

Dann, unten, auf der Straße, spähte Marianne vergeblich nach einer Droschke. Den eigenen Kutscher hatte sie entlassen; er sollte ausspannen, um acht Uhr mit dem Wagen vor dem Erbprinzen sein. Gerade schlug es sechs. Knappe zwei Stunden also hatte sie nur ... und Bernhard wartete längst ...

Sie hastete bis zum Markt. Dort fand sie endlich einen der alten Klapperkasten. Und lehnte sich dann, hochaufatmend, im Wagen zurück mit geschlossenen Augen.

⌘ ⌘ ⌘

Ja, Grittendorff wartete längst. Seit einer Stunde fast saß er auf der breiten Steinbank und spähte an dem niedrigen Hausdach vorüber auf den Weg, den sie kommen mußte.

„Goethes Gartenhaus" hatte sie geschrieben. Eine rechte Frauenidee. Aber eine liebe Idee, und ganz Marianne. Leicht war es freilich nicht gewesen, ihren Wunsch zu erfüllen. Er hatte zu seinem alten Gönner Walter Goethe in die Mansarde hinaufsteigen müssen, um sich von dem Wunderlichen den Gartenschlüssel zu erbitten. Mit listigem Vorwand: er wolle draußen eine kleine Skizze aufnehmen. Der Goethe-enkel hatte den Kopf geschüttelt, „Kind, was soll's?" Immer noch nannte er ihn Kind. Aber er suchte doch am Schlüsselschrank, bis er den richtigen fand, das verrostete alte Ding. Seit Jahr und Tag mochte ihn niemand gebraucht haben. Es kümmerte sich ja kein Mensch recht um die

geweihte Stätte, und wenn sich einmal einer darum kümmern wollte, wies ihn der Walter ab. Wüst genug sah es auch aus in dem Garten. Die schmalen Wege waren ganz verunkrautet, an Baum und Busch mochte seit einem Jahrzehnt keine Gärtnerschere gerührt haben. Dafür freilich sproßte und blühte es überall, wie der liebe Gott es wachsen ließ.

Eine Stunde schon oder länger wartete Grittendorff. Aber die Zeit war ihm nicht lang geworden. Er saß ganz still auf der Steinbank und hatte soviel zu denken und zu grübeln. Immer dasselbe, was in den letzten Wochen all sein Denken ausfüllte: wie das denn eigentlich gekommen wäre, das Rätselhafte, Wunderbare, das ihm neue Jugend in die Adern goß, das sein Herz so froh und leicht machte — das Glück! Gewollt — nein! — wahrhaftig, gewollt hatte er es nicht. Nicht gewollt, nicht gewünscht, nicht ersehnt, ja auch nicht geahnt, daß es solch ein Glück sein könnte! Freilich doch: an ein flüchtiges Spiel hatte er wohl gedacht, damals schon, als er Marianne zuerst wiedersah. Aber das war es ja gerade: eine Tändelei hätte ihm nie das ganze Herz füllen können. Die selige Gewißheit erst gab das große Glück!

Daß ihm das in seinen Jahren noch vom Himmel beschert wurde! Diese eine große Liebe, der nun sein ganzes Leben galt. Die alle Selbstsucht untertauchen ließ. Die ihn so stark machte, so kampflustig gegen eine Welt, wenn es sein mußte.

Marianne — Marianne —

Über die versäumte, verlorene Zeit!

Aber vielleicht — vielleicht war ihm doch das Schicksal besonders gnädig gewesen. Vielleicht — vielleicht war es gerade so gut, wie sich alles gefügt hatte. Daß sie beide erst durch die große Schule des Lebens gehen mußten, ehe die heiße Leidenschaft über sie hereinbrach. Daß Entsagungen und Enttäuschungen erst den Boden aufgewühlt hatten, dem nun die goldenen Blüten entsprossen, die reiche, die wundervolle Ernte —

Sie kam. Sie kam!

Er sah den Wagen hundert Schritte entfernt halten, sah sie aussteigen, sah ihre jugendlich schlanke Gestalt, ihr elastisches Schreiten, fühlte, wie Sehnsucht ihre Schritte beflügelte.

Bis zur Gattertür eilte er ihr entgegen, öffnete die kleine Pforte weit.

Marianne! Marianne!

Drüben am Parkrande schlenderten ein paar Spaziergänger, Fremde vielleicht, Spießer aus der Stadt. Immerhin — sie mahnten zur Vorsicht.

Er hielt den Hut in der bebenden Hand. „Komm!“ sagte er leise und führte sie die Stufen hinan, bis hinter das kleine, kleine verlassene Gartenhaus. Hier erst umfing er sie, wortlos, sah ihr in das liebe Gesicht, in dem das Blut kam und ging, zog sie fester an sich. Sie küßten sich. Nicht satt konnten sie werden. Immer wieder bog er den zierlichen Kopf zurück, um in ihre feucht schimmernden Augen zu sehen, riß sie an sich, küßte, küßte. — Beide Arme hatte sie um seine Schultern gelegt, schmiegte sich an seine Brust, in seliger Wonne, in restlosem Vergessen. Als wäre die ganze, ganze Welt hinter ihnen versunken, als leuchtete nur für sie die Sonne, als dufteten nur ihnen die Blüten, als grüne nur ihnen der Hag —

Endlich, endlich lösten sie sich. Reichten sich wieder die Hände. Flüsterten leise, wie wenn neidische Lauscher verborgen stünden: „Du ... Du ... Ich liebe dich, Marianne ... mein Stern ... mein Glück ...“ Sie schluchzte leise und hätte doch jubeln mögen. Und er beugte sich. „Deine lieben, lieben Hände laß mich küssen ...“

An der altersgrauen Mauer lehnte eine morsche Holzbank. Da setzten sie sich nieder, eng beieinander. Und waren so froh, stammelten heiße halbe Worte, sahen sich tief in die Augen, schraken zusammen und wußten nicht, weshalb. Lachten, und wußten nicht, warum.

„Nimm den Hut ab, ich bitt' dich!“

Gehorsam, wie ein Kind, tat sie's. Und er legte beide Hände leise an ihre Schläfen, küßte ihr Haar. Umspannte leise, leicht, zärtlich das schmale Gesicht. „Ewig möcht' ich dich so halten, Marianne ... ewig ...“

Und dann kam ein tiefes, seliges Schweigen —

Sie hatte die Augen geschlossen.

So nahe war sie ihm, daß sie das Klopfen seines Herzens spürte. Da flüsterte sie: „Du ... du ... ewig ...“

„Und hast mich so lange in Sehnsucht

gelassen ... so schmerzlich lange, Marianne ..."

Ihr war's plötzlich, als erwache sie aus Träumen. Sie nickte: „Ja, Bernhard ..." Und sie öffnete langsam die Lider. „Glaub' mir, ich litt mehr als du. Aber mich hielten hundert Fesseln."

„Du darfst nichts haben als mich. Du darfst nichts denken als an mich."

„Ich hab' nur an dich gedacht. Zuviel vielleicht, Bernhard —"

„Es kann nicht zuviel werden. Nie — niemals! Oder du liebst mich nicht, wie ich dich liebe!"

„Was weißt du denn, wie ich dich liebe!" Sie faßte wieder nach seiner Hand, zog sie an ihre Wange. „Wenn wir Frauen lieben, ist's ein Brunnen, der sich nie ausschöpft."

„Und hast mich doch der Sehnsucht überlassen."

„O Bernhard ... wir werden viel, viel Geduld haben müssen —"

Er seufzte schmerzlich. „Ich weiß es. Täglich, stündlich hab' ich's mir vorgehalten. Hab' mir gesagt, wie auch du leidest ..."

„Wir müssen's überwinden. Unsere Liebe ist stark genug. Sag' es, Bernhard, sag' es mir, daß deine Liebe groß genug ist, uns über alles hin fortzutragen!"

„Sie ist es! O Gott, sie ist es! Ich will mich demütigen um unserer Liebe willen und doch den Kopf hoch tragen, stolz, denn ich weiß: du bist mein! Mein! Nur mein!"

Marianne beugte sich und nahm ihr Hütchen auf, strich langsam die breite Feder glatt. Sie vermochte nicht gleich zu antworten. Ihr war etwas Fremdes aus seinen letzten Worten entgegengeklungen. Oder sie hatte doch etwas anderes erwartet.

Erst nach ein paar Atemzügen konnte sie antworten: „Ja... ich bin dein! Ich weiß nichts, ich kenne nichts als deine Liebe. Und ich würde gewiß sterben, wenn ich sie verlieren sollte."

„Marianne!" schrie er.

Da schüttelte sie den Kopf. „Du mußt mich recht verstehen," sagte sie weich, mit bebender Stimme. „Ich fürchte nicht, daß du mich verläßt. Nein! Nein! Ich glaube an dich. Aber du kannst mir nicht verargen, wenn ich trübe und schwer in unsere Zukunft sehe..."

Sie wartete. Wartete auf eine Antwort, auf eine Entscheidung, die sie fürchtete. Wartete darauf, daß er sie an sich risse, wie vorhin, in glühender Leidenschaft ihr zuriefe: ‚Unsere Zukunft ist leicht und hell. Eine Zukunft haben wir. Geh von deinem Mann... geh mit mir in die weite Welt hinaus...'

Sie wartete und fürchtete.

Aber der Geliebte ließ den Kopf hängen. Wie vorhin sie den Hut, nahm er seinen Stock hoch, spielte mit dem goldenen Knopf. „Arme liebe Marianne," sagte er endlich. „Ja ... wir werden viel Geduld haben müssen. Wir werden uns fügen müssen. Aber sorge dich nicht. Sieh, wir tragen gemeinsam. Einer wird des anderen Stab und Stütze sein."

Sie schwieg.

Langsam, schwer sprach er weiter: „Ich habe unserer Zukunft nachgesonnen ... selbstverständlich. Wie sollte ich nicht?! Ich weiß, wie du die Kinder liebst. Die lieben, lieben Kinder, die mir selber ans Herz gewachsen sind. Ich weiß, daß du dich nie von ihnen trennen könntest. Es kann ja gar nicht anders sein..."

Die Lider waren ihm tief über die Augen gesunken. Sie sah mit einem streifenden, scheuen Blick zu ihm hinüber. Er hatte den Stock zwischen die Kniee gestellt. Der große goldene Knopf zitterte. Die Hände, die ihn hielten, bebten.

Sie fühlte: es wird ihm schwer. Oder... oder er schämt sich. Sie wunderte sich: er kam der harten Notwendigkeit entgegen, über alles Erwarten; er machte ihr den Weg, den sie sich vorgezeichnet hatte, den sie auch ihn führen wollte, leicht. Sie hatte mit seinem Widerstand gerechnet, hatte gemeint, ihn überreden, überzeugen zu müssen. Nichts, nichts von all dem war nötig. Die Berge, die sie vorausgesehen, gab es gar nicht; die Klüfte, die sie hatte überbrücken wollen, waren nicht vorhanden. O ja, freilich: es war, wie er sagte, er hatte ihrer beider Zukunft nachgesonnen. Doch er hatte vor ihr den bequemsten Weg gefunden, den bequemsten für sich. Er liebte sie: gewiß, gewiß! Jeder Zweifel wäre ein Verbrechen. Gar

nicht denken daran! Sein sollte sie sein, und nicht anders, nicht anders —

Es war wohl Mannesart. Es war sicher gerade seine Art.

— sie hat es ja selber nicht anders gewollt, nicht anders gewünscht.

— froh mußte sie sein, daß er nicht mehr begehrte.

Aber ein Rest blieb. Ein bitterer, schmerzlicher Rest. Dem Kampf war er aus dem Wege gegangen. Und all die dunklen Kämpfe, die in der Zukunft lagen, überließ er ihr. Mannesart — seine Art —

„Du weißt wohl nicht, wie schwer das alles für mich ist, wie es immer schwerer werden muß," sprach sie bitter.

„Aber Marianne!" antwortete er hastig. „Ob ich das weiß und fühle! Aber siehst du einen anderen Ausweg, als sich in die Verhältnisse, wie sie sind, zu schicken? Und auch das müssen wir sagen, es könnte noch schlimmer sein. Ritter —"

„Sprich nicht von ihm! Nenn' nicht seinen Namen!"

Er biß sich auf die Lippen.

Marianne war aufgestanden. Sie strich sich das Haar glatt, setzte den Hut auf, tat ein paar Schritte seitwärts. Ihr war weh im Herzen.

Plötzlich war er an ihrer Seite, umfaßte sie, bat: „Marianne, warum vergällen wir uns diese Stunde?"

Sie zuckte zusammen, als sie seine Hand fühlte. Nichts konnte sie erwidern als ein schmerzliches: „Ach ... Bernhard .."

Und er bat weiter: „Marianne, was tut das alles, wenn wir uns lieb haben? Sei gut zu mir!"

Da kam wieder die süße Willenlosigkeit über sie. Ihr Kopf sank an seine Schulter. Ganz leise, leise sprach sie: „Du mußt gut zu mir sein. Immer! Sonst trag' ich's nicht."

„Liebe, liebe Marianne —"

Er hatte die Hand fest um sie gelegt und führte sie langsam aus dem Schatten des Hauses in den sanft ansteigenden Garten hinan.

Unten im Tal lag schon das leichte Dämmern des Sommerabends, aber auf dem Hang spielten noch die letzten Sonnenstrahlen, huschten durch die Wipfel, leuchteten in breiten Streifen auf dem grünen Rasen. Dicht am Stege, der verwachsen war, kaum noch erkennbar, blühten ein paar wilde Blumen, weiße Narzissen, roter Mohn. Im Vorüberschreiten bückte er sich und brach sie für sie.

Von fern her klang Gesang. Jenenser Studenten mochten dort ihres Weges ziehen. Sie sangen im Chor ein Wanderlied: ‚Übers Jahr zur Zeit der Pfingsten pflanz' ich Maien dir ans Haus ...'

Dann wurde es ganz still.

Und nun standen sie vor der Felswand, an der einst Goethe und Charlotte gesessen, in den glücklichsten Jahren ihrer Liebe.

In tiefer Einsamkeit standen sie, und in ihren Seelen klang die Erinnerung auf an den Gewaltigen, der hier geliebt und gelitten hatte, an die Frau, die, gefesselt an einen ungeliebten Mann, dem Geliebten alles, alles gewesen war. Sie sprachen nicht davon, wie seltsam ähnlich ihr eigenes Schicksal sich dem des Großen, Unsterblichen gefügt. Schweigend standen sie, und die Wipfel der hohen Bäume, die Goethe gepflanzt und groß gezogen, rauschten über ihnen im Abendwind.

Bis er ihr dann leise, zärtlich, die Verse sprach, die auf dem verwitterten Stein eingegraben:

Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen,
Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,
Jedem Baum des Walds, um den ich wandernd mich schlinge,
Rufe ich weihend und froh: Bleibe mir Denkmal des Glücks!

❧ ❧ ❧

Der Kaffee war auf der breiten Veranda hinter dem Schloß, unter dem großen, rot und weiß gestreiften Sonnensegel, genommen worden. Nun hatte sich die Gesellschaft schon in einzelne Gruppen aufgelöst. Die Jugend war zuerst ausgeflogen. Ihr fröhliches Lachen klang von dem Rasenparterre herauf. Ritter saß noch mit dem Kammerherrn von Krecht im schattigsten Eckchen; sie wogen bedächtig die Qualitäten eines Hennessy gegen einen Meukow ab. Die Hausfrau lehnte mit Frau von Krecht und Exzellenz Grittendorff plaudernd an der Balustrade. Auf ein Weilchen gesellte sich ihnen Frau von Heyden-

fels zu; noch blonder und noch jugendlicher wie vor vier Jahren; das duftige Sommerkleid war so kurz, daß die berühmten Füßchen voll zur Geltung kamen; die beringten Finger hielten graziös eine ziemlich dickleibige Importe, die sie sich vorhin von den Herren geholt hatte. Oberstleutnant von Wietersheim — der Stern glänzte seit Kaisers Geburtstag auf den Stabsoffizierraupen — stand neben Ritter und unterhandelte mit ihm, ob er eine Upmann oder eine Henry Clay wählen sollte; solch eine große Festrübe war für ihn immer ein kleines Ereignis.

Er hatte sich gerade für die Henry Clay entschieden und sie vorsichtig angezündet, als seine Frau die paar Stufen heraufkam, die von der Veranda in den Park führten. Sie war noch etwas rundlicher geworden, aber beweglich und quick wie je. Lang stillsitzen konnte sie nicht. So war sie auch bald der Jugend nachgetrollt. Aber die liebe Sonne stach unten auf dem Rasen doch zu sehr. Das frische frohe Gesicht, dem die Sommersprossen merkwürdig gut standen, war gerötet, und auf der Stirn glänzten sogar ein paar Schweißperlen. Sie handhabte kräftig ihren großen Fächer und winkte ihrem Manne zu: „Männe... Männe...!“ Immer war sie etwas laut, und immer war der gestrenge Herr Oberstleutnant gehorsam.

„Trude hat sich natürlich wieder ein großes Loch in das neue Kleid gerissen. Zu wild ist das Kind. Da kann man reden und reden — Trude hört nicht. Hast du nicht ein paar Stecknadeln bei dir, Oskar?“

Selbstverständlich hatte er sie, als gut gezogener Ehemann. Jedesmal, wenn sie ausgingen, steckte er sich ein halbes Dutzend unter die Achselstücke. Nutzte es nichts, so schadete es nichts. Meist nutzte es aber etwas bei dem lebhaften Temperament von Frau und Tochter...

Frau von Heydenfels hatte drüben soeben konstatiert, daß Trude Wietersheim neben dem gertenschlanken Elsekind doch ein wenig plump erschien. Nun kam sie herübergeschwebt, immer noch die Zigarre zwischen den Fingern und den malvenfarbenen Seidenrock ein wenig raffend, daß über den Lackstiefelchen ein Stückchen Seidenstrumpf sichtbar wurde.

„Ich muß es Ihnen doch sagen, liebe Frau von Wietersheim — Ihnen auch, Ihnen auch, Sie stolzer Papa — wie famos heut Ihre Trude aussieht. Wahrhaftig... famos! Das liebe blühende Gesichtel und diese prachtvolle Figur. Glauben Sie mir, ich kenne die Männer. Die lieben diese anmutige Fülle. Die Trude holt man Ihnen aus dem Hause, früher als Sie es wünschen.“

Der Oberstleutnant protestierte lachend. Auch die Mama widersprach, aber lächelte doch ein wenig geschmeichelt.

„Hab' ich es nicht schon beim letzten Hofball gesagt? Trude Wietersheim war der Erfolg des Abends. Sie hatten so recht, daß Sie Ihr Töchterchen gleich vorstellten, sobald es flügge war. Es ist gar nicht vorteilhaft, wenn Mütter ihre Kinder künstlich zurückhalten. Warum mußte Else Ritter noch ein ganzes Jahr in die Pension nach Lausanne? Die erste Jeunesse ist doch am schönsten...“

Sie sahen nach dem großen Rasenplatz herunter, wo die Jugend fröhlich tollte. Federball wurde dort gespielt. Es war wirklich ein reizendes Bild. Die vier Mädchen — Else Ritter, Trude Wietersheim, die kleine zierliche Eberhardt, die graziöse Malwine Krecht — huschten wie bunte Libellen über den grünen Rasen, reckten sich, die luftigen gefederten Bälle rechtzeitig zu fangen oder ihren Partnern zurückzuschleudern.

„Else ist doch die Schönste!“ sagte der Oberstleutnant überzeugt.

Frau von Heydenfels legte die Zigarre auf die Balustrade, lugte durch das schildpattgefaßte Lorgnon: „Geschmackssache, Herr von Wietersheim. Mir ist sie etwas zu herb. Und ob sie sich so gut halten wird wie die Mama, scheint mir fraglich. Unsere liebe Ritter — viel wird ihr nicht mehr an den Vierzig fehlen — hat heut noch einen Charme . . . einen Charme, der die ernstesten Männer toll und verrückt machen kann.“ Sie wandte ihre Lorgnette seitwärts, der kleinen anderen Gruppe an der Balustrade zu, kicherte leise. „Honny soi qui mal y pense. Ich gönne es ihr. Warum nicht? Sie ist einfach bezaubernd. Und der gute Ritter ist, gottlob, mit Blindheit geschlagen.“

Wietersheim drehte an seiner Henry

Clay. Ihm war jede Medisance widerwärtig. Seine Frau machte ein Gesicht, als ob ihr eine heftige Entgegnung auf den Lippen schwebte. Sie setzte auch an: „Marianne . . .“

Da gab es unten ein großes Hallo.

Leutnant von Bergler hatte auf allgemeines Verlangen das Velozipèd, auf dem er herübergekommen war, holen müssen. Es war ein gewaltiges Untier, mit einem ganz kleinen Hinter- und einem riesigen Vorderrade, das dem jungen Herrn fast bis an die Schulter reichte. Die Mädchen scharten sich um das Fahrzeug, ließen sich, neugierig, dies und das erklären. Der Forstassessor Gandern betastete die seltsam dünnen Speichen. Dann schallte Trude Wietersheims helle Stimme: „Platz da, der Zirkus ist eröffnet!“ Bergler griff an die Lenkstange, nahm einen kleinen Anlauf, saß auf und raste den gekiesten Parkweg entlang, verschwand hinter den Büschen, kam gleich darauf an der entgegengesetzten Seite des Rasenplatzes zum Vorschein, jagte, die Mütze schwingend, dicht an der Veranda vorüber.

Sogar Ritter und der Kammerherr hatten sich erhoben. Das Schauspiel war neu und interessierte.

Noch einmal jagte Bergler um das Rondell.

Frau von Heydenfels klatschte Beifall. „Gewachsen ist das Kerlchen wie ein Licht,“ sagte sie lachend. „Wenn ich ein junges Mädchen wäre, in den verliebt' ich mich rettungslos. Muskel und Nerv und weiter nichts — das ganze Kerlchen!“

Jetzt sprang er in kühnem Schwunge ab. „Bravo! Bravo!“ rief es von allen Seiten.

Der Kammerherr war dicht an die Balustrade getreten, rief herunter: „Wo haben Sie denn das kuriose Ding her, Herr von Bergler?“

„Papa hat es mir aus Berlin geschickt —“

„Ist's schwer zu erlernen?“

„Es geht, Herr von Krecht. Auf ein paar tüchtige Beulen muß man's schon ankommen lassen. Am ersten Tage bin ich ein dutzendmal und öfter mit der Karre umgekippt und dachte manchmal, daß ich meine Knochen im Schnupftuch nach Hause tragen könnte. Am zweiten Tag ging's schon besser, und nach einer Woche hatt' ich's leidlich kapiert. Balance halten ist alles!“ Das hübsche, offene Gesicht glühte vor Anstrengung und Stolz. Er sah zu den Mädchen hinüber. „Wer fängt mich?“ Saß wieder auf, jagte an ihnen vorüber, haarscharf, fuhr eine kunstgerechte Achte, kam zurück, sprang ab, tat, als ob er fiele — und lag plötzlich vor Else Ritter auf den Knien. Wie mit Blut übergossen stand sie. Fragte erschrocken: „Haben Sie sich weh getan?“ Und alle lachten.

Auch Marianne, die ihr Augenglas nicht zur Hand hatte, war erschrocken, als Bergler zu stürzen schien. Es sah so gefährlich aus. Unwillkürlich faßte sie nach Grittendorffs Arm, zog die Hand gleich wieder zurück. Er schüttelte den Kopf, lachte wie die andern: „Eine kleine geschickte Huldigung für das Elsekind, gnädige Frau, nicht mehr. Der Bergler hat Schneid — alle Achtung!“

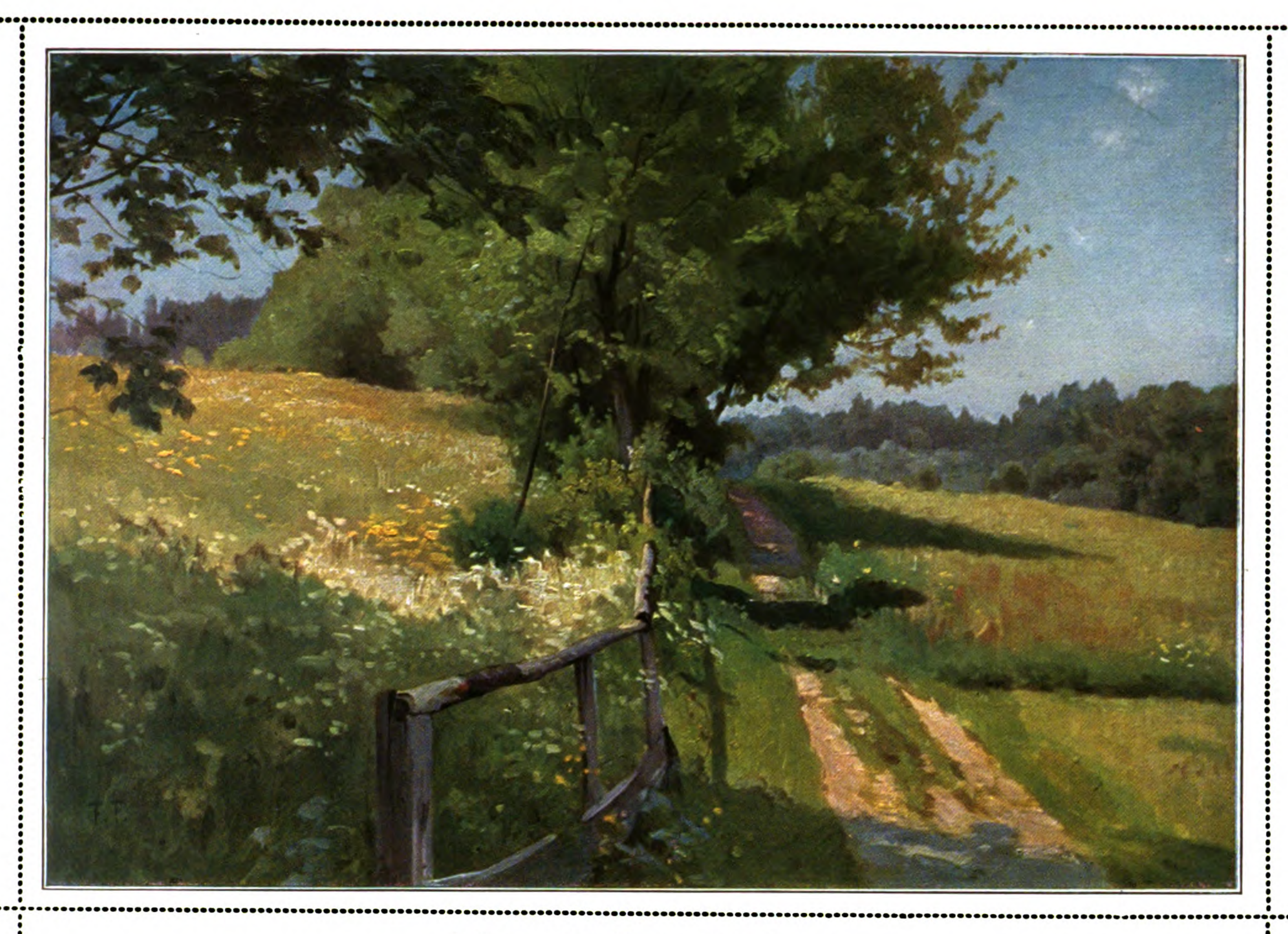
Unten flogen schon wieder der Federbälle.

Ritter forderte den Kammerherrn und Wietersheim zu einem Robber Whist auf. „Aber nur à quatre,“ erklärte Krecht. Da ging Ritter, nach kurzem Zögern, hart an Grittendorff vorüber auf Frau von Heydenfels zu und bat sie — wie sie, ihm das Wort vom Munde fortnehmend, lachend meinte: „als vierten Mann.“

Es war ganz unauffällig. Sie alle wußten, daß Frau von Heydenfels gern ihr Partiechen machte, wobei sie es freilich mit dem obligaten Schweigen nicht genau nahm; auch stand sie im Ruf, gern ein wenig zu mogeln. Aber Marianne war das Zögern, das schwerfällige Überlegen ihres Mannes doch nicht entgangen. Sie sah zu Grittendorff hinüber. Er beugte sich, scheinbar ganz uninteressiert, weit über die Balustrade. Sein Gesicht war wie gewaltsam in Fesseln gehalten, die schweren Lider lagen tief über den Augen. Nervös sah er aus, erregt und abgespannt zugleich.

Es kostete sie einige Anstrengung, sich ihrer Pflichten als Hausfrau zu erinnern. Aber die Jahre hatten sie Beherrschung gelehrt. Sie schlug in heiterem Ton einen kleinen Spaziergang durch den Park bis zur Fasanerie vor. Die Damen gingen, Hüte und Sonnenschirme zu holen. Auch sie selbst.

Sie beeilte sich möglichst. Als sie vor den anderen zurückkam, fand sie Gritten-



Feldweg. Gemälde von Fritz Freund

dorff allein auf der Veranda. Er stand nicht mehr an der Balustrade, er hatte sich in einen der Korbstühle geworfen, saß mit hängendem Kopf. Einen Augenblick blieb sie auf der Schwelle stehen, sah voll Mitleid zu ihm hinüber, ging dann auf ihn zu. Da sprang er auf.

„Es ist unerträglich," stieß er heraus. „Dies ewige Komödienspiel, dies sich Duckenmüssen. Du verlangst zuviel, Marianne! Warum mußte ich heut wieder herauskommen? Nur um mich schlecht behandeln zu lassen?"

Sie stand vor ihm, den Kopf ein wenig geneigt. „Warum ich dich zu kommen bat, Bernhard? Weil ich dich wieder sehen wollte. Weil ich Sehnsucht hatte, so große Sehnsucht!" Ihre Stimme bebte leise. „Ich weiß ja, daß dich der Zwang schmerzt. Aber kann ich's ändern?"

Er zog die Achseln hoch. Starrte vor sich hin auf die bunte Matte, die den Fußboden deckte. Sah dann doch zu ihr auf. Sie lächelte, aber ihre Lippen zuckten. Und es war wie immer: sein Unwille schmolz wie Schnee an der Sonne. Gerade jetzt, in diesem Augenblick, als er das schmerzliche Lächeln in dem lieben Gesicht sah, regte sich die alte heiße Liebe. Sie war doch immer noch die schönste aller Frauen. Schöner als je. Ein wenig voller war sie geworden in den letzten Jahren. Unter den duftigen Spitzen hob sich die herrliche Büste bei jedem Atemzuge. Eng umspannte die Foulardseide die Hüften.

„Marianne! Marianne! Sehen — immer nur sehen!" raunte er. „Kaum daß man einige verstohlene Worte wechseln kann! Ich hab' dir soviel zu sagen. Küssen will ich dich!"

Sie schüttelte den Kopf. „Geduld, Bernhard. Geduld und Überlegung."

„O du! Wie leicht dir das Komödienspiel wird!"

„Sprich leise, Bernhard. Ich muß es dir sagen: man spürt uns nach. Still — gerade deshalb wollt' ich, daß du heut hier bist. Du mußt dich zwingen. Die Fremden dürfen nichts von einer Verstimmung zwischen dir und Ritter ahnen. Die Fremden! Was sag' ich — die Fremden?! Else ... das Kind! Kinder sind so feinfühlig. Bernhard, ich flehe dich an, sei vorsichtig."

Ihre flüsternden Worte hasteten. Bittend hob sie zwischen beiden Händen den goldenen Griff des kleinen Sonnenschirms gegen ihn. Sie bog den Kopf ein wenig zurück. Der weiße breite Florentiner umschloß wie ein Rahmen das Gesicht.

„Ich will alles tun, wie du es wünschst, Marianne ... Nur laß mich nicht verschmachten! Wann kommst du endlich einmal wieder nach Weimar?"

Sie hatte noch immer ihr mädchenhaftes Erröten. Erstaunlich jung sah sie dann aus.

„Ich schreibe dir —"

Er wollte ihre Hände haschen. Da klangen Schritte aus dem Eßzimmer und die helle Stimme von Frau von Wietersheim.

Und sie standen plötzlich voreinander, wie zwei Plaudernde. „Wir werden es heiß haben im Park, gnädige Frau," sagte er.

Und sie antwortete: „Nur noch kurze Zeit, und die Sonne geht unter —"

⁂

Fast unmittelbar nach dem Abendessen waren die Gäste abgefahren; Konrad Bergler auf seinem hohen Veloziped unter allgemeinem Hurra voran. Hausherr und Hausfrau hatten ihnen das Geleit gegeben bis zur Rampe vor dem Schloß, auch Else. Ein paar Augenblicke standen sie noch am Tor. Die Laternen des letzten Wagens verschwanden hinter den hohen Fliederbüschen. Der Diener schloß das große Gatter, das zum Wirtschaftshof führte. Es kreischte unangenehm, und Ritter rief hinüber: „Die Angeln müssen geschmiert werden, Christian." Es mochte kurz nach neun Uhr sein.

Sie gingen ins Schloß zurück, durch die Halle, in das Herrenzimmer. Die Fenster standen weit offen. Zwei große Lampen erleuchteten den Raum. Die eine stand auf dem Schreibtisch, die andere in der Mitte des runden Tisches vor dem Sofa, auf dem die Abendpost noch uneröffnet lag. Ritter kramte in den Papieren. Er war in den letzten Jahren sehr weitsichtig geworden, setzte beim Lesen einen großen Zwicker mit Hornrändern auf. So gut er sich sonst konserviert hatte, mit den Brillengläsern auf dem breiten Nasenrücken sah er stark gealtert aus. Auch das Haar war ergraut; durch den Bart zogen sich weiße Streifen,

und an den Schläfen schimmerte es fast ganz weiß.

Marianne war an eines der Fenster getreten. Else hatte sich ein Buch aus dem Nebenzimmer geholt, stand aber nun wie unschlüssig neben dem Vater, mit dem gelben Tauchnitzband in der Hand.

Dann hörte Marianne, daß die Tochter fragte: „Spielst du noch eine Partie mit mir, Papa?" Und sie empfand: ‚Hat das Kind ein süßes Stimmchen. Merkwürdig, Else ist so wenig musikalisch, aber was sie sagt, klingt immer wie Musik.'

Ritter legte sofort die Zeitung, die er gerade entfaltet hatte, hin. Er streichelte Else zärtlich die Wange. „Hol' nur die Steine."

Und Marianne hörte wieder, wie die Stühle gerückt wurden, die Dominosteine klapperten. Daß die beiden, Vater und Tochter, miteinander redeten. Daß Else aufsprang, schellte, bei dem Diener eine Flasche Bier bestellte. Daß der kam und das Tablett auf den Tisch stellte.

Einmal rief das Kind: „Willst du dich nicht zu uns setzen, Mama?"

Sie verneinte. „Laß nur, Else. Es ist so schön hier am Fenster."

Wieder klapperten die Steine.

Sie sah in die mondhelle Nacht hinaus. Sie wollte an Bernhard denken. Doch ihre Gedanken gingen Irrwege, ließen sich nicht festhalten. Das halblaute Sprechen der beiden hinter ihrem Rücken störte sie. Umschauen mochte sie sich nicht: sie fühlte, wie Else sich um den Vater bemühte, ihm einschenkte, die Lampe näherschob, ihn ein wenig neckte, so daß er behaglich brummte oder mit seiner breiten Hand das Kind liebkoste. Die beiden hielten zueinander — die beiden! Sie war nicht eifersüchtig. O nein! Sie wollte gerecht sein. Sie mußte, mußte ja dem armen, alten Mann sein karges Glück gönnen. Auch an Max dachte sie, mit sorgenvollem Herzen. Der Junge blieb seit zwei Jahren so merkwürdig in seiner geistigen Entwicklung zurück. Jetzt war er in Schulpforta, und die Nachrichten, die Zeugnisse lauteten wenig günstig. Er kam nicht vorwärts in der Klasse, war zu Ostern wieder nicht versetzt worden. Ritter hatte darüber gelacht: „Ich saß auch immer letzter." Und Grittendorff — Bernhard — hatte die Achseln gezuckt. Er sprach es nicht aus, aber sie konnte sein Achselzucken auch ohne Worte deuten: Max schlägt dem Vater nach.

Jetzt schien das Spiel zu Ende. Else sagte: „Aber Papa!" Er war gewiß wieder sehr unaufmerksam gewesen. Die Stühle wurden gerückt. „Papa ... noch eine Partie?"

„Lieber nicht, Kind. Ich bin sehr müde."

Nun mußte sie sich doch umwenden.

Ritter war schon zum Schreibtisch getreten. Umständlich, wie an jedem Abend, ordnete er seine Papiere, schloß alle Fächer ab, steckte den Schlüssel in die Westentasche. Tat dann ein paar Schritt zu ihr. „Gute Nacht, Marianne." Niemals mehr sagte er Mi. Ihre Hände berührten sich ganz flüchtig. Sie sahen aneinander vorbei. Immer mieden sie es, sich anzusehen. „Gute Nacht, Otto."

Nun hing Else an seinem Halse. Sie zauste in seinem Bart. „Du bist aber gar nicht nett, Papa. So wenig aufmerksam hast du gespielt. Das macht ja gar keinen Spaß. Aber morgen, morgen spielen wir doch wieder." Sie küßte ihn zärtlich. Und zärtlich umfaßte er die Tochter mit seiner breiten Hand. „Nacht, liebes Elsekind. War's schön heute?"

„Sehr schön, Papa. Ich danke dir, daß du alle meine Freundinnen eingeladen hast. Herrlich war's ... Schlaf recht wohl, lieber Papa."

Er ging. Aber an der Tür blieb er noch einmal stehen. Es mußte ihm noch etwas eingefallen sein.

„Else, willst du morgen früh vielleicht mit mir ausreiten? Die kleine Braune. Du mußt aber sehr früh auf sein. Auf sechs Uhr hab' ich meinen Gaul bestellt."

Da flog sie auf ihn zu. „Ach Papa, lieber Papa. Die ‚Mary' darf ich reiten?! Wirklich? Nun kriegst du auch noch einen ganz süßen Kuß ..."

Marianne hatte sich schon wieder umgewendet, sah wieder in die friedevolle Nacht hinaus.

Bis die Tür ins Schloß gefallen war und die Tochter neben ihr stand, ihre Hand faßte und an die Lippen zog. „Gute Nacht, Mama. Ich möchte dir auch danken für den schönen Tag ..."

Es war ja kaum merkbar, es war wohl

nur Einbildung: des Kindes Stimme klang der Mutter anders als vorhin, dem Ton fühlte die letzte Süße.

„Gute Nacht, mein Liebling," sagte sie matt.

„Gehst du schon zu Bett, Mutti?"

„Ich möchte noch auf eine halbe Stunde in den Park. Der Mond scheint so wundervoll, und die frische Luft wird mir gut tun."

„Ich hol' dir ein Tuch —"

Sie kam schnell zurück, mit ihren leichten Schritten. Legte der Mutter den Schal um die Schultern, fragte dann bescheiden: „Darf ich dich nicht ein wenig begleiten, Mama?"

Eigentlich wäre Marianne lieber allein geblieben mit ihren Gedanken. Aber das Kind bat. Es bat so selten.

Sie zögerte ein wenig. „Du willst morgen früh heraus, Else . . ."

„Das tut nichts, Mutti. Wahrhaftig nicht."

„So komm."

Sie gingen langsam die breite Platanenallee hinunter, die vom Schlosse bis zum Wald führte. Erst schweigsam. Dann schob Else ihre Hand federleicht in den Arm der Mutter.

„Ich liebe diese stillen Mondnächte," sagte Marianne. „Sieh, Kind, das silberne Licht auf den Wipfeln, die hellen Streifen auf dem Wege! Den klaren Himmel! Fühlst du nicht auch die tiefe Ruhe? Es ist wie Gebet. Man denkt: besser müsse man werden, reiner, wenn man durch solch eine Mondnacht wandelt." Und sie sprach der Tochter Goethes Worte: „Füllest wieder Busch und Tal still mit Nebelglanz, lösest endlich auch einmal meine Seele ganz . . ."

Ganz leise, leicht drückte Else den Arm der Mutter, neigte das zierliche Köpfchen.

„Du bist noch so jung. Da nimmt sich das Leben leicht. Genieße diese glücklichen Jahre, Kind. Sie sind die schönsten, die unverwelklichsten im Leben. Aber wenn auch dir mal eine Stunde kommt, in der du bangst und zagst, dann geh in die Einsamkeit, geh tief in unseren schönen Wald, laß die Natur auf deine Seele wirken, und du wirst Linderung und Erleichterung finden. Die Natur ist aller Meister Meister." Sie lächelte. „Da zitiere ich dir schon wieder Goethe und weiß doch, du bist noch zu jung, ihn ganz zu verstehen. Eure Jugend muß Schiller begeistern. Das ist recht und gut. Aber auch du wirst erkennen lernen, daß Goethe nicht nur der größere Dichter, daß er der unvergleichliche Weltweise ist."

Wieder gingen sie ein Stück weiter durch die mondhelle Nacht. Leise rauschte es über ihnen in den hohen Wipfeln. Und Marianne dachte: ‚Ich hab' mich doch getäuscht. Das Kind schmiegt sich so liebevoll an mich. Es gehört mir, mir zu allererst.'

Da hob Else plötzlich den Kopf, sah ein paar Augenblicke vor sich hin, bat: „Darf ich dich etwas fragen, Mama?"

„Aber gewiß! Sprich nur!"

Es schien ihr nicht leicht zu werden. Sie überlegte. Bis sie dann sagte, immer noch zögernd: „Ich finde Papa so verändert, seit ich wieder daheim bin. Ich sorge mich oft um ihn. Er ist so lieb und gut zu mir. Aber ich denke manchmal, daß er schwere Sorgen hat."

Marianne erschrak. War es das, was hinter der klaren, jungen Stirn gearbeitet hatte, während das Kind schweigend neben ihr herging?

Doch sie faßte sich schnell. „Sorgen hat Papa gewiß nicht. Nur, übersieh das nicht, er ist älter geworden. Die Jahre gehen an niemand spurlos vorüber."

Das Köpfchen senkte sich wieder. Erst nach einer Weile sprach Else weiter: „Papa ist doch gesund und rüstig. Ganz wie früher... Aber er ist so still geworden. Er lacht gar nicht mehr so fröhlich wie sonst. Manchmal — auch vorhin, als wir Domino spielten — ist er ganz zerstreut. Manchmal sitzt er vor seinem Schreibtisch und starrt auf die Wand, lange Zeit. Ich sorge mich wirklich um Papa."

Marianne schüttelte den Kopf. „Das ist unnötig," sagte sie und empfand sogleich, daß ihr Ton eine abwehrende Schärfe hatte. „Vielleicht ist Papa mit neuen Plänen beschäftigt, die ihn stark in Anspruch nehmen. Er sprach neulich davon, daß er in Burkenrode eine Schamottefabrik errichten will."

Wieder schwieg Else. Aber nach einer Weile meinte sie, unsicher, mit leiser Klage in der Stimme: „Es ist soviel anders geworden — hier —"

„Aber Kind! Was soll das?“ Marianne zwang sich zu einem kurzen Lachen. „Du bist doch nicht weltschmerzlich angehaucht? Das darf nicht sein. Jugend muß froh sein. Hast du nicht vorhin erst gesagt: es wäre so schön heut gewesen?!“

„Ja, Mama. Mit meinen Freundinnen, mit den jungen Herren... Gewiß. Aber ...“

„Nun — aber?“

Else antwortete nicht. Sie ließ wieder den Kopf hängen.

Trotz der lauen Luft begann Marianne zu frösteln. Sie zog das Tuch fester um die Schultern, schritt schneller aus. Sie hatten schon kehrtgemacht. Die massige Front des Schlosses lag vor ihnen, auf den graugelben Mauern wirkte der Mondenschein kalt. ‚Wie ein Gefängnis sieht es aus,‘ fühlte Marianne unwillkürlich.

Das Schweigen des Kindes tat ihr wehe und reizte sie zu gleicher Zeit. ‚Solche Stimmungen darf man gar nicht aufkommen lassen,‘ dachte sie. ‚Das setzt sich sonst fest und frißt weiter.‘

„Nun, Else, was ist denn hier anders geworden? Du bist mir die Antwort schuldig geblieben.“

Merkwürdig zögernd kam es heraus, und doch mit leisem Trotz. „Ihr alle... auch Onkel Grittendorff...“

Noch einmal zwang sich die Mutter zu einem Lachen. „Else, Else! Exzellenz Grittendorff trägt deinen langen Kleidern Rechnung. Das mußt du doch einsehen. Du bist jetzt eine junge Dame, auch für ihn.“

„— Du bist auch anders ... du und Papa!“ Diesmal war der trotzige Unterton in der Stimme unverkennbar. Aber Marianne sah, wie das Blut in dem jungen Gesicht kam und ging.

Sie tat noch ein paar Schritte weiter. Dann blieb sie mit einem harten Entschluß stehen. „Liebe Else,“ sagte sie ernst. „Mir scheint, du maßt dir da Urteile an, die dir nicht zukommen. Was denkst du dir eigentlich? Das sind Hirngespinste, die du selber bekämpfen mußt, wenn sie in dir auftauchen. Gute Nacht, mein Kind.“

Die Tochter haschte nach der Mutterhand, beugte sich. Eine schwere Träne fiel auf die Hand.

„Sei mir nicht böse, Mama,“ schluchzte sie. „Gute Nacht.“ Und ging, floh —

Marianne aber schritt noch einmal den weiten Weg bis zur Waldgrenze zurück, einsam nun durch die schweigende Nacht. Das Herz zuckte ihr — das Mutterherz. Sie fühlte noch ihres Kindes Träne auf der Hand. Und sie küßte die kleine feuchte Stelle —

⌘ ⌘ ⌘

Wenn nur die schlaflosen Nächte nicht wären...

Tagsüber trug sich's. Da ließen die Stunden sich töten und die Gedanken in Schach halten. Da lief das Uhrwerk weiter, und der früher so verhaßte gleichmäßige Pendelschlag des Alltags bändigte die Nerven, wenn sie sich aufbäumten, den Gehorsam versagen wollten.

Aber die Nächte — diese endlosen Nächte —

Tagsüber gab es Tätigkeit. Man mußte nur suchen danach, im Haus und im Park.

Und Else war da. Lieb und gut und verständig und von anschmiegender Zärtlichkeit. Hatte doch wohl eingesehen — nein, glaubte wohl nun selbst, daß Mutter recht gehabt, daß ihre Mädchenphantasie sich Hirngespinste geschaffen. Wie sollte sie nicht? Auch schärfere, weltklügere Augen als diese jungen, denen das Leben noch ein Buch mit sieben Siegeln sein mußte, hätten nicht sehen können, was zwischen Ritter und ihr stand. Es war ja auch gar nicht so, daß er litt. Längst, meinte Marianne, hat er sich abgefunden mit dem Unabänderlichen. Was fehlte ihm denn? Er hatte seine Interessen, die ihn ganz ausfüllten. Er hatte seinen geregelten Haushalt, wie er das liebte. Wenn er im Anfang in seiner Manneseitelkeit sich gekränkt fühlte, war das längst überwunden. Vieles, das letzte, glaubte Marianne, empfand er seiner Natur nach kaum. Ein wenig armselige Frauenklugheit, und er war beruhigt. Ein freundlicher Blick, ein freundliches Wort, ein Zeichen der Teilnahme an seinen kleinen Freuden schienen ihn vollauf zu befriedigen. Und warum sollte man ihm das nicht gönnen?

Dazu: er hatte jetzt das Kind. Solange Else fortgewesen, hatte ein Druck auf ihm gelastet. Nun lebte er ja geradezu auf. Er sah dem Kinde jeden Wunsch an den Augen ab. Er verwöhnte es. Und Else

war so zärtlich zu ihm. Sie war sonst mehr ernst als heiter. Aber für ihn hatte sie immer ein frohes Lächeln, ein Scherzwort, eine Neckerei, wie er das liebte. Warum sollte man ihm auch das nicht gönnen?!

Ja wirklich: man lebte zu dritt ganz erträglich. Der Tag verging schnell genug . . .

Wenn nur die Nächte nicht wären, die endlosen, schlaflosen Nächte! In denen die Stunden sich dehnten und dehnten, in denen man jeden Schlag der Turmuhr zählte, still lag, gewaltsam still, mit weit offenen Augen. Sich dann wieder einwühlte in die Kissen, das Licht anzündete, ein paar Seiten las, wieder im Dunkeln lag mit pochendem Herzen, aufsprang, im Zimmer umherging, von einer Wand zur anderen, und wieder lag und lag und sann. Sann, grübelte, bis der Morgen graute.

Gestern war Marianne mit ihrem Mann und Else in der Kirche gewesen. Ihr Elternhaus hatte ihr keinen dogmatisch festen Glauben auf den Lebensweg mitgegeben, doch eine innerliche, einfache Herzensfrömmigkeit lebte in ihr. Immer hatte sie die Hände vertrauensvoll zum Gebet schließen können. Sie war nicht wie Grittendorff, der sich selber den großen Heiden nannte. Nein! Nein! Aber gestern — gestern! Warum hatten sie die schlichten Worte des Pfarrers so erschüttert? Warum zerriß der Chorgesang ihr die Seele? Daß sie hätte aufschreien mögen, daß sie sich an das Gestühl anklammern mußte, daß sie erst frei atmen konnte, als das Gotteshaus hinter ihr lag?

Die Nerven — diese armseligen törichten Nerven —

Gewiß waren es nur die Nerven, diese widerwilligen Nerven, die all das verschuldeten. Es gab ja auch früher schon solche Perioden. Aber sie waren vorübergegangen. Jetzt schien kein Ende abzusehen. Abend um Abend flehte Marianne um Schlaf; Nacht um Nacht rang sie um ihn. All die kleinen Hausmittelchen, mit denen Babette doktorte, verfingen nicht; das Schlafmittel, das Bernhard geschickt, brachte nur einmal einen kurzen Schlummer, erzwungen und teuer erkauft. Am besten war, man mied das folternde heiße Bett überhaupt. Saß im tiefen Lehnstuhl am offenen Fenster, sah in das Dämmerlicht hinaus, in den schweigenden Park, auf die rauschenden Baumwipfel ... ganz still ... mit im Schoß gefalteten Händen ...

Nerven ... Nerven ...

Die ließen die Gedanken nicht zur Ruhe kommen. Die schüttelten und rüttelten. Die rissen alle Schleier erbarmungslos zur Seite, daß die wunde Seele sich bäumte vor Schmerz.

Warum war das Glück so karg? Wo die Liebe so groß war und so heilig.

Ja ... so groß und so heilig! So voller Sehnsucht und Seligkeit. Kein flüchtiger Rausch der Sinne. Die seltenste, reinste Harmonie, die zwischen Mann und Frau möglich ist. Ein völliges Übereinstimmen alles Denkens und Fühlens, ein immer neues Werden, ein ewiger Frühling —

— wie sie es sich ersehnt hatte am ersten Tage. Über alles Hoffen und Erwarten hinaus. Was tat es, daß diesem Bunde der äußere Segen fehlte, wenn der reichste Segen in ihm war und lebte? Leere Form alles andere. Und Toren waren, die solch heiligen Bund, geschlossen und besiegelt von Gewissen zu Gewissen, schmähen mochten. Was wußten sie von den Kämpfen, unter denen er geschlossen, von den Tränen, die ihn hatten reifen lassen! Was wußten sie von dem unendlichen Glück, das er in sich barg.

Nein! Nein! Keine Reue! Nur Dankbarkeit! Dankbarkeit und Treue! Hundertfach, tausendfach lohnte sich alles Ringen. In das Nichts mußte all das Häßliche zerstäuben, das der Heimlichkeit anhaftete, wie dumpfe, schwere Erdschollen. Nur das Glück durfte bleiben. Das Glück . . .

Und sie saß am weitgeöffneten Fenster, sah in das Dämmerlicht der Sommernacht hinaus, auf die ruhenden Baumwipfel, sann und sann.

Eine glückliche Frau nannte sie sich und schalt ihr Glück doch karg. Heilig und reich gesegnet hieß sie ihren Bund — und riß dann doch die gefalteten Hände auseinander, krampfte sie wieder zusammen, fest, fest, bis sie schmerzten.

— hinausjubeln wollte sie in das Morgenlicht. Und weinte bitterlich.

— über allem aber blieb die Sehnsucht. Die Sehnsucht, die süße, schmerzliche Sehn-

sucht nach dem geliebten Mann, nach dem Blick seiner Augen, nach dem Klang seiner Stimme, nach seinem Trost, nach den Zärtlichkeiten seiner Umarmung!

⌘ ⌘ ⌘

Marianne war in Bayreuth gewesen zur Einweihung des Festspielhauses, zum ersten „Nibelungenring". Sie hatte sich berauscht an dem Wunderwerk, das nach allen Anfechtungen den Sieg Richard Wagners sicherte für alle Zeiten. Bei Angermann hatte sie unter der bunten Künstlerschar Weißwürstchen gegessen, zwischen einem Choristen sitzend und einem Prinzen von Geblüt, auf einer hölzernen Bank vor der Tür, das Bier auf einem herbeigerollten Faß vor sich. Sie hatte an dem großen Festbankett teilgenommen und gehört, wie die beiden Großen sich gegenseitig feierten: Wagner Liszt und Liszt Wagner. „Wie wir uns vor dem Genius Dantes beugen, Michelangelos, Shakespeares, Beethovens, so beuge ich mich vor dem Genius des Meisters," hatte der Alte aus der Hofgärtnerei begeistert ausgerufen. Sie sah, seit Jahren, zum ersten Male den Kaiser wieder, dessen Anwesenheit dem Festspiel noch ein besonderes Gepräge gab, und ihr Preußenherz jubelte dem ehrwürdigen Greise zu.

Aber das, was sie persönlich am höchsten beglückte in diesen Tagen, war doch anderes: Bernhard war gleichzeitig mit ihr in Bayreuth. In dem Trubel, in dem Jubel der Festtage konnten sie sich unbeobachtet sehen und sprechen, sich sagen, wie lieb sie sich hatten. Je größer der Kreis gemeinsamer Bekannten war, die sie trafen, begrüßten, mit denen sie plauderten und feierten, desto weniger Gefahr liefen sie. Immer fanden sie sich. Nebeneinander saßen sie im Festspielhause, zur gleichen Stunde waren sie bei Exzellenz von Schleinitz, zufällig trafen sie zum Mittagessen zusammen, zufällig bei Angermann, zufällig zum Tee bei Malvida von Meysenbug. Es lag soviel Befreiendes für sie in der künstlerischen, freieren Luft der Festspielstadt. Sie waren beide in köstlich gehobener Stimmung. Beide fühlten sie sich wieder jung, so jung. Grittendorff sah mit Entzücken, wie die schöne elegante Frau an seiner Seite bewundernde Blicke auf sich lenkte. Marianne fühlte wieder ganz den Charme des Geliebten. Er bewegte sich mit der ungezwungenen Anmut des vielerfahrenen Weltmannes; er hatte hundert persönliche Beziehungen. In einer Stunde sprach ihn auf der Terrasse der Großherzog an und unmittelbar darauf Herr Dohm, der Dichter des „Kladderadatsch". Er kannte Donna Laura Minghetti von Rom her und machte ihrer schönen Tochter, der Gräfin Dönhoff, ein wenig den Hof; er plauderte mit Mathilde Wesendonck im Zwischenakt und scherzte mit Frau Professor Helmholtz, in derem gastlichen Hause einst auch Marianne verkehrt hatte. Es war ja das ganze musikalische Europa — Freunde und Gegner Wagners — in Bayreuth. Die Intendanten, die großen Kapellmeister, die gefürchtetsten Kritiker, die engere und die weitere Gemeinde des Meisters, die bedeutendsten Sänger und Sängerinnen, die mondäne Welt. Überall, in allen Kreisen hatte Grittendorff Beziehungen, Anknüpfungspunkte, und wo er sie nicht hatte, fand er sie mit Leichtigkeit. Einmal meinte Marianne leise: „Warum vergräbst du dich in Weimar?" Da sah er sie an und flüsterte ihr zu: „Das fragst du?"

Sie waren gleichzeitig zurückgefahren, noch ganz im Bann der Festtage, des gemeinsamen Erlebens. In einem überfüllten Kupee, doch glücklicherweise unter lauter wildfremden Menschen. Erst auf dem Bahnhof in Jena bemerkten sie, daß sich der Salonwagen des Großherzogs im gleichen Zuge befand. Es gab einen etwas peinlichen Augenblick: sie waren ausgestiegen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, standen dicht nebeneinander auf dem Bahnsteig. Da kam Palizieux, der Flügeladjutant des hohen Herrn, vorüber, stutzte, grüßte dann. Marianne fühlte, daß ihr das Blut jäh ins Gesicht jagte. Aber schließlich: der Zufall konnte sie zusammengeführt haben. Es hatte wohl nichts auf sich. Nur daß, gerade als sie wieder einsteigen wollten, Aimé Palizieux noch einmal kam, wiederum grüßte — „War's schön, gnädigste Frau?" — und sich dann an Grittendorff wandte: „Königliche Hoheit lassen Exzellenz bitten, in seinen Wagen zu steigen." Er war doch etwas verlegen, als er den Auftrag aus-

führte, der elegante Aimé. Und Bernhard zog ein gar zu offenkundig mißvergnügtes Gesicht. Aber es half nichts: er mußte Folge leisten, und Marianne mußte allein in ihr heißes Kupee zurück, zwischen die schwatzenden Berliner, die sie angafften, wie ein Wundertierchen: Palizieux war ja in voller Uniform gewesen.

Ganz klein machte sie sich in ihrer Ecke. Sie wollte lesen. Aber bald, als der Zug wieder in Bewegung war, überkam sie eine süße, wohlige Müdigkeit. Sie schlief traumlos bis Weimar. Und als sie aufschrak, ihr kleines Handgepäck zusammenraffte, ausstieg, sich einen Träger winken wollte, stand Bernhard schon wieder vor ihr.

Der Bahnhof war überfüllt. Das herrliche Wetter schien alle Ausflügler mobil gemacht zu haben. Es währte eine Weile, bis sie sich zum Ausgang durchgedrängt hatten. Mit Mühe behauptete er sich an ihrer Seite. Er bat — er bat. Aber sie schüttelte den Kopf.

Am Ausgang trafen sie plötzlich auf Frau von Heydenfels. Sie stand, halb touristenmäßig gekleidet, in ganz kurzem Rock, inmitten einer Gruppe junger Herren. Offiziere, schien es, in Zivil. Ein Ausweichen war unmöglich. Wenigstens einen Gruß mußte man wechseln. Frau von Heydenfels winkte: „Von Bayreuth zurück?" Sie wußte immer sofort zu kombinieren. „Sie Glückliche!" Mit leichter Doppelsinnigkeit gesagt. Grittendorff parierte schnell: „Seine Königliche Hoheit hatten die Gnade, mich im Salonwagen mitzunehmen. Der Zug war bis auf den letzten Platz besetzt." Aber Frau von Heydenfels hatte wieder ein impertinentes: „Ich gratuliere — zur Allerhöchsten Gnade." Nickte Marianne noch einmal zu, lächelnd, mit ausgesuchter Herzlichkeit.

Endlich standen sie im Freien, hochaufatmend. Und er bat wieder, bat, flehte. Nein, nein — sie hatte den Wagen telegraphisch nach dem Erbprinzen bestellt. „Nur eine Stunde! Nur eine halbe Stunde, Marianne!"

Endlich gab sie nach. Vielleicht war ihr Widerstand gar nicht so ernst gewesen. Vielleicht hatte sie, halb unbewußt, nur ein wenig weibliche Abwehrkoketterie üben wollen. Vielleicht —

Und nun saßen sie in dem mit den exotischen Erinnerungen an seine diplomatische Dienstzeit geschmückten Zimmer. Die Fenstervorhänge waren geschlossen. Es war schön kühl im behaglichen Raum. Er hatte selbst Tee bereitet. Das kleine orientalische Tischchen mit dem zierlichen chinesischen Service stand vor ihnen, ein paar Cakes, die er noch vorgefunden und lachend herbeigebracht hatte, lagen auf einer alten persischen Fayenceschüssel daneben. Der Tee duftete herrlich. Sie schlürfte mit Behagen. Es war eine Wohltat nach der heißen Fahrt.

Merkwürdig: sie empfanden beide, als ob sie im lärmvollen Bayreuth, soviel sie zusammengewesen, eigentlich wenig von sich selber gesprochen hätten. Auch sie hatte der allgemeine Festrausch weit mehr in Anspruch genommen, als sie dort gefühlt. So nahmen sie diese ruhige Stunde als ein köstliches Geschenk.

Nah aneinander geschmiegt saßen sie und sagten sich, daß sie sich lieb hätten und sich ewig lieb haben würden.

Ihr kam wohl der Gedanke: ‚Sprich jetzt zu ihm auch von den Stunden, in denen dein Herz sich aufbäumt und qualvoll bebt, von den Zeiten, in denen du um Schlaf ringst und das Zagen dich packt und schüttelt.' Aber sie fühlte den Druck seiner Hand, und schwieg still. ‚Nur diese wundersame Stunde nicht stören. Wir Frauen müssen im stillen leiden können, wenn wir lieben!' Und sie lächelte ihm zu mit strahlenden Augen: „Ja, ewig lieb haben." Und fragte: „Weißt du noch —?" Und er lächelte zurück. „Ich weiß, ich weiß, und werd' es nimmer vergessen. Solange ich atme, dank' ich dir!" — „Wir alten Leute!" sagte sie. „Nein . . . eigentlich bin nur ich alt. Du bist jung, ich hab's wieder gesehen, gefühlt in diesen Tagen." — „Was sprichst du? Du bist jung. Jung bist du und schön. Ich, ich hab's gefühlt in diesen Tagen. Du junge, schöne Frau! Mein Lieb!"

„Ihr Frauen," sagte er zärtlich, „ihr seid die Dichterinnen des Lebens, auch wenn ihr niemals einen Vers geschmiedet habt. Was wäre unser Dasein ohne euch, was wäre mein Leben ohne dich! Ihr füllt es erst mit Anmut, ihr macht es erst genußmöglich. Zauberinnen seid ihr, eine Zauberin bist du —

„... Warum machst du solch ein spöttisches Gesicht, Marianne. Du lächelst? Ich seh dich so gern lächeln. Aber weißt du: lieber fast noch seh' ich dich, wenn du recht, recht ernst dreinschaust. Am schönsten bist du, wenn dein Auge feucht wird wie von geheimer Traurigkeit —

„... Du schüttelst den Kopf! Ja — ich will es dir erklären. Ihr Frauen habt alle einen geheimnisvollen Zug ins Melancholische. Du auch, du auch! Ihr alle könnt himmelaufjauchzen und seid im nächsten Moment zu Tode betrübt. Ihr neigt dazu, überall das Unvollkommene, das Unerreichbare zu sehen. Euer Leben und Denken wurzelt im letzten Grunde nicht in dieser Welt. Ihr schaut immer sehnsuchtsvoll in anderes Land aus, in das Land eurer Ideale. Romantikerinnen seid ihr, nicht für den Alltag geboren. Und weil wir armselige, nüchterne Männer sind, erhöht euch das vor uns ins Ungemessene. Darum knien wir anbetend vor euch — wie ich jetzt vor dir knie, Marianne."

„Mitleid müßt ihr mit uns haben, Bernhard."

„Mitleid! Ja, mein Herz bebt für dich, wenn ich weiß, du leidest. Helfen möcht' ich dir! Aber Mitleid — Mitleid, wie du das Wort verstehst: Mitleid ist uns Männern selten zu eigen. In uns, auch in den besten von uns, wuchert leider immer die Selbstsucht, und die ist des Mitleids Feind."

„Das wäre sehr traurig — für uns Frauen. Und auch für euch. Wenn es wahr sein sollte."

„Es ist nur allzu wahr — leider! O Marianne, jetzt haben deine Augen wieder den ernsten, feuchten Glanz. Wie schön du bist!"

Sie neigte sich zu ihm. Ihre Hand glitt zärtlich über seinen Scheitel. „So muß ich leiden, damit du mich schön finden sollst? Damit du mich recht liebst?"

„Vielleicht ist es so gefügt, Geliebte. Vielleicht, weil wir im eigenen Leid nicht nur uns selbst am besten kennen, weil wir auch im fremden Leid erst den andern ganz zu schätzen wissen. Erinnere dich, was Goethe sagt: ‚Nur im Leiden erkennen wir recht vollkommen all die großen Eigenschaften, die nötig sind, um es zu ertragen.'"

Sie seufzte leise. „Nur ein Ziel sehen! Einen Abschluß, Bernhard! Ich wollte in dieser Stunde nicht klagen, dir und mir nicht die Herzen schwer machen. Aber nun muß ich dir doch gestehen, mir ist's oft, als schleppe ich eine schwere, schwere Kette mit mir. Versteh' mich recht: in die Glieder der Kette ist soviel, ist unendliches Glück verschlungen. Aber auch das Glück lastet! O wie es lastet!"

Er war aufgestanden, stand vor ihr, schüttelte den Kopf.

„Siehst du, wie recht ich hatte. Ihr Frauen schaut immer sehnsuchtsvoll in eine andere Welt. Darum findet ihr euch so schwer in der, in der wir leben, zurecht. Worüber klagst du? Wir müssen beide Kleinlichkeiten in den Kauf nehmen. Gewiß. Aber hat sich nicht alles besser gestaltet, als wir zu hoffen wagten? Stört jemand unsere Bahn? Droht unserer Liebe, unserem Seelenbunde irgendeine Gefahr? Ich sehe keine. Du schaffst sie nur in deiner Phantasie. Du malst dir schwarze Schreckgespenster für die Zukunft. Ihr Frauen dünkt euch alle Prophetinnen, aber ihr prophezeit immer nur die dunklen Schicksalslose. Bei Gott, falsche Prophetinnen seid ihr! Ihr raubt der holden Gegenwart ihr Recht!"

Sie saß ganz still. Er hatte so heftig gesprochen, so vorwurfsvoll, wie noch niemals. Erwidern konnte sie nichts. Hatte er denn nicht recht? O daß er recht hätte! Daß sie ihm glauben könnte!

Die Hände hatte sie im Schoß verschränkt. Matt sank der Kopf auf die Brust.

„Marianne!"

Sie antwortete nicht.

„Ich muß nun gehen —" sagte sie endlich tonlos.

„Marianne!"

Sie wollte ihn sanft abwehren: „Laß, Bernhard ..."

Da lachte er und riß sie an sich: „Du Törin! Liebe, liebe Törin! Ich dich lassen — jetzt! ‚Werd' ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch! du bist so schön! Dann magst du mich in Fesseln schlagen, dann will ich gern zugrunde gehn!'"

(Fortsetzung folgt)



Die Tänzerin Paulette
Gemälde von Ignacio Zuloaga

Ignacio Zuloaga. Von Max v. Boehn



Viermal hat sich im Laufe der letzten vier Jahrhunderte in der Entwicklung der spanischen Malerei eine auffallende Erscheinung wiederholt. Während Künstler und Publikum einem ganz bestimmten Geschmack huldigen, der jedesmal vom Ausland vermittelt wird und jedesmal zur ausschließlichen Geltung gelangt, tritt plötzlich ein Maler auf, dessen Werk in gar keinem Zusammenhang mit der augenblicklichen Gegenwart steht, dessen Auffassung und Technik sich in starkem Gegensatz zu der ästhetischen Stimmung der Zeit befinden. Im 16. Jahrhundert, als die spanische Kunst im Zeichen des großen Urbinaten stand, schien der Valenzianer Juan de Juanes seinen Zeitgenossen das Ideal der hohen Kunst verwirklicht zu haben, so daß sie ihn den spanischen Raffael nannten. Da schleuderte mitten in diese verwässerte Nachahmung der italienischen Klassiker Greco in Toledo seine leidenschaftlich originalen Gemälde, die im Gegensatz zu dem Nachbeten fremder Bekenntnisse den Glauben an die eigene Persönlichkeit verkündeten. Im 17. Jahrhundert, als die spanischen Maler nach Rom und Bologna wanderten, um sich von den Carracci und ihren Schülern die alleinseligmachenden Rezepte eklektischer Mache zu holen, erschien Velasquez. Im 18. Jahrhundert, als die französische Kunst herrschte, tauchte Goya auf; am Ende des 19. endlich, als immer noch Paris den Ton angab: Zuloaga.



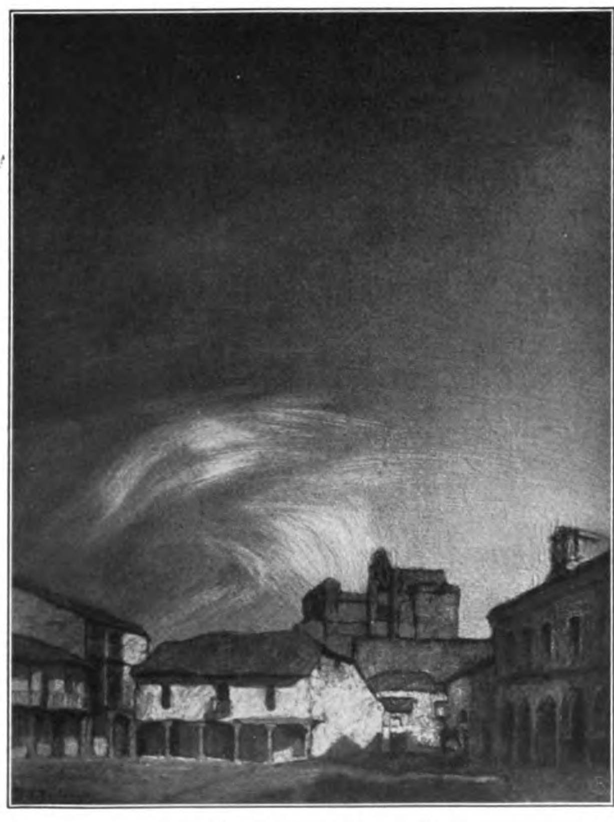
Selbstbildnis des Künstlers. Gemälde

Diese vier Künstler, der Inselgrieche Greco, der Andalusier Velasquez, der Arragonese Goya, der Baske Zuloaga, scheinen einer Familie anzugehören, denn soweit sie nach Lebenszeit und Herkunft voneinander getrennt sind, gehören sie künstlerisch doch zu einem Stamm, alle vier, selbst der Grieche, sind mehr Spanier als irgendeiner ihrer malenden oder bildenden Zeitgenossen. Hätte man die Werke dieses Vierblatts beisammen und vergliche den phantastischen Greco, den kühlen, klaren Velasquez, den schillernden Goya, den besonnenen Zuloaga miteinander, so würde die Quintessenz des Eindrucks immer der spanische Charakter ihres Wesens sein. Alle vier sind in ihrer Auffassung, in der Art, wie sie sehen, und im Stil ihrer malerischen Handschrift vor allem Spanier, und das ist bei allen, wenn man Zeit und Umstände berücksichtigt, eine höchst merkwürdige und auffallende Besonderheit. Greco kam aus Venedig aus der Schule Tintorettos; Velasquez hat den Unterricht des Pacheco, eines eingeschworenen Klassizisten, genossen; Goya hat seine Bildung auf der französierten Madrider Akademie empfangen; Zuloaga endlich ist

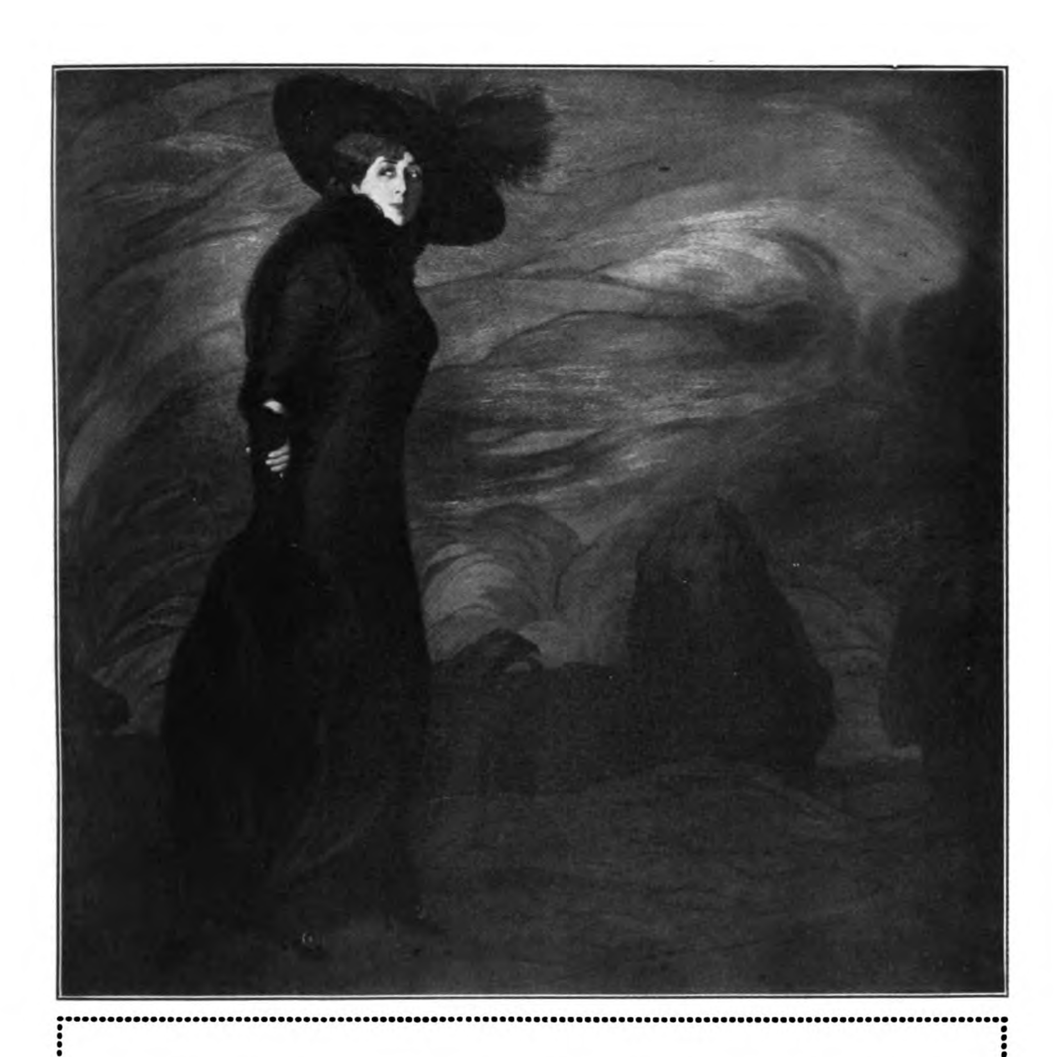
Autodidakt, aber aufgewachsen umringt von Künstlern, die auf Paris und auf Fortuny schworen. Alle vier sind trotzdem Spanier geworden oder geblieben und das obgleich die Grundstimmung ihrer Zeit sie auf ein künstlerisches Weltbürgertum hinwies, ja förmlich hindrängte; alle vier haben Rom besucht und trotzdem an ihrer Persönlichkeit keinen Schaden gelitten.

Diese ungewöhnliche geistige Anlage der vier Künstler gibt auch ihrem Schaffen eine verwandte Note, und so konnte es nicht fehlen, daß, als die ersten Bilder Zuloagas im Laufe der neunziger Jahre in den Pariser Salons erschienen, sofort die Fäden bloßlagen, welche diesen Maler mit der künstlerischen Vergangenheit seiner Heimat verbinden. Ein Geschlecht wie jenes unserer Tage, mit Wissen überlastet, mit Eindrücken übersättigt, ist nicht mehr imstande, unbefangen zu sehen; unwillkürlich beeinflußt die Erinnerung das Auge; und da uns die Naturwissenschaft gelehrt hat, nach dem Ursprung zu forschen, so fragt man bei jeder neuen Erscheinung instinktiv: Woher? Seit Goyas Tode schien es keine spanische Kunst mehr zu geben. Mariano Fortuny war zwar ein geborener Spanier und ein großer Maler, aber die spanischen Vorwürfe seiner Bilder hätte jeder Franzose ebenso gemalt; Pradilla, Moreno, Carbonero, Zamacois, Benlliure u. a. sprechen in ihren Ausdrucksmitteln französisch, die modernen Spanier schienen gerade wie die lebenden Italiener auf jeden eigentümlichen Ausdruck ihrer Eigenheit verzichtet zu haben. Da mußten die Werke Zuloagas in Erstaunen setzen, denn er war nach einer Pause von siebzig Jahren der erste Spanier, der an die Tradition der Velasquez und Goya anknüpfte und das, was er sagte, nicht in einem Pariser Kauderwelsch, sondern in reinem Spanisch vortrug.

Zuloaga ist ein Baske und gehört zu jener Rasse stolzer und entschlossener Männer, die der Krone Spanien immer mit Eigenwillen und halbem Gehorsam gegenüber standen, die im 19. Jahrhundert noch ihre Fueros gegen den Einheitsstaat verteidigten und in langem blutigem Ringen Don Carlos auf den Thron geführt hätten, wäre die Unfähigkeit dieses mönchisch bigotten Prätendenten nicht zu groß gewesen, um die schwer errungenen Vorteile im rechten Augenblick auch benutzen zu können. Ignacio Zuloaga wurde am 26. Juli 1870 in Eibar in der Provinz Guipuzcoa geboren. Er stammt aus einer Familie von Künstlern, deren Ruhm schon seit Generationen in ihrer Heimat begründet ist. Sie waren Waffenschmiede und zeichneten sich besonders als Ziseleure in jener Technik des Damaszinierens aus, die von arabischen Metallkünstlern in Spanien eingeführt wurde und noch heute den Arbeiten der Toledaner Industrie einen so eigentümlichen Reiz gibt. Sein Vater



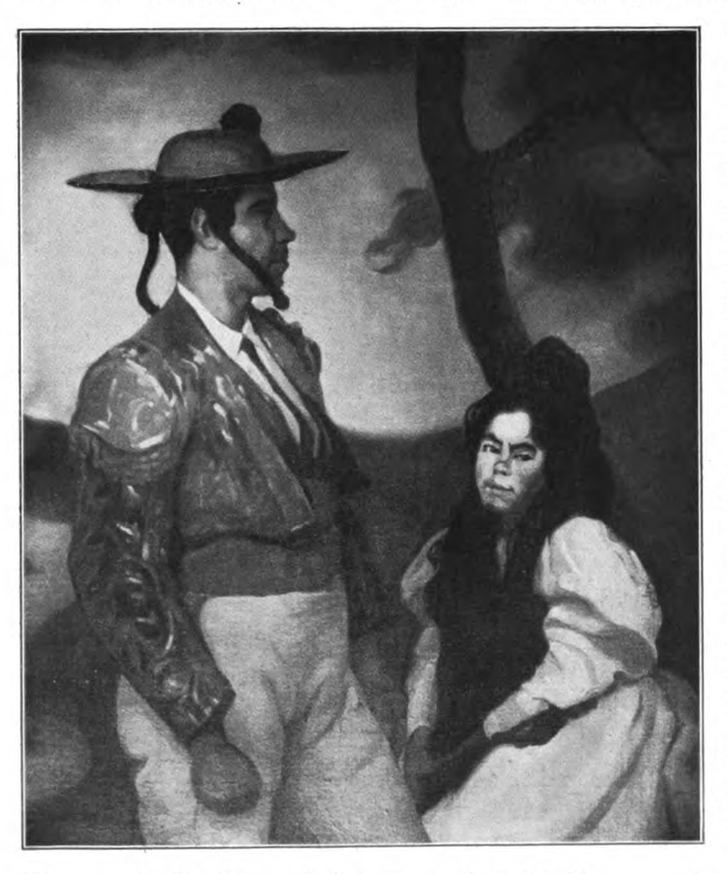
Das Schloß Turegano. Gemälde



Bildnis der Señora Quintana de Moreno
Gemälde von Ignacio Zuloaga

Placido studierte in Paris unter Barye und Carpeaux und lebte dann in Eibar an der Spitze eines bedeutenden technischen Unternehmens. Das Milieu, in dem Ignacio groß wurde, war mit Kunst gesättigt: nicht nur Vater und Großvater, alle männlichen Verwandten waren ausübende Künstler, die weiblichen mit Künstlern verheiratet, der Wohnsitz ein altes Schloß, vom Keller bis unter das Dach mit Kunstwerken der Vergangenheit angefüllt. Ignacio wuchs von selbst in die Kunst hinein und lernte zeichnen, wie ein anderer Knabe lesen und schreiben lernt. Als neunzehnjähriger Jüngling besuchte er Rom, ohne Nutzen — sagen wir besser: ohne Schaden — und lernte die Anfangsgründe der Malerei in Paris in einer jener freien Akademien, die wie jene Julians von so großer Bedeutung für die moderne Kunst, auch die Deutschlands, geworden sind. Seine eigentlichen Lehrer aber waren die spanische Natur und jene spanischen Meister, die sich wie Velasquez und Goya innig an diese angeschlossen hatten. Von ihnen hat er die unbestechliche Ehrlichkeit des Auges, wie er mit ihnen auch die Liebe für die Wirklichkeit gemein hat.

Als Velasquez malte, stand die große Kunst im Zeichen einer Schönheit, die wie bei Guido Reni mit Wahrheit kaum noch etwas zu tun hatte; als Goya seine Volksszenen des spanischen Lebens schuf, wollte die hohe Kunst nur von Römertaten à la David etwas wissen; als Zuloaga das Spanien von heute malte, stark und kräftig, wie er es sah, da hatten seine Volksgenossen das Ausland noch immer glauben lassen, daß in Spanien Majos und Majas daheim wären wie in den Tagen Goyas, und hatten das Volksleben gefaßt, als dürfe es nur durch rosig gefärbte Brillengläser gesehen werden. Die Akademiker haben es den Künstler denn auch büßen lassen, daß er die schönen Schleier, mit denen sie die nackte Wirklichkeit so lieblich und unwahr zu verhüllen wußten, schonungslos zerriß. Sie haben, wie sein Freund Léonce Bénédite uns erzählt, die Werke Zuloagas unmittelbar nach ihren großen Pariser Erfolgen von der spanischen Abteilung der Jahrhundert-Ausstellung des Jahres 1900 ausgeschlossen. Es hat ihnen nichts geholfen und dem Künstler nicht geschadet, denn selten hat in unseren Tagen sich ein Talent mit solcher Schnelligkeit zu allgemeiner Anerkennung durchgerungen, wie das Zuloagas. Schon von seinem ersten Auftreten an sind seine Bilder in öffentliche Sammlungen übergegangen, die Galerie des Luxembourg begann, und die Ge-



Der Stierkämpfer Prella mit seiner Frau. Gemälde



Pepillo der Matador. Gemälde von Ignacio Zuloaga



Ein Opfer des Festes

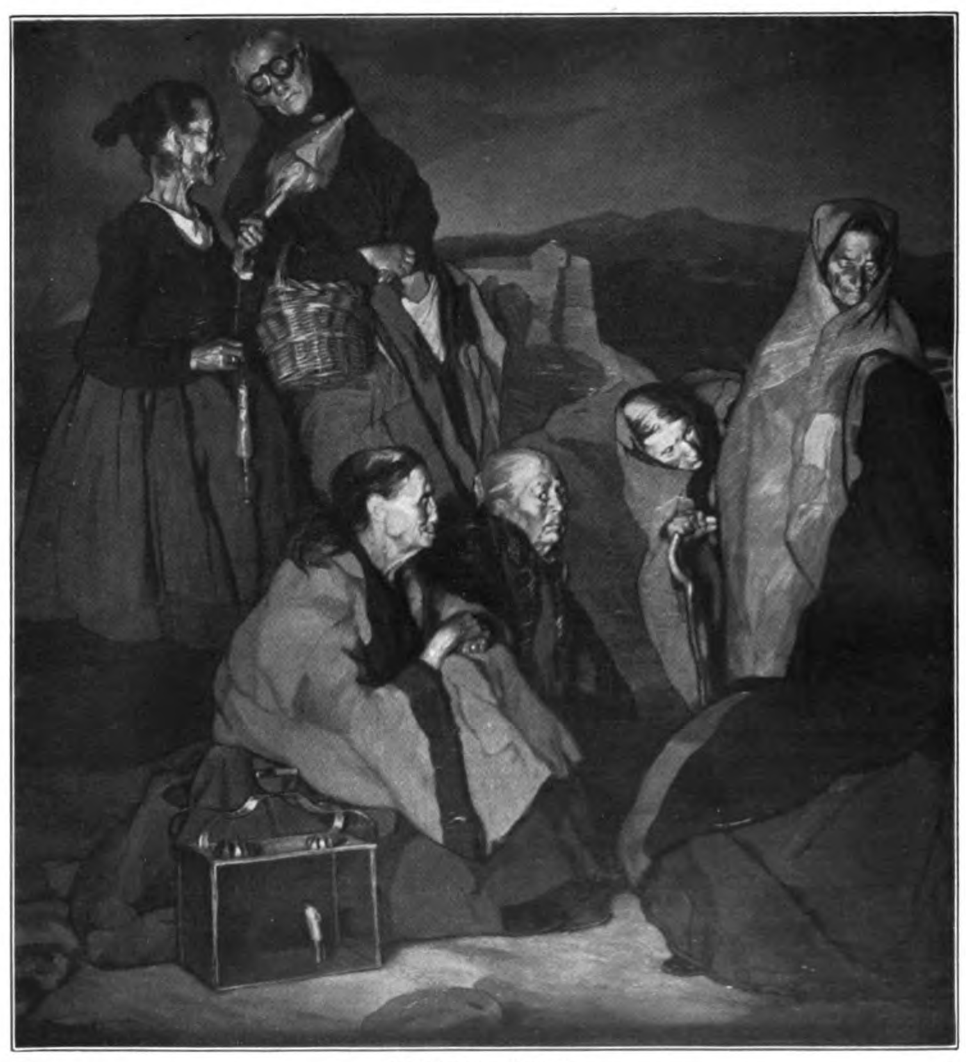
mäldegalerien der ganzen Welt haben sich beeilt, ihr zu folgen; heute wird es kaum ein einigermaßen bedeutendes Museum geben, das nicht eines oder mehrere der Bilder des erst vierundvierzigjährigen Künstlers besäße. An diesem fast plötzlich zu nennenden Erfolg hat der Künstler Zuloaga eben so starken Anteil wie der Erzähler. Wie Velasquez die spanische Gesellschaft des 17., Goya jene des 18. Jahrhunderts malte, so widmet Zuloaga seine Palette dem Spanien von heute.

Vor allen gleichzeitigen Genremalern seines Landes hat er nun den Vorzug voraus, der auch seinen großen Vorgängern zu eigen war: er faßt seine Vorwürfe nicht anekdotisch, sondern malerisch. Immer wirken seine Bilder zuerst durch ihre rein künstlerischen Qualitäten. Er besitzt eine Energie der Auffassung, die in ganz eigentümlicher Weise die charakteristische Seite zu packen und überzeugend in Farbe umzusetzen versteht. Der Schärfe, mit der er beobachtet, um den Dingen das Wesentliche abzusehen, kommt eine Technik zu Hilfe, in deren Pinselhieben sich ein leidenschaftliches Temperament offenbart. Außerordentlich ist die Kraft, mit der er Einzelzüge der Erscheinung bildmäßig zu gestalten und unter Vernachlässigung des Details zu stärkster malerischer Wirkung zusammenzuschließen weiß. Die Einheitlichkeit der Auffassung und Ausführung seiner Werke, die Art, wie das Spontane eines vorüberhuschenden Eindrucks mit schnellen flüchtigen Strichen der Leinwand überantwortet ist, geben seinen Bildern jenen so besonderen Charakter, den man nicht anders als mit rassig bezeichnen kann. Ob Zuloaga ein Bildnis malt, eine Landschaft oder eine Volksszene, immer wird der Beschauer zuerst durch die Art angezogen, mit der sich der Künstler malerisch auszusprechen liebt, das Wie wird immer noch stärker interessieren als das Was. Mit wenigen kurz und entschieden hingesetzten Strichen erreicht er eine Kraft und Fülle des Ausdrucks, mit wenigen neutralen Tönen eine

Stärke farbiger Wirkung, die immer aufs neue verblüffen und anziehen. Sein Vortrag ist von so unbeschreiblicher Lebendigkeit, weil alle seine Bilder erlebt sind. Eine glückliche Stunde brachte dem Maler in Gestalt einer Farbe, einer Bewegung, einer Beleuchtung, eines Blickes Ereignisse von höchster Intensität der Wirkung; diese Erlebnisse des Auges sind auf der Leinwand festgehalten und bringen den Beschauer in Besitz einer neuen, künstlerisch individuell gesehenen Welt. Zuloaga hat, was nur wenigen Künstlern eignet, einen Stil, der allem, was er schafft, eine ganz persönliche Note verleiht. Der gleichgültigste Vorgang, der sich in seinem Auge spiegelt, gewinnt Reiz und Bedeutung in der Art, wie er ihn sieht und durch die Farbe anderen vermittelt.

Nun sind seine Bilder aber nicht nur zufällig gewonnene Impressionen eines Künstlers von starker und eigentümlicher Art, sie sind gleichzeitig Kulturdokumente von hohem Wert. Vielleicht ist seit Goya das spezifisch Spanische von keinem anderen so in der Tiefe seines Wesens erfaßt und so ausdrucksvoll zur Geltung gebracht worden wie von ihm.

Das spanische Leben unserer Tage ist nun nicht mehr so bunt und so mannig-



Dorfhexen. Gemälde



Ein Schwerenöter. Gemälde

faltig, wie es war, als Goya seine Zeitgenossen bei Spiel und Arbeit sah. Schon 1841 klagte Théophile Gautier darüber, daß das fröhliche, farbenfreudige Spanien verschwunden sei, der französische Romantiker ließ sich sogar, um wenigstens etwas für die eigene Illusion zu tun, einen spanischen Anzug von grünem Samt mit goldener Verbrämung machen. Seitdem hat auch auf der Pyrenäenhalbinsel die Bewegung, die nicht nur Europa, sondern der ganzen Welt ein uniformes Aussehen und ein uniformes Wesen aufdrängt, nicht haltgemacht. Man kann Spanien von Nord nach Süd und von Ost nach West durchstreifen und wird weder eigentümliche Trachten, noch eigentümliche Gebräuche mehr vorfinden. Wer heute wie Goya die Romería de S. Isidro oder den Madrider Karneval malen wollte, brauchte wegen der Kostüme die Pariser Boulevards oder Nizza nicht zu verlassen und könnte diesseit der Pyrenäen bleiben. Die spanische Natur aber ist die gleiche geblieben, und wie die Landschaft sich nicht veränderte, so ist auch den Menschen ein Gepräge geblieben, das sie unter der Allerweltstracht der französisch-englischen Mode doch ganz wesentlich von allen anderen Nationen unterscheidet.

Dieses Auge für das Charakteristische der Rasse, das nicht einmal immer im Schnitt der Züge, das oft nur in einer

Bewegung, in einem Blick, in einer besonderen Art, sich zu geben, zur Geltung kommt, besitzt Zuloaga in hervorragender Weise. Ob er die herausfordernde Geste der Tänzerin gibt oder den Schick der Señora, die ihr Kleid zusammenrafft, es kann nicht strittig sein, daß wir Spanierinnen vor uns haben, sowenig wie man über die Nationalität der beiden pikanten Erscheinungen im Zweifel sein wird, denen ein alter Beau die Ehre antut, sie auf der Promenade zu verfolgen. Gleichviel, ob er die vornehme Welt schildert wie in den faszinierenden Porträts seiner schönen Cousinen, oder die gemeine wie in den Zigeunerinnen, immer haben wir die Angehörigen einer Rasse vor uns, der die Mischung mit arabischem Blut andere Instinkte und andere Nerven gab. Noch stärker betont er die Unterschiede, die den Spanier vom Osteuropäer trennen, in den Bildern, in denen er Landleute vorführt, die der Natur soviel näher stehen als der Kulturmensch, oder in den unglücklichen Wesen, die als Kretins wenig mit dem Menschen, aber alles mit dem Tier gemein haben. Diese Vorliebe, die Zuloaga für die jammervollen idiotischen Zwerge hat, gibt seinem Werk schon eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit mit jenem des Velasquez. Die Zwergin mit der Glaskugel ist mit all dem Stumpfsinn ihres Ausdrucks noch ein so souveränes Stück Malerei, daß man allerdings an den großen Hofmaler Philipps IV. erinnert wird und die Galerie des Luxembourg, die sich dieses Bild sofort zu sichern wußte, als es in Paris erschien, darum beneiden darf. Wiederholt hat er den entsetzlichen Zwerg Gregorio gemalt, der mit seinem wilden Blick in den tierischen Zügen das Beängstigende einer nächtlichen Vision hat. Der Maler verstärkt diesen Eindruck noch, indem er ihm zwei jener mit Wein gefüllten Schläuche über die Schulter legt, wie sie in dem holzarmen Kastilien zum Bewahren und Transport von Flüssigkeiten dienen. Hier sind es gefleckte Schweinsbälge, die ohne Kopf und Füße, aber zum Platzen gefüllt der Erscheinung etwas Groteskes und doch zugleich Unheimliches geben. Es steckt etwas von dem ironischen Humor Goyas in diesen Bildern, so auch, wenn er ein andermal denselben Zwerg mit einem Bauernpaar vereinigt und die Darstellung: „Das alte Kastilien" nennt. Der blödsinnige Zwerg, das gespenstisch hölzerne Aussehen des alten Bauern und seiner erschrocken stierenden Frau sind von der gleichen unbehaglichen und doch fesselnden Wirkung wie manche Visionen Goyas, deren stimulierender Reiz den Beschauer auch nicht wieder aus ihrem Banne entläßt. Völlig erreicht er den Eindruck des Grausens in seinen Hexen von San Millan, bei deren Anblick wohl selbst der Märchenhans das Fürchten gelernt hätte. In diesem Bild erscheint die Freude an den harten Gegensätzen, wie sie in der Natur Spaniens oft unmittelbar nebeneinander liegen, allerdings in der Charakterisierung der sechs alten Weiber auf eine Spitze getrieben, die beinahe schon in die Karikatur umschlägt. Kopf, Hals und Hände ohne Fleisch und Blut, Schemen nur noch ihres einstigen Selbst, ferne Erinnerungen an die Menschlichkeit, in Augen und Mund aber lebt noch, was sie mit dem Leben verbindet: Neid, Mißgunst und Haß!

Zuloaga müßte nicht Spanier sein, wenn nicht ein großer Teil seines Werkes sich mit dem Stiergefecht und seinen verschiedenen Phasen beschäftigte. In dieser Beziehung ist ja das Spanien von heute noch ganz das Spanien von einst; wer die Volksseele kennen lernen will, der besuche eine Corrida de toros, und er wird ein Schauspiel genießen, das in dem, was Arena und Publikum bieten, seinesgleichen nicht hat. Es ist hier leider nicht der Ort, um eine Apologie der Stierkämpfe zu schreiben, sonst würde der Verfasser, der in Spanien so ein wenig ‚aficionado' geworden ist, sehr dazu neigen, nur soviel darf gesagt werden, daß von allen sportlichen Schauspielen ein spanischer Stierkampf gewiß zu den interessantesten und aufregendsten gehört. Bei keinem anderen kann ein Mann soviel Geschicklichkeit und Grazie entfalten, bei keinem anderen soviel Mut beweisen, denn er handelt immer in Lebensgefahr. Zuloaga hat denn auch mehr als einmal seine Vorwürfe dem nationalen Sport entnommen. Er malt die Toreadores, deren schlanke Gestalten nur aus Muskeln und Sehnen zu bestehen scheinen, in ihren prunkenden und schillernden Seidenkostümen, er hat die Matadore, die Lieblinge des Volkes porträtiert und in seinem „Opfer des Festes" sein Motiv zu tragischer Größe erhoben.



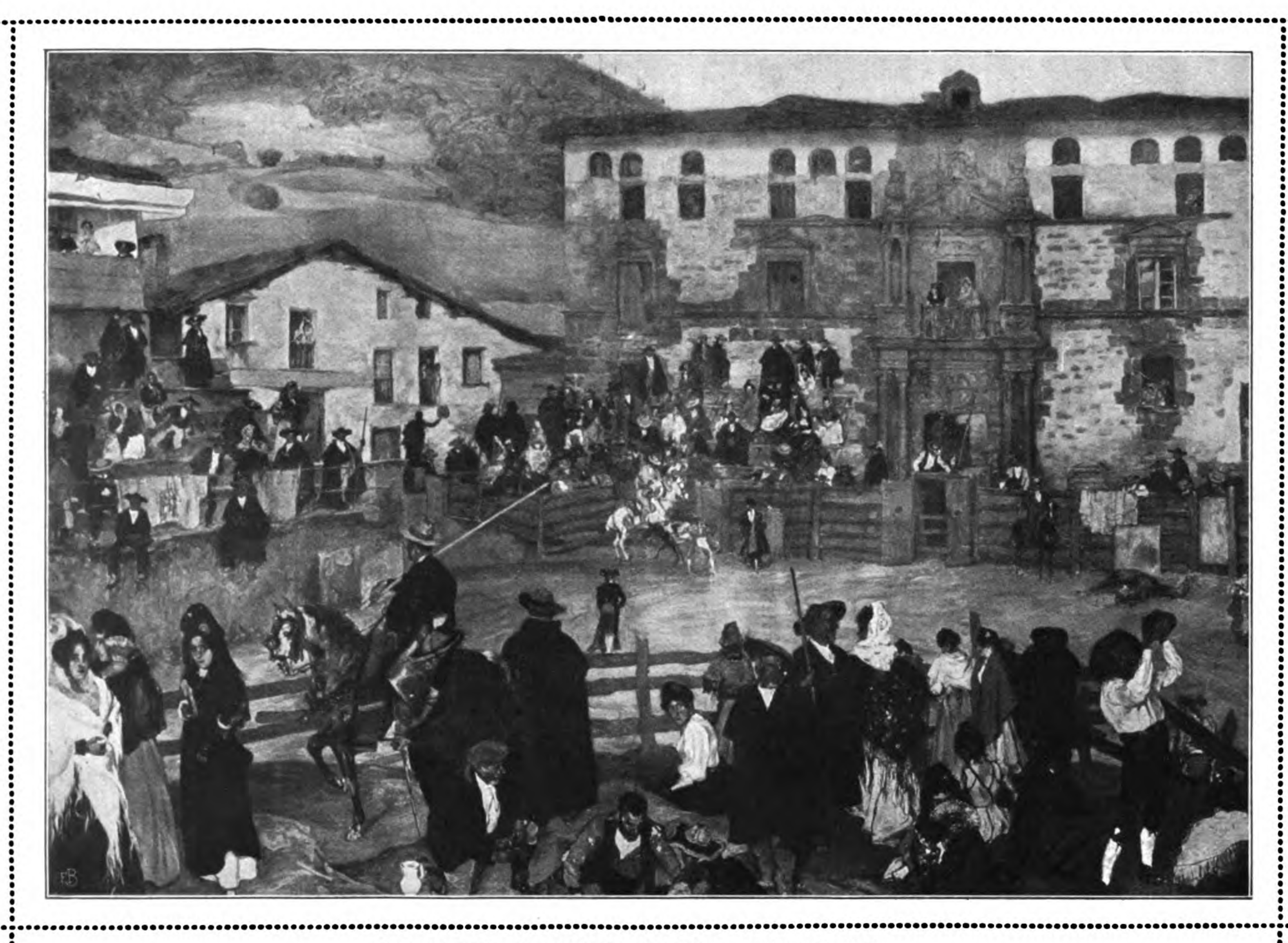
Bildnis einer Dame. Gemälde von Ignacio Zuloaga

Wie der Picador dahinzieht mit seiner abgetriebenen Mähre, die bald ein jämmerliches Ende in der Arena finden wird, die man im Hintergrunde gewahrt, das ist mit einer Empfindung gegeben, die förmlich zwischen Komik und Grausen schwankt. Wir wissen nicht, haben wir Don Quixote vor uns oder einen der Apokalyptischen Reiter? Gern aber malt der Künstler auch die schönen Frauen seiner Heimat, wie sie sich zu dem Nationalfeste schmücken oder ihm mit klopfenden Pulsen zuschauen. Da gibt er sie in der bebenden Aufregung des Moments, in höchster Spannung aller Nerven mit dem lachenden Munde und dem Blutdurst in den dunkel glühenden Augen. Das „Stiergefecht im Dorf" greift einmal das ganze Schauspiel auf, die primitive Arena mit Picadores und Zuschauern und dem Hintergrunde eines verfallenen Palastes. Leben, Licht, Bewegung sprühen aus dieser Leinwand, auf der die Unruhe der Menschen und der Sonnenbrand auf Erde, Mauer und Kleidern in eilig hingesetzten Farbflekken mit überzeugender Kraft festgehalten scheinen. Die geschlossene Wirkung verdankt das Bild der Sorgfalt, die der Maler dem Hintergrund zugewendet hat, denn Zuloaga ist, wenn er will, auch ein glänzender Landschafter.

Die seltsame Art, in der in den alten spanischen Städten Glanz und Verfall sich miteinander vermischen, wo Armut und Schmutz in herrlichen Palästen hausen, hat ihn künstlerisch ebenso angezogen wie die einsame Natur der Steinwüsten Kastiliens, in denen der Wanderer Stunden und Stunden weit weder Baum noch Strauch sieht. So stellt er den Zwerg Gregorio vor das gewaltige Massiv der Mauern von Avila, oder er füllt den Hintergrund seiner Bilder mit den Terrassen von Sepulveda, dem Berghange Segovias. Den kühlen, klaren Ton der Luft, den silbernen Schimmer des kastilianischen Himmels meistert er mit der selbstverständlichen Geste, mit der auch Velasquez seine Palette auf diese Nuancen einstellte. Ebenso unbekümmert wie dieser aber vernachlässigt er bei Gelegenheit auch alles Beiwerk und begnügt sich, wie bei dem brillanten Porträt der Señora Quintana de Moreno, den Hintergrund einfach zusammenzufegen, nur damit die Hauptsache – der pikant beleuchtete Kopf – durch kein nebensächliches Interesse beeinträchtigt werden kann. Zuloagas Kunst ist wirklich in Auffassung und Ausdrucksmitteln eine ganz persönliche, und wenn so vieles in seinem Werk an Velasquez erinnert und an Goya, so sind es die starken Gemeinsamkeitszüge der Rasse und des Milieus, die sie verbinden.



⊠ Spanische Kleinstadt. Alte Häuser in Haro ⊠



Stiergefecht in einem Dorfe. Gemälde von Ignacio Zuloaga

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Erinnerungen an Paul Heyse. Von Ludwig Fulda





Selten im Leben hat das Herz mir so stark geklopft wie an dem Februartag vor dreißig Jahren, da ich als blutjunger Adept und neugebackner Heidelberger Doktor zum erstenmal an der Tür des schwärmerisch verehrten Meisters die Klingel zog. Ich hatte nach dem Abschluß meiner Universitätsstudien, hauptsächlich von der Leuchtkraft seines Namens angezogen, München zum vorläufigen Aufenthalt gewählt, in der noch etwas unklaren Absicht, mich der Muse zu widmen, falls — was ich mehr ersehnte als hoffte — sie sich mir widmen sollte. Und nun stand ich bangend und bebend an dem reliefgeschmückten Eingang des vornehm schlichten Hauses hinter der Glyptothek, das durch seine ruhig geschlossene, antiker Form sich nähernde Bauart für seinen Bewohner so kennzeichnend schien, und tastete aufgeregt in der Tasche herum nach meinem einzigen Legitimationspapier, der Empfehlungskarte meines väterlichen Freundes Otto Roquette. Was durfte ich von ihr erwarten, da ich doch gewiß nur einer von vielen war, die mit ähnlichen Einführungen bewaffnet dem Hausherrn seine kostbare Zeit stahlen? Vermutlich würde ich als ein der Welt und ihm gleichermaßen Unbekannter mit jener kurz angebundenen Höflichkeit von ihm empfangen und abgefertigt werden, die mir anderwärts schon genugsam begegnet war. Immerhin würde ich dann das Bewußtsein mit mir davontragen, den Gefeierten von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt zu haben, und das wog in meinen Augen einigen Angstschweiß auf.

Es kam anders. Nachdem ich am Betenden Knaben vorbei, der am Fuß der Treppe schon damals die Wache hielt, zum Allerheiligsten emporgeleitet worden, dem Arbeitszimmer, das so gar nichts vom Handwerk an sich hatte, kein Schreibergerät, keine herumliegenden Mappen, Manuskripte und Drucksachen, und nur durch die einfach behagliche Ausstattung, durch sparsam gereihte Bücher und durch Gemälde des stolzen Dreigestirns Lenbach, Böcklin, Menzel den Kunstfreund verriet, da trat mir nicht eine unnahbare Berühmtheit entgegen, nicht ein vielbeschäftigter Audienzgeber, nicht ein zugeknöpfter Siegelbewahrer seiner eigenen Bedeutung, sondern ein gütiger Mensch, der mit ein paar herzlichen Begrüßungsworten die beklommene Scheu des Besuchers alsbald hinwegfegte. Der Vierundfünfzigjährige prangte noch in der Fülle seiner männlichen Schönheit, „ein Dichter, wie ihn sich die Maler denken", nach George Eliots Tagebuchnotiz, weit jünger von Ansehen als an Jahren, die hohe, reine Stirn frei von Falten, in dem vollen, kastanienbraunen Haupt- und Barthaar und den hellen stahlblauen Augensternen die wundersame Mischung von Süden und Norden in seinem Wesen ankündigend, in Bewegung, Gebärde und Stimmklang die weiche, warme Grazie seiner Künstlerschaft bestätigend. In zwanglosem Geplauder suchte er mir die stockende Zunge mehr und mehr zu lösen, erkundigte sich mit liebenswürdigem Eingehen nach meinem Studiengang und meinen Zukunftsplänen, hieß mich von neuem Platz nehmen, als ich die Zeit zum Aufbruch für gekommen hielt, und begleitete den kräftigen Händedruck des schließlichen Abschiedes mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen", dem ich zunächst nur den Wert einer Redensartigkeit beimaß.

Noch keine Woche war seitdem vergangen, da stand einlaßbegehrend auf der Schwelle meiner bescheidenen möblierten Stube — und wieder schlug mir das Herz höher — derselbe Mann in der unzertrennlichen Gesellschaft seines Pintschers Schnauzel, um mir seinen Gegenbesuch abzustatten. Gleichzeitig lud er den einundzwanzigjährigen Grünschnabel, zu dem er so schnell den Weg gefunden, zur Vorlesung seiner neuesten Dichtung im Freundeskreise ein. Dieser Einladung folgten andere; ich wurde bald ein ständiger Gast des Hauses, das in jener Zeit wie kaum ein zweites für die ganze Münchener Geisteswelt einen Treff- und Sammelpunkt darstellte. Ich durfte, da Heyse es liebte, seine Gäste auch mit elysischer Kost zu bewirten, manches kleinere neue Werk, bevor er es hinaussandte, seinem Munde ablauschen. Er, der sein Lebtag nie zu einer öffentlichen Vorlesung sich bewegen ließ, ja überhaupt jede unmittelbare Berührung mit dem Publikum nach Möglichkeit abwehrte, war ein vortrefflicher Selbstinterpret — was man bekanntlich nicht von allen Poeten behaupten kann. Er war obendrein, unterstützt von der edlen Frau an seiner Seite, ein unvergleichlicher Wirt, insofern er mit jedem einzelnen Mitglied seiner Gesellschaften nicht nur selber Fühlung unterhielt, sondern sie auch untereinander in Fühlung brachte. Darum gab es keinen Nachmittag oder Abend bei ihm, der nicht durch neue geistige Anregungen und neue menschliche Beziehungen denkwürdig blieb.

Aber damit nicht genug; der Meister zog den Gesellen enger an sich heran, indem er meinen Anfängerarbeiten in nie erwartetem Grade seine Teilnahme zuwandte. Er ermutigte mich, sie ihm zu zeigen, las sie jedes-

mal auf der Stelle, schrieb mir lange Briefe darüber oder berief mich zu sich, um sie mit mir durchzusprechen, Gelungenes anzuerkennen, auf Verfehltes hinzuweisen, mir aus dem Schatze seiner Erfahrung, aus den überlegenen Einsichten seiner Werkstattweisheit heraus ein Privatissimum und Praktikum zu halten. Wie ein Vater richtete er mich auf, wenn ich im Gefühl meiner Unzulänglichkeit verzagte; wie ein Vater freute er sich, wenn er einen Fortschritt wahrnahm oder ein erster Erfolg mir zufiel. Als ich ihm dann ein schlankes Büchlein mit einem Danksonett zueignete, da antwortete er mir: „Je mehr ein Alternder vereinsamt, je tröstlicher ist es ihm, junge rüstige Gesellen zu finden, die ihm freundlich das Geleite geben, und deren Hoffnungen, Bestrebungen und Erfolge er zu den seinigen macht. Sie wissen, daß ich es von Anfang an so mit Ihnen gehalten habe. Daß es so bleibe und sich immer traulicher bewähren und befestigen möge, ist mein herzlicher Wunsch und meine sichere Überzeugung."

So begann zwischen ihm, dem um zweiunddreißig Jahre älteren, auf dem Gipfel des Lebens und des Ruhmes, und mir, dem namenlosen Neuling, eine Freundschaft, die gewiß schon dieses Beginnes und dieses Altersunterschiedes wegen nicht alltäglich genannt werden kann. Eine Freundschaft, die den Empfänger ehrte, aber sicherlich auch den Spender. Eine Freundschaft, die ein Menschenalter lang ungetrübt gedauert hat über alle beiderseitigen Schicksalswendungen hinweg, und deren Nachklang ausreichen wird, mein nun auch mählich ergrauendes Haupt für den Rest meiner Tage zu besonnen. Doch nicht darum will ich noch einiges von ihr sagen; nur um Licht zu werfen auf ihn, den viele beurteilt und wenige ganz gekannt haben.

Als ich nach vier Münchener Jahren aus allerlei äußeren und inneren Gründen mich zur Übersiedelung nach Berlin entschloß, wurde mir der Abschied um seinetwillen besonders schwer. Er selbst aber, obwohl er mich gern dort behalten hätte, erleichterte mir den Schritt, indem er ohne die leiseste Spur von Empfindlichkeit ihn billigte. „Die Gefahr war immerhin vorhanden," so schrieb er mir, „Sie möchten in der großen Menschenmühle der Reichshauptstadt ein wenig zerrieben worden sein ... Ich will Ihnen nur sagen, daß Sie gerade als Lustspieldichter dorthin gehören, und daß ich selbst, wenn ich nach diesem Lorbeer trachtete, wahrlich nicht in unserem Kunstdorf verbauern würde, sondern mich ebenfalls in den großen Strom stürzen würde, in welchem soviel zu fischen ist an Sitten und Unsitten, Typen und Individuen, Masken und Menschen." Und doch glaubte er mich vor dem „Übermaß oft so unfruchtbarer geistiger Eindrücke" warnen zu müssen. —

Im Frühjahr darauf — ich war in Italien auf seinen Spuren gewandelt und machte heimkehrend bei ihm Station — trug er mir die Brüderschaft an. Das derart verbürgte Geschenk seiner Freundestreue hatte mich im Augenblick, da ich es erhielt, vor Überraschung und Beschämung verstummen lassen; Verse, worin ich ihm dann aus der Ferne auszudrücken versuchte, was es für mich bedeute, quittierte er mit den folgenden Zeilen: „Daß Du eines solchen Überschwanges herzlicher Empfindung und Hingebung fähig bist, wie er Deine schöne Epistel durchströmt, hat Dich mir von Anfang an wert gemacht, ohne daß ich daran dachte, daß diese edle Kraft Deines jungen Gemütes auch mir zugute kommen könne, was Du mich freilich früh genug erkennen ließest. Es ist aber wahrlich ohne mein Zutun geschehen, daß mir das Lei gelato, wie Giusti es nennt, von der Lippe wegtaute. Ich ließ nur das Naturbedürfnis walten, dessen sanftem Zwang ich in solchen Fällen stets gehorcht habe ... Nur laß diese Terzinen Deine jungen Gefährten nicht sehen; sie würden Dich für einen sonderbaren Schwärmer halten, der die Zeit nicht begriffe. Ich selbst nehme alles Gute, was Du mir sagst, dankbar hin als Zeugnis Deines guten Willens zu mir, ohne jedes Wort zu wägen, und wie ich stillhalte dem Haß und der Verkennung gegenüber, so wehre ich mich auch nicht gegen überschätzende Liebe."

Ich habe dann später noch einmal zwei Jahre lang an der Isar gelebt. Während der ganzen übrigen Zeit waren wir, abgesehen von meinen häufigen Besuchen in München und Gardone, seinen seltenen in Berlin und gelegentlichen Zusammenkünften an dritten Orten, räumlich voneinander getrennt und auf schriftlichen Verkehr angewiesen. Hierdurch trat bei ihm, der ein modernerer Mensch war als viele, die das Wort modern zu einem inhaltsleeren Fetisch oder zu einem lärmenden Kampfruf machen, eine sehr altmodische Tugend in das hellste Licht. Eine für die Menschen im Zeitalter der Schreibmaschine und der Ansichtspostkarte schon fast legendarisch gewordene Tugend: nämlich Briefe schreiben zu wollen und zu können. Briefe, die mehr sind als ein lakonischer Tatsachenbericht, mehr als die nüchterne Abwicklung schwebender Angelegenheiten im Geschäftsstil, mehr als der flüchtige Gruß überbürdeten Wohlwollens; Briefe, worin der Mensch sich ebenso vollständig, ebenso ungezwungen, ebenso freigebig auslebt wie in der mündlichen Unterhaltung, worin er wie in dieser erzählt und erörtert, plaudert und bekennt; Briefe, nur für einen Tag und für einen Leser bestimmt, und doch durch Form und Gehalt kleine Kunstwerke von dauerndem Wert. Solcher Briefe besitze ich hunderte von ihm, müssen tausende rings in der Welt vorhanden sein. Denn er antwortete nicht nur jedermann; er antwortete umgehend mit untrüglicher Pünktlichkeit. Oft bemerkte ich ihm scherzend, man könne in dieser Hinsicht je nach Belieben ihn mißbrauchen und ausbeuten; man habe ja nur nötig, ihm täglich zu schreiben, um täglich ein Schreiben von ihm zu empfangen. Er

pflegte darauf lächelnd zu erwidern, darin sei er nun einmal unheilbar, da der Grundsatz, nichts unerledigt zu lassen, ihm zur zweiten Natur geworden. Kein Wunder, daß er für alle autographenwütigen Backfische ein gefundenes Fressen wurde. Ja, ich entdeckte sogar einst in einem Backfischalbum, das mir zur Einzeichnung vorgelegt war, zu meinem nicht geringen Schrecken einen eingeklebten Brief von seiner Hand, höchst intime Geldsachen betreffend, und mußte ihm etwas mehr Vorsicht seinem finanziellen Vertrauensmann gegenüber anempfehlen, da dieser mit den Verfügungen über seinen Barbestand handschriftensammelnde höhere Töchter beglückte.

In seinem Briefwechsel mit mir herrschten begreiflicherweise neben den persönlichen Fragen die literarischen vor. Unterbreitete ich ihm doch, einem inneren Zwang gehorchend, bis zuletzt alle meine Arbeiten, ehe ich sie veröffentlichte, zur Begutachtung. Aber auch er sandte mir fünfundzwanzig Jahre hindurch die meisten seiner Manuskripte in der ersten Niederschrift, mit dem Wunsch, mein Urteil, meine etwaigen Bedenken und Ausstellungen zu hören. Bei den kritischen Debatten, die sich daraus entspannen, dem regelmäßigen Austausch von kleinen oder größeren Einwänden, von Ratschlägen und Verbesserungsideen war er — ich muß es zu seiner Ehre bekennen — der weitaus gefügigere. Nicht als hätte ich seinen Wahrspruch jemals leicht genommen; im Gegenteil, seine Zustimmung wie seine Mißbilligung überwogen für mich jede andere. Oder als hätte ich gar in eitler, blinder Selbstüberschätzung meine Gaben und Leistungen mit den seinigen vergleichen wollen. Nein, gerade meine Ehrfurcht vor seiner überragenden Natur warnte mich instinktiv vor der Gefahr, von ihr erdrückt zu werden. Er, längst fertig und in sich abgeschlossen, bevor ich in seine Sphäre kam, konnte durch niemand mehr, am wenigsten durch mich, von der ihm gemäßen Bahn abgelenkt werden, wohl aber ich durch ihn. Als der Jüngere und Geringere fühlte ich, daß es einen Punkt gab, von wo an ich seiner Führung nicht mehr folgen durfte, ohne mein bißchen Eigenart einzubüßen. Ich mußte daher, um mir treu bleiben zu können, meine Natur mitunter gegen den allzu machtvollen Einfluß der seinigen durch passiven Widerstand verteidigen. Aber niemals entsprang daraus ein ernstliches Mißverständnis zwischen uns; niemals wurde er, weil ich seinen Weisungen nicht immer entsprechen konnte, minder geneigt, die meinigen unbefangen zu erwägen.

Wie ein roter Faden zieht sich durch seine Briefe die stets wiederkehrende Aufforderung, ihm als „Gewissensrat" über seine jeweilige letzte Arbeit meine ungeschminkte Meinung zu eröffnen. Hier ein paar Stellen dieser Art, von ungefähr aus zahllosen ähnlichen herausgegriffen: „Bis ins Einzelste bitte ich Dich das Opus zu prüfen und gleich am Rand mit weichem Bleistift — suaviter in modo, aber fortiter in re — mir Deine Glossen mitzuteilen." „Sei so gut, während des Lesens auf einen Zettel alles, auch das geringste, zu notieren, was Dir Anstoß gibt." „Unnachsichtige Gewissensprüfung" beansprucht er von mir und fügt nur zuweilen, indem er mir ein erst flüchtig hingeworfenes Konzept anvertraut, mit schamhafter Entschuldigung bei, er zeige sich mir „im tiefsten Négligé". Anfangs wurde es mir natürlich äußerst sauer, die von ihm so dringlich geforderte Schärfe aufzubringen, und ich übte das mir aufgewälzte Richteramt mit der zaghaft respektvollen Zurückhaltung, die meiner Jugend geziemte. Da ich ihm aber nie streng genug war, fand ich mich zuletzt darein, ihm ohne jede Beschönigung frei herauszusagen, was ich irgend auf dem Herzen hatte. Ja, manchmal ging ich darin so weit, daß ich ihm eine dramatische Skizze oder gar ein schon ausgeführtes Stück von Grund aus zerpflückte und zu einer völligen Neubearbeitung riet. Es wäre gewiß nur menschlich gewesen, wenn derlei trotz all seinen Mahnungen zur Ehrlichkeit ihn wider Willen verschnupft hätte; denn wer sieht kaltblütig von einem anderen einreißen, was er soeben mit Sorgfalt aufgebaut? Aber gegen solche Regungen schien er ein für allemal gefeit. Auch wenn ich ihn nicht überzeugen konnte, war er mir erkenntlich; in der Mehrzahl der Fälle gab er mir ganz oder teilweise recht, schickte sich unverdrossen an, die vorgeschlagene Umgestaltung zu vollziehen, begann, wo es not tat, wieder von vorn. Etliche Werke hat er mir so in zwei, drei, vier Fassungen vorgelegt, auf neuen Einspruch hin immer wieder nachfeilend und nicht mit sich zufrieden, bis auch ich ihm meine Befriedigung erklären durfte. Nicht ohne tiefe Rührung überlese ich jetzt, in der gesammelten Korrespondenz blätternd, die vielen Zeugnisse dieser seiner Schonungslosigkeit gegen sich selbst, dieses echt künstlerischen Ringens um die Vollendung, dieser erstaunlichen, in den Augen des krittelnden Freundes doppelt und dreifach bewunderungswürdigen Langmut: „Deine kritischen Einwände gegen den vierten Akt scheinen mir sehr beherzigenswert, wenn auch in die Ökonomie dieses Aktes schwer einzugreifen ist. Doch was gemacht werden muß, kann auch gemacht werden; es gibt da keine Unmöglichkeiten." „Wozu hat man seinen Kopf, als um ihn sich zu zerbrechen!" „Wie ich bemüht war, Deine guten Winke zu befolgen, wirst Du sehen." „Was Du sagst, hat mich durchaus überzeugt, daß die ganze Konzeption noch einmal in den Schmelztiegel geworfen werden muß." „Du sollst nur wissen, daß ich über die Änderungen in drei Brüttagen ins reine gekommen bin." „Herzlichen Dank für Dein Placet, das mich sehr beruhigt hat, da ich nach einer vollendeten Arbeit immer sehr ungewiß bin, ob ich's nicht ganz verkehrt angegriffen habe."

Sind diese Züge nicht geeignet, das Bild

des Dichters, wie es der breiten Öffentlichkeit vorschwebt, in wesentlich veränderte Beleuchtung zu rücken? Selbst er, der Götterliebling, von dem die Welt annahm, die reifen Früchte seien ihm in den Schoß gefallen, hat des alten Hesiod Wort bestätigt, daß die Götter vor die Tüchtigkeit den Schweiß gesetzt haben. Freilich produzierte er leichter und rascher als die meisten anderen; sonst wäre ja seine ans Fabelhafte grenzende Fruchtbarkeit nicht möglich gewesen. Aber die Leichtigkeit artete niemals bei ihm in Leichtsinn aus; mehr noch, er mißtraute ihr, legte ihr selbstgeschaffene Hindernisse in den Weg. Allem, was er vornahm, galt sein ganzer Ernst, seine ganze Kraft und Hingebung. Er schlug sich mit seinen Stoffen so mühselig herum wie einer und hielt sich sein Lebtag nichts ängstlicher vom Leib als den Unfehlbarkeitsdünkel des Virtuosentums. Sein heißer Kampf mit der einzelnen Arbeit endete nur darum schon nach knapper Frist mit einem Sieg, weil er von früh an unablässig an sich selber gearbeitet hatte; weil er seine reichen Anlagen nicht auffaßte als ein Kapital, von dem sich's gemächlich zehren ließ, sondern als einen Acker, der täglich zu bestellen war.

Er mußte täglich arbeiten. Er mußte; er konnte nicht anders. Er war nicht imstande, auf seinen Lorbeeren auszuruhen, zwischen dem eben beendeten Werk und dem nächsten zu pausieren oder in höheren und höchsten Semestern aufzuhören. Jedes seiner Bücher seit zwölf, fünfzehn Jahren bezeichnete er mir als das letzte — und schrieb dann ein neues. Erst der Tod riß ihm die Feder aus der Hand. Ohne Zweifel hätte er klüger daran getan, noch im Vollbesitz seiner Mittel zu verstummen, statt durch schwächere Altersleistungen die glänzende Ernte seiner Mannesjahre vorübergehend in den Schatten treten zu lassen. Das kurze Gedächtnis der hastigen Gegenwart wertet ja einen Zeitgenossen immer nur nach seiner jüngsten Tat und zieht erst die Summe, nachdem man ihn begraben hat. Doch zu dieser Klugheit mangelte ihm nicht nur die kühle Berechnung; Leben und Dichten waren für ihn so sehr eins, daß der Trennungsschnitt, wenn er ihn überhaupt hätte ausführen können, mitten durch sein Herz gegangen wäre. Er billigte nie die hochmütige Ästhetenparole: „L'art pour l'art"; aber ein anderer Wahlspruch wäre ihm aus der Seele gesprochen gewesen: „Le travail pour le travail." Das Glück des Wirkens galt ihm unendlich viel mehr als das Schicksal des Werkes. Seine heiße Vaterliebe für das Buch, an dem er schrieb, erkaltete augenblicklich, sobald er den Schlußpunkt dahinter gesetzt, und zwar für immer. Er konnte es in der Regel nicht über sich bringen, eine seiner älteren Arbeiten wieder zur Hand zu nehmen, geschweige denn durchzulesen. Die Folge davon war, daß sie bei ihm in gründliche Vergessenheit gerieten. Vor ein paar Jahren erzählte er mir einen drolligen Beleg dafür. Er hatte in irgendeiner provenzalischen Chronik kürzlich einen Stoff aufgestöbert, der ihm ungemein reizvoll schien, und machte sich mit freudigem Eifer an seine novellistische Ausführung. Ein gutes Stück davon war bereits aufgezeichnet, als er durch einige ihn sonderbar bekannt anmutende Details und Eigennamen stutzig wurde. Wo waren ihm die nur schon vorgekommen? Von einem unbestimmten Argwohn getrieben forschte er in seinen eigenen Schriften nach, und siehe da, die Geschichte stand längst in einem seiner Novellenbände, und er hatte sie bis zur Hälfte ahnungslos zum zweitenmal verfaßt.

Um immer arbeiten zu wollen, bedurfte er nur seiner angeborenen unermüdlichen Betätigungslust. Daß er es auch immer konnte, war das Ergebnis zahlreicher Faktoren, wie sie sogar bei begnadeten Menschen sich nur ausnahmsweise vereinigen. Dazu gehörte vor allem eine nie versagende Phantasie, eine stetig quellende, stetig überströmende Erfindung, die ihn um Motive, Gestalten, Fabeln nie verlegen werden ließ. An der einen noch brennenden Fackel entzündete er die andere. Darum nahmen viele seiner Hervorbringungen ungesucht einen zyklischen Charakter an. Eine provenzalische, eine Meraner Novelle beschwor ein halbes Dutzend herauf; ein tragischer Einakter pflanzte sich zu einer Sippe fort; ein lyrisches Thema weckte eine lange Reihe von Variationen. Dazu gehörte ferner seine beneidenswerte Nervenlosigkeit. Er war keiner von denen, die geduldig auf die Stimmung warten oder sie durch allerlei künstliche Reizmittel anstacheln müssen. Äußere Umstände übten auf seine Arbeitskraft nicht den geringsten Einfluß. Jeden Morgen, den Gott werden ließ, saß er drei Stunden lang, nicht weniger und nicht mehr, an seinem Tisch und schrieb. Ich sage absichtlich nicht: an seinem Schreibtisch; denn ein solches Berufsmöbel hat er vor seinen letzten Lebensjahren nie sein eigen genannt. Ihm genügte zur Niederschrift seiner sämtlichen Werke ein Salontischchen, das einer Weltdame zur Abfassung ihrer Billets doux zu unbequem gewesen wäre. Schleppte er doch dorthin jedesmal, bevor er anhob, erst Papier, Tintenfaß und den Gänsekiel, dem er vor allen Stahlfedern den Vorzug gab. Aber nicht nur daheim, auch unterwegs stellte er in bezug auf die Arbeitsbedingungen keinerlei Ansprüche. Jede Umgebung war ihm recht; die nackten vier Wände einer Spelunke taugten ihm ebenso wie ein behagliches Hotelzimmer. Nur vor übertriebenem Luxus hegte er eine starke Abneigung.

Doch das Hauptgeheimnis seiner beispiellos ergiebigen Schöpferkraft lag in der wundersamen Harmonie seiner Gaben, der frühzeitigen Ausgeglichenheit seines Wesens, seiner körperlichen, geistigen und seelischen Geradwüchsigkeit. Schon sein Werden und Reifen verknüpfte sich nicht, wie bei so vielen anderen, mit einem Krankheitsprozeß; es

hatte die organische Selbstverständlichkeit, mit der sich aus der Knospe die Blüte, aus der Blüte die Frucht entwickelt. Man könnte beinahe behaupten, er sei als ein Fertiger, Gewappneter wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus entsprungen; denn schon in seinen Erstlingen gab er sich ganz, gebrach ihm kein bestimmendes Merkmal seiner endgültigen Physiognomie. Er, der so unzähligen Problemen des Menschenherzens nachgegangen, barg in der eigenen Brust nichts Problematisches, keine Risse, die verkittet, keine Klüfte, die überbrückt werden mußten, keinen Zwiespalt, der langwierige innere Kämpfe verursachte. Eben darum konnte er die gesammelte Energie, ohne gleich anderen Künstlern einen beträchtlichen Teil davon für aufreibende Selbstbefehdung zu verbrauchen, der Arbeit zuwenden; darum mußte er nicht erst mit sich ringen, bevor er mit dem Werk rang. Seine Art hatte etwas Leuchtendes und Beschwingtes, und zu leuchten und zu beschwingen hielt er auch für die eigentliche Aufgabe der Kunst. Nur wem die Welt munde, so hörte ich ihn sagen, der könne sie mundgerecht machen; deshalb sei es die Voraussetzung aller Poesie, Geschmack an ihr zu finden, und ihr Ziel, ihn anderen beizubringen. Demnach betrachtete er das Schaffen als eine unmittelbare Äußerung gesteigerter Lebensfreude oder, wie er im Gespräch sich einmal ausdrückte, als einen Überschuß an Gesundheit. „Dichten ist ein Übermut," schrieb er mir ein andermal; „wenn ich den nicht in mir spüre, rühre ich keine Hand."

Dieselbe Einheit und Ganzheit, der sein Künstlertum entquoll, verlieh ihm auch im persönlichen Umgang einen unwiderstehlichen Zauber. Auch hier kargte und sparte er nicht, wie so manche Geistesarbeiter, die unter Menschen immer nur halb anwesend sind oder sich für zu gut halten, um sich in kleiner Münze zu verausgaben. Er trug aus dem vollen zur Unterhaltung bei, ging ohne Rest in ihr auf, regte an und ließ sich anregen, ein ebenso williger Zuhörer, wie er ein williger Plauderer war. Das Vornehme, das Fürstliche in ihm, das ohne sein Zutun alle Schalheit und Gemeinheit aus seiner Nähe verbannte, schloß den kindlichen Frohsinn nicht aus. Für Scherz und Witz war er allezeit dankbar empfänglich und schreckte, seine Taufe mit Spreewasser beglaubigend, auch vor einem gelegentlichen Kalauer nicht zurück. Nirgends jedoch kam sein hinreißendes geselliges Temperament so losgebunden zur Geltung wie in der freien Natur, namentlich in seiner Herzensheimat, dem Süden. Da unten an seinem geliebten Gardasee konnte er Funken versprühen wie die italienische Sonne, konnte den Farbenreichtum der Landschaft durch die bunte Palette seiner Einfälle wettmachen. Ich entsinne mich einer gemeinsamen Fahrt von Mentone nach Monte Carlo während des einzigen Besuches, den er je der sonst gemiedenen Riviera di Ponente abgestattet hat. In der mutwilligsten Laune begann er da plötzlich aus dem Stegreif in Versen zu sprechen, forderte mich heraus, ihm in Versen zu antworten, und veranlaßte so ein verwegenes Reimduett.

Ich sagte vorhin, daß wenige ihn ganz

In das Stammbuch von Velhagen & Klasings Monatsheften.

Dies Haus, das mir so manches Jahr
Gegönnt ein freundlich Gastrecht war,
Wo, wenn danach der Sinn mir stand,
Ich immer gute Gesellschaft fand,
Gott mög' es stets im Giebel halten
Und weise drin die Hausherrn walten,
Daß nichts vom Unfug dieser Tage
Sich über seine Schwelle wage.

Paul Heyse

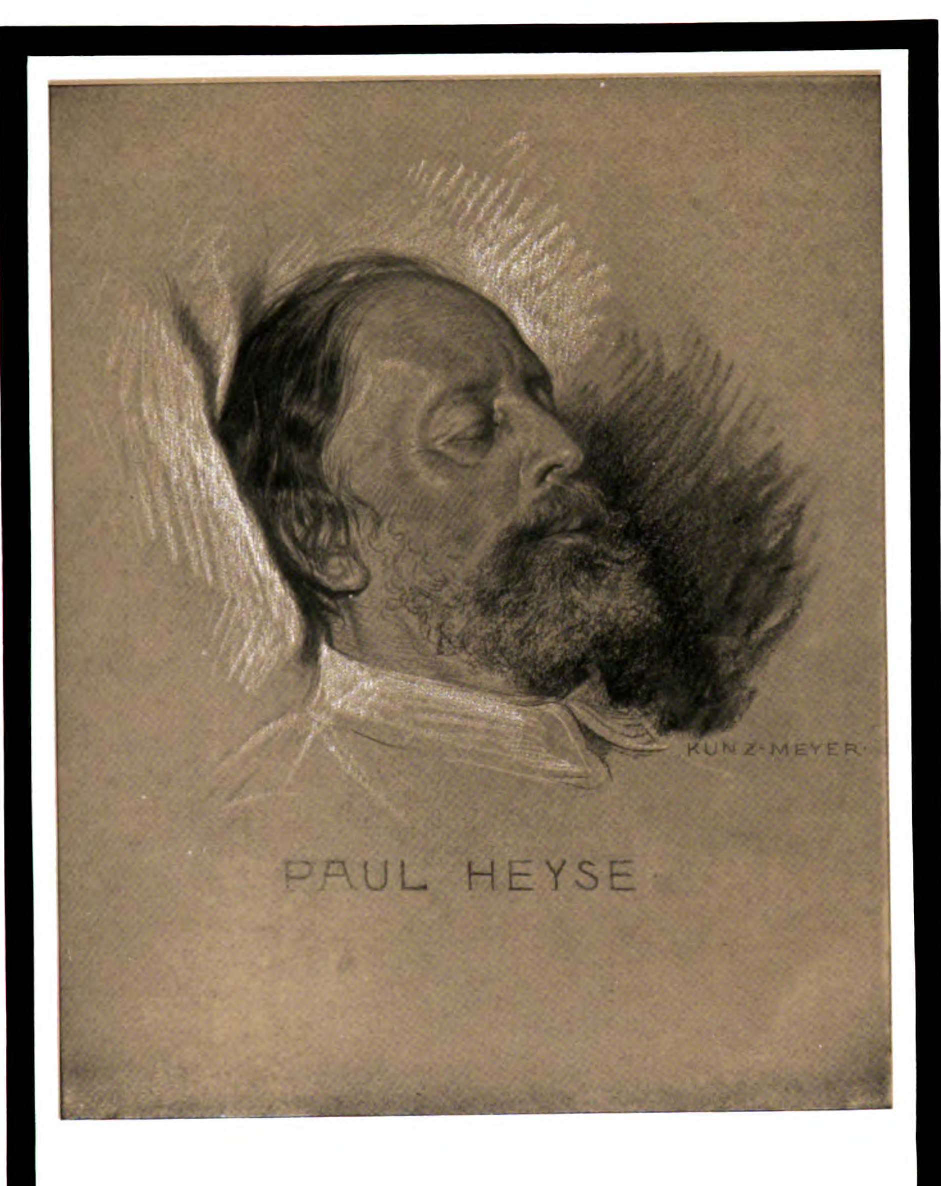
Handschrift des Dichters im Jahre 1910

gekannt haben. Wie wäre andernfalls der Vorwurf denkbar, er habe der Jugend ablehnend und verständnislos gegenüber gestanden! Mein eigenes Beispiel schon für sich allein könnte diesen Vorwurf entkräften. Aber dieses Beispiel ist wahrlich nicht vereinzelt. Der Jüngeren und Jüngsten, die seine Teilnahme und Förderung erfahren haben, lebt eine Menge. Er, der zu allem Zeit hatte oder sich nahm, las mit unwahrscheinlicher Geduld und Gewissenhaftigkeit jedes ihm zur Prüfung übersandte Manuskript, mochte es so dickleibig sein, wie es wollte. In eingehenden Briefen an die ihm fremden Verfasser begründete er nicht nur sein Urteil, sondern suchte ihnen auch eine Handhabe für ihr Weiterkommen zu bieten. Daß er dabei oft genug Undank erntete, schreckte ihn nicht ab, seinem schönen Worte treu zu bleiben: „Das sind die Edelsten auf Erden, die nie durch Schaden klüger werden." Wenn ich ihm meine Verwunderung aussprach, wie er so viele wertvolle Stunden an ein zumeist so fruchtloses Geschäft wenden könne, erwiderte er mir, er sei selbst einmal jung gewesen und wisse, was in jenen Jahren der Zuspruch eines Mentors bedeute. Er zweifle nicht, daß die Liebesmüh' häufig verschwendet sei; aber wenn auch nur ein Samenkorn auf den rechten Boden falle, verlohne es sich, die anderen umsonst ausgestreut zu haben. Einer Jugend allerdings, die ihm jedes Verständnis vorenthielt, die, auf seinen Schultern stehend, höhnisch auf ihn herabsah und sein gesamtes Lebenswerk, weil es der Tagesschablone widersprach, zum alten Eisen warf, einer solchen Jugend konnte er nicht zärtlich zugetan sein; und er war zu wenig Opportunist, zu wenig Diplomat, um aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen. Er paktierte nicht, wie namhafte Kollegen von ihm, die vorsichtshalber die Faust nur in der Tasche ballten; er setzte auf einen groben Klotz einen groben Keil. Auf ein ganz anderes Blatt hingegen gehört die nicht wegzuleugnende Tatsache, daß er mit der neuen Literaturentwicklung nur sehr teilweise mitging. Das war eine Folge seiner Geistesrichtung und seines individuellen Geschmacks. Manches hieß er enthusiastisch willkommen; anderes stieß ihn ab, und es waren gerade einige der hervorragendsten Erscheinungen, von deren Belang er sich bis zuletzt nicht überzeugen ließ. Inwieweit er in diesem Meinungsstreit unrecht hatte, darüber wird als höchste Instanz erst die Nachwelt entscheiden. Daß auch meine Ansicht hierin von der seinen abwich, habe ich ihm nicht verhehlt, und nach allerlei vergeblichen wechselseitigen Bekehrungsversuchen beschlossen wir, nicht mehr miteinander über Dinge zu reden, in denen eine Einigung nicht zu erhoffen war. Er beharrte auf seinem Standpunkt, nicht wegen mangelnder Sympathie für die Jugend, noch weniger auf Grund von kleinlicher Eifersucht; vielmehr einfach deshalb, weil er beim redlichsten Willen nicht aus seiner Haut heraus konnte. Schöpferische Menschen sind selten allseitig gerechte Kritiker, da ihrer ausgesprochenen Eigenart für schroff entgegengesetzte Persönlichkeiten das Organ fehlt; mit Beweisen hierfür kann die Literaturgeschichte reichlich aufwarten. Schiller hat Bürger, Goethe hat Kleist, Grillparzer hat Hebbel verkannt; wir wollen es ebensowenig wie ihnen dem Dichter Heyse nachtragen, daß er nicht zum Rezensenten geboren war.

Für die Reibungen mit der Jugend hatte er jedenfalls den nicht zu verachtenden Trost, daß seine eigene Jugend bei ihm aushielt mit einer Treue, die an das Wunder streifte. Er wurde alt; aber er alterte nicht. Noch in der zweiten Hälfte der Siebzig war er ganz dazu angetan, schwärmerischen Mädchenherzen gefährlich zu werden, spottete des Datums seiner Geburt in Aussehen und Wesen, pflegte herzlich zu lachen, wenn die Zeitungen ihn den greisen Dichter nannten. Denn nichts, gar nichts an ihm war greisenhaft, und niemand hätte ihm nach dem Augenschein die Jahre beigemessen, deren Last er mit soviel Anmut auf die leichte Achsel nahm. Zischelten doch sogar böse Zungen, er müsse sich die Haare färben, da sie ausdauernd braun blieben und erst an der Schwelle der Achtzig einigen Silberfäden gestatteten, sich unter sie zu mischen. Und als schließlich doch die Unbilden des äußersten Spätherbstes sich ankündigten, konnten sie nur seinem Körper etwas anhaben, nicht seinem Geist. Auch seiner Handschrift nicht; sie zeigt in dem letzten Brief, den ich genau drei Wochen vor seinem Heimgang von ihm erhielt, noch dieselben zierlichen, festen und klaren Züge wie dreißig Jahre vorher.

Auf dem herrlichen Münchner Waldfriedhof habe ich ihn dann, bevor ich an seiner Bahre ihm den Scheidegruß sprach, noch einmal wieder gesehen: ein Bild edler, andachtgebietender Schönheit, an dem der Tod jede Spur des Verfalls ausgetilgt hatte. Ein Bild, das die Schauer der Vergänglichkeit besiegte und den Schmerz auflöste in Bewunderung. Hier ruht einer aus — so sprach das Bild — dessen Erdendasein kein Stückwerk gewesen ist. Gönnt ihm die Ruhe, ihr Freunde; denn er hat vollendet.

In Nekrologen pflegt man sofort die Bilanz eines Lebens abzuschließen, pflegt schleunigst zu weissagen, was von seinem Wirken bestehen, was vergehen wird. Die Freundschaft nimmt an diesem fragwürdigen Prophetentum nicht teil. Sie weiß: Auch die Schätzung Paul Heyses hat noch manchen Wandel zu gewärtigen, ehe sein Platz in der Ehrenhalle der Nation auf immer fest umschrieben sein wird. Eins aber darf für gesichert gelten — schon heut: Dieser Mann war liebenswürdig; nicht allein im abgegriffenen Sinn des Wortes, sondern in der verklärenden Urbedeutung. Er war würdig, geliebt zu werden, und wird für alle Zeit dessen würdig bleiben.



Es starb ein Großer, und wir erben viel,
Sein Leben war Natur und hatte Stil,
War Form und Kern, war seiner Werke bestes;
Sein Tod leis' tönend wie entferntes Spiel
War reiner Ausklang eines hohen Festes.
Erfüllung war sein Weg, war Sieg am Ziel.
Und lächelnd ging er, um uns Zeit zu lassen,
Der Erbschaft Fülle völlig zu erfassen.

Ludwig Ganghofer

Die bessere Welt. Novelle von Paul Heyse



Seit einem Jahre war der junge Doktor Leonhard am Gymnasium zu M., einer kleinen thüringischen Fabrikstadt, als Oberlehrer angestellt. Er war aus der Hauptstadt des Ländchens, in der er zuvor drei Jahre unterrichtet hatte, dorthin versetzt worden, weil der alte Professor, der in den beiden Oberklassen Griechisch und Deutsch gelehrt, plötzlich gestorben war und die Schulbehörde zu einem Ersatz niemand geeigneter fand als diesen noch jungen Lehrer, der sich als guter Pädagog bewiesen und nebenbei auch in wissenschaftlichen Arbeiten hervorgetan hatte.

Mit dem Tausch, der ja eine ungewöhnlich rasche Beförderung bedeutete, hatte der junge Mann alle Ursache, zufrieden zu sein. Die Stadt, die trotz ihres Aufblühens noch einige Reste der altertümlichen Vorzeit bewahrt hatte, gefiel ihm ausnehmend, sowie auch die waldige Hügellandschaft, die sie umringte, seine Augen mehr ergötzte als die etwas nüchterne Umgebung seines früheren Wohnorts, zumal er ein eifrig landschafternder Dilettant war. Was die neuen Menschen betraf, unter denen er leben sollte, so kamen ihm alle von Anfang an aufs traulichste entgegen, sowohl seine Kollegen als die Schüler, deren Herzen er durch seine heitere und gütige Art in den ersten Stunden gewann. Daß die Gesellschaft ihn sofort als ein schätzenswertes und willkommenes Mitglied begrüßte, war kein Wunder. Er hatte keine Frau mitgebracht, und unter den Müttern heiratsfähiger Töchter war es kein Geheimnis geblieben, daß er außer seinem Gehalt von Hause aus einiges Vermögen besaß, so daß er selbst in den Familien der Fabrikbesitzer sich sehen lassen konnte. Unter den Töchtern vollends entstand ein heftiger Wettbewerb, welcher es gelingen möchte, die Augen des schlanken jungen Herrn auf sich zu ziehen, der sehr hübsch und wohlgesittet war und gar nichts Schulmeisterliches an sich hatte, sondern eher nach einem Künstler aussah. Da es auch herauskam, daß er ein guter Sänger war und seine Lieder selbst am Klavier begleiten konnte, war er in den ersten Monaten dermaßen vergriffen, daß er sich vor Einladungen nicht zu retten wußte und seine Zuflucht dazu nahm, eine wissenschaftliche Arbeit vorzuschützen, für die er sich seine Abende und auch die schulfreien Sonntage freihalten müsse. Daß er sich derart der Gelehrsamkeit befliß, wurde ihm von den jungen Schönen schwer verdacht und als einziger Fehler an dem sonst so „reizenden" Menschen betrachtet, während er bei den Eltern dadurch nur an Hochachtung gewann.

Diese Urteile für und wider kümmerten ihn durchaus nicht, zumal sein Herz allen Lockungen gegenüber freiblieb. In seinen Universitätsjahren hatte dieses Herz eine traurige Erfahrung gemacht, die es in seinem siebenundzwanzigsten Jahre noch nicht ganz hatte verwinden können. Davon war auch auf seinen Zügen ein schwermütiger Schatten zurückgeblieben, der ihnen aber einen eigenen Reiz gab, zumal das Gesicht sich sogleich liebenswürdig aufhellte, wenn ihm freundlich begegnet wurde. Diesem Aufglänzen seines reinen Gemüts, das bei allem Ernst jünger geblieben war als seine Jahre, konnte niemand widerstehen, der nur ein wenig Menschenkenner war, wäh-

---

Mitte Januar d. J. wurde uns eine unerwartete Freude: Paul Heyse sandte uns eine Novelle. Er schrieb uns dazu in seiner liebenswürdigen Art: „Ich hatte geschworen, nie mehr zu einer novellistischen Sünde mich verleiten zu lassen, um nicht mit halber Kraft mich in ein so halsbrecherisches Abenteuer einzulassen, und bin nun doch der Sünde bloß. Während der Arbeit an diesem nicht uninteressanten Stoff fühlte ich mich ganz frais et dispos, hernach aber zuckte ich die Achseln als über einen senilen Versuch, noch einmal ein gesundes Kind zu zeugen. Ihnen sende ich das Manuskript, weil ich Ihnen die freundschaftliche Offenheit zutraue, mir zu sagen, ob dergleichen sich überhaupt noch sehen lassen kann, zumal in der eleganten Gesellschaft der Herren Velhagen & Klasing. Wenn Sie bedauernd den Kopf schütteln, werde ich es nicht übelnehmen . . ." Nun, wir haben selbstverständlich nicht bedauernd den Kopf geschüttelt — und wenn nun unsere Freunde die letzte Erzählung, die der Meister der deutschen Novelle geschrieben, lesen, werden sie uns recht geben: auch diese Gabe des verehrten Greises trug noch den „Falken" in sich, von dem er so gern sprach.

Die Redaktion

rend auch die Jugend, ohne darüber nachzusinnen, das dunkle Gefühl hatte, daß dieser Herr Lehrer nicht zu der sonstigen Klasse gehörte, mit denen Possen zu treiben für eine Art Ehrenpflicht galt.

※ ※ ※

Der erste Winter war ohne sonderliche Ereignisse vergangen.

Als das Frühjahr kam und mit ihm die Osterferien, hatte Leonhard ein Ränzel umgeschnallt und sich aufgemacht, Umschau in Berg und Tal zu halten. Unter all den lieblichen und malerischen Gegenden, die er durchwanderte, hatte ihm eines der größeren Dörfer eingeleuchtet, das seitab von der Eisenbahn an einem hellen Flüßchen gelegen und mit Wäldern und Wiesen reichlich ausgestattet war. Am liebsten hätte er hier sofort sich niedergelassen, um nach Beute für sein Skizzenbuch auszugehen. Das wurde ihm durch plötzlich einfallendes Regenwetter vereitelt, und er sah sich gezwungen, die letzten Tage der Vakanz dranzugeben und rasch nach der Stadt zurückzukehren, was in einer kleinen Stunde geschehen konnte.

Bevor er aber fortging, hatte er sich danach umgesehen, wo Gelegenheit wäre, sich zu einer längeren Sommerfrische einzumieten. Da die Bauern schon begonnen hatten, sich auf städtische Gäste einzurichten, fand er bald, was er suchte, bei einer guten und klugen älteren Frau, die vor einem Jahre ihren Mann verloren hatte und nun ein Zimmer für einen Fremden abgeben konnte. Leonhard und seine künftige Wirtin fanden Gefallen aneinander, und alles wurde für die großen Ferien Ende August zwischen ihnen verabredet.

Als diese von Leonhard ersehnte Zeit nun herangekommen war, packte er ein bescheidenes Köfferchen und schickte es nebst einer schlanken Staffelei, dem großen weißleinenen Sonnenschirm und dem Kasten mit dem Gerät für Aquarellstudien nach dem Bestimmungsort voraus, da er selbst zu Fuß nachfolgen wollte. Es war der herrlichste milde Sonnentag, den der scheidende Sommer bescheren konnte, und mit allen Sinnen sog der Wanderer die lachenden Bilder und Duft und Frische des Morgens ein, in der Vorfreude seiner malerischen Ferienarbeiten. Denn es ging ihm wie anderen Dilettanten, daß, so lieb ihm der Umgang mit den jungen Köpfen und seine gelehrten Studien waren, sein ganzes Herz doch nur aufging, wenn er auf seinem Feldstühlchen saß und den Pinsel in seine Wasserfarben tauchte. Wie es kommt, daß uns nur ganz glücklich macht, was wir nur halb können, daß selbst ein Meister irgendeiner Kunst mit Begierde eine andere betreibt, in der er es nie zur Meisterschaft bringt, ist ein Problem, dem hier nicht weiter nachgegrübelt werden soll.

※ ※ ※

Draußen in seinem bäuerlichen Quartier wurde er von der Wirtin aufs beste empfangen. Sie führte ihn in das Zimmer, das er bewohnen sollte, dasselbe, in dem ihr Mann früher, da die Dorfgemeinde ihn zu ihrem Bürgermeister oder Schulzen gewählt hatte, seine amtlichen Arbeiten besorgt und Beratungen abgehalten hatte. Ein Aktenschrank, der jetzt leer war, erinnerte noch daran. Es war ein freundliches, nach Westen schauendes Gemach, durch dessen einziges Fenster man auf das alte Dorfkirchlein blickte. Dunkler Efeu hatte es ganz umsponnen, und vor der Tür standen zwei hochwipflige Ulmen, die Leonhard schon beim ersten Besuch sich für sein Skizzenbuch notiert hatte. Sein Köfferchen und das Malgerät waren schon vor ihm eingetroffen. Er ging sogleich daran, auszupacken und sich häuslich einzurichten. Die wenigen Möbel waren sauber, für das Bett bat er sich nur eine leichtere Decke aus, und das Bild des entschlafenen Hausherrn, das an der Wand darüber hing, von einem durchreisenden „Künstler“ gemalt, war derart jenseits von gut und schlecht, daß er darüber wegsehen konnte.

Das achtjährige blonde Töchterchen der Wirtin spähte durch die Tür herein. Er rief es zu sich, liebkoste das frische, runde Gesichtchen und ließ sich von dem Kinde in Hof und Stall führen, wo fünf stattliche Kühe und zwei Pferde standen. Zu dem Hause gehörten ein paar Felder und ein großer Besitz an Wiesen, da die Dorfleute hier mehr Viehzucht als Ackerwirtschaft trieben. Die Kleine wußte schon von allem Bescheid, und ihr zutuliches Geplauder ergötzte ihn. Alles in allem sagte er sich, daß er nicht behaglicher in seinen Ferien hätte unterkommen können.

Dann ging es zum Essen in das Wirts-

haus, wo er schon damals eingekehrt war und eine Nacht zugebracht hatte. In dem geräumigen Saal, der offenbar erst vor etlichen Jahren angebaut war, fand er schon mehrere Tische mit Sommergästen besetzt, darunter einige ihm bekannte Gesichter, von denen er aber nach einer flüchtigen Begrüßung keine weitere Notiz nahm. Er flüchtete sich in eine einsame Ecke und vermied sorgfältig, nach der Seite hinzublicken, wo Mütter saßen, die mit Töchtern gesegnet waren. Auch übereilte er sein Mahl, um vor ihnen sich entfernen zu können. „Sie müssen mich durchaus in die Kost nehmen, liebe Frau Wittekind," sagte er, als er wieder zu seiner Hausfrau gekommen war. „Nein, ich werde Ihnen keine Umstände machen. Was Sie selbst mit Ihren Leuten essen, ist mir genügend, und ich bin überhaupt nicht verwöhnt. Aber mit diesen Herrschaften aus der Stadt mich unterhalten zu müssen, verdirbt mir alles ländliche Vergnügen und nimmt mir den Appetit. Viel lieber schwätz' ich mit Ihnen und meiner kleinen Freundin Susel."

⌘ ⌘ ⌘

Nach einer kurzen Siesta auf dem harten Ledersofa, das jahrelang die schweren Glieder des Bürgermeisters gedrückt hatten, machte er sich auf, Umschau in der Gegend zu halten und nach malerischen Motiven zu spähen.

Die Gegend breitete sich nach Osten ziemlich eben aus, zwischen Büschen und einigen Baumgruppen lagen die meist ansehnlichen Höfe voneinander gesondert, nur an dem gewundenen Ufer des Flüßchens dichter einander benachbart, fast überall ein malerisches Auge durch ihr altertümliches Ansehen und gesättigte tiefe Farben erfreuend. Nach Westen jedoch stieg das Gelände sanft an, und hier stand, die Hügel bekrönend, ein prachtvoller Hochwald, der stundenweit ins Land hinaus sich erstreckte. Langsam wanderte Leonhard, nachdem er einige Punkte auf der Dorfseite gefunden hatte, die er demnächst zu malen gedachte, auf den Forst zu, an dessen Fuß sich ein altes, ansehnliches Haus erhob, nicht von bäuerlichem Zuschnitt, sondern offenbar das Wohnhaus eines Försters. Über der vorderen Tür das mächtige Geweih eines Damhirsches, nach hintenzu ein starker niederer Zaun, der einen kleinen Hof gegen den Fußweg abgrenzte. Kläffende Hunde wurden laut, als Leonhard sich näherte, er sah ein paar schwarze Dackel an die Stäbe heranspringen und die lange Figur eines jungen Menschen sich nähern, offenbar ein Jagdgehilfe, der den Fremden neugierig beobachtete und höflich die Kappe zog, als er gegrüßt wurde.

Leonhard aber hielt sich nicht auf, sondern stieg ruhig weiter. Lange hatte er eine solche Pracht von Buchen und Eichen nicht gesehen, und es fehlten ihm nur die Vogelstimmen, die zu dieser Jahreszeit längst verstummt waren. Nur die Eichhörnchen, die in großer Menge zwischen den Stämmen sich hin und her schwangen, belebten die reglose Stille.

Er saß zuerst eine Weile auf einem Bänkchen zu Füßen einer uralten Eiche, ehe er die Wanderung fortsetzte. Bald hob sich der Boden, und der Weg stieg neben einer Schlucht in die Höhe, in deren Grunde er einen See gewahrte, jetzt, da die Sonne sich schon neigte, tiefschwarz, von Birken und jungen Buchen umstanden. Durch eine Lücke in der waldigen Umfriedung sah man in eine grüne Wiese hinaus, auf der eine Hütte stand, von einem verwilderten Gärtchen umgeben. Das nahm sich in dieser Einsamkeit so eigen aus, daß Leonhard lange stehen blieb und die Blicke an dem Bilde weidete. Er beschloß, gleich morgen hier eine Studie zu machen, wenn die Sonne den Durchblick hinter dem dunklen See vergolden würde. Zunächst trat er dicht an den Rand des Abhangs vor und sah nun, daß ein schmaler Pfad in vielen Windungen an der Steile hinunterlief, zuweilen durch ein paar hölzerne Treppenstufen unterbrochen. Er unterließ den Abstieg, da es spät geworden war und er nach Hause mußte, wenn er zu der Abendsuppe pünktlich zurück sein wollte. ‚Auf morgen also!' sagte er vor sich hin, brach eine Blume, die ihm zu Füßen aus dem Grase vorsah, und wandte sich zur Umkehr.

Nach dem sehr einfachen Nachtmahl saß er noch lange auf der Bank vorm Hause, ein Weilchen in der Gesellschaft der Susel und ihres Kätzchens, das ihm zutraulich auf den Schoß gesprungen war, da alle Tiere gleich den Kindern sofort empfanden, daß er ihr Freund war. Als die Kleine zu Bett gegangen war und die Mutter

drinnen noch den Besuch einer Freundin hatte, genoß er die laue Nacht mit tausend Sternen in einer wonnigen Einsamkeit und konnte sich erst, da das heisere Glöckchen auf dem Kirchturm elf Schläge tat, entschließen, sein Lager aufzusuchen.

ꕥ ꕥ ꕥ

Er war aber früh wieder auf, beeilte sich mit seinem Frühstück, das die Hausfrau ihm ins Zimmer trug, und trat dann, mit seinem Malgerät beladen, den Weg nach dem Fleck im Walde an, den er sich gestern für seine Arbeit ausgewählt hatte. Er fand den Blick auf den See hinab und zu dem Jagdhüttchen hinüber in der Morgenbeleuchtung noch anziehender, freilich auch ein wenig schwerer, da der Grund tief unter seinem Horizont lag und die Perspektive ungewöhnlich war. Aber mit der fröhlichen Sorglosigkeit des Dilettanten, der sich an jede Aufgabe wagt, da ihm die Schwierigkeit nicht voll zum Bewußtsein kommt, ging er flugs an die Arbeit, nachdem er sein Feldstühlchen hingestellt und die Mappe auf einen glatten Baumstumpf gelegt hatte, der ihm gut zu einem Maltisch dienen konnte. Dann kramte er Palette und Farbenkasten aus und ging munter ans Werk.

Es blieb kirchenstill rings um ihn her. Zu den Eichhörnchen, deren es hier, wie er gestern schon bemerkt, eine Menge gab, kam noch ein Reh, das erschreckt, da es seiner ansichtig wurde, die Flucht ergriff. Sonst nichts Lebendiges in der weiten Runde, als fern dann und wann das gedämpfte Kläffen der Dackel im Forsthaus und hoch über ihm der Schrei eines Bussards.

Plötzlich aber — vor ihm, am Rande der Schlucht, wo der schmale Pfad sich hinuntersenkte — ein Mädchenkopf unter einem schwarzen Strohhut auftauchend; gleich darauf die Brust und jetzt die schlanke Gestalt — und neben ihr ein schlanker rotbrauner Jagdhund, der laut aufbellend gegen den Mann hinsprang und erst durch den Ruf seiner Herrin zurückgehalten wurde.

Ein paar Augenblicke standen die beiden jungen Menschen einander stumm gegenüber, da die Überraschung ihnen die Zunge lähmte. Leonhard, der barhaupt gesessen hatte, war aufgesprungen, ohne sich nur einmal zu verneigen. Die Erscheinung des Mädchens auf dem landschaftlichen Hintergrund war eine so liebliche Staffage, daß er sie beinahe gebeten hätte, zehn Minuten stillzuhalten, bis er ihren Umriß auf sein Blatt gebracht hätte. Ihr junges Gesicht — sie konnte noch nicht zwanzig Jahre alt sein — hatte, von dem Strohhut verschattet, einen ernsten Ausdruck, trotz der weichen Züge, ihre Gestalt in dem einfachen, lichtblauen Sommerkleid war kraftvoll entwickelt, und da sie ihre Fassung wiedergewann und mit einem leichten Neigen des Kopfes ihren Weg an ihm vorbei fortsetzen wollte, wachte auch er aus seiner Erstarrung auf, verbeugte sich höflich und sagte lächelnd: „Ich habe Sie erschreckt, mein Fräulein. Freilich habe ich keinen Erlaubnisschein, in Ihren herrlichen Wald einzudringen und zu tun, als ob ich hier zu Hause wäre. Aber wenn ich auch etwas stehlen will, was großen Wert für mich hat, Ihr Besitz bleibt Ihnen ungeschmälert. Was ich da gemacht habe, ist noch sehr unvollkommen. Wenn Sie aber einen Blick darauf werfen wollen — —“

„Der Wald ist nicht mein Eigentum, sondern gehört dem Fürsten,“ versetzte sie, „aber auch der erlaubt jedem, hineinzugehen. Ich begreife sehr gut, daß gerade diese Stelle Sie angezogen hat. Auch ich komme oft hierher, freilich — aus einem besonderen Grunde.“

Das letzte hatte sie mit einem leichten Seufzer gesagt, dessen Ursache er nicht verstand. Er war von seinem Blatt zurückgetreten, um ihr den Blick darauf freizulassen. Sie stand ein Weilchen davor. Dann: „Es ist sehr schön — und sehr traurig. Ich danke Ihnen.“

Sie trat wieder zurück und schien unschlüssig, ob sie noch bleiben sollte.

„Verehrtes Fräulein,“ sagte er, „verzeihen Sie, wenn ich Sie noch mit einer Frage belästige — ich bin gestern erst angekommen — sind Sie zur Sommerfrische hier und nicht zum erstenmal?“

„O nein,“ erwiderte sie, und ein flüchtiges Lächeln erschien an ihrem ernsten Munde, — „ich gehöre hierher, seit ich denken kann, ich bin die Tochter des Forstmeisters. Bis zu meinem fünfzehnten Jahre hab' ich von der Welt nichts anderes gesehen als diesen Wald, bis auf ein paar kurze Besuche in der Stadt, die mir gar nicht gefiel, obwohl ich dort freundlich auf-

genommen wurde, da eine Tante von mir, die Schwester meines Vaters, dort die Vorsteherin einer höheren Töchterschule ist. Bis dahin hatte ich gar keinen Umgang mit Altersgenossinnen gehabt und — es auch nicht entbehrt, und wie ich nun auf einmal so viele Mädchen kennen lernte, wurde mir gar nicht wohl unter ihnen. Sie waren alle so anders, wußten so viel, was mir neu und ungewohnt war und was mich durchaus nicht erfreute. Da sehnte ich mich bald zu meinen Bäumen zurück, zu meinen Eltern, die ich über alles liebte. Und doch — der Vater wollte, daß ich eine Zeitlang zur Tante kam, um etwas mehr zu lernen, als meine Eltern und der alte Schullehrer mir bisher beigebracht hatten. Da mußte ich, als ich fünfzehn Jahr geworden war, nun doch in die Stadt und gewöhnte mich endlich daran, da mir das Lernen leicht wurde, aber eigentlich froh wurde ich nur, wenn ich an Feiertagen wieder nach Hause durfte."

Sie hielt plötzlich inne und sah ihn fast erschrocken an, als ob sie es unschicklich fände, einem jungen Herrn, den sie vor zehn Minuten zum erstenmal gesehen, so ausführlich von sich gesprochen zu haben. Ihm aber war die Unbefangenheit, mit der sie das getan, nun gerade sehr liebenswürdig erschienen.

Da sie nun Miene machte, mit einem kleinen Kopfnicken ihren Weg fortzusetzen, sagte er: „Nun, mein Fräulein, da ich den Wald für eine Weile als mir gehörig betrachten möchte, ist es wohl anständig, daß ich Ihrem Herrn Vater meine Aufwartung mache. Glauben Sie, daß mein Besuch gerade jetzt ihm nicht unbequem sein wird?"

„Mein Vater," versetzte sie, und ein Schatten flog über ihre Augen, „ist krank, er hat wieder einen schweren Gichtanfall. Aber gerade dann ist ihm eine Zerstreuung zuweilen wohltätig, wenn es auch niemand gelingt, ihn im Grunde des Herzens heiter zu stimmen. Sie müssen wissen, vor anderthalb Jahren ist meine Mutter gestorben, das hat er nicht verwinden können. Solange sie lebte, war er der heiterste, glücklichste Mann von der Welt. Als das Unglück dann geschah — ich wurde sofort aus der Stadt zurückgerufen, um noch am Begräbnis teilzunehmen — da erkannte ich ihn nicht wieder. Er war um zehn Jahre gealtert, förmlich zusammengebrochen, oft wie geistesabwesend. Natürlich blieb ich bei ihm, obwohl er erst durchaus wollte, daß ich bei der Tante weiter lernen sollte. Ich hätte es nicht übers Herz gebracht. Wenn ich ihn früher schon über alles geliebt hatte, wie teuer war er mir jetzt erst geworden. O, wenn Sie ihn kennten —"

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie verstummte und wandte sich ab.

Alles, was sie sagte, und der schlichte Ton, mit dem sie es vorbrachte, machte einen eigenen Eindruck auf ihn.

„Mein Fräulein," sagte er, „würden Sie es zudringlich finden, wenn ich Sie bäte, mich gleich jetzt zu Ihrem Herrn Vater zu führen? Ich wollte ohnedies eben mit der Arbeit aufhören. Die Beleuchtung hat sich geändert, auch ist es sehr heiß geworden. Sollte Ihr Papa nicht dazu aufgelegt sein, meinen Besuch zu empfangen —"

„Er hat allerdings heute morgen über heftige Schmerzen geklagt, aber das ist vielleicht wieder vergangen. Jedenfalls will ich ihn fragen."

Er hatte schon angefangen, seine Malsachen zusammenzupacken. Jetzt schloß er den Farbenkasten und sagte: „Ich bin fertig. Wenn wir nun gehen wollen —"

Sogleich setzten sich die drei in Bewegung, der Hund zwischen den beiden jungen Menschen, als wolle er eine Annäherung verhüten, doch nicht gerade feindselig gegen den Fremden, von dem er sich schon ein Streicheln seines klugen Kopfes nur mit leisem Knurren hatte gefallen lassen. Das Mädchen ging ein wenig voran, Leonhard fiel die Anmut ihrer Bewegungen auf, das Hütchen war ihr in den Nacken gerutscht, eine Fülle braunen Haars hatte sich gelöst und umrahmte in seinem Fall das feine, blasse Gesicht. So gingen sie eine Weile schweigend unter den dichten Buchenzweigen dahin. „Wie herrlich ist Ihr Wald!" sagte er endlich. „Ich begreife Ihr Heimweh. Und doch — im Winter muß es schaurig sein, unter den kahlen Wipfeln sich zu ergehen, außer wenn sie dick verschneit sind."

„Es ist immer schön hier, nur immer anders, auch für einen Maler. Nur daß es oft nicht angehen würde, sich hinzusetzen, um Studien zu machen."

„Aber wenn Sie es im warmen Zimmer auch gemütlich haben, die Einsamkeit

in den langen Wintertagen muß Ihnen doch zuweilen drückend sein."

„Nie! Ich habe den Vater, dem zuzuhören ich nie müde werde. Jetzt freilich — seit die Mutter tot ist und er aus seiner Trauer selten wieder einen heiteren Ton findet —, aber ich habe dann die Aufgabe, seine Gedanken abzulenken. Mit anderen Menschen komme ich selten zusammen, der Forstgehilfe ist nicht nach meinem Geschmack, der sitzt auch lieber im Wirtshaus unten und spielt Karten, und die Bauernmädchen — als Kind waren wir oft Spielgefährten; jetzt haben sie nichts im Kopf als ihre dummen Liebesgeschichten und halten mich für hochmütig, weil es mich nicht interessiert. Da unterhalte ich mich lieber mit Waldmann, der ein kluges Tier ist und mein alter Freund."

Sie beugte sich zu dem Hunde herab und klopfte ihm das glänzende Fell. Leonhard fielen ihre hübschen Hände auf.

Dann waren sie bald beim Forsthause angelangt. Die Dackel sprangen ihr lustig entgegen, und sie hatte für jeden eine kleine Liebkosung, während Waldmann sich nicht zu ihnen herabließ. Aus der Küche, die hinten im Hause lag, trat eine ältliche Magd, der das schwarze Haar über die Stirn hereinfiel, was den trübsinnigen Ausdruck des bräunlichen Gesichts noch verstärkte. Eine Schar schöner Hühner bevölkerte im Hintergrunde den Hof, der sehr reinlich gehalten war, und auf dem Dach des Rückgebäudes girrten bunte Tauben.

„Ich muß doch um Ihren Namen bitten," sagte das Fräulein lächelnd, „um Sie dem Vater vorzustellen. Ich selbst heiße Huberta, von den Leuten werde ich kurzweg Berta oder das Bertel genannt, von meiner Kinderzeit her. Die Alte da hinten ist mein ehemaliges Kindermädchen Hanne, jetzt unsere Köchin und treue Hüterin des Hauses. — Doktor Leonhard also! Warten Sie einen Augenblick, ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Es dauerte aber ein Weilchen, bis sie auf der Schwelle der Seitentür im Hofe wieder erschien. „Ich habe dem Vater erst zureden müssen," sagte sie. „Der Gichtanfall ist noch nicht vorüber, er sagte, an einem Lazarus, wie er, könne niemand was gelegen sein. Da erzählte ich ihm, wie entzückt Sie von unserem Walde seien und wie dankbar Sie ihm sein würden, wenn er nichts dagegen hätte, daß Sie alle Stellen darin, die Ihnen gefielen, in Ihre Mappe eintrügen. Nur von dem, was Sie heute gemalt, müssen Sie ihm nichts sagen. Der See weckt ihm traurige Gedanken."

Sie trat von der Schwelle zurück, um ihn einzulassen. Drinnen im Gang legte er sein Gerät auf ein Bänkchen und folgte ihr dann zu der Tür eines Zimmers im Erdgeschoß, durch die er bei dem Herrn des Hauses eintrat.

⌘ ⌘ ⌘

Der Forstmeister, eine Hünengestalt mit einem buschigen, stark angegrauten Haarschopf, saß oder lag vielmehr in einem abgetragenen grauen Jagdrock mit grünen Aufschlägen an einem offenen Fenster, den rechten Fuß dick umwickelt auf einen Stuhl gelegt, aus einer kurzen Pfeife qualmend, eine Zeitung auf dem Schoß, in der er noch eben gelesen hatte. Eine Hornbrille mit großen, runden Gläsern war ihm auf das Blatt gefallen, da er den Oberkörper aus dem Armstuhl mühsam ein wenig erhob, um den Eintretenden, hinter dem die Tochter erschien, höflich zu begrüßen. Sein regelmäßiges, aber bleiches Gesicht, dem man die Krankheit ansah, blickte aus finsteren Augen unter den starken, noch schwarzen Brauen, und ein scharfer Zug blieb an dem blassen Munde. Bei alledem war die Ähnlichkeit der Tochter mit diesem Vater nicht zu verkennen, nur jeder Zug, schon durch die Jugend, gemildert und verfeinert.

„Sie kommen zu einem armen Schächer, Herr Doktor," rief er Leonhard entgegen, „und wenn er Ihnen nichts zu bieten hat, geschieht es nicht aus bösem Willen. Schon seit drei Wochen bin ich wieder auf mein Folterbett gespannt, und wer weiß, wie lang es diesmal dauert. Wenn Sie früher gekommen wären — ich höre, daß Sie den Wald lieben —, da hätt' ich mir ein Vergnügen daraus gemacht, Sie zu den schönsten Stellen zu führen, oder gar, wenn Sie Jäger sind — nicht? Nun um so besser. Ein alter, eingefleischter Weidmann haßt nichts mehr als die Sonntagsjäger, die ihm die Böcke weidwund schießen, nein, noch mehr haßt er die hohen Herren, die sich's behaglich auf ihrer Kanzel machen und sich das Wild zu Dutzenden zutreiben lassen, um dann blind in den Haufen hineinzuknallen.

Was ein richtiger Jäger ist, der hat eine Freundschaft mit schönem Wild, der entschließt sich schwer, einen kapitalen Hirsch zu schießen, dem er jahrelang nachgegangen ist, aber endlich muß es doch sein. Na, das können Sie mir nicht nachfühlen. Ich aber werde es ja auch nicht lange mehr erleben. So kann es nicht fortgehen. Wenn ich nicht mehr in den Wald hinaus kann, wird der Fürst mich pensionieren, und in das Haus, in dem ich nun zwanzig Jahre gewohnt habe, zuerst noch als Gehilfe, zieht dann ein anderer hinein. Das zu sehen aber ertrage ich nicht, da suche ich mir ein anderes Quartier, wo ich in der Brunstzeit keinen Hirsch mehr röhren oder am dunklen Morgen keinen Auerhahn balzen höre."

Die Tochter, die sich, nachdem sie Leonhard einen Stuhl zum Tisch des Vaters hingestellt, in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen hatte, sagte jetzt, da der Besucher nichts erwiderte: „Vater! Hast du mir nicht versprochen, so nicht wieder zu reden? Du weißt ja, daß es mir ins Herz schneidet, wenn du mich daran erinnerst, daß du mich einmal verlassen könntest!"

Der Vater warf einen Blick zu ihr hin, und sein Gesicht überflog eine zärtliche Rührung. „Dummes Kind!" brummte er. „Da hören Sie, Herr Doktor, wie das Mädel sich selbst widerspricht. Sie glaubt nämlich auch wie unser Pastor, wer mit diesem Leben zu Ende ist, der komme in eine bessere Welt. Damit wollte mich der alte Seelsorger trösten, als er mich neulich besuchte. Er hat mich freilich verdammt selten unter seiner andächtigen Gemeinde gesehen, wenn er predigte, Sonntags hatte ich gewöhnlich etwas Notwendigeres zu tun, da wurde ihm um mein Seelenheil bange, als er hörte, die Krankheit setze mir besonders arg zu. Und da er ein mitleidiges Herz hat, kam er, mir Trost zu spenden. Wenn es zum Schlimmsten komme, solle ich darum doch nicht klagen, ich käme ja nun in eine bessere Welt. Herr Pastor, sagte ich, finde ich da drüben auch wieder Wald und allerlei Wild darin und gibt mir einer der Engel als Jagdgehilfe eine geladene Büchse, daß ich mich an einen starken Bock heranpirschen kann? — Wo denken Sie hin, sagte der geistliche Herr und wurde ganz rot im Gesicht. Solche irdischen Dinge bleiben ja auf der Erde zurück. Nun denn, sagte ich und konnte mich eines kleinen Lachens nicht enthalten, dann ist die Welt da drüben doch nicht die bessere Welt. Immer nur Choralsingen, dazu tauge ich nicht, ich habe eine rauhe Stimme, wie Sie hören, und käme mir dabei auch wie ein gottloser Tagedieb vor. Da zieh' ich's lieber vor, ganz zu schweigen und nichts von mir zu wissen. Er hat noch eine Weile in mich hineingeredet, ist dann sehr betrübt gegangen, da er alle Hoffnung meinetwegen aufgegeben hatte. Hernach hat mich mein eigenes Kind ins Gebet genommen. Sie pflegt den Papa nicht bloß und bürstet und flickt ihm seine Röcke, sondern sie möchte auch jeden Fleck von seiner armen Seele tilgen. Na, ich lasse sie machen, ich kann ihr ja sonst nicht viel zuliebe tun, wie sie's verdiente."

Er winkte ihr, daß sie zu ihm kommen sollte, sie sah es aber nicht, da sie ihr Tuch vor die überfließenden Augen gedrückt hatte. Noch immer hatte Leonhard kein Wort gesprochen.

„Herr Forstmeister," brach er endlich die beklommene Stille in dem großen Zimmer, „ich gestehe, daß auch ich von einem jenseitigen Leben mir keine Vorstellung machen kann, und an etwas zu glauben, was mein Verstehen übersteigt, ist nur ein leeres Wort. Aber daß da der Wunsch von der Möglichkeit der Erfüllung träumt, ist ja eine alte Erfahrung, und die Sehnsucht, geliebte Menschen, die einem entrissen wurden, wiederzusehen, ist einem zärtlichen Gemüt zu natürlich, als daß man sie bekämpfen sollte. Wenn Ihre Tochter sich auf die Verheißung der ewigen Seligkeit verläßt und ihre Mutter dereinst wiederzusehen hofft —"

Das Gesicht des Forstmeisters verdüsterte sich plötzlich, seine Brauen zogen sich zusammen, mit einer gewaltsamen Gebärde fuhr er vom Sessel auf und setzte den kranken Fuß auf den Boden. Er öffnete den Mund zu einer höhnischen Grimasse und schien ein heftiges Wort auf der Zunge zu haben. Dann sank er mit einem unterdrückten Schmerzenslaut zurück und brachte heiser und mühsam nur hervor: „Verzeihen Sie, Herr Doktor! Es kommt wieder über mich, wenn es so stark zu toben anfängt, kann ich mich kaum beherrschen — ich muß Sie bitten, mich zu entschuldigen — ein

andermal, wenn ich Sie nicht überhaupt abgeschreckt habe —"

Leonhard erhob sich, ergriff die zitternde Hand, die der Alte ihm entgegenhielt, stammelte etwas von einem Wunsch, der Anfall möchte rasch vorübergehen, und verließ das Zimmer, der Tochter nur einen Abschiedsgruß hinüberwinkend.

❧ ❧ ❧

Er hatte den Hausgang rasch durchschritten, seine Malsachen wieder an sich genommen und die Tür, durch die er hereingekommen war, erreicht, als er den leichten Schritt des Mädchens hinter sich hörte.

„Wie bedauere ich," hörte er sie flüstern, „daß Sie meinen armen Vater in solcher Aufregung verlassen mußten! Er ist leider so reizbar, der kleinste Anlaß genügt, seine Stimmung aus dem Hellen ins Dunkle umschlagen zu machen. Besonders der Gedanke an ein Wiedersehen, selbst mit meiner Mutter, die er so sehr geliebt hat — ich begreife nicht, warum, aber ich habe es selbst erfahren, als ich einmal ganz arglos davon anfing. Ihnen aber möchte ich nun danken, daß Sie meine Partei genommen haben, obgleich Sie selbst — wie Sie andeuteten — nicht daran glauben."

Sie waren in den Hof hinausgetreten und standen einen Augenblick einander gegenüber.

„Liebes Fräulein," sagte er und blickte in ihr schönes, von innerer Bewegung gerötetes Gesicht, „ich kann Ihnen keine entschiedene Antwort geben. Während vieler Jahre habe ich mich bemüht, den Schleier, der diese Geheimnisse verhüllt, zu heben. Sie kennen das Schillersche Gedicht von dem Jüngling zu Sais. So ist es mir ergangen. Zum Glück habe ich nicht Theologie studiert, sondern Philologie und Geschichte, und bin somit nicht verpflichtet, über das, was hinter dem Vorhang liegt, Rechenschaft zu geben. So erwarte ich das, was kommen soll, ruhig, jetzt sogar auch ohne Neugier. Ich habe meine Eltern früh verloren. Soll ich sie einmal wiedersehen, wird das ein freudiges Erlebnis für mich sein, da ich ihnen lange nicht genug gedankt habe für alles Liebe und Gute, das sie an mir getan. Bleiben sie mir ewig entschwunden, habe ich mich drein zu ergeben, und da ich dann wohl nichts mehr empfinden werde, wird es mir kein Kummer sein. Ich meine, damit muß ich mich zufrieden geben."

„Ich kann es nicht!" sagte sie und sah mit einem schwärmerischen Blick vor sich hin. „Das jetzige Leben hätte seinen besten Wert für mich verloren. Aber das will ich für mich behalten. Sie wissen, wie es in der Bibel heißt: ‚Glaube und Hoffnung — die Liebe aber ist das Höchste', und solange ich meinen Vater habe —"

Sie drückte ihm die Hand und entschlüpfte ihm rasch wieder ins Haus hinein.

❧ ❧ ❧

Als er von Waldmann sich im Hof verabschiedet hatte und aus der Tür des Stakets herausgetreten war, blieb er noch stehen und sann über das eben Erlebte nach. Dann hörte er aus dem Kirchlein unten die Glocke herausläuten — zwölf Schläge, und es fiel ihm ein, daß er seiner Hausfrau versprochen hatte, an ihrem häuslichen Essen teilzunehmen. Eilig legte er den Weg zurück, die Frau aber trat ihm im Hausgang entgegen und lachte, da er sich wegen der Verspätung entschuldigte. Sie hätten gar nicht auf ihn gewartet, es ginge nicht an, daß er in der Küche mit ihnen speise, auch sei er doch bei aller Genügsamkeit etwas anderes gewöhnt als ihre ländliche Kost, die man nur vertrage, wenn man auf dem Felde und im Kuhstall gehörig geschafft habe. Er müsse ohnehin mit ihrer Kochkunst vorlieb nehmen.

So ging sie ihm voran in sein Zimmer, wo sein Tisch sauber gedeckt war, und trug ihm dann das Essen auf, setzte sich auch ihm gegenüber und plauderte zutraulich mit ihm, wo er gewesen sei und ob er was gemalt habe. Er erzählte ihr seinen Morgen und zeigte ihr das angefangene Blatt und was sich dann begeben hatte.

„Ja, ja, die Bertel," sagte sie, „nein, so darf man sie nicht mehr nennen, nur bis sie groß wurde, jetzt ist sie Fräulein Huberta. Ein wunderlicher Name, und sie mag den alten auch lieber hören. Mit dem See aber ist's eigen, vor dem graut ihr eigentlich, und doch zieht es sie zu ihm hin. Sie wissen doch, daß ihre Mutter sich darin ertränkt hat?"

„Nein. Nur daß ihre Mutter gestorben ist und sie seitdem beim Vater lebt und nur für ihn."

„Das weiß Gott, sie würde auch für ihn



Rosen

Nach einem Originalsteindruck
von Helene Lange

sterben, wenn es nötig wäre; es gibt keine treuere und herzlichere Tochter. Das zeigt sich auch in ihrer Treue um die Mutter, die nie aufhört. In den anderthalb Jahren, seit das Unglück geschehen ist, hat sie keine Kirchweih, kein Tanzvergnügen besucht, obwohl sie gar nicht stolz ist und mit den Dorfmädchen, mit denen sie als Kind gespielt hat, noch gerne plaudert, wenn sie ihr begegnen. Es gibt auch unter den jungen Burschen keinen, der nicht für sie durchs Feuer ginge. Aber die Mutter liegt ihr beständig im Sinn.

„Es war auch eine besondere Frau, wie ich sonst keine gesehen habe. Sie war sehr schön und noch nicht viel über zwanzig, als sie ins Forsthaus kam, kurz nachdem sie geheiratet hatte, und sie gefiel jedermann, aber so recht ein Herz konnte man nicht zu ihr fassen, und sie fragte auch nichts danach. Denn Sie müssen wissen, Herr Doktor, sie war eine Adlige, aber die Familie war heruntergekommen und hatte nichts dagegen, daß der Forstmeister sie freite. Sie selbst — obwohl sie stolz war — es war doch nicht bloß, um versorgt zu werden, daß sie ihn nahm. Er war ein schöner Mann, man kann's ihm jetzt noch ansehen, na, und verliebt! Ein Herz von Stein hätt' es schmelzen müssen. So lebten sie ganz glücklich miteinander, und wie erst das Kind gekommen war, da blieb ihr wohl nichts zu wünschen. So die ersten fünf, sechs Jahre. Dann aber fing sie an, etwas Abwechslung und Unterhaltung zu entbehren und wurde schwermütig. Zu uns hatte sie noch das meiste Vertrauen, und ich suchte ihr's auszureden. ‚Ja, Mutter Wittekind,‘ sagte sie und seufzte, ‚Ihr wißt nicht, daß es noch ein ander Leben gibt als hier in der Wildnis und auf Eurem Gehöft, und mein Mann, der's weiß, lebt nur für seinen Wald und die Jagd. Wer aber wie ich draußen in der großen Welt aufgewachsen ist —‘

„Dabei blieb sie, und ich bemühte mich auch, sie zu verstehen, sagte aber, wem der Herrgott ein solches Kind beschert habe, und dergleichen mehr. Dann zog sie das Bertchen ans Herz und küßte es, aber die Tränen flossen ihr aus ihren schönen schwarzen Augen. Die Tochter hat ihre grauen vom Vater, dem sie überhaupt mehr ähnelt, als der Frau Mama. Und sie begriff schon früh, was der fehlte, und wie sie erst ins Backfischalter kam, tat sie, was sie konnte, die Mutter aufzuheitern. Der Forstmeister aber, der seiner Frau das Blaue vom Himmel hätte herunterholen mögen, gab ihr Erlaubnis, jedes Jahr eine Reise zu machen, nach Dresden zu ihren Verwandten oder nach Berlin oder an die See. Das Kind sollte sie mitnehmen, das weigerte sich aber und wollte den Vater nicht allein lassen.

„Dann, als sie fünfzehn geworden war, gab der Vater die Berta in die Schule, zu seiner Schwester, das hat sie Ihnen ja erzählt, auch daß sie sich in der Stadt unglücklich fühlte, je mehr, je melancholischer die Mutter wurde, die sie so gern mit ihrer Liebe aufgeheitert hatte. Im letzten Jahre vollends, da sah es zuweilen aus, als ob die Frau hintersinnig werden sollte. Man sprach allerlei. Damals war ein Forstgehilfe im Hause, ein verwegener Mensch, schmuck und flott von Ansehen, aber mit einem Geschau, das keinen guten Charakter verriet. Allen Dirnen im Dorf stellte er nach und alle ihm, und eine hatte er richtig ins Unglück gebracht, man konnte es ihm aber nicht nachweisen, daß er des Kindes Vater sei, und sie hielt den Mund.

„Nun, eines Tages erfuhr man, daß der Forstmeister ihn Knall und Fall entlassen hatte. Warum, kam nicht heraus. Die alte Hanne im Forsthaus war stumm wie das Grab. Acht Tage später aber zog man die Forstmeisterin tot aus dem See.“

⌘ ⌘ ⌘

Die gute Frau stand mit einem Seufzer auf, trug Schüssel und Teller hinaus und kam mit einem Körbchen wieder, in dem ein paar schöne Pfirsiche und Birnen lagen.

„Die müssen Sie versuchen, Herr Doktor. Es sind die ersten, die an unseren Spalieren im Garten reif geworden sind. Die Nachbarn beneiden uns darum. Vielleicht aber sind sie noch nicht ganz so süß, wie sie in acht Tagen sein werden.“

Leonhard blickte zerstreut auf die Früchte und nahm mechanisch eine der Pfirsiche. „Hat die Tochter das alles erfahren?“ fragte er.

„Das von dem Selbstmord konnte ihr nicht verschwiegen werden. Weil sie den Trübsinn der Mutter kannte, fand sie die Tat, die ihr grauenhaft war, doch begreif-

lich. Das andere, das mit dem Forstgehilfen, verschwieg man ihr. Sie hatte ihn auch nicht gekannt, da er seinen Dienst erst nach Weihnachten angetreten hatte, als sie schon wieder auf der Schule war. O, das arme liebe Mädchen, ich kann nicht sagen, wie sie mich erbarmt. Jetzt auch, weil sie den Gram des Vaters mit ansehen muß, der wie ganz zerbrochen war, so daß der Doktor eine Weile für seinen Verstand fürchtete. Daß er dann die Gicht bekam, wurde fast wie ein Glück angesehen. Seine grimmige Laune und Bitterkeit erklärte man sich nun aus seinen Körperschmerzen. Aber der Tochter wurde dadurch eine neue Last auferlegt. Wie soll das noch werden? Wie lange wird sie noch so von aller Welt abgeschieden neben dem Kranken hinleben und ihre Jugend versäumen müssen! Und keine könnte einen Mann, der sie liebte, so glücklich machen wie sie."

Die Hausfrau wurde vom Knecht abgerufen, der in einer Wirtschaftssache sie etwas zu fragen hatte. Leonhard blieb noch am Tisch sitzen, die schöne dunkle Frucht in der Hand, die er nach einer Weile versonnen in das Körbchen zurücklegte. Ein bitterer Geschmack war auf seiner Zunge, die von nichts Süßem gereizt wurde. Was war über ihn gekommen? —

Zuletzt stand er auf, nahm seinen Hut und ging ins Freie. Er wanderte langsam durch das ganze Dorf, hielt sich aber an keiner der Stellen auf, die ihm gestern besonders aufgefallen waren. Denn das Bild des Mädchens stand beständig vor seinem inneren Auge und vor seinem Geist ihr Schicksal, das ihm eben erzählt worden war. Als das letzte Gehöft hinter ihm lag und die Straße nun am Waldrand hinlief, kam er bald zu einer Mühle, die sehr malerisch am Flusse lag und ihn zuerst wieder aus seiner Träumerei aufweckte. Er umging sie von allen Seiten, setzte sich endlich auf eine Bank, von der aus er den günstigsten Blick hatte, und zog ein kleines Skizzenbuch aus der Tasche, das er immer bei sich trug. Wenigstens mit ein paar Strichen wollte er das Bild festhalten. Doch ehe er noch den Bleistift angesetzt hatte, ließ er das Büchlein auf seine Knie sinken und starrte gedankenvoll vor sich hin.

So saß er wohl eine Stunde. Endlich schien ihm all sein Bemühen, der Natur ihre Reize abzustehlen, ein törichtes und unerquickliches Beginnen, und er steckte das Buch wieder ein. ‚Huberta!' sagte er tiefsinnig. Wer ihr nur helfen könnte! — Es war das so plötzlich mit Macht über ihn gekommen, weil seit jenem Jugenderlebnis — jene erste Liebe war ihm durch den Tod entrissen worden — kein weibliches Wesen einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Nun empfand er, daß etwas in sein Leben getreten war, das mehr für ihn bedeuten sollte, als ein flüchtiges Abenteuer. Und doch konnte er sich nicht erklären, was diesem stillen, traurigen Mädchen, das keine berückende Schönheit besaß und keine blendenden geistigen Gaben, diese geheime Macht über ihn gab, die seine Gedanken immer wieder zu ihr zurückzog.

⌘ ⌘ ⌘

Nachdem er noch lange ziellos herumgeschweift und der Tag ihm unlustig und unfruchtbar vergangen war, kam er endlich spät nach Hause, war aber nicht dazu aufgelegt, wie gestern abend mit Susel und ihrem Kätzchen noch eine Weile zu schwatzen, sondern ging gleich in sein Zimmer und bat die Hausfrau nur noch um etwas Brot und eine Schüssel Milch. Dann ging er früher als sonst zu Bett, um dem Gewühl seiner Gedanken zu entrinnen.

Später als sonst erwachte er und rüstete sich eilig zum Aufbruch, so wenig er hoffen konnte, droben im Walde schon jetzt dem Mädchen wieder zu begegnen. Indessen ging er, obwohl ohne besonderen inneren Trieb und Eifer, an dem bekannten Platz wieder an die Arbeit, die er auch ohne Pause ein paar Stunden fortsetzte, dabei immer auf den Weg hinter seinem Rücken hinunterhorchend und jeden Augenblick in der Erwartung, über den Rand des Abhangs ein schwarzes Strohhütchen auftauchen zu sehen und daneben den glatten braunen Kopf eines Jagdhundes mit blanken dunklen Augen.

Doch von keiner Seite kam, was er sehnlich erwartete.

Als es endlich gegen Mittag ging, erhob er sich, warf noch einen Blick auf das beinah vollendete Blatt und verschloß es in der Mappe, ohne sonderliche Freude. Denn er hatte nun wohl eingesehen, wie weit er hinter der schweren Aufgabe zurückgeblieben war. Überhaupt — was kam bei

der ganzen Pfuscherei heraus? Diesmal höchstens bewahrte er dadurch die Erinnerung an ein vielleicht folgenschweres Erlebnis.

Er ging dann langsam mit seiner getäuschten Hoffnung den Waldweg hinab, doch an dem Försterhause vorüberzugehen, gewann er nicht über sich. An der Gittertür blieb er stehen und spähte in den Hof hinein. Doch weder Waldmann noch die Dackel begrüßten ihn, und kein Mensch ließ sich blicken. Da klinkte er das Pförtchen auf und ging an der Hoftür vorbei nach der Küchentür, aus der er gestern die Hanne hatte treten sehen.

Auf sein Anklopfen öffnete ihm die Alte und sah ihm verwundert ins Gesicht. Doch wurde ihr Ausdruck sofort freundlicher, als sie ihn erkannte.

Er komme nur, sich nach dem Befinden des Herrn Forstmeisters zu erkundigen, der gestern, da er ihn besucht, einen so heftigen Anfall gehabt. Er hoffe, er sei bald vorübergegangen.

Sie nickte. So habe sich's verhalten. Zum Glück sei der Doktor aus der Stadt gekommen, der alle acht Tage sich nach dem Herrn umsehe; der habe ein neues Mittel mitgebracht, das habe den Schmerz bald beruhigt, und die Nacht sei dann gut verlaufen. Ob der Herr nicht eintreten wolle?

Heute nicht. Vielleicht werde er sich morgen erlauben, nachzufragen, ob ein Besuch willkommen sei. Er bitte an den Herrn seine Empfehlung und einen Gruß an Fräulein Huberta zu bestellen.

Gerade da er ihren Namen aussprach, trat das Mädchen selbst in die Küche. Eine leise Röte überflog ihr blasses Gesicht, als sie Leonhard erblickte.

„Sie sind es!" rief sie. „Waldmann hat Ihren Schritt erkannt. Wollen Sie nicht eintreten?"

Er wiederholte, weshalb er gekommen sei. Sie berichtete etwas ausführlicher, was Hanne ihm schon gesagt hatte. Dabei war er über die Schwelle getreten und hatte einen Blick über die blanken Kessel und Kasserole und den sauberen Herd geworfen. „Sie haben's so hübsch hier!" sagte er und sah, wie die harten Züge der alten Magd von befriedigtem Stolz leuchteten. „Ja, meine Hanne!" nickte das Fräulein ihr zu. „Wenn ich die nicht hätte. Ich bedauere nur, daß ich Ihnen nicht zeigen kann, was für eine Köchin sie ist. Aber der Vater mag während des Essens nicht sprechen. Wenn Sie ihn aber wieder einmal besuchen wollten — morgen nachmittag vielleicht — er hat sich sehr erfreut über Ihr gestriges Kommen geäußert, heute nur hat er keine Zeit, da er einen Bericht an das Forstamt zu machen hat."

„Wenn ich Ihrem verehrten Vater nur etwas zu bieten hätte in meiner Unterhaltung," versetzte Leonhard. „Unsere Berufe liegen aber so weit auseinander, und höchstens kann ich ihn damit belästigen, wenn ich ihn meine Unkenntnis der gemeinsten Weidmannsbegriffe erfahren lasse."

Sie sann einen Augenblick. „Vielleicht spielen Sie Schach. Dann könnten Sie ihm zuweilen ein Stündchen seiner langen Muße vertreiben."

„Wie gern!" rief er. „Das Schachbrett ist ein Feld, auf dem wir uns verständnisvoll begegnen können, und da er mir wahrscheinlich überlegen ist, mach' ich ihm das Vergnügen, Siege zu gewinnen. Wenn es Ihnen recht ist, frag' ich morgen nachmittag wieder an. Heute darf ich Ihre Essenszeit nicht stören. Also auf Wiedersehen!"

Er schüttelte ihr die Hand, nickte der Hanne freundlich zu und entfernte sich rasch.

„Was für ein lieber Herr!" brummte die Alte vor sich hin. „Wenn der immer hier draußen bliebe! So einen könnten wir brauchen."

Das Mädchen sagte nichts. Die treue Alte kannte aber jeden Zug in ihrem Gesicht und dachte ihr Teil, doch war es nur halb das Rechte.

⁂

Dies zweite Begegnen hatte in Leonhards Inneren eine Stimmung bewirkt, die von der gestrigen Unruhe und Verworrenheit weit verschieden war. Wieder hatte die Anmut der Erscheinung und der schwermütige Hauch, der über des Mädchens Wesen lag, ihn völlig eingenommen, aber während ihm gestern gewesen war, als habe sich in ihr ein Schicksal ihm offenbart und ihm ständen große Entscheidungen bevor, trug er heute ihr reizendes Gesicht nur wie ein anziehendes Bild mit sich fort, dessen Besitz ihm für immer versagt sein würde.

So blieb es ihm den ganzen Tag gegen-

wärtig, auch am Nachmittag, wo es ihn jetzt nicht störte, als er wieder zu der Mühle am Fluß gewandert war und nun anfing, den alten Kasten und den laubigen Hintergrund zu zeichnen. Es glückte ihm sehr nach Wunsch, und er verbrachte den Rest des Tages in der heitersten Stimmung.

Als er aber am nächsten Nachmittag zu dem Besuch beim Forstmeister aufbrach, fühlte er doch eine leichte Beklommenheit, als wenn er sich fürchte, den Blick des ernsten Mädchens auszuhalten. Das verging jedoch bei dem ersten Wort, mit dem sie ihn im Hausgang begrüßte. Der Vater sei sehr wohl und freue sich, ihn zu sehen.

Wirklich fand er die mächtige Gestalt des Mannes aufrecht stehend vor einem Gewehrschrank, aus dem er eine schöne, nagelneue Jagdbüchse herausgenommen hatte, um sie, wie es schien, zu untersuchen. Er hatte den kranken Fuß in einem weiten Filzschuh und noch mit einer Binde umwickelt, sonst aber war er in einer eleganteren Joppe, als das erstemal, das dicke Haar aus der Stirn gekämmt und ein seidenes Tuch um den Hals geknüpft.

Mit denselben finsteren Augen blickte er dem Eintretenden entgegen, aber der ausdrucksvolle Mund unter dem kurzgehaltenen Schnurrbart bemühte sich zu lächeln.

„Sie finden mich bei einer unheimlichen Beschäftigung, Herr Doktor," brachte er in seinem rauhen Ton hervor. „Ich prüfe die Waffe, mit der ich einem alten Freunde das Lebenslicht ausblasen will. Nein," fuhr er fort, da er Leonhards bestürzte Gebärde sah, als ob er einem Fieberkranken gegenüberstände, „erschrecken Sie nicht, es soll kein Mensch erschossen werden, nur ein Tier, das ich zwar beinah so lange kenne, als ich hier bin, und zur Strecke zu bringen mich nie entschließen konnte. Jetzt aber muß es doch sein, um ihm Schlimmeres zu ersparen. Es ist der Stolz meines ganzen Reviers, ein Prachthirsch von zweiundzwanzig Enden, und war so vertraut zu mir, daß er dicht an mich herankam, wenn wir uns begegneten, deshalb habe ich mich nie entschließen können, ihn zu schießen, trotz seiner prachtvollen Trophäe. Der Fürst aber hat mich wissen lassen, daß er nächstens Jagd halten und auch einen andern hohen Herrn mitbringen werde. Dem kann er nur mit dem Besten, was ich aufzuweisen habe, aufwarten, und das ist dieser mein alter Freund. Da aber der gnädige Herr ein miserabler Schütze ist, wird er's mit dem edlen Tier nicht gnädig machen und statt eines richtigen Blattschusses ihm irgendwo eine elende Kugel beibringen. Davor muß ich ihn denn doch bewahren.

„Nun aber genug vom edlen Weidwerk, was für den gelehrten Herrn so interessant ist, wie's Griechisch für mich. Es hat mich sehr gefreut, daß wir uns wenigstens auf dem Schachbrett in der gleichen Liebhaberei begegnen. Kommen Sie. Wir wollen gleich ans Werk gehn. Ich habe lange nicht gespielt. Denn die Lektionen, die ich meinem ganz talentlosen Mädel gegeben habe, können als ein wirkliches Spiel nicht gerechnet werden."

Ein großes, vom Alter gebräuntes Schachbrett stand auf einem Tischchen am offenen Fenster, durch das man in den Wald hinaussah. Vögel schwirrten draußen in den Zweigen, man hörte die Stimme eines Knechtes, der bei irgendeiner Arbeit ein Liedchen sang, und Waldmann, nachdem er den Gast als alten Bekannten mit einem traulichen Knurren begrüßt hatte, war zu seinem Kissen im Winkel zurückgeschlichen und schnarchte bald wieder behaglich. Als die beiden Männer an ihrem Tischchen Platz genommen hatten, kam auch die Tochter herein, setzte sich mit einer Handarbeit hinter den Vater und gab sich Mühe, sein Spiel zu verstehen. Keines sprach ein Wort. Und nach einer Weile stand Huberta auf, ging leise hinaus und kam dann wieder mit einem Brett, auf dem eine Flasche Wein und zwei Gläser standen, eins davon mit Milch gefüllt, das sie dem Vater hinstellte.

„Da sehen Sie, wie ein armer Gichtkrüppel seinen Durst stillen muß," sagte der Forstmeister mit einem dumpfen Lachen. „Doch trotz meines Neides gönne ich Ihnen einen besseren Trunk. Es ist ein bescheidener Pfälzer, aber aus einer guten Quelle, und 's ist Schade um ihn, daß er so ungenossen ablagern muß. Kommen Sie —" und er schenkte ihm ein — „stoßen wir an — aber nein! Mit Milch stößt man nicht an. Ich trinke dennoch auf Ihr Wohl. Und nun sind Sie am Zuge."

Dann spielten sie weiter, noch zwei

Stunden lang. Sie waren einander ziemlich gleich an Geschicklichkeit, die erste Partie wurde remis, bei der zweiten war Leonhard absichtlich etwas unachtsam, um seinem Gegner die Freude des Gewinnens zu lassen. Als er dann aufbrach, schüttelte ihm der Alte herzlich die Hand. „Hab's wohl gemerkt, daß Sie nicht so recht mehr gezielt haben, um meine Dame zu Fall zu bringen. Das gilt aber nicht ein nächstes Mal. Geschont zu werden verbitt' ich mir. Übrigens schönen Dank und lassen Sie mich Ihnen bald Revanche geben."

⌘ ⌘ ⌘

Es war ihm so wohl gewesen in dieser Stunde bei diesen beiden Menschen, die er erst seit gestern kannte und zu denen ihn doch ein Gefühl herzlicher Freundschaft hinzog, daß er den alten Herrn am liebsten gleich den nächsten Tag beim Wort genommen hätte. Doch sagte er sich, es möchte wohl nicht schicklich sein, sich so bald wieder einzufinden, und er müsse wenigstens den nächsten Tag überschlagen. Als er aber am folgenden Morgen an seinem Fenster saß und eben angefangen hatte, das Kirchlein in seinem dichten Efeukleide und die beiden Ulmen davor zu malen, trat der Knecht des Försterhauses bei ihm ein und bestellte ihm mit einer Empfehlung des Herrn, er sei heute nachmittag nicht zu Hause, wenn der Herr Doktor aber gegen sieben zum Nachtessen sich einfinden wolle, werde es dem Herrn Forstmeister sehr angenehm sein.

So geschah es denn, daß er abends die Schüssel mit saurer Milch, die seine Hausfrau für ihn bereit hielt, im Stich ließ und in der ersten Dämmerung den Weg nach dem Haus am Waldrand wieder einschlug.

Er fand den Forstmeister in seinem Zimmer in Gesellschaft eines jungen Mannes, den er ihm als seinen Gehilfen, Herrn August Born vorstellte. Mit dem sei er den ganzen Nachmittag im Wald herumgegangen, die Bäume auszusuchen und zu bezeichnen, die demnächst geschlagen werden sollten, und hätte sich gefreut zu sehen, daß sein kranker Fuß, allerdings mit einiger Beschwerde, wieder Dienst tun konnte. Dafür wolle er sich gegen die Regel heut abend mit einem Glase Wein belohnen. „Sie wissen, Herr Doktor, wie es heißt:

Ich trinke mein Weinchen
Und leide mein Peinchen.

Nun, so arg wird es ja nicht gleich wieder werden." Die eigentliche Belohnung gebühre aber Herrn Born, der sie heute abend traktiere. Er sei noch kein ganz ausgelernter Jäger, aber ein Meister im Fischen, und aus dem Forellenbach, der ganz in der Nähe sich in den Fluß ergieße, habe er heute morgen ein Gericht Fische geholt, das sogleich verspeist werden solle.

Damit öffnete er die Tür zu einem Nebenzimmer, in dessen Mitte ein zierlich gedeckter Tisch mit blanken Schüsseln und Tellern und silbernen Bestecken sich zeigte, auf den Schüsseln allerlei kalte Speisen, dazu einige Weinflaschen und von der Decke herabhängend eine brennende Lampe, da das Gemach nur zwei kleine Fenster hatte und von der Abendsonne nur mäßig erleuchtet wurde. Eben als die Herren sich gesetzt hatten, öffnete sich die gegenüberliegende Tür, und die Tochter des Hauses trug eine dampfende Schüssel herein, auf der mit Petersilie geschmückt die schlanken, rotbetupften Fischlein lagen. Sie begrüßte die jungen Männer mit leichtem Neigen des Kopfes, der aber auch jetzt, da sie anmutig ihrer hausfraulichen Pflicht waltete, seinen erregten Ausdruck nicht verlor. Erst als die andern, denen sie die Schüsseln herumreichte, sich bedient und sie die Gläser vollgeschenkt hatte, setzte sie sich auf ihren Platz neben dem Vater und nahm den kleinsten Fisch und ein Kartöffelchen auf ihren Teller.

Der Forstgehilfe, ein schüchterner Juvenil mit blondem Haar und einem fast unsichtbaren Bärtchen auf der Oberlippe, war, als sie eintrat, dunkelrot geworden, hielt dann aber, als er ihr gegenüber saß, die Augen unverwandt auf seinen Teller gesenkt und aß sehr langsam, was der Forstmeister ihm vorgelegt hatte. Auch Leonhard fühlte sich ein wenig beklommen, so daß der Vater die Kosten der Unterhaltung fast allein trug. Er erzählte von seinen Voreltern, die sämtlich sich der Jägerei beflissen hatten, vor allen von seiner Großmama, einer sehr stattlichen Frau, von der auch ihre Urenkelin, seine Tochter den ungewöhnlichen Namen Huberta bei der Taufe erhalten habe. Beim Taufschmause sei der Rücken eines Rehbocks

aufgetragen worden, den sie tags zuvor zu diesem Zweck selbst geschossen habe. Ihr Sohn sei aus der Art geschlagen und habe Kaufmann werden wollen, das habe sie durchaus nicht gelitten und gedroht, ihn zu enterben, wenn er nicht auch den grünen Rock anziehe wie alle Roberts. Wenn nun er, Justus Roberts, trotzdem ein passionierter Jäger geworden sei, habe er das von der Großmama, deren besonderer Liebling er gewesen.

Er erzählte weiter, auch in der Familie des jungen Forstgehilfen sei das Jägerblut erblich, und fragte dann Leonhard nach seiner Herkunft. Er sei eines Kupferstechers Sohn, erwiderte der, und wäre beinah dem Vater in seiner Kunst gefolgt, dann aber habe er sich im Gymnasium zu den alten Griechen bekehrt und wohl daran getan; denn obwohl auch er ein wenig erblich belastet sei, hätte er's doch zu voller Künstlerschaft nicht gebracht und sein bißchen Pfuscherei nur für etwas Besseres gehalten als Kegelschieben und Skat.

Zu alledem hatte das Mädchen kein Wörtchen beigesteuert, ihre stille Gegenwart aber war doch so erfreulich, daß ihr Schweigen nicht als drückend empfunden wurde. Erst als der Alte sich ein viertes Glas einschenken wollte, nahm sie es ihm mit einem Scherz aus der Hand und erinnerte ihn an die strenge Verordnung des Doktors. Sie hob dann eigenmächtig die Tafel auf und öffnete die Tür nach dem Wohnzimmer. Was Leonhard gezeichnet habe, fragte sie und bat ihn, doch die Skizze der Mühle mitzubringen. Dann wandte sie sich an den Gehilfen und bat ihn, dem Herrn Doktor doch einmal gewisse besonders schöne Stellen im Park zu zeigen, vielleicht fände er was für seine Kunst. Der Jüngling verneigte sich errötend und wurde dann von seinem Prinzipal entlassen. „Gehen Sie nur," sagte der mit einem gutmütigen Lächeln, „ich weiß ja doch, es brennt Ihnen unter den Sohlen, daß Sie ins Wirtshaus kommen zu den schönen Fräuleins aus der Stadt, und wir hier setzen uns noch ein Stündchen zu unserm Schach. Der Herr Doktor wird es nicht schwer haben, mich matt zu machen, denn wenn ich ein paar Gläser Wein im Kopf habe, kann ich manchmal den König nicht gleich von einem Bauern unterscheiden."

Sie spielten bis tief in die Nacht hinein. Als es zehn schlug, stand die Tochter auf, die mit ihrer Näherei schweigend bei ihnen gesessen, sagte dem Vater ein Wort ins Ohr, gab Leonhard eine Hand zur guten Nacht und verließ dann das Zimmer.

„Wissen Sie, was für ein Geheimnis sie mir noch zugeflüstert?" sagte der Alte, da die Tür hinter ihr sich geschlossen. „Sie habe die zweite, noch halbvolle Weinflasche weggestellt und beschwöre mich, sie nicht zu suchen. O das kluge Kind! Sie weiß, daß sie mit einem zärtlichen guten Wort alles bei mir erreichen kann!"

⌘ ⌘ ⌘

Ein paar Tage später, während deren es nicht zu einer Schachpartie gekommen war, da Leonhard sich bescheiden zurückhielt, trat am Nachmittag der Forstgehilfe bei ihm ein und fragte, ob er Lust zu der Umschau im Forst habe, zu der Fräulein Huberta geraten hatte. Am Morgen war ein starkes Gewitter niedergegangen und hatte die Hundstagshitze wohltätig gekühlt.

Leonhard war sogleich bereit. An dem jungen Menschen mit dem blonden Mädchengesicht hatte er Gefallen gefunden, obwohl er noch kaum seine Stimme gehört hatte. Auf seine Frage, wie es dem Forstmeister gehe, hatte er erfahren, daß er viel zu schreiben gehabt, doch nicht über Schmerzen geklagt habe.

Dann gingen sie ziemlich schweigsam dem Walde zu und stiegen unter den vom Regen noch tropfenden Bäumen den bekannten Weg an der Schlucht hinauf, bis er sich nach Westen wandte und zu einem Bezirk führte, der fast nur von alten Eichen bestanden war. Leonhard gab sich alle Mühe, den einsilbigen Gefährten beredter zu machen, fragte nach den Eltern und Geschwistern und seiner Schulzeit, erhielt aber nur die notdürftigsten Antworten, auch als er sich nach dem Wildstand erkundigte und den Hofjagden. So waren sie über eine Stunde gegangen, und so schön der Park war, hatte der Umblick doch wenig gezeigt, was ein Malerauge anregen konnte. Erst ganz am Ende kamen sie auf einen freien Platz, von dunklem Nadelholz umstanden, wo aus einem moosigen Felsen ein Quell vorsprang und durch eine rostige Röhre sich in einen breiten Steintrog ergoß, um den viele Vögel saßen, die ihre

Schnäbel netzten oder die Flügel eintauchend sich kühlten. Ein eiserner Becher hing an der Röhre, Leonhard tauchte ihn in das Wasser und erquickte sich an dem kalten Trunk.

„Kommen Sie, lieber Herr Born," sagte er dann, „wir wollen ein wenig rasten. Setzen wir uns dort auf die Bank, es ist schön hier, ich werde wohl wiederkommen und eine Skizze von dem Brünnchen machen."

„Noch schöner ist's im Winter," versetzte der andere, „wenn wir hier die Hirsche und Rehe füttern an großen Raufen und rings alles tief verschneit ist. Der Brunnen aber friert nicht ein."

Er blieb vor der Bank stehen, als wage er nicht, sich zu dem Fremden zu setzen.

„Lieber Freund," fing Leonhard wieder an, „Sie müssen mir eine Frage erlauben: warum sind Sie so trübsinnig? Sie sind jung, ein schmucker junger Mann, in einem Beruf, den Sie selbst gewählt haben, das Leben liegt weit und lachend vor Ihnen, was ist es, das Ihnen das Herz schwer macht? Ich habe Sie noch kein einziges Mal lachen sehen. Sind Sie etwa unglücklich verliebt? Der Forstmeister sprach scherzend von den Stadtfräuleins, denen Sie im Wirtshaus unten die Cour machen. Oder sind Sie mit Ihrer Stellung im Hause nicht zufrieden?"

Eine dunkle Röte übergoß das Gesicht des jungen Menschen. Er schüttelte lebhaft den Kopf.

„Ich kann mir keinen besseren Vorgesetzten wünschen, als den Herrn Forstmeister," sagte er, zu Boden blickend. „Und doch, ich möchte fort, je eher je lieber."

„Fräulein Huberta —?" warf Leonhard hin — —

„Fragen Sie mich nicht, Herr Doktor," stammelte der andere — „oder nein, da Sie's doch einmal erraten haben — es ist ja auch natürlich — Sie werden es begreifen, täglich sie sehen müssen und sich sagen, daß es Wahnsinn wäre — ein solches Wesen und ich, der ich nichts bin, nie etwas sein werde, was mich berechtigte zu hoffen — es geht über meine Kraft!"

Er war auf die Bank gesunken und schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

Sie schwiegen eine Weile. Dann sagte Leonhard in einer seltsamen Bewegung: „Ich kann Sie gut verstehen. Sie brauchen sich dieses Gefühls wahrlich nicht zu schämen. Haben Sie jemals etwas davon gegen das Fräulein durchblicken lassen?"

„Nie mit einem Wort! Wie können Sie denken? Aber wissen muß sie es doch, klug wie sie ist, und welche lächerliche Figur mach' ich in ihren Augen! Und in meinen eignen, daß ich, wenn es mir zu schwer wird, mein Herz gegen niemand ausschütten zu können, meinen Schmerz in Versen klage, obwohl ich weiß, daß ich kein Dichter bin. Wär' ich's, so hätt' ich wenigstens den Trost, durch mein Elend berühmt zu werden. So aber sag' ich mir nur: ‚Du bist ein Narr!' und darauf reimt sich nichts!"

Er vergrub das Gesicht in beide Hände, dann sprang er plötzlich auf und sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Doktor, daß Sie mir einmal die Zunge gelöst haben. Aber nun lassen Sie mich für immer davon schweigen und uns den Rückweg antreten. Ich habe noch von meinem Chef die Order für morgen zu holen."

Auch Leonhard erhob sich, und die beiden, die sich in dem gleichen Schicksal gefunden hatten, gingen einträchtig nebeneinander durch den Park zurück. Diesmal war Leonhard der Schweigsamere, während der andere, trotz seines Vorsatzes, nicht mehr auf das Thema zurückzukommen, unaufhörlich sich in leidenschaftlichen Reden erging und immer wieder eine der Gaben und Tugenden rühmte, durch die das Fräulein sein Herz erobert und für alle Zeit an sich gefesselt habe.

⌘ ⌘ ⌘

Als sie sich getrennt und Leonhard sein Haus wieder erreicht hatte, saß er lange in tiefes Brüten versunken auf seinem Stuhl am offenen Fenster, und das Töchterchen der Hausfrau, das hereinspähte, konnte nicht wie sonst einen einladenden Blick von ihm erhaschen. Jedes Wort des unglücklich Liebenden hatte die Glut in seinem Herzen, die er sich nicht hatte über den Kopf wachsen lassen wollen, hell angefacht; er schämte sich fast, daß ein anderer hatte aussprechen müssen, was er gefühlt und wie wert sie der überschwenglichsten Gefühle sei. Nur daß es in ihm nicht so hoffnungslos aussah, wie in dem Herzen jenes anderen, da er durch ihre Schwermut hindurch manch-

mal einen Ton zu hören geglaubt, der eine freundliche Erwiderung seiner stillen Werbung um ihr Herz anzudeuten schien. Zugleich sagte er sich, daß er ihr doch noch zu wenig nahe gekommen sei, um auf eine ernstere Zukunftsaussicht rechnen zu dürfen. So blieb nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen und seinem Genius zu vertrauen.

Gleich am nächsten Tage, als er gekommen war, um wegen einer Schachpartie anzufragen, kam er, da der Forstmeister noch eine Abhaltung hatte, in ein längeres Gespräch mit dem Mädchen, das sich zufällig an ein Zitat aus einem Goetheschen Gedicht anknüpfte. Er erfuhr, daß sie in der klassischen Poesie ziemlich zu Hause war, da sie die Bücher bei der Tante in der Stadt gefunden und fleißig darin gelesen hatte, ohne jede Anleitung. Um so wertvoller waren ihm ihre Bemerkungen, die sie ruhig vorbrachte als die Eindrücke einer ungebildeten jungen Seele, die aber doch ein Recht hätte, ihre Empfindungen sich einzugestehen. Oft überraschte ihn die sinnige Betrachtung über gewisse Lebensanschauungen, meist auf der dunklen Seite der Resignation, während jugendliche Schwärmerei, zumal Liebesträumerei, ihr fremd zu sein schien.

Das beschäftigte ihn noch weiter, als er schon dem Vater gegenüber am Schachbrett saß, so daß er unachtsam spielte und eine Partie nach der anderen verlor. Huberta saß wie immer mit ihrer Arbeit schweigend dabei, der Hund lag neben ihr und rührte sich nur, wenn draußen am Hause sich ein Geräusch vernehmen ließ; dazu tickte die alte Schwarzwälder Uhr in ihrem dumpfen Gange. Leonhard war zumute, wie wenn er einen Traum träume, aus dem zu erwachen ihn das Leben kosten würde.

Auch sie schienen jetzt bereits zu empfinden, daß dieser Fremde notwendig zu ihnen gehöre. Wenigstens wurde er schon nach einer Woche wie ein Hausfreund behandelt, der jahrelang bei ihnen aus und ein gegangen wäre. Nicht zuletzt von der Hanne. Sie fand immer einen Vorwand, ihm im Hause zu begegnen und ein paar Worte mit ihm zu wechseln. Ja auch der Forstgehilfe kreuzte geflissentlich im Hofe seinen Weg, sprach ihn selten an, grüßte ihn aber mit einer Miene wie den Hüter eines Geheimnisses, das zu bewahren er ihm immer wieder auf die Seele binden müsse.

⌘ ⌘ ⌘

Etwa drei Wochen waren so vergangen, die Hälfte von Leonhards Ferien. Da kam er eines Abends später als sonst nach Hause. Er war im Försterhause zum Nachtessen geblieben, da der Alte eine interessante Partie, die sich in die Länge zog, nachher noch zu Ende spielen wollte. Auf seinem Tische lag ein Brief von einer fremden Hand. Ein Arzt in Weimar schrieb ihm, sein Onkel, der seit einer Reihe von Jahren dort lebte, sei schwer erkrankt, und da es vielleicht zu Ende mit ihm gehe, wünsche er den Neffen, seinen einzigen Verwandten, noch einmal zu sehen.

Dieser Onkel, ein Bruder seines Vaters, hatte, solange er als Knabe noch im Elternhause lebte, unter einem Dache mit ihnen gewohnt und seinem Neffen viel Liebe und Güte bewiesen. Er war seines Zeichens ein Musiker, spielte verschiedene Instrumente, doch keines in solcher Vollkommenheit, daß er als Virtuos sich hätte hören lassen können. So komponierte er auch zu seinem eigenen Vergnügen und dem einiger Freunde, die, besonders wenn sie dichteten, Wert darauf legten, von ihm komponiert zu werden. Musikstunden, die er gab, trugen ihm gerade soviel ein, daß er im Hause des Bruders Wohnung und Essen selbst bestreiten konnte. Dann heiratete er eine noch junge Witwe, in deren Singen er sich verliebt hatte und die ihm ein ziemlich ansehnliches Vermögen zubrachte. Als sie nach einem Jahr im Wochenbett starb, konnte er es in den alten Verhältnissen nicht aushalten, sondern siedelte nach Weimar über, wo er sehr zurückgezogen lebte, nur mit der Komposition einer Oper beschäftigt, zu der er den Text selbst gedichtet hatte. Als sie endlich fertig geworden war, konnte er sich der Vollendung seines Lieblingswerkes nicht erfreuen. Sie wurde von der Weimarer und einigen anderen Bühnen abgelehnt, hauptsächlich des Textes wegen.

Das hatte er sich dermaßen zu Gemüte gezogen, daß die Aufregung ein altes chronisches Leiden heftig verschlimmerte und sein Leben in Gefahr brachte.

Leonhard hatte diesen Onkel sehr geliebt und ihn auch einmal in seiner Weimarer

Einsiedelei besucht. Zu seinem Kummer, ihn jetzt verlieren zu sollen, kam noch der Schrecken, daß nun an keine Fortsetzung seiner Idylle im Forsthause zu denken sei. Denn schwerlich, auch wenn es mit dem Onkel rasch zu Ende gehe, werde er als natürlicher Testamentsvollstrecker und alleiniger Erbe sobald von Weimar loskommen.

Er mußte sich aber in das Unvermeidliche ergeben, brachte seiner Hausfrau die Nachricht und bat sie, auf morgen früh einen Wagen in die Stadt zu besorgen, von wo er erst mit der Bahn weiterfahren konnte. Sein Köfferchen war bald gepackt, sein Malzeug desgleichen. Nur das Blatt mit dem Dorfkirchlein und den Bäumen davor tat er nicht in die Mappe. An Schlaf aber war nicht zu denken.

Doch konnte er am andern Morgen nicht vor einer gewissen Zeit seinen Abschiedsbesuch im Forsthause machen, da er wußte, daß der Forstmeister, wenn nachts die Gicht sich spüren ließ, meist nicht vor neun Uhr aus dem Bette kam.

Als es dann soweit war und sein Wägelchen auch schon bei ihm vorfuhr, ging er in trübseliger Stimmung den schweren Gang und fand seine Freunde beim Frühstück. Der Vater nahm die Nachricht mit sichtbarem Bedauern auf, knüpfte aber die Hoffnung daran, den werten Gast trotzalledem bald wiederzusehen. Das Mädchen war tief erblaßt, hatte aber kein Wort vorgebracht. Auch als er sich verabschiedet hatte und das Zimmer verlassend sagte, er müsse noch der Hanne Lebewohl sagen, flüsterte sie: „Ich komme noch hinaus!“

Die treue alte Seele, die er in der Küche traf, konnte vor Rührung nicht sprechen, so daß er sich eilig von ihr losmachte, nachdem er vergebens versucht hatte, ihr ein Goldstück in die Hand zu drücken. Im Flur draußen stand Huberta. Er hatte das Blatt mit der Kirche in einer Rolle mitgebracht und sagte, es ihr vorhaltend: „Wollen Sie es behalten, teures Fräulein, um zuweilen, wenn Sie einen Blick darauf werfen, an mich zu denken?“

Sie antwortete nicht sogleich, sondern betrachtete das Bild, das sie in beiden Händen hielt.

„Es ist schön,“ sagte sie dann. „Ich danke Ihnen. Aber um zuweilen an Sie zu denken, brauchte ich kein äußeres Zeichen. Ich werde nie vergessen, was Sie an meinem Vater getan haben, für den Sie ein wahrer Freund geworden sind.“

Er sah in großer Bewegung auf ihr Gesicht herab, wie sie vor ihm stand, die Augen auf das Kirchlein geheftet.

„Nur Ihres Vaters wegen?“ sagte er. „Nicht auch ein wenig um meinetwillen?“

„Wie können Sie so fragen!“ erwiderte sie leise. „Sie haben doch fühlen müssen, daß Sie uns wert geworden sind. Ich hab' es ja wohl empfunden, daß auch ich Ihnen nicht gleichgültig geblieben bin, aber eben darum —“

Sie stockte und suchte ihre Verwirrung zu verbergen, indem sie das Blatt sorgfältig zusammenrollte.

„Nicht gleichgültig!“ rief er. „O, mein teures Fräulein, es kann Ihnen nicht entgangen sein, welch ein Wort mir mehr als einmal auf den Lippen schwebte, wenn ich Ihnen gegenüberstand, und wie alles, was ich vom ersten Augenblick an in Ihnen erkannt hatte, sich stürmisch zum Herzen drängte. Ich war nicht so kühn, mir einzubilden, etwas wie das, was Sie mir geworden waren in diesen kurzen Wochen, könne auch in Ihnen sich regen. Aber daß es ganz und für immer hoffnungslos sein müsse, das zu glauben konnte ich nicht über mich gewinnen, und wenn ich nun nicht so plötzlich von Ihnen losgerissen würde —“

Sie sah voll zu ihm auf. „Teurer Freund,“ sagte sie mit bewegter Stimme, „es wäre unrecht, in dieser letzten Stunde uns nicht Wahrheit zu gönnen. Ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß auch Sie mir sehr wert geworden sind, mehr als irgendein jüngerer Mann, der mir je begegnet ist. Und dennoch — ich darf Ihnen keine Hoffnung machen, die ich nicht zu erfüllen imstande wäre. Auch wenn, was ja kommen muß, mein geliebter Vater, den ich nie verlassen würde, vor mir stürbe, könnte ich keinem Manne angehören, da ich keinen glücklich machen würde. Ich lebe nur halb in dieser Welt, mit allen Gedanken und Wünschen schon hier in einer besseren Welt, und niemand, auch Sie nicht, würden mein inneres Leben verstehen und teilen. Jedem aber, den ich liebte, würde ich eine heiterere Frau wünschen, als er an mir hätte. Daß ich Ihnen dies alles sage, nehmen Sie als einen Beweis herzlicher

Freundschaft, suchen Sie aber nicht, mich darin irrezumachen. Es würde Ihnen nicht gelingen und uns diese letzte Stunde nur schwerer machen."

Sie reichte ihm die Hand und sah ihm ernst ins Gesicht. Er sah, wie ihre Augen feucht wurden und ihr Mund zuckte. Dann wandte sie sich rasch ab und, ohne noch ein Wort vorzubringen, entfernte sie sich über den Flur und trat in das nächste Zimmer.

⌘ ⌘ ⌘

In der schmerzlichsten Bewegung hatte er das Haus verlassen.

Ihr offenes Geständnis, daß auch sie eine Neigung zu ihm fühle, hatte ihn freilich tief beglückt, doch nicht völlig überrascht, da er längst im stillen zu bemerken geglaubt hatte, sie sei ihm herzlich zugetan. Daß sie ihm aber jede Hoffnung auf eine Erfüllung seiner Wünsche abschnitt, berührte ihn um so schmerzlicher, weil er fühlte, wie unerbittlich ernst sie es damit meinte und daß an eine Änderung ihres Entschlusses nicht zu denken war.

So fuhr er in einer trostlosen Dumpfheit auf der heiteren Straße nach der Stadt dahin und kam sich wie ein Abgeschiedener vor, dem nichts von all dem Schönen des lachenden Morgens mehr gehörte. Auch in seiner Wohnung, wo es ihm sonst zwischen seinen Büchern und Bildern behaglich gewesen war, überkam ihn eine öde, beklommene Stimmung, als ob er nicht begriff, wie ein lebendiger Mensch zwischen diesen engen vier Wänden atmen könne. Er hielt sich nur solange darin auf, bis er sich seines überflüssigen Gepäcks entledigt und einen schwarzen Anzug in den Koffer getan hatte, und eilte dann, nach dem Bahnhof zu fahren.

Auch auf der Weiterreise fiel der Druck nicht von ihm. Er hatte auf seinem Tisch ein inzwischen angekommenes Buch gefunden und unbesehen eingesteckt. In dem las er, in die Ecke seines Coupés gedrückt, ohne recht zu wissen, was er las. Erst am Ziel der Reise, als er bei dem Onkel eintrat, der sich auf seinem Bette mit freudestrahlendem Gesicht aufrichtete und dem geliebten Neffen „moriturus te salutat!" entgegenrief, wurde er wieder für einen Eindruck der Wirklichkeit empfänglich.

Die Freude, die sein Kommen dem Kranken machte, rührte ihn tief. Sie plauderten miteinander bis weit über Mitternacht, zum Schrecken der Pflegeschwester, die immer vergebens ihr Schlafmittel dem Patienten aufdringen wollte. Als Leonhard endlich, nachdem sie hundert Erinnerungen aus alten Tagen getauscht hatten, sich zurückzog, konnte er nicht glauben, daß dieser noch so regsame Geist sobald in Nacht versinken würde.

Auch schien am anderen Morgen, als der Arzt kam, eine Besserung eingetreten, die den erfahrenen Beobachter freilich nicht täuschte. Der Kranke verlangte aufzustehen, tastete sich wankend ins Nebenzimmer, wo der Flügel stand, und begann, dem Neffen die Ouverture seiner Oper vorzuspielen, brachte es aber nicht über zehn Minuten und sank dann halb ohnmächtig auf den Stuhl zurück, so daß er wieder ins Bett gebracht werden mußte.

Gleichwohl glomm das Lebensflämmchen noch vierzehn Tage leise fort, loderte sogar zuweilen plötzlich auf und verlosch endlich für immer in einer Nacht, nachdem der Neffe eben die traulichsten Worte von den erblaßten Lippen vernommen hatte.

Der tiefe, warme Schmerz, den er über den Verlust des trefflichen Mannes empfand, hatte alle andere Schwermut in seiner Seele gebändigt. Er konnte, als er die Trauerkunde nach dem Forsthaus meldete, die Namen der beiden ihm so teuren Menschen ohne Bewegung niederschreiben, und während er die traurigen letzten Pflichten vollzog und den Nachlaß ordnete, traten die Ereignisse seiner Ferienwochen soweit in den Hintergrund, daß er sich selbst nicht begriff, wie er auf einmal so leichtherzig über das Schwerste hinweggekommen war. Sogar der Kondolenzbrief des Forstmeisters — nur wenige, aber herzlichwarme Worte, denen die Tochter eine kurze Nachschrift hinzugefügt hatte — regten sein altes Gefühl nicht wieder auf; er legte das Blatt mit einem stillen Seufzer beiseite.

⌘ ⌘ ⌘

Seine Geschäfte als Testamentsvollstrecker hielten ihn nicht lange auf. Dennoch ging der Rest seiner Ferien darüber hin, und er mußte zu seiner Schule zurück.

Seine Primaner waren betroffen, den verehrten Lehrer, dessen frischer Geist sie sonst belebt und angeregt hatte, nun so verwandelt wiederzusehen, als wenn sich eine

Wolke herabgesenkt hätte, die ihm Stirn und Augen verschattete. Auch seinen Kollegen und Bekannten fiel die Veränderung auf, sie schoben es aber auf die Trauer um den Oheim und erfuhren überdies, daß er fleißig an einem Buch arbeite, der Schulausgabe einer Tragödie des Äschylus, die er schon früher begonnen hatte. Er fand es unverantwortlich, seinen jungen Schülern die Lektüre dieser hohen Dichtungen der Alten nicht soweit zu erleichtern, daß sie einen wahren Genuß davon hätten, sondern ihnen durch mühsames Aufschlagen des Wörterbuchs und grammatische Peinlichkeiten ihn zu verkümmern. So sollten sie die Poesie in die Hand bekommen mit allem notwendigen sprachlichen Rüstzeug glossiert, um frisch ans Lesen und Übersetzen zu gehen.

Diese willkommene Tätigkeit half ihm dazu, eine gleichmütige Stimmung zu gewinnen, die freilich von jeder Freudigkeit weit entfernt war. Um sich nicht wieder zu melancholischen Rückblicken verleiten zu lassen, hatte er es auch vermieden, den Gruß des Forstmeisters an seine Schwester, den er ihm beim Abschied aufgetragen, zu bestellen. Er wußte, daß die gute Dame, die ledig geblieben war und, wie schon gesagt, in dem Städtchen eine höhere Töchterschule leitete, wegen ihres trefflichen Charakters sehr beliebt war. Da sie den Namen ihres Bruders hatte, hörte er sie zuweilen nennen. Auch begegnete er ihr hin und wieder auf der Straße, und obwohl sie eine kleine, zierliche Figur hatte, waren ihre Züge doch denen des Bruders so ähnlich, daß Leonhard sie sofort erkannte. Um so beflissener wich er ihr aus.

So verging das alte Jahr, das neue brach an, ohne in Leonhards Leben irgend etwas Neues zu bringen. Die Familien, die ihn so gern in ihren Kreis gezogen hätten, jetzt um so mehr, da man erfahren hatte, daß er der einzige Erbe des wohlhabenden Oheims gewesen, dem er so pietätvoll nachtrauerte, hatten es längst aufgegeben, sich um ihn zu bemühen. Sein Buch war fertig geworden, und er beschäftigte sich mit den Korrekturen und der Umschau nach einer neuen Arbeit. Da brachte ihm eines Morgens im Januar die Frau, bei der er wohnte, eine Nummer des Lokalblattes, das er selbst nie las, und deutete auf die Todesanzeige eines Mannes, dessen Namen sie von ihrem Hausgenossen gehört hatte, da er im Sommer seiner Erwähnung getan: Forstmeister Roberts.

Leonhard erschrak heftig. Zugleich mit dem Schmerz über das jähe Hinscheiden des wackeren Freundes hatte er ein bitteres Gefühl, daß das Mädchen es einem Zeitungsblatt überlassen hatte, ihm die Nachricht mitzuteilen, die eine so tiefgreifende Umgestaltung ihres Lebens bedeutete. Sofort setzte er sich hin und schrieb an Huberta einen Brief voll wärmster Teilnahme, in dem er sich aber hütete, seine Betrübnis auszusprechen, daß sie in solchem Maße die Trennung von ihm durchführen wollte, um ihm nicht auch ein geschriebenes Wort zu gönnen bei einem so schmerzlichen Anlaß.

Ein paar Tage vergingen in sehnlicher Erwartung einer Antwort. Als sie ausblieb, ging er mit sich zu Rate, ob er hinausfahren sollte, von ihr selbst zu hören, wie sie über ihre Zukunft dachte. Auch das verwarf er; er sagte sich, daß ein erstes Wort nach ihrem damaligen Abschiede von ihr kommen müsse, zugleich, wie unwahrscheinlich es sei, daß sie sich dazu entschließen würde. Dann dachte er einen Augenblick daran, die Tante zu besuchen, ihr sein Beileid auszusprechen und dabei sich nach der Nichte zu erkundigen. Doch wie sollte er es erklären, daß er Monate hatte vergehen lassen, ohne den Gruß ihres Bruders auszurichten?

So mußte auch das unterbleiben.

Doch die Ungewißheit in betreff ihres Ergehens wurde von Woche zu Woche unerträglicher.

Am Gründonnerstag, dem ersten Tag der Osterferien, tat er einiges Unentbehrliche in eine Reisetasche, ließ ein Wägelchen holen und fuhr nach dem Dorf hinaus.

Als er vor dem Hause der Frau Wittekind vorfuhr, trat die Hausfrau aus der Tür und begrüßte ihn mit freudiger Überraschung.

„Das ist schön, Herr Doktor, daß Sie sich einmal wieder bei uns sehen lassen! Hoffentlich bleiben Sie ein paar Wochen. Ihr Zimmer steht noch, wie Sie's verlassen haben.“

Er schüttelte ihr herzlich die Hand. Es sei ganz ungewiß, ob er bleibe. Es hänge nicht von seinem Willen ab, sondern wie er's im Forsthause finde.

„Da steht's traurig, Herr Doktor. Daß der Herr Forstmeister gestorben ist, haben Sie ja wohl aus der Zeitung erfahren, oder man hat's Ihnen geschrieben. Aber Fräulein Bertel — die hat sich den Tod ihres Vaters so zu Herzen genommen, daß sie gleich nach dem Begräbnis schwer krank geworden ist. Was es eigentlich war, hat auch der Doktor nicht sagen können, jedenfalls ist ihr der Kummer ans Herz getreten, und da hat sie eine Woche so gelegen, ohne zu reden und nur wenig gegessen, höchstens etwas Milch getrunken. Bis dann endlich die Fräulein Tante aus der Stadt gekommen ist, die hat sie mit sich genommen; denn der Doktor hat gesagt, er müsse sie beständig unter seinen Augen haben. Das war vor vier, fünf Wochen, und seitdem soll sich's gebessert haben, aber ob sie's je ganz verwinden kann, sei die Frage, hat der Doktor gemeint. Das arme Ding! So jung, und lebt schon nicht mehr auf der Welt."

„Wer ist im Hause geblieben? Die Hanne ist wohl mit in die Stadt?"

„Sie hat es gewollt, aber das Fräulein hat es nicht zugegeben, und die Tante hat ja auch selbst ihre Dienerschaft. Sie werden sie also vorfinden, denn der Nachfolger des Herrn Forstmeisters ist gleich, nachdem die Tochter fort ist, eingezogen, ein lediger Herr, der die Hanne natürlich sehr brauchen kann. Sie dauert einen auch. Sie ist sehr zusammengegangen."

⌘ ⌘ ⌘

Leonhard ließ den Wagen warten und machte sich sogleich auf den Weg nach dem Forsthaus. Er fand im Hof den Forstgehilfen, der sich sehr freute, ihn wiederzusehen, und auch Waldmann begrüßte seinen guten Freund mit freudigem Bellen und Wedeln. Er werde nicht lange im Hause bleiben, sondern eine andere Stelle suchen, sagte der junge Mann, und sein Gesicht nahm wieder den gewohnten kummervollen Ausdruck an. Sein neuer Vorgesetzter behandle ihn gut, aber es sei doch nicht der alte Herr und dann — er werde die Erinnerung nicht los, wenn er auch nicht mehr Gedichte mache.

Leonhard entschuldigte sich, daß er damals ohne Abschied von ihm gegangen, drückte ihm die Hand und wandte sich dann der Küche zu, auf deren Schwelle soeben die alte Hanne erschien.

Mit einem Schreckensschrei, wie wenn sie am hellen Tage ein Gespenst sähe, fuhr sie zurück und mußte sich am Türpfosten halten. Auch als er zu ihr hingestürzt war, bebte sie noch am ganzen Leibe und streckte die Hände wie abwehrend gegen ihn aus.

„Was ist Ihnen, liebe Hanne?" rief er. „Warum entsetzen Sie sich vor einem alten Freunde? Ich habe doch einmal sehen müssen, wie es hier steht, und von Frau Wittekind schon gehört, daß Sie hier allein geblieben sind. Wenn Sie wüßten, wie das alles mir nahe gegangen ist!"

Sie hatte sich indessen beruhigt, wischte sich mit der Schürze die Augen, aus denen noch immer Tränen rannen, und ergriff seine Hand, um ihn hineinzuziehen. „Nicht hier!" brachte sie heiser hervor. „Kommen Sie in meine Stube, Herr Doktor! Ich muß Ihnen erklären —"

Er folgte ihr durch die wohlbekannte Küche in ein kleines Zimmer nebenan, dessen Tür sie sorgfältig hinter sich verschloß, immer mit einer sonderbaren Gebärde von Ängstlichkeit. Drinnen standen ihr Bett und ein paar alte Möbel, auch ein schmales Sofa, worauf er sich setzen mußte. Sie selbst ließ sich wie tödlich erschöpft auf das Bett sinken.

„O lieber Herr," fing sie hastig an, „Sie wundern sich, daß ich so erschrocken bin, als ich Sie gesehen habe. Aber alle meine Sünden sind mir plötzlich wieder aufs Herz gefallen, denn daß es so traurig geworden ist, daß mein Kind, die Bertel nichts mehr von mir wissen will — das ist ja allein meine Schuld. Kein Mensch weiß es, doch vor Ihnen will ich's nicht verbergen, denn Sie sind vielleicht imstande zu helfen, weil ich wohl gesehen habe, daß das Kind großen Respekt vor Ihnen hat. Aber nun denken Sie, wie das kam. Wie wir den guten Herrn begraben hatten — das Kind hatte keine Träne geweint, seit er gestorben war, und wie sie die drei Schaufeln Erde ihm auf den Sarg warf, stürzte ihr plötzlich ein dicker Strom aus den Augen, und sie wäre umgefallen, wenn ich sie nicht aufgefangen hätte — nun, wir gingen also vom Friedhof weg durch das dichte Menschengewimmel, und keiner wagte sie anzureden, so jammerte sie das Kind in seinem tiefen Gram — sie sprach aber auch mit mir kein Wort, und wie wir zu Hause waren in der

Stube des Herrn, setzte sie sich in seinen Stuhl und schloß die Augen, und ich stand ihr gegenüber am Fenster, und bloß, damit mir das Schweigen nicht das Herz abdrückte, sagte ich endlich: ‚Was werden wir nun anfangen?‘ Kaum hat ich's gesagt, kam's mir selbst wie etwas Dummes vor.

‚Anfangen?‘ sagte sie. ‚Kann man denn noch etwas anfangen, wenn alles Leben zu Ende ist?‘

‚So mußt du nicht reden,‘ sagte ich und streichelte ihren Arm. ‚Du bist so jung, du wirst noch viel erleben und auch anderes Schweres überleben, wie wir Menschen alle‘ — und was ich sonst noch an einfältigen Reden an sie hinsprach. Aber sie schüttelte den Kopf.

‚Schade,‘ sagte sie, ‚daß ich nicht katholisch bin, da könnte ich in ein Kloster gehen. Jetzt kann ich nur im Geist bei meinen Lieben fortleben und sie beneiden, daß sie beieinander sind, bis ich selbst sie wiedersehe. Wenn ich denke, wie glücklich der Vater ist, daß er die Frau wiederfinden durfte, deren Tod ihm das Herz gebrochen hat —‘

Und da, wie ich wieder hören mußte, daß sie immer noch an der Mutter hing und nichts heftiger wünschte, als auch wieder bei ihr zu sein, da entfuhr es mir in meiner Unbedachtsamkeit: nicht ihr Tod, sondern das andere!

‚Welches andere?‘ fragte sie. ‚Daß sie freiwillig in den Tod ging? Mußte er ihr das nicht längst verziehen haben, da ihr Geist gestört war und sie keine Verantwortung hatte für diese Sünde?‘

‚O,‘ fuhr ich in meiner Verblendung fort, ‚eine ganz andere Sünde meine ich, erst die hat ihm das Herz gebrochen. Aber wir wollen nicht mehr davon reden. Komm! Du mußt was essen. Du bist ja so schwach zum Umblasen.‘

Da sah sie mich mit einem furchtbaren Blick an und sagte: ‚Von welcher anderen Sünde sprichst du? Was hätte meine Mutter jemals gegen den Vater begangen, das er ihr nicht hätte verzeihen können? Sprich, Hanne!‘ sagte sie sehr ernst und laut. ‚Ich will es wissen.‘

Und wie ich mich auch winden und wehren mochte, — ich mußte endlich den Namen des Buben, des Forstgehilfen, nennen. Das ganze Dorf hatte es ja herumgetragen, nur sie war in der Stadt gewesen, als er aus dem Hause gemußt, und ich glaubte, hernach sei ihr nur ein dunkles Gerede zu Ohren gekommen, das sie nicht geglaubt hätte. Auch jetzt glaubte sie mir's nicht. ‚Wie kannst du eine solche Verleumdung nachschwätzen, Hanne!‘ — Da ging mir's an die Ehre, und es mußte heraus, daß der Herr die beiden überrascht hatte, wie der Schurke die arme verführte Frau in den Armen hielt und sie sich von ihm küssen ließ.

So wie mir das über die Zunge gekommen war, fuhr mir ein furchtbarer Schreck übers Herz, ich sah plötzlich, was ich angerichtet hatte, denn sie saß vor mir wie von einem Blitzstrahl getroffen, die Augen weit offen, doch wie bei einer Toten, auch den Mund aufgerissen und unbeweglich wie ein Bild aus Stein. Mich überkam ein Weinkrampf, ich weiß nicht, was für unsinnige Worte ich an sie hinredete, sagte, es sei vielleicht ein Traum gewesen, daß ich hinter dem Herrn stand und das alles zu sehen glaubte, aber sie regte sich nicht, und als ich endlich ihre Hand ergriff, war sie kalt wie Eis, und ich begriff, daß sie ganz ohne Besinnung da saß und eine Ohnmacht ihr armes Herz für Augenblicke von seinem Jammer erlöst hatte.

Die Tage, die nun folgten, — wie ich die überlebt habe, verstehe ich selber nicht. Als endlich der Doktor kam, dem ich telegraphiert hatte, und hernach die Tante, wurde sie in die Stadt gebracht, und beim Abschied versuchte sie, mir einen freundlichen Blick zuzuwerfen und hauchte nur leise: ‚Nimm dir's nicht so zu Herzen, Alte. Du hast nichts Böses dabei gedacht, es hat so kommen sollen. Ich werde mich zurechtfinden.‘

Seitdem habe ich keine Nacht mehr als zwei Stunden geschlafen, und sie, mein armes Kind — ob sie es je dahin bringen wird, sich zurechtzufinden?“

❦ ❦ ❦

Sie schwieg und sah mit einem tief verstörten Ausdruck vor sich hin. Leonhard fühlte das tiefste Mitleid mit dem guten Geschöpf.

„Haben Sie seitdem nichts wieder von ihr gehört?“ fragte er.

„Nur durch die Tante. Die kam einmal heraus, um mit dem neuen Herrn alles zu

besprechen. Das Kind wollte ein paar Stücke an sich nehmen, die dem Vater gehört hatten. Aller übrige Hausrat sollte mir gehören, dazu wurde mir auch so viel im Testament zugeschrieben, daß ich im Alter keine Not zu leiden brauchte, wenn ich hier fortginge. Ich bleibe aber, der neue Herr schickt mich nicht fort, und nach den zwanzig Jahren, die ich hier gelebt habe, könnte ich mich nirgend mehr eingewöhnen, da ich obenein mein schweres Herz überall mit hin brächte und die ewige Reue über das, was ich getan. Das Kind aber ließ mich grüßen. Die Krankheit sei vorbei, sagte die Tante, bloß der Gram und daß sie für immer das Lachen verlernt habe, selbst unter den Schülerinnen. O, Herr Doktor, könnten Sie nicht vielleicht ihr zureden? Wenn irgendein Mensch etwas über sie vermag — ich habe mir sogar einmal eingebildet — aber wie Sie so plötzlich abgerufen wurden —"

Leonhard stand auf. „Ich verspreche Ihnen, daß ich tun will, was ich kann. Sie aber dürfen sich's auch nicht so schwer zu Herzen nehmen, was Sie in einem unbewachten Augenblick sich haben entschlüpfen lassen. Man denkt nicht immer an alle Folgen eines unbedachten Worts — —"

Er sprach noch einiges, sie zu beruhigen, was ihm aber nicht gelang. Dann beugte er sich zu der Weinenden herab, küßte sie auf die nasse runzlige Wange und verließ das Zimmer.

Ehe er zu seinem Wagen zurückkehrte, stieg er noch einmal zu der Schlucht hinauf, über deren Rand ihm zuerst das geliebte Gesicht unter dem schwarzen Strohhütchen aufgetaucht war. In seinem Herzen regte sich ein fröhlicher Mut und eine Zuversicht auf die Erfüllung seiner liebsten Hoffnung, so daß er in ganz anderer Stimmung in die Stadt zurückfuhr als an jenem Sommermorgen. Zu Hause angelangt wich aber dieses Vertrauen wieder von ihm. Stunde um Stunde zögerte er, den schweren Gang anzutreten, und erst gegen Mittag des nächsten Tages machte er sich nach dem Hause der Tante auf, wo sein Geschick sich entscheiden sollte.

Das Fräulein sei in der Kirche, sagte das Dienstmädchen, das ihn empfing. Es war Karfreitag. Sie werde aber gleich zurückkehren. Wen sie melden solle?

Ein Freund ihres Vaters wünsche das Fräulein zu begrüßen. Er werde warten.

Er wurde in ein kleines freundliches Zimmer geführt, wo sein Blick sogleich auf ein paar wohlbekannte Möbel fiel: den Lehnstuhl des Forstmeisters, das Tischchen, auf dem das alte braune Schachbrett stand, an dem er so oft gesessen, zwei Riedingersche Kupferstiche, Hirsche im Walde vorstellend, die im Forsthause neben dem Gewehrschrank gehangen hatten. Auch sein Aquarell von dem Dorfkirchlein hing schwarz eingerahmt an der Wand. Er hatte aber nicht lange Zeit, seinen Erinnerungen nachzuhängen, da öffnete sich hinter ihm die Tür, und die Erwartete trat ein.

⌘ ⌘ ⌘

Ein leiser Ausruf der Überraschung kam von ihren Lippen. Als er sich umwandte, konnte er kaum seine Bewegung verhehlen, daß er sie so verändert sah, immer noch die liebliche Gestalt und die großen seelenvollen Augen, aber ein Hauch von Leiden über dem zarten Gesicht, wie eben von einer Todkrankheit wieder auferstanden, die Lippen farblos, und nur die Röte, die bei dem unerwarteten Wiedersehen plötzlich in die Wangen schoß, zeigte, daß noch junges Leben in diesem reizenden Marmorbilde war.

„Sie sind es!" hauchte sie. „Ich bitte — wollen Sie nicht —"

Sie deutete auf das kleine Sofa. Er fuhr fort, sie anzublicken.

„Mein teures Fräulein," sagte er endlich, „ich habe mir erlaubt — es war so unnatürlich, da wir in derselben Stadt wohnen — warum haben Sie sich so vor mir versteckt, da wir doch als gute Freunde uns getrennt hatten? Ich habe erst nach dem Dorf hinausfahren und mich erkundigen müssen, wo Sie geblieben. Die gute Hanne hat mir erzählt —"

„Sie haben Hanne gesehen?" erwiderte sie sichtbar erschrocken. „Was hat sie Ihnen von mir gesagt?"

„Ich fand sie tiefbetrübt, sie behauptete, Sie zürnten ihr unversöhnlich, sie habe Ihnen so wehgetan durch etwas, das sie Ihnen gesagt, daß Sie ihr nie verzeihen könnten. Ich habe sie zu trösten gesucht. Was es auch gewesen sein möchte, keinesfalls hätte sie es böse gemeint haben können, und wie ich Sie kennte, würden Sie

nicht übers Herz bringen, ihr ewig zu zürnen."

Er sah, wie sie sich bemühte ihre Fassung zu behaupten.

„Sie haben recht, ich bin ihr sogar dankbar, jetzt, da Wochen darüber vergangen sind. Was sie mir angetan, mußte mich freilich tief verwunden, aber es war Wahrheit, die heilt auch zugleich wie das Messer eines Arztes. Ich hatte in einem schweren Irrtum gelebt, im Glauben an die Erfüllung eines Wunsches, der mein Verderben gewesen wäre. Da hat sie mir die Augen geöffnet. Was ich nun vor mir sehe, ist freilich dunkel und ein unlösbares Rätsel. Ich habe daran denken müssen, was Sie mir sagten, daß Sie darauf verzichtet hätten, was unerforschlich bleibe für unseren Menschenverstand, mit einem blinden Glauben abtun zu können. Es ist freilich ein Schmerz, über das Hier nicht hinausschauen zu können in das Dort, das in einer besseren Welt uns empfangen soll. Aber das Wiedersehen, von dem ich mir eine solche Seligkeit versprach — o, nun graut mir davor, und selbst der Gedanke, meinem teuren Vater noch einmal zu begegnen — nein, selbst um diesen Preis würde ich es nicht ertragen, auch anderen wieder in die Augen sehen zu müssen!"

Sie wandte sich ab, und er fühlte, daß die Bewegung sie übermannte und sie ihm ihre Tränen verbergen wollte. Ein paar Augenblicke überließ er sie sich selbst.

„Mein teures Fräulein," fing er dann wieder an, „Sie glauben nicht, wie tröstlich mir das alles ist, was Sie mir da sagen. Ich war darauf gefaßt, Sie noch in derselben Stimmung zu finden, wie da ich im Sommer mich von Ihnen trennte, ja noch mehr weltabgewandt, und so ohne mir nur die leiseste Hoffnung mit auf den Weg zu geben. Nun sehe ich, daß Sie entschlossen sind, sich dem Leben ernstlich wieder zuzuwenden, und da ich von Ihnen hören durfte, ich sei Ihnen nicht gleichgültig, tut sich mir eine Zukunft auf, die ich nicht mehr zu träumen wagte. Gewiß, diese Welt ist nicht die beste Welt, es kann noch eine bessere geben. Aber wollen wir nicht versuchen, sie uns hier auf der Erde zu schaffen, indem wir andere Menschen glücklich machen, auch wenn uns zu unserem eigenen Glück so manches fehlt? Das werden Sie nicht erreichen, wenn Sie sich in sich selbst verschließen, in falschen Vorstellungen bis ans Ende hinleben, so wie Sie mir damals sagten, Sie würden es nicht verantworten können, einem Manne zuzumuten, Ihr trauriges Wesen neben sich zu ertragen, oder nur aus Mitleid von ihm geliebt zu werden. So ungefähr sagten Sie. Aber, Geliebteste, bedenken Sie denn nicht, daß Sie auch mir Mitleid schulden? Daß ich ohne Sie in dunklem Trübsinn meine Tage hinbringen würde, da ich nie eine andere Lebensgefährtin fände, die Ihr Bild mir verdrängte? Wäre es mehr nach dem Willen des Schöpfers, daß Sie hier Ihr Leben zubrächten, junge Mädchen unterrichtend, bis sie den edelsten Beruf erfüllen könnten, glückliche Frauen und Mütter zu werden? Und wollen Sie für sich selbst darauf verzichten, durch das Glück, das Sie einem treuen Manne bereiteten, sich selbst beglückt zu fühlen, und die Rätselfragen nach einem Jenseits dem Allwissenden zu überlassen, der es Ihnen gegönnt hat, in einem Diesseits froh und mutig Ihre Pflicht zu tun, da ein einziges Wort alle irdischen Rätsel löst: das Wort Liebe? Aber ich sehe, ich habe mich getäuscht, wenn ich mir einbildete, Sie meinten es ernst mit Ihrem damaligen Geständnis. Wenn Sie mich nicht wirklich lieben, habe ich alles umsonst geredet. Leben Sie wohl und vergessen Sie diese Stunde!"

Er verneigte sich und wandte sich zum Gehen. Da hörte er sie mit zitternder Stimme sagen: „Gehen Sie nicht von mir. Hier ist meine Hand. Wenn Sie es wirklich mit mir wagen wollen — ich will es versuchen — wieder froh zu werden — und auch Sie froh zu machen —" Die Stimme versagte ihr, sie stürzte an seine Brust, in Tränen aufgelöst. Er drückte ihren Kopf an sein Herz und sagte in tiefer Rührung, während er ihr Haar sanft streichelte: „Komm, armes Kind! Weine dich aus. Dann aber blick' auf und sieh mir in die Augen und lies darin das Gelöbnis, daß ich mein Leben daran setzen will, deines hell und glücklich zu machen!"



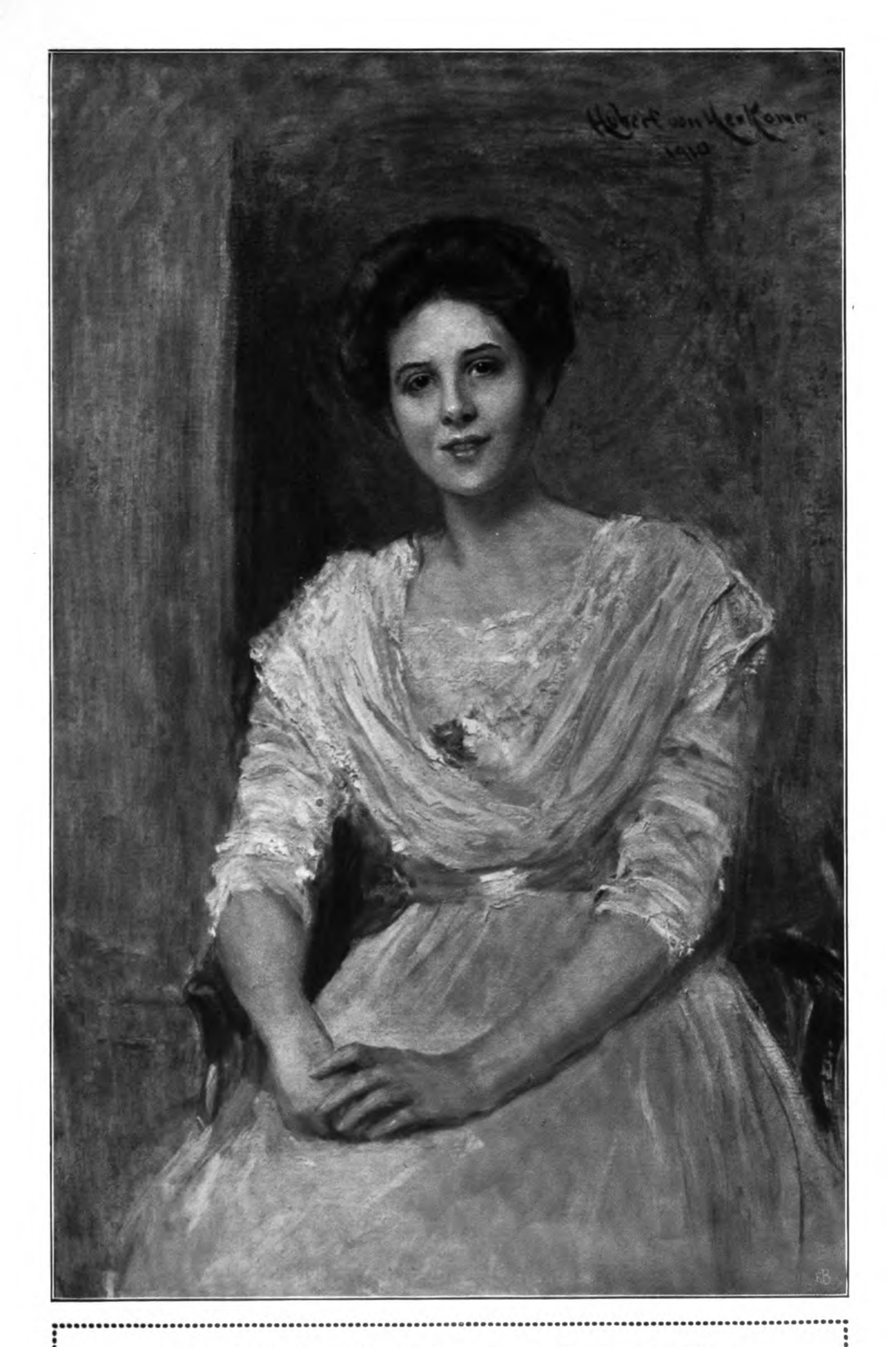

Ein Stündchen im Hyde Park

Von A. Rutari, London



Man pflegt den Hyde Park die ‚Lunge von London' zu nennen, weil hier zwischen Wiesen und Bäumen die frische Luft einzieht in den Riesenkörper von London. Ich aber möchte ihn das Auge von London nennen: das klare Auge, das unter der ernsten Stirn der geschäftigen Stadt uns freundlich anlächelt, ruhig und beruhigend zu gleicher Zeit — das schöne Auge der Natur. Und Natur vielmehr als Kunst ist es, die den Hauptreiz des Parkes ausmacht. Wenn auch auf manch anderen Gebieten nicht eben die Lieblinge der Musen, in der Gartenkunst sind die Briten Meister. Sie verstehen sich darauf, ihre Kunst zu verbergen, so daß man nicht an das Wirken von Menschenhand glaubt, die alles geplant und geordnet, sondern an das freie Spiel einer gefälligen Natur. Wer wird den Anblick vergessen, der sich von dem Fußende jenes hohen, in Gold und Marmor strotzenden Denkmals bietet, das die Frauen Englands einst der schmerzgebeugten Witwe auf dem Throne zu Ehren ihres Prinz-Gemahls — des Deutschen — gewidmet haben? Friede ringsum. Mit Wohlgefallen schweift der Blick über die breiten Wiesen, auf denen Lämmer saftige Halme beknuppern, als wären sie weit draußen auf ländlicher Weide, nicht aber hundert Schritte von Kensington High Street entfernt, auf der Wagen und Motorbusse in beständiger Folge einherjagen. Die Straße liegt hinter uns: Auge und Ohr werden ihrer nicht gewahr und sind allein empfänglich für das Bild vor uns und zur Linken und Rechten. Über den grünen Turf der Wiesen schwingt sich der Blick zu den Kronen prächtiger Ulmen und Kastanien; durch das Laubwerk schimmert das Gewässer der Serpentine, ein silberner Streif. Zur Seite des Wiesenplans führt ein breiter Weg zwischen Bäumen weit unten von Hyde Park Corner hier herauf; es ist die berühmte Reitbahn von Rotten Row. Blicken wir sie hinunter, so erspähen wir in der Ferne wie einen Rahmen zu unserem Landschaftsbilde die Häuser von Park Lane und über sie hinweg, hochaufragend in den heiteren Sommerhimmel, wohlbekannte Zinnen und Türme. Es sind die altersgrauen Mauern des Parlamentsgebäudes und der Westminsterabtei. So ergeht es einem überall in London: immer taucht am Horizont des wirklich Erschauten eine geschichtliche Erinnerung auf: in das Bild der Gegenwart mischen sich unabweisbar und bedeutungsvoll die Spuren einer großen Vergangenheit ...

Die „Geschichte" von Hyde Park nun ist von jeher weniger die Geschichte großer Geschehnisse gewesen, als vielmehr das Abbild der lebenslustigen, sorglosen Gesellschaft; das Spiegelbild könnte man sagen jener Upper ten thousand, die — denn auch das gehört zu ihrem Geschäft — so oft und so wohlgefällig in den Spiegel sehen. Seit Heinrich VIII., der praktische Scherze liebte, das geistliche Gut den frommen Brüdern abgenommen, der Hyde Park die Stätte der Erheiterung und Erholung der vornehmen Londoner Gesellschaft. In der Flucht der Jahrhunderte trat in dieser Hinsicht nur einmal eine Pause ein; als nämlich Cromwell den Kronbesitz für 17000 Pfund veräußerte. Als wollte sich die Modegöttin an dem Puritaner rächen, der ihre Herrschaft und leider die frohe Ausgelassenheit Old Englands zugleich aus der Welt zu schaffen trachtete, wurde dem Lord Protector gerade hier ein übler Streich gespielt. Er wollte auch einmal, wie die vornehmen Kavaliere, im Galawagen durch den Hyde Park kutschieren und selbst die Rosse lenken. Aber sechs feurige Pferde sind bisweilen schwerer zu regieren, als eine Nation, und Herr Cromwell purzelte vom Bock herab. Er tat einen schweren Fall, aber schließlich war doch nichts Schlimmeres passiert, als daß die Peitsche, die er in der Hand behalten, zerbrach. Das gab einem Witzbolde in der Reihe der „Kavaliere" Veranlassung zu einem giftigen Couplet: „Bei Gott", so sang er: „Bei Gott, ich wollt' für dieser Reiche drei, Sein Hals, nicht seine Peitsche bräch' entzwei!" Ein frommer Wunsch, den wir dem Kavalier indessen nicht so sehr verübeln wollen, hatten Veranlassung, dem gestrengen Protektor gram zu sein; ganz London atmete auf, als Karl II. auf den Thron kam. Er nahm sogleich wieder Besitz vom Hyde Park, und es währte nicht lange, so kam mit dem Stuartkönige nach der Ebbe unter den Puritanern die Hochflut ausgelassenen Lebens wieder zurück. Sehr erbaulich vom moralischen Standpunkte aus ging's damals nun eben nicht zu, da der König soviel „Freundinnen" hatte, daß, wenn sie alle beisammen waren, schließlich keine recht wußte, wer von ihnen denn eigentlich dem Herzen Sr. Majestät am nächsten stand. Aber lustig war's doch, und schön waren die Weiber alle und gestatteten sich obendrein, ein gut Teil ihrer Schönheit zur Augenweide aller Welt preiszugeben. Auch an derbem Witz fehlte es den schönen Damen nicht. War es nicht Nell Gwyn, die, als die Volksmenge sie im Vorüberfahren für eine der katholischen Mätressen des Königs hielt und mit Schimpfworten begrüßte, sich zum Karossenfenster hinausbeugte und laut rief: „Ihr Dummköpfe, wißt ihr etwa nicht, daß ich die protestantische H... des Königs bin!?"



Junges Mädchen. Gemälde von Prof. Hubert von Herkomer

Aber das sind längstvergangene Zeiten, und wenn irgendwo, so kommt an dieser Stelle die Gegenwart zu ihrem Rechte. Wer ein Stück der Season genießen will, wie sie in vollster Blüte steht, für den ist eben der Hyde Park der rechte Platz! Auf der etwa zwei englische Meilen langen Strecke, die sich vom Palast des Herzogs von Wellington nach dem Denkmal des Prinzen Albert hinzieht, bewegt sich zu gewissen Stunden des Tages die eleganteste und vornehmste Bevölkerung des Westendes. Es gehört zu den Hauptzerstreuungen der Londoner Spaziergänger, sich in den Spätnachmittagsstunden hier in Rotten Row für einen Penny einen Stuhl zu mieten und dem Zuge eleganter Equipagen nachzuschauen, die in schier endloser Folge vorüberrollen. In den Polstern der Landauer und Viktorias, an deren Wagenschlägen mächtige Wappen glänzen, lehnen jene schönen Damen, die ein paar Stunden später juwelenbesät in den Ballsälen glänzen (denn der Sommer ist in London die Zeit der großen Routs), oder in den Logen der Oper, wie Goethe sich ausdrückt, „ohne Gage mitspielen". Man baut in London die schönsten Kutschen, freilich nicht nach der Art der leichten Equipagen, die wir im Bois oder im Tiergarten sehen, denn alles ist hier gewichtiger, zeremonieller. Man muß es sehen, welchen Aufwand von Dienerschaft es erfordert, wenn eine dieser vornehmen Damen sich zur Ausfahrt vorbereitet. Zwei Diener reißen die Haustür auf und stehen aufrecht wie Zinnsoldaten, während die Herrin hinausschreitet. Der Butler im schwarzen Anzug marschiert feierlich hinter ihr drein, und der Footman in Plüschhosen, fleischfarbenen Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen steht ehrerbietig am Wagenschlage, ehe er sich neben den würdigen Rosselenker auf den Bock schwenkt, nachdem die Gnädige Platz genommen. Der Bediente pflegt das Haar mit weißem Puder bestreut zu haben, während der Kutscher sein Haupt unter einer Perücke von kunstvoll gerollten Löckchen birgt. Noch vor wenigen Jahren war jedes dritte Fuhrwerk im Hyde Park so ausgestattet, und man vermochte im stillen Betrachtungen über die vornehme Bedienung anzustellen. In alten Zeiten liefen die Footmen den Wagen voraus; sie waren in weiße Livree gekleidet und trugen einen weißen Stab in der Hand, mit dem sie symbolisch das Gewusel der ordinären Leute vor my Lord's Equipage aus dem Wege kehren sollten. Dann folgte eine neue Mode, und der Footman erhielt seinen Platz auf einem schmalen Brett hinten am Wagen. Wieder vergeht eine Zeit; und der Bediente ist vom Tritt nach vorn auf den Kutscherbock praktiziert. Aber auch auf diesem erhabenen Sitz scheinen seine Tage gezählt: das Auto ist auf der Bildfläche erschienen. Im Hyde Park allerdings ist es bis jetzt nur vereinzelt zu sehen, aber die Mode, die es begünstigt, beginnt bereits dem Wesen der Dienerschaft ein ganz neues Gepräge zu geben. Sie zerrt den Kutschern und Bedienten ihren altväterischen Putz vom Leibe; ein Auto ist ein durchaus modernes Ding und wer könnte sich den Chauffeur mit einer Perücke denken!

Fesselnd indessen, wie das Nachmittagsbild des Hyde Parks ist, mir sind seine lauschigen Vormittagsstunden lieber, wenn die Sonne noch in verstohlenem Strahl über die schattigen Fußpfade huscht, die sich längs des Rotten Row entlang ziehen. Zur einen Seite erstrecken sich prächtige Rasenbeete, bewachsen mit den herrlichsten Rhododendren, die just mit der Londoner Season zu gleicher Zeit in schönster Blüte stehen. Und zur anderen Seite, auf dem breiten Sandwege, den nur ein dünnes, eisernes Gitter vom Fußpfade trennt, in unermüdlicher Abwechslung Reiter und Reiterinnen. Schönes Vollblut bei Menschen sowohl wie Tieren! Die Damen, die in fröhlichen Gruppen in tadelloser Haltung an uns vorübergaloppieren, sie sind die frischen Knospen an den uralten Stammbäumen des reichen englischen Hochadels, und ihre Pferde die schönsten, schlanksten, edelsten Tiere, die man sich wünschen mag. Dazwischen reiten die Herren, junge und alte, und hin und wieder auch mal Kinder, die Mädchen in losem, lang herabflatterndem Haar, ein allerliebster Anblick. Es ist nicht nur ein Bild des Wohllebens und des Luxus, das sich vor unseren Augen entrollt, sondern vor allem eines der Gesundheit, der Ritterlichkeit, der Frische, an dem sich alle Sinne laben. Die englische Gesellschaft hält späte Stunden, die Theater schließen erst gegen Mitternacht, und das Unterhaus dehnt seine Sitzungen oft noch um Stunden länger aus; man geht selten vor zwei Uhr zu Bett und steht spät auf. Dann ist das kalte Bad und der Ritt in Rotten Row dazu angetan, Nerven und Muskeln für das Vergnügen sowie für die Arbeit des Tages von neuem zu stählen. Bei Hyde Park Corner, gleich linker Hand, wenn man in den Park hineintritt, gabelt sich der Weg; links in gerader Linie die Fahrstraße, rechts, von Ulmen, Platanen und Rotbuchen beschattet, ein breiter Reitweg, das ist der weltberühmte Rotten Row. Er hebt und senkt sich in leisen Schwingungen, in der Tat eine ideale Bahn, in deren lose aufgeschüttetem und prächtig erhaltenem Sande die Pferde sich wiegen wie die Reiter in ihrem Sattel. Toilette wird zum Morgenritt nicht gemacht; die Herren erscheinen im Jackett und runden Strohhut, die Damen im dunkelfarbenen Kleid. Von dem begleitenden Groom, mit dem breiten Ledergurt über der blauen Livree, wie wir ihn noch vor einem Jahrzehnt fast jeder Dame ehrerbietig folgen sahen, haben die Amazonen jetzt sich emanzipiert; der Fortschritt der „Frauenfrage" kommt auch auf der Reitbahn zum Ausdruck. Aber soweit, daß sie im Herrensattel reiten, haben

es die Londoner Damen noch nicht gebracht; zum mindesten dürfen sie sich im Hyde Park so nicht sehen lassen: der König, so heißt es, hat die Sitte, die ihm eine Unsitte dünkt, mit dem Banne belegt.

Indessen denke man nicht, daß Hyde Park nur den Zerstreuungen der vornehmen Welt vorbehalten sei; zwar steht über seinen Toren keine so schöne Inschrift, wie Kaiser Joseph sie über den Eingang zum Prater setzte, aber das Volk in seinen breiten Schichten macht darum zu seinem Vergnügen nicht weniger ausgiebigen Gebrauch davon. Und da es Londoner Volk ist, so äußern sich seine Vergnügungen auf echt Londoner Art. Je nach der Tageszeit. Um fünf in der Frühe werden die zahlreichen Eingänge zum Park geöffnet, und als erste Gäste strömt zur Sommerzeit ein Fähnlein zerschlissener und zerrissener Bummler herein, Männlein und Weiblein, die kein Nachtquartier gefunden haben und nun auf dem Rasen ausgestreckt ein paar Stunden des süßen Schlummers pflegen. Führt einen der Weg so um die neunte oder zehnte Morgenstunde durch den Park, so sieht man zerstreute Gruppen solcher Pennbrüder lang hingestreckt, die Arme unter dem Kopf und die Mütze über das Gesicht gezogen. Wenn das Glück dir wohlwill, dann hockt neben dem Pennbruder auch die Pennschwester. Sie tupft sich die Wangen mit speichelgefeuchtetem Lappen und strähnt sich ihr wirr herunterhängendes Haar, ein unerfreulicher Anblick, der den Vorübergehenden leicht dazu verführt, sich nach dem Policeman umzusehen.

Aber freilich, der Londoner Policeman steht weit zurück hinter dem — obrigkeitlichen Ideal, das sich ihn eigens erschaffen vorstellte zur wahren Erziehung des Menschengeschlechts. Mangelt ihm doch die brüllende Stimme, die dem „Anschnauzer" den Brustton der Überzeugung verleiht, baumelt ihm doch kein Schwert zur Seite, zuckt doch sein Arm fast nie im berühmten Polizeigriff nach dem Genick mutmaßlicher Missetäter! Selbst bei den großen Volksversammlungen, wie sie im Hyde Park täglich stattfinden, bescheidet sich der Policeman mit der Rolle eines in anstandsvoller Entfernung arglos einherspazierenden Beobachters, dem nichts anderes am Herzen liegt, als den lieben Frieden aufrechtzuerhalten.

Ja, Reden werden im Hyde Park gehalten — lange und donnernde. Was schwirren da alles für aufrührerische Worte herum: Down with religion! down with Royalty!! down with everything!!! Mein Gott, sollte da eine Regierung nicht eingreifen, es geht ihr doch offenbar an den Kragen? Aber die Regierung denkt nicht daran. Im Lande der parlamentarischen Verwaltung weiß man es am besten, daß man nichts Törichteres tun kann, als den Leuten, die das Redefieber haben, den Mund zu stopfen. Es hat auch gar nicht den Anschein, als ob das kleine Häufchen von Müßiggängern, das sich um jeden Redner sammelt, tiefgehende Teilnahme bekundete; so sehr sich auch die Redner erhitzen, die Gruppe hört schweigsam zu, vermehrt sich, vermindert sich, wie es gerade kommt, und betrachtet die ganze Geschichte wie eine harmlose Zerstreuung, die man sich nach des Tages Arbeit wohl gönnen mag. Allerdings sollen diese alltäglichen Meetings nicht mit jenen großen Versammlungen verwechselt werden, die bei besonderen Gelegenheiten ungeheure Volksmassen nach dem Hyde Park führen. Während großer Arbeiterausstände, sowie bei tief in das Empfinden des Volkes einschneidenden Gesetzesvorlagen marschieren zuweilen weit über hunderttausend Menschen zum Park, und von Dutzenden von Tribünen halten daselbst berufene Redner, Abgeordnete des Parlaments und andere Vertrauensmänner des Volkes, ernste Ansprachen, die zu Beschlüssen führen, welche oft für das Schicksal einer Bill den Ausschlag geben. Unter dem üblichen Londoner Himmel gestaltet sich solch ein Volksgewimmel zu einem ziemlich farblosen Bilde: grau in grau. Die Frauen mit ihren stärker entwickelten Sinn für malerisches Auftreten mußten erst auf die Szene kommen, um uns zu zeigen, daß man bei politischen Volksversammlungen ebenso stark an die Augen wie an die Ohren zu appellieren vermag. Bei ihren großen Märschen zum Hyde Park erschienen denn im Zuge der Suffragettes nicht wenige in historischen Kostümen sowie in den kleidsamen Roben der verschiedenen gelehrten Fakultäten, in welchen ihre Träger sich den Doktorgrad erworben hatten. Das war nicht schlecht in der Wirkung auf die Phantasie der gaffenden Menge berechnet, ihr in lebenden Bildern zu zeigen, welche Rolle in der Weltgeschichte einst eine Jungfrau von Orleans, Königin Elisabeth, Florence Nightingale u. a. m. gespielt hatten. Der Londoner ließ sich diesen Aufzug zur Abwechslung gefallen; im allgemeinen indessen wirkt bei ihm die Wucht der Masse mehr als die Durchgeistigung des Arrangements.

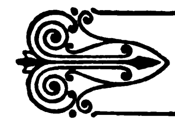
Es wäre nicht leicht, den Grund anzugeben, weshalb diese aktiven Betätigungen des Zerstreuungstriebes sich stets dem nördlichen Teil des Parkes zuwenden und wiederum die passive des Reitens, Fahrens und Spazierengehens sich auf den südlichen beschränkt. An Volksauflauf ist der nördliche Teil (am Ausläufer von Oxfordstreet) allerdings von alters her gewöhnt. Nicht weit von dem marmornen Triumphbogen, der als Marble Arch zu den Landmarks von London gehört, befanden sich ehedem die Galgen von Tyburn. Von Heinrichs VIII. Zeiten bis zu Ende des 18. Jahrhunderts (1783) wurde an dieser Stelle hingerichtet, und in England machte man bis vor hundert Jahren von dieser gewaltsamen Abkürzung der Lebensdauer selbst als Sühne ganz unbedeutender Vergehen ausgiebigsten Gebrauch. Übrigens faßte in alten

Zeiten nicht allein das Publikum, das in Scharen zum Richtplatze strömte, sondern auch der Verurteilte die Geschichte gemütlich auf. Wird doch z. B. von Jonathan Wild, dem berüchtigten oder berühmten Straßenräuber erzählt, daß er sich noch auf dem Galgen einen kleinen Scherz erlaubte. Zehntausend Menschen waren am Saume von Hyde Park erschienen, um Zeugen zu sein, wie man ihn aufknüpfte. Solche Teilnahme kitzelte wohl Jonathans Übermut und feuerte ihn an, sich noch zum letztenmal im Leben ein Gaunerstückchen zu leisten. Schon lag ihm die Schlinge um den Hals, da tauchte er die Rechte in die Falten des Talars des Geistlichen an seiner Seite, der ihn zur Reue mahnte, und fischte einen Korkzieher heraus, den der Salbungsvolle in der Tasche hatte. So muß ihm als unübertroffenem Dieb, der mit dem letzten Fang noch warm zwischen den Fingern in die andere Welt hinüberging, wohl der Rekord zuerkannt werden.

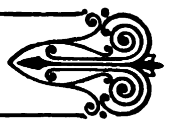
Wie die Finger mit der Hand, so sind Kensington Gardens mit Hyde Park verwachsen. Lange Alleen von hohen Ulmen und Kastanien führen zu dem altertümlichen, schlichten Palaste aus rotem Backstein, in dem einst Wilhelm der Oranier residierte, der, wiewohl er König des mächtigen Weltreiches geworden, sich in England sein Lebtag nicht heimisch fühlte. Hier schritt er im Schatten der alten Bäume sorgen- und gedankenvoll einher und erwog die Ratschläge seines getreuen Heinsius, der im geliebten Holland geblieben. Nach ihm hat Königin Anna das Schloß bewohnt; hier im Park hat die dramatische Begegnung mit ihrem Halbbruder stattgefunden, der heimlich nach England gekommen war, sich eine Krone für sein Stuarthaupt zu holen, und den auch sie um soviel lieber als den Hannoveraner als ihren Nachfolger gesehen hätte. Und wieder rollt ein Jahrhundert dahin. Da sprengen — an einem Maimorgen — zwei Reiter in den Schloßhof und rühren ungeduldig an dem Klopfer der Tür. Der Erzbischof von Canterbury ist's und der Hofmarschall, die von Windsor kommen; kaum graut der Tag. Ungestüm fragen sie nach der Prinzessin Viktoria. Sie können sie nicht sprechen, denn sie schläft. „Gut," erwidern die Reiter, „so meldet, wir kommen in Staatsgeschäften zu Ihrer Majestät, und sie wird nicht länger schlafen wollen." In wenigen Minuten trat die junge Gestalt in leichtestem Gewand in das Gemach, ihr goldenes Haar fiel in loser Fülle über die Schultern, die nackten Füße steckten in Morgenschuhen. So empfing Viktoria die Nachricht, daß Wilhelm IV. in dieser Nacht im Schlosse zu Windsor gestorben und daß sie Königin von England geworden. Ist somit Wilhelm von Oranien keineswegs die einzige historische Figur in Kensington Gardens, so doch sicherlich die pathetischste. Der Himmel mag wissen, welcher Zug die Kinder und Kindermädchen von heute statt in den benachbarten Park just hierher zieht in die Nähe des ernsten, kinderlosen Mannes, der in Kensington Gardens wandelte, das Land der Heimat „mit der Seele suchend". Tatsache bleibt, daß sie alle kommen; schon des Morgens früh halten sie ihren Einzug, die Nurses in ihrem vorgeschriebenen Anzug von blendendem Weiß, mit weißen Garnhandschuhen und kokettem, schwarzem Hütchen.

Viel Spielzeug haben die Kleinen nicht mitgebracht; sie haschen und necken sich. Aber alle haben sie einen besonderen Spielgefährten, mit dem sie sich stundenlang unterhalten — das ist der Wauwau. Es will mir scheinen, als ob die Mode, deren Herrschaft wir eben erst im Park beobachtet haben, ihr Zepter auch über die vierbeinigen Gesellen schwinge. Der wackere Foxterrier, der „mehr böse Streiche im Sinn hat, als alle anderen Hunde zusammengenommen", der Freund und Spielgefährte des Menschen, scheint mit dem Bann belegt. Er muß dem Scottish Terrier weichen, einem kurzbeinigen, rauhhaarigen kleinen Ungetüm, zu dessen Gunsten sich nur das eine sagen läßt, daß er mit seinen guten, klugen Augen einen so vertrauensvoll anblinzelt, daß man ihm nicht gram sein kann. So hat er richtig den Foxterrier verdrängt und wackelt bei allen Spaziergängen hinter seinem menschlichen Begleiter her, als wäre es immer so gewesen. Ganz anders wie der Foxterrier, der wie ein Spielkamerad lustig um seinen Herrn herumsprang, bettelte, daß man ihm Steine werfe, kurz sich wie der würdige Begleiter des Menschen aufführte, schnuppert er beständig am Boden und zickzackt wie ein Irrwisch auf dem Grase einher, den Schwanz wie eine wimpellose Fahnenstange steif emporgehoben.

Der Foxterrier indessen kann sich eines rühmen, wozu es der kurzbeinige Schotte niemals bringen wird — eines Grabes in Hyde Park! Ja, es gibt einen Hundekirchhof daselbst, und da kein Platz mehr auf demselben ist, so wird kein Scottish Terrier dort je begraben werden. Vier- oder fünfhundert brave Hundegebeine sind da unter dem Rasen gebettet; Gedenksteinchen, die kaum einen Fuß hoch sind, künden ihre Namen und die Zahl des Jahres, da sie zum letztenmal gebellt, ehe sie sich in ihr kaninisches Nirwana hinübertrollten. Einzelne Gräber schmücken Blumen, und viele Grabsteinchen sind mit gefühlvollen Inschriften bedeckt. Manche wirken gewiß unwillkürlich humoristisch, und doch hat sich meiner beim Anblick von soviel Liebe und Treue fast immer etwas wie Rührung bemächtigt. Der Engländer liebt die Tiere und behandelt sie verständig und liebevoll. So hat selbst der Gedanke kaum etwas Befremdliches, daß, wenn sie verendet, er sie nicht schlechtweg im Sande verscharrt, sondern ihnen ein bescheidenes Ruheplätzchen gönnt unweit der Stelle, wo sie so oft sich hundeglücklich getummelt — einen stillen Winkel am Ausgang von Hyde Park.



Prosper. Von M. Roda Roda





Man wünschte allgemein, Prosper möchte nicht seinem Vater gleichen — und hatte allen Grund, es zu wünschen. Denn der Vater hatte sich gegen Prospers Mama wirklich schlecht benommen. Man war ja auch sehr gegen die Heirat gewesen. Aber wenn es sich um einen Künstler handelt, sind die Mädchen blind und taub.

Mama hatte Prosperchens Papa geheiratet und war mit ihm gleich nach Madrid gefahren, weil Prospers Papa da für einen Berliner Bankier einen Velasquez kopierte. Dann waren sie ein halbes Jahr in Wien, und als das Bübchen geboren wurde, hatte der Maler eben das Bild des Infanten Prosper fertig, des jüngsten Sohnes Philipps IV. Und Papa fand — o seltsames Naturspiel! — daß der Kleine dem Bildnis gleiche. Gut, daß Papa nicht zufällig Don Balthasar vorhatte — das hätte Prospers Namensbürde arg erschwert.

Als Prosper noch im Tragkleid steckte, kehrte Mutter mit ihm heim zu Großmama. Denn Papa — Papa war mit einer andern von Wien abgereist —, so als gäb's keine Mama und keinen Prosper.

Prosperchen lernte in Großmamas kleinem Villengarten laufen. Mama verließ das Kind nur einmal auf ein paar Tage: im nächsten Frühjahr, als Papa zu Paris im Sterben lag.

Prosper sollte also seinem Papa durchaus nicht gleichen. Er war aber noch sehr klein und wußte von nichts und ritt auf Onkel Emils Spazierstock einen Galopp über den mittleren Weg. Das Pferdchen sprang gehorsam und eifrig links herum — man mußte die Gelegenheit ausnutzen, wo man Onkel Emils Krückenstock mit der hübschen silbernen Nase zur Verfügung hatte. Mamas Sonnenschirm war lang nicht so handlich, er spreizte sich mit allen Rippenknöpfen in den Büschen. „Hopp, hopp!" rief Prosperle, schlug auf sein Pferdchen ein und jagte vorbei an den Verwandten, die unter den Akazien saßen.

Tante Laura zog ihren Spitzenvolant enger an sich, aus Angst vor den trappelnden Bubenfüßchen, und lächelte das Tantenlächeln. „Ich würde den Jungen doch nicht so wild spielen lassen, liebe Edith. Er erhitzt sich. Und wenn er hinfällt, verbeult er Emils Silbergriff. Der Stock ist ein liebes Andenken für uns, wir haben ihn auf der Hochzeitsreise gekauft."

„Prosperle," rief Mama ärgerlich, „Prosperle! Komm her, gib Onkelchen seinen Stock wieder!"

Prosper lief weiter.

„Prosper! Hör' doch! Komm zurück!"

„Gehorsam ist der Junge nicht," sagte Tante Laura und seufzte bekümmert.

Da eilte Mama ihrem Prosperle nach und kriegte ihn an seinem weißen Kleid zu fassen. „Gib Onkel den Stock zurück, sag' ‚Danke!' und spiel mit deinem Ackerwagen."

„Will nicht," krähte Prosper und streichelte seinem Pferd den dünnen Silberkopf.

„Prosperle, sei artig!"

Er wollte aber durchaus nicht, und als Mama es mit der Gewalt versuchte, da wurde er mohnrot, stampfte ordentlich mit dem Fuß auf und legte laut ein Veto ein gegen den unbarmherzigen Raub.

Mama mußte die Kinderfrau rufen, und Prosper wurde ins Haus getragen.

Tante Laura schüttelte den Kopf und sagte wehmütig: „Mit dem Jungen wirst du noch schwere Kämpfe haben, Edith."

„Ah, Prosperle ist ein gutes Kind," wehrte Großmama.

„Gewiß. Immerhin, liebe Mama," meinte die Schwiegertochter, „immerhin wird Edith gut tun, in der Erziehung darauf hinzuwirken, daß das ... daß das Eckhausensche Blut nicht das Übergewicht bekommt."

In die Wangen von Prosperles Mama schoß eine heiße Welle. „Mein Junge," sagte sie, „schlägt ganz in unsere Familie."

„Glaubst du? Nun, mir schien der Zornausbruch vorhin so gar nicht Hartensteinisch. Die sind beherrschte Menschen."

Dem Onkel tat die Anerkennung der Hartensteinschen vorzüglichen Eigenschaften wohl. „Man kann," sagte er, „nicht früh genug beginnen — und du bist viel zu klug, Edith, um nicht von Anfang an das Stürmische im Charakter deines Jungen zu

dämpfen. Hauptsache im Leben ist das Pflichtbewußtsein. Man muß die Triebe beherrschen lernen. Das befähigt einen dann, ein braver Beamter zu werden, ein Familienvater. Ja, Pflichtbewußtsein, Rechtsgefühl und Herrschaft über sich selbst — das sind die Strebepfeiler, auf denen sich ein nützliches Menschenleben aufbaut."

Tante Laura nickte und putzte noch immer an dem Silbergriff herum, um die letzten Spuren von Prosperchens obstbeschmierten Fingern zu entfernen.

Am Abend, als Prosperchen schon im Bettchen lag und schlief, da stand Mama lang vor dem Netzgitter und sah den Schläfer forschend, ängstlich forschend an.

Da war etwas, was an den Mann erinnerte, dem er nicht ähnlich werden durfte. Da war unleugbar ein Zug von ihm in der breiten, ein wenig kantigen Stirne und um die Augen herum.

Von nun an verloren Mama und Großmama ihre freundliche Sicherheit und beobachteten Prosperle in allen seinen Lebensäußerungen. Sie verloren das Maß für seine kleinen Listen und Ungebärdigkeiten und quälten sich ab mit der Angst vor seiner Zukunft. Prosperle sollte keine Kameraden haben, sie würden ihn Schlimmes lehren. Er durfte auch nicht allein spielen, denn seine Phantasie konnte auf Abwegen gehen. Prospers Seele sollte immer offen daliegen, ein aufgeschlagenes Buch, worin sie alle blättern konnten — Mama, Großmama, Onkel Emil und Tante Laura.

Prosper war ein gutes Kind und gewöhnte sich daran, immer mit den Großen beisammen zu sein und still auf seinem Platz zu sitzen.

Und seine Rede war Nein und Ja, wenn man ihn fragte.

Langsam verblaßte das Gespenst, das Mama so lang genarrt hatte. Prosper war wirklich ein Hartenstein.

In der vierten Gymnasialklasse errang er ein Vorzugszeugnis. Er war der Liebling des Lateinlehrers, und der Professor für Mathematik hatte ihm nach der Prüfung die Hand gereicht. Er war Bibliothekar gewesen, und der Herr Direktor hatte ihn für seine Ordnungsliebe noch besonders belobt.

„Na also, was will man mehr?" sagte Onkel Bernhard, Mamas ältester Bruder. „Der Junge ist mächtig in die Höh' geschossen, seit ich ihn nicht gesehen habe. Nur ein wenig dünn ist er."

„O, er erholt sich schon wieder in den Ferien."

Onkel Bernhard sagte nichts mehr — er war, im Gegensatz zu seinem Bruder, ungesprächig.

Am andern Tag warf Onkel Bernhard so ganz beiläufig hin: „Edith, deinen Prosperle nehme ich für die Ferien mit aufs Land. Was, Junge, du kommst doch?"

„Wie meinst du?" fragte Mama — so erstaunt, als hätte Onkel Bernhard eine Expedition nach dem Südpol vorgeschlagen.

„Ich sage, daß ich mir Prosper mal auf zwei Monate von dir borgen will. Ich bin sein Taufpate, und ich hab' ihn selten."

Mama fand in ihrer Bestürzung gar nicht das Wort der Gegenrede. Sie füllte den Tag damit, des Jungen Koffer zu packen, und gab ihm noch viele Verhaltungsmaßregeln mit. Er sollte sich nicht erhitzen, und hatte er's getan, kein kaltes Wasser trinken; er sollte ihr täglich schreiben, artig gegen Onkel Bernhards Hausdame sein (eine Tante gab's da nicht) und sollte ja nicht auf Bäume klettern.

Im letzten Augenblick, als schon der Wagen vor dem Gittertürchen hielt, stellte Mama an Prosper noch das Ansinnen, doch lieber daheim zu bleiben. Onkel Bernhard lachte sie aus und überhob den Jungen einer Antwort.

„Ich hätt's nicht zugegeben," sagte dagegen Tante Laura. Und Emil meinte: „Bernhard ist nicht der Mann, dem ich ein Kind anvertraue. Er versteht nichts von Erziehung."

„Mein Gott, warum habt ihr mir das alles nicht früher gesagt?"

„Liebe Edith," rief das Ehepaar wie aus einem Mund, „wir mischen uns grundsätzlich nicht in deine Angelegenheiten."

Schon nach drei Tagen kam ein Brief von Prosperle. Ein artiges, nettes Briefchen, das Onkel Bernhards Heim beschrieb.

Prosper hatte ein Zimmer für sich — nebenan schlief Tante Wendlein, die Hausdame. Zum Frühstück gab's Brot und Butter, Milch, Honig und Obst. Zum Mittagessen vier Speisen. Prosper war immer sehr hungrig, und Tante Wendlein sagte, das mache die frische Luft. Der weiße Anzug, Mama möge aber nicht er-

schrecken, hätte hinten Grasflecke gekriegt. Onkel Bernhard ließe schön grüßen. Onkel Bernhard hat viele Pferde, Ochsen, Kühe — teils zum Ziehen, teils zum Melken.

Mama antwortete sogleich und schrieb: Wenn Prosperle etwa Sehnsucht nach Hause hätte, sollte er's nur ruhig sagen — Onkel Emil würde ihn abholen.

Prosperle umging die Frage und berichtete ausführlich über elf kleine Schweinchen, die die große Sau in der Nacht geferkelt hatte.

„Der Junge verroht," sagte Tante Laura, als Onkel Emil so weit gelesen hatte. Mama konnte ihr nicht unrecht geben.

Prosperles Briefe wurden immer kürzer und seltener, und als Mama ihm darüber Vorwürfe machte, schrieb er: „Liebste Mama, ich konnte mein Versprechen nicht halten — ich weiß nicht, die Tage sind hier so kurz. Gleich ist's Abend, und abends, sagt Onkel Bernhard, schreibt man auf dem Lande nicht."

Da kräuselte Tante Laura die Lippen, und Onkel Emil wiegte den Kopf wie einer, der alles vorher gewußt hat. Ja — Pflichtgefühl, das fliegt dem Menschen nicht an, es ist eines jener Güter, die man immer neu erkämpfen muß, um sie zu besitzen.

Mama fragte einmal, ob Onkel Bernhard mit Prosper Besuche mache.

Prosperchen antwortete prompt. O, Onkel Bernhard hat viele Freunde. Da ist Frau von Ravenshagen, die ist sehr lieb. In ihrem Garten wachsen die größten Reineclauden. Die Bäume sind alle gestützt, so schwer hängt die Frucht daran. Jüngst war Prosper den ganzen Tag bei Frau von Ravenshagen, weil Onkel Bernhard Pferde kaufen war und Tante Wendlein große Wäsche hatte. Es gibt auch eine Erika Ravenshagen, die ist fünf Jahre alt und will von Prosper schreiben lernen.

„Siehst du, Edith? Hast du nötig gehabt, daß sich dein Kind bei fremden Leuten herumtreibt?"

Ja, Mamas Herz ward immer schwerer. Und sie hatte nur einen Wunsch: ihren Prosper wieder unter den eigenen, achtsamen Augen zu haben.

Eines Morgens war's so weit. Mama fuhr auf die Bahn. Als der Zug einlief, hatte sie Herzklopfen. Sie spähte erregt hin und her und übersah gerade darum ihren Jungen, der aus dem Wagen sprang und auf sie zulief. „Wo ist der Onkel?" fragte sie, als sie den Knaben erst geküßt hatte.

„Zu Haus," antwortete Prosper und lachte. „Onkel hat mich ins Kupee gesetzt, und ich bin losgefahren. Er sagte, ich dürfte dir's nicht vorher schreiben, sonst erlaubst du's nicht."

Mama zürnte ihrem Bruder einen Augenblick, aber in der Freude des Wiedersehens ging der Ärger unter.

„So lehrt man Kinder, vor ihren Eltern Geheimnisse haben," sagte Emil. „So erzieht man sie zur Heuchelei. Es soll mich wundern, wenn Prosper nicht noch einen Sack Heimlichkeiten vor dir hat."

„Er ist ja wohlbehalten angekommen," warf Großmama ein und musterte ihr Prosperle zufrieden — ihren Prosper, der gewachsen war, der rote Wangen hatte und ein braungebranntes Gesicht.

Nachmittag wollte Mama den Koffer auspacken. „Ich tu's selber," sagte Prosper.

Mama hob einen Stoß Kleider heraus.

Da kniete Prosper hin und wühlte eilig bis auf den Grund. „Was suchst du denn?"

„O, ich hab' da eine Schachtel drin, eine Zigarrenkiste, die will ich herausnehmen." Prosper warf die Wäsche beiseite.

„Und was ist in dem Kistchen?"

Prospers Ohren erglühten. „Allerlei — gepreßte Pflanzen — Steine — allerlei."

„Das ordnen wir am Abend zusammen. Du zeigst mir dann alles — willst du?"

„Es ... ist nichts Besonderes," stammelte Prosper. „Übrigens bei Onkel Bernhard hatte ich einen eigenen Kasten mit einem Schlüssel — das möcht' ich nun auch haben."

„Aber Prosperle!" rief Mama. „Es nimmt dir doch niemand was."

Prosper stellte die Zigarrenkiste in seinen Bücherschrank, ins unterste Fach.

Mama wollte was aus dem Bücherschrank und fand ihn versperrt. Sie stand betroffen davor. Und lief zu Großmutter und klagte ihr, wie Prosperle sich bei Onkel Bernhard verändert hätte.

„Gott," sagte Großmama, „ich weiß nicht, was du hast. Prosper ist genau wie früher."

„Nein," sagte Mama — und sagte es in einem geheimnisvollen Flüsterton — als

fürchte sie, etwas Schlafendes zu wecken — „nein, er ist ihm nun ähnlicher."

„Nur keine fixen Ideen, du verbitterst dir das Leben," antwortete Großmama unwillig.

„Mama," meinte Emil, „ist wie alle alten Menschen egoistisch und wehrt Unangenehmes ab. Überdies hat sie immer eine Schwäche für Bernhard gehabt." Und er rieb sich sorgenschwer den Kopf.

Mamas Gedanken gingen immer um das versperrte Fach, als enthielte es Prosperles Seele, die Prosper vor ihr verschlossen hat. Eines Abends kam sie ins Zimmer, als der Junge in seiner Kiste kramte. „Prosperchen, laß Mama einmal gucken."

Prosper fuhr auf wie auf schlimmer Tat ertappt und schlug den Deckel zu. „Es ist nichts, Mama. Bücher und Hefte. Das Stubenmädchen wirft alles durcheinander."

„Man darf das nicht länger dulden," entschied Onkel Emil.

Und Tante Laura sagte vorsichtig: „Du kannst ja den Schlüssel von ihm fordern ... Aber es gibt Schlüssel genug ... wenn er in der Schule ist."

Mama sah fragend nach ihrem Bruder. Er machte ein undurchdringliches Gesicht. Und erzählte: „Gestern sah ich Prosper mit zwei Jungen raufen — und als sie auseinandergingen, pfiff er ‚Mein Herz, das ist ein Bienenhaus'."

„Auf der Straße?" fragte Mama.

„Auf der Straße."

Am Abend ging Mama mit Prosperle auf dem Mittelgang des Villengartens auf und ab. Sie hielt den Knaben um die Schultern gefaßt — und merkte plötzlich, daß ihr Sohn schon größer als sie selbst war.

Sie sprach lang mit ihm von dem Vertrauen, das Kinder zu ihrer Mutter haben müßten; wie schön es wäre, wenn zwischen Mutter und Sohn nie ein fremder Gedanke steht. Prosperle schaute ein wenig gelangweilt — dann zog er Mama mit sich auf die Veranda und schlug vor, sie möchte doch lieber mit ihm Halma spielen.

Mama seufzte. Prospers Herz und Prospers Schubfach waren versperrt.

„Es gibt sicher Schlüssel im Haus, es gibt Schlüssel," klang ihr Lauras spitzig lauernde Stimme nach.

... Schon der fünfte Schlüssel öffnete knacksend das Schloß, und Mamas scheue Hand ergriff das braune Kästchen, vor allem das, und trug's in ihre Stube. Einen Augenblick starrte sie den Deckel an: „La flor de Cuba."

Dann lag Prosperles gehüteter Schatz vor ihren Augen. Ein paar Blätter Papier, trockene Zweiglein mit Zetteln dran: „Vom Erlenbaum, Andenken aus dem Garten am 15. August." Dann eine verschrumpfte Weidenflöte — und ein vergilbter Erbsentrieb: „Selbst gepflanzt."

Mama lächelte. Nahm das erste Blatt und las. Nahm das zweite und drehte es um und fuhr sich über die Augen, als sähe sie nicht recht, und hörte auf zu lächeln. „Sehnsucht" war das Gedicht betitelt.

„Wenn ich längst fern von dir bin,
So steht nach dir doch mein Sinn,
Ich will dich nicht vergessen.
Die Zeit läuft unterdessen,
Und bald werd' ich wiederum kommen
Und will schaun in deine Augen, die frommen,
Will dir streicheln Kopf und Haar,
Es wird wieder so schön wie voriges Jahr."

In Mamas Herz griff das Entsetzen mit seinen Geierkrallen.

„Wenn hier nur einer von dir wüßte,
So wären dir alle, alle gram,
Ich vielleicht noch Strafe dulden müßte,
Weil ich deine Liebe nahm.
Ich stand heut in tiefen Gedanken
Unter unsrer alten Linde,
Und gab dem Winde, dem schwanken,
Viel Grüße auf — dir und deinem Kinde."

Mama hatte endlich alle diese unbeholfenen Gedichte gelesen. Vierzehn waren's im ganzen. Das letzte war das schlimmste:

„Dir hab' ich alles, alles erzählt,
Dir hab' ich keinen Gedanken verhehlt,
Hier hab' ich immer schweigen müssen,
Du darfst alles von mir wissen.
Und wenn wir schon geschieden sind,
Hätt' ich bei mir doch dein Kind!
Dann wär' ich auch noch zufrieden voll Ruh,
Denn ist's noch nicht, so wird's wie du."

Dann nahm Mama vom Grund des Kistchens etwas auf, was in Seidenpapier eingeschlagen war und mit einem dünnen Bändchen verschnürt. Ihre Finger lösten ungeschickt den Knoten, sie waren steif vor Schrecken, wie erfroren. Eine rote Haarlocke.

Mama schrie auf und sah wie wirr um sich. Standen die Toten auf aus ihren Gräbern? Die eine, die Unbarmherzige, die ihr einst Prosperles Papa geraubt — auch sie hatte rotes Haar gehabt.

Die Klingel gellte.

Ein erschrecktes Stubenmädchen lief eilig um Onkel Emil und Tante Laura.

„Es ist nicht zu glauben," sagte Onkel Emil. „Es ist eben eines der grausamsten Gesetze der Natur, daß sich das Böse hartnäckiger vererbt als das Gute. Wenn ein belastetes Individuum in eine seinen schlechten Trieben zusagende Umgebung kommt ... Ich will Bernhard nicht zu scharf beurteilen, aber ..."

„Prosperle ist vierzehn Jahre alt."

„Fünfzehn, liebe Schwester. In zwei Monaten fünfzehn."

„Wer mag ‚sie' sein?" sprach Tante Laura nachdenklich. Dann kam's wie ein Blitz der Erleuchtung über sie. „Die Ravenshagen ist's, von der Prosper geschrieben hat. Jawohl, es stimmt alles. Das Kind — da war doch ein kleines Mädel — oder war's ein Junge?"

„Ein kleines Mädel," sagte Mama. „Ich kann's nicht fassen —"

„Es gibt Weiber" — und Onkel Emils Stimme war voll Abscheu —, „die ihr, ihr reinen, edlen Frauen, nicht verstehen könnt. Weiber, die in ihren fluchwürdigen Neigungen darauf ausgehen, die süßeste Jugend zu verderben."

Mama schlug schaudernd die Hände vors Gesicht. Als sie ruhiger ward, berieten sie. Prosper vornehmen? Der Sünder in seiner Verstocktheit konnte Ausreden finden. — Tante Laura traf das Richtige: man mußte das Kistchen mit seinem aufregenden Inhalt auf seinen Platz stellen und so tun, als wüßte man von nichts — bis Onkel Bernhard kommt. Von ihm mußte man Rechenschaft fordern.

Prosperle saß am Abend ahnungslos, in seine Gedanken vertieft, unter dem Lindenbaum. Da schrillte Mamas Stimme durch den Garten. Sie schrillte — Mamas gute, sanfte Stimme, die immer nur weich und süß in sein Leben geklungen hatte.

„Prosper! Was treibst du denn da im Dunkeln? Komm doch!"

„Ja," sagte Prosper fügsam und setzte sich in den Korbsessel der Veranda, nahm sein Buch und tat vertieft in die Lektüre. Peinlich fühlte er Mamas Blicke stechen.

Bernhard kam. Sie zeigten ihm Prosperles Gedichte und die rote Locke.

Onkel Bernhard sah ratlos rundum.

„Nanu," sagte er, „was ist denn das?"

Tante Laura nahm eines der Blättchen mit spitzen Fingern auf. „Und gab dem Winde, dem schwanken, viel Grüße auf — dir und deinem Kinde," las sie und sagte entschlossen: „Es handelt sich offenbar um Frau von Ravenshagen."

„Frau von Ravenshagen," wiederholte Bernhard — friedfertig, wie die Psychiater mit ihren Kranken sprechen. „Frau von Ravenshagen."

„Und das empört dich nicht? Warum habe ich Prosper zu dir gelassen!" klagte Mama.

Onkel Bernhard sprang plötzlich auf und schlug auf den Tisch. „Das ist ja Blödsinn, ein ganz fürchterlicher Blödsinn."

Er machte zwei lange Schritte nach der Tür, riß sie auf und rief: „Prosper!" Seine Stimme tönte stark durchs ganze Haus.

Eilige Füße sprangen die Treppe herauf. „Onkel Berni!" rief Prosper — wollte auf ihn zulaufen und blieb mitten im Zimmer stehen. Ratlos, rot, beschämt, unwillig.

„Komm her, Junge! Erklär' mir mal und Mama, was das hier bedeutet."

Prosper schwieg.

„Auf eine offene Frage gibt ein ehrlicher Junge Antwort. Wer hat das geschrieben?"

„Ich."

„Und ... und ..." — den Onkel Bernhard verließ doch seine schöne Sicherheit — „was ist das?" — Er hielt Prosper die rote Locke hin.

Da warf sich der Junge an seinen Hals, und das Schluchzen würgte ihm die Kehle zu.

„Sei nicht bös, Onkel Berni. Ich hab's der Linda aus dem Schwanz geschnitten, zum Andenken ... Ich hab' sie so gern — sie und Teddy."

Nein, bös war Onkel Berni nicht. Er fing an zu lachen. „Warum hast's nicht gesagt, Junge? Ich hätt' dir den jungen Hund geschenkt. Die Linda brauch' ich selber."

„Ah, Mama erlaubt das nicht. Mama duldet keine Hunde."

Onkel Emil und Tante Laura verabschiedeten sich etwas überstürzt.

Eine Woche darauf kam Teddy ins Haus, der Sohn von Prospers erster Liebe, der roten Setterhündin Linda.

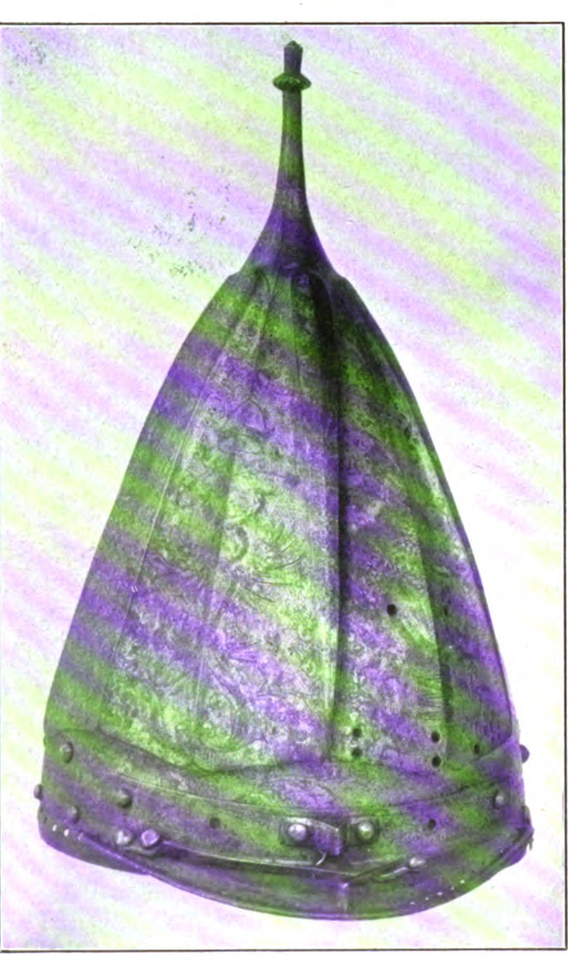
Islamische Kunst in Europa

Von Dr. Traugott Mann

Mit drei farbigen Tafeln und siebzehn Abbildungen nach Photographien von F. Bruckmann, A.-G., München



Als wir noch im Kinderlande wandelten, da ließen wir unsere Phantasie gern in den sonnigen Gefilden des Ostens schweifen. Ali Baba mit den vierzig Räubern, Aladin mit der Wunderlampe, der weitgereiste Sindbad und die sagenumwobene Gestalt Harun al Raschids beschäftigten uns in manchem wachen Traum. Später kamen auch wohl etwas realistischere Wundergeschichten aus dem Orient hinzu, wenn wir Gelegenheit hatten, uns an den Abbildern der Alhambra und anderer Kunstdenkmäler der Araber zu erfreuen. Mit zunehmendem Alter verließen wir aber diese phantastischen Gefilde und strebten, unsere Gedanken auf sicherer gegründetem Boden zu festigen. Der Gemeinplatz aus dem Bereich der täglichen Naturerscheinungen „Ex oriente lux" erwies sich uns wohl als historischer Erfahrungssatz noch immer aufs neue, aber er vermochte doch nicht, auf die Dauer das feine, skeptische Lächeln aus den Mienen des auf seine eigene Kulturgestaltung stolzen Europäers zu bannen. Wir sind durch die wachsende politische und kulturelle Überlegenheit des Abendlandes über das Morgenland so sehr von dem originalen Werte unseres Eigenwesens überzeugt worden, daß es uns ganz aus dem Sinn gekommen ist, wie die heute rückständigen Kreise des näheren Orientes uns auch einmal wirkliche Lebenswerte vermittelt oder solche gar selbst erzeugt haben. Denn jeder bedeutsame Schritt auf dem Wege zur Europäisierung der moslemischen Gebiete lehrt uns nur, uns selbst immer mehr als überlegene Herren und alleinige Geber der Kultur fühlen. Dazu kommt, daß in dem letzten Jahrhundert auch auf dem Felde der Entdeckungen eine Neuigkeit die andere jagte und unser auf Aktualität und Sensation gestimmter Sinn in dem Dargebotenen stets genug Nah-



Helm nach türkischer Form, aus Eisen getrieben, vergoldet und mit Ornamenten. Deutsche Arbeit nach orientalischem Muster um 1550. Im Zeughaus zu Berlin



Ausschnitt aus einem persischen geknüpften Tierteppich. Wolle mit Silber. Im roten Felde Blütenranken mit adossierten Tieren. Wolkenbänder auf der Borte. 16. Jahrh. Sammlung Sarre, Berlin

rung fand. So waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Zeitlang die Inder die Herren des Tages, und Schopenhauer ermöglichte dem feinsinnigen Menschen und philosophischen Kopfe Verständnis und Schätzung der Gedanken wie der Kulturwelt dieser „eminent arischen Rasse". Andere neue Entdeckungen folgten rasch, rascher fast, als sie das erstaunte Europa zu verarbeiten vermochte. Das alte Ägypten tat seine Gräber wieder auf und wurde durch Ebers ein Tummelplatz unserer Phantasie. Dann wollten auch die alte Babel und Assur zu ihrem Rechte kommen. Und inzwischen hatten die näheren Beziehungen zum „äußersten Osten" auch von chinesischen und japanischen Fabeldingen genug bei uns importiert; so wurden wir immer mehr abgelenkt von der Verfolgung alter Ziele, die uns fast zu antiquiert und bereits recht akademisch-uninteressant erschienen.

Als aber ein Jahrtausend zuvor Karl der Große das geistige Niveau seines Frankenvolkes zu heben sich bestrebte, kannte er keine besseren Lehrmeister als die Araber. Und in diesen Zeiten gingen Gesandtschaften freundschaftlichster Natur vom Hofe des Kalifen an den Kaiserhof und zurück in ziemlich lückenloser Folge. Den Anstoß zur Höherentwicklung abendländischer Sitte und Bildung gab dann am machtvollsten die Zeit der sogenannten Kreuzzüge. Der Kreuzfahrer war aus einem kulturarmen Lande ausgezogen und kam im Osten zum ersten Male mit allen Annehmlichkeiten üppiger Lebensgestaltung in persönliche Berührung, und der Forschungsdrang der Araber führte diese schon vor den Kreuzzügen, nicht immer nur auf Handelswegen, bis ins Innere selbst des Deutschen Reiches. So berichten aus dem 10. Jahrhundert arabische Gelehrte über Fulda, Schleswig, Soest, Paderborn und

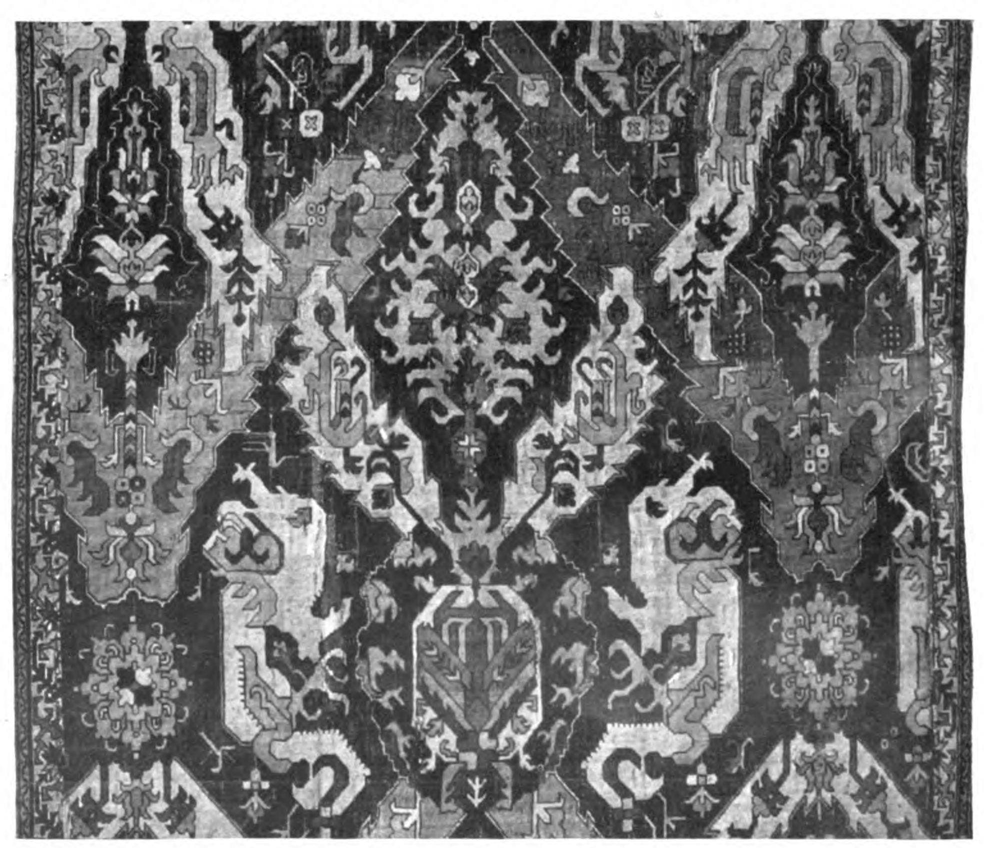


**Mohammeds Himmelfahrt. Miniatur aus einer persischen Handschrift des 16. Jahrhunderts
Aus der Sammlung Sarre im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin**

andere deutsche Städte. Andere mögen dort gewandert sein, ohne uns einen schriftlichen Ausdruck ihrer Erlebnisse zu hinterlassen. Wieviel Kulturgüter alle diese Beziehungen uns vermittelt haben, das ist heute kaum noch festzustellen.

Nur eine Domäne orientalischen Einflusses in Europa ist immer bekannt und oft auch anerkannt gewesen. Das war die Kunst des Islam. Wir sagen heute kurz „islamische Kunst", obwohl diese Bezeichnung eigentlich mißlich ist. Denn das Wort Islam umreißt ja ursprünglich nur das Gebiet islamischen Religionslebens. Aber mit diesem Begriff verbindet sich gleichzeitig die Vorstellung einer einheitlichen Kultur, trotz aller Verschiedenheiten im einzelnen. Würde man nämlich von „arabischer Kunst" reden, so entstände die irrige Vorstellung, als seien in der islamischen Kunst vornehmlich die Araber anregend und schöpferisch tätig gewesen. Diese haben aber, soviel wir wissen, im Gegenteil sich immer als geradezu kunstarm erwiesen. Wollten sie in der Wüste Schlösser erbauen oder in den Städten prächtige Gotteshäuser errichten, so holten sie sich byzantinische Künstler herbei oder in späterer Zeit persische Architekten und Kleinkünstler. Eher kann man im Ganzen der islamischen Kunst drei Gebiete unterscheiden, die allerdings auch nicht scharf voneinander getrennt sind, da infolge politischer Verschiebungen auch die verschiedenen Kunstrichtungen durcheinander und ineinander übergingen. So spricht man von der sarazenischen Kunst als der des mittleren Islam in Ägypten, Syrien und Kleinasien; im Osten davon lebt dann die persische Kunst und im Westen, in Nordafrika und Spanien, die maurische.

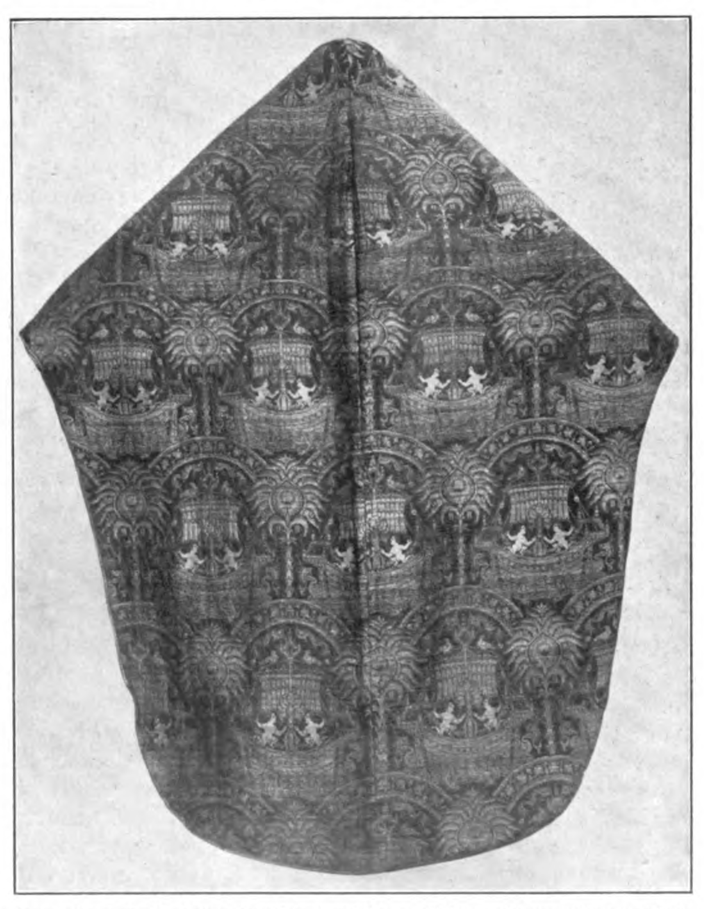
Dieser islamischen Kunst hat man den Eigenwert nie abzustreiten gewagt. Und doch kannte die ganze Welt des Abend-



Teil eines armenischen Knüpfteppichs des 16. bis 17. Jahrh. Wolle. In einigen Feldern erkennt man Motive, die aus der uralten Kampfmythe zwischen Phönix und Drachen entstanden sind, eine Stilisierung des Wappens der Mingdynastie. Sammlung Lamm in Näsby. Beispiel der auch in Europa häufigen Tierstilisierung

landes von ihr eigentlich nichts, wenn man von der Architektur absieht, deren spanische und indische Gestaltungen stets ihren besonderen Reiz auf die Reisenden ausgeübt haben. Vom Kunstgewerbe und von der Kleinkunst im allgemeinen sahen wir nur die Teppiche, Waffen und was sonst die Basare in den großen Fremdenzentren des Orients dem Weltfahrer anboten. Da die Orientalen nun jedoch gute Geschäftsleute nicht nur dem Rufe nach, sondern auch in Wirklichkeit sind, so wußten sie dies Interesse für die Erzeugnisse ihrer altberühmten Kunstschulen vorzüglich auszunutzen, und es entstand eine ganze Industrie im Orient, deren einziges Bestreben es war, billige Ramschware zu erzeugen, um sie dem unkundigen Europäer als Kunstprodukt aus alter Zeit aufzuhängen. Allgemein bekannt ist heute ja wohl der grobe Schwindel, der hauptsächlich im Teppichhandel bis in die neueste Zeit im Schwange war, oder besser gesagt, noch ist. Der Verfasser dieser Zeilen erlebte es vor kurzem in einem der angesehensten Warenhäuser Londons, daß man ihm einen Teppich als ein Stück von hohem Altertumswerte anbot, das etwa aus dem Jahre 1600 stamme. Leider ergab eine eingehende Prüfung, daß in einer Borte, allerdings in recht verschnörkelten und darum schwer lesbaren Zahlen, das Jahr 1222 der Hedschra, d. h. 1807 unserer Zeitrechnung, noch zu erkennen war. Dabei lag zweifellos guter Glaube an die Echtheit des Stückes von seiten des europäischen Händlers vor, zumal ohne dies Erkennungszeichen selbst dem gewiegtesten Kenner eine Bestimmung schwer gewesen wäre. Diese Schwierigkeit, altes Wertgut von moderner Nachahmung zu unterscheiden, hat soviel Kitsch als echt uns in die Hände gespielt, daß bei vielen Kunstfreunden die alte orientalische Kunst schon recht bedenklich an Ansehen eingebüßt hat. Haben es doch die orientalischen Händler und Handwerker schon längst gelernt, alte Wertstücke täuschend nachzuahmen und ihnen sogar auch in irgendeiner versteckten Ecke ein gefälschtes Datum einzuarbeiten.

Um nun aber den wahren Wert der islamischen Kunst leichter erkennbar zu machen und den interessierten Sammler vor empfindlichem Schaden und vieler Enttäuschung zu bewahren, gibt es nur ein Mittel: man muß versuchen, Fachleuten und Liebhabern möglichst alles Gute und wirklich



Sarazenisch-italienischer Brokat, Goldfaden, Leinen mit vergoldeten Häutchen übersponnen; blauer Grund. 14. Jahrh. In der Marienkirche zu Danzig

Echte aus der Blütezeit des Islam leicht zugänglich zu machen. Erst in den letzten Jahren hat man von privater Seite und von Staats wegen angefangen, systematisch auf diesem Gebiete zu sammeln. Natürlich gingen uns Deutschen darin England und Frankreich voran, da diese Länder wegen ihrer jahrhundertelangen Beziehungen zum Orient schon früher im Besitz von solchen hervorragenden Schätzen waren.

So konnte man schon 1878 und 1893 in Paris kleinere Ausstellungen orientalischer Kunstwerke veranstalten. 1885 zeigte dann zum ersten Male die Ausstellung persischer und arabischer Kunst im Burlington Fine Art Club die reichen Schätze britischer Privatsammlungen. Und doch war alles dies mehr für Fachmänner als für die große Masse der Gebildeten bestimmt gewesen. Weiteren Widerhall fand schon 1890 die großartige Wiener Teppichausstellung. Kleinere folgten, so 1897 in Stockholm von F. R. Martin und 1899 im Berliner Kunstgewerbemuseum von Sarre. Was Pariser Privatsammeleifer zusammengetragen, erwies die Ausstellung vom Jahre 1903 im Pavillon de Marsan. In Deutschland hatte inzwischen Julius Lessing für das Kunstgewerbemuseum eine reiche Sammlung orientalischer Stoffe und türkischer Wandfliesen durchgesetzt. Viel lagert aber bei uns noch immer in den Magazinen der Museen, so daß es selbst dem Sammler und Fachmann schwer ist, alles vorhandene Material aufzufinden. Man müßte dazu mindestens auch neben dem Kunstgewerbemuseum und dem Kaiser Friedrich-Museum allein in Berlin noch das Völkerkundemuseum und die Vorderasiatische Abteilung der Museen am Kupfergraben durchsuchen. Durch diese Verzettelung ist eine große Gefahr nahegerückt: daß nämlich bei dem kaufkräftigen Interesse europäischer und amerikanischer Privatsammler die Preise für uns zu sehr steigen. Dann kommt bei noch längerem Warten die moslemische Kunst Vorderasiens und Persiens in dem geplanten großen Asiatischen Museum Deutschlands recht schlecht weg. Darum haben es alle Kenner mit großer Freude begrüßt, daß Friedrich Sarre in uneigennütziger Weise alle seine bedeutenden Sammlungen dem Kaiser Friedrich-Museum zur Verfügung stellte, so daß dort eine eigene islamische Abteilung eingerichtet werden konnte. Aber leider geht auch jetzt noch der durchschnittliche Museumsbesucher an allen diesen Schätzen fast ohne Verständnis vorüber, da ihm eine gute Kenntnis und damit auch das Interesse auf diesem Gebiete abgeht. Es wäre sehr zu wünschen, daß eine preiswerte, illustrierte Publikation der Museumsverwaltung diese Kenntnis einem größeren Publikum vermittelte.



Ausschnitt aus der Abbildung auf Seite 237

Im Sommer 1910 war zum ersten Male nach einer einleitenden Buchausstellung in Berlin einem größeren Kreise die Möglichkeit geboten, sich ein eigenes Urteil über die wahre islamische Kunst zu bilden. In München fand nämlich eine große Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst statt, die die Schätze von öffentlichen und privaten Sammlungen fast lückenlos in sich vereinigte. Die An-

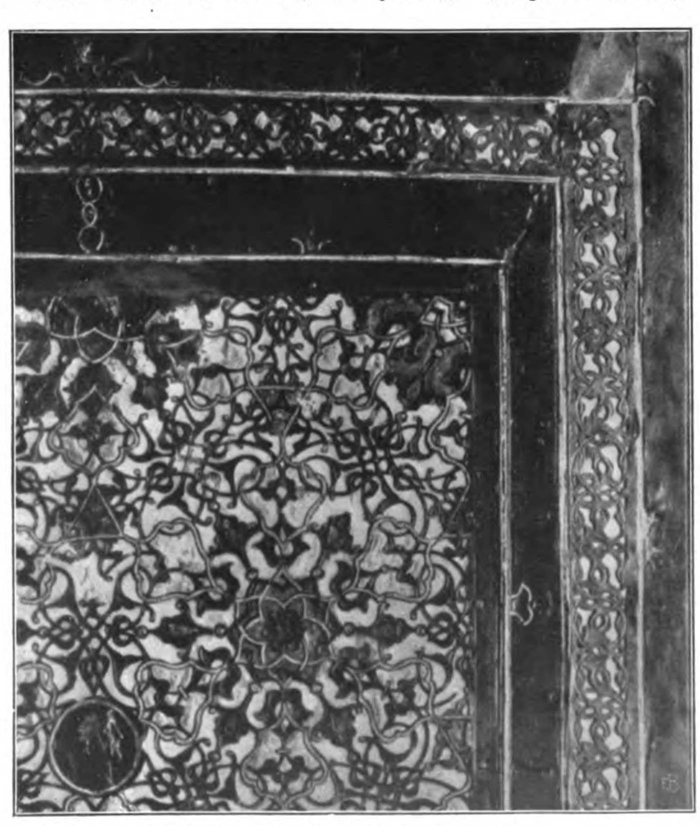


Titelseite eines Prachtkorans aus dem 17. Jahrhundert (Sammlung Sarre, Berlin)

regung zu dieser Ausstellung ging von Friedrich Sarre aus, und ihm lag auch die Hauptarbeit der Organisation und künstlerisch-wissenschaftlichen Leitung ob. Es war kein kleines Bemühen, wollte man aus all den zum Teil sehr versteckten Winkeln die kostbaren Wertstücke hervorsuchen und die Besitzer überreden, sie für eine Zeit dem Ausstellungskomitee zu überlassen. Trotzdem war der Erfolg überraschend. Man sah dort die Prunkstücke aus Konstantinopel, aus Petersburg, aus Wien, Paris, Stockholm und allen deutschen Sammlungen. Nur England und Spanien fehlten fast ganz, da beide Länder es ablehnten, ihre Besitztümer dem Auslande anzuvertrauen.

Die Münchener Ausstellung war alles in allem ein sehr gewagter Versuch. Da man auf all den „orientalischen" Pomp von vornherein Verzicht leisten mußte, wollte man wirklich nur das Echte und Eigene zu Worte kommen lassen, so lag die Gefahr nahe, daß die Besucher zunächst heftig enttäuscht würden. Es zeugt aber von der weiten Verbreitung und Vertiefung wirklich ernsthaften Kunstinteresses in Deutschland, daß der Versuch geradezu glänzend gelang. Denn obwohl man grundsätzlich jede Spekulation auf das Sensationsbedürfnis der Masse und auf ihr natürliches Verlangen nach bestrickendem Glanz und Schimmer vermied, wurde die Ausstellung doch von so viel Personen besucht, daß sich sogar ein nicht unbeträchtlicher Überschuß ergab. Nach solch überraschendem Gelingen dieses Unternehmens darf man wohl auch ein wachsendes Interesse an der edlen Kunst des näheren Orients erwarten.

Wie könnte der auch gleichgültig an diesem Kunstschaffen der moslemischen Orientalen vorübergehen, der erkennt, wieviel Anregung unsere eigene Kunst in alter und neuer Zeit von dorther empfangen hat! Wie aber überhaupt die ost-westlichen Beziehungen kaum ernstlich durchforscht sind, so hat sich erst recht die vergleichende Kunstforschung lange nicht an dieses Studium herangewagt. Nur die Franzosen, die sich als die privilegierten Protektoren des Orients betrachten, lieferten einige wertvolle Beiträge. Jetzt vereinigt ein bei Bruckmann in München erschienenes, von F. Sarre und F. R. Martin herausgegebenes Prachtwerk auf 300 Tafeln 500 der wichtigsten Kunstwerke aus der Münchener Ausstellung, so daß man nunmehr deren Anregungen mit Bequemlichkeit weiter nachgehen kann.



Venetianischer Einband aus dem Jahre 1447 in syrischer Technik; Verzierung in Arabesken aus mehrfarbigem Lederfiligran (Ausschnitt)

Eine Untersuchung des islamischen Einschlages in der Kunst namentlich des europäischen Frühmittel-



Persischer Bucheinband. 17. Jahrh. Lackmalerei auf Schwarz, mit wundersam unterschiedenen Goldtönen

alters wird dadurch bedeutend erschwert, daß die Wege, auf denen die Übertragung von Ost nach West vor sich ging, nicht immer scharf erkennbar sind. Es kreuzen sich da mehrere Pfade. Denn schließlich lag Byzanz als Vermittler des Ostens dem Abendlande doch noch immer viel näher als die Länder des Islam. So wurde Byzanz in vielen Fällen der Durchgangspunkt für eine Kultur, deren Wurzeln viel weiter im Osten gelegen hatten. Wo wir also in der Merowinger Zeit auf Parallelen mit den Kunstformen Syriens und Assyriens aufmerksam werden, da ist heute nicht immer mehr mit zweifelloser Gewißheit auszumachen, ob diese Übertragung von Byzanz ausgegangen ist oder von den Arabern.

Wie in diesen ersten Zeiten ihres Hervortretens die moslemische Kunst nicht so sehr Eigenes schuf, als vielmehr Fremdes und Verwandtes sich anzugleichen strebte, so blieb auch in der Folgezeit zumal persischer Einfluß mächtig, zu dem in Afrika der koptische und der berberische hinzutraten. Wer sich aber auf diese Beobachtung berufen wollte, um der moslemischen Kunst den Eigenwert zu bestreiten, der beginge den denkbar größten Fehler, dessen ein Kunsthistoriker fähig ist. Denn auch die Auffindung eines starken moslemischen Einschlages in der europäischen Kunst wird uns doch nicht etwa gegen die Vorzüge blind machen, die in der originalen Verarbeitung und Umgestaltung des Übernommenen uns entgegentreten. Überhaupt ist dies wohl das überraschendste Ergebnis unserer vergleichenden Kunstforschung, daß wir feststellen können, mit wie wenig Grundprinzipien die Kunst aller Länder und aller Zeiten eigentlich ausgekommen ist. Finden wir doch noch heute die alten Vorlagen der Dekoration immer wieder, deren Geschichte wir hier auf die ältesten Zeiten zurückführen.



Kopie einer Miniatur von Gentile Bellini, um 1500 in Persien wohl von dem Maler Behzad gefertigt

Daß es aber in der Karolinger Zeit wirklich die Araber und ihre Klienten waren, die dies alte Material dem Abendlande zutrugen, das ist aus den engen Beziehungen zwischen beiden Kulturgebieten erweislich und verständlich gemacht. Man hat Münzen der ommejjadischen Kalifen, die von 661 bis 750 regierten, nicht nur in Rußland und Polen, sondern sogar in Dänemark und Schweden gefunden. Also sind die Schiffe der Mosleme weit herum gekommen. Es bleibt nur bedauerlich, daß nicht genug Kunstgegenstände erhalten sind, um den Kreis genau abzugrenzen, in dem sich dieser östliche Einfluß bewegt hat. Wahrscheinlich ist z. B. zu-



Persisch-mongolische Miniatur aus dem 15. Jahrh., mit chinesischem Einfluß



Federzeichnung von Rembrandt nach einer indischen Miniatur: Kaiser Akbar und Djehangir
Sammlung Sarre, Berlin

mal die Herkunft vieler Luxusartikel damaliger Zeit aus dem Oriente. Den nachhaltigsten Eindruck hat eine altorientalische Darstellungsart gemacht: der altpersische Lebensbaum, der zumeist nach dem symmetrischen Prinzip von zwei Tieren flankiert ist, die einander das Gesicht zuwenden. Am häufigsten findet sich dieser Vorwurf in den illuminierten Manuskripten. Aber der abendländische Künstler hat oft das Prinzip mißkannt und aus der Gruppe entweder eine einfache Palmette gemacht oder auf die eine Seite des Baumes einen Hasen und auf die andere den ihn verfolgenden Schützen gesetzt. Neben dieser Gruppe ist es vornehmlich der Kampf zweier Tiere, dessen bei den Persern beliebte Darstellung auch unsern Vorfahren viel Vergnügen bereitete. Auch stilisierte man schon die Blumen in der Art, wie sie die Perser den Assyrern abgesehen hatten.

Mit dem Beginn der romanischen Epoche



Fayencedekoration vom ersten unteren Fenster am Gebetsraum der Moschee des Schech Safi zu Ardebil
Aus: Sarre „Denkmäler persischer Baukunst“ (Verlag von Ernst Wasmuth, Berlin)

betreten wir festeren Boden für unsere Jagd nach orientalischen Eindringlingen. Der Austausch von Waren ging unablässig weiter, und zugleich ergriffen die Künstler und Kunsthandwerker des Abendlandes mit Freude und großem Angleichungsgeschick jede Gelegenheit, von den Moslems zu lernen. Constantinus Africanus, der Gründer der Schule von Salern, war lange selbst in Bagdad, und anderseits durchreiste Abu Bekr Mohammed von Tortosa den größten Teil Europas, natürlich nicht ohne erkennbare Spuren seines Wirkens zu hinterlassen. Es gibt z. B. sehr zu denken, daß fast alle Gewichtsstücke, die in Schweden aus dem 16. oder 17. Jahrhundert stammen, nach dem System bestimmt sind, das der Kalif Mamûn (813 bis 833) für das Abwägen von Gold und Silber festgelegt hatte. — Wenn wir in Deutschland dem moslemischen Einflusse nachgehen, so finden wir allerdings nicht so reichliches Material wie in den andern Ländern. Das kommt vor allem daher, daß hier der byzantinische Einfluß doch sehr mächtig war. Aber wir begegnen auch hier der alten Darstellung der einander anschauenden Tiere. So in den Skulpturen zu Alsleben, Wechselburg, Hamersleben und in dem Wartburgschloß. Nicht selten allerdings haben die Gestalten schon ihr natürliches Aussehen verloren. Auch der Lebensbaum steht oft zwischen den beiden: so in Memleben, Hecklingen, Schwarz-Rheindorf, Sangerhausen und zu Köln in St. Gereon; in Österreich zu Karlsburg (Siebenbürgen) und Millstadt. Die Tiere drehen einander den Rücken zu auf einem Gewebe, das in St. Kunibert zu Köln aufbewahrt wird, auf einem Bamberger Stoff und auf einer Kristallflasche in Quedlinburg. Als deutliche Nachahmungen erscheinen die Kapitäle zu Hecklingen und Hamersleben. In Hamersleben haben wir auch ein Beispiel der Darstellung zweier Tiere, die sich zerfleischen wollen: ein Löwe steigt auf ein Kamel. — Zu derselben Zeit, aus der die vorbenannten Denkmäler herrühren, begannen die Mosleme auch in einzelnen Teilen ihres Dominiums das fälschlich auf Mohammed zurückgeführte Bilderverbot strenger zu handhaben. Wenn man nun keine lebenden Wesen mehr darstellen durfte, so blieb eben nichts weiter übrig, als einen Ersatz dafür zu suchen. Den konnte man auf zweierlei Weise erlangen. Entweder man stellte nur noch unwirkliche Fabel-

Persische Gebetsnische. 13. Jahrh. Fayence glasiert, große Arabeskenranken in Relief, blau auf lüstriertem Grunde



Schönes Beispiel der Keramik aus Rhages in Persien, 13. Jahrh. Weißgelb glasiert, in Goldlüster und Blau bemalt

wesen dar, die doch nicht so leicht unter das Verbot fallen konnten, oder man wandte sich von dem figürlichen dem pflanzlichen Formelemente zu. Beide Wege beschritt der Orientale, und auf beiden folgte ihm getreulich sein abendländischer Schüler. So entstand die Greifengestalt, die wir allerdings auch bis in die Zeit der Sassaniden verfolgen können. Weiter der Vogel mit dem Menschenkopfe, von dem sich eine ausschweifende Legende zu erzählen wußte, daß Mohammed auf ihm gen Himmel gefahren sei. Und schließlich dürfen wir nicht den Adler mit zwei Köpfen vergessen. Es scheint sehr einleuchtend, daß auch diese Gestalt ihren ideellen Ursprung in der alten Tierdoppelgruppe hat. Die Seldschukensultane führten den Doppeladler seit 1217 im Wappen. 1345 finden wir ihn zuerst im Wappen des deutschen Kaisers. Daß die Darstellung des Elefanten aus dem Orient kam, braucht nicht besonders gesagt zu werden. Auf deutschen Kupferleuchtern pflegt der Elefant einen Turm auf dem Rücken zu tragen.

Große Anziehungskraft übte die Fertigkeit der Mosleme in der Ornamentierung auf die Abendländer aus. Die Arabeske trägt ja schon im Namen die Marke ihres Ursprungs. Nur ist es hier wieder kaum mehr festzustellen, ob der Akanthuskelch nicht vielmehr erst von den Byzantinern zu den Arabern gekommen ist. Dafür scheint auch der Umstand zu sprechen, daß



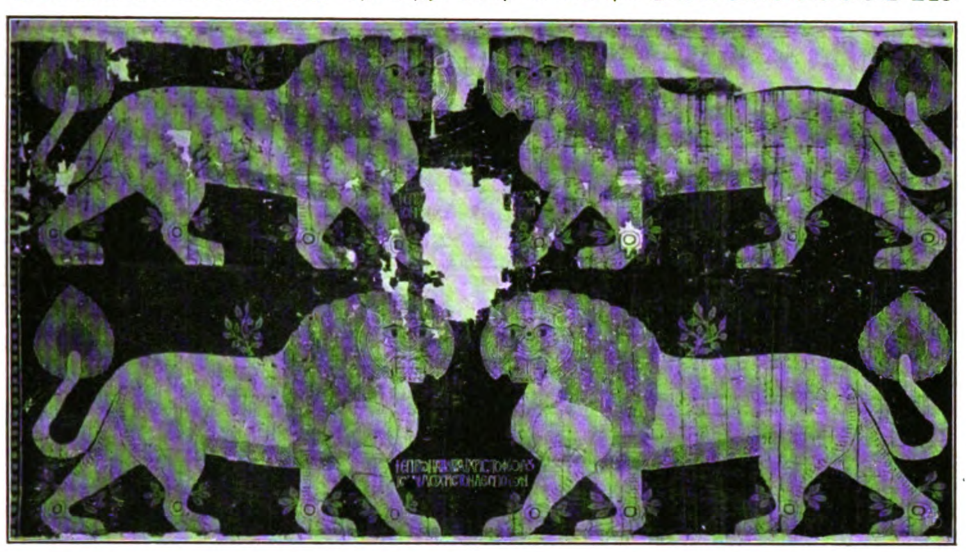
Teil eines Fliesengemäldes in Emailfarben. Drei Reiter im Wappenstil mit einem chinesischen Drachen kämpfend. 17. Jahrh. Aus Isfahan in Persien

sich die Akanthus-Arabeske zuerst mehr in Deutschland und Italien findet als in Frankreich, weil eben diese Länder Byzanz näher liegen. Neben diesem und anderen pflanzlichen Ornamenten pflegten die Mosleme, wie bekannt, vor allem die Verzierung durch Schriftzeichen. Deswegen ist es sehr interessant, daß auf einigen lateinischen Manuskripten diese Art der Dekoration von Seitenborten geradezu knechtisch kopiert ist. Wie man es noch heute bei Imitationen konstatieren kann, so finden sich auch schon im Mittelalter falsche Inschriften mit kufischen Zeichen. Die bekanntesten Beispiele dafür sind das emaillierte Altarstück zu Klosterneuburg aus dem Jahre 1181 und das Grabmal des Bohemund in Canossa (1111). Die ganze Anlage dieses Grabmals geht auf orientalische Vorbilder zurück, und selbst die silbertauschierte Bronzetür mutet rein moslemisch an.

Aus der späteren Zeit, der gotischen bis zur Renaissance hin, ist es leichter, die genannten Motive als immer wiederkehrende zu belegen. Sie sind erkennbar an den Kupferarbeiten und in der ganzen Geschichte der italienischen Keramik. Für die Tatsache, daß aus dem moslemischen Spanien die Einfuhr von Fayencen eifrig betrieben wurde, genüge die eine Feststellung, daß das Wort Majolika aus dem Namen der Insel Mallorka entstanden ist.



Elfenbeinerne Reliefplatte aus Mesopotamien. 11. Jahrh. Geschnitzt. Flügeldrachen in Rankenwerk, zwischen ihnen der alte Lebensbaum



Seidenstoff aus der Kaiserlichen Werkstätte zu Byzanz, zwischen 921 und 931 gefertigt. Purpurgrund, kleine Zweige mit Granatäpfeln. Jetzt im Schrein des heil. Anno im Kloster Siegburg

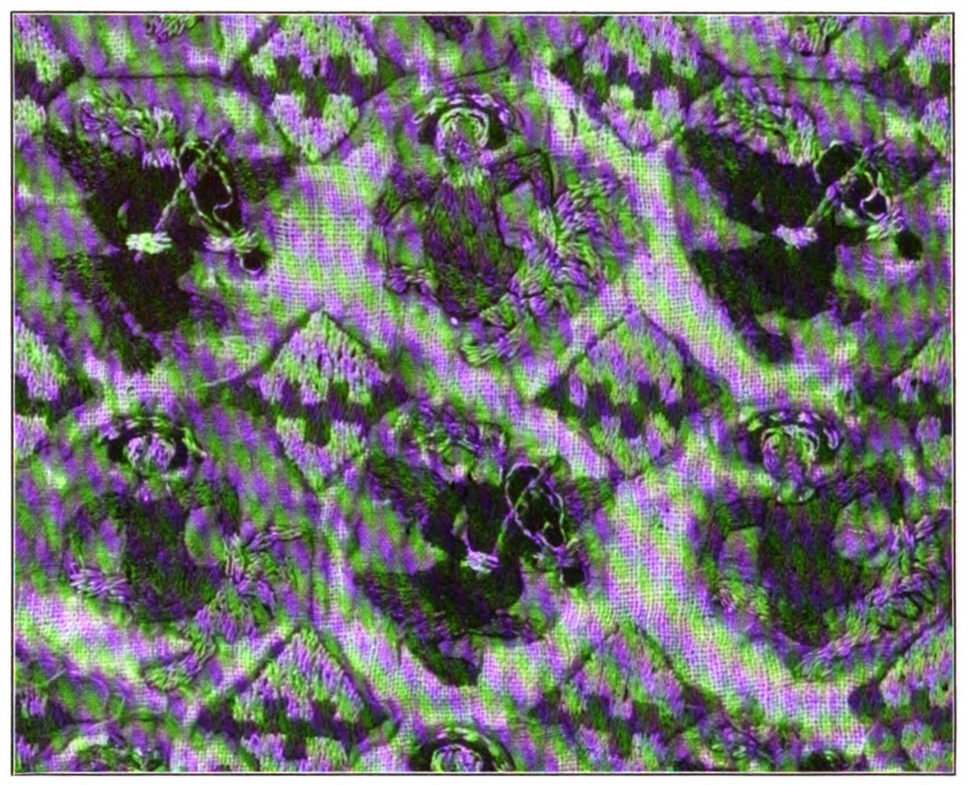
Die Bereitung feiner Stoffe sahen die Italiener und die Regensburger den Sarazenen so gut ab, daß es heute bei vielen Geweben kaum noch zu entscheiden ist, ob sie Original oder Kopie sind. Die Motive wiederholen sich ständig, ja sogar auf Fliesen und auf Truhen begegnen wir denselben Darstellungen wie auf den Stoffen. — Es würde zu weit führen, wollten wir hier die Geschichte des Teppichs geben. Ein sehr glücklicher Gedanke Bodes hat uns die ältesten Teppichdarstellungen auf mittelalterlichen Gemälden wieder beachten gelehrt, die der Kritik einen guten Anhalt gewähren. Daß die Glastechnik stets etwas Fremdes schien, zeigt die Ehrfurcht vor dem „Glück von Edenhall".

So hat der vordere Orient zumal in den Zeiten sich als unser Lehrmeister in der Kleinkunst erwiesen, die stilschaffend späteren Epochen die Richtung wiesen. Daß selbst unsere Größten es nicht verschmähten, dem gediegenen Vorbilde nachzuschaffen, das erweist am besten Rembrandt, von dem einige sehr interessante Federzeichnungen wieder aufgefunden sind; Sarre hat aus einer Sammlung von ursprünglich 24 Stück wieder 13 zusammenstellen können, die Rembrandt nach dem Muster indischer Buchmalereien gefertigt hat.



Sogen. Hedwigsglas, Ägypten 10.—12. Jahrh. Becherform, mit zwei Löwenfiguren und einem Adler

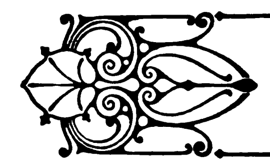
Aber man könnte einwenden, daß zwar alle diese orientalischen Einflüsse wohl in früheren, längst vergangenen Zeiten ihre Bedeutung und ihre segensreiche Wirkung gehabt haben mögen, daß aber jetzt diese Perioden weit hinter uns lägen. Dem ist nicht so. Gerade unser modernes Kunstgewerbe kann sich keine bessere Handleiter auf seinen neuen Pfaden wünschen, als die alten moslemi-



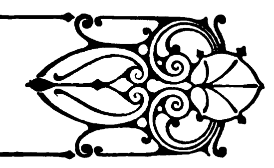
Europäische Stickerei mit orientalischen Anklängen. 14. Jahrh. Bunte Seidenstickerei auf blaurotem Seidentaffet mit unterlegter Leinwand. In den Achtecken geigenspielende vogelartige Figur oder tanzendes vogelartiges Weib (Ausschnitt)

schen Künstler und Kunsthandwerker. Da ist zunächst die edle Harmonie der Farbe, von den Unsern noch lange nicht annähernd so erreicht, wie sie der Orientale beherrschte, der es verstand, selbst zwei schreiende Farben so nebeneinander zu setzen, daß durch die Abstufung der Farbentöne aus einer scheinbaren Disharmonie sich eine vollkommene Harmonie ergab. Auch unsere Kunst der Ornamentik ist noch nicht wieder zu der Vollkommenheit gediehen, in der sie uns bei den Moslemen entgegentritt. Die Arabeske ist wohl immer bekannt gewesen, aber wir sind ihren Geheimnissen erst jetzt auf der Spur. Der Orient hat die Abwege sinnloser Spielerei oder eines übertriebenen Naturalismus gemieden und doch niemals ärmliche Einförmigkeit gezeigt. Selbst aus einem so einfachen Grundornamente, wie es ein Polygon oder ein vielstrahliger Stern bietet, wissen moslemische Künstler unendliche Möglichkeiten zu schöpfen. — Daß der Orient dabei auf unbedingte Materialechtheit hielt, das liegt allerdings vielfach wohl nur in der wenig raffinierten Fälschertechnik dieser Zeiten und Gegenden begründet. Aber doch vermögen wir auch auf diesem Gebiete noch unendlich zu lernen. Man denke nur an die schier unverwüstliche Farbenpracht der aus alter guter Zeit erhaltenen Teppiche. Unsere Technik hinkt dem noch immer nach.

Deshalb sollten sich unsere Kleinkünstler mit wirklicher Liebe in die Techniken und die Motive alter und neuerer moslemischer Meister vertiefen. Nicht nur die Teppichindustrie, sondern fast alle anderen Zweige des Kunsthandwerkes hätten davon ungeahnten Vorteil. Vorläufig kopiert man leider noch zu häufig nur die Geschmacklosigkeiten des Orients, die — man denke an die unglückliche Mode des Hosenrocks — in unserer ganz anders gearteten Zivilisation uns eher als eine Karikatur anmuten mögen.



Von Gluck zu Strauß



Von Hubert Maushagen

Ein eigentümliches Spiel des Zufalls will es, daß uns das Jahr 1914 in seiner ersten Hälfte fast die vollständige Geschichte des musikdramatischen Stils in einem Panorama von Gedenktagen entrollt, die sich an vier bedeutsame Namen knüpfen. Die bei weitem wichtigste Rolle spielt hierbei Richard Wagner: 1914 ist recht eigentlich das Wagner-Jahr, das mit dem Freiwerden der Dramen vom „Rienzi" bis zum „Parsifal" einen neuen Aufschwung der allgemeinen Wagner-Pflege nicht allein zugunsten der Theaterdirektoren gebracht hat, die nun keine Aufführungstantièmen mehr nach Bayreuth zu zahlen haben, sondern auch zum Vorteil eines weiteren Volkskreises, der unter den neuen Verhältnissen nicht mehr durch „Wagner-Preise" von den begehrtesten Vorstellungen zurückgeschreckt werden kann. Naturgemäß ist damit die Zahl der Wagner-Aufführungen überhaupt beträchtlich gestiegen, und wenn auch festgestellt werden kann, daß die Konjunktur zumeist nicht über Gebühr ausgenutzt worden ist, daß vielmehr zahlreiche Bühnen sich den Mühen und Kosten durchgreifender Neueinstudierungen unterzogen haben, so berechtigt doch der Besuch, den diese Vorstellungen trotz ihrer Zunahme finden, von einem Steigen des Interesses am Werke Wagners zu reden.

So erfreulich nun diese neu angefachte Begeisterung an sich sein mag, so wichtig sie vielleicht für die Förderung eines der bedeutendsten Kunstprobleme werden kann, so nachteilig werden sich leider ihre Folgen auf die in diesem Jahre fällige Erinnerung an einen Mann geltend machen, der doch gerade in einer Zeit erhöhter Wagner-Begeisterung verdiente, dem bloßen Gespensterleben in den Musikgeschichten entrückt und der Öffentlichkeit als der immer noch höchst lebendige Ahn des Bayreuther Meisters vorgestellt und nahegebracht zu werden. Es ist Christoph Willibald Gluck, dessen zweihundertster Geburtstag auf den 2. Juli fällt — ungünstig genug, denn zu Beginn der neuen Theaterspielzeit, über der Richard Wagners Name voraussichtlich in derselben Leuchtkraft strahlen wird wie über der letzten, wird der Gedächtnistag gewiß an vielen Orten längst vergessen und damit aufs neue die Gelegenheit verpaßt sein, am praktischen Beispiel den Beweis zu erbringen, wie frisch der erste deutsche Erneuerer der Opernbühne noch in die Gegenwart wirkt. Um so lieber haben sich die Theater am 2. Mai des Tages erinnert, an dem vor einem halben Jahrhundert Jakob Meyerbeer starb, der Vertreter jener Opernrichtung, die unmittelbar den Anstoß zu den großen reformierenden Gedanken Wagners gab. Die Spur von den Erdentagen dieses virtuosen Massenstrategen wird, das zeigte sich jetzt wieder, solange nicht untergehen, als die allgemeine Unsicherheit über den Begriff der dramatischen Wahrheit nicht endlich und völlig beseitigt ist. Daß es damit, trotz Richard Wagner, noch gute Wege hat, beweist nichts besser, als die auffallend widersprechende Beurteilung eines Künstlers, der den Anspruch erhebt, mit seinem musikdramatischen Schaffen als ein besonderer Ausdruck des gegenwärtigen Zeitgeistes genommen zu werden, und der in mannigfacher Hinsicht gewiß auch als solcher zu gelten hat. Das ist Richard Strauß, der augenscheinlich problematischste und doch zweifellos auch erfolgreichste Opernkomponist unserer Zeit, der am 11. Juni sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet und nicht nur aus diesem Grunde uns sein Schaffen bei einem gewissen Abschlusse zeigt. Ganze Festwochen werden da und dort dem zeitgenössischen Meister gewidmet werden, und noch mehr als sonst werden diese Aufführungen überlaufen sein. Und doch ist auch diesmal alles andere eher zu erwarten, als daß die Stimmen der vielen zum Schweigen gebracht werden, die sich von diesen Werken zwar wohl gepackt, aber doch immer wieder mehr beunruhigt als im echten tragischen Sinne erschüttert fühlen — ohne darum sagen zu können, auf welche Gründe diese Eindrücke zurückzuführen sind.

Es mag sich wohl lohnen, den Ursachen dieser Erscheinung einmal nachzuspüren. Der mit den vier Gedenktagen unseres Jahres so auffallend deutlich gegebene Anlaß mag den Vorwand dafür bieten, zur leichteren Erkenntnis der maßgebenden Gründe zunächst einen flüchtigen Blick über die Frühgeschichte des musikalischen Dramas gleiten zu lassen.

Seit ihrem ersten Auftreten im Jahre 1594 ist die Oper als Kunstgattung nicht mehr aus der öffentlichen Erörterung geschwunden. Es war der Unsegen der spekulativen Entstehung, der Fluch der Retortengeburt, der auf der geschichtlichen Entwicklung des Musikdramas lastete. Als kurz vor Schluß des 16. Jahrhunderts die Welt plötzlich mit der ersten Oper beschenkt war, da hatte sie diese Gabe nicht aus den schöpferischen Händen eines Künstlers empfangen, denen sie, befruchtet von der Naturkraft des naiv-schaffenden Genies, erwachsen war — sie war das gelehrte Ergebnis tiefsinniger Hypothesen, das gebildete, schöngeistige Dilettanten sich kunstvoll errechnet hatten. Dem mittelalterlichen Menschen mit seinem starken Bedürfnis nach Aufgehen in der Allgemeinheit war bis dahin auch die Musik nur als eine Gelegenheit erschienen, im „heiteren Spiel der Form" eine Vielheit von Einzelkräften zu zeigen, die durch holdes Maß gebändigt zu einem schönen Ganzen

zusammenwirken. Es war die Zeit der polyphonischen Kontrapunktik gewesen, eine Epoche vornehmlich formalen Musizierens, das der selbständigen Gefühlsentfaltung nicht nur wenig Raum ließ, sondern ihr geradezu abhold war. Die Florentiner Musikreformatoren der 16. Jahrhundertwende aber setzten gerade hier ein. Getrieben vom Geiste der Zeit, der die Befreiung des Individuums und die Erneuerung des allgemeinen Fühlens und Denkens auf dem Boden althellenischer Kultur verlangte, strebten sie in dunklem Drange den tiefen Wirkungen nach, „welche die alten Schriftsteller an der Tonkunst preisen und die man durch den Kontrapunkt herbeizuführen außerstande sei“. Es war die Schöpferstunde des monodischen Stils, der den einzelnen ausführenden Musikanten von dem Zwange der Einordnung in eine gleichwertige Mehrheit erlöste und ihm die Mittel gab, die Macht seiner Empfindung in der selbständigen Gestaltung und Behandlung seines musikalischen Gedankens auszuströmen und durchzusetzen. Das bedeutete eine grundstürzende Umwandlung der allgemeinen Anschauung vom Wesen der Musik. War sie vorher die Trägerin artistischer, gewissermaßen kunstgewerblicher und jedenfalls formaler Ideale gewesen, so war sie jetzt zu einer Kunst des Ausdrucks, zu einer Sprache des Gefühls, der Seele emporgehoben worden. Bis auf den heutigen Tag hat dieser damals wiederentdeckte Beruf der Tonkunst seinen Vorrang vor der gleichwohl nie ganz verschwundenen und auch heute noch in Geltung stehenden älteren Auffassung vom Wesen der Musik zu behaupten vermocht.

Die Entwicklung der Monodie, der begleiteten Melodie, zu einem der wichtigsten Ausdrucksmittel für eine neue tragische Kunst ist nun keineswegs ohne inneren Zusammenhang. Der letzte Anstoß zur Schaffung der neuen Tragödie selbst ist allerdings nicht unmittelbar aus ihr hervorgegangen. Er ist von außen an sie herangetragen und mit ihr verschmolzen worden. Das Aufleben des italienischen Dramas hatte die Aufmerksamkeit des vom Renaissancegeist erfüllten Zeitalters auf die dramatische Dichtung der Antike gelenkt. Der Wunsch nach der Wiedererweckung des alten Dramas im Geiste der Musik, die man damals bis zu gewissem Grade überhaupt für untrennbar vom Begriffe der altgriechischen Tragödie hielt, war in unbestimmten Umrissen schon länger empfunden worden, er hatte sozusagen in der Luft gelegen, war aber bis jetzt unerfüllbar geblieben, weil der formale Stil der kontrapunktischen Polyphonie dem sinnvollen, nach individuellem Ausdruck verlangenden Wort naturgemäß feindlich sein mußte. Das schöne Traumgebilde, als das den Schöngeistern des späten Cinquecento das musikalische Drama vorgeschwebt hatte, konnte erst Wirklichkeit werden, als der neue musikalische Stil eine sinngerechte, nicht allein gefühlsmäßige, sondern auch naturalistische Behandlung des Verses gestattete. (Schon damals stellte man die so einfach scheinende und doch so grundwichtige Forderung auf, daß das gesungene Wort zu allererst verstanden werden müßte.) So kann man eigentlich sagen, daß, als nun endlich die neuen künstlerischen Mittel die Erreichung des alten Zieles erlaubten, die Geburt der Oper in gewissem Sinne schon an sich ein „Reformwerk am Musikdrama“ bedeutete.

Dieses Reformwerk aber baut sich im Grunde schon auf demselben Gedanken auf, der für die Folgezeit nicht mehr aus der Geschichte der Oper verschwinden und seine Rolle in ihr als Wächter der so oft berufenen musikdramatischen Wahrheit bis heutigentages behalten sollte. „Wahrung des Rechts der Dichtung“ heißt die Forderung, der wir von nun ab beständig als Triebkraft der immer wieder einsetzenden Reformen begegnen und in deren Namen auch, einundeinhalbes Jahrhundert später, die erste durchgreifende Erneuerertat durch den Deutschen Christoph Willibald Gluck geschah.

Die kühl verstandesmäßige Entwicklung des neuen dramatischen Kunstwerkes aus den stilistischen Utopien der Florentiner konnte, das war klar, nicht lange fruchttragend bleiben. Es war keine natürlich gewachsene Kunst, die da mit der Plötzlichkeit eines Blitzes ins Leben getreten war. Sie war und blieb in dieser Form volksfremd. Aber das Volk selbst, das begierig nach allem Neuen greift, wußte sehr bald sich auch diese Kunstform dienstbar zu machen, — der neugefundene monodische Stil kam ja seiner immerbereiten Liederfreudigkeit so natürlich entgegen. Die Lust am naiven Musizieren fing an durchzudringen, der eigentliche dramatische Zweck des neuen Kunstwerks ging in der Freude am quellenden Strom der Töne bald völlig unter, der Glanz der menschlichen Stimmen durfte sich an dem reichen Zierwerk kolorierter Stellen erproben; der Solist gewann überhaupt die Oberhand, und von dem früheren musikalischen Drama war in Italien und seiner deutschen Einflußsphäre nach verhältnismäßig kurzer Zeit kaum mehr übrig geblieben als eine durch die bühnengemäße Form nur unvollkommen verkleidete Gelegenheit, die erdenklichsten kompositorischen und gesangstechnischen Kunststückchen an den Mann zu bringen. Wobei allerdings die Gerechtigkeit festzustellen fordert, daß auch in diesen entarteten Formen die Kunst des Gefühlsausdrucks keineswegs selten eine sehr achtungswerte Höhe behauptet.

Die ersten bewußten Reformversuche gingen von den Franzosen aus, die durch die nationale Dichtung der Corneille, Molière, Racine so eminent dramatisch vorgebildet waren und also für die Wahrung gerade der dichterischen Werte der Oper besonderes Verständnis hatten. Lully und Rameau suchten die Musik auf den zweiten Platz zurückzudrängen, indem sie vor allem den Anteil der Solosänger stark verkürzten, den Gesang

selbst in strenger Rhythmisierung und straffer Deklamation behandelten und namentlich dem mittlerweile aufgekommenen Seccorezitativ, das ja die lebendigste Realistik im sprachlichen Ausdruck der Musik gestattete, recht eigentlich die erste Rolle einräumten. Aber schon aus dieser Aufzählung sehen wir, was für alle späteren Erneuerungsversuche charakteristisch werden sollte: das Rettungswerk am Texte der Dichtung kam letzten Endes weniger dem Wort als gerade dem dramatischen Charakter der Musik zugute.

Das drückt sich nirgends so deutlich aus wie in der Bedeutung Glucks für die Geschichte des musikalischen Bühnenstils. Auch Gluck forderte vom Musikdramatiker unumwunden zunächst die Anknüpfung ans Drama der Antike. Aber er glaubte den Zweck bereits erreicht, als er ein Buch hatte, das — wie wir es im Texte des „Orpheus“ finden — heroisch gesteigerte, dem Allgemein-Menschlichen entnommene Empfindungen an einem Stoffe der griechischen Mythologie abhandelte und bei der Durchführung dieses Grundplanes vor allem die Ausbreitung des inzwischen eingerissenen Virtuosenschlendrians eindämmte. So wurde die Arie schon textlich vom bloßen Konzertstück zum wichtigen Bestandteil des dramatischen Gebäudes, wurden Chor und Ballett zum tätigen Teilnehmer an der Handlung befördert. Aber diese Neuerungen wären von geringer Nachwirkung gewesen, wenn der Reformgedanke sich auf sie beschränkt hätte. Das Wichtigste, ja das Entscheidende war etwas anderes: es war die an der textlichen Vorlage gewachsene Ausdruckskraft der Musik. Besonders wenn wir das Gesamtwerk Glucks überblicken, tritt dieser Umstand klar in die Erscheinung. Die Bücher, die er in Musik setzte, waren vom Orpheus bis zur Taurischen Iphigenie so wenig voneinander unterschieden, daß der dem Komponisten dargebotene Gefühlskreis von vornherein sehr klein war. Schmerz und Verzweiflung und der Jubel über endliche Erlösung sind eigentlich in jedem dieser Dramen die drei Säulen, auf denen alles ruht, und namentlich in den Stoffen des „Orpheus“ und der „Alceste“, den Verherrlichungen opfermütiger Gattenliebe, ist die Übereinstimmung so groß, daß die Möglichkeit sich selbst zu kopieren für ihren Vertoner gefährlich nahe liegen mußte. Gluck hat über diese Gefahr triumphiert. Es ist für uns Heutige schlechthin bewundernswürdig, mit welcher überwältigenden Mannigfaltigkeit des Ausdrucks der klassische Meister diese drei beständig in Rede stehenden Urempfindungen abzuwandeln gewußt hat. Hier liegt die Bedeutsamkeit seines Eingreifens in die Geschichte der Oper, in dieser Verlegung des dramatischen Schwerpunktes nach dem Inneren der handelnden Menschen. Der Reichtum seiner Gefühlsskala und daneben die erstaunliche Tiefe und Bestimmtheit seines Ausdruckes setzten ihn in die Lage, an Stelle einer noch so konzentrierten und dramatisch schlagkräftigen Schilderung äußerer Geschehnisse seelische Entwicklungen zu geben und eigentlich erst damit das Ziel des Dramas im allgemeinen und des Musikdramas im besonderen richtig zu erfassen und zu vollenden. Das muß man durchaus im Auge behalten, und man muß sich hüten, hier Mittel und Zweck zu verwechseln. Daß Gluck den vergötterten Sängern die Koloraturen strich und dafür einer „natürlichen Deklamation“ nachstrebte, daß er das öde Secco durch das reichere begleitete Rezitativ ersetzte, daß er eigentlich als Erster dramatische Möglichkeiten in der Heranziehung des Chores erkannte, daß er das Orchester in höherem Maße ausnutzte als seine Vorgänger, war an sich von geringer Wichtigkeit und hatte seine Bedeutung nur als Mittel zur Erreichung des oben gekennzeichneten höheren Zweckes. Karl Storck zum Beispiel weist in seiner ausgezeichneten Abhandlung über das Wesen des Musikdramas (wohl dem glanzvollsten Kapitel seiner vortrefflichen „Geschichte der Musik“) sehr richtig darauf hin, daß die Wirkung des Textwortes, zu dessen Rettung man bei diesen Reformen immer wieder ausgezogen war, durch die so viel gehaßte Koloratur in Wirklichkeit viel weniger beeinträchtigt wurde als durch die logischer Weise anwachsende Bedeutung des Orchesters, das der Verständlichkeit des gesungenen Wortes je länger je mehr gefährlich wird. Über seine Absichten hat Gluck selbst sich in den Vorreden zu „Alceste“ und der folgenden Oper „Paris und Helena“ ausgesprochen, und wir finden schon hier genau so wie später bei Wagner einen auffallenden Mangel am vollen Erkennen der eigenen Bedeutung. Es sind rein am Äußeren hängenbleibende Kritiken des bisherigen Virtuosenbetriebes, Kampfansagen gegen die sinnlose Koloratur vor allem, und nur gelegentlich trifft man auf eine so vortrefflich bezeichnende Äußerung wie diese: „Ich habe nie auf die Erfindung eines neuen Gedankens Wert gelegt, wenn er nicht durch die Situation begründet und dem Ausdruck entsprechend war.“ Aber hier hören wir Gluck den Charakteristiker, der nicht allein die Himmelstöne der Elysiumsszenen zu den wilden Furienauftritten in einen so ergreifenden Gegensatz zu bringen vermochte, sondern der sich zum ersten Male auch am Lokalkolorit versuchte, indem er (in „Paris und Helena“) die Phrygier und die Spartaner bewußt einander gegenüberstellte. Auf der Bahn der Charakterisierung von den Gruppen zur Individualität der einzelnen Person vorzudringen, war Gluck, dem „Bildhauer in der Musik“, diesem großartigsten Stilisierer, nicht mehr beschieden. Dem erhabenen Heroismus seiner Gestalten hätte bei seiner Eigenart eine Vermenschlichung als eine Verkleinlichung entschiedenen Abtrag getan, wie denn überhaupt die dunkle Dämonie erst Glucks ganze Ausdrucksgewalt entfesselt. „Sein Genius hat auf der Schat-

tenseite des Lebens die Kraft empfangen," wie Kretzschmar, dem die lange vernachlässigte Gluckforschung viel verdankt, sehr treffend sagt, und tatsächlich überrascht Glucks Phantasie gerade im dämonischen Ausdruck mit den erstaunlichsten Eingebungen, sei es mit der gespenstigen Orakelstimme in der „Alceste", die, fast nur auf einem einzigen Ton festgehalten und von Posaunen gestützt, von wahrhaft überweltlicher Wirkung ist, sei es mit dem schaurigen Instrumentaleffekt bei der Einführung des Charon in derselben Oper, oder endlich mit der berühmten Stelle des Orest in der zweiten „Iphigenie", die von programmatischer Bedeutung für die Stellung Glucks zum Orchester der Oper war, den auffallend unruhig pochenden Bässen bei Orests Worten: „Die Ruhe kehret mir zurück." „Er lügt, er lügt," erklärte Gluck diesen Widerspruch zwischen dem Wortlaut des Gesanges und dem Verhalten der Instrumente: „er hat seine Mutter ermordet." Braucht es da noch eine Aufklärung darüber, wie weit schon damals die Reformversuche an der Oper führten? Den Text meinte man, und die Musik förderte man. In diesem einen Beispiel haben wir bereits eine Steigerung in der Bedeutung des Orchesters, wie sie in dieser Form selbst Richard Wagner niemals gewagt hat, wie sie überhaupt erst ein reichliches Jahrhundert später — Richard Strauß wiederholte, als er in seiner Oper „Feuersnot" das Orchester den fortwährend falsche Empfindungen zur Schau tragenden Personen absichtsvoll entgegenstellte und es damit für den Zuhörer zu einer Art Regulativ der gegenständlichen Wahrheit machte.

Der Oberpfälzer Förstersohn Gluck, der seine ersten und entscheidenden Kindheitseindrücke von der Welt in den Urwäldern Mitteldeutschlands empfangen hatte, ist als Begründer des neuen, auf Verinnerlichung der Handlung gerichteten Opernstils in der französischen Hauptstadt mit einer dem Ortsgeist ganz fremden Welt durchgedrungen. Daß ihm das möglich war, lag in den ausgesprochen dramatischen Eigenschaften seiner Musik, die gerade den Franzosen etwas zu sagen haben mußten. Als seine überragende Persönlichkeit dem Pariser Opernleben entzogen war, brach die Freude des romanischen Volkes an der sinnlichen Schönheit der Kunst allgemach wieder durch, neben der neuaufblühenden französischen Spieloper drängte wieder die Opernkunst der älteren Schablone auf den Plan. Spontini, der talentvollste Theatraliker unter den nachgluckschen Komponisten, ließ sich bald auf fremde Wege drängen. Auber und Rossini, die Modegötter der nächsten Zeit, standen dem dramatischen Ideal der letzten Reformation kühl bis ans Herz gegenüber, und was nach ihnen folgte, war die historische „große" Oper der Halévy und Meyerbeer. Will man namentlich dem letzteren die Ehre antun, ihn als einen ehrlichen Sucher nach dem eigenen Stil und nicht als den besinnungslos dem krassen Theatereffekt ergebenen Liebediener der Menge anzusehen, so stellt sich allerdings seine Form des Dramas als die Ausgeburt der grotesktesten Verkennung alles dessen dar, was man bis dahin als das Ideal des musikalischen Bühnenwerks hochgehalten hatte. Der reinhistorische Stoff, die Haupt- und Staatsaktion, die er bevorzugte, ist ein unbedingt musikwidriger Gegenstand. Das äußere Geschehnis allein ist unfähig, zu der Musik in ein solches Verhältnis zu treten, daß aus ihrer beider Verbindung echte Kunstformen entstünden. Die Mitwirkung der Musik erhält erst da ihre Berechtigung, wo sie der bewegenden Kraft des Seelischen die angemessene Ausdrucksform sein kann. So kommt es, daß in den Opern Meyerbeers weite Strecken, in denen die Entfaltung von Glanz und Massen unter Aufbietung eines gewiß nicht alltäglichen Könnens geschieht, innerlich taub und öde anmuten und gerade in Verschwisterung mit diesem außerordentlichen Können immer abstoßen werden. Und doch fehlen auch solche Szenen nicht, die wie eine versprengte Goldader lauterer Kunst aufschimmern: es sind ausnahmslos Momente, in denen sich seelische Entscheidungen vollziehen. Die berühmteste Stelle dieser Art ist der vierte „Hugenotten"-Akt mit dem Duett zwischen den Liebenden, das mit einer wahrhaft packenden Gewalt des Ausdrucks und in großartigster Steigerung den Wendepunkt im seelischen Erleben der beiden Menschen herbeiführt.

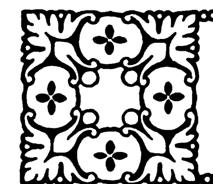
Aber Eindrücke dieser Art sind bei Meyerbeer selten. Den organischen Mangel seiner die damalige Welt beherrschenden Kunst erkannt und ihr ein reines, wieder aus dem Wesen der Musik geschöpftes Ideal entgegengestellt zu haben, ist Richard Wagners Verdienst. Seine Bedeutung für die Entwicklung des musikalischen Tragödienstils kann in diesem Zusammenhange nur eben gestreift werden, so überragend sie auch ist. Vor allem ist zu sagen, daß seine Eigenart in der musikalischen Synthese des Seelischen und Gedanklichen zu einem gleichwohl stilistischreinen und echt künstlerischen Ganzen liegt. Der sogenannte „literarische" Gehalt jedweder Kunst außerhalb der Poesie wird ja heute so verächtlich abgeurteilt, daß es fast ein Wagnis ist, sich zu seiner Bedeutung zu bekennen. An dieser Stelle braucht solcher Freimut nicht schwer zu fallen. Denn eben die „literarische" Musik ist Richard Wagners eigentliche Größe. Dieser letzte Reformator des Musikdramas setzte für sein Werk von vornherein eine höhere und zum mindesten für das musikalische Bühnenwerk gänzlich neue Auffassung des Dramatischen ein. Noch für Gluck war die dramatische Sachlage aus den Reflexen der seelischen Bewegungen in die Außenwelt, zum mindesten in die Sprache der beteiligten Personen gegeben. Wagners Kunstprinzip ergab sich, trotzdem Wagner selbst nach seinen Schriften immer nur die Steigerung des

Dichterischen wollte, gerade aus dem besonderen Eigenwesen der Musik: aus der ihr allein gehörenden Fähigkeit, uns Dramatik nicht nur in Reflexen, sondern sozusagen „im Original" mit erleben zu lassen. Wir brauchen uns seit Wagner kein musikalisches Drama mehr bieten zu lassen, das uns seine entscheidenden Entwicklungen nur in den mündlichen Äußerungen der Personen über ihre seelischen Erlebnisse oder in den durch die inneren Vorgänge veranlaßten äußeren Geschehnissen vorführt, — wir können diese Entwicklungen selbst beanspruchen, wie Richard Wagner sie vermittelte, als er das Prinzip der Symphonie auf das Drama übertrug. Das symphonische Prinzip ist die aus dem Wesen der Polyphonie entspringende Möglichkeit, zwischen einzelnen musikalischen Themen oder Gruppen von solchen einen Kampf zum Ausdruck zu bringen, und zwar — das ist wichtig — mit dem Erfolg, daß ein in diesem Kampfe neugezeugtes Gebilde als Errungenschaft hervorgehe. Da die Symphonie nicht mit Personen rechnet, zwischen denen sich ihre Kämpfe abspielen, sondern einen abstrakten Schauplatz, sagen wir das Allgemein-Menschliche oder, was dasselbe ist, die einzelne Menschenseele annehmen muß, ist sie recht eigentlich eine lyrische Kunst. Wagner überpflanzte, nüchtern gesagt, diesen Formgrundsatz auf die der Lyrik nächstverwandte Kunst, das Drama, das sich von der Schwestergattung dadurch unterscheidet, daß sich seine Kämpfe nicht im einzelnen Menschen, sondern von Person zu Person abspielen. Die ungeheure Bedeutung dieser Tat wird nicht gleich klar sein. Sie tritt erst in ihrer vollen Größe auf uns zu, wenn wir uns noch einmal des vorhin gekennzeichneten Wesens der Musik erinnern. Vermöge ihrer Fähigkeit, aus gegebenen Größen, das heißt: aus den miteinander streitenden Themen, neue weiterzubilden, braucht sie niemals auf die Besiegung und Vernichtung einer einzelnen Kraft hinzuwirken, wie es das Wortdrama ja unbedingt muß. Storck drückt das sehr fein aus: „Die Musik kennt in ihrem innersten Wesen nicht die Tragödie, sondern gibt in sich selbst und aus sich selbst jene an die ewige Gottheit gemahnende Urkraft, die das Weiterbestehen und die Entwicklungsmöglichkeit dieser Welt gewährleistet, selbst wenn ihre Besten zugrunde gehen ... Darin liegt die ungeheuer befreiende Kraft der Musik, ihre unvergleichlich erhebende Wirkung, daß sie uns teilhaftig werden läßt am Schöpfungs- und Werdeprozeß, während die anderen Künste erst das Gewordene vorführen können, erst Abbilder zu geben vermögen von der Idee, nicht diese selbst."

Diese Überlegungen liefern uns schon jetzt den Schlüssel in die Hände, vor dem sich uns das Wesen des vierten Mannes der Reihe eröffnet: Richard Strauß. Wir haben gesehen, wie für das musikalische Drama das seelische Erlebnis das ausschließliche Lebenselement ist, neben dem das äußere Geschehnis als unwesentlich oder geradezu musikfeindlich eine untergeordnete, wenn nicht gefährliche Rolle spielt. Strauß' Verhängnis ist es, daß es ihm zwar gelang, das wagnerische Orchester auf eine Stufe der Vollkommenheit zu führen, die vor ihm kaum jemand für möglich gehalten hat, daß es ihm aber augenscheinlich nicht gegeben ist, die neugewonnene reiche Ausdrucksmöglichkeit für die Veranschaulichung innerer Vorgänge zu verwenden. Strauß schildert, berichtet, wo er vorführen soll. Er sieht zu, wo er selbst erleben sollte, und er lädt uns ein mitzuzuschauen, wo er uns in den Strudel der Vorgänge reißen müßte. Der fabelhafte Reichtum neuer Farben, den er der instrumentalen Charakteristik zugeführt hat, verleitet ihn fortwährend dazu, den gesprochenen Worten einen Spiegel vorzuhalten und darüber den eigentlichen Zweck der dramatischen Musik zu vergessen. Sagt Elektra zu ihrer Schwester: „Mach' keine Türen auf in diesem Haus!" so gibt (nach dem amtlich beglaubigten Partiturführer) das Orchester ein Geräusch von sich, „wie wenn eine Tür in rostigen Angeln kreischt". Man fragt sich bei derlei Stellen doch, warum der Komponist nicht lieber gleich die rostige Tür als Instrument ins Orchester gehängt hat. So treu er die Geräusche nachzuahmen versteht, so geht schließlich nichts über die Natur selbst. Besonders wenn die eigene Phantasie so spärlich fließt wie bei ihm.

Strauß selbst, dieser kühle, von keiner Sentimentalität befangene Kopf, ist wohl von der Ahnung geschreckt, daß es auf dem Wege der „Salome" und der „Elektra" keine Entwicklung weiter gibt. Schon der „Rosenkavalier" bedeutete, besonders in seinen Ensemblesätzen, ein Anhalten und Zurückblicken. Die kokette Stilmischung der „Ariadne" ist vollends fast eine Rückkehr zur alten vorwagnerischen Form, und es ist unwesentlich, ob dieser bewußte Atavismus einem inneren Zwange oder aber dem Wunsche entsprang, das gelähmte Interesse der Öffentlichkeit nach so viel unbedenklicher Dissonanzenseligkeit mit der klaren Struktur fester Nummern zu verblüffen.

Die Entwicklungslinie von Gluck zu Richard Strauß, die bis zu einem gewissen Punkt im Schaffen des Jüngsten noch in organischer Folgerichtigkeit, wenn auch keineswegs in diesem letzten Stück in aufsteigender Richtung verlief, will sich am Schluß zu einem Fragezeichen zusammenkringeln. Fast will es schon jetzt scheinen, als würde sie über das Lebenswerk dieses vom Meinungsstreit am heißesten umlohten zeitgenössischen Meisters niemals mehr in geradem Zuge fortführen können. So bleibt uns die Frage in die dunkle Zukunft: Wann wird der kommen, der die verschwindende Leitspur wieder aufnimmt und weiterführt durch eine neue musikdramatische Kultur, von deren Lebenskraft nicht allein die Gegenwart, sondern auch die Nachwelt noch zeugen wird?




Das Kreuz der Wahrheit

Roman von Georg Hirschfeld

(Fortsetzung)



Der folgende Tag sah Falzaro in gesteigerter Unruhe. Jetzt wurden auch Helene und Thora besorgt. Man beriet, ob man ihn wegschicken sollte, vielleicht in das Getriebe einer großen Stadt, damit er auf andere Gedanken käme. Einen Arzt wagte man nicht zu fragen. Falzaro aß bis gegen Abend nichts und sah sich, sobald er das Haus verließ, wie nach Verfolgern um. Betty glaubte an eine Wiederkehr des Traumes. Thora aber verschwieg, was sie wußte. Falzaro fürchtete Kallmorgen. Der harmlose Botaniker war ein Gespenst für ihn.

Die größte Unruhe zeigte er in der Erwartung der neuen Zeitungen. Als sie endlich eintrafen, schloß er sich mit ihnen ein. Er kam nicht mehr zum Vorschein. Als Betty bei hereinbrechender Nacht zu ihm hineinwollte, verweigerte er ihr den Eintritt. Seine Stimme klang dumpf und fremdartig. Aber der Ton war hart — man brauchte nicht für ihn zu fürchten. Weinend gab Betty schließlich ihr Bitten auf und folgte den Schwestern, die sie bei sich aufnahmen.

„Was hat er nur? Kann es an den Zeitungen liegen? Lene! Was mag in den Zeitungen stehen?"

Helene und Thora wagten keine Antwort. Nachdem sie Betty etwas beruhigt hatten, beschlossen sie, mit ihr bis zum Morgen zu wachen, auf jeden Laut zu horchen, der aus Falzaros Zimmer kam. Aber die Müdigkeit überwältigte sie.

Als sie um neun Uhr auffuhren und an Falzaros Tür eilten, fanden sie sie offen. Auf dem Tisch lag ein Zettel, von seiner Hand beschrieben: „Konnte es in diesem Nest nicht mehr aushalten. Verzeiht mir, Kinder. Ich reise ab und weiß noch nicht, wohin. Ich gebe bald Nachricht und lasse Betty nachkommen. Am besten Betty allein. Mit Lene und Thora kann ich mich nicht mehr verständigen. Gruß. Joseph."

Betty starrte wie betäubt auf das Blatt. Dann wandte sie sich wild zu ihren Schwestern. „Ihr habt ihn vertrieben! Mich will er! Nur mich! Ihr habt nicht gut an mir gehandelt!" Sie brach in Tränen aus.

Helene wollte heftig losfahren, aber Thora hielt sie in mühsam erkämpfter Fassung zurück. „Du bist krank, Betty. Du tust uns unrecht."

Die Wirtsleute erzählten, daß Falzaro um 7 Uhr zum Dampfer hinausgeeilt sei. Dortje erklärte mit leuchtender Miene, daß sie ihm den Koffer bis aufs Schiff getragen habe. Wohin das Schiff fahre? Das habe viele Stationen. Man könne nicht wissen, wo der Herr aussteigen werde. Herr Baas sprach aber die menschenkennerische Vermutung aus: in Ostende. Erst wollte Betty ihm sofort nachfahren — dann aber folgte sie dem Rat ihrer Schwestern, auf Falzaros Nachricht zu warten. Es tröstete sie doch, daß sie die einzige war, die er zu sich rufen wollte. —

Als die Schwestern nachmittags, matt von all den Aufregungen, wieder einsam am Strande lagen, näherte sich ihnen Doktor Kallmorgen. Er wagte die Ansprache, weil der unfreundliche Gatte nicht mehr zugegen war. Thora fühlte die heftigste Abneigung gegen eine Vertraulichkeit mit dem Sachsen. Betty und Helene aber grüßten ihn erfreut. Ihnen tat es nach den verzweifelten Tagen wohl, einen ehrlichen Mann vor sich zu haben.

Doktor Kallmorgen ließ sich bei ihnen nieder. Das Gespräch führte die bedrängten Frauenherzen weit. Thora konnte sie nicht festhalten. Sie hörte mit wachsendem Schrecken, daß der Botaniker die Schwestern ausfragte. Er wurde ihr immer unheimlicher, sie konnte sich sein Wesen nicht erklären. Auffallend war es auch, daß er sich an Thora am wenigsten wandte. Er schien sich bewußt zu sein, daß er sie belauscht hatte. Er war unzart genug, trotzdem ihre Schwestern auszufragen. Sie teilten ihm ihre Sorgen mit. Es stellte sich allmählich heraus, daß Doktor Kallmorgen gut orientiert war. Er wußte von Bernd Brahes Tode. Er interessierte sich ungemein für die endliche Aufklärung des Verbrechens. Leider aber sei immer we-



Scheidende Nacht. Gemälde von Karl Huck

niger Hoffnung dafür vorhanden. Die Brahetöchter lauschten scharf, am schärfsten Thora. Doktor Kallmorgen neigte zu der Ansicht, daß der Zigeuner, den man laufen gelassen, der Schuldige gewesen. Mit tiefstem Mitgefühl sprach er von den Leiden, die Brahes Töchter nun fast ein Jahr schon ertragen hätten. Sein Gefühl war echt, ein Freund sprach zu den Frauen. Jetzt wurde auch Thora zu ihm hingezogen. Ohne daß sie es merkten, gelang es dem Botaniker, die Schwestern offenherzig zu machen. Seine Augen ruhten oft mit echter Ergriffenheit auf ihren jungen Gesichtern. Er verstand sie, er ahnte die Verschlingung ihres Schicksals. Mehrere Stunden saßen sie mit ihm am Strande. Bis es dunkelte. Als sie auf das Hotel zuschritten, wagte Betty den neuen Freund auch nach den Zeitungen zu fragen. Doktor Kallmorgen machte eine beschwichtigende Handbewegung. „Nichts von Bedeutung."

„Gibt es Krieg?" fragte Thora mit einem Versuch, harmlos zu erscheinen.

Der Gelehrte sah sie lächelnd an. „Nein, gnädiges Fräulein. Aber von unserm Thema stand etwas darin."

„Wovon? . . ."

„Eine aufgebauschte Sensation. Ich halte es wenigstens dafür. In der Braheschen Mordsache soll man auf eine überraschende Spur gekommen sein. Sie wird mit der Rückkehr eines Mannes in Verbindung gebracht, der Ihrem Vater nahe gestanden hat. Näheres ist nicht darüber gesagt, und kein Name genannt. So etwas taucht auf und verschwindet wieder. Nach meiner Ansicht ohne jede Bedeutung."

Doktor Kallmorgen hatte ruhig gesprochen und vor sich hin gesehen. Er blickte die Schwestern nicht mehr an, bis sie im Hotel waren.

Langsam folgten ihm die Brahetöchter, mit hängenden Gliedern, wie Willenlose, Überführte.

Als sie das Haus betraten, kamen dem Doktor zwei Männer entgegen. Sie waren den Schwestern völlig unbekannt. Der eine überreichte Kallmorgen ein Telegramm. Er las es und verzog keine Miene. Dann bat er die Damen, ihm in sein Zimmer zu folgen. Ohne überlegen zu können, kamen sie der Aufforderung nach. Doktor Kallmorgen schloß die Tür und zeigte ihnen eine blanke Marke, die er unter dem Rock trug. Die Schwestern starrten auf das sonderbare Ding, das sie nie an ihm bemerkt hatten. Dann hörten sie mit sausenden Ohren seine Worte:

„Ohne Weiterungen, meine Damen — ich habe eine peinliche Pflicht zu erfüllen. Mein Name ist Hesse, ich bin Königlich Sächsischer Kriminalkommissar. Dieses Telegramm meldet mir, daß Herr Falzaro in Ostende verhaftet worden ist. Er ist des Mordes an Professor Brahe dringend verdächtig. Er wird in den nächsten Tagen nach Eschenburg transportiert werden. Ich bitte Sie, fassen Sie sich. Mein Gefühl Ihnen gegenüber bleibt das beste. Ich muß Sie jetzt in Haft nehmen, aber es handelt sich nur um eine Schutzhaft. Sie werden unter Bedeckung nach Hause zurückkehren. Selbstverständlich sind Sie nicht belastet. Gnädige Frau!"

Er wollte Betty zu Hilfe eilen, aber Frau Falzaro lag schon ohnmächtig in den Armen ihrer Schwestern.

ж ж ж

Es war nicht zu leugnen — ganz Eschenburg nahm einen Aufschwung, als der Mordprozeß Falzaro begann. Nun hatte man ihn also doch. Was sollten denn auch die Ungarn damit? Überall platzten die Meinungen aufeinander. Allmählich aber verdichteten sie sich zu der einmütigen Anschauung: Falzaro ist schuldig. Doch was half das alles? Falzaro leugnete. Er bestritt jeden Zusammenhang mit der Tat. Er war von eherner Selbstbeherrschung. —

So wuchs die ungeheure Spannung. Mochte kommen, was wollte — Eschenburg gewann dabei. Der Sensationsprozeß brachte viele Fremde. Man sah zum erstenmal ein internationales Treiben. Die Sache hatte zwiefach unwiderstehlichen Reiz. Die juristische Welt interessierte sich dafür, wie die Welt der Frauen. Es war nichts roh Tatsächliches, kein viehisches Verbrechen eines armen Teufels — in diesem Prozeß handelte es sich um die seltsamsten Seelenrätsel. Es lag von vornherein etwas hinter den Dingen, was auf große Überraschungen hinwies. Hier war alles möglich. Der Ermordete war kein geiziges altes Weib, sondern Bernd Brahe, der berühmte Gelehrte. Und des Mordes verdächtig kein gleich-

gültiger Prolet, sondern ein Mann, der das Leben einst beherrscht hatte. Ein schöner, gebildeter Mann mit Geniezügen. War er wirklich in solche Verworfenheit geraten? Mochte Falzaro ein Spieler und ein Abenteurer sein — der Sturz bis zum Mörder war zu tief. Er hatte sein Alibi bereit. Trotzdem . . . er war der einzige, der Brahe nach dem Leben getrachtet haben konnte. Als Falzaro noch frei gewesen, hatte sich niemand mit diesem Verdacht herausgetraut. Nun saß er fest.

Kein Eschenburger hatte Bernd Brahe jemals leiden mögen. Als im fernen Ungarn um die Sühne seines Todes gekämpft wurde, hatte man sich abgewandt, als ob man von einer unkontrollierbaren Katastrophe in China läse. Nun aber, im benachbarten Justizpalast, sah die Sache anders aus. Jetzt lebten Staatsanwalt und Verteidiger, Zeitungsredakteure, Ärzte und Ladenbesitzer von ihm. Die ganze Stadt nahm einen Aufschwung. So gehörte es zum guten Ton, eine Art Nationaltrauer um Bernd Brahe an den Tag zu legen. Das stärkste Interesse aber wandte sich den Töchtern des Professors zu. Helene und Thora wohnten wieder im Vaterhause. Den Schwestern wurde alles Schwere noch erschwert. Sie fühlten die wispernde Neugier um sich herum. Obwohl sie ihre Harmlosigkeit behielten, spürten sie doch, daß man sie nicht als Menschen betrachtete, die abseits von den Dingen ihr persönlichstes Leid trugen. Helene empfand das zuerst: Sie war den Leuten interessant. Man bemühte sich um sie. Sie hatte sich täglich eines Interviewers zu erwehren, und es kam soweit, daß vornehme Damen sie besuchten, ihr voll Teilnahme gegenüber saßen, um, nach dem Zweck ihres Besuches gefragt, plötzlich auf Brahes Tod zu kommen. Helene sei ja die einzige Zeugin des Verbrechens. Es sei doch äußerst interessant, von ihr selbst etwas darüber zu erfahren. Helene hatte wohl die Energie, solche Zudringlichkeit hinauszubefördern, aber es blieb ein menschenfeindliches Leid in ihr zurück. Thora half ihr, so gut sie konnte. An sich selbst erfuhr sie, daß die Trauerkleidung ihr zu gut stand. Sie hatte mehrere Heiratsanträge, die nicht nur ihrem Vermögen galten. Der berühmte Name erwies sich als Kapital. An Betty kam man nicht heran. Frau Falzaro war krank aus Holland zurückgekommen. Sie blieb in Eschenburg bettlägerig. Ihre Wohnung wurde von Peter Kugleut bewacht. An die Bauernfäuste des Privatdozenten wagte sich kein Reporter. Auch Helene und Thora profitierten davon. Sobald sie sich auf der Straße zeigten, war der treue Knappe hinter ihnen. Helene zeigte Peter ihre Dankbarkeit. Thora ließ ihn nur erraten, daß ihr Gefühl für ihn weicher und ernster geworden war.

Noch einen Freund fanden die einsamen Frauen in ihrer Lebenskrise. Ein Einsiedler und Menschenverächter war es wie Peter Kugleut, wenigstens in seinem ärmlichen Heim — draußen in der Welt trug Hermann Levin eine undurchdringliche Maske. Das spöttische Wesen des grundgescheiten Mannes war gefürchtet, aber auch beliebt. Er war der echteste Künstler in der kitschigen Geschmacksatmosphäre von Eschenburg. Seine Werke, phantastische Radierungen, wurden von Kennern hochgeschätzt, aber sie ernährten ihren Schöpfer so schlecht, wie niemand ahnte. Hermann Levin litt und klagte nicht. Er wollte nur seine Arbeit; was des Körpers Notdurft brauchte, war ihm Nebensache. Er liebte die Welt mit seinem starken, alles durchdringenden Skeptizismus. Sie spielte ihm eine unerschöpfliche Komödie vor. Er ließ sich „gratis" unterhalten. Deshalb ging er in Gesellschaften, sogar zu Justizrat Gabriel und Redakteur Froheimer. Niemand kannte ihn eigentlich, den kleinen, witzigen Mann. Nur Seelenkenner ahnten in seiner Kälte die Glut.

Professor Brahe hatte Hermann Levin erst kurz vor dem Tode kennen gelernt. Er fühlte, was ihm an diesem verwandten Charakter entgangen war. So wandte sich denn sein Interesse, sein scheuer, aufgespeicherter Freundschaftstrieb den verlassenen Töchtern zu. Durch Peter Kugleut lernte er sie kennen.

Täglich ging Hermann Levin nach der Arbeit im Stadtgarten spazieren. Das lebhafte Treiben im Herbstsonnenschein erfreute den Künstler. Aufmerksam betrachtete er die Eschenburger auf ihren vielverschlungenen Wegen.

Dann suchte er die versteckteste Bank des Stadtgartens, am Wasserfall. Hier wollte

er sich der Lektüre der Abendzeitung hingeben. Als er durch das dichte Gebüsch auf sein Plätzchen zuschritt und schon einen anderen Spaziersitzer dort bemerkte, ärgerte er sich. Dann aber erkannte er den Störenfried. Es war der einzige, den er hier duldete: Peter Kugleut. Der Privatdozent wollte sich ebenfalls erholen, bevor er das Ziel seiner Abende aufsuchte: Betty Falzaros Wohnung. Levin gehörte zu den wenigen Menschen, die Peter sympathisch waren.

Sie saßen schweigsam nebeneinander. Der Wasserfall, ein bescheidenes Naturwunder, unterhielt sie. Mit rotem Glitzern spiegelte sich die Sonne in seinen Stufen. Es war ein warmer, reiner Abend.

„Sehen sie mal den," sagte Peter Kugleut plötzlich, auf einen alten Herrn deutend, der eben vorübergeschritten war.

„Wer ist das?" fragte Levin.

„Ich weiß es nicht. Aber Sie kennen ihn doch? Erinnern Sie sich nicht?"

Levin machte ein verblüfftes Gesicht. Dann schlug er sich aufs Knie. „Richtig! Das ist ja Bezold! Der pensionierte Akademiedrescher aus Karlsruhe!"

Peter lächelte. „Nein. Das ist er nicht. Ich hab' es auch zuerst geglaubt. Er hat nur eine fabelhafte Ähnlichkeit mit ihm."

Levin sah dem Alten nach. „Wirklich!"

„Glauben Sie nun an Doppelgänger?"

„Ach so!..."

„Es ist erwiesen, daß Falzaro einen Doppelgänger hat."

„Einen gewissen Lomelli, dunkle Persönlichkeit, die unauffindbar ist. Übrigens, nun sind wir ja glücklich wieder bei dem Prozeß."

„Sie wollten sich eben davon erholen?"

„Ich komme vom Justizrat Gabriel."

„Dann kann ich kein Mitleid mit Ihnen haben. Die Leut' sind mir unausstehlich."

„Was verspricht sich denn Falzaro von seinem Doppelgänger? Sie wünschen doch wahrscheinlich, daß er freigesprochen wird?"

Peter starrte vor sich hin. „Früher hab' ich das sehr entschieden gewünscht. Aber jetzt... ich sag' Ihnen, Herr Levin, wenn Sie da hineinsähen, in das furchtbare Leiden, das der Mensch über die Mädels gebracht hat..."

Levin nickte. „Ich kann es mir vorstellen. Es gibt aber nur zwei Möglichkeiten: entweder hat Falzaro den Lomelli wegen seiner Ähnlichkeit gedungen und als Falzaro nach Ägypten geschickt. In diesem Fall hat Lomelli das Telegramm in Triest an Betty aufgegeben. Oder der Mann, den Helene auf dem Krakauer Bahnhof für Falzaro gehalten hat, war Lomelli. War er es, dann ist er von Falzaro entweder für den Mord gedungen worden, oder er hat es auf eigene Faust getan und die Ähnlichkeit mit Falzaro ausgenutzt. Der letzte Fall ist der einzige, der Falzaro herausreißen könnte. Aber er ist auch der unwahrscheinlichste, denn man weiß von Lomelli gar nichts."

Peter Kugleut schüttelte den Kopf. „Warum sich die Leut' nur nicht an die klaren Tatsachen halten."

„Tatsachen?"

„Er hat doch ein viel besseres Alibi als der Zigeuner. Er ist am zehnten September von Triest nach Alexandrien gefahren. Da kann er doch am zehnten September unmöglich in den Karpaten gewesen sein?"

„Ich glaube, lieber Herr Doktor, wir verstehen das nicht, wir sind keine Juristen. Der Zigeuner ist unschuldig. Falzaro ist der einzige, der schuldig sein könnte. Auf geradem Wege ist nichts zu erreichen. Aber vielleicht verschnappt er sich, und dann haben sie ihn."

„Pfui Teufel!"

Levin schüttelte lächelnd den Kopf „Eine Bemerkung dürfen Sie mir nicht übelnehmen: Die Brahesche Partei ist manchmal schwer zu begreifen."

„Wieso?"

„Man muß doch annehmen, daß Helene und Thora auf seiten ihres Schwagers sind. Warum haben sie ihr Zeugnis nicht verweigert? Betty ist von der Unschuld ihres Mannes überzeugt. Helene aber hat plötzlich dem Untersuchungsrichter etwas vollständig Neues erzählt: daß sie am achten September abends auf dem Bahnhof in Krakau einen Mann gesehen habe, der Falzaro gewesen sein könne."

Peter fuhr heftig auf. „Das verstehen Sie nicht! Nein, nein! Die Mädels sind unbedingt ehrlich! Darum haben sie ihr Zeugnis nicht verweigert! Helene hat anfangs den Falzaro nicht in die Tinte bringen wollen! Aber sie hat an ihren Vater

gedacht und wollte nichts verschweigen! Thora wird es grad' so machen!"

„Was weiß denn Thora?" fragte Levin mit einiger Spannung.

„Ach — wissen tut sie wahrscheinlich gar nichts! Aber um so mehr fühlen — darauf verlass' ich mich! Sie hält natürlich zu ihrer Schwester! Ich auch! Man vergeht ja bei dem armen Weib! Aber käm' es der auf einen Meineid an? Die beiden Mädels — die wissen, was sie schwören dürfen! Ach, Gott!" Der vielgeprüfte Freund der Brahes sprang plötzlich auf. „Wer kennt sich da aus?

Ernst schritten die beiden Männer durch die Anlagen in die Stadt zurück. Noch immer wanderten die vergnügten Eschenburger an ihnen vorüber. Vor dem Hause, wo Frau Falzaro wohnte, sagte Levin dem Privatdozenten Adieu. Er gab ihm flüchtig, wie immer, die Hand, und als er sich abwandte, mußte er einer schwarz verhüllten Dame ausweichen. Es war Helene. Er grüßte tief, und sie neigte den Kopf. Dankbar, daß Levin sie nicht angesprochen, ging sie neben Peter zu Betty hinauf.

⌘ ⌘ ⌘

Thora öffnete den beiden. „Sie schläft," flüsterte sie. „Sie ist endlich ein bißchen ruhiger. So wär's auch nicht weiter gegangen. Arme Lene — bist du bis jetzt herumgelaufen? Ich habe dir Kaffee warm gestellt. Trink nur. Sie auch, Herr Doktor."

Peter empfand es dankbar, daß Thora auch an ihn dachte. Er folgte den Mädchen in das Speisezimmer. Dort konnten sie lauter sprechen — Bettys Zimmer lag nach dem Garten hinaus. Helene strich sich wiederholt über die Stirn, als wollte sie ihre Gedanken ordnen. Die andern saßen still am Tisch und betrachteten sie.

„Weiß Betty, daß ich das von dem Abend in Krakau ausgesagt habe?" fragte Helene plötzlich.

Thora war zusammengezuckt. „Nein, Lene. Das darf sie auch niemals wissen."

„Mir ist besser, seitdem es heraus ist," fuhr Helene fort. „Es ist ja nur ein unzuverlässiger Eindruck gewesen. Aber so lange ich es in mir herumtrug, hatte ich keine Ruhe. Jetzt ist die Quälerei aus. Jetzt weiß ich auch auf der Straße wieder, was Wirklichkeit ist. Versteht ihr?"

Sie sah sie wie flehend an. Thora schwieg. Peter aber sagte: „Man kann nicht immer bloß an die andern denken."

Da legte Thora ihre Hand auf Helenes Hand. „Ich versteh' dich, Lene. Ich will es genau so machen wie du."

„Du wirst es schwerer haben, Thora." Eine eigentümliche Sorge klang aus Helenes Worten.

„Warum denn? Weil ich immer Dummheiten mache? Vor Gericht ist das anders. Da nehm' ich mich schon in acht."

„Du sollst dich nicht in acht nehmen. Das mein' ich nicht. Aber was sie dich fragen werden, geht alles aufs reine Gefühlsgebiet."

„Aufs reine Gefühlsgebiet? Warum?"

„Nun, sie werden dich nach deiner Meinung über Falzaro fragen."

„Ich werde sie sagen."

„Aber ich merke schon, sie haben eine Tendenz, alles zu verdächtigen. Sie werden dich nach hundert Einzelheiten aus der Vergangenheit fragen, die du unmöglich noch wissen kannst."

„So werde ich erklären, daß ich es nicht mehr weiß."

Helene starrte vor sich hin. Peter Kugleut erhob sich und ging ins Nebenzimmer.

Der Schein der Ampel über dem Tisch fiel auf Thoras loses Blondhaar und ihr kleines, weißes Gesicht. Ihre Augen waren merkwürdig verdunkelt. In Thoras Ausdruck konnte um solche Stunde etwas Großes und Gefährliches kommen. Das schwarze Kleid verstärkte es noch. Helene sah visionär auf ihre Schwester. Sie schien etwas anderes zu denken, als sie aussprach. „Thora, wir wollen uns klar werden ... Wir müssen uns wirklich einmal klar werden... Wenn nur Justizrat Gabriel ein anderer Mensch wäre ..."

„Er verteidigt doch. Schon in seinem eigenen Interesse wird er zuverlässig sein."

„Sehr fein bemerkt. Aber was er für Falzaro ist, das ist er nicht für uns."

„Was geht uns Gabriel an."

„Doch, Thora... Der Verteidiger kann der ganzen Sache eine Richtung geben... Bedenke, er ist jeden Tag mit Falzaro im Untersuchungsgefängnis zusammen. Sie machen alles miteinander aus."

„Nun — und?"

„Falzaro haßt uns —"

„Ich glaube nicht, daß er mich haßt...“

„Warte es ab. Er ist ein Mensch, bei dem man nie weiß, ob ihm mehr an seinem Leben oder an seiner Rache liegt.“

„Tut mir leid, Lene... Ich versteh' dich wirklich nicht...“ Thora stützte den Kopf in beide Hände. Dann, als sie den Blick ihrer Schwester auf sich ruhen fühlte, fuhr sie plötzlich auf. „Ach so!... du, ich sag' dir — vor allem ist er ritterlich!“

Da packte Helene ihre Hand. „Jetzt sage mir, Thora — offen und ehrlich — bevor die andern daran rühren — sage mir, was war damals in Budapest? Als du und Betty zu ihm reistet? Als Betty zuerst zurückkam — und dann du nach Papas Tode —?“

Thora lachte gequält auf. „Ach, das willst du wissen! Aber Lene, Lene! Wenn du mich erst fragen mußt! Erzähle mir doch, was du in Holland mit ihm hattest?“

Helene warf ihr einen funkelnden Blick zu. „Ich komme nicht in Betracht!“ rief sie rauh.

„Ich auch nicht! Ich ebensowenig! Ich will dir ganz genau sagen, wie das in Budapest war! Er hat uns vom Bahnhof abgeholt, Betty und mich — und abends im Hotel haben wir Champagner getrunken — da hat er ganz unsinnige Reden geführt — von neuen Unternehmungen. Ich glaubte ihm kein Wort. Und wie ich's nicht mehr aushielt, habe ich ihm mal die Wahrheit gesagt. Und da kam es — da hat Betty die größte Taktlosigkeit ihres Lebens begangen. Sie war exaltiert, sie wollte ihn um keinen Preis wieder weglassen und hat gerufen: Thora, du mußt ihm jetzt glauben! An dich hält er sich! — Ich spürte das wie einen Schlag ins Gesicht, sprang auf und rannte davon. Es war wie ein Wahnsinn — ich trieb mich eine Woche lang in den entlegensten Nestern von Ungarn herum — nur aus Todesangst, den beiden zu begegnen. Was aus ihnen wurde, erfuhr ich erst in Eschenburg.“

Helene starrte vor sich hin. „Glaubst du mir?“ rief Thora, aufspringend.

„Ich glaube dir ... Gewiß ... Sei ruhig... ich weiß ja auch, all das hängt nicht mit dem Prozeß zusammen. In dem Prozeß handelt es sich um Geld. Aber darum bin ich so namenlos empfindlich, wenn man unsere Angelegenheiten anrührt. Wenn man Licht machen will, wo wir längst Licht haben... Ach, wären wir doch erst fort! Auf Nimmerwiedersehen!“

Peter Kugleut war leise wieder eingetreten. „Ich habe den Carlyle mitgebracht. Soll ich vorlesen?“ fragte er schüchtern. Helene nickte. Thora aber ging zur Tür. „Ich muß erst nach Betty sehen.“ Nach einer Weile kam sie zurück. „Betty möchte Sie gern sprechen, Herr Doktor. Sie ist so eigentümlich — ich werde gar nicht mehr aus ihr klug. Wenn sie nur nicht geistig gelitten hat.“ Jetzt gingen alle drei in das Krankenzimmer. Peter hatte Falzaros Frau mehrere Tage nicht gesehen. Er erschrak bei ihrem Anblick. Ein Schatten nur noch war von dem schönen Geschöpf übrig. Was da mühsam das abgezehrte Köpfchen aus dem Kissen hob, konnte Betty Brahe nicht sein. Nun fühlte Peter erst, wie schuldig Falzaro war.

Sie gab ihm ihre fieberfeuchte Hand. „Also nun wird es anfangen?... Wenn sie ihn nur nicht zu sehr quälen... Vielleicht kommt Gabriel morgen... Ist das nicht furchtbar? Ich kann die Berichte nicht lesen... Meine Augen... Und vorgelesen darf mir nichts werden... Das ist streng verboten...“

„Wir erzählen dir alles, Liebling,“ flüsterte Thora.

„Das hoff' ich... Das seid ihr mir schuldig, nicht wahr?... Nun, es wird ja nicht lange dauern — dann stellt sich seine Unschuld heraus... Wenn ich nur bald hin könnte... Wenn ich bei ihm gewesen bin, ist alles klarer ... Verlaßt euch drauf...“

„Nächste Woche, meint der Arzt...“

„Da kommt ja bald das Urteil!“

Sie schluchzte plötzlich in schrecklicher Erschütterung und schlug die Hände über ihr Gesicht. „Es ist doch nicht möglich! — Er soll Papa wegen des Geldes —! Unsern armen Papa! Papa war alt und krank! Er hätte ja bald gehabt, was mir gehört! Und eures auch! Nicht wahr — ihr hättet es ihm doch gegeben! Wofür leben denn Frauen, wenn nicht für einen kämpfenden Mann!“

Helene und Thora antworteten nicht. Peter aber sah fragend auf Thora. Nach Sinnesverwirrung klangen all diese Worte nicht. Da fuhr die Kranke plötzlich fort: „Ich werde ein Kind annehmen! Das tu'

ich ganz bestimmt!..." Erstaunt sahen die anderen sie an. „Das Kind soll alles haben, mein ganzes Sündengeld! Ein armes, gutes, reines Kind! Wenn ich von Joseph eins hätte — ja, dann wär' alles anders. Dann hätt' ich die Kraft gehabt..."

Sie warf sich zurück, und ihr Bewußtsein verlor sich allmählich. Zusammenhanglose Worte flüsterte sie noch. Thora blieb bei ihr, und Peter kehrte mit Helene in das Speisezimmer zurück. Sie zwangen sich nur mit Mühe zu der Zerstreuung, die Peters Vorlesung ihnen brachte. —

Am ersten Verhandlungstage wurde Falzaros Verhör begonnen. Dem Andrange des Publikums waren die Eschenburger Gerichtsdiener nicht gewachsen. Vor dem Eingang zum Schwurgerichtssaal entstand eine Prügelei, in die beinahe der Staatsanwalt hineingezogen wurde. Vornehme Damen, Frauen von bekannten Großindustriellen, hatten es gewagt, ohne Karten in den Saal dringen. Feindinnen denunzierten sie — die Gerichtsdiener wurden der Bestechung beschuldigt. Es gab ein fürchterliches Durcheinander.

Die Verhandlung selbst hatte insofern ein überraschendes Ergebnis, als das Verhör des Angeklagten heute schon zu Ende geführt wurde. Erstaunt las dies die Außenwelt (Innenwelt war jetzt der Schwurgerichtssaal) in den Morgenblättern. Man hatte sich von der Verstocktheit Falzaros ein längeres Verhör versprochen. Oder lag in solcher Schnelligkeit vielleicht die Taktik des Präsidenten? Kenner hatten nicht den Eindruck. Jedenfalls mochte Landgerichtsdirektor Schwartze erst im Laufe der Verhandlung dazu gekommen sein. All seine Behutsamkeit wurde von Falzaro über den Haufen geworfen. Auch aus den Zeitungsberichten formte sich das Bild: einen faszinierenden Eindruck machte der Angeklagte. Nicht nur seine kalte Ruhe, die jeder Frage gewachsen war und aus der Einsamkeit der Untersuchungshaft ein vollendetes Gedankengewebe mitbrachte — er wußte auch immer den Vorhang mystischen Dunkels über seinen Antworten zu lassen. Auf sein bleiches Gesicht kam zuweilen ein Lächeln. Er glich dem Märtyrer einer größeren Sache. Stolz streifte sein Blick die Menge im Zuhörerraum. ‚Ihr drängt euch in ein seelisches Geheimnis,' schien er zu sagen. ‚Geht.' All seine Antworten klangen höflich und von leisem Spott durchzogen. Er zwang den Gerichtshof, Rücksicht auf ihn zu nehmen. Er hatte Mittel, um einzuschüchtern, vor denen jede Erfahrung fehlte. Präsident Schwartze versah es von vornherein im Ton. Er fühlte sich geniert. Falzaros Erscheinung erinnerte ihn an Abende, die der Angeklagte in seinem Hause verbracht hatte, er beneidete die Geschworenen, die ihm in harmloser Objektivität gegenübersitzen konnten. Um seine Fassung wiederzufinden, verlor der Präsident den bewährten Ton vertrauensuchender Milde. Er wurde hitzig und schroff. Sein ganzes Wesen hieß Verdacht. Dadurch wurde das Verhör geschädigt. Staatsanwalt Kühne empfand die zunehmende Unruhe des Vorsitzenden und wurde selbst nervös. Halb Europa sah auf das Eschenburger Gericht — man durfte sich nicht blamieren. Justizrat Gabriel aber lehnte sich mit dem behaglichen Lächeln eines Verteidigers zurück, der einen „tüchtigen" Klienten hat.

Aus den kargen, immer etwas dunklen Worten Falzaros klang als Wesentlichstes hervor, daß er sich Professor Brahe genähert habe, weil er seine Tochter Betty lieb gewonnen. So erklärte er die Verfolgung in Abbazia, den Verkehr in Bocclari. Man konnte nicht erkennen, ob Falzaro den guten Eindruck spürte, den er dadurch machte. Ein liebender Mann war immer ein weniger schuldiger Mann. Er sprach geniert, als wunderte er sich, warum man überhaupt nach seinen intimsten Angelegenheiten frage. Einen Zusammenhang dieser Dinge mit Brahes Ermordung schien er nicht zu verstehen. In liebevoller Ehrfurcht sprach Falzaro von seiner Frau. Aber Betty habe das richtige Verständnis für ihn gefehlt. Er wurde in Kleinlichkeiten verstrickt und mußte das Größte im Auge behalten. Sein Untergang wäre besiegelt gewesen, wenn er nicht anderswo Verständnis gefunden hätte. Hier griff Justizrat Gabriel ein: „Wen verstehen Sie darunter?" Zur allgemeinen Überraschung ließ Falzaro seinen Verteidiger im Stich. Er lächelte nur und erwiderte: „Es tut mir leid, Herr Justizrat, diese Frage nicht beantworten zu können." Gabriel wurde rot, zuckte die Achseln und

setzte sich. War das eine Komödie? Jedenfalls wollte Falzaro andere Wege gehen, als sein Verteidiger. Man amüsierte sich darüber. Das gönnte man dem Justizrat. Mehrmals wiederholten sich die Zeichen ritterlicher Verschwiegenheit. Falzaro schien weniger für sich, als für eine ungenannte Person zu sprechen. Präsident Schwartze aber legte das Schwergewicht auf Falzaros pekuniäre Abhängigkeit. Diese Seite der Sache behandelte der Angeklagte mit zorniger Geringschätzung. Obwohl man zur Verhandlung eines Raubmordes gekommen war, stimmte der seltsame Idealismus der Zuhörer ihm bei. Man wartete auf interessantere Dinge. Ratlos war der Staatsanwalt. Falzaro behandelte ihn wie einen zufällig anwesenden vornehmen Herrn. Das Schwert der Anklage ruhte ihm noch immer im Schoße. Er versuchte vergebens, den genialen Schwindler durch Blicke zu vernichten.

In eine Falle lockte der Präsident den Angeklagten. Falzaro behauptete, zu Brahes Lebzeiten nichts von seiner Vermögenslage gewußt zu haben. Doch der Zeuge stand schon bereit, dies zu widerlegen: jener Bankbeamte, der von Falzaro bestochen worden war, ihm das Depot Bernd Brahes zu verraten. Die Zuhörer merkten instinktiv, daß Falzaro sich hier verfing. Ihre Stimmung wurde erst günstiger, als der famose Orden des Kaisers von Abessinien zur Sprache kam. „Das Kreuz der Wahrheit", das den Eschenburgern auf Falzaros Brust so unendlich imponiert hatte, sah auf dem Richtertische bedenklich nach Kotillon aus. Die abessinische Regierung wußte nichts von dieser Auszeichnung. Die blitzenden Steine waren falsch, das Gold vergoldetes Silber. Falzaro lachte mit, als stürmische Heiterkeit losbrach. „Wenn positive Leistungen nicht überzeugen, muß man sich mit andern Mitteln Respekt verschaffen," sagte er. Das graue Jupiterhaupt des Präsidenten fuhr zornig hoch. „Sprechen Sie nur zu mir, Angeklagter! Ihre ‚positiven Leistungen' sind ebenso zweifelhaft, wie Ihr Orden!" Falzaro verneigte sich mit einem unergründlichen Lächeln.

Worauf man sich am meisten gespitzt hatte, den Entwicklungsgang des außergewöhnlichen Mannes kennen zu lernen, das wurde durch sein Verhör nicht befriedigt. Trockene Daten nannte Falzaro. Man amüsierte sich nur, als seine vielen Berufe erwähnt wurden. Die Tragödie seiner hochgeborenen Mutter zog wie mit dunklen Schwingen durch den Saal, und hinter dem Mäzen in Ungarn mußte etwas kaum zu Bezeichnendes stecken.

Das Verhör näherte sich der Tat. Als man die Ohren spitzte, was Falzaro zu der Vergiftung seines Schwiegervaters durch die spanischen Trauben sagen würde, zeigte er harmlose Ruhe. Er gab zu, die Trauben besorgt zu haben, aber die Vergiftung hänge mit einem Mittel gegen die Reblaus zusammen, das in Spanien auf die Weinstöcke gespritzt werde. Leider berühre es zuweilen auch die Beeren. Es sei nur zu bedauern, daß Brahes Hausarzt unfähig gewesen sei, die Ursache der Vergiftung festzustellen. Man lachte, denn Falzaros Hieb galt einem sehr bekannten Mediziner in Eschenburg.

Das Verschwinden Falzaros, als seine Spielhölle entdeckt worden war, wurde vom Präsidenten nur flüchtig berührt. Auch der Staatsanwalt schien hier auf Einzelheiten keinen Wert zu legen. Falzaro erzählte, wohin ihn seine Reisen geführt. Er sprach von der Zusammenkunft mit Betty und Thora in Budapest. Hier spürte man wieder die geheimnisvolle Ritterlichkeit. Die Damen lauschten gespannt Sie hatten alle gehört, wie zart Falzaros Ton wurde, als er den Namen Thora aussprach. Von Betty sprach er mitleidig, von Helene gleichgültig. Aber Thora, Thora ... Schon der Name bewegte ihn. Darauf verstanden sich Frauen.

Die Spannung stieg. Man rückte allmählich an die Herbsttage heran. Da erbat sich Falzaro plötzlich die Erlaubnis zu einer besonderen Bemerkung. Der Präsident gab sie ihm unter atemloser Stille. Auch Justizrat Gabriel sah überrascht zu seinem Klienten auf. Falzaro griff sich an die Stirn — dann glitt sein Blick mit müder Ironie über den Saal hin. Er sann eine Weile. Nun sprach er. „Herr Präsident, ich weiß, weshalb ich hier stehe. Ich möchte diese Tatsache keiner Kritik mehr unterziehen ..." (Der Vorsitzende unterbrach ihn: „Das ist auch durchaus nicht zulässig!") „Ich möchte

damit nur sagen, daß ich mich nicht mehr dagegen wehre, obwohl es den Stärksten verrückt machen könnte. Ich habe mich mit der Tatsache abgefunden. Ich weiß, daß alles bald hinter mir liegen wird. Aber —" („Fassen Sie sich kurz!") „Herr Präsident, mir liegt an der Aufklärung des Verbrechens, wie Ihnen. Aber ersparen Sie mir das ewige Wiederkäuen. Lassen Sie mich nicht noch einmal das fürchterliche Verhör des Untersuchungsrichters durchmachen."

„Das müssen Sie mir überlassen. Sie sind durchaus nicht lange in Untersuchungshaft gewesen. Im übrigen werden Sie die Schonung finden, die Ihnen zukommt. Möchten Sie sonst noch etwas bemerken?"

„Herr Präsident! ... Herr Präsident, Sie haben mich vollkommen mißverstanden! So will ich deutlicher werden: ein wahnsinniger Nonsens beherrscht diesen Prozeß!"

„Angeklagter!" Man fuhr jetzt von verschiedenen Seiten auf Falzaro los. Auch Gabriel rief etwas, das ihn beruhigen sollte. Im Zuhörerraum herrschte große Bewegung. „Habe ich nicht mein Alibi nachgewiesen?" — „Das sollen Sie hier noch einmal tun!" — „Ich habe ein besseres Alibi als der Zigeuner Kerbély!" — „Wir feilschen nicht darum! Es handelt sich jetzt um Sie!" — „Es ist erwiesen, daß ich am zehnten September, dem Mordtage, von Triest nach Ägypten gefahren bin! Die Welt ist kein Narrenhaus!" — „Sie haben auf meine Fragen zu antworten! Der Zweck des Verhörs entzieht sich Ihrer Beurteilung! Setzen Sie sich! Oder vielmehr — bleiben Sie stehen!" Ein Gelächter kam aus dem Zuhörerraum, aber der Präsident war verwirrt, er ließ es ungerügt. Die Stimmung beruhigte sich allmählich.

Gabriel erhob sich. „Ich bitte meinen Klienten dringend, beherrscht zu bleiben. Wir verstehen wohl alle, daß ein Mann, der sich unschuldig fühlt, zu solchem Aufschrei kommen kann. Die Herren Geschworenen sind Menschen — keine Juristen. Pardon, Herr Präsident! Ich bin selbst Jurist! Aber ich möchte meinen Klienten vor der Formel schützen. Wenn erst der Doppelgänger zur Sprache kommt, dann wird alles für sich selbst sprechen."

Der Vorsitzende wollte diesen Eingriff des Verteidigers als unzulässig erklären. Auch der Staatsanwalt wandte sich dagegen. Falzaro jedoch ließ Gabriel wieder im Stich. Er nickte mit flüchtiger Dankbarkeit, als ob er an etwas anderes dächte. Das Verhör ging weiter. Falzaro habe sich nach seinem Zusammentreffen mit Betty und Thora entschlossen, seine Angelegenheit in Afrika persönlich zu fördern. Er sei durch Spielgewinne mit Geld ausgestattet gewesen. Am Morgen des zehnten September habe er von Triest aus die Reise nach Alexandrien angetreten. In Abessinien habe er die Zeit bis zum Sommer verbracht. Man könne sich bei der deutschen Gesandtschaft in Debra Tabor erkundigen. Die Nachricht von Brahes Ermordung sei erst im Winter zu ihm gekommen. Er habe weiter nichts davon gewußt, als spärliche Zeitungsnachrichten. Erst im Frühsommer sei er nach Europa aufgebrochen. Dann habe man ihn verhaftet. Er sagte das alles, als ob er es zum hundertsten Male sagte. Mit zornigem Seufzer starrte er schließlich vor sich hin. —

Präsident Schwartze sammelte sich zu einem Schlußwort. Er fand seinen altbewährten Ton zurück. „Angeklagter — Sie bleiben also bei Ihrer Versicherung, daß Sie zu dem Morde an Professor Brahe in keinerlei Beziehung stehen. Sie stützen dies hauptsächlich darauf, daß Sie am zehnten September von Triest nach Alexandrien gefahren sind. Nun, ich muß Ihnen sagen, daß das nicht erwiesen ist. Sie haben einen Freund namens Francesco Lomelli, der Ihnen schon verschiedene, recht sonderbare Dienste geleistet hat. Dieser Lomelli besitzt eine große Ähnlichkeit mit Ihnen und gilt als Ihr Doppelgänger. Er wird gegenwärtig gesucht, und voraussichtlich werden wir ihn bald in diesem Saal sehen. Auch andere Zeugen werden kommen, Schiffspassagiere und Beamte des Schiffes, die feststellen werden, ob Sie oder Lomelli am zehnten September nach Alexandrien gefahren sind..."

„Ich sehe allen diesen Aussagen in Ruhe entgegen, Herr Präsident."

„Gut. Und wenn sich nun herausstellen sollte, daß zur gleichen Zeit ein Joseph Falzaro auf dem Schiff nach Alexandrien und einer auf dem Bahnhof in Krakau



Der Geizteufel. Gemälde von Albert Welti
(Als Eigentum der Zürcher Kunstgesellschaft aufbewahrt im Kunsthaus zu Zürich)

gesehen worden ist?!" Der Präsident fragte dies mit scharf erhobener Stimme. Er richtete sich halb auf.

Unter großer Bewegung antwortete Falzaro: „Dann wird sich hoffentlich auch herausstellen, daß Francesco Lomelli ein verschuldeter Spitzbube ist und über die Vermögenslage meines Schwiegervaters genau orientiert war! Ich hoffe dies, weil ich immer noch eine hohe Meinung von der deutschen Justiz habe!"

Im Zuhörerraum wollte ein Applaus losbrechen. Aber er wurde unterdrückt. Präsident Schwartze nickte mit mühsamer Fassung. „Gut ... Ich weiß, was Sie meinen... Auch darüber soll volles Licht geschaffen werden. Wenn Lomelli die Ähnlichkeit mit Ihnen mißbraucht haben sollte ... Was wollen Sie sagen?"

Falzaro verschränkte die Arme. „Ich bitte um die Erlaubnis, eine zweite und letzte persönliche Bemerkung zu machen."

„Ich glaube zwar nicht, daß dies Ihre letzte sein wird" — Heiterkeit entstand. „Ruhe! — — Aber sprechen Sie nur! Ich schließe dann die Verhandlung."

Die neue Erklärung kostete Falzaro offenbar ein tiefes Ringen. Man sah, wie er mehrmals einen Anlauf nahm und nicht sprechen konnte. Dann hörte man folgende Worte: „Ich möchte ein für allemal erklären, daß ich die Entwicklung dieses Prozesses dem Gerichtshof überlasse — Ihnen, Herr Präsident, Ihnen, Herr Staatsanwalt, und meinem Herrn Verteidiger." Der Staatsanwalt verneigte sich unter allgemeiner Heiterkeit.

In Falzaros Augen flackerte es seltsam. Er wurde fahl und wandte sich von den Richtern ab zum Publikum: „Ich bitte Sie von Herzen, ernst zu bleiben! Lachen Sie später! Jetzt ist es noch ernst!"

„Ich muß Ihnen das Wort entziehen," mahnte der Präsident.

„Tun Sie es noch nicht, Herr Landgerichtsdirektor! Sie wünschen doch auch nur eine Aufhellung des Prozesses?"

„Gewiß. Falls Sie sich zu einem Geständnis bequemen..."

„Danke für dies schöne Wort. Ich könnte mich nur zu einem Geständnis ‚bequemen', das Sie nicht zu hören wünschen..."

„Was heißt das? — —"

„Mir ist die Zunge gebunden. Ich stehe hier als Anwalt einer höheren Sache. Ich werde schweigen, aber die Sache kann ich nicht aufhellen — das geht nicht zugleich."

Eine tiefe Pause entstand. Jetzt kam man dicht vor das Rätsel. Man wußte nichts und ahnte alles. Die Köpfe drängten sich vor, in glühender Hingabe. Man wollte einen einsamen Kämpfer jetzt verstehen. Einen Verbrecher, der vielleicht ein Held war. Fast empört vernahm man den plumpen Eingriff des Präsidenten. Er sagte: „Verschonen Sie uns mit Ihren geheimnisvollen Andeutungen. Ich halte das alles für Tartüfferie. Verwirren — nicht aufklären — das wollen Sie."

Falzaro verbeugte sich. „Nach dieser Bemerkung des Herrn Vorsitzenden habe ich nichts mehr hinzuzufügen. Ich habe für das Ansehen dieses Saales nicht einzustehen. Auch der ‚Doppelgänger' interessiert mich nicht. Ich spiele nicht mehr mit!"

Gabriel stand auf — aber die Erregung der Versammlung ließ ihn nicht verständlich werden. „Ich bitte meinen Klienten nochmals dringend, jede weitere Erklärung zu unterlassen! Er schädigt sich! Er ist in einem abnormen Zustand! Er steuert auf das zu, was er um jeden Preis verhindern möchte: die Erklärung seiner Unzurechnungsfähigkeit!"

„Dann bitte ich Herrn Justizrat Gabriel, meine Verteidigung niederzulegen!" Falzaro rief es, am ganzen Körper bebend.

„Darüber werde ich mich nach der Verhandlung mit Ihnen auseinandersetzen!"

„Ich schließe die Sitzung!" rief der Präsident.

Falzaro wurde abgeführt. In stürmischer Bewegung, die sich noch auf die Straße fortpflanzte, ging man auseinander. Jetzt hatte der Prozeß sein wahres Gesicht gezeigt.

Justizrat Gabriel stärkte sich in einem nahen Restaurant. Dann ging er zum Untersuchungsgefängnis. Sein Zorn hatte sich gelegt. Er war jetzt eher vergnügt gestimmt. Irgendeine große Ahnung beherrschte ihn. Dieser Falzaro war am Ende doch sein Meister. Sollte er sich vor ihm blamiert, die Fäden der neuen Komödie, die er plötzlich angesponnen, gar nicht bemerkt haben? — Denn eine Komödie mußte es sein. Ein Bruch des Angeklagten mit dem Verteidiger, offen, vor Gericht,

in solcher Sache — das war Gabriel noch nicht vorgekommen. Es handelte sich bestimmt um eine Irreführung der Geschworenen. Falzaro hatte die Zwölf genau studiert. Wie schlecht seine Sache seit Helenes Aussage stand, wußte er. Aber wenn er immer stärker andeuten wollte, daß er nicht allein der Schuldige war? Daß zum mindesten ein Anstifter im Spiel gewesen oder besser eine Anstifterin? — Cherchez la femme! — Man spürte, daß er für eine Frau eintrat. Fand man den zweiten Schuldigen nicht, so konnte man auch den ersten nicht finden. Wer wollte entscheiden, wer der eigentlich Schuldige war? — — Trotzdem war Gabriel von der neuen Taktik Falzaros nicht überzeugt. Es gab noch leichtere Möglichkeiten, ihn frei zu bekommen. In der neuen Komplikation mußte ein persönliches Motiv stecken. Das begriff Gabriel nicht.

In dem schmucklosen Bau des Untersuchungsgefängnisses wurde der Justizrat von Habermann, dem alten Wärter, zu Falzaro geführt. Während sie durch den matt erleuchteten Gang schritten, deutete Habermann auf eine Zelle. „Da sitzt schon einer."

„In der Mörderzelle?"

„Schröder, den sie wegen Lustmord —"

„Ich weiß schon."

„Wird nu der Falzaro auch bald drankommen? Dann kriegt Wesselsky (der Scharfrichter) zu tun."

„Falzaro wird nicht drankommen."

Habermann schwieg aus Höflichkeit. Nach einer Weile sagte er: „Brauchen Sie diesen Winter wieder Appel, Herr Justizrat?"

„Gewiß. Haben Sie welche?"

„Feine Kalwillen. Von der Gefängnismauer."

„Was kostet das Pfund?"

„Dreißig Pfennig, Herr Justizrat."

„Teuer, lieber Habermann. Aber schicken Sie mal zehn Pfund. Und nicht zu knapp gewogen."

„Ne, ne. — Hier is Falzaro."

Gabriel trat in die Zelle. Falzaro hatte auf der Pritsche gesessen. Jetzt warf er das Buch, in dem er gelesen, von sich und ging umher. Auf den Gruß des Justizrats nickte er nur mürrisch. Schlaflosigkeit hatte ihn stark mitgenommen. Es schien ihn mit bohrender Nervosität zu erfüllen, daß er in solchem Raum hausen mußte. Während er umherschritt, war er ängstlich darauf bedacht, jede Spur von Mauertünche an seinem Anzug zu entfernen.

„Na, Falzaro?" fragte Gabriel gemütlich, nachdem er sich gesetzt hatte.

„Na, Herr Justizrat?" Falzaro betonte das „Herr".

„Sie sehen, ich bin nicht böse. Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Daß wir beide konform gehen — das ist doch die Hauptsache?"

„Sie sind mein Verteidiger. Soweit es mir möglich ist . . ."

Gabriel fuhr auf. „Lassen Sie doch unter vier Augen die Komödie, lieber Freund! Dazu ist Ihre Angelegenheit wirklich zu ernst! Sie werden sich schwerlich selber schädigen und einen Kopf kürzer werden wollen! Ich kann nur annehmen, daß Sie eine neue Taktik angefangen haben, und damit muß ich als Ihr Verteidiger Schritt halten!" Falzaro schwieg und ging umher. „Seien Sie nur nicht so verstockt. Denken Sie doch, daß hier Ihr einziger, aufrichtiger Freund vor Ihnen sitzt."

„Sie sind mein Verteidiger," wiederholte Falzaro mechanisch.

„Gut! Ich werde alles daran setzen, Sie herauszuhauen! Aber ich erkenne auch in jeder Beziehung Ihre Intelligenz an! Ich will Rat von Ihnen annehmen! Im Gerichtssaal habe ich Ihnen die plötzliche Schwenkung nicht übelgenommen — die hat wahrscheinlich einen unübersehbaren Effekt gemacht. Aber hier, unter uns, nehme ich Ihnen jede Irreführung übel."

Falzaro lächelte und schwieg.

„Wollen Sie denn zugrunde gehen?"

Der Abenteurer blieb vor Gabriel stehen. „Ein Mensch meines Schlages kann nicht zugrunde gehen — auch wenn man ihn auf das Schafott schleppte."

„Was soll denn dieser Größenwahn? Ich erkläre mir Ihr ganzes Verhalten so: Sie fürchten das Todesurteil. Sie denken an die Aussage von Helene Brahe. Die Frauen von Eschenburg sind übrigens für Sie, und wenn auch nur Männer auf der Geschworenenbank sitzen, so ist doch nie festzustellen, wie weit die Frauen ihnen Gesellschaft leisten. Halten Sie Ihre Sache für verloren? Wollen Sie einen Komplizen hineinziehen, einen, der verdächtigt, aber nicht verurteilt werden kann? Daß Sie sich mit Thora abgegeben haben, weiß man."

„Man weiß gar nichts, Herr Justizrat.“

„Zum Teufel! Sie wollen doch Thora in die Geschichte hineinbringen? Helene ist ganz uninteressant! Aber mit Thora haben Sie etwas gehabt! Die hat unter ihrem Vater ebenso gelitten, wie Sie! Die war in Sie verliebt und wollte Sie gern groß haben! Da hat sie Sie mit ihren überspannten Ideen verrückt gemacht! Das wollen Sie andeuten und zugleich verschweigen! Nicht wahr, so ist es doch!?“

Falzaro machte mehrere Versuche, Gabriels Redefluß zu unterbrechen, aber die Erregung ließ ihn nicht dazu kommen. Schließlich stammelte er: „Herr Justizrat, ich muß Sie nochmals dringend bitten, meine Verteidigung niederzulegen! ...“

„Was?!“

„Es ist mir unerträglich, in diesem Ton von Dingen ... Nie wird ein Wort von dem wahren Zusammenhang über meine Lippen kommen ... Abzwingen lasse ich mir nichts. Ich lasse das alles über mich ergehen ... den ganzen Wahnsinn, die ganze Niedertracht der Menschen ...“

Gabriel unterbrach ihn mit polterndem Gelächter. „Genug! Sie brauchen mir gar nichts mehr zu sagen. Die Verteidigung lege ich nicht nieder!“ Der Justizrat fuhr in seinen Mantel und setzte den Hut auf.

„So muß ich es Ihnen überlassen ...“

„Jawohl, das tun Sie nur! Sie werden mich nicht vernagelt finden! Ich werde ‚gegen Ihren Willen‘ zu handeln wissen!“

„Gehen Sie, Herr Justizrat!“

„Ich gehe schon! Von meinem Klienten hinausgeworfen? Ausgezeichnet! Aber ich freue mich, daß ich Ihnen mal die Wahrheit sagen konnte! Sie Poseur!“

„Dann will ich sie Ihnen gegenüber auch nicht länger zurückhalten: Sie verteidigen mich nicht um meiner Sache willen, sondern aus Geschäftsrücksichten!“

„Ganz richtig! Ich kann Ihnen mein Renommee anvertrauen! Sie kommen durch!“

Nach diesen Worten schlug Gabriel die schwere Zellentür hinter sich zu. Er stürmte in wunderlicher Wut an dem verblüfften Habermann vorüber. Draußen, in der kühlen Herbstluft, beruhigte er sich wieder. Ein vergnügtes Lächeln kam auf seine Züge. „Unglaublicher Kerl ... Aber jetzt weiß ich wenigstens Bescheid ... Ich lasse ihn laufen, und er läßt mich laufen ... So treffen wir uns ... Aber eins erschwert die Sache: er liebt das Mädel. Es ist ihm Ernst, er will sich rächen. Ein Romantiker!“

Der Justizrat ging an Froheimers Zeitungspalast vorüber. Es war ein protzig reicher Bau, in allen Fenstern erleuchtet. Plötzlich liefen Extrablattverkäufer aus dem Torweg. Sie boten schreiend frisch gedruckte Ware aus. „Neuestes Extrablatt! Allerneuestes Extrablatt! Sensationelle Wendung im Mordprozeß Falzaro!“

Der Bursche, der auf Gabriel zugerannt war, verkaufte ihm den Zettel mit wichtiger Miene — er erkannte den Justizrat nicht. Gabriel trat unter eine Laterne, um zu lesen, was die Welt erfahren sollte.

⌘ ⌘ ⌘

Am nächsten Morgen trat Peter Kugleut, bevor er zur Stadt hinunter ging, bei seiner Mutter ein. Sonst hatte er es immer eilig, steckte nur den Kopf durch die Tür und rief: „Tjö, Mutterle!“ Heute aber schloß er die Tür hinter sich und ging in ungewöhnlicher Erregung auf und ab, immer an dem Arbeitstisch vorüber, hinter dem die alte Philomena hockte. Man sah nur ihren weißen Scheitel, die gelbe Runzelstirn und die klugen Augen hinter der Hornbrille über den Puppenkram ragen. Philomena Kugleut nähte etwas ganz Besonderes, einen kostbaren Kavaliersrock aus dem achtzehnten Jahrhundert. Samt mit Goldstickerei, ein bißchen anachronistisch das winzige Sacktüchlein aus der Brusttasche ragend. Noch viele andere Kleidungsstücke lagen vor der fleißigen Näherin, und um die Werkstatt herum saßen als Zuschauer angezogene und nackte Puppen. Die frischen, pausbäckigen Gesichtchen schienen der eigenen hilflosen Glieder zu spotten. In den Glasaugen lag ein immer gleiches, kindisches Staunen. Wohlige Wärme herrschte in der Puppenwerkstatt, eine alte Schwarzwälder Uhr tickte, und mit dem dumpfen Geruch der Flickennäherei vermischte sich Kaffeeduft, der aus einer großen, braunen Kanne strömte.

Frau Philomena sah auf und ließ ihre Arbeit liegen. „Was gibt's denn, Peterle? Hä? Gehst heut' nit in die Universität?“

„Doch, Mutter!“ Er warf die Morgenzeitung, die er in der Hand hielt, heftig auf

den Tisch. Philomenas unschuldige Zuschauer gerieten dadurch ins Schwanken und purzelten durcheinander. Der stolze Husar lag auf dem Schusterjungen, und die Sennerin umarmte den König. Peters Mutter war empört. Sie mußte erst Ordnung schaffen und sagte, was sie oft zu sagen pflegte: „Du, die sind nit aus Stein und Eisen."

„Hast du die Zeitung gelesen, Mutter?"

Die Alte besann sich. „Ja freilich..."

„Liest du den Prozeß?"

„Sie werden ihn schon kriegen." Mit diesen beruhigenden Worten renkte Frau Kugleut dem Husaren ein verbogenes Bein ein. Peter staunte über ihre monumentale Gelassenheit. „Du glaubst also, daß er schuldig ist?"

„Natürlich. Wer denn sonst?"

„Wie verstehst du aber die plötzliche Wendung? Ich meine — er spricht doch von einem, den er nicht nennen will. Er tut so edelmütig, und will einen andern hineinlegen. Was hältst du — von dem andern, Mutter?" Peters Stimme zitterte.

„Ach so ... Das ist doch gleich, Peterle ... Wer ist's denn?"

„Das mußt du mich nicht fragen. Das muß man zwischen den Zeilen lesen. Aus allem, was der schändliche Mensch gesagt hat. Wenn unsereins den andern nennt, dann ist das eine Beleidigung —"

„Hä?"

„Eine Beleidigung ist es, Mutter! Der Name darf nicht genannt werden!..."

„Laß mich in Ruh'. Ich mag von der ganzen Geschicht' nix wissen. Daß so einer nix scheut, um sich herauszulügen — das ist doch selbstverständlich. Dem kommt's auf das eigene Weib nit an."

„Du hältst also nichts von seinen Andeutungen? Du glaubst, daß alles nur aus der Luft gegriffen ist?"

„Das tun sie immer in der Stadt. Ich weiß nit, was gemeint ist. Ich will nur hoffen und beten, daß nix Unschuldiges in die schmutzige Geschicht' hineingerät. So. Und nun muß ich weiternähen."

Sie griff nach dem Kavaliersrock. Peter seufzte und verließ sie. Er absolvierte heute nur mit Mühe seine Vorlesung. Später, beim Mittagessen tat er, was er noch nie getan: er sprach Bekannte an, er ließ sich von einem Fremden in ein Gespräch verwickeln. Nie brauchte er etwas hinzuzutun — der andere kam schon von selbst auf den Prozeß. Die Stimmung in Eschenburg hatte sich verändert. Falzaro galt nicht mehr als schuldig. Seit gestern abend glaubte man an sein Märtyrertum.

Jeder, der mit Peter Kugleut sprach, wußte, wie der Privatdozent zu den Brahes stand. Man ging um den heißen Brei herum, man ließ sich keinen Namen entschlüpfen. Nur einer, ein wenig orientierter Student aus Berlin, sagte offenherzig: „Is doch klar wie Kloßbrühe, was hinter der janzen Jeschichte steckt! Thora Brahe hat'n Verhältnis mit ihm jehabt! Die hat ihm wahrscheinlich jeraten, den Ollen um die Ecke zu bringen!"

Peters Augen traten groß hinter der Brille hervor. „Meinen Sie — —?"

„Aber sie soll doch sozusagen 'ne beauté de diable sein? Dämonisches Weibsbild?"

Peter machte eine Bewegung, die dem jungen Mann das Blut in den Adern stocken ließ. Es sah aus, als wollte er ihm eine Ohrfeige versetzen. Im nächsten Augenblick erhob sich der sonderbare Privatdozent vom Wirtshaustisch und lief davon. Der Student war von Satisfaktionsgelüsten erfüllt. Nur die Hochachtung vor seinem Lehrer hinderte ihn, die Sache ernst zu nehmen. —

Es wurde Abend. Peter wanderte durch den Stadtgarten bis dahin, wo er in Wald überging. Er kehrte erst zurück, als es völlig dunkel geworden. Ruhiger war er nicht. Als er unter den Kastanien des Flußufers auf die Stadt zuschritt, sah er einen Herrn und eine Dame vor sich gehen. Er erkannte Helene, dann auch Levin. ‚Die beiden zusammen?' dachte er und fühlte etwas Erleichterung. Er gesellte sich zu ihnen. „Was hat es heut gegeben?" fragte er. „Im Gericht, mein' ich ..."

„Ich bin vernommen worden," antwortete Helene.

„Wenn ich das gewußt hätt' ... Ich muß doch mal hineingehen ..." Wie seltsam das war. Es sprengte ihm fast die Brust, aber er hatte es wie etwas Gleichgültiges gesagt. Er spürte, daß er Thora nicht mit diesen Dingen verquicken konnte. Aber weiterfragen mußte er. Helene war klug, Helene liebte Thora. Vor Levin brauchte er sich nicht zu scheuen. „Sie

haben ausgesagt?" flüsterte er, ohne Helene anzublicken. „Nun? Ich kann mir ja denken — es war halt dasselbe, wie vor dem Untersuchungsrichter?"

„Es war dasselbe ... Aber im Saal ist alles anders."

„Wie meinen Sie das?"

„Wollen wir nicht lieber zu Hause darüber sprechen? Sie kommen doch mit, Herr Levin? — Ach, die Herren müssen mich einen Augenblick entschuldigen — ich habe noch Abendbrot einzukaufen." Helene ging in einen Laden. Peter und Levin beobachteten von draußen, wie Verkäufer und Kunden bei ihrem Eintritt die Köpfe zusammensteckten.

„Sie ist ganz verändert," sagte Peter nach einer Weile. „Das Wiedersehen mit Falzaro hat sie furchtbar mitgenommen."

„Das gewiß," meinte der Radierer. „Überhaupt, die ganze Geschichte. Es ist ja wirklich sehr bedenklich geworden."

„Herr Levin," flüsterte plötzlich Peter mit rührender Vertraulichkeit, „Sie werden mir zugeben — —!"

„Gewiß, lieber Herr Doktor. Was Sie wollen. Aber das Urteil der Welt. Es rast der See und will sein Opfer haben. Sie haben doch die Abendzeitung gelesen —"

„Noch nicht ..."

„Ach so! Ja, dann wissen Sie ja gar nichts! Heute legt Froheimer los! In einem Leitartikel sogar! Jetzt fallen die Masken!"

„Was sagt der Kerl — —?"

„Sie müssen es selbst lesen. Froheimer weiß die Konjunktur auszunutzen. Er ist Reichstagskandidat. Morgen sieht ganz Deutschland auf ihn."

Peter schüttelte den Kopf — er verstand Levin nicht. Als Helene aus dem Laden zurückkam, ging Levin mit ihr voraus. Peter konnte in einen Hausflur treten und die Zeitung lesen, die der Künstler ihm gegeben hatte. Die Überschrift versprach schon viel: Das Geheimnis Joseph Falzaros. In kochender Wut las Peter: ‚Wir haben bisher nur das Vorspiel der Tragödie gesehen. Plötzlich stehen wir vor den Abgründen des Dramas selbst. Was wird es uns enthüllen? Soviel aber mögen wir schon heute als ernste Lehre aus dem Prozeß Falzaro ziehen: Haltet den Stein zurück, den ihr schleudern wolltet! Was wir völlig zu durchschauen glaubten, führt uns plötzlich doch noch auf dunkelste Rätsel! Ein Verworfener ist nur ein Irregeführter. Ein Wesen vom besten Leumund vielleicht in schwerste Schuld verstrickt. Mag Joseph Falzaro auch nichts von dem antiken Heroentum haben, das weibliche Schwärmerei so leicht einem modernen Abenteurer andichtet — er kann uns doch als bemitleidenswertes Opfer unserer Zeit erscheinen, dieser großen, aber furchtbar gefährlichen Zeit, die ein Talent durch seine Dämonen zugrunde richtet. Wir werden der Erziehung unserer Jugend ein neues, ernsthaftes Augenmerk schenken und mit Stumpf und Stiel jene verderblichen Elemente ausrotten, die jede Manneskraft untergraben. Verspottet nur die „höheren Töchter", die im Hafen ihrer Eltern für die Ehe heranreifen, verhimmelt die „freien Mädchen", ihr Jünglinge von der Kaffeehausgilde! Sie werden euch in das Verderben bringen, das eure Halbbildung heraufbeschwört. Mißverstandener Nietzsche, unverdauter Ibsen! Herausforderndes Wesen allerorten, Affenbizarrheit, entkleidete Weiblichkeit! So ist es recht! Sie werden euch schließlich den Mordstahl in die Hand drücken, euch Gecken, damit ihr deutsche Zucht und Sitte ganz vergeßt und gegen die Gebote Gottes wütet!'

Levin und Helene waren langsam vorausgegangen. Plötzlich hörten sie Peter Kugleut hinter sich. Er schwenkte das Zeitungsblatt in der Hand. „Das geht nicht! Das muß er zurücknehmen!"

„Lassen Sie sich nicht mit dem ein," sagte Levin.

„Er vergiftet die ganze öffentliche Meinung!"

„Für heute und morgen. Die wirkliche Meinung muß sich aus dem Prozeß ergeben. Wenn Sie sich jetzt mit Froheimer herumbalgen, gibt es nur ein Gaudium für die Spießer, und Professor werden Sie nie."

„Was liegt mir am Professor? Das arme Mädel!"

Helene griff nach Peters Hand. „Ich habe es kommen sehen. Ich möchte Thora am liebsten mitnehmen, weit weg, wo uns niemand kennt ..." Sie fühlte die bestürzten Blicke, die beide Männer auf sie richteten. „Sie wollen wohl sagen, daß ich damit alles verderben würde? Aber

ob es auf die andere Art nicht nur ein langsames Zugrundegehen wird? Ob wir uns mit den Waffen, die wir haben, überhaupt verteidigen können?"

„So lange Männer da sind, die euch nicht im Stich lassen!" brauste Peter auf.

„Sagen Sie uns doch ehrlich, was Sie meinen," begann jetzt Levin mit ungewöhnlichem Eifer. „Falzaro ist ein Hochstapler, und Ihre Schwester zu verdächtigen ist Wahnsinn ... Wo soll die Gefahr stecken?"

„In dem ganzen Verhör," erwiderte Helene. „Ich glaube, daß vor Gericht überhaupt nichts Seelisches klar wird. Alles Dunklere wird verdächtigt. Mich hat man nur nach Tatsachen gefragt. Thora wird man anders fragen. Thora ist ehrlich."

„Sie sind überreizt, Fräulein Helene. Sie sehen zu schwarz. Es wird bei dem famosen ‚Geheimnis' bleiben, und Falzaro wird es gar nichts nützen."

„Doch, Herr Levin. Glauben Sie, daß ich an meiner Schwester zweifle? Sie hat dasselbe durchgemacht, wie ich. Aber sie ist ein hübsches, begehrenswertes Mädchen. Der Mensch war hinter ihr her, bis sie ihn abgeschüttelt hat. Nun rächt er sich."

„Er will sich herausreden."

„Nein, er rächt sich. Das ist das Furchtbare — sein Gemisch. Er ist nicht nur Hochstapler — er ist auch ein Mensch, der wirklich empor will. Das Große in ihm ist vergiftet worden. Wenn er fallen soll, dann müssen andere mit. Er will von der ganzen Welt verworfen sein, aber nicht von einer Frau, die ihn bewundert hat."

„Hat Thora ihn bewundert?" fragte Peter und starrte in eine Regenlache, die den Mond spiegelte.

„Ich kenne ihr Gefühl nicht, aber ich weiß, daß sie sich immer gegen ihn gewehrt hat. Das weiß auch Betty."

„Dann muß Betty für sie sprechen."

„Wissen Sie, was Sie verlangen?"

Sie gingen schweigend weiter.

„Aber soweit sind wir ja noch gar nicht!" rief plötzlich Levin. „Was für Tatsachen sollen denn dahinterstecken? Wer wird so kindisch sein, die romantische Geschichte ernst zu nehmen? Soll Thora Ihren Schwager überredet haben, Professor Brahe zu töten, damit sie ungestört ihre Schwester hintergehen kann? Oder was? Entschuldigen Sie, daß ich diesen Irrsinn überhaupt in den Mund nehme. Aber man muß doch die Dinge beim rechten Namen nennen."

„Ich weiß nichts," erwiderte Helene. „Ich fürchte nur eine Hetze. Der schlechte Geist steht immer wieder gegen den guten auf, hat Papa mal gesagt."

„Wird drüben gehetzt, so hetzt man auch hüben!" polterte Peter. „Haben die Ruten, so haben wir Peitschen!"

Helene zuckte zusammen, als ob sie schon von einer unsichtbaren Rute getroffen wäre. —

Der Prozeß nahm für die Neugier der Welt einen zu langsamen Verlauf. Die einzige Zeugin, auf die man wartete, wurde noch immer nicht vernommen. Thora „trat erst in der Schlußszene des forensischen Dramas auf", wie Hans Froheimer sich in seiner Zeitung ausdrückte. Man wußte nicht, ob der Präsident sie absichtlich zurückhielt, oder ob zwischen Anklage und Verteidigung ein Kampf um ihre Bedeutung gekämpft wurde. Vorläufig schien man auf Falzaros „Geheimnis" wenig eingehen zu wollen. Es machte den Eindruck, als ob man erst alles andere aufklären wollte. Zahlreiche Zeugen marschierten auf. Es wurde schon vierzehn Tage verhandelt. Falzaro saß während der Verhöre regungslos, mit verschränkten Armen. Nur wenn Thora erwähnt wurde, zuckte es in seinem bleichen Gesicht. Das merkten die anwesenden Psychologen. Es gab schon keinen mehr im Saal, der nicht Psychologe war.

In bunter Reihe folgten Belastungs- und Entlastungszeugen. Alles blieb auf mittlerem Niveau. Der am Beginn des Verfahrens als wichtigster Zeuge gegolten hatte, Francesco Lomelli, blieb unauffindbar. Das spannende Vergnügen, die Ähnlichkeit des „Doppelgängers" mit Falzaro festzustellen, entging den Eschenburgern. Lomelli fehlte, aber die Reisegefährten von Triest nach Alexandrien kamen. Ihre Aussage lautete ungünstig. Sie konnten Falzaro nicht wiedererkennen. Der Mann auf dem Schiff sei kleiner gewesen, meinte der eine. Der andere sagte, er habe helleres Haar und eine andere Nase gehabt. Falzaro mußte sprechen — seine Stimme klang den Zeugen nicht bekannt. Jedenfalls wurde es wahrscheinlicher, daß Lomelli nach Alexandrien gefahren. Wann Falzaro gereist, war nicht festzustellen. In

Abessinien war er gewesen. So wurde aus Debra Tabor bestätigt. Aber der Tag seiner Ankunft blieb unbekannt.

Eine Stütze fand der Angeklagte, als der Boden unter ihm zu schwanken begann, in den Aussagen aus Karpatenland. So viele Zeugen auch befragt wurden: niemand hatte in der wenig besuchten Gegend den auffälligen Falzaro gesehen. Er mußte eine Tarnkappe besessen haben, wenn er wirklich Bernd Brahe bis auf den Gebirgspaß gefolgt war. Nur Helene, die nochmals aufgerufen wurde, sprach gegen ihn. Sie blieb dabei, daß sie zwei Tage vor dem Morde im Gedränge des Krakauer Bahnhofs einen Mann gesehen habe, der Falzaro glich. Früher habe sie es für eine Halluzination gehalten — jetzt müsse sie eine wirkliche Beobachtung annehmen. Falzaro warf Helene einen haßerfüllten Blick zu. „Ich bin am zehnten September auf dem ‚Daniel Ernö' von Triest nach Alexandrien gefahren!" rief er empört. Helene blickte an ihm vorbei und verließ, wie durch Spießruten eilend, den Saal. —

Aus Falzaros Vergangenheit tauchten manche Gestalten auf, die als kleine Komödien in der großen Tragödie wirkten. Internationale Gläubiger, ein Zirkusdirektor, bei dem Falzaro als Clown angestellt gewesen, ein Rennstallbesitzer, für den er als Jockei geritten, und der Eschenburger Hotelier, dessen inzwischen verkrachtes Haus für Falzaros Spielbank mißbraucht worden war. Über sein Herkommen sagte der echte Baron Falzaro aus Trient aus. Die Worte des alten Aristokraten rührten zu Tränen, als er von dem Schicksal seiner verstorbenen Schwester sprach, sie machten lachen, als das Bild des Oberkellners, Falzaros Erzeugers, deutlich wurde. Auch der geheimnisvolle Mäzen aus Ungarn erschien, und man konnte in fürchterliche Abgründe blicken. Dieser Viehhändler gab Falzaro vollständig preis. Er haßte seinen ehemaligen Liebling und deutete alles an, was ihm an Gram und Schimpf von ihm gekommen war. Man hatte einen Sohn der Pußta vor sich, der sich nicht genierte. Als dieser allzu gesprächige Zeuge endlich verstummt war, atmete man auf. Aber man hatte nun in die Welt Falzaros gesehen, die dieser immer ängstlich verschlossen gehalten. Er war bleich geworden und fühlte, wieviel Sympathie ihm nach der Aussage des rachgierigen Greises genommen war. Ein Einblick von dieser Sorte beleidigte auch die Frauen. —

Nun rückte endlich die Hauptsache heran. Nicht Lomelli, der „Doppelgänger", sondern Thora Brahe, die Dämonische, die eigentliche Berühmtheit des Prozesses. Für die Mehrheit begann jetzt erst der Prozeß. Ganz Eschenburg glich einem großstädtischen Theater vor der wichtigsten Première. Man bemerkte mit Genugtuung, daß in den Berliner Blättern die telegraphischen Berichte immer ausführlicher wurden. Worauf war man eigentlich so gespannt? Es handelte sich ja mehr um Phantastereien, als um Tatsachen. Das mußte man zugestehen. Aber die Neugier war an ihrem kitzligsten Punkt gepackt: es galt eine Frauenseele zu enthüllen. Thora Brahe war kein auf dem Erdboden wandelnder Mensch mehr, sondern ein schimmernder Begriff. Sie sollte sich hüten, kein Liebesverhältnis mit ihrem Schwager gehabt zu haben! Sie durfte sich in acht nehmen, ihn nicht mit den Zaubertränken der modernen Sirene berauscht und zum Verbrechen entflammt zu haben! Reportergier und weibliche Hysterie wußten, was sie zu verlangen hatten. Die Zeit war hart, zu hart und materiell geworden. Mondscheinromantik galt nichts mehr, aber verzerrte, geheimnisvolle Nervenkraft — die suchte man. Was sollte denn anderes dahinterstecken? Man erzählte sich, wie sie aussah, die Dämonische. Rotes Haar hatte sie, bis zu den Knöcheln. Stahlblaue Augen von verzehrendem Feuer. Einen Händedruck, einen Gang, ein Lachen! . . . Man setzte sich zurecht. Man hatte viel Geld bezahlt. Nur keine Enttäuschung . . .

Als sie dann in den Saal trat, in der Haltung einer vornehmen Dame, die echt sein mußte — die anwesenden jungen Mädchen „erinnerten" sich an dergleichen —, enttäuschte sie wirklich. Diese kleine Person im einfachen Trauerkleid, das gar nicht schöne Gesicht verhärmt, das Haar nicht rot, sondern blond, nicht wirr herunterhängend, sondern schlicht zurückgestrichen — man hatte sich Thora Brahe ganz anders vorgestellt. Schon der Name — Thora Brahe. Das klang noch besser als Isolde Weißhand. Aber man wollte sich in acht

nehmen. Es galt, ihrer Komödie auf die Spur zu kommen. Sie konnte ein unerhörtes Raffinement besitzen, die kleine Gelehrtentochter. Am schärfsten beobachtete man ihr erstes Zusammentreffen mit Falzaro. Thora verhielt sich anders als Helene. Es zuckte nicht in ihrem Gesicht, sie vermied es nicht ängstlich, den gefährlichen Mann überhaupt zu erblicken, sondern sie sah ihn offen an. Ihr Ausdruck war nicht ohne Mitleid, als sie das Elend des Untersuchungsgefangenen bemerkte. Aber sie errötete. Daran hielt man sich. Die Erinnerung an vergangene Tage schien sie zu packen, und sie antwortete dem Präsidenten mit einer Stimme, die von Tränen erstickt war. Schade! „Lauter, lauter!" hätte man ihr zurufen mögen. Man verstand Thora Brahe nicht. Sie nahm keine Rücksicht auf das Publikum. — Interessant war es von vornherein, Falzaros Verhalten zu beobachten. Sein Wesen umkreiste Thora wie eine böse Spinne. Als sie in den Saal getreten, war er aufgestanden — zum erstenmal bemerkte man eine heftige Bewegung in ihm. Dann sog sich sein Blick an Thora fest. Alles andere schien für ihn zu versinken. War das nicht Beweis genug? Er verwirrte sie, ohne daß er etwas tat, was man ihm hätte verbieten können. Er sah sie nur an. Es war, als ob zwei Menschen hier vor aller Welt ständen, die niemand begriff. Es war, als ob er die Leidensgefährtin endlich gefunden. Thora aber hielt sich. Sie antwortete ruhig, mit ernster Logik. Nur auf dem alten Präsidenten ruhte ihr vertrauender Blick.

Heute saß auch Peter Kugleut unter den Zuhörern. Levin hatte ihn begleitet. Niemand wußte, mit welchem Anteil der Privatdozent dem Verhör lauschte. Nur Levin, der sein Zittern spürte, durchschaute ihn jetzt. Dieser plumpe, Thora so wesensferne Peter war von Leidenschaft für sie erfüllt. Was man ihr tat, tat man ihm. Da fühlte Levin ein schmerzliches Bedauern für ihn, den er tief verstrickt sah.

Als Thora am Abend ihres zweiten Verhandlungstages mit Helene das Gerichtsgebäude verließ, fuhr sie zurück. Draußen, im feuchttrüben Herbstdunkel, unter den flackernden Kandelabern, stand etwas Drohendes. Viele Menschen, die gewartet hatten. Sie warteten nicht auf Falzaro. Die Zeugin wollten sie sehen, die sensationelle. Zwischen neugierige Fremde und entrüstete Bürger drängte sich skandalierender Mob. Levin und Peter, die hinter den Schwestern gingen, hatten die Gefahr nicht vorausgesehen. Sie glaubten, daß der dicke Trauerschleier genügen würde, Thora allen Blicken zu entziehen. Nun hörten sie entsetzt eine Demonstration. Gellende Pfiffe ertönten. „Pfui, Thora Brahe! Da kommt sie! Pfui, die Anstifterin! Pfui, Thora Brahe!" Man drängte vor und wollte den Zurückweichenden in das Treppenhaus folgen. Während Peter sich drohend vor den erschrockenen Schwestern aufstellte, holte Levin Polizei. Die Gendarmen ließen in der Amtsstube ihre Bierkrüge stehen und klirrten gemächlich hinunter. Vor blinkenden Pickelhauben wichen die Demonstranten zurück. Levin lief zum Wagen und öffnete den Schlag. Zwischen Polizisten folgten Thora und Helene. Peter machte den Schluß, aber nicht ohne sich kampfbereit die Feinde anzusehen. Nur ein vereinzelter Pfiff wurde noch laut, und als der Wagen davonrollte, gab es ein kurzes Hallo.

Es war ein böses Zeichen — das fühlten alle. „Froheimers Truppen," flüsterte Helene, deren bleiches Gesicht aus dem Wagendunkel leuchtete. Da begann Thora zu lachen. Es war ein Nervenanfall, wie man ihn noch nicht an ihr erlebt hatte. Sie warf sich in den Schoß der Schwester und schlug mit dem Kopf darauf. Peter und Levin bemühten sich um Thora, bis sie ruhiger wurde. „Morgen kommt es noch besser," sagte sie in lachendem Weh. „Morgen schmeißen sie Steine auf mich! Paßt auf, Kinder, ihr müßt euch Panzer anziehen, wenn ihr morgen wieder mitkommen wollt!" Sie rief es in schluchzendem Übermut. „Ich habe morgen Dinge vor! Ihr werdet staunen! Alles werde ich sagen! Alles!"

„Thora!" Helene griff nach ihren Händen.

„Nichts," flüsterte Peter mit bösen Augen. „Sie wissen ja nichts."

Rasch warf sie den kleinen Kopf zu ihm herum. „So?! Sind Sie davon überzeugt?! Nehmen Sie sich in acht! Mir soll keiner trauen!" Sie krallte die Finger vor das Gesicht. „Aber dankbar wär' ich doch, wenn mir einer sagte, was die Leute von mir wollen!"



Fischmarkt

Gemälde von Prof. Hans Herrmann

„Pöbelwahnsinn. Man darf nur nicht das Opfer werden," sagte Levin.

„Ich gehe morgen zu Gabriel und dann zu Froheimer," stieß Helene hervor. „Mit Gabriel werde ich in Papas Namen sprechen. Und wenn Froheimer seinen Artikel nicht zurücknimmt ..."

„Lene! Willst du dich mit Froheimer prügeln?"

„Jetzt wollen Sie selbst, woran Sie mich gehindert haben!" wütete Peter.

„Ruhe, Ruhe," mahnte Levin. „So kommen wir ja nicht weiter. Wir müssen vorsichtig sein. Vox populi ist eine Metze. Heute so, morgen so. Wenn man den Kopf hochhält ... Ich möchte ja am liebsten selbst zu Gabriel gehen und ihm mal gehörig die Meinung sagen."

„Gabriel?" rief Peter höhnisch. „Was soll das nützen? Der will doch Falzaro loskriegen!"

Plötzlich richtete Thora sich auf und wandte den Kopf zu den andern. „Sagt mir doch — was will denn Joseph von mir? Ist es möglich, daß er mich hineinbringen will? Mich? Gerade mich?"

„Hast du das immer noch nicht gemerkt?" fragte Helene mit rauher Stimme.

„Ja, warum denn? Was soll ich denn getan haben? Wenn er unsern Papa umgebracht hat — was habe i ch damit zu schaffen?"

„Das wollen sie eben herausbekommen." Helene legte den Kopf in die Wagenpolster zurück.

„Ach so! Ich habe ihn angestiftet?"

„Nicht so laut! Der Kutscher!"

„Anstifterin! So haben sie ja gebrüllt! Ich habe es ihm geraten, damit er reich wird und mich heiraten kann! Ach so! Aber Betty ist ein Hindernis! Nun, die bringen wir auch noch um! Die ist jetzt krank, weil ich sie vergiftet habe! Auf einen mehr oder weniger kommt es mir nicht an! Aber kriegt Gabriel dann Joseph frei? Nein, das Einfachste ist — ich bin euch nachgereist, Lene, nach Budapest, ich habe alles getan, ich habe auf Papa geschossen, und Joseph ist nur der edle Kavalier, der es auf sich nimmt!" Wieder drohte der Lach- und Weinkrampf.

„Thora, Thora!" bat Helene. „Bleibe bei Sinnen! Ich kann es nicht mitanhören, daß du das sagst!"

„Das klingt so schlimm? ... Du kannst es nicht mitanhören? ... Also — ausgeschlossen ist es nicht? Kinder — jetzt fürcht' ich mich!" Sie schauderte zusammen, aber Helene konnte den forschenden Blick nicht von ihr lassen. Levin versuchte wieder zu trösten. Peter schwieg und schüttelte immer nur den Kopf. In ihm war nichts vergiftet. Er wartete, bis Thora dort stand, wohin das Schicksal sie rief.

⌘ ⌘ ⌘

Am nächsten Tage brach das Unheil ganz herein. Als Thora heute den Gerichtssaal betrat, wußte sie, daß sie verdächtigt war. Das gab ihr die entscheidende Wandlung. Sie fühlte sich plötzlich von einem ungeheuren Widersinn umgeben. Das würdige Tribunal wurde ihr zur Karikatur. In Falzaro sah sie etwas dämonisch Lockendes. Es reizte sie, Blicke mit ihm zu tauschen. Die anderen wurden ihr gleichgültig. Mit dem Angeklagten wollte sie ihre Kraft messen. Sie sprach vertraulich zu ihm, mit einem Spott, der sich nicht fangen ließ. Peter erbebte bei jedem Wort. Er hätte mögen vor die Schranken stürzen und ihr den Mund zuhalten.

Im Publikum fühlte man sich jetzt wohler. Nun stand man endlich auf dem richtigen Boden. Nun wurde die Wahrheit gesagt. Thora erbitterte alle. Justizrat Gabriel trug eine verächtliche Empörung gegen sie zur Schau. Die spitzen Blicke des Staatsanwalts trafen Thora, als ob er sie schon als Angeklagte betrachtete. Sogar der wohlwollende Präsident kämpfte mit einer Erschütterung seines Glaubens. Ihm konnte das junge Mädchen nicht schuldig erscheinen, er hatte schon zu klar gesehen — aber ihr verwandeltes Wesen, die Antworten, die sie gab? Sie könne nicht alles wiedergeben, was zwischen ihr und Falzaro vorgefallen sei? Über ihren Aufenthalt in Budapest könne sie keine Rechenschaft ablegen — das wisse sie nicht mehr? Und ihre Beziehungen zum Vater? Ein Druck sei es sicherlich gewesen, unter dem sie gelebt hätte? Falzaro habe ihr mancherlei Befreiendes gebracht? Wer nach ihrer Ansicht der Mörder sei? Der, dem am meisten an des Vaters Geld gelegen habe? Sie wisse es nicht, sie habe sich nie um Geld gekümmert? Thora geriet allmählich außer sich. In ihrer Qual for-

derte sie die forschenden Männer heraus. Plötzlich vergaß sich Peter Kugleut. Er rief mit schallender Stimme: „Ich protestiere gegen diese Art Gerichtsbarkeit! Das ist keine Zeugin mehr, sondern eine Angeklagte! Sie darf nicht vereidigt werden!" Als man sich vom Staunen etwas erholt hatte, ließ ihn der Präsident hinausbefördern. „Ein Privatdozent der Universität! Der macht sich unmöglich!" flüsterte Frau Doktor Tomaschek, deren Gatte ebenfalls eine Professur erstrebte, Frau Froheimer zu. Thora aber sah mit großen Augen auf Peter Kugleut. Als er verschwunden war, brach sie in Tränen aus. —

Heute wurde es schon lebensgefährlich für die Zeugin Thora Brahe, das Justizgebäude zu verlassen. Zwischen zwei Ketten von Gendarmen ging sie zum Wagen hinaus. Während Thora absichtlich langsam schritt, mit starren, drohenden Augen, eilte Helene wie gejagt vorüber. Wildes Gejohle umgab die Schwestern. Levin und Peter schoben sie in den Wagen. Als Thora eben geborgen war, krachte die Fensterscheibe, und Glassplitter umwirbelten sie. Ein großer Stein war von edler Hand geworfen worden. Er richtete aber keinen andern Schaden an, als daß er Levins Zylinder zerstörte. Ein Splitter traf Peter an der Wange, und als er ausstieg, sahen die andern erschrocken, daß er blutete.

In der Wohnung legte Helene die erschöpfte Thora auf einen Diwan und sah dann nach Betty. Falzaros Frau schlummerte. Da überließ Helene Peter Kugleut und Levin die Pflege. Nachdem sie ihnen ein leises: „Adieu — ich muß sehen, wie ich jetzt helfe" zugeflüstert hatte, ging sie wieder auf die Straße hinunter. Es regnete. Eine laue, drückende Nebelluft umgab Helene. Noch hatte sie keinen Entschluß gefaßt. Auf der Flußbrücke blieb sie stehen und sah auf das träge, schmutzige Wasser. „Qual, Qual," kam es tonlos von ihren Lippen. „Alles zieht weiter. Wozu lebt man eigentlich?" Dann nahm sie sich zusammen — sie war ja nicht gegangen, um ins Nichts zu starren. Sie reckte sich auf und ging weiter. An einer Zeitungsbude fiel ihr die neueste Nummer einer viel gelesenen Wochenschrift in die Augen. Auf dem Titelblatt prangte wie immer die neueste Sensation. Den in schreienden Farben gezeichneten Frauenkopf erkannte Helene nicht. Aber es reizte sie, zu wissen, wen er vorstellen sollte. Sie kaufte die Nummer. Die dicke, frierende Verkäuferin, von der nur die Nase aus der Kapuze ragte, nahm erst noch einen Schluck Kaffee, dann sagte sie in nachträglich anpreisendem Ton: „Neueste Nummer, Fräuleinchen! Thora Brahe, die Geliebte von Falzaro!" Helene riß der Verblüfften das Blatt aus der Hand und lief davon. Die Zeitungsfrau schüttelte den Kopf. „Ja, ja — se können's schon gar nich mehr erwarten. Wenn der Prozeß erst vorbei is — schade ums scheene Geschäft." —

Helene blieb stehen und sah sich das Machwerk an. Ein „bekannter Künstler" hatte die Zeugin gezeichnet. Von Thora kein Zug — nur im entferntesten das Einzige getroffen, was sie an der Schwester nicht mochte. Oder war es nur die maßlose Vergröberung? Rotes Haar, grünliche Augen? Der schwellende Mund ins Sinnliche verzerrt? Helene lachte in tonlosem Weh. Ihre Schwester, ihr rätselvolles, einsames Thorakind! So sah der ‚Ruhm' aus, den sie gefunden. Aber Helene zerknüllte die Zeichnung nicht. Sie war ihr ein Dokument, des Aufhebens wert. So sah man Thora! So saß man zu Gericht! — Aber morgen war es vielleicht schon zu spät — sie mußte heute handeln.

Justizrat Gabriel aufzusuchen war ihr unmöglich. Sie fürchtete nichts so wie die Schlauheit des Rechtsanwalts. Nein, nützen konnte ihr nur der Präsident. Landgerichtsdirektor Schwartze hatte ihren Vater geschätzt — das wußte Helene. Gegen Thora war er, von so vielen Seiten bedrängt, mißtrauisch geworden. Aber ihr selbst hatte er immer väterliche Freundlichkeit gezeigt. Sie wollte es wagen.

Helene wurde vorgelassen. Freilich empfing sie der alte Herr etwas reserviert. „Haben Sie mir eine besondere Mitteilung zu machen, Fräulein?"

„Nein, Herr Präsident ... Aber ich möchte ... Ich kann nicht mehr!" Sie preßte das Taschentuch vor die Augen. Schwartze hatte Helene immer stark gesehen. Ihr Anblick bewegte ihn; er ging auf sie zu und führte sie zum Sofa. Seine gütige Berührung ließ das Mädchen vollends in Weinen ausbrechen. Sie zürnte sich,

daß sie ihrer Erschütterung nicht Herr wurde, aber sie fühlte auch die Wohltat, vor dem Richter endlich als Mensch zu stehen.

„Nun, nun," sagte der Präsident freundlich. „Ruhe, liebes Fräulein. Wir müssen alle den Kopf oben behalten. Was glauben Sie, was unsereiner auszustehen hat? Die Zeitungsangriffe — schließlich tut man doch seine Pflicht. Da auf dem Schreibtisch liegen hundertsiebenundfünfzig anonyme Briefe — ich habe sie eben gezählt. In den liebenswürdigsten werde ich schriftlich mit Schmutz beworfen — in den gröbsten bin ich dreimal zum Tode verurteilt. Aber man gewöhnt sich an alles. Eschenburg scheint allmählich verrückt zu werden."

Helene spürte den gutmütigen Humor in Schwartzes Worten. Sie schluchzte noch einmal — dann saß sie ihm still gegenüber. „Herr Präsident," sagte sie nach einer Weile, „Falzaro ist ein Schurke. Ein heimtückischer, gemeiner, unergründlicher Schurke."

Schwartze machte eine ungeduldige Bewegung. „Was soll das, Fräulein Brahe? Sind Sie gekommen, um mir das zu erzählen?"

„Ich fühle, daß man ihm günstig gestimmt wird. Meine Schwester —"

„Das können Sie nicht beurteilen. Ihre Schwester hat sich in Widersprüche verwickelt. Aber machen Sie sich keine zu großen Sorgen — ich rechne mit Thoras Scham, mit ihrer Aufregung. Von einer Anklage wegen Meineid, die eine Zeitung gemeldet hat, ist jedenfalls keine Rede."

Helene stützte sich mit den Händen auf ihren Stuhl und erhob sich halb. „In welcher Zeitung — hat das gestanden?"

Schwartze machte wieder eine ungeduldige Bewegung. „Ach, das wissen Sie gar nicht? Ich dachte, Sie seien deswegen zu mir gekommen. Das heutige Abendblatt tischt die Neuigkeit seinen Lesern auf. Aber haben Sie noch Geduld, Fräulein. Morgen kommen die Sachverständigen und die Plaidoyers. Übermorgen ist alles zu Ende."

„Für uns ist es jetzt schon . . . Was haben wir zu verlieren, als unsern guten Namen, Herr Präsident?"

„Ich brauchte Sie ja nicht noch einmal zu fragen — aber Sie behalten wirklich die feste Überzeugung, daß Ihre Schwester die lautere Wahrheit gesagt hat?"

Er sah sie scharf durch seine Brille an. Helene warf ihm einen stolzen Blick zu. „Sie hat die Wahrheit gesagt, die ihr bewußt ist. Eine andere gibt es wohl nicht, Herr Präsident. Daß sie mit Falzaro eine Liebschaft gehabt hat, daß sie ihn angestiftet hat, oder daß sie unserm armen Vater nachgereist ist, um ihn umzubringen — all das gehört ins Irrenhaus. Mehr kann ich nicht sagen."

Schwartze schwieg eine Weile, dann sagte er ruhig: „Es ist mir jedenfalls wertvoll, es in dieser präzisen Fassung noch einmal von Ihnen gehört zu haben."

„Herr Präsident, Sie haben meinen Vater gern gehabt. Thora war sein Liebling. Warum glaubt man denn das nicht? Warum wird es nicht offenkundig, daß Falzaro alles verschleiert, um sich an Thora zu rächen und seine Verurteilung unmöglich zu machen?"

„Ich kann dazu gar nichts sagen, Fräulein Brahe. Ich darf es nicht. Das ist mein letztes Wort. Dringen Sie nicht mehr in mich, sonst schaden Sie Ihrer Schwester, und das wollen Sie doch nicht. Gehen Sie jetzt und seien Sie überzeugt, daß ich meine Pflicht tue."

„Man kämpft wie ein Bettler gegen die ganze Welt!" Nach diesen Worten wandte sich Helene der Tür zu. Der Präsident sah ihr ergriffen nach. Plötzlich hielt er sie zurück. „Um Ihrer Tapferkeit willen, mein liebes Fräulein, möchte ich Ihnen einen Rat geben. Aber es ist das Letzte und Schwierigste von allem. Nur so kann die öffentliche Meinung umkippen."

„Was ist es?" fragte Helene, zu allem bereit.

„Wie geht es Ihrer Schwester Betty jetzt?"

„Besser... Aber sie ist sehr schwach — sie kann nicht aufstehen."

„Wollte sie nicht eine Aussprache mit Falzaro haben?"

„Ja — aber der Arzt fürchtet Lebensgefahr und hat es verboten."

„Weiß sie, wie die Dinge sich gegen Thora gewendet haben?"

„Jetzt weiß sie alles."

„Sie hat die Unschuld ihres Mannes beteuert, aber die Aussage verweigert. Wenn sie jetzt vernehmungsfähig ist, muß sie sich über ihre Schwester aussprechen."

Helene stützte sich auf die Türklinke. „Und wenn sie ihren Mann damit verdächtigt — —?"

„Das ist es eben. Um der Wahrheit willen müssen wir alle bis ans Ende gehen. Sprechen Sie mit ihr. Vielleicht ist es gut für sie, sich zu entscheiden." —

Der alte Jurist sprach mit den letzten Worten die Wahrheit über Betty Falzaro. Aber er war nur ein hilfsbereiter Fremder. Er sah in die Nacht eines Frauenherzens nicht hinein. Wohl drängte sich alles in Betty zur Entscheidung. Sie war der Welt müde. Sie war voll Irrtum und trostlosem Weh. Was sollte sie sagen? Was durfte sie sagen? Lauerte nicht alles, um den letzten Schimmer von ihrem Leben zu reißen? Um das zu töten, wofür sie ihren nimmermüden Traumkampf gekämpft? Sie träumte noch immer. Sie kämpfte noch für ihn, für den Eigentlichen, Starken, den sie liebte ... O, wie verzerrt war ihrer Liebe einst so holdes Gesicht. Im Traumland konnte Betty nicht bleiben. Wenn der Fieberwahn sie losließ, spürte sie mit kaltem Schauder, daß Falzaro schuldig war. Sie sah ihn seine Untat planen und ausführen, in wilder Ferne, wie ein Wegelagerer, feig und grausam. Er, dem sie gehört hatte, war nicht davor zurückgeschreckt, ihren alten Vater zu töten. Um des Geldes willen. Das war das Andere, Fürchterliche, Höllische seiner Seele. Der Abgrund, den auch Betty nie erkannt. Sie war allein. Sie war krank und hilflos. Sie fürchtete sich vor ihm, und in ihrer Angst war ihr das Verbot des Arztes, Falzaro noch einmal zu sehen, willkommen. Wäre sie bei ihm gewesen, so hätte sie ihren Verdacht nicht verbergen können. Wäre sie aber gesund geworden, so hätte man sie verhört. Beides durfte nicht sein. In der Übermacht ihres Konfliktes fand sie das häßliche Kompromiß: Betty wußte, daß Thora verdächtigt war. Sie ahnte den empörenden Kampf ihrer Schwester. Niemand stellte an sie die Forderung, für Thora einzutreten. So lange der Richter schwieg, der kein gesetzliches Recht hatte, schwiegen die beiden, die das Recht gemeinsamen Blutes fühlten. Betty war von Todessehnsucht erfüllt. Völlig verirrt in ihren Wünschen und Trieben, schuldlos, schuldig, hoffte sie, plötzlich zu verlöschen. Aber so oft sie die Stunde kommen sah, die einzige, die ihr noch gehörte, so oft auch stand sie vor einem eisernen Tor, und die gequälte Kreatur krümmte sich vor etwas Erbarmungslosem. Es heischte von ihr: Du hast noch etwas zu tun! Du mußt dich jetzt bekennen! Sonst gibt es auch die letzte Erlösung nicht für dich! Sprich aus, was du weißt! Noch ist es Zeit! —

An dem Tage, der Helene zu dem Präsidenten geführt hatte, war der Kampf in Betty überwältigend geworden. Gespenster umhockten ihr Lager, zehn Falzaros grinsten sie mit blutlosen Fratzen an. Sie stöhnte und schlug mit den Händen um sich. Ihr Gewissen beugte sich über sie, ein altes, grausames Weib, und hielt seine Knochenfinger bereit, um sie zu würgen...

Helene trat langsam ein. Von ihrem Entschluß beladen, angstvoll und doch mutig. Es mußte ja sein, Thora mußte gerettet werden. Helene sah, daß Betty sich angstvoll aufrichtete. Da setzte sie sich zu ihr und streichelte sie. Dann, als Betty ruhiger wurde, sagte sie ihr alles. Die Schwester lag mit geschlossenen Augen. Es war nicht zu erkennen, ob sie Helene völlig verstanden hatte. „Arme Thora," flüsterte sie schließlich, und graue Schatten kamen auf ihr abgezehrtes Gesicht.

Helene blieb mutig. „Was willst du damit sagen, Betty? Mit unserm Bedauern helfen wir ihr nicht. Du kennst deine Pflicht."

„Meine Pflicht ...?"

„Es kann nicht anders sein — du hast doch nie den leisesten Verdacht gegen Thora gehabt. Du weißt, daß sie sich gegen Joseph immer gewehrt hat."

„Schweig, Lene ...!"

„Ich darf nicht länger schweigen. Sonst mache ich mich schuldig gegen Thora. Und du noch mehr. Du m u ß t jetzt aussagen."

„Gegen Joseph ...?"

„Was soll das heißen — ?"

„Wenn ich Thora entlaste, bringe ich ihn hinein."

„Rechnest du?!"

„Was willst du, Lene? Sieh mich nicht so an! Ich bin krank! Du darfst mich nicht so ansehen!"

„Thora ist unsere letzte Hoffnung, Betty. Wir dürfen sie nicht im Stich lassen. Wir

dürfen das einzige, was noch Zukunft für uns hat, nicht beschimpfen lassen. Es gilt unsern Namen. Damit hat Joseph nichts zu tun."

„Joseph ist mein Mann!"

„Und Thora ist deine Schwester. Du gibst ja schon alles zu, wenn du nicht für sie sprechen willst."

„Bin ich dabei gewesen, wie sie in Amiens waren? Habe ich sie in Holland wie ein Hund begleitet? Und in Budapest? Geh hinaus, Lene! Ich will dich nicht mehr sehen! Du bist schlecht!"

„Was ich tue, mach' ich mit meinem Gewissen aus. Ich gehe nicht eher, als bis du dich entschlossen hast. Du hättest sie nie bei ihm gelassen, wenn du wirklich eifersüchtig gewesen wärst. Du wußtest, was du von ihr zu halten hattest. Sie sollte das Bindeglied sein zwischen dir und ihm."

„Lene! Lene!" wimmerte Betty.

„Ich kenne deinen ganzen Kampf, mein Armes. Aber ich weiß auch — du wirst Thora nicht zugrunde gehen lassen. Du legst jetzt dein Wort in die Wagschale."

„Wird Joseph dann — verurteilt — ?"

Helene erschrak. Bettys Augen waren nahe auf sie gerichtet. Nur noch die übergroßen, fieberbrennenden Augen in dem schattenhaften Gesicht. „Was fällt dir ein? ... Es handelt sich um Thora ... Nachgewiesen hat man ihm nichts ... Sie können ihn gar nicht verurteilen ..."

Betty warf sich in die Kissen zurück. „Geh! Ich werde mir's überlegen."

Helene ging hinaus. Betty biß die Zähne aufeinander und wehrte sich gegen einen Schüttelfrost. Sie wollte jetzt klar sein. Alle waren grausam und voll Ichsucht. Alle forderten nur von ihr — an sie dachte niemand. Aber wenn dies das Gesetz des Lebens war — im Tode hatte es keine Geltung. Dort wurde eine arme Seele frei. Sie wollte nur Gutes hinterlassen. Wie es geschehen konnte, wußte Betty. Und mit einer letzten, überklaren Schärfe suchte sie alles noch einmal zu durchdenken. Sie schrieb an den Präsidenten. Falzaros Schicksal konnte sie nicht mehr lenken. Aber vielleicht würde man erkennen, daß sein Weib ihn geliebt hatte. Das konnte mehr für ihn sprechen als sämtliche Zeugen der Welt. Nur bleiben, ausharren auf dieser Welt — das wollte Betty nicht mehr. Sie wußte, daß Falzaro für sie verloren war. Verurteilt oder freigesprochen — er liebte sie nicht mehr. Aber ihre Liebe blieb treu bis in den Tod. Sie wurde ruhiger. Sie fühlte Erlösung wärmend durch ihren gepeinigten Körper strömen. Bald war alles vorüber. —

Helene hatte über eine Stunde gewartet. Da hörte sie Betty klingeln. Mit pochendem Herzen eilte sie zu ihr hinein.

„Gib mir das Schreibzeug," sagte die Kranke mit tonloser Stimme.

„Willst du nicht lieber diktieren?"

„Nein — — ich schreibe selbst."

Helene stützte Betty, damit sie sitzen und schreiben konnte — dann verließ sie sie wieder. Jetzt dauerte es nicht lange. „Lene!" hörte sie leise rufen. Sie ging hinein. Betty lag ausgestreckt — Schreibzeug und Papier neben ihr am Boden. Aber in ihren Händen zitterte ein geschlossener Brief. „Der schöne Teppich," klagte sie kraftlos. „Nun ist die Tinte drüber geflossen."

„Laß doch. Ich räum' es schon weg." Sie machte Ordnung — dann wandte sie sich wieder zu Betty und sah den Brief an. „Willst du schlafen?"

„Ja, schlafen ... Und nimm das ..." Sie sah von Helene weg, und die Schwester überkam das schaudernde Gefühl, daß sie von allem wegsah — von Menschen und Dingen. Plötzlich sprach die Kranke wieder. „Ach, Lene ... Wir waren doch dumme Kinder ... Alle drei ... Weißt du noch ... in Bocclari?" Helene fühlte ein würgendes Schluchzen in der Kehle, aber sie bezwang sich und nickte nur.

„Ich habe noch einen Wunsch, Lene ... Sage Thora, sie möchte einen Augenblick zu mir kommen. Aber nicht sprechen — Nur dastehen. Verstehst du ...?"

Helene ging zu Thora. Sie fand sie nicht mehr auf dem Diwan. Thora war aufgestanden und schritt ruhelos umher. Ihr Gesicht war hart und fahl. Als sie Bettys Wunsch hörte, kam Betroffenheit auf ihre Züge. „Was will sie? Ich soll nur kommen und dastehen? Was heißt das?"

„Tu ihr den Gefallen, Thora."

„Du solltest diese Verstiegenheit nicht mitmachen, Lene. Ich möchte zu Hause wenigstens den Dingen ins Gesicht sehen."

Aber sie folgte. Mit forschenden Augen stand sie vor Betty. Die Schwester warf

ihr einen Blick zu, den Thora nie vergaß. In seltsamer Erschütterung ging sie mit Helene wieder hinaus.

„Was hat sie nur? Darf man sie allein lassen?“

„Sie will schlafen.“

Thora und Helene kehrten in das Speisezimmer zurück. Lange saßen sie sich schweigend gegenüber. Dann zog Helene den Brief hervor.

„Von Betty? An den Präsidenten? Weißt du, was drin steht, Lene ...?“

„Ich glaube es zu wissen. Betty tritt für dich ein.“

„Betty — —?!“

„Nicht so laut! ... Es war ihr schwerster Entschluß ... Aber sie muß ihn jetzt gefaßt haben.“

„Gib her!“

„Nein, Thora. Den bringe ich morgen früh, so wie er ist, dem Präsidenten.“

Thora ging in tiefster Verwirrung im Zimmer umher. Helenes Augen folgten ihr. Wie sonderbar — die erhoffte Befreiung kam noch immer nicht? —

„Sie hat ihn geliebt,“ flüsterte Thora. „Und dann hat sie das getan? Das tut man doch nicht — wenn man liebt ...“

„Sie hat sich darauf besonnen, daß wir nicht nur Frauen sind, sondern auch Menschen. Daß nicht nur Leidenschaft regiert, sondern auch Gesinnung.“

„Ach, Lene, Lene! Daran glaub' ich nicht! Bei Betty!“ Plötzlich blieb Thora in tiefem Grauen stehen. „Es ist so still bei ihr... Dürfen wir sie solange allein lassen?“ Ohne Helenes Antwort abzuwarten, eilte Thora in Bettys Zimmer. Helene wollte ihr folgen, aber ein stechender Schmerz in ihrem kranken Fuß hielt sie zurück — sie konnte sich nur mühsam nachschleppen. Plötzlich stand Thora vor ihr, völlig fassungslos. Dann hörte Helene: „Sie ist tot ...!“

„Tot — —?“

„Sie hat alle Morphiumpulver genommen ...!“

Da brach Helene in die Knie. Thora eilte an ihr vorüber zu Peter Kugleut, der in Falzaros Bibliothek saß. Levin war schon weggegangen. Peter wurde zum Arzt geschickt. Aber der kam nur, um zu sagen, was man schon wußte. — —

Am nächsten Vormittag eröffnete Präsident Schwartze die Sitzung mit einer besonderen Mitteilung. Das Ereignis der vergangenen Nacht war bekannt, aber seiner wahren Bedeutung fieberte die Erwartung entgegen. Wie auf Falzaro der plötzliche Tod seiner Frau gewirkt, ließ sich nicht erkennen. Er stand so starr, in eisigem Hochmut wie immer. Die Arme verschränkt, blickte er auf die Geschworenen. Dem Publikum warf er keinen Blick zu. „Ich möchte vor der Verhandlung einen Brief zur Kenntnis geben, der mir heute morgen überbracht worden ist.“ Der Präsident sprach mit unsicherer Stimme — er schien seiner Erregung nicht Herr zu werden. Man rückte noch näher zusammen.

„Der Brief stammt von der unglückseligen Frau, die gestern nacht freiwillig aus dem Leben geschieden ist. Frau Falzaro hat ihre letzten Worte an mich gerichtet. Angeklagter, ich bitte Sie, die Fassung, die Sie immer gezeigt haben, auch jetzt zu bewahren.“ Falzaro nickte kaum merklich. „Die Verstorbene schreibt mir: ‚Herr Präsident! Ich möchte für meine Schwester Thora eintreten. Thora ist rein und ohne Schuld. Was gegen sie zu sprechen scheint, ist weiter nichts als die Aufrichtigkeit einer starken Seele. Sie hat sich immer zu allem bekannt. Ich weiß, daß sie zu meinem Mann niemals andere Beziehungen gehabt hat als die erlaubten. Wenn mein Mann etwas von ihr gewollt hat, so hat er es nie erreicht. Ich hätte ja nicht mehr leben können, wenn ich Thoras nicht sicher gewesen wäre. Deshalb habe ich sie mit ihm zusammen gelassen. Jeder Verdacht gegen Thora ist Wahnsinn. Meinen Vater hat sie zärtlich geliebt wie ich und Helene. Keiner von uns hätte je etwas Böses gegen meinen Vater tun können. Thoras Interesse für Falzaro war keine Abneigung gegen meinen Vater. All das nehme ich auf meinen Eid. Wie gern würde ich auch die Unschuld meines Mannes auf meinen Eid nehmen. Ich kann nur sagen, daß ich ihn liebe. Vielleicht ist auch das etwas wert. Er ist ein verirrter, aber kein schlechter Mensch. Ich bin ganz verwirrt. Ich weiß nicht mehr, wie weit ein Mensch schuldig ist. Und weil ich das nicht weiß und weil ich ihn immer noch liebe, will ich nicht länger leben. Die Worte einer

Sterbenden werden Geltung haben. Dankbar Betty Falzaro.'"

Als die ungeheure Bewegung sich etwas gelegt hatte, wandte sich der Präsident an den Angeklagten. „Fühlen Sie sich imstande, eine Bemerkung zu diesem Brief zu machen?"

Falzaro antwortete sofort: „Ich habe nur zu sagen, daß ich die Worte meiner armen Frau nur als Geistesverwirrung auffassen kann. Sie sagt es ja selbst — sie sei ganz verwirrt. Man hat ihre Gebrochenheit mißbraucht. Man hat sie in einen Konflikt gebracht, dem sie unterliegen mußte. Wer das getan hat — ich vermute, Schwägerin Helene..."

„Ihre Antwort ist sehr geschickt, Angeklagter, aber Sie werden mit Geschicklichkeit nicht mehr durchkommen. Jeder tritt hier für Leben und Ehre ein. Wem am meisten Glauben geschenkt wird — das wird sich herausstellen."

„Offenbar dem, der am wenigsten Vorurteile findet."

„Es ist eine Frechheit, Angeklagter, angesichts der Beichte Ihrer unglücklichen Frau von Vorurteilen zu sprechen. Von ihr haben wir die lautere Wahrheit gehört. Niemand im Saal wird sich diesem Eindruck entziehen können..." Das Publikum drohte den Präsidenten zu unterbrechen, aber er zwang den Sturm nieder. „Ruhe! Frau Falzaro war eine tapfere, ehrliche Frau! Eine treue Schwester! Ehre ihrem Andenken!"

Eine tiefe Pause entstand. Dann sagte Falzaro: „Ich habe nichts mehr hinzuzufügen." Er setzte sich. Justizrat Gabriel aber schnellte empor und verlangte die sofortige Vernehmung von Helene Brahe. Schwartze scheute die letzte Konsequenz nicht. Er stimmte zu und ließ alles erörtern. Den Angriffen der Verteidigung hielt er stand. Thora war entlastet, aber sie blieb apathisch. Vergebens trachteten Levin und Peter, die hinter den Schwestern saßen, ihre Triumphgefühle mitzuteilen.

Die Zeugenverhöre waren beendet. Bis zur Mittagspause wurden die Sachverständigen vernommen. Man merkte, daß der Präsident noch heute zum Schluß gelangen wollte. Die Sachverständigen erklärten Falzaro trotz mancher Abnormität für zurechnungsfähig. Der Angeklagte lächelte ein wenig — dieser Spruch schien ihm zu gefallen. Nachmittags kamen dann die großen Leistungen des Staatsanwalts und des Verteidigers. Staatsanwalt Kühne war ein trockener Redner. Er plädierte „amtlich", er sagte nur das Notwendige. Aber man merkte unter der Bürde der Verantwortung seine strenge Gewissenhaftigkeit. Bis jetzt hatte er sich zurückgehalten, während Justizrat Gabriel immer aktiv geblieben war. Als Kühne endlich sprach, machte er mehr Eindruck als der glänzende Verteidiger. Er legte mit kühler Logik die Kette aller Beweise dar. Nach seiner Überzeugung fehlte nichts. Man merkte deutlich, wie eine finstere Ablehnung Falzaros auf die Mienen der Geschworenen kam. Bettys Brief hatte zu stark gewirkt. Aber die Partei des Angeklagten, die im Saal immer noch Majorität war, ließ sich das nicht gefallen. Wilde Unruhe folgte der Rede des Staatsanwalts. Dann konnte Justizrat Gabriel sprechen. Er gab eine glänzende Leistung — niemand konnte das bestreiten. Auf das Publikum, namentlich auf die Köpfchen unter den großen Hüten, wirkte er ungeheuer. Aber bei den Geschworenen hatte er nie so geschadet, wie diesmal. Er hatte sie gewählt, doch sie glaubten ihm kein Wort. Wie Wasser an einer Metallkugel lief die Pracht seiner Bilder, seiner Herzenstöne und Beschwörungen an den schlichten Gemütern herunter. Sie waren in kein Theater gekommen, sie wollten sich nicht von einem berühmten Schauspieler erschüttern lassen. Wahrheit wollten sie, nichts als Wahrheit. Am meisten aber schadete Gabriel seiner Sache durch die Angriffe, die er gegen Thora richtete. Die Federhüte nickten — sie gaben ihm recht. Eine „Rivalin" mußte stürzen. Wenn sie zerrissen war, besann man sich vielleicht und bedauerte das Opfer ein bißchen. Aber die Geschworenen wehrten sich gegen die wachsende Frauenzimmerlichkeit des Prozesses. Sie wollten keinen Klatsch mehr, keine Phrasen, keine „Geheimnisse" — sie hielten es mit dem trockenen Realismus des Staatsanwalts.

Falzaro zeigte nicht, wie Gabriels Bemühungen auf ihn wirkten. Als nach der Rede des Verteidigers tosender Beifall losbrach, eine Kundgebung, die der Präsident

nicht verhindern konnte, nickte er nur, als ob die oratorische Leistung auch ihm gefallen hätte. Nach den Repliken forderte der Präsident ihn zum letzten Wort auf. Unter atemloser Spannung sagte er: „Ich kann nur wiederholen, was ich schon im Beginn dieser Verhandlungen gesagt habe. Der ganze Aufwand des Prozesses tut mir leid; ich kann nichts anderes als eine zwecklose Komödie darin sehen...“

„Mäßigen Sie sich!“

„Ich wende mich noch einmal an die Herren, von denen mein Schicksal abhängt. Meine Herren Geschworenen, Ihr Amt ist ein bürgerliches Ehrenamt. Ich möchte es Ihnen so gern erleichtern. Mit wenigen Worten könnte ich es, aber ich darf nicht. Dabei muß ich bleiben. Ich weiß, was die Pflicht eines Mannes ist! Seine Herzenspflicht! Deshalb ist mein Schweigen mein Geständnis!“

Wieder wollte der Beifallstumult losbrechen, aber der Präsident bezwang ihn. Nach seiner Rechtsbelehrung zogen sich die Geschworenen zur Beratung zurück, und Falzaro wurde hinausgeführt. Auch Thora verließ an Helenes Arm den Saal. Sie wankte plötzlich, denn Falzaro richtete in der Tür noch einmal die Augen auf sie. Es war ein flammender, durchbohrender Blick, vielleicht eines Komödianten, vielleicht auch eines leidenden Mannes. Jedenfalls tat er seine Wirkung. Es zischte hinter Thora her: „Er hat sie angesehen! Haben Sie bemerkt? Als er hinausging! Und sie hat sich gebückt!...“

Im Gang draußen drängte sich Thora an Helene, während Peter und Levin sie den neugierigen Blicken zu entziehen suchten. „Er will sterben! Ist das möglich? Will er sterben?“ Helene hielt ihr erbebend den Mund zu. Aber niemand hatte die Worte der Fassungslosen gehört.

Draußen umbrandete die bis aufs höchste gesteigerte Erwartung den Justizpalast. Wie eine spanische Arena vor dem Stierkampf sah heute die mitteldeutsche Universitätsstadt aus. Es war Nacht geworden. Nun kam es endlich, was die Welt durcheilen sollte. Nun sollte man endlich erfahren, was von ehrlichen Geistern längst zu wissen war. Aber man spielte das alte Lotteriespiel um der blinden Themis Worte. Man war urteilslos und gierte nach Urteil. Als ob die Geschworenen höhere Wesen wären, Männer aus den Kreisen der Lauernden. Blutgeruch war in der rauhen Herbstluft, wie vor dem Ausbruch einer Revolution. Der Henker Philister hielt sein Beil bereit. Man wollte ... Ja, was wollte man? Der schöne Falzaro sollte freikommen, und die Dämonische, die Unbegreifliche, die aus der Zeitschrift, die sollte fallen.

Als es draußen bekannt wurde, daß die Geschworenen zurückgekehrt waren, als an den hell erleuchteten Fenstern des Justizgebäudes die dunklen Köpfe wieder auftauchten, verloren die „Verbannten“ ihre Fassung. Die sonst so gemächlichen Eschenburger machten einen regelrechten Sturm auf das Gebäude. Das Tor sollte erobert werden. Aber die Polizei hielt stand. Niemand kam hinein. Als der Lärm sich etwas gelegt hatte, ein Lärm, der vom Janhagel immer wieder entfacht wurde, konnte man oben zum Urteil schreiten. Der Wahrspruch der Geschworenen lautete auf Schuldig. Joseph Falzaro wurde zum Tode verurteilt.

Man glaubte es draußen anfangs nicht. Dann kamen verstörte Menschen aus dem Gebäude, die es bestätigten. Ein Wutgeheul umgab den Justizpalast. Noch einmal stürmten die Helden vor. Da mußte die Polizei von ihren Säbeln Gebrauch machen. Es gab viele blutige Köpfe um den einen, der noch fest saß. Falzaro habe aufrecht das Urteil vernommen, sagte man. Und Thora Brahe? In Ohnmacht gefallen, erzählten die einen. Unsinn — sie habe ganz gerade gesessen, berichteten die andern. Jetzt erschien Hans Froheimer und hielt eine Rede an das wütende Volk. Er erkannte die Gefahr, mehr für sich als für die guten Eschenburger, und mahnte zur Ruhe. Man solle den Gerichtshof ehren und sich entfernen. Aus Froheimers Worten klang heraus, daß er der Menge recht gab, aber man gehorchte ihm. Bald wurde es still und leer vor dem von Polizisten bewachten Justizgebäude. Trotzdem verließen es Thora und Helene mit ihren Beschützern erst um Mitternacht.

(Schluß folgt)



Ernst von Possart als „Julius Cäsar“. Bildwerk von Prof. Heinrich Waderé.




Die Herren Intendanten

Ein Spaziergang durch das Reich der deutschen Hoftheater

Von Fedor von Zobeltitz



Wie sich bei uns der Titel Intendant herausgebildet hat, steht nicht ganz fest. Im Frankreich des 18. Jahrhunderts und an den kleinen netten Höfen Oberitaliens war der Titel für die Direktoren der Hofkapellen längst im Gebrauch. In Berlin dagegen führte noch Iffland den offiziellen Titel Generaldirektor, und erst nach der Umwandlung des Königlichen Nationaltheaters in eine Königliche Hofbühne wird der 1815 zum Generaldirektor ernannte Graf Brühl in den Akten Generalintendant tituliert.

Der Intendant oder Generalintendant ist also eine Hofcharge. Erst in jüngster Zeit ist es Mode geworden, daß sich auch die Leiter größerer Stadttheater zuweilen Intendant nennen wie beispielsweise in Frankfurt a. M. und Leipzig. In fast allen Residenzen haben sich die Hofbühnen aus Privattheatern entwickelt, und dann traten Intendanten an ihre Spitze. Es lag einfach in der Regelung des Hofdienstes, daß man sogenannte Kavaliere in diese Stellungen berief.

Darüber ist oft genug gespöttelt worden. Sicher nicht ganz zu Recht. Solange es Höfe gibt, wird der Adel das Paladinat der Fürsten sein. Das liegt in der Tradition. Und es ist keine Frage, daß ebensogut, wie ein Edelmann das verantwortungsreiche Amt eines Hausmarschalls, eines Oberstkämmerers, eines Oberjäger- und Oberstallmeisters verwalten, er sich auch in die Geschäfte eines Theaterdirektors hineinarbeiten kann. Denn die Zeiten sind längst vorbei, in denen man glaubte, nur ein Schauspieler, also ein sogenannter Fachmann, könnte eine Bühne leiten. Im Gegenteil: viele der bedeutendsten Theaterdirektoren sind *nicht* aus der Schauspielerwelt hervorgegangen, und daß auch Hofchargen ausgezeichnete Bühnenleiter sein können, wird dieser Aufsatz bezeugen, der im übrigen nur als Plauderei genommen werden will.

Beginnen wir mit *Berlin*. Graf Brühl hatte in Weimar Goethe und Wieland zu Lehrern gehabt und war später als Kammerherr des Prinzen Heinrich der Leiter der französischen Schauspielertruppe geworden, die der Prinz unterhielt. An Vorbildung fehlte es ihm also nicht. Unter ihm wurde Berlin der Hauptsitz des rhetorischen Schauspiels. Es ist richtig, daß er einen großen Wert auf Äußerlichkeiten wie Dekorationen und Kostüme legte, aber er suchte dabei doch immer höheren Zwecken gerecht zu werden. Sein Nachfolger Graf Redern hatte schwer zu kämpfen, der Hofbühne ihren Glanz zu erhalten; vor allem hatte der Tod Devrients eine unausfüllbare



Botho von Hülsen und seine Leute

Lücke geschaffen. Rederns Vorliebe gehörte denn auch der Oper, die er, selbst Komponist, zur ersten Deutschlands zu erheben verstand. Über Theodor von Küstner, der ihm 1842 folgte, lauten die Urteile sehr verschieden. Die Kritik war ihm nicht wohlgesinnt; Raumer, Savigny, Wilhelm von Humboldt und Tieck hatten dagegen Worte hohen Lobes für ihn. Er verlor Seydelmann, gewann dafür aber Hendrichs, Dessoir, den jungen Berndal, die Johanna Wagner und Maria Taglioni, so daß er Botho von Hülsen, der am 1. Juni 1851 zum Generalintendanten ernannt wurde, ein erlesenes Personal hinterlassen konnte.

Damit nähern wir uns der neueren Zeit. Hülsen war 1834 Offizier geworden und hatte schon als solcher bei Liebhabertheatern und höfischen Veranstaltungen ein ausgesprochenes Regietalent gezeigt. Seine erste Tat war die Stiftung der „Perseverantia", die er gemeinsam mit Louis Schneider ins Leben rief und aus der sich später der genossenschaftliche Zusammenschluß der deutschen Bühnenmitglieder entwickelte. Hülsens erstes Ziel war, den Personalbestand zu erhalten und entsprechend zu vermehren. Für das Schauspiel gewann er nach und nach die Lina Fuhr und Frieb-Blumauer, Döring, Karlowa, Ida Pellet, Luise Erhardt, Friedmann, Marie Keßler, Haase, Kahle, Oberländer, Clara Meyer, Ludwig, Deetz, Vollmer, die Damen Stollberg, Niemann-Raabe, Haverlandt, Barkany, Conrad. Zur Oper kamen Formes, Salomon, Niemann, Betz, Woworski, Wachtel, Krolop, Rothmühl, Biberti, die Wippern, de Ahna, Lucca, Brandt, Voggenhuber, Mallinger, Grossi, Lehmann, Tagliana, Beeth, Sachse-Hoffmeister, Leisinger, Ghilany und Renard; zum Ballett vor allem Charles Müller, die kleine David, die Forsberg, Linda, Grantzow, Zucchi, dell' Era: unstreitig eine Reihe glänzender und namhafter Künstler.

Persönlich habe ich Botho von Hülsen erst in den letzten Jahren seines Lebens kennen gelernt. Er bewohnte damals mit seiner liebenswürdigen Gattin Helene, geborenen Gräfin Häseler, das Dienstgebäude in der Französischen Straße und pflegte einmal in der Woche sein Haus der Künstlerwelt zu öffnen. Da habe ich u. a. denn auch gelegentlich den Assessor von Wildenbruch getroffen, dem Hülsen die Hofbühne erschloß, ohne daß es ihm vergönnt werden sollte, seine stärksten Triumphe zu erleben. Um Wagners Opern hatte er sich schon früh bemüht, wegen der „politischen Gesinnungen" Wagners aber beim Hausministerium nicht durchdringen können: der Minister von Massow hatte immer wieder neue Bedenken, bis 1856 — elf Jahre nach Dresden — endlich mit dem „Tannhäuser" der Bann gebrochen wurde.

Dem Publikum trat Hülsen bei Gelegenheit der sogenannten Subskriptionsbälle näher, deren Neueinführung ihm zu verdanken war. Der erste derartige Ball fand bei Eröffnung des neuen Opernhauses 1743 statt. Es war eine Redoute, und von da ab gehörten die Opernhausbälle zu den von der Gesellschaft am liebsten besuchten Karnevalsfestlichkeiten, zumal unter Friedrich Wilhelm II., der die Bewirtung aus seiner Schatulle bezahlen ließ, und zur



Graf Georg von Hülsen-Häseler. Königl. Schauspiele, Berlin (Phot. Bieber)



Nikolaus Graf Seebach. Hoftheater, Dresden. Gemälde von Prof. Robert Sterl

Zeit der jungen Königin Luise. Von 1807 bis 1817 unterblieben die Feste; Brühl führte sie wieder ein, und obwohl der freie Eintritt aufgehoben worden war, erfreuten diese sogenannten Brühlschen Bälle sich doch weiter großer Beliebtheit. Nach dem Brande des Opernhauses 1843 wurden sie gänzlich eingestellt, bis Hülsen sie 1856 abermals aufnahm, wenn auch nicht als Maskenfeste wie bisher: es wurde nunmehr Balltoilette vorgeschrieben. Gewöhnlich eröffnete Hülsen dabei den Zug des Hofes mit der Palastdame Gräfin Hacke, und in der Cortège pflegte auch ein anderer volkstümlicher Mann des alten Berlins selten zu fehlen: der Generalfeldoberst Graf Wrangel mit dem scharf zugespitzten Schnurrbart in dem kleinen verwitterten Gesicht.

Hülsen starb am 30. September 1886, und sein Nachfolger wurde ein Mitglied des fürstlich Pleßschen Hauses, der Graf Bolko von Hochberg. Er war ein musikalisch reichbegabter Mann, hatte die schlesischen Musikfeste ins Leben gerufen und auch als Komponist Rühmliches geschaffen. Während sich unter Anno, Devrient, Grube und Drescher als Regisseuren das Schauspiel kräftig entwickelte und vor allem in Matkowsky einen unvergleichlichen Darsteller fand, bedurfte die Oper einer kräftigen Reorganisation, denn die großen Künstler der siebziger Jahre waren verstorben oder ausgeschieden. Aber unter Tetzlaffs Leitung und unter Kapellmeistern wie Sucher und später Weingartner, Muck und Richard Strauß begann sich auch die Oper neu zu entfalten, zumal Kräfte wie Bulß, Lieban, Sylva, Kraus, Knüpfer, Hoffmann, Krasa, Mödlinger und wie die Sucher, Pierson, Herzog, Hiedler, Schumann-Heink, Götze, Rothauser, Destinn gewonnen werden konnten. Graf Hochberg war ein vollendeter Aristokrat. Er hatte nicht die gewinnende, leutselige Art des alten Hülsen, und wenn man in sein Sprechzimmer kam, schaute man sich vergeblich nach einem Stuhle um: auch das liebenswürdigste Lächeln des Grafen sah nach Konvention aus. Ein Unglück für ihn war das Engagement des Geheimrats Pierson, der schließlich die ganze Theatergewalt an sich riß und von dessen Tyrannei Weingartner in den Erinnerungen aus seiner Kapellmeisterzeit zu erzählen weiß.

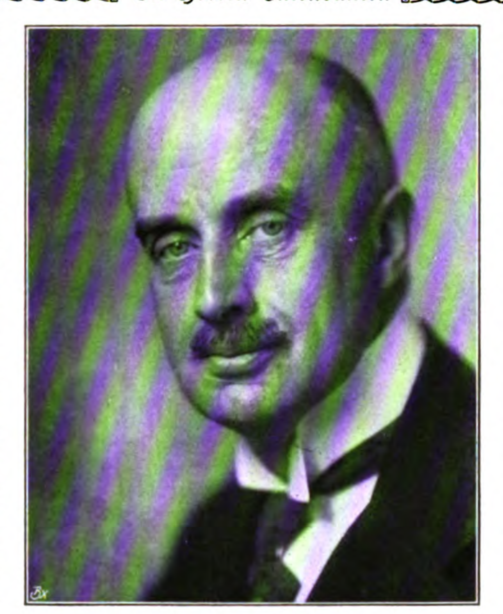
Am 1. Januar 1903 legte Graf Hochberg die Intendanz nieder, und Georg von Hülsen, der spätere Graf Hülsen-Häseler, trat, vorläufig als interimistischer Leiter, an seine Stelle. Er war, wie sein Vater, Offizier

gewesen: zuerst Alexandriner, dann Gardekürassier, und von seinem Vater hat er auch die Vorliebe für das Theater geerbt. Und noch etwas anderes: jenes administrative Talent, das bei einem so großen Verwaltungsapparat, wie die Hofbühnen ihn erfordern, eine Notwendigkeit ist. Mit Piersons Schlendrian wurde gehörig aufgeräumt; die geschäftliche Verwaltung kam unter die Hände eines erfahrenen Mannes, des Geheimrats Winter, die künstlerische verblieb dem Intendanten, der sich nach dem Abgang Grubes in Paul Lindau und später in Dr. Bruck verständnisvolle dramaturgische Beiräte geschaffen hat. Graf Hülsen hat schon als Wiesbadener Intendant Proben seiner Regiekunst ablegen können. Er ist in der Tat ein Regisseur ersten Ranges mit einem feinen Sinn für wirksame Bühnenbilder und für das Zusammenfassen darstellerischer und szenischer Faktoren. Er ist aber auch eine Dichternatur, und die kann leider bei unserer Hofbühne nicht immer so zur Geltung kommen, wie es im Interesse der Kunst förderlich sein würde.

Nach Sechsundsechzig wurden auch die Hoftheater zu Wiesbaden, Cassel und Hannover der Berliner Generalintendantur unterstellt. Die Wiesbadener Theatergeschichte ist jung. Wandertruppen gastierten hier im 18. Jahrhundert, aber als im Schützenhofe ein ständiges Theater errichtet wurde, begann man auch mit der Erteilung der Konzessionen strenger zu werden. Den Titel Herzoglich Nassauisches Hoftheater erhielt die Bühne 1810, doch erst dreißig Jahre später eine eigene Gesellschaft unter dem Intendanten von Bose. Die preußische Verwaltung begann unter Herrn von Bequignolles, dem Baron Ledebur, der spätere Schweriner Intendant, und dann Hofrat Adelon folgten. Im Herbst 1893 wurde Georg von Hülsen an die Spitze des neuerbauten Theaters berufen und erwarb sich hier durch seine wundervoll inszenierten Festspiele die Sporen als Bühnenleiter, nachdem er sich durch den „Epilog“ bei der letzten Vorstellung im alten Hause den Wiesbadenern auch als Dichter vorgestellt hatte. Nach seiner Ernennung zum Berliner Generalintendanten folgte ihm in Wiesbaden Kurt von Mutzenbecher, von dem man damals nicht viel mehr wußte, als daß er einer berühmten Hamburger Patrizierfamilie entstammte, Diplomat und Husarenoffizier gewesen und ein hübscher, schlanker Herr von gewinnendem Äußeren war. Er hielt sich zunächst an die Hülsenschen Traditionen, die ihm ja auch vorbildlich sein konnten, ohne daß er den eigenen Geschmack zu verleugnen brauchte. Herr von Mutzenbecher war immer ein enthusiastischer Theaterfreund und ist ein vortrefflicher Kenner der Literatur und der Bühnengeschichte. Er fehlt fast nie auf den Proben und ist häufig sein eigener Regisseur, und immer sind seine Inszenierungen so, daß man fühlt, wie tief er in das Wesen der Dichtungen eingedrungen ist.

Graf von Bylandt, Baron zu Rheydt. Königl. Schauspiele, Cassel
(Phot. Rottmann)

In Cassel bemühte man sich nach Sechsundsechzig unter der Intendantur des Herrn von Carlshausen an die glänzenden Überlieferungen aus den Zeiten Kurfürst Wilhelms II. und Spohrs anzuknüpfen. Auch


Dr. Kurt von Mutzenbecher
Königl. Schauspiele, Wiesbaden
(Phot. Dührkoop)

Baron Gilsa hielt daran fest, und als sein Nachfolger, Graf Bylandt-Rheydt, die Intendanz übernahm, konnte er die Tradition in dem neu erbauten prächtigen Hause fortsetzen. Graf Bylandt, der lange Jahre Adjutant des verstorbenen Großherzogs von Sachsen-Weimar gewesen war, brachte zudem von klassischer Stätte Eindrücke und Erfahrungen mit, die er an dem Orte seiner neuen Tätigkeit unter Beihilfe seines trefflichen Oberregisseurs Hertzer zur Verwirklichung führen konnte. Auch das Königliche Theater zu Hannover konnte unter Bronsart von Schellendorf noch von dem Glanze der Zeiten unter dem letzten kunstsinnigen Könige zehren. Bronsart war ein ausgezeichneter Intendant, so daß der Kammerherr von Lepel-Gnitz, der ihm folgte, es nicht leicht hatte, sich mit seinen Neuerungen durchzusetzen. Nach kurzer provisorischer Verwaltung unter Barnay wurde der Freiherr von Puttkamer, einer der Assistenten des Stuttgarter Intendanten Baron Putlitz, zum interimistischen Intendanten ernannt.

Von den übrigen deutschen Hoftheatern muß an erster Stelle Weimar genannt werden. Goethes Theaterleitung ist natürlich nicht mit den Maßen der Zeit zu messen. Die neue Epoche knüpft sich an den Namen Dingelstedts, der von 1857 bis 1867 Intendant war, in jenen Jahren, da Franz Liszt Weimar auch zu einem musikalischen Zentrum machte. Dingelstedts Nachfolger, den Baron Loën, habe ich noch gut gekannt. Er war ein großer, breitschultriger Mann mit hellen Augen und einem Gesicht, auf dem die Sonne eines unverfälschten Idealismus leuchtete, ein Mensch mit kunstbegeisterter Seele und


Carl B. N. von Schirach. Hoftheater, Weimar
(Phot. Sandau)


Paul Gerhard Frhr. von Puttkamer
Königl. Theater, Hannover (Phot. Brasch)

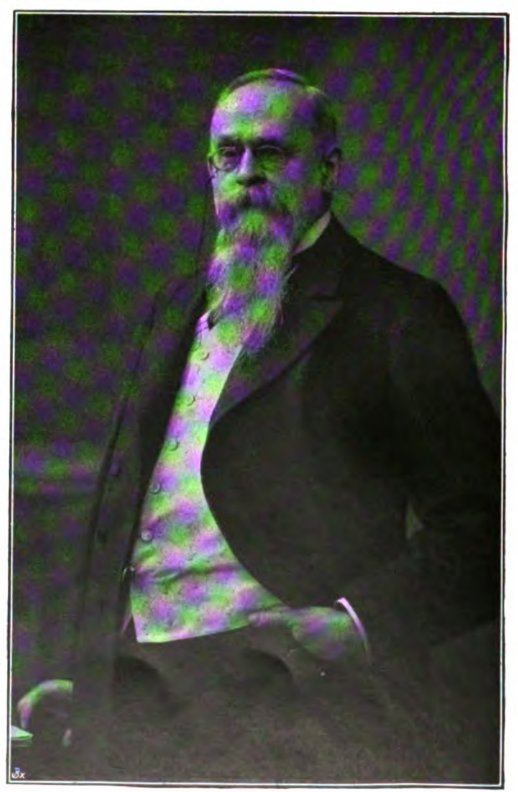


Wilhelm Holthoff von Faßmann
Hoftheater, Coburg-Gotha (Phot. Gebr. Hirsch)

poetischem Empfinden. Den alten Ruhm Weimars versuchte Herr von Bronsart, der von Hannover herüberkam, festzuhalten, und in der Tat gelang es ihm, der Oper unter Strauß und Lassen einen neuen Aufschwung zu geben, so daß Herr von Vignau, ein ehemaliger preußischer Offizier, der sich in Dessau für die Intendantenkarriere vorbereitet hatte, auf der gegebenen Basis weiterbauen konnte. Bei der Einweihung des neuen Hauses sah ich ihn zum letzten Male; bald darauf gab er den Stab seiner Würde an Herrn von Schirach ab.

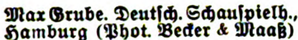
In Meiningen war der erste Intendant des 1860 gegründeten Hoftheaters der Adjutant des Herzogs und spätere Oberhofmarschall Freiherr von Stein. Unter Georg II. kam der frisch geadelte Bodenstedt an die Reihe, der zwar ein tüchtiger Dichter, aber nur ein mittelmäßiger Theaterdirektor war, so daß der Herzog schließlich selbst die Leitung seiner Bühne übernahm. Und in der Tat wurde er denn auch der beste Intendant Meiningens, und als seine Elitetruppen ihre berühmten Gastspielreisen begannen, war der Name der hübschen, kleinen Residenz bald in aller Munde. Die Gastspiele der Meininger, die mit dem „Julius Cäsar" am 1. Mai 1874 in Berlin begannen, waren in der Tat ein theatergeschichtliches Ereignis von größter Tragweite. In Odessa fanden sie 1890 ihren Abschluß; sie scheiterten an den übergroßen finanziellen Opfern. Paul Lindau, der später als Intendant nach Meiningen berufen wurde, zog die moderne Literatur heran und suchte in interessanten Neuausgrabungen Ersatz für das Verlorene zu schaffen. Er stand dem Meininger Hof seit langem nahe und war immer ein tüchtiger Dramaturg gewesen, so daß auch sein Wirken sich als ersprießlich erwies. Aber die Großstadt lockte ihn doch mehr, und als ihm in Berlin eine Direktion angeboten wurde, zögerte er keinen Augenblick, sie anzunehmen; an seine Stelle in Meiningen trat bald der bisherige Oberregisseur des Berliner Schauspielhauses Max Grube, der jetzt nach Hamburg übergesiedelt ist und von Otto Osmarr abgelöst wurde.

Dresden kann sich einer Reihe berühmter Intendanten erfreuen. Als im August 1815 das staatliche Theater in ein Hoftheater umgewandelt wurde, wurde Graf Vitzthum von Eckstädt zum Intendanten ernannt. Er hat sich namentlich um die Begründung der deutschen Oper durch die Berufung Karl Maria von Webers unvergeßliche Verdienste erworben, ebenso wie sein Nachfolger Wolf Adolf von Lüttichau durch das Engagement Ludwig Tiecks als Dramaturgen sich um

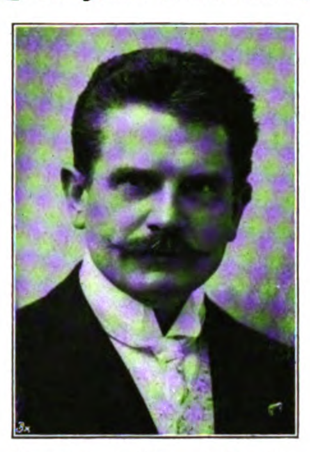


Karl Freiherr von Ledebur †. Hoftheater, Schwerin
(Phot. Heuschkel)





Max Grube. Deutsch. Schauspielh., Hamburg (Phot. Becker & Maaß)



Hofrat F. X. Sturm. Hoftheater, Altenburg (Phot. Kersten)



Direktor Otto Osmarr. Hoftheater, Meiningen (Phot. Weber)

das Schauspiel verdient machte. Die Blütezeit der Lüttichauschen Ära dehnte sich indessen noch weiter aus: auf Tieck folgte Eduard Devrient, auf ihn Karl Gutzkow, während für die Oper auf Meyerbeers Empfehlung hin Richard Wagner als Kapellmeister angestellt wurde. 1862 trat Lüttichau nach siebenunddreißigjähriger, überaus erfolgreicher Tätigkeit in den Ruhestand und Graf Platen-Hallermund an seine Stelle. Unter ihm brannte der alte Sempersche Prachtbau ab und wurde das neue Haus 1878 eröffnet. Platens Hauptverdienst bestand in der Ergänzung des Personals, das Namen wie Dettmer, Bauer, Porth, Albin Swoboda, Pauline Ulrich und in der Oper Bulß, Gudehus, Scheidemantel, Malten, Löffler, Schuch aufwies. Seit 1894 führt Nikolaus Graf Seebach als Generaldirektor der Königlichen musikalischen Kapelle und der Hoftheater die Geschäfte der Intendanz, ein ehemaliger Kavallerieoffizier jener sächsischen Truppe, der auch Männer wie Ompteda, Polenz und Egidy angehörten. Dieser große stattliche Mann mit dem intelligenten, rassigen Gesicht vereinigt in sich alle Eigenschaften des gewissermaßen geborenen Hofmanns mit einem ungewöhnlichen Verständnis für das moderne Theaterwesen. Unter seiner Leitung hat sich nicht nur die Oper zu einer neuen wundervollen Höhe erhoben, sondern auch das Schauspiel ist mit frischem Leben erfüllt worden. Graf Seebach — seit kurzem Leipziger Ehrendoktor — hat es erreicht, daß die Augen der Kunstwelt Deutschlands auf seine Bühne gerichtet sind.

In Gotha hatte Herzog Ernst I. aus dem Kern der alten Seylerschen Truppe unter der artistischen Direktion Ekhofs und der Intendanz des Kammerherrn von Lenthe 1775 ein ständiges Hoftheater errichtet, dessen Glanz schon mit Ekhofs Tode erlosch. Erst 1827 wurde das nun vereinigte Hoftheater zu Koburg und Gotha geschaffen, dem zuerst Franz von Elsholz vorstand, der aber bald durch den musikverständigen Intendanten M. von Hanstein abgelöst wurde. Mit dem Regierungsantritt Herzog Ernsts II. schien sich die Ruhmeszeit Ekhofs erneuern zu wollen. Der Herzog, der 1851 den Kammerherrn von Wangenheim zum Intendanten ernannte, war bekanntlich ein eifriger Förderer der dramatischen Kunst, selbst Komponist und auch ein leidenschaftlicher Schauspieler. Im Schloßtheater Friedrichstein trat er verschiedentlich als Mime auf, so 1868 in Scribes „Glas Wasser“ (unter Haases Regie), 1869 als Tellheim in der „Minna“ und im März 1870 als Bo-



Dr. Alfred Schmieden. Hoftheater, Schwerin (Phot. Scherl)

lingbroke in der „Marquise von Villette“ der Birch-Pfeiffer. 1860 war Gustav von Meyern Intendant geworden, eine feinfühlige Poetennatur, aber kein Organisator, und 1868 Eduard Tempeltey, der spätere Kabinettschef des Herzogs. Von 1874 ab trat ein häufiger Wechsel in dem Intendanturposten ein. Herr von Rekowski wurde zweimal berufen; er und der Kammerherr von Ebart bemühten sich mit sichtlichem Erfolge, auch der jüngeren Literatur gerecht zu werden, während sich die Vorliebe des Herrn von Frankenberg, der bis 1900 tätig war, mehr der Klassizistik zuwandte. Seit kurzem führt Oberleutnant a. D. Holthoff von Faßmann die Intendanz, ein begabter Schüler Reinhardts.

Die Schweriner Intendantenperiode beginnt 1855 mit Friedrich von Flotow, dem Komponisten der „Martha“ und des „Stradella“, dem 1863 Baron Gustav zu Putlitz folgte. War Flotow der Reorganisator der Oper, so wurde Putlitz der Erneuerer des Schauspiels. Als 1867 Baron Alfred von Wolzogen die Intendanz übernahm, war seine Hauptsorge zunächst die Oper. Im Verein mit ihrem Leiter Alois Schmitt gelang es ihm, die Zeiten Flotows wieder lebendig werden zu lassen, und namentlich unvergessen bleibt es ihm, daß er als Erster nach den Bayreuther Aufführungen die „Walküre“ und „Siegfried“ für Schwerin erwarb. Sein Nachfolger, der Freiherr von Ledebur, verdankte ihm ein glänzendes Ensemble in Oper und Schauspiel. Ledebur hatte schon in Wiesbaden Proben seines Könnens gegeben und konnte nun hier nach Eröffnung des neuen Hauses (1866) den vollen Beweis seiner Befähigung erbringen. Bekannt sind seine ausgezeichneten Inszenierungen Shakespeares, seine berühmten „Musteraufführungen“ im Mai 1894, die u. a. Haase, Mitterwurzer, Sontag, Vollmer, die Ellmenreich und Sorma auf der Bühne vereinten, und sein großer Schillerzyklus bei Gelegenheit des hundertjährigen Todestages des Dichters. Nach seinem Ableben übernahm Dr. Alfred Schmieden die Führung der Intendanz, früher einmal aktiver Offizier, dann ein sehr begabter Schauspieler, endlich ein Regisseur und Direktor von Feingefühl und literarischen Kenntnissen, zu dem die Schweriner Hofbühne sich gratulieren kann.



Leo von Radetzky-Mikulicz. Hoftheater, Oldenburg (Phot. A. Wertheim)

Nebenan, in Neustrelitz, ist die Liste der Intendanten seit 1822 groß. Wir treffen da u. a. auf die Namen von Graefe, von Normann, von Dachroeden, von Oertzen, von Wenckstern, von Petersdorff. Letzter Intendant war (seit 1888) der Kammerherr von Baerenfels-Warnow, der viel für seine Bühne getan hat, auch in Zeiten, die für ihn nicht günstig waren. Nach seinem Abgange wurde der Intendantenposten nicht neu besetzt; Hofkapelle und Hoftheater sind dem Oberhofmarschallamt unterstellt worden.

Im Lande Braunschweig dichtete Hroswitha von Gandersheim, und in der alten Hansestadt selbst wurden lange vor der Reformation Mysterienaufführungen veranstaltet, bis Herzog Heinrich Julius (1564—1613) für sein Hoftheater auch



Dr. Paul Eger. Hoftheater, Darmstadt (Phot. Langhans)

der eigenste Dichter wurde. Die neue Zeit beginnt mit August Klingemann und dem Braunschweigischen „National-theater“. Daß er zuerst seinen „Faust“ auf die Bühne brachte, verzeiht man, wenn man sich erinnert, daß er auch Goethes „Faust“ vor allen Theatern Deutschlands zuerst aufführen ließ. Das Nationaltheater wurde wieder zum Hoftheater, und die beiden Freiherrn von Münchhausen, Onkel und Neffe, übernahmen die Intendanz. Eine Zwischenherrschaft bildete die Verwaltung des Generals von Rudolphi, bis endlich unter Baron Wangenheim wieder die Sonne der Kunst über Braunschweig zu leuchten begann. Auch Herr von Frankenberg-Ludwigsdorf bemühte sich in seiner Intendantenzeit nach Kräften, den alten guten Ruf der Braunschweigischen Bühne zu wahren.

Ehe wir südlicher steigen, sei uns noch ein rascher Umblick bei den kleineren Hoftheatern gestattet. Altenburg, wo schon 1474 eine Meistersingerzunft die Passion Christi zur Aufführung brachte, besitzt seit 1871 sein neues Hoftheater, das in dem Freiherrn von Liliencron einen Intendanten erhielt, der durch sein Wissen, sein Kunstverständnis und seine organisatorische Gewandtheit gleich befähigt war, die Schwierigkeiten, die sich ihm anfänglich entgegenstellten, mit glücklicher Hand zu überwinden. In Dessau war der erste Intendant, Freiherr von Lichtenstein, zugleich der Unternehmer; er erhielt nur einen entsprechenden Zuschuß vom Hofe, konnte damit aber nicht wirtschaften und gab schon 1801 das Vergnügen wieder auf. Nun ging das Theater völlig in fürstliche Verwaltung über, und der Hofmarschall von Glafeky trat an seine Spitze. In den kriegerischen Zeiten, die folgten, gastierten reisende Gesellschaften, obwohl der Kammerherr von Berenhorst den Intendantentitel weiterführte, aber erst unter Herrn von Brandt traten wieder gesichertere Verhältnisse ein. Er blieb vierzehn Jahre am Ruder, konnte auch noch das neue Haus einweihen helfen und trat 1865 sein Amt an Rudolf von Normann ab, der sich mit berühmten Gästen behalf, dem das Theater aber auch sonst viel zu verdanken hat. 1893 trat Herr von Vignau ein, und als er nach Weimar berufen wurde, wurde die Hofbühne provisorisch verschiedenen Direktoren anvertraut. Gegenwärtig leitet sie der Intendanzrat Bömly, aber auch der kunstsinnige Herzog selbst nimmt regen Anteil an ihrer Entwicklung.



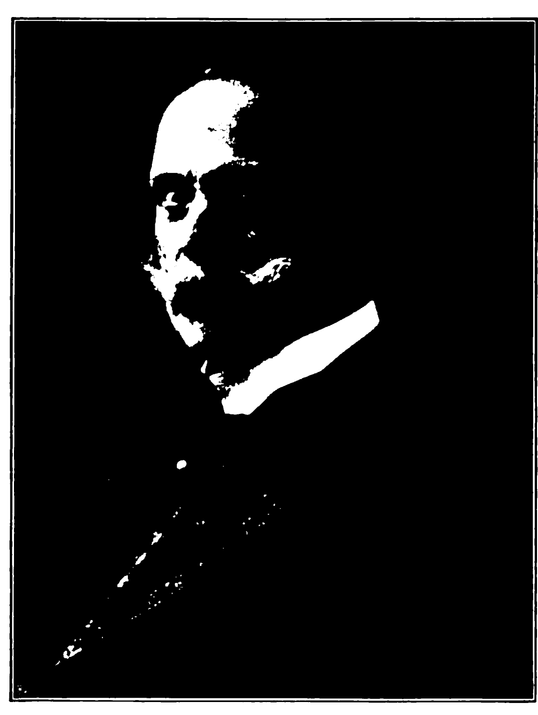
Julius Freiherr von Wangenheim. Hoftheater, Braunschweig (Phot. Feilner)

In der Rudolstädter Theatergeschichte spielt auch der bekannte Theatergraf Hahn eine Rolle, der Mitte der dreißiger Jahre die dortige Bühne leitete. Jetzt untersteht sie seit langen Jahren dem Oberhofmarschall von Priem. In Oldenburg tritt uns als erster Intendant der Kammerherr Ferdinand von Gall entgegen (1842), der Julius Mosen als Dramaturgen engagierte und damit zum Gedeihen seiner Bühne wesentlich beitrug. Gall ging 1846 nach Stuttgart und fand in dem Grafen Bocholz einen Nachfolger, der es wenigstens an Arbeitskraft nicht fehlen ließ. Aber erst unter Baron Dalwigk, der Otto Devrient für den künstlerischen Teil anstellte, und unter Herrn von Wangenheim, einem trefflichen Regisseur, begann der Aufstieg der Bühne, und dem jetzigen Intendanten, Herrn von Radetzky-Mikulicz, gleichfalls einem früheren preußischen Offizier, kann man ebenfalls nachrühmen, daß er neben der Pflege des alten Wertbestandes auch die moderne Literatur in vollem Umfange berücksichtigt.

Darmstadt erhielt 1810 sein Großherzogliches Hoftheater unter der Intendanz des Freiherrn von Weyher, der glänzende Opernaufführungen veranstaltete, aber das Schauspiel vernachlässigte. Das wurde erst unter dem Freiherrn von Türckheim anders (1830), der Karl von Holtei für die Regie engagierte, aber leider währte seine Amtstätigkeit nicht lange. Die Erhaltung forderte so große Opfer, daß der Großherzog das Theater auflöste und erst fünf Jahre später wieder ein eigenes Personal zusammenzustellen befahl. Um die gedeihliche Entwicklung der Bühne machten sich die Intendanten Graf Lehrbach und Baron Dalwigk besonders verdient, und auch Prinz Alexander von Hessen, der 1872 die Oberleitung übernahm, verstand es, im Publikum ein lebhafteres Interesse für seine Bühne zu erwecken. Der Bau des neuen Theaters tat ein übriges; mit dem Regierungsantritt des Großherzogs Ernst Ludwig ist zudem das ganze geistige Leben in seiner Residenz reger geworden, und da nach dem Rücktritt des bisherigen Generaldirektors Emil Werner eine jüngere Kraft, Dr. Paul Eger, die Leitung der Hofbühne übernommen hat, so ist zu erhoffen, daß auch die etwas stiefmütterlich behandelte modernere Dichtung mehr zur Geltung kommen wird. Jedenfalls hat Dr. Eger in der kurzen Zeit seiner Amtsführung bereits Vortreffliches geleistet.

In der Geschichte des Mannheimer Nationaltheaters ist der Name des Intendanten Wolfgang Heribert von Dalberg der berühmteste. Daß er unter Protest des Mannheimer Adels, aber mit durchschlagendem Erfolge, zuerst das Drama eines Unbekannten, Schillers „Räuber", aufführen ließ, gehört der Literaturgeschichte an. Die Glanzzeit der Dalbergschen Epoche fiel in jene Epoche, da Iffland ihm als Regisseur zur Seite stand (1792—1796); er erlebte auch noch die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier seiner Bühne und starb zwei Jahre später (1806). Sicher hat er Großes für ganz Deutschland getan — und dabei nie einen Pfennig Gehalt bezogen: er war ein Mann des reinsten Idealismus. Von seinen Nachfolgern, dem Freiherrn von Ungern-Sternberg, dem Grafen Luxburg, dem Baron Bertling und dem Geheimrat von Confels ist wenig zu berichten. Frisches Blut kam wieder in das Mannheimer Theaterleben, als die Hofbühne unter städtische Verwaltung kam. Sowohl Alois Prasch als Dr. August Bassermann haben als Intendanten Vorzügliches geleistet; der letztere, ein ebenso tüchtiger Schauspieler wie Regisseur, zugleich ein Mann von gründlicher Fachkenntnis und literarischem Geschmack, wurde nach seiner Abberufung nach Karlsruhe zunächst durch den bisherigen Kölner Direktor Julius Hoffmann, dann durch Dr. Carl Hagemann ersetzt. Die Intendanz Ferdinand Gregoris bildete nur eine Episode; auch die Ära Bernau ist noch zu kurzlebig, um ein abschließendes Urteil zuzulassen.

Im Jahre 1808 erhielt auch Karlsruhe sein Hoftheater, nachdem man sich vorher mit Wandertruppen



Dr. August Bassermann, Hoftheater, Karlsruhe
(Phot. Gebr. Hirsch)

wie der Schuchschen, Ackermannschen, Koberweinschen und Bullaschen beholfen hatte. Unter dem ersten Intendanten, dem Baron Stockhorner, stand die Hofbühne noch ganz unter dem Einflusse Kotzebues. Es folgten in rascher Reihe noch andere Intendanten, so der Zeremonienmeister Freiherr von Ende, der Kammerherr Chevalier du Bois de Gresse, Baron Gayling, Graf Leiningen-Neudenau, Baron Gemmingen, und schließlich der Freiherr Josef von Auffenberg. Auffenberg wurde sogar zweimal berufen; das erstemal verblieb er nur zwei Jahre im Amte, das zweitemal hielt er neun Jahre aus. Man schätzte ihn als den Verfasser einer großen Anzahl deklamatorischer Dramen, aber Ordnung in die gänzlich verfahrenen Theaterverhältnisse zu bringen, war ihm ebensowenig gegeben wie seinem Nachfolger Herrn von Tschudy. So entschloß man sich denn zu einem Fachmann und bestellte Eduard Devrient zum Oberleiter der Hofbühne, der 1853 auch das neue Theater eröffnen half. Seine Arbeit war schwer, aber er konnte wenigstens das Chaos lichten, brachte das klassische Drama zu seinem Rechte, füllte die Lücken des Darstellerbestandes und vernachlässigte auch die Oper nicht; aus den unter ihm engagierten Kapellmeistern sei nur der geniale Hermann Levi genannt, der sich später in München unsterbliche Verdienste erwarb. 1870 trat Devrient zurück; Wilhelm Kaiser und Dr. Georg Köberle übernahmen zunächst die Leitung, doch schon 1873 wurde Gustav zu Putlitz als Intendant engagiert, der auch hier, wie zuvor in Schwerin, in sechzehnjähriger Arbeit Ausgezeichnetes leistete. Seit 1889 leitete Dr. Albert Bürklin das Hoftheater, der in Felix Mottl und Eugen Kilian für Oper und Schauspiel treffliche Mitarbeiter fand; als sein Nachfolger trat 1904 der bisherige Mannheimer Intendant Dr. August Bassermann ein.

Wir kommen nun zu Stuttgart, wo die neue Theaterzeit unter Herzog Friedrich begann. Damals, um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, war der Freiherr von Wächter „Oberdirektor"; Konradin Kreutzer und Nepomuk Hummel standen an der Spitze des Orchesters, Eßlair glänzte im Schauspiel. Aber auch unter dem Hofrat von Lehr und dem Grafen Leutrum hielten die glücklichen Zeiten noch an: Lindpaintner wurde als Kapellmeister, Taglioni als Ballettmeister engagiert, Seydelmann, Döring und die Grohmann kamen nach Stuttgart. Weniger Rühmenswertes ist aus der Intendantenzeit des Grafen Taubenheim



Baron zu Putlitz. Hoftheater, Stuttgart (Phot. Andersen)

zu berichten, dafür erhielt Herr von Gall sich auch hier den guten Ruf, der ihm von dem kleinen Rudolstadt aus vorangegangen war. Kücken nahm die Erbschaft Lindpaintners auf, dem Schauspiel traten Karl Grunert, Feodor Löwe und Amalie Stubenrauch bei. Feodor von Wehls Intendantenperiode war die Zeit erzwungener Sparsamkeit; erst unter Geheimrat von Werther traten günstigere Verhältnisse ein, so daß man im Publikum dem kommenden Mann mit einigem Mißtrauen entgegensah. Er trug zwar einen berühmten Namen, aber sonst wußte

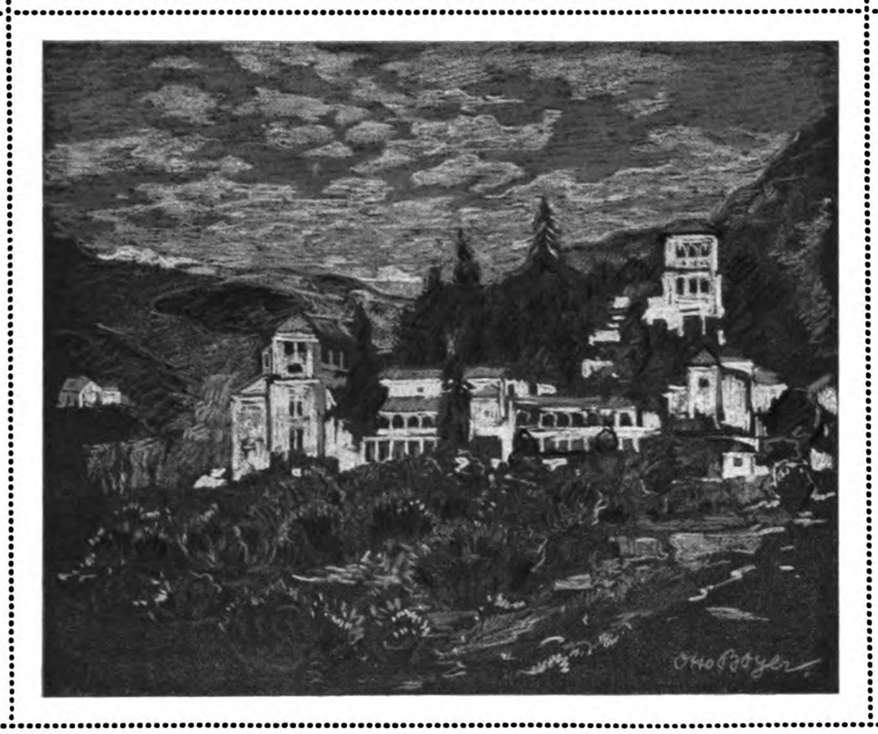
man nichts von ihm. Und doch sollte unter Joachim Baron Putlitz sich das Stuttgarter Hoftheater zu höchster Blüte entfalten. Ähnlich wie Graf Seebach ist auch er in der glücklichen Lage, nicht an Rücksichten nach obenhin gebunden zu sein, und in der Tat ist die Kunst für ihn das einzig Entscheidende.

In München ging erst 1834 der Etat des Hof- und Nationaltheaters auf die Zivilliste des Königs über. Damals war noch Karl Theodor von Küstner Intendant, der zehn Jahre später nach Berlin ging und zunächst den Grafen Eduard Ysch als Nachfolger hinterließ, der aber bald durch den Freiherrn von Frays ersetzt wurde. Leben kam in die stagnierenden Theaterverhältnisse, als Dingelstedt 1851 zum Intendanten ernannt wurde, der die Bühne von literarischen Gesichtspunkten leitete. Wichtig für München wurde das Jahr 1867. Da wurde Hans von Bülow Hofkapellmeister, und der Freiherr Karl von Perfall erhielt die Leitung der Intendanz. Sein Name knüpft sich an die Einführung der „Reformbühne", die auch die verwandlungsreichsten Dramen aufzuführen ermöglichte, ohne daß der Zwischenvorhang die Illusion zerreißt: eine Erfindung, die im Laufe der Zeit bedeutende Verbesserungen erfahren hat, bei der aber immer der Grundgedanke, die Verkürzung der Aktpausen, die Hauptsache bleibt. Nach fünfundzwanzigjähriger, in hohem Maße ersprießlicher Tätigkeit, trat Perfall von seinem Posten zurück, und Ernst von Possart nahm seinen Platz ein. Obwohl selbst ein Schauspieler von gutem Namen, wollte das nichtklassische Schauspiel unter seiner Oberleitung sich nicht so recht günstig entwickeln, trotzdem es in Jocza Savits einen ausgezeichneten Regisseur besaß. Um so Verdienstlicheres hat Possart für die Oper geleistet; auch der Bau des in erster Reihe der Aufführung Wagnerscher Werke gewidmeten Prinzregententheaters ist auf ihn zurückzuführen. Nach Possart hat Baron Speidel eine Reihe von Jahren die Intendanz geführt, mit redlichem Bemühen, wenn auch nicht immer mit Erfolg, und nach seinem Tode wurde der Freiherr Klemens von und zu Franckenstein nach München berufen. Er hat dem Theater gewissermaßen von der Pike auf gedient: studierte bei Ludwig Thuille, wirkte in England und Amerika als Kapellmeister, betätigte sich als Liederkomponist und errang auch mit seiner Oper „Rahab" mancherlei Erfolge. Als Chorrepetitor des Berliner Opernhauses beteiligte er sich zugleich am Verwaltungswesen und bereitete sich in der Stille für den Münchener Intendantenposten vor. Da er auch mit der zeitgenössischen Literatur in reger Fühlung steht, so ist zu hoffen, daß die Wahl Münchens auf den rechten Mann gefallen ist.



Klemens Frhr. von und zu Franckenstein. Hof- und Nationaltheater, München (Phot. Grainer)

In dieser langen, bis auf Goethe, Dalberg und Iffland zurückreichenden Reihe der Intendanten, deren rasche Bekanntschaft der Leser gemacht hat, finden sich natürlich auch recht unbedeutende Geister. Aber die Mehrzahl, das kann man ohne Übertreibung behaupten, hat auf die Entwicklung der deutschen Bühne doch so fördernd eingewirkt, daß ihre Namen einen Ehrenplatz in der Theatergeschichte verdienen. Von den hier genannten Intendanten gingen 13 aus dem Schauspielerstande hervor; 3 führen fürstliche, 10 den Grafentitel; 18 sind bürgerlich, 18 sind neueren Adels und mehr als 50 waren ehemalige aktive Offiziere.



Das Generalife (Granada). Farbige Zeichnung von Otto Boyer

Generalife

Dir sing ich ein altes Sehnsuchtslied,
Dir, meinem treusten Gefährten.
Ein Zauber ist's, der mich lockend zieht
In diese durchsonnten Gärten.
Da plätschert ein Quell, da rauscht der Wind
Halbleise wie Frauenstimmen.
Komm mit, mein seliges Märchenkind,
Wo im Duft die Berge verschwimmen.

Ganz still, in der Ferne, blutet der Schnee,
Auf der breiten Sierra Nevada,
Und unten träumt, wie ein endloser See,
Das blumenumwogte Granada.
Wir wandern durch Bäume, die einsam und schwer
Den Weg, den besonnten, begleiten,
Indes von den goldenen Bergen her
Zur Erde die Träume schreiten.

Ich zeig dir das Haus, wo die Blumen blühn,
Wo leise die Winde klagen,
Und wo unter Rosen die Wasser sprühn
Im Garten der Abencerragen.
Da zeig ich dir, was du so lange erträumt,
Du Kind, sonder Haß und Fehle,
Was reißend, ein Strom, dein Leben durchschäumt:
Meine eigene, blutende Seele.

W. v. d. Schulenburg

Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg und Schiller. Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Ein Gedenkblatt zum 14. Juni 1914

In den Literaturgeschichten pflegt die großherzige Hilfe, von der Schiller in dem verzweifelten Zeitpunkt zu Ende 1791 durch den Erbprinzen von Augustenburg und den Grafen Ernst Schimmelmann völlig überrascht ward, richtig gewürdigt zu werden. Denn nur das Nächste, Primäre war es, daß sie Erholung seiner Gesundheit, günstigere Lebenshaltung gewährte und die Kraft des von hetzender, unwürdiger Arbeit schon halb Erschöpften auf neue Jahre hoffnungsvoll befestigt hat. Ihre größere Bedeutung ist, daß sie den Genius wieder befreite, der durch die Verhältnisse sich schon stillgestellt gefunden, durch die Nötigung, nur noch gerade das Leben durchzubringen.

Als Schiller 1790 im Kirchlein zu Wenigenjena getraut ward und der Geistliche ihn fragte, ob er das alte oder das neue Formular wünsche, entschied er lächelnd, der Herr Diakonus wolle nur das alte gebrauchen, das mit dem Unkraut und den Disteln auf dem Felde. Damals war es Humor, ein Zugeständnis an die Schwiegermutter, der das neuere zu saft- und kraftlos war, und Bezugnahme auf ihn selbst war nicht darin; in seinem Herzen war Freude und Dank, war das Glück einer Wirklichkeit, vor welcher, nach seinem Bekenntnis, alle von ihm „in diese Lebensperiode hineingeträumten Phantasien“ verblaßten. Karl August hatte dem Heiratskandidaten zweihundert Taler Fixum ausgesetzt — gewiß nicht viel, aber doch dasselbe Gehalt, womit auch andere Professoren auszukommen hatten und wonach sich, wenn man es aus den damaligen Geldverhältnissen in heutige umsetzt, sehr viele Haushalte unserer akademisch Gebildeten strecken müssen. Der Zukunft sah das herzinnige Paar vertrauensvoll heiter entgegen, die Verlegeraufforderungen, die schon nach kurzer Zeit so tief auf Schillers Selbstachtung drückten, waren günstige Ereignisse, es ging dem Frühling zu, im blauen Nachmittag schwammen wie Märchensitze des ewigen Glücks die rosigen zarten Wölkchen, deren sich Schillers Charlotte noch, als sie ihn schon zwanzig Jahre verloren hatte, erinnert hat.

Der Fehler, der in diesen Optimismen steckte, lag erstlich in der Schillerschen Ökonomie. Der Dichter, der seine Bedürfnisse für unerheblich hielt, war mit seinem Lebensgefühl — wie man es auch bei keineswegs großen Dichtern findet — abhängig von einer gewissen Unbekümmertheit der Ausgaben gerade in Dingen, die damals kostspieliger als heute waren. Er war der Mann nicht, im Jenaischen Weißbier den Rang einer Feierstunde zu finden, er hatte auf eine relative Art das Bedürfnis, mit zur eleganten Welt zu zählen, und Charlotte von Lengefeld in all ihrer graziösen und sanften Liebenswürdigkeit war immerhin als das Fräulein von Stande erzogen. Die wirtschaftlichen Schlauheiten, womit der Dichterhaushalt praktischer als andere Leute zu sein gedachte, ergaben auch nur bald drückende Mißverhältnisse, wenn man etwa in der „Schrammei“ in der Jenergasse, in Schillers beibehaltener Junggesellenwohnung, sich von der Hauswirtin speisen ließ und dazu dann ledige Dozenten und vornehme Studenten nebst deren Hofmeistern an den Tisch nahm. So wohlgestimmt der neue Eheherr unter diesen ungleichartigen Menschen saß und Offenheit und Scherz zum Ton der Tafelrunde machte, hielt er dies Mittel bald nur mit Anstrengung aufrecht. Und vermochte er hier sein sehr empfindliches Gefühl für die Hoheit des Dichters noch leidlich dreinzugeben, so litt er um so steigender darunter, die unveräußerliche Qualität seiner Studien und die Größe der ihm darüber erwachsenden Gedanken an ranglose Fronarbeiten zu setzen, die er für einen historischen Damenkalender übernahm oder zur präsentablen Einleitung von Verlegergeschäften, die sich an die Memoirengier und ähnliche Zuverlässigkeiten des Publikums wandten. Dabei war nicht abzusehen, wie er aus diesen Entwürdigungen wieder herauskommen sollte. Endlich ist bekannt, daß er sich gänzlich gegen seine Neigung in das Abenteuer der Professur gefangen fühlte und einen durchaus nicht unterdrückten Mangel an Dank gegen Goethe, der dem Tadler seines „Egmont“ diese staatsministerliche Gunst erwiesen hatte, im Herzen trug. Die Vorlesungen waren eine Belastung seiner Gewissenhaftigkeit, in die ihm die Einarbeitung fehlte. Dem freien Geist, der in das Größte hinausverlangte, fehlte die Freudigkeit für die mit ihrem Tintenspicker, in schwindender Zahl, anrückenden Studenten. Für die persönliche Berührung mit ihnen wußte er sich vollends nicht geschaffen.

Aus dieser unfrohesten, aussichtslos zugesperrten, von Schulden, Sorgen, Überarbeitung, Krankheitsanfällen und Todesgedanken zerquälten Periode, die so schnell auf das junge Eheglück gefolgt war, hat den Dichter die Tat Friedrich Christians und Schimmelmanns herausgerissen. Sie hat Existenz und Zukunft aufgehellt und es zu ihrem Teil, wenn nicht überhaupt, abgewendet, daß die Entwicklung Schillers ein mit dem „Don

Carlos" abschneidender Torso geblieben ist. Den Dichter der „dritten Periode" verdanken wir ihr, der uns heute der eigentliche und bestgekannte Schiller, anstatt des die Zeit aufregenden Werdenden, ist. Den Schöpfer der Balladen und in gedanklich-künstlerischer Pracht vollendeten Gedichte, den wiedererwachenden Poeten nach einer mehrjährigen Pause, wo ihm das Gedicht schon ganz vertrocknet war. Den Schiller eines verwandelten, hinaufgerückten Lebensbewußtseins, dem dadurch erst die Bündnismöglichkeit mit Goethe, zugleich mit den ästhetischen Klärungen zur reiferen Schönheit, erblüht, die heitere, sichere Kämpferlust, die in den Xenien und den Votivtafeln klingt. Den Dichter der großen Dramen: der Stufe um Stufe gewinnenden Prophetien des großen Heldentums, des Staates, der Nation, des Vaterlandes, durch die ein ganzes Volk mitreißende dichterische Kraft eines Einzelnen, Einzigen. Ein Dutzend noch vergönnter, vollgedrängter Lebensjahre, voll ungeheurer Wichtigkeiten, ohne die weder die Befreiungskriege, noch das 19. Jahrhundert so hätten sein können, wie sie gewesen sind. Daß die Hilfebringung von 1791 diesen Höhenanstieg gerettet hat — oder, ganz vorsichtig ausgedrückt, daß nichts anderes ihr streitig macht, die Bahn dazu frei gemacht zu haben — ist denn auch nie verkannt, weniger zwar deutlich betont worden. Und im voraus dies alles besagend steht das Zeugnis Schillers da, der am 10. Dezember 1791 in dem denkbarsten Augenblick der Erlösung, die ein gemarterter, angeschmiedeter, vom Geierfraß der schimpflichen Kleinabhängigkeit zerstückelter Prometheus erleben kann, an Körner hinausjubelt: „Das, wonach ich mich schon solange ich lebe aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllet. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los, ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes! . . . Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten."

Friedrich Christian ist der Führer in diesem Entschluß. Den ihm verwandt denkenden Grafen hat nicht bloß der Wunsch hinzugezogen, die Gabe erhöhen zu können. Nicht minder der Zartsinn des Prinzen, die Absicht, weniger aufzufallen; die Feinheit gegen Schiller, daß nicht einer bloß, daß ein Gesinnungsbündnis ihm das Geschenk antrug. Der Reichere war Schimmelmann; sein Vater war ein bürgerlicher Mecklenburger gewesen, der durch kaufmännische Lieferungsgeschäfte in den Kriegen Friedrichs des Großen zu Vermögen und Rang gekommen, dann im dänischen Dienst weiter emporgestiegen war. Der Prinz hatte, bis er 1794 durch Erbfolge Herzog ward, nur über eine sparsam zu verwaltende Apanage zu verfügen. Als eine Gabe, die etwas Ganzes und Reichliches sein sollte, sind die je tausend Taler auf drei Jahre angeboten und dann fünf Jahre lang nach Jena überwiesen worden.

So traditionell davon in den Schillerbiographien erzählt wird, sind doch erst neuerdings die geschichtlichen Dokumente und Briefwechsel, die jene fürstliche Persönlichkeit in ihrer vielseitigen Bedeutung erhellen, veröffentlicht worden, und der hauptsächliche Herausgeber dieser Materialien, der Reichsgerichtsbibliothekar Dr. Hans Schulz, hat auch zusammenfassend in der trefflichsten Weise den Lebensgang Friedrich Christians von Augustenburg geschrieben, der uns ja dadurch noch näher rückt, daß er der Urgroßvater unserer deutschen Kaiserin und ihrer Geschwister ist; 1765 geboren, ist er früh vor der Schwelle des Alters schon gestorben, am 14. Juni 1814, also gerade vor hundert Jahren.

Im Jahre 1810 gedachten ihn die Schweden als ihren erwählten Kronprinzen auf den Thron zu erheben. Dann haben es Ränke und Quertreibereien von auswärts verzögert, und diese Hinauszögerung hat man benutzt, die Wahl Bernadottes zu lanzieren. Abgesehen von den Gedankengängen, die uns als Deutschen dabei naheliegen, entgeht dem Historiker das krönende Bild des tätigen monarchischen Amtes in den Händen dessen, den man unter den Zeitgenossen „einen der seltensten Menschen, als Fürsten aber einzig" genannt hat, eines hochgeborenen Mannes, dessen Leben das von dem reinsten, persönlich anspruchlosesten Seelenadel getragene idealistische Mitarbeiten am Menschenwohl und an der freiheitlichen Entwicklung gewesen ist. Doch nicht im nun heute abgegriffenen Sinn dieser hohen Worte. In einer Weise, die den Vergleich mit Schiller ungesucht aufdrängt, hat sich dieser klare und nicht gewöhnliche Verstand fortschreitend selbständig von den Befangenheiten gelöst, womit die Doktrin auch die Wohlmeinendsten zu beherrschen pflegt. So sehr das Temperament des Schleswig-Holsteiners, seine verstandesmäßige, auch etwas vorsätzliche Nüchternheit, die nicht sein inneres Wesen ist, verschieden bleibt von dem des großen süddeutschen Dichters, liegt doch die Parallele zwischen den beiden Erkenntniswegen da. In beiden Fällen der Ausgang von einer ins Unbegrenzte hinausströmenden Humanität, von einer radikalen Freiheitlichkeit und „Weltbürgerei", deren Wortgebrauch bei dem Prinzen doch nicht ganz in dem Sinn zu verstehen ist, wie wir heute das Wort sagen. Sondern mit dem erheblichen Zusatz der Bedeutung, womit wir von persönlichem Altruismus sprechen, da man ja dessen Einsetzung für den staatlichen Verband, die Gemeinschaft der Volksgenossen, nicht mehr historisch kannte und sie sich erst erobern mußte. Wie aber der Dichter der „Jungfrau von Orleans' und des „Tell" resultiert in der Ehre der Nation, die nichtswürdig ist, wenn sie nicht freudig ihr alles kämpfend einsetzt, in dem über die neue Zeit hinleuchtenden Worte vom Vaterland als der starken Wurzel aller menschlich guten Kraft, so hat auch der Prinz, der seine vom Erziehungsgedanken der Mensch-

heit erfüllte Arbeit in Dänemark, an dem für ihn gegebenen Punkt einsetzt, abgeschlossen in der herzbefreienden Freude über die Leipziger Schlacht; er ist von seinen Werken gegangen als der Schleswig-Holsteiner, dessen letzte Tätigkeit schirmend der engeren Heimat gegolten hat, und als der vaterländische, denkend und fühlend bewußte Deutsche. Aber weiter fehlt auch bei ihm nicht das Analogon zu der Schillerschen scharfen Erkenntniskritik: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn! Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen," den bekannten, zwar nie gerne gehörten Demetriusworten, womit der leidenschaftliche Künder der Menschenrechte und der Menschenwürde sich von den Lebenden und ihrer begehrtesten Form der politischen Hoffnung wendet.

In jüngeren Jahren das absolute „Prinzip", hat Friedrich Christian mit allen Bestwollenden die Überschätzung des Ideenmäßigen geteilt. Auch er will in das Uhrwerk der politisch-sozialen Entwicklung die schnellende Feder der Radikalismen einsetzen, noch ohne die regulierenden Gegenkräfte der Erfahrung. Ein Prinz und Königsschwiegersohn, der keinen Rang der Menschen als den ihrer Leistung, ihrer Tugend anerkennt; der freier und weniger feige, als so manche der in geheimen Gesellschaften und Geheimorden großredenden Humanitätsfreunde, seine Theorien und Hoffnungen tatkräftig vertritt, seine Genugtuung über die französischen Vorgänge von 1789 gegen Hofleute und Ministerkollegen — er ist Mitglied des Kopenhagener Staatsrats — mutig begründet und, wo man mit sinnbildlichen Freundschaftsnamen spielt, sich den des Korinthers Timoleon wählt, eines der schroffsten antiken Freiheitscatonen. Aber nicht hierin liegt seine Herauslösung aus den Ideen der Zeit, des sich zu Ende neigenden „philosophischen Jahrhunderts". Sondern in seinem für damals frühzeitigen Übergang zum staatlichen und historischen Denken, wofür die Persönlichkeit Mirabeaus, den er wie wenige nicht nur bewundert, sondern auch verstanden hat, den ersten Anstoß in ihm gegeben hat. Seine Richtung auf die allgemeine Wohlfahrt, auf gerechte, freiheitliche Verhältnisse, klärende Bildung, ist nie eine veränderte geworden. Aber in einer Zeit, da die Fortschrittsgesinnten alles Heil von der französisch-konstitutionellen Schablone erhoffen und auch die Regierenden zwischen Nachgiebigkeit und Widerstreben kein Drittes, Besseres, Eigneres wissen, richtet sich die durchdachte Kritik des Augustenburgers gegen die Unbesinnlichkeit dieser Formeln, die ihm durch zwanzigjährige Beobachtung Frankreichs seit den Konventsmachthabern nicht überzeugender werden, und er gelangt zur mutig ausgesprochenen Verwerfung. Nicht am eigentlichen Volk wird er irre, an allem Tüchtigen, Guten, Verständigen, Freudigen in diesem; aber an der phrasierten Politikmacherei ehrgeiziger Berufe und Interessen, am Wahlparlament und an dessen Eignung zur wahren „Repräsentation" des Volkes. Der einstmalige Ideenphilosoph gelangt auf seinen selbständigen Gedankenwegen zu Folgerungen und Wünschen, die — ungewußt — ihrem Wesen nach den älteren germanischen Formen der Gesetzfindung und des Volksanteils in den Landsgemeinden entsprechen, so daß ihm an der Stelle der Agitation die bewährte Geltung der besten, verständigsten, zuverlässig vaterländisch denkenden Vormänner steht. Mit der Fundierung der staatsbürgerlichen Rechte auf die „patriotische Tugend", auf staatliches Pflichtenverständnis, mit der Forderung eines innezuhaltenden Tempos, das der Allgemeinheit Raum läßt für eine politische Selbsterziehung, berührt er sich, doch wiederum selbständig eigenartig, mit dem großen Freiherrn vom Stein. Nicht Monarchie und Parlament, sondern die Vergegenseitigung von verantwortlich selbsthandelnder Monarchie und mitverantwortlicher Staatsgemeinde sind ihm die wahre Verfassung.

Im Jahre 1786 war Friedrich Christian der Schwiegersohn des Dänenkönigs geworden, der Einundzwanzigjährige der Gemahl der noch nicht fünfzehnjährigen Luisa Augusta. Eine politische Heirat, die Jahre vorher beschlossen und deren Urheber Graf Bernstorff, der leitende Staatsminister, war. Bei dem verschieden gestalteten dynastischen Erbrecht in Dänemark (weibliche Thronfolge vor den entfernteren Agnaten) und in Schleswig-Holstein (salisches Gesetz) sollte diese Verbindung eine Vorsorge gegen den Auseinanderfall der Gesamtmonarchie sein, und der junge Augustenburger konnte sie sich gefallen lassen, da sie ihm eine schöne, lebensgesunde, munter gescheite und seiner „Erziehung" zugängliche Braut zuführte, die er auf das herzlichste und beglückteste geliebt hat. Mit dem ganzen Pflichtgefühl seiner Natur nimmt er die Stellung in der Nähe des Thrones. Im Staatsrat, der kollegialen Regierungsbehörde, in die er alsbald nach der Hochzeit eingeführt ward, haben sein Fleiß und seine redliche Amtsauffassung ihm rasch die Hochachtung der wertvolleren Persönlichkeiten erworben. Zum eigentlichen ministeriellen Politiker ist er freilich nie geworden, teils aus baldiger Eifersucht des selbstischen Kronprinzen, teils nach der abstrakteren Richtung seiner jungen Jahre, die sich alsbald in gründlichen Denkschriften an die modernen Zeitprobleme, wie Preßfreiheit, staatliche Bildungsfürsorge, machte. In der letzteren fand er die ihm überlassene praktische Arbeitsdomäne: dänisches Schulwesen, Seminar, Bibliothek, Museum, Reform der Universität, die ihm alle sehr viel verdanken. In Leipzig hatte er seine Semester studiert, mit einem begierigen Fleiß, wie kein bürgerlicher Musensohn. Da nun auch die dänische Bildung, unbeschadet des Aufstiegs einer heimisch-nationalen Literatur, eng an die deutsche Geisteswelt, vielfach noch an das Deutsche als Sprache, angeschlossen war, so hat seine Amtstätigkeit, in erster Linie das

„Patronat“ der Hochschule, seine Aufmerksamkeit für die deutschen Gelehrten und hervorragenden literarischen Persönlichkeiten zu mannigfachen direkten Beziehungen geleitet. Daraus versteht es sich auch, daß er, als Kurator der Universität, in der Lage war, Schiller, der damals durchaus kein sachsen-weimarischer Patriot war, eine allenfalls gegebene bessere Versorgung in Kopenhagen anzudeuten.

Die in Holstein beheimateten, vom Vater her in Kopenhagener Beziehungen stehenden Grafen Stolberg, die einstigen Genossen des Göttinger Hainbunds und Gefährten des jungen Goethe, waren Bekannte Friedrich Christians. Auch Ernst Schimmelmann, dem er näher stand, war unbeschadet seines Amtes an der Spitze des dänischen Handels- und Finanzwesens ein gemütsfeiner Mann, der die Welt mit den Augen des Dichters sah. Der Prinz ist der reichlich Jüngste in diesem Kreise sich gut verstehender Menschen. Durch Schimmelmann lernt er Jens Baggesen, den Poeten, kennen, den wir Deutschen, trotz seiner dualistischen Dichtung in deutscher und dänischer Sprache und seiner Erklärungen, daß er sich den Deutschen zugehörig fühle, mehr der dänischen Literatur zu überlassen pflegen. Mechanisch mit Recht; er stammt aus Korsör, aus sehr kleinen Verhältnissen, und wie deren Kinder nicht selten, ist er ein naiver Lebenskünstler des Temperaments, ein Epikuräer des Erlebens und Sichgernhabenlassens, der sich alles schafft und bei allem dabei ist, heute verehrungsinnig mit Klopstock, dem „ewigen Jüngling“, im Galopp über Land zu Christian Stolberg reitet, morgen Mirabeau und Robespierre in der Nationalversammlung reden hört und auf den Trümmern der Bastille einen Freiheitstanz vollführt. Die adligen Frauen des Stolberg-Bernstorff-Schimmelmannschen Kreises haben ihn eine wie die andere verwöhnt und an ihm herum erzogen, und er hat sie alle gleichermaßen angebetet, wie er denn auch Friedrich Christians blonder Gattin, der in ihrer frischen Anmut vielgefeierten Luise Augusta, einen reinen und vom Versteckten freien Dichterkultus, der etwas von einer verspäteten Primanerliebe hat, gewidmet hat. Nicht anders versteht es sich für die Männer von selbst, um Baggesens Ergehn sich zu bemühen, als eines dieser Sorgenlosen, die das von vorneherein den andern überlassen. Als er bei einem Aufenthalt in der Schweiz mit Sophie von Haller bekannt wird, der Enkelin des berühmten Berner Naturforschers und Dichters, und flugs die liebenswerte Schweizerin sich von dem Dänen erobern und heimführen läßt, da gilt es für Friedrich Christian, die Mittel zu dieser Heirat zu bedenken. Weil aber vor dem Gnadenschatz der Kopenhagener Professuren, wenn auch nicht in demselben Sinn wie Schiller, auch dieser fröhlich Beschwingte scheute, so machte er ihn zu seinem Vorleser, nach einer damals noch viel bestehenden Hofstaatssinekure, und so haben sie, abgesehen von Kopenhagen, schöne gemeinsame Sommertage auf Alsen, im Schloß Augustenburg und in dem ländlich reizvollen Gravenstein, das die meiste Gastlichkeit des prinzlichen Paares sah, verbracht.

Zu den von Friedrich Christian meistverehrten Größen der deutschen Literatur zählte Wieland. Dessen Schwiegersohn war der Jenaische Kantianer Karl Leonhard Reinhold, der geistig bedeutendste der dortigen Kollegen Schillers und ihm nächstbefreundete; über Reinhold hat Schillers Weg zu Kant geführt. Und auf dem Wege über Wieland und Reinhold, mit diesem zusammen nach einer Anmeldung des Besuchs, kam Baggesen mit seiner Frau zu Schiller, der keinen glühenderen Verehrer hatte als ihn. In seinem deutschgeführten Tagebuch, vom 5. August 1790, erzählt es Baggesen. Wie er ganz betäubt war, als sie in Schillers Stube eintraten, wo die nette, schöne, runde, liebenswürdig entgegenschwebende Frau mit Lächeln die beiden Sophien (Reinhold und Baggesen) zum Kanapee brachte, „indem Er, lang, hehr, bleich, mit unfrisierten, gelben Haaren und durchschneidenden Blicken in den fast starren Augen mich bewillkommte. Er hatte erschreckliche Zahnschmerzen, geschwollene Backen, und mußte das Schnupftuch immer für den Mund halten, so daß er mit Mühe sprach. Er war überaus artig, — aber tiefer Gram guckte durch seine gezwungene Munterkeit.“

„Er klagte über seine vielen unvollendeten Geschäfte und das Unglück, jetzt in einigen Tagen nicht arbeiten zu können ... Schiller ist ein feuerspeiender Berg, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt ist. Er ist in der Gesellschaft nichts, ganz und gar nicht unterhaltend, ganz und gar nicht witzig — meistens stumm.“ Und für gewöhnlich kalt, selbst gegen gute Bekannte, am meisten gegen seine Frau, aus Gedanken, aus beschäftigter Zerstreutheit. Und dann bisweilen ist er rührend, bis zu Tränen derer, die ihn umgeben. Weil er viel mehr braucht, als sein Gehalt beträgt, muß er wie ein Pferd arbeiten von Morgen bis Abend. Er würde, wenn er nicht abhängig von den pressierenden Verlegern und aus Not gezwungen wäre, vielleicht nie herausgeben, was er schreibt, und selbst „Don Carlos“ würden wir nicht haben. Das Ideal, das er sich aufgestellt hat, ist so unendlich hoch, daß er unzufrieden mit allem bleibt, was er hervorbringt. So Baggesen. An das hohe Ereignis seines Besuches bei Schiller wollte er keine vordringlichen Beziehungen knüpfen. Aber mit Reinhold blieb ein lebhafter Briefwechsel nach, und dieser führt nun zu Friedrich Christian.

Im Mai 1791, bei einem Aufenthalt in Rudolstadt, im elterlichen Hause seiner Frau, hatte Schiller den schweren, wiederholten Krankheitsanfall, der ihn und die Anwesenden, als er die Sprache nicht mehr beherrschte, seinen Tod erwarten ließ. In den Augen-

blicken, da er die ergreifend vielsagenden Worte aufschrieb: „Sorget für eure Gesundheit, man kann ohne das nicht gut sein.“ Von Jena wurde eine ärztliche Autorität in höchster Not geholt, so flog von dort die falsche Nachricht hinaus, daß er gestorben sei, und kam, wie überallhin, zu Baggesen, den sie wie ein Donnerschlag traf. Er war in Kopenhagen bei Schimmelmanns. Gerade hatte man auf ihrem Gute Hellebäk, an der nordöstlichen Küste Seelands, ein Frühlingsfest feiern wollen, dem Schillers Lied an die Freude den Stimmton geben sollte. Nun ward daraus, in eigentümlicher Verwendung der getroffenen Vorbereitungen und der bestellten Musik, die Totenfeier. Trotz dem Wetter, das kühl und stürmisch geworden war, fuhr man von Kopenhagen hinaus; „stellen Sie sich den romantischsten, erhabensten, naturgrößesten Ort vor, den man diesseits der Alpen finden kann,“ berichtet Baggesen an Reinhold, „weit von der Stadt, am donnerrollenden Nordmeer.“ Hier lagerte man beieinander an dem düsteren Junitag, über dem die schleppenden Wolken hinjagten und in den die Brandung rollte. Es war Champagner getrunken worden, den Baggesen liebte, und so begann er zu lesen: „Freude! Schöner Götterfunken“; gegen den Refrain fielen die Klarinetten, Hörner und Flöten ein, und wie durch Zauber hingerissen, mitsingend, alle; so Strophe für Strophe. Und nach der letzten Strophe Baggesen fortfahrend, während mit Tränen in den Augen die Hörenden aufsprangen:

„Unser toter Freund soll leben!
Alle Freunde stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier, in Hellas' Himmelshain.
Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein:
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiedersehn dort oben!“

Der Erbprinz von Augustenburg, dessen geistiges Verhältnis zu Schiller der „Don Carlos“ begründet hatte, und seine Gemahlin waren nicht dabei. Sie waren in Karlsbad. Am Morgen nach dem Tage, da der langsam genesende Schiller abends in Karlsbad eintraf, reiste Friedrich Christian ab, um nach Weimar und Jena zu fahren; überhaupt haben sie sich niemals gesehen. Baggesen hatte Reinhold vorbereitet. „Wenn uns dieser Prinz nicht gewiß ist, so können alle jetzigen und im nächsten Jahrhundert künftigen Posas sich mit allen ihren Plänen nach dem Tollhause begeben, denn eine Seele wie die seinige wiederholt die Natur selten unter Millionen ... Er ist unendlich mehr als Carlos.“

In Reinholds Kolleg über Logik und Ästhetik saß ein zierlicher, ernst und fein aussehender, noch jüngerer Fremder, der nach Schluß der Vorlesung dem Professor nachging und sich als Baron von Holsten vorstellte. Der vorsichtige Fremdling besuchte in diesen Tagen noch verschiedene andere Vorlesungen, war aber öfter wieder bei Reinhold, der auch jetzt nicht wußte, wer er sei. Sie sprachen von Schiller, und tief ergriffen schrieb Friedrich Christian, was er erfuhr, an Schimmelmann. Er hatte den Wunsch, daß auch die von Leipzig aus nachreisende Prinzessin und Reinhold sich kennen lernten. So fuhren sie ihr, womit nun das Inkognito aufhörte, zusammen nach Naumburg entgegen. Sie kam mit dem Leipziger Professor Platner, der sie chaperonierte, dem vormaligen akademischen Lehrer Friedrich Christians, der in der vorkantischen Philosophie eine Rolle spielte; durch diesen wichtigen Herrn drangen nun wieder die Gegensätze der akademischen Schulen nebst dem Hofton, den Platner herauskehrte, störend in das Zusammensein ein. Mit dem Zwiespalt, daß ihm Reinhold persönlich so sehr gut gefallen hatte, aber er seine Richtung nicht billigen könne, nahm Friedrich Christian Abschied von ihm. Der Fünfundzwanzigjährige klammerte sich mit all seiner Selbsttreue an die Philosophie, die ihm bisher das Gebäude seiner Weltanschauungen aufgerichtet hatte, ohne einen Kritizismus, den er als Skeptizismus und Zertrümmerung dessen, was ihm gesichert gewesen war, empfand.

Ich erwähne das, weil solche Denkunterschiede bei den ernsthafteren Menschen des philosophischen Jahrhunderts eine Rolle spielen, wie etwa bei uns die konfessionellen. Das unaufhaltsame Vordringen der kantischen Philosophie hat der gründlichen Natur des Prinzen zeitweilig richtige seelische Leiden gebracht. Im Verkehr mit geliebten und verehrten Menschen wollte es ihm die unbedingte Übereinstimmung rauben, die zu fühlen ihm Bedürfnis war. Er mußte seit Jena gewiß sein, daß auch Schiller der kantischen Philosophie verfallen werde und nur die Zeit vorerst ihm dazu fehlte. Wie er sich dessen ungeachtet zu ihm gestellt hat, werden wir nun bald aus seinen eigenen Worten vernehmen.

Ende Oktober lief ein Brief Reinholds an Baggesen ein, worin bemerkt war: „Schiller ist leidlich wohl; vielleicht könnt' er sich noch ganz erholen, wenn er eine Zeitlang sich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte.“ Der absichtslose Satz kam an den Prinzen, dem Baggesen empfangene interessante Briefe mitzuteilen pflegte. Und daraus ist der Entschluß entsprungen. Schlechte Gesundheit, behinderndes Befinden, Zurückgeworfenwerden in enge und kleine Arbeiten, wo der Wille zu einem freien, hohen, ideellen Wirken strebt — der Prinz kannte das nur selbst zu gut. Er ließ durch Baggesen erkunden, wie Schimmelmann über den in ihm entstehenden Plan denken würde, und die Überlegungen, die sie beide gehabt haben, sind nur solche der Rücksicht und des Wunsches, der Öffentlichkeit zu entgehen, gewesen. Friedrich Christian hat auch den an Schiller gerichteten Brief allein aufgesetzt; an diesem Entwurf

wollte der achtzehn Jahre ältere Schimmelmann nichts zufügen oder geändert haben.

„Zwey Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann. Beyde sind Ihnen unbekannt, aber beyde verehren und lieben Sie. Beyde bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bey ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen ... Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bey Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens! Wir fassen es ab, mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend edler und gebildeter Seelen, ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

„Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe ... Wollten Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drey Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an.

„Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir wissen diese zu schätzen" (d. i. einzuschätzen) ... „Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch einen solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Hochmut fröhnen.

„Es wird von Ihnen abhangen, wo Sie diese Ruhe genießen wollen. Hier bey uns würde es Ihnen nicht an Befriedigungen für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich ein großer Handlungsplatz ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dännemark angenehm zu machen, denn wir sind hier nicht die einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu werden, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.

„Doch wir sind nicht so kleineigennützig, diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Bedingung zu machen. Wir überlassen dies Ihrer eignen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen." —

„Mein Baggesen!" schreibt Reinhold ergriffen, als er die Kunde erhielt, die weit hinausging über das, was er aus Andeutungen des beglückten dänischen Vermittlers hatte entnehmen können. Schiller hatte Reinhold die Nachricht hinübergesandt und den Freund zu sich gebeten. Auch in Jena und voran bei Schiller, der so manches gegen die Hofwelt gewettert hatte, war der Eindruck am tiefsten dadurch, daß eine Denkart herausgefühlt ward, der ihre Handlung keine Großmut, sondern nur ein natürlicher Wunsch ihrer Gesinnung sei. Schillers Gefühl bei Empfang des Briefs aus Kopenhagen, daß er hier die Wendung seiner gesamten Geschicke in der Hand halte, hat ihn nicht getrogen. Die Bewegungsmöglichkeit in seinen Entschlüssen, die so stolz befriedigende Reise in die geliebte schwäbische Heimat, die Verbindung mit Cotta, die große, starke Festigung von innen her durch Kant, die Freundschaft mit Goethe, eines fügt sich nun zum andern. Aus dem Tagebuch Baggesens, wie er 1793 aufs neue durch Jena kommt, lesen wir die gehobene Freudigkeit, die in das Wesen des Resignierten, Zurückhaltenden eingezogen ist. In dem Garten hinter dem Gasthaus zum Engel, den Schiller drei Jahre später mit dem darin befindlichen Wohnhaus kaufte, waren sie fröhlich beisammen, bei Hochheimer und Champagnerwein, und Schiller las die „Götter Griechenlands". Als erste Frucht aus der Vertiefung in Kant, zugleich mit dem nachdrücklichen Eindringen in die griechische Schönheit, leiteten die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" seine neue Lebensperiode ein. Er sandte sie in der Handschrift an den Herzog, der nur die erbetene Widmung in der künftigen Buchausgabe ablehnte, da das auf ein öffentliches Lob herauskommen würde.

Das gekündete Lob zu vermeiden ist dem von den Wertvollen der mit ihm Lebenden hochgeschätzten Fürsten so sehr nach Wunsch gelungen, daß nach seinem Dahinscheiden das Ganze seines Seins bald vom Neuen der Tage überschattet und er so ziemlich vergessen ward. Selbst, als man dann die blanken Waffen führte, die er in seinen letzten, zurückgezogenen Jahren zu Augustenburg, in seinen arbeitsamen Darlegungen über die dynastischen und staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogtümer Schleswig-Holstein, im Vorbedacht des Unvermeidlichen geschmiedet und in die Rüstkammern der Archive zur Obhut gegeben hatte. Wieder einmal zeigt sich an diesem Beispiel die mit den Menschenschicksalen versöhnende Schönheit des über die kleineren Gegenwarten hinschreitenden biographischen Historikerberufes: der in Zeitläuften, da mehr denn je die Mache und das Scheinwesen triumphiert, der menschlichen Höhe dieses vor hundert Jahren verstorbenen Edlen gerecht geworden ist und ihr das gebührende Denkmal gesetzt hat.



Laetitia, viellieber Klang! Von Eduard Daelen





Du Burschenfröhlichkeit,
Du Musenkind voll Lust
und Sang,
Du jugendfrische Maid!
A. Schlüter.

Wohl seit undenklicher Zeit ist der alte Vater Rhein ein Freund von heiterer Geselligkeit bei festlichen Zusammenkünften. Namentlich hat Düsseldorf als Kunstmetropole sich den wohlverdienten Ruf erworben, meisterlich dieser anmutigen Seite des rheinischen Lebens gerecht zu werden. Und dabei klingt immer der Grundton durch: die Welt gehört der Jugend! Sie will Neues und Großes in Freudigkeit schaffen.

Ein solches Verlangen durchglühte vor Jahren eine junge Künstlerschar. Alle waren sie hoffnungsvolle Schüler der Düsseldorfer Kunstakademie, natürlich der — Elementarklasse. Denn wo gäbe es großartigere, kühnere Pläne, wo schwungvollere, höherfliegende Gedanken, wo einen kraftvolleren Aufschwung zu den höchsten Idealen wie „in diesen heiligen Hallen"! Man fand sich zu einem heimlichen Konzert-, einem Komponierverein zusammen. Selbstverständlich wurden zuerst die gewaltigsten Aufgaben gestellt und mit furchtloser Verwegenheit in Angriff genommen. Fausts Spaziergang, die Schlacht bei Marathon, Macbeths Erscheinung, Hamlets Vision, Cesare Borgias Schwur — das waren Themen, die in entsprechenden Dimensionen ihre gründlichste Erledigung erfuhren.

Die Freunde, die ein ernsthaftes Streben zusammenführte, kamen bald zu der Einsicht, daß es bei allem Schaffenseifer doch ein Bedürfnis sei, zur Erfrischung der Lebensgeister nach des Tages Last und Hitze auch bei kräftigem Humpenschwingen der heiteren Geselligkeit zu pflegen. So wurde denn die Idee, einen zwanglos fröhlichen Verein zu gründen, aufs schleunigste zur Ausführung gebracht. Der unternehmungslustige Kreis fand sich zum Gründungsakt am Abend des 4. Dezember 1879 bei Winzen in der Klosterstraße zusammen; es waren die Akademieschüler Klein-Chevalier (Lisa), Riese (Adam), Gebrüder Schachstein (Spitz und Scheppel, Amerikaner), Barthelmeß (Ludewig), Wislicenus (Anna), Spatz (Moses), Hegeler (Loch), Tillmans (Spund), Reigers (Manns), Kainsbauer (Pepi). Und wie sie alle so die trefflichsten Kneipnamen sich zugelegt hatten, so wurde auch für den Verein, der der Göttin heiteren Lebensgenusses einen weihevollen Tempel zu errichten bestrebt war, der Namen „Laetitia", von ‚Spund' vorgeschlagen, einstimmig und mit vollem Recht gewählt.

Mit aller Feierlichkeit wurde der Grundstein gelegt. Am dritten Abend erschien ‚Moses' mit der Ausarbeitung der Statuten, die er auf einer elfteiligen Tafel mit gewaltigen Zügen hingeworfen hatte, und begründete somit vollkommen die Berechtigung seines Namens. Bald darauf wurde in dem Restaurant bei Peter Pütz auf der Flingerstraße zu festem Sitz ein geeignetes Lokal erworben.

Laß, Schätzchen, uns im Brautgemach
Die Jahre überfliegen:
Beim Pützen-Bitter ward'st du wach
Und kamst und sahst — zu siegen.
Wie Pallas einst aus Jovis Haupt
Bist strahlend du entsprungen —
Wer hätt's gedacht — wer hätt's geglaubt? —
Dem Herzen deutscher Jungen.

Bildnis des zeitigen Präsiden Willi Beintmann
Gemälde von Hans Carp



Die Laetitia nach der Gründung 1879

und den Erwartungen entsprechend nahm die Feier einen sehr befriedigenden Verlauf. Den Haupttreffer des Festprogramms bildete eine parodistisch-humoristische Bühnenaufführung „Faust 3. Teil“ von Ludewig, dem ersten poëta laureatus des Vereins, die einen ungeheuren Heiterkeitserfolg erzielte.

Am folgenden Tage wurde ein lustiger Exbummel unternommen, der freilich beinahe ein gar schlimmes Ende genommen hätte. In Schnee und Eis machte man mit zwei riesigen Kähnen eine Rheinfahrt nach der „Schönen Aussicht“ bei Heerdt. Das war herrlich erfrischend. Vater Rhein, der alte Recke, lachte in seinen langen weißen Bart vor Vergnügen über seine famosen Jungen. Aber — ihre rührige Kraft und Kühnheit sollten auch geprüft werden. Bei der Rückfahrt, die, der gehobenen Stimmung nach, den wogenden Strom hinab besonders fröhlich zu werden versprach, packte plötzlich ein heftiger Sturm in dem berüchtigten Heerdter Loch die verwegenen Schiffer mit solcher Gewalt, daß die schaukelnden Fahrzeuge fast bis zum Rande mit Wasser gefüllt wurden, und die Not des Ertrinkens allen vor Augen trat. Die größte Gefahr lag in der steuerlosen Wucht, mit der im Dunkel die Nachen durch die enge Brückenöffnung geschleudert wurden. Doch jugendliche Entschlossenheit und Anspannung

Als eine schwer zu lösende Lebensfrage erschien zunächst auf der Tagesordnung — das Tragen eines Abzeichens für die Mitglieder der Verbindung. In höchst erregten Debatten wurde die Sache mit strenger Sachlichkeit, mit glänzender Weisheit und Beredsamkeit nach allen Seiten hin erwogen. Eine Kopfbedeckung in Form einer Palette wurde in Vorschlag gebracht, trotz lebhafter Fürsprache aber verworfen. Schließlich wurde zum Beschluß erhoben, in den Sitzungen als Dekoration einen palettförmigen Orden aus Blech, mit Kneipnamen und Insignien geschmückt, zu tragen, während der Vorsitzende einen Malstock als Zeichen seiner Würde erhielt.

Das kräftige Emporblühen des jungen Vereins wurde bald auch durch erfreulichen Zuwachs gefördert. Unter den ersten der Neuaufgenommenen befanden sich Alexander Frenz (Escamillo), Henrici (Allah) und Weihe (Troubadour); letzterer als begnadeter Sänger namentlich für die Pflege des musikalischen Teils der Unterhaltung eine hervorragende Kraft. Hermann Neuhaus, René Reinicke, Thomas Theodor Heine und Strathmann folgten und ihnen noch viele andere.

So konnten denn die Vorbereitungen für das erste Stiftungsfest unter den günstigsten Auspizien in Angriff genommen werden,



Die aktive Korona 1913

besiegten Sturm und Not, und mit Lachen aufatmend retteten sich die bis auf die Haut Durchnäßten glücklich unterhalb des Hofgartens ans Land.

Eine wesentliche Förderung bot die früh geknüpfte Freundschaft mit dem „Demokrit“, einer Verbindung von Studierenden des Aachener Polytechnikums, in welcher Moses’ Bruder (Hinz) Präside war. Das gaben angeregte, festlich frohe Sitzungen und lustige Fahrten bei den gegenseitigen Besuchen, und es konnte nicht anders sein, daß auch sprühender Übermut in burschikoser Ausgelassenheit gar häufig die tollsten Blüten trieb. Aber auch an rein harmonischem Ausdruck der Freude mangelte es nicht; erhielten doch die musikalischen Kräfte des Vereins derartigen Zuwachs, daß schon am zweiten Stiftungsfeste ein Orchester von achtzehn Mann unter Moses’ bewährter Leitung aufgeboten werden konnte.

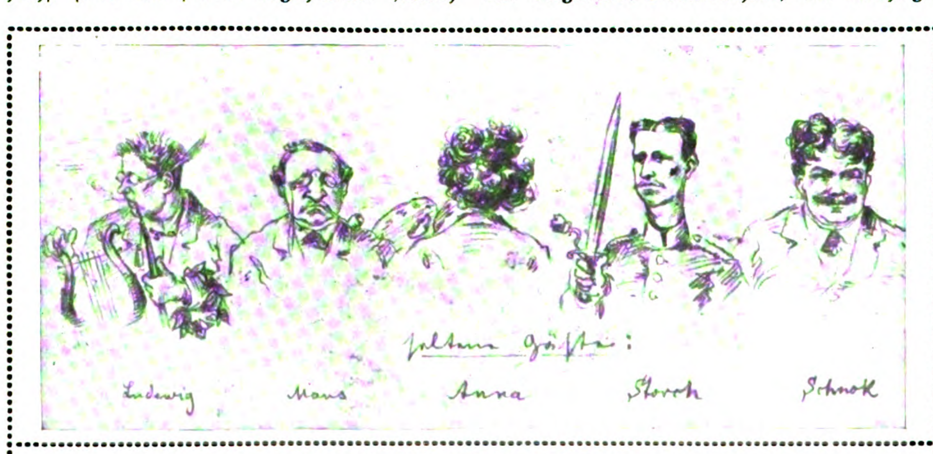


Aus der Chronik der Laetitia

An jener gefährlichen winterlichen Wassersnot hatte Vater Rhein nicht genug. Er wollte, wie es schien, die Heidin Laetitia partout und gründlich zu einer Christin umtaufen, und so setzte er bei der Überschwemmung 1887 das ganze Lokal unter Wasser. Das bedeutsame Ereignis wurde gebührend gefeiert und, nachdem sich die Getreuen auf Brettern, Waschfässern und Nachen bis zum Festsaal lebensgefährlich durchgeschlagen, die offizielle Kneipe auf dem schwimmenden Tisch in von vornherein schwankendem Zustande höchst fidel und feudal abgehalten. ‚Allah‘ benutzte die Gelegenheit zum Fischen und soll, wie die Chronik berichtet, einmal sogar einen feurigen Salamander, später aber auch einen recht traurigen Harung mit der Angelrute erwischt haben.

In Anbetracht dieser außerordentlich wichtigen Vorgänge ergab es sich wie von selbst, daß die Aufnahme der neuen Mitglieder fernerhin durch einen Taufakt vollzogen wurde. In einer unheimlichen Beleuchtung wird zunächst den entblößten Katechumenen, die zitternd vor dem phantastisch kostümierten Täufer knien, eine tiefergreifende Standpauke gehalten, deren hochtönendes Pathos allseits einen erschütternden Eindruck ausübt. Aus dem entzückend malerischen Rembrandt-Halbdunkel leuchten ein paar demütig gebeugte Rücken hervor, auf die nun klatschend der dunkelsprühende Strom bräunlich edlen Gerstensaftes mit wolkenbruchähnlicher Wucht niedersaust. Wieder schwimmt die Bude in wogendem Naß. Vater Rhein und Mutter Laetitia bringen feuchten Auges und mit heller Freude ihren neuen Söhnen den herzlichsten Glückwunsch dar, dem sich alle Anwesenden tobend anschließen.

Auch mit reichen Geschenken und Stiftungen wurde im Laufe der Zeit der an Ansehen mächtig wachsende und beliebte Verein bedacht, namentlich mit neuen Dekorationsstücken zur Ausschmückung des Stammlokals. So z. B. ein nach Entwürfen von ‚Lisa‘ und ‚Moses‘ ausgeführtes Chorgestühl, ein origineller Kronleuchter, ein mächtiges



Zeichnung aus der Chronik der Laetitia

Trinkhorn, das zum ehrenden Andenken an den freundlichen Spender wacker und mannhaft und möglichst oft im Kreise gehoben wurde, außerdem noch manches andere. Als nach einiger Zeit nach Helligrath in der Ratingerstraße umgezogen wurde, konnte der neue Raum so prachtvoll ausstaffiert werden, daß mit voller Berechtigung jetzt das seltsame Heiligtum der gefeierten Göttin schon allein wegen seines echt künstlerisch drapierten Schmuckes als eine interessante Sehenswürdigkeit Düsseldorfs gepriesen wird. Dazu trägt nicht wenig auch die illustrierte Vereinschronik bei, in der die solennen Ereignisse als Marksteine der aufblühenden Entwicklung in Wort und Bild verzeichnet werden und die aufs überzeugendste davon Zeugnis ablegt, daß sie die bedeutendsten Karikaturenzeichner der deutschen Kunst zu ihren Mitarbeitern zählen darf.

Ein weiteres hohes Verdienst erwarb sich der Verein durch die Belebung und künstlerische Hebung des Karnevals. Sobald der Rheinländer nur den Namen hört, summt und rumort es ihm wie ein anfeuerndes Marschlied im Kopfe herum:

Nun stimmt ein lustig Liedchen an
In brausenden Jubels Wogen!
Juchheissa ho! Der Karneval
Kommt wiederum angezogen.
Und ob auch alles zum Teufel geht,
Die ganze Welt ist nun verdreht.
Geld? — —
Massenhaft Geld!
Was kost't die Welt? —
Her damit!
Zirrewit zirrewit
Schrummbum!

Ich klopfe leis an Mädchens Tür;
Es brennt in meinem Herzen.
Komm, Schätzlein hold, komm, öffne mir!
Komm, laß uns kosen und scherzen!
Den Frühling kündet die Faschingszeit,
Macht euch zum Maientanz bereit!
Geld? — —
Massenhaft Geld!
Was kost't die Welt? —
Her damit!
Zirrewit zirrewit
Schrummbum!

Armselig ist des Trübsinns Dunst,
Den wir, gottlob, nicht scheuen.
Verstehn muß man die beste Kunst:
Des Lebens sich zu freuen.
Heissa! Die Herrn der Welt sind wir,
Sie dreht sich nur uns zum Plaisier!
Geld? — —
Massenhaft Geld!
Was kost't die Welt? —
Her damit!
Dann ist's richtig bestellt.
Zirrewit zirrewit
Schrummbum!

Dieser Sang kam auch Laetitia recht aus dem Herzen, und so gingen ihre Jünger rüstig ans Werk, dem Düsseldorfer Karneval flott auf die Beine zu helfen. Gleich im ersten Jahre fand der Überfall einer Postkutsche durch eine berittene, abenteuerlich kostümierte und bunt zusammengewürfelte Räuberbande in der Alleestraße großes Interesse und vielen Beifall. Noch bedeutendere Wirkung erzielte im nächsten Jahr die dramatische Aufführung der Ermordung Julius Cäsars, welche auf der Treppe der Kunsthalle in drastischer Weise dargestellt wurde und nach dem Urteil aller Sachverständigen — obgleich Cäsar nur als Puppe figurierte — doch den Bombenerfolg der Meininger noch weit in den Schatten stellte. Das folgende Jahr brachte den ebenfalls sehr effektvollen Zug des Mahdi, der eine verblüffend echte Verkörperung orientalischer Farbenpracht ins Leben rief; dann folgte der trojanische Krieg, von Arthur Kampf inszeniert, in gelungenster Auffassung.



Titelblatt des genannten Liederbuchs. Gez. von R. Schäfer

Gesegnet an glücklichen Ereignissen und glänzenden Erfolgen, so flog das erste Dezennium dahin. Das zehnte Stiftungsfest wurde hervorragend glanzvoll gefeiert. Festspiel, ulkige Darbietungen auf der Bühne, witzsprühende Einfälle und Improvisationen, Reden und Lieder verliehen dem Jubel beredtesten Ausdruck. Eine besonders angenehme Beigabe wurde dem Abend zuteil durch die feierliche Einweihung der prächtigen, in den Farben des Vereins, weiß-blau-gold, prangenden Fahne, bedeutungsvoll auch dadurch, daß der Direktor der Akademie Professor Peter Janssen und jeder der



Fuchstaufe in der Laetitia

lose Schelmerei oder beißenden Spott die andächtig lauschende Korona ergötzt hat. Waren doch inzwischen zahlreich am Dichterhimmel Laetitias glänzende Sterne aufgezogen, vor allem das edle Dioskurenpaar Schiller und Goethe: die liederreichen A. Schlüter (Naso) und G. Fleischer (Boucher). Ersterer setzte sich ein unvergeßliches Denkmal in dem schwungvollen Laetitialiede, das, von Walter Petersen ungemein sangbar komponiert, zum dauernden Bundeslied geworden ist. Es darf heute bei keiner Zusammenkunft fehlen, und seine Schlußstrophen mögen hier einen Platz finden:

Der Rosenkranz, den deine Hand
Um die Getreuen flicht,
Er wird zum festen Freundschaftsband,
Das keine Trennung bricht.

Der Hoffnung Fackel zündest du
Aufs neue stets uns an,
Zu Schutz und Trutz verbündest du
Die freundlich sich dir nahn.

Heil dir und allen, die die Zeit
In deinen Armen sah,
Das volle Glas sei dir geweiht:
Heil dir, Laetitia!

anwesenden Professoren einen Fahnennagel einschlug.

Nach kurzem wurde wieder ein Wechsel des Vereinslokals nötig; diesmal ging es zu Günther in der Krämerstraße am Kohlentor, immer näher zum Rhein. Doch war hier des Bleibens nicht lange; im Jahre 1891 wurde der Eiskellerberg am Hafen, der Akademie gegenüber, mit Sturm genommen, und dieser Tausch erwies sich als äußerst günstig.

Es treibt mich wiederum, hollaho!
Ein jugendliches Gelüste.
Ich werfe mich, holde Laetitia,
An deine schwellenden Brüste.

Es ziert dein schimmernd stolzer Palast
Der Berge schönsten am Rheine;
Starrt ringsum auch im Keller das Eis,
Nicht wehrt es dem glühenden Scheine.

Nicht wehrt es der lodernden Jugendlust,
Daß sie sich jauchzend verschreibe
Mit Leib und Seele zu eigen dir,
Dem wunderherrlichen Weibe.

Wie lockt und ladet so wonnesüß,
Dein Mund zu glühendem Kusse!
Wie führt dein sonnestrahlender Blick
Uns Frohen zum höchsten Genusse.

Drum treibt mich wunderbar, hollaho!
Ein jugendliches Gelüste.
Ich werfe mich, Göttin Laetitia,
An deine schwellenden Brüste! (Bär.)

Schon bei Helligrath war die Ausstattung ihres Tempels durch eine altertümlich verzierte Kanzel, die „Bütt“, vervollständigt worden, von der herab manche zündende Rede, manche launige Epistel und Chronik, manch drolliger Vortrag „lyrischer Verbrechen“ durch harm-

Bei der offenbaren Fruchtbarkeit im Garten der Poesie kam man auf den Einfall, einen „Sängerkrieg auf dem Eiskellerberg“ zu arrangieren. Vom Lose erwählt, stieg Mann um Mann in die Kanzel, sieben an der Zahl, sangesgewaltige und mutige Recken. Wem sollte man den Preis zuerkennen? — Das



Momentbild einer Kneipe im Jahre 1908

Urteil war schwer, und sicher wäre das Ende noch verhängnisvoller geworden wie seinerzeit auf der Wartburg, hätte die hohe Weisheit des Preisgerichts nicht die beste Lösung des Knotens gefunden und jeden der Sieben als „einen der Besten" mit dem frisch grünenden Dichterlorbeer gekrönt.

Echt germanischer Sitte huldigend, hat die Laetitia von jeher mit Vorliebe die Tugend edler Gastfreundschaft gepflegt. Eine stattliche Reihe bedeutender Persönlichkeiten hat sie im Laufe der Jahre in ihren Räumen beherbergt. Wie oft wurden die Räume zu enge, wie oft mußten alle möglichen Nebenkabusen hinzugenommen werden, um alle unterzubringen, die da gern und freudig kamen, sich mit ihr, der huldreichen Freudespenderin, zu ergötzen. Von vorneherein wurde es als ein Vorzug des neuen Stammlokals aufs freudigste begrüßt, daß der anstoßende große Festsaal ausreichende Gewähr bot, die Gastfreundschaft gelegentlich nach Herzenslust in weitestem Umfang üben zu können. Durfte man jetzt doch sogar allen Ernstes das kühne Wagnis zur Ausführung bringen, auch die holde Damenwelt zu Gaste zu laden, und — siehe da, es gelang in vortrefflichster Weise.

Mit einer Begeisterung und einem Eifer sondergleichen wurde zu diesen genußreichen Festen an der Ausschmückung des Saales gearbeitet und damit eine feenhafte Umwandlung vorgenommen.

Zum Tempel weitet sich der Raum,
Und festlich wehn der Liebe Blütenranken.

Und wie die Maler und Bildhauer, so gaben auch die Dichter, Sänger und Musiker ihr Bestes, so daß sie den wonnigsten Lohn aus schöner Augen strahlendem Entzücken ernteten. Selbst die prächtigsten Kostümfeste, namentlich zum Karneval, wurden mit durchschlagendem Erfolg veranstaltet, und seitdem hat Laetitia sich in weiten Kreisen auch die glühendsten Verehrerinnen erworben.

Laetitia, die frohe Maid, nun auch in Maske geht.
Willkommen ist ihr alles heut, was einen Spaß versteht.
Die Pritsche nimmt sie rasch zur Hand, der Pinsel darf mal ruhn,
Und gänzlich außer Rand und Band sind ihre Jünger nun.
So lodert auf, ihr Freudenflammen —
Es sind uns nah — die Damen ja,
Drum koset, lacht und scherzt zusammen,
Hipp, hipp, hurra, Laetitia! (Naso.)

So rückte das fünfzehnte Stiftungsfest heran, und seine Feier bildete unbedingt einen Höhepunkt von hervorragendster Bedeutung in der ereignisreichen Geschichte der Laetitia. Das erkennt man heute noch, wenn man die bei dieser Gelegenheit herausgegebene Festschrift durchblättert; es ist ein Werk, das, selbst mit ernstprüfendem Auge betrachtet, einen hohen künstlerischen Wert beanspruchen darf. Schon sein Äußeres mit dem großzügigen Titelblatt von A. Deußer dokumentiert sich als ein Zeugnis meisterlicher Künstlerschaft. Und dieser Einführung entsprechend zeigt sich auch der ganze Inhalt des Albums, so daß der Prolog mit Recht zu der Laetitia Ruhme singen kann:

Nach anderthalb Jahrzehnten, die vorbei,
Wie stehst du heut, Laetitia, groß und frei!
Wie viele hält dein starker Arm umfangen!
Ja, deine Saat ist herrlich aufgegangen!

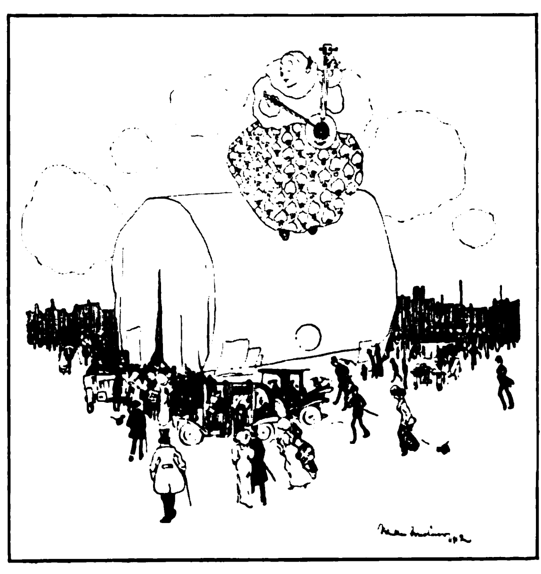
Die graphischen Reproduktionen von Schneider-Didam (Porträt des derzeitigen Präsiden Corny Wagner), R. Böninger (Vignette), F. Klein-Chevalier, H. Zieger, W. Fritzel, A. Dirks, Heinr. Hermanns, E. Schwarzer, Herm. Frenz, Corny Wagner, Erwin Günter, E. Schultz-Riga u. a., ebenso wie die literarischen Beiträge erbringen die vollgültigen Belege, daß hier eine Reihe von Künstlern sich zusammengefunden, die nicht nur in den Stunden vergnügter Unterhaltung der heiteren Muse ihre Zeit widmeten, sondern die auch bei ernster Arbeit eine frohe Schaffenskraft, ein gereiftes Können betätigten.


Fuchsentisch im jetzigen Vereinslokal. Wandgemälde von Fritz Weinzheimer

Um mit diesem erfreulichen Resultat vollendeter Meisterschaft nun auch vor aller Öffentlichkeit aufzutreten, wurde die erste Laetitia-Ausstellung in der Kunsthalle veranstaltet und wie diese hielten sich auch die späteren Ausstellungen, auf denen Namen wie Walter Petersen, Nikutowski, Hardt,

Fr. Reusing, Funk, Kohlschein, Schönnenbeck, D. Boyer, Schmurr, Clarenbach, Josse Goossens, Ritterbach, Eßfeld und viele andere aufs beste vertreten waren, auf achtungswerter Höhe.

Leider mußte nach etlichen Jahren das so behagliche Kneiplokal auf dem Eiskellerberg aufgegeben werden. Diesmal ging's zu Marx auf der Adlerstraße; aber glücklicherweise war es nur eine Übergangsstation zu einer noch köstlicheren Errungenschaft, indem nach einiger Zeit ein äußerst geeignetes Heim in dem Restaurant „Zum Storch", gegenüber der Rochuskirche, gefunden wurde. Hier konnte sich nämlich erst recht das Vereinsleben zu schönster Blüte frei entfalten. Denn die umfangreichen Räumlichkeiten in bester Lage und das bereitwillige Entgegenkommen des „Baas", vor allem aber auch der günstige Bestand der Vereinskasse gestatteten eine so üppige Einrichtung und Ausschmückung sowohl des Hauptsaales wie auch des Konventzimmers, daß nun wirklich dieses originelle Künstlerheim zu einer ersten Sehenswürdigkeit der Düsselstadt wurde. Der geistige Vater dieser echt künstlerischen Ausstattung war Klein-Chevalier, der unermüdlich besorgte, dessen kunstgeübter Hand fast die ganze vortreffliche Dekoration des Festsaales zu danken war. Sie umfaßt gewissermaßen in großen Zügen eine Geschichte des Menschentums, reich an erstaunlich kühnen Sonderheiten und gewagten Beziehungen, mit dem Paradiese beginnend, aus dessen zauberischen Schlinggewächsen der Raum mit einem wahren Füllhorn voll lockend verbotener Früchte überschüttet wird. So gestaltete sich denn auch die Vorbesichtigung zur „Weihe des neuen Hauses" zu einem Freudenfest, wie es jubelnder Mutter Laetitia selbst noch nicht erlebt hatte.



Postkarte vom Kostümfest „Zirkus Röllchen" Gezeichnet von Walter Drasner

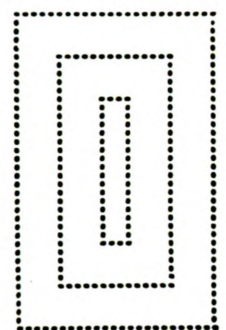
Diese günstigen Verhältnisse übten natürlich auch eine vermehrte Anziehungskraft auf auswärtige Kreise aus. Was an Berühmtheiten an den Rhein kam, war bemüht, einer seßhaften Unterhaltung der frohen Zecherrunde beiwohnen zu können. So bildete beispielsweise eines der denkwürdigsten Feste der Liliencron-Abend, bei welcher Gelegenheit es an begeisterten Huldigungen für den hochverehrten Gast nicht fehlte; und unvergeßlich bleibt der große Moment, da der Gefeierte, nachdem er lange schweigend dagesessen, endlich die erwartungsvolle Stille unterbrach und ans Glas klingelte, um sich tiefergriffen zu einer ebenso gewaltigen wie gehaltvollen Rede zu erheben.

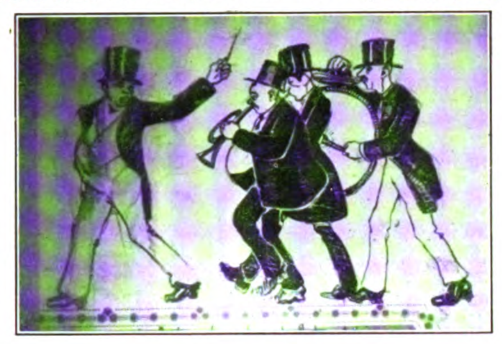
„Meine Herren! — (lange Pause) — ich danke Ihnen." Sagte es und setzte sich nieder.

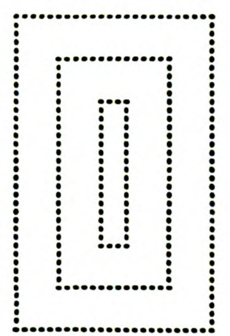
Sein Freund, Notar Krause, der ihn eingeführt hatte, behauptete nachher, Liliencron sei wie alle großen Dichter kein Redner. Zur Bestätigung dieser Regel habe erst neulich in der Kölnischen Zeitung der Pariser



Einladung zum 34. Stiftungsfeste. Gez. von W. Drasner















Lebensgroße Karikaturen für das 34. Stiftungsfest 1913 von W. Rohkamm

auf einem Dreifuß vergötterte Emile Zola auseinandergesetzt, daß, sobald er sich zum Sprechen erhebe, in seinem Gehirnkasten eine Leere, ein großes Loch entstehe und er daher nicht den kleinsten Trinkspruch frei vorzutragen imstande sei. Nach dießem Maßstabe ließe sich sogar die Größe der Dichter bemessen. Übrigens soll es dieser Regel auch nicht an glänzenden Ausnahmen fehlen, was bei der feuchtfröhlichen Kneipe, bei der Otto Erich Hartleben, Max Bewer und andere namhafte Dichter als Gäste teilnahmen, aufs überzeugendste dargetan wurde.

So fand das fünfundzwanzigjährige Jubiläum die Laetitia auf dem Gipfel ihres Ruhmes, und dieses stolze Bewußtsein verlieh der gehobenen Festesstimmung einen seltenen Schwung, dessen harmonische Klangfülle nicht zu überbieten war. Von nah und fern waren die Gründer und die alten Herren, die Freunde und die Verehrer des Vereins herbeigeströmt, um bei dieser einzig schönen Gelegenheit ein urfideles Wiedersehen zu feiern, und es war nur eine Stimme, daß dieses Fest, welches auch durch einen reichen Damenflor auf das schönste geschmückt wurde,

doch das „herrlichste von allen“ sei. Wiederum lag eine Festschrift vor, die ebenso wie bei dem fünfzehnten in Text und Illustration ihren Zweck in ausgezeichneter Weise erfüllte.

Ähnlich wurde auch noch das dreißigste Stiftungsfest 1909, namentlich durch die Eröffnung einer großen zahlreich beschickten Ausstellung in der Kunsthalle gefeiert. Dann aber kam eine trübe Zeit; die Götterdämmerung brach herein. Es ist nun einmal in der ganzen Natur die Bestimmung: jede Blüte, auch die schönste, muß verwehen und vergehen. Der Verein verlor sein wundervolles Heim; das einzige, was davon übrigblieb, war die wehmütige Erinnerung in den trefflichen photographischen Aufnahmen von Friderici (Rex). Und die alten Möbel! Sie standen ein Jahr lang in dem öden, verlassenen Gartenlokal des „Malkasten“. Dann aber wurden sie, nach dem tiefen Winterschlaf, zu einer frühlingsfreudigen Auferstehung wieder hervorgeholt, da ein frischer Zug schöpferischen Jugenddranges die schlummernde Laetitia zu einem neuen Leben erweckt hatte. Und von allen Seiten jubelnd begrüßt, brach wiederum hell aufleuchtend der lenzige Morgen des kommenden sonnigen Tages an. Eine enorm besuchte Alte Herren-Kneipe gab dem neuen Lokal die Weihe; zugleich wurden mehrere Füchse neu aufgenommen und getauft, wobei als Symbol der brüderlichen Vereinigung der älteste Herr mit dem jüngsten Fuchs Schmollis trank.

CIRKUS RÖLLCHEN

Einladung. Gez. von G. Dornhecker (Stupps)



Einladung zum Sommerfest in Hubbelrath
Gezeichnet von Ernst Hase

Nun ging es wieder vorwärts. Das im Januar 1913 gefeierte Kostümfest „Zirkus Röllchen“ gestaltete sich zu einem vollen Erfolg, an den sich im Sommer das ebenfalls vorzüglich gelungene Kostümfest „Schützenfest und Kirmes am Niederrhein“ (Urdenbach) schloß. Den Clou der neuesten Veranstaltungen aber bildete das mit einer Verlosung von Schöpfungen alter Herren verbundene Weihnachtsfest am 17. Dezember in der Tonhalle.

Auch das neue Jahr ließ nicht lange mit einer außerordentlich angeregten Feier auf sich warten, da am 17. Januar Rudolf Herzog, der als Jüngling hier stets ein gerngesehener Gast war, wieder einmal mächtig mitfeierte. Die aktive Korona, die, nunmehr wieder auf eine selten erreichte stattliche Anzahl angewachsen, unter der tatkräftigen Leitung ihres jetzigen Präsidenten W. Beintmann (Röllchen) den neuen Aufschwung des Vereins bewirkte, hängt mit voller Begeisterung an der glänzenden Tradition der Verbindung und hat sich als nächstes Ziel die Aufgabe gestellt, im Juni das fünfunddreißigjährige Bestehen durch eine große Ausstellung von Werken der Laetitianer aller Semester zu feiern.


Postkarte. Gezeichnet von A. Pütz

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Karl Adolph, Töchter (Wien, Deutsch-Österreichischer Verlag) — Walter von Molo, Die Freiheit (Berlin, Schuster & Löffler) — Georg Wasner, Eine Berlinerin (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Julius Havemann, Schönheit (Leipzig, G. K. Sarasin) — Marie von Bunsen, Im Ruderboot durch Deutschland (Berlin, S. Fischer) — Lulu von Strauß und Torney, Aus der Chronik niederdeutscher Städte (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung)



Als Theodore Roosevelt einst gefragt wurde, was für Bücher ein Staatsmann lesen sollte, gab er zur Antwort: Gedichte, Romane, Novellen. Denn — sagte er — ein Staatsmann muß vor allem die menschliche Natur und die Bedürfnisse der Menschenseele kennen, beides jedoch findet er bei den großen Dichtern und Romanschreibern so richtig wie nirgends sonst dargestellt.

Über diese Antwort wird sich niemand wundern, der sich ein wenig in der Geschichte umgetan hat. Nicht nur die größten Staatsmänner aller Zeiten, sondern auch die bedeutendsten Feldherren und Forscher der Welt, kurz die führenden Geister auf allen Gebieten haben von je ein Verhältnis zur Dichtung gehabt. Wo es fehlt, kann man fast mit Sicherheit darauf schließen, daß dem betreffenden Geist überhaupt eine letzte Eigenschaft zu umfassender Größe mangelte, daß er irgendwie das Subalterne, das speziell Fachliche seines Berufes nicht ganz überwunden hatte.

Aber umgekehrt sieht man von hier aus auch deutlich, welche Aufgaben der Dichtung gestellt sind, und daß sie sich selbst des höchsten Ruhmes beraubt, wenn sie sich artistisch oder sonstwie literarisch-fachlich verengt. Ich glaube, es war Goethe, der einmal gesagt hat, er möchte nur etwas schreiben, was auch Menschen, die ein großes Leben geführt hätten, mit Gewinn und Interesse lesen könnten. Damit ist nicht etwa alles Idyllische, Kleine und Enge verurteilt — soweit es treu gespiegelt ist, hat es sein natürliches Recht —, sondern nur alles bloß Manierierte, auf schiefer Geistreichigkeit, subjektiver Willkür oder reinem Ästhetizismus Beruhende. Was die großen Männer der Tat und des Gedankens von der Dichtung begehren, das ist natürlicher Lebensgehalt, ist echte Realität, die stets Teilnahme erweckt. Für die fachliche Schleifarbeit oder für die kapriziösen Bocksprünge eines Sonderlings haben sie kein Interesse.

Gewiß kann es dabei geschehn, daß sie einen genialen, aber subjektiv verengten Dichter — eben weil er nur Selbstbilder gibt — verachten und einen minder bedeutenden, der aber ein breites Weltbild gibt, überschätzen. Man kann sich vorstellen, daß Bismarck, Roosevelt und ähnliche Tatmenschen mit Begeisterung für Scott, aber durchaus wider Byron wären. Dabei käme zwar ein schiefes literarisches Urteil heraus, aber es beruhte doch auf einem gesunden Instinkt. Und man mag gar nicht daran denken, was Leute ihrer Art zur modernen deutschen Dichtung sagen würden. —

Ein Wiener Roman hat mich auf diese Gedanken gebracht. Er ist künstlerisch nicht bedeutend, er fällt hier und da ins Platte, er wird in der Literaturgeschichte nicht fortleben. Aber wenn etwa ein österreichischer Staatsmann da wäre, dem ich etwas zum Lesen aussuchen sollte, so würde ich ihm trotz alledem nicht die Werke der Herren Hofmannsthal und Schnitzler in die Hand drücken, sondern eben diesen Roman. Denn zwar entbehrt er aller ästhetischen Finessen, aller verzwickten Psychologie, aller kostbaren und geistreichen Worte, aber er hat einen so echten Lebensgehalt, daß er dadurch die Mängel der Form ausgleicht und uns bereichert entläßt. Der Mann, der ihn geschrieben hat, kennt vielleicht die Gesetze der Ästhetik nicht, aber er kennt das Volk von Wien. Er ist vielleicht kein besonderer Dichter, den man um ein Autogramm bitten, aber er ist ein Mensch, zu dem man hingehn und dem man die Hand schütteln möchte.

Sein Name ist Karl Adolph. Sein Roman heißt „Töchter“, doch er hieße wohl noch besser „Töchter des Volkes“. Er spielt in einem Wien, das wir kaum kennen, das uns die Literatur der letzten zwanzig Jahre fast völlig unterschlagen hat. Das Wien der Dichtung ist heut das Wien Schnitzlers, das überkultivierte, geistreich-untätige, jüdischdurchsetzte, oder es ist das Wien von Rudolf Hans Bartsch, das romantische, musikdurchklungene. Hier wie da ist es jedenfalls die Phäakenstadt, in der man liebt, mit zärtlichen Empfindungen herumgeht, ausgesuchte Gefühlchen konserviert und alles andre tut, bloß nicht arbeitet. Man hat als Norddeutscher ein bißchen Sehnsucht und ein bißchen Verachtung dafür. Doch nun kommt dieser Karl Adolph und reißt uns in jenes Wien, das für kostbare psychologische Feinheiten ebensowenig Sinn hat wie für innige Schwärmerei — in das Wien, das arbeiten muß, wenn es nicht hungern will, in das Wien der kleinen Leute, der Hausmeister und Fiaker, der Saustecher und Fleischhacker, der Näherinnen und Dienstmädchen, ja noch tiefer — tiefer, in

das Wien der Proletarier, der Zuhälter, der Dirnen, der Mädchenhändler! Die alten schönen Paläste, die vornehmen Salons, die „baumrauschenden" Gärten versinken — unser Erzähler kennt sie nicht. Er kennt nur die langweiligen geraden Gassen und ihre in schwindelndhohen Vogelkäfigen hausenden Menschen. „Die Reichen, Ästhetischen, Gebildeten," sagt er, „haben genug Schilderer; die Leute, die ich vor euch hinstelle, sind simple Dutzendware, aber sie lachen und weinen auch und sind im Notfall nicht heikel, eine Tragödie aufzubringen ..."

Schon in diesen Worten hört man vielleicht einen Unterton von Groll und Liebe, und der Ton geht durch das ganze Buch. Immer, wenn Karl Adolph an die „Gesellschaft" denkt, an die „besitzende Klasse", wird er kratzbürstig. Er gesteht ganz offen ein, daß diese Kreise „sowohl seiner Erfahrung wie seinem Verständnis fernliegen", daß er sie aber trotzdem mißbilligt. Er bekennt ehrlich, daß seine „Abneigung gegen Grafen und ihre Begleiterscheinungen darauf beruhen mag", daß er „selber keiner" ist, doch er sieht jedenfalls „auf einen Grafen aus Grundsatz herab". Solche naiven Geständnisse haben etwas Entwaffnendes. Sie fallen auch nicht weiter ins Gewicht, weil sich der Erzähler hütet, Gestalten aus jenen mißmutig betrachteten Bezirken zu beschwören. Er knurrt nur in einem instinktiven Groll. Und ebenso knurrt er gegen die Ästheten, gegen die „dilettierenden Muttersöhnchen aus feinen Familien", denen die Kunst „Selbstzweck" ist. Ebenso gegen die gewisse moderne Art „seliger Schmälzl"-Literatur, die uns vorlügt, daß die Wiener Luft von Tönen Beethovens, Schuberts, Mozarts durchklungen sei, während doch nur Grammophon-, Operetten- und Tingeltangelmusik sie durchschrillen. Aber wie hier der Zorn hervorbricht, so bricht rührend und verklärend, bricht hundertmal stärker doch auch die Liebe hervor — die Liebe zu dem Volke, das tiefgebückt im Frondienst arbeitet, die Liebe zu den Gestalten, deren Schicksal verfolgt wird. Und das ist das Bezwingende dieses Romans, daß er so warm und menschlich ist. Deshalb möchten wir seinem Verfasser eben die Hand schütteln. Er zeigt uns wieder einmal, wie ärmlich und eng und feige die berühmte „impassibilité" der Artisten ist, wie sie sich durch ihre Unpersönlichkeit und Teilnahmslosigkeit selbst betrügen! Nein — der Dichter soll mit seinem leidenschaftlichen Herzen offen hervortreten, er soll in Liebe und Zorn Partei ergreifen, er soll mit jedem seiner Werke Zeugnis ablegen von der Entwicklungsstufe, die er gerade erreicht hat. Nur wer selber glüht, wird uns entzünden.

Er braucht deshalb noch lange kein Tendenzmeier zu sein. Das ist auch unser Karl Adolph nicht. Er gibt nicht bloße Elends- und Zustandsschilderungen im Anklagegeschmack wie einst der Naturalismus. Es fällt ihm nicht ein zu behaupten, daß die Welt der Tiefe bloß grau wäre und daß alle Töchter des Volkes die Opfer ihrer Armut und Schönheit würden. „Alle Töchter sind net gleich," läßt er den Kellerlacher in seinem letzten Briefe schreiben, und verschieden wie die Menschen ist ihr Los. Fünf Mädchenschicksale rollt er vor uns auf. Da ist die Reserl, die von Mädchenhändlern in Budapester Freudenhäuser verschleppt wird; die Mirzl, die sich aus Furcht vor der Schande vergiftet; die Tini, die das geborne Dirnchen ist und sich ein behagliches Leben schafft; die Annerl, die einen schlichten Mann ihrer Kreise heiratet und eine gute, tüchtige Geschäftsfrau wird; die Poldi, die das große Los zieht und von der wir etwas mehr sagen müssen. Die Poldi nämlich ist Karl Adolphs Liebling, sie ist die ideale Heldin, sie hat einen Bruder, der Zuhälter, und eine Schwester, die Dirne ist, aber sie selbst blüht wie eine Lilie aus Dürftigkeit und Elend, ist unmenschlich brav, unmenschlich arm, unmenschlich schön: die Tugend, die zuletzt zur reichbesetzten Tafel geführt wird. Ein Künstler heiratet sie, ein „reckenhafter, siegfriedsgleicher Sänger", der „über alle Maßen schön und männlich" ist, und liebliche Kinder umspielen sie in der glücklichsten Ehe. Das ist der köstliche Lohn ihrer Bravheit.

Da zuckt wohl ein Spottlächeln in den Mundwinkeln, aber es verschwindet bald. Gewiß mahnt diese ganze Poldi an die klischierten Engel der Kolportageromane, die zuletzt den Grafen kriegen, doch wenn sie selbst nicht als echt bezwingt, so bezwingt die echte Liebe und Freude, mit der Karl Adolph jeden Preis des Lebens in ihre Hände legt. Das ganze übrige Werk sagt höchst realistisch: So ist das Leben! Aber vor der Poldi heißt es: So kann es auch einmal sein und so sollte es immer sein! Darüber zu höhnen bringe ich nicht fertig, denn in ungeschicktester Form ringt sich hier ein heißer, starker, gefühlsechter Glaube an eine „göttliche Weltordnung" aus den Tiefen. Er macht die literarischen Unmöglichkeiten am Ende wett, besonders da sämtliche übrigen Gestalten auf festerem Grund und Boden stehn. Man könnte allerdings finden, daß in diesem Töchterroman überhaupt nicht die Töchter, sondern ihre Väter die stärkere Lebenskraft abbekommen haben. Gegen die beiden „Spezi", die „Standratschen" und den Kellerlacher, kann sich nichts Weibliches behaupten, selbst die Tini Trümmler nicht, und es steigt einem eine kleine dumme Rührung auf, wenn die Schimpffreundschaft der beiden „Fiaker" sich zuletzt im Ernsten so schön bewährt. Auch der Hausmeister, der einarmige Vater Schaumann, der liebenswürdige Lump und „Drahrer" Herr Müller, der „a großer Fallot" ist, sprechen noch zu uns, wenn das Buch selbst schon längst zu Ende ist. Und höher wieder als die einzelnen Gestalten steht das Gesamtbild. Man braucht niemals in Wien gewesen zu sein und wird doch jeden Schwur leisten, daß es bis zum i-Tüpfelchen echt und richtig gesehen ist.

Davon zeugen nicht nur die saftig-volkstümlichen Schimpfszenen, die man reichlich bewundern kann, davon zeugt auch sonst jedes Blatt. Es ist kein mühsames Zusammentragen von Einzelzügen, es ist ein überreiches Schöpfen aus natürlichem Besitz. Das auf fast vierzig Seiten geschilderte Begräbnis des Hausmeisters, das Begräbnis, zu dem selbst der Lueger kommt, ist in seiner Art ein Kabinettstück, und die Hochzeit mit dem Polsterltanz bleibt nicht weit dahinter zurück. Am allermeisten jedoch schätze ich an diesem Milieuroman — ich wiederhole es — die Wärme des Herzens, die offene Liebe, mit der sich Karl Adolph tröstend, mitleidend, moralisierend und reflektierend zu seinen Gestalten herabbeugt. Er lacht mit ihnen und weint mit ihnen, er empört sich für sie und verläßt keinen, ehe er ihn an seinem Platze weiß. Wenn er dann mit einem herzlichen Lebtwohl von den Leuten scheidet, so fühlt man, daß dies kein Literatentrick ist, sondern daß er wirklich von Menschen Abschied nimmt, mit denen er in Freude und Sorge zusammen gelebt hat. Deshalb möchte ich zum Schlusse auch die kritischen Leser bitten: laßt euch von den mancherlei Plattheiten, den komischen Trivialitäten, den erzählerischen Ungeschicklichkeiten dieses Volksromanes nicht abschrecken, sondern fühlt darin und dahinter jenes reiche und warme Herz, das den Dichter macht, empfindet darin die Treue, Ehrlichkeit und gesunde Sittlichkeit eines aufringenden, ob auch im Geschmack noch nicht geläuterten Menschen, bereichert euch an dem natürlichen Lebensgehalt, der echten Realität, die hier geboten werden!

Ich weiß nicht, ob Karl Adolph seinen Landsmann, den Reichsritter **Walter von Molo**, auch zu jenen „Grafen und Begleiterscheinungen" rechnet, die er grundsätzlich ablehnt! Wenn er auf die richtigen Bücher von ihm gestoßen ist, macht er mit ihm vielleicht eine Ausnahme. Denn Walter von Molo hat ja ein paar sehr starker und tüchtiger Werke geschaffen, die weder zur Ästheten- noch zur „seligen Schmälzl"-Literatur gehören. Seinen größten Erfolg hat er mit seinem mehrbändigen Schiller-Roman errungen, dessen dritter Teil nun unter dem Titel „**Die Freiheit**" vorliegt (Berlin, Schuster & Löffler). Aber gerade mit diesem Zyklus von Schiller-Romanen kann ich zu meinem Leidwesen nicht mit. Ich bemühe mich bei jedem neuen Bande aus Leibeskräften, in ein Verhältnis dazu zu kommen; ich sage mir vor, daß die gesamte zeitgenössische Kritik mit Flöten und Schalmeien das Werk begrüßt hat; ich mache mir klar, daß das Publikum sein Placet gegeben und zehn Auflagen schon heut gekauft hat. Es nutzt alles nichts; aus der Brust will kein Echo antworten.

Der neue und dritte Band behandelt die Jenenser Zeit von 1790 bis 1794, die ersten Professoren- und Ehejahre. Wie der Titel andeutet, ringt sich Schiller darin zur „Freiheit" durch. Er läßt den Sturm und Drang hinter sich; er beruhigt sich; er befreundet sich zuletzt mit Goethe. Aber Walter von Molo hatte nach meinem Gefühl die „heroische Überreizung" des Dichters so gewaltsam übersteigert, daß es ihm jetzt schwer fällt, den Weg zur Mäßigung und Ruhe zu finden. Wir sind nicht ganz überzeugt, wir atmen nicht in Freiheit auf. Auch der Schiller dieses dritten Bandes ist doch eigentlich ein unangenehmer Patron. Mein ursprünglichster Gedanke, als ich zu Ende gelesen hatte, war doch der: Gottlob, daß ich mit solchem Menschen nicht zu verkehren brauche! Denn was tut er eigentlich? Er benimmt sich wie ein schwer Nervenkranker, posiert Kraft, stampft schäumend auf, sieht mit gekrampftem Blick um sich, keucht, ballt die Fäuste — und eigentlich alles ohne Grund. Wenn seine arme Frau oder seine Mutter ihm nahen oder ihm einen Rat zu geben wagen, so tritt ihnen „der Angstschweiß" auf die Stirn. Dabei — das ist die große Klippe aller Dichterromane — sieht man nicht recht, auf welche Leistungen hin dieses Genie eigentlich berechtigt ist, seine Freunde zu brüskieren und seine Angehörigen zu malträtieren. Man ersetze den Namen Schiller durch den Namen Meyer — und jeder wird mit mir einig sein, daß der grausliche Kerl in ein Sanatorium gehört. Diese letzte Probe besteht der Moloſche Roman also nicht, und deshalb kann ich keinesfalls daran glauben, daß das deutsche Volk sich das hier gegebene Schillerbild wird aufzwingen lassen. Es ist gewiß in hundert Einzelzügen richtig, aber in seiner Totalität dennoch falsch. Neben allem Krampfhaften und Gewaltsamen, Überreizten und Ungesunden hatte der Dichter in der geschilderten Zeit doch auch harmlose und heitere Stunden, wie uns Karoline von Wolzogen ausdrücklich bestätigt, und gerade sie fallen bei dem zeitgenössischen Erzähler unter den Tisch. Wie sehr er alles der Wirklichkeit gegenüber emportreibt und aufbauscht, zeigt die letzte Szene: die berühmte Unterhaltung Goethes und Schillers beim Verlassen der Naturforschenden Gesellschaft. Wir haben darüber Goethes Bericht; wir wissen, daß sich die beiden wegen der „Urpflanze" aneinander geratenden Poeten nach diesem ersten größeren Gespräch mit Hochachtung trennen. Bei Molo sinken sie sich schluchzend an die Brust, halten sich umschlungen, und Schiller sagt zu Goethe: „Seien wir Gott, in der Gemeinsamkeit!" Das ist eine unmögliche Vorstellung. Und da sich alles andere mehr oder minder auf ähnlich outrierten Bahnen bewegt, kann ich zu meinem Bedauern meine ablehnende Haltung dem Gesamtwerk gegenüber nicht aufgeben und nicht einschränken. —

Trotzdem hat sich Walter von Molo doch ein großes Ziel gesteckt, und es ist nicht unrühmlich, da zu unterliegen. Der Respekt vor ihm leidet nicht darunter. Ich wünschte, ich könnte wenigstens dies auch von dem dritten Erzähler sagen, von **Georg Wasner**,

der vor Jahren als Fontane-Schüler ganz erfreulich begann. Aber vor seinem neuen Roman „Eine Berlinerin“ (Berlin, E. Fleischel & Co.) sind alle meine warmen Hoffnungen in so eiskaltes Wasser gefallen, daß die erstarrten wahrscheinlich nie wieder erwachen werden.

Die „Berlinerin“, die hier urbi et orbi präsentiert wird, hat einen gewöhnlichen Namen — Frau Lehmann —, aber ein ungewöhnliches Vermögen — zwölf Millionen. Sie ist die elegante femme de trente ans, dazu kinderlose Witwe, eine kluge, geschmackvolle, unphiliströse, nach großem Stil strebende Person. Ein „richtiggehender“ Prinz, Vetter eines Großherzogs und nächster Anwärter am Thrönchen, verliebt sich in sie. Er will sie heiraten. Der junge Großherzog, der diese Heirat schon aus dynastischen Rücksichten nicht zugeben kann, besucht Frau Lehmann und ist entzückt, nicht eine Gegnerin, sondern eine Verbündete zu finden. Denn sie denkt nicht im Traum daran, den Prinzen zu erhören. Damit könnte normalerweise eigentlich alles erledigt sein. Aber wo bliebe dann der Roman? Er fängt jetzt erst zu blühen an. Frau Lehmann will ihr Werk krönen und dem sympathischen Großherzog behilflich sein, den Vetter zu kurieren. Vielleicht hat sie auch sonst noch subtile, von schnurriger Romanpsychologie gelieferte Gründe — kurz sie verspricht, im Engadin mit den Fürstlichkeiten zusammenzutreffen. Und da der Großherzog offiziell mit Frau Lehmann ohne Aufsehen nicht gut verkehren kann, so kauft sich die nette Dame vorher rasch einen degenerierten Grafen, der nach der Ehe sofort abgeschoben wird ... alles aus purer Gefälligkeit. Wie ein anderer zwanzig Mark verpumpt, geht sie eine Scheinehe ein. Und dann verliebt sich der Großherzog selber in sie und sie in ihn, dann kommt der Strohmann, der Scheingatte, nachgereist und erschießt sich beinah aus Versehen, dann gibt es Klatsch und Szenen, und dann feuert man das Buch wütend in die Ofenecke oder meinetwegen auch gegen die Zentralheizung. Und je nach Temperament stößt man ‚Affenkomödie‘ oder etwas Ähnliches durch die Zähne.

In der ahnungsvollen Verlegeranzeige wird übrigens betont, daß solche moderne Berlinerin „in Wirklichkeit vielleicht noch nicht besteht“. Wir wollen es doch deutlicher sagen. Diese Papiermotte ist am Schreibtisch entstanden, und ein Schlag mit der Fliegenklatsche beseitigt sie.

Da hat der Nachfolger leichtes Spiel. Julius Havemann, durch anmutige, aber vielleicht etwas konventionell-unkräftige Lyrik und einen Roman aus der Zeit der Freiheitskriege bekannt, hat einen neuen Roman „Schönheit“ geschrieben (Leipzig, Gideon Karl Sarasin) — einen Roman, der in das Venedig der sinkenden Renaissance führt. Große Namen umschwirren uns: Tizian der Alte steht neben seiner Tochter Lavinia; Bordone, Tintoretto, Veronese kunden außer ihm den Ruhm der venezianischen Malerschule; Pietro Aretino, der erste große Revolverjournalist der Welt, erpreßt durch seine Lettere ein Vermögen. Um sie herum das farbige, prunkvolle, orientalisch-üppige Leben der meerbeherrschenden Lagunenstadt: auf goldstrotzendem Schiffe, dem Bucintoro, vermählt sich der Doge dem Meer; über Hermelin und Brokat, Seidengewänder und Juwelen schwebt das Banner mit dem Markuslöwen; unbeweglich wie Masken, in schwarzen oder roten Talaren, sitzen die Inquisitoren und halten Gericht; berühmte Dirnen, wie Königinnen thronend, kommandieren den Wirbel der Lust und das Fest der Schönheit; über die Kanäle hallt, von jauchzenden Stimmen aufgenommen und emporgetragen, die Siegeskunde von Lepanto.

Und weiter? Ach, weiter geht es eigentlich nicht! Alles nur Bilder, von sehnsüchtiger Phantasie brennend koloriert. Das große Muster etwa Flauberts „Salambo“. Die Schilderung erstickt mit üppigen Ranken die geringen und verworrenen Ansätze zu einer Handlung. Was eine Dichtung werden sollte, wird bloß ein Gemälde. Lichtreflexe werden wichtiger als Empfindungen, Farbennuancen wichtiger als Menschen. In honiggoldnen, weinroten, violetten, scharlachnen, silbernen und anderen Tinten ertrinkt jedes höhere Interesse. Mühsam sucht man sich die von der unglücklichen, unübersichtlichen Komposition nicht getragene, sondern verschüttete und erdrückte Idee des Romans zusammen. Das von der Dirne Veronica Franco und dem Freibeuter Aretino beherrschte Venedig taumelt trotz seines Glanzes dem Abgrund zu. Der goldene Tag der Renaissance verglüht; zeitweilige Erfolge halten den Sturz der Republik nicht auf; Laster entkräften die Jugend; die Pest frißt den letzten Rest von Kraft und Stolz. Und dem prunkenden Hexensabbat gegenüber Tizian, der große Meister, der Licht und Liebe über diese Welt ergoß, sie adelte, beseelte und doch unverstanden und einsam blieb. Mit ihm stirbt Venedigs Seele. Eine Schönheit ohne Seele und Sittlichkeit aber führt nicht zum Leben, sondern zum Tod.

Diese ihm wahrscheinlich vorschwebende Leitidee hat Julius Havemann nicht herausgebracht. Er ist wohl ein Dichter, aber einer, der von einer gewissen Unkraft genötigt wird, Phantasieberauschung zu treiben und aus Nebendingen Hauptsachen zu machen. —

Reizvoller als viele Romane ist eine Art Wandertagebuch von Marie von Bunsen: „Im Ruderboot durch Deutschland“ (Berlin, S. Fischer). Die Enkelin des bekannten preußischen Staatsmannes und Freundes Friedrich Wilhelms IV. bietet die beste Reisegesellschaft, die man sich denken kann. Sie hat den sicheren Blick für Menschen und Landschaften, ist historisch und ästhetisch durchgebildet in der Art der edelsten Dilettanten, kennt Europa und ein paar andere Erdteile, hat das selbstverständliche Auftreten, die Ge-

lassenheit und Anpassungsfähigkeit vielerfahrener Weltleute und besitzt genug Persönlichkeitskraft und Eigenwilligkeit, um immer zu fesseln. Mit einem Hündchen, einem Revolver und einem guten Gewissen bestieg sie mutterseelenallein ihr kleines Sportsboot und fuhr nach Lust und Laune deutsche Flüsse entlang ... bald die Nächte im Freien kampierend, im Jagdsack geborgen und vom Schilf überrauscht, bald am Wasser gelegene Dorfwirtschaften aufsuchend. Erst ist es die Havel, dann die Werra und Weser, endlich die Oder, auf denen ihr Ruderboot dahingleitet. Auf jede Wanderfahrt bereitet sie sich durch eifrige Lektüre vor, wie wir Deutschen es sonst nur tun, wenn wir zum erstenmal nach Italien reisen. Ganz stilgerecht liest sie an der Havel „Die Hosen des Herrn von Bredow", an Werra und Weser die Germania und die Annalen des Tacitus, an der Oder die Erinnerungen Hans von Schweinichens. So läßt sie gern auch Gestalten oder Ereignisse der damit verknüpften Sage und Geschichte bei den einzelnen Stationen ihrer Flußfahrten emporsteigen, aber doch nur, soweit sie menschlich interessant sind. Es sind nur Streiflichter. Denn ihr ästhetischer Sinn ist stärker als ihr historischer, und das gibt ihrem Buch die eigene Note. Sie entzückt sich immer wieder an Natur- und Kunstformen. Wie wunderbar die mattgraugrünen Blätter zu den zitronengelben Blüten der Lupinen stimmen; wie herrlich wechselnde Lichter und Reflexe es gibt, als eine weißleuchtende Entenschar über die „tiefgrünbraune" Spiegelung des baumbestandenen Ufers schwimmt; welch ein phantastisch dekoratives Motiv eine auf einem Uferpfahl sitzende Möwe bildet! Dem Zauber altmodischer Gärten stellt sie die „Greuel des entarteten, des gebildeten Gartens" gegenüber, und je weiter sie rudert, um so mehr wird die kluge Beobachterin zur strengen Richterin und Anklägerin. Sie wird nicht müde, den barbarischen Geschmack des 19. und 20. Jahrhundert schmerzlich und grimmig zu beklagen. Es jammert sie, daß der intime Reiz der märkischen Dörfer durch schlimmste Vorstadtprosa, durch diese schauderhaften Häuser mit Stuckornamenten und kahlen Brandmauern so trostlos vernichtet wird; sie empört sich über die gelehrten „stilvollen" kostspieligen Restaurationen, die den architektonischen Herrlichkeiten Europas so verhängnisvoll geworden sind. Wie wenig unverdorbene, „unverschönte" Baudenkmäler gibt es in Deutschland noch! Und welch Glück, wenn sie gelegentlich ein schönes altes Möbelstück, eine schön gewölbte Brücke, ein Haus aus guter Zeit findet! Welche Freude, wenn sie alte, verschlafene, liebevoll gebaute Städte für sich entdeckt: Allendorf und Lemgo, Stadthagen und Küstrin! Und durch die ganze Mannigfaltigkeit der landschaftlichen und architektonischen Werte Deutschlands führt sie uns so hindurch, plaudernd, urteilend, beobachtend, historische Schatten beschwörend, immer jedenfalls mit eignen Augen sehend. Daß alles direkt an Erlebnisse des Tages anknüpft, steigert den Reiz, und noch wenn Marie von Bunsen in die weichen, lastenden Pfühle des Dorfgasthofes versinkt, schüttelt sie seufzend und lächelnd den Kopf über die Bettfrage im Deutschen Reich und ruft Nietzsche zu Hilfe, der mit Recht fragt, wie man Stilgefühl und eine verfeinerte Kultur von einem Volke verlangen könne, das zum Vergnügen allnächtlich schmort. Also gewiß ein anregendes Buch, aus dem jeder etwas mitnehmen kann. Ob hier nicht am Ende die Gefahr einer ästhetischen Überkultur naheliegt, ist eine zweite Frage, die jeder selbst entscheiden mag.

Auf ihrer Havelfahrt besuchte Marie von Bunsen auch das Schloß des Grafen Königsmark am Plauer See und sah dort das Bild des Grafen Philipp Christoph, der mit der Kurprinzessin Sophie Dorothea von Hannover, der Gattin des späteren Georg I. von England, eine Liaison gehabt haben soll. Der Graf besuchte sie eines Abends und kam nie wieder zum Vorschein; die unglückliche Fürstin wurde auf Lebenszeit gefangen gesetzt. Es war ein in der Schuldfrage bis heut undurchsichtiger europäischer Skandal. Nun erklärt Marie von Bunsen, im Schloßarchiv von Plaue lägen noch unentzifferte Bündel von Liebesbriefen des Paares. Eine solche Notiz muß man weitergeben. Sturmlauf, Sturmlauf, ihr jungen Historiker! Wer sich aber des näheren über die düstere Hofgeschichte unterrichten will, der lese einmal von Lulu von Strauß und Torney das Büchlein „Aus der Chronik niederdeutscher Städte" (Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhandlung). Es ist zwar schon vor einiger Zeit erschienen, aber eine neue Auflage mag auch heut noch den Hinweis rechtfertigen. In dem Abschnitt „Celle", der Hofgeschichten aus dem alten Schlosse erzählt, berichtet die Bückeburgerin die alte Tragödie. Aus der Überlieferung anderer Städte greift sie andre zeitcharakteristische Episoden heraus. Lüneburg liefert das Muster des im 14. Jahrhundert tobenden Kleinkrieges zwischen Fürsten und Städten; Braunschweig gibt mit „Lüdeke Hollandes Schicht" eine Probe der Zünfte-Aufstände; Lübeck illustriert die Glanzzeit der Hansa, Hildesheim die religiösen Kämpfe der Reformationszeit, Halberstadt das typische Ortsschicksal während des Dreißigjährigen Krieges; nach Göttingen ruft uns die Gründung der Universität, nach Minden eine Episode des Siebenjährigen Krieges. In prachtvoller Sinnlichkeit, Lebendigkeit und Anschaulichkeit rollen sich die wechselnden Bilder ab; manchmal weht uns Balladenluft an, öfter noch glaubt man historische Novellen zu lesen. Man fühlt, hier spricht eine echte Dichterin. Es ist nie zu spät, solch ein schicksalreiches, tüchtiges Buch zu empfehlen, an dem sich auch der allmählich fast schon sagenhaft gewordene deutsche Bürgerstolz wieder entzünden könnte.

Illustrierte Rundschau

Neue deutsche Porzellankunst — Einbände von Heinrich Wieynk — Handarbeiten von Gertrud Lorenz — Landhäuser von Herm. Muthesius — Zu unseren Bildern



Tänzerin. Von Erna von Langenmantel

Wer heut durch die Straßen unserer Städte wandert — keineswegs nur der Großstädte — trifft sicher bald auf ein Geschäft, das in seinen Schaufenstern künstlerisches Porzellan ausstellt; es ist das das schönste Zeichen, daß solches Porzellan wieder im Vordergrund des Interesses steht, daß sich nicht nur ein engerer Kreis von Sammlern (die hat es immer gegeben) mit ihm beschäftigt, daß man vielmehr allgemein die hervorragenden, in gewisser Weise unübertrefflichen schmückenden Eigentümlichkeiten der Porzellankunst neu schätzen gelernt hat. Eine Zeitlang besaß, schien es, das dänische Porzellan überlegene Anziehungskraft. Allmählig aber haben unsere deutschen Manufakturen, die staatlichen wie die guten privaten — es gibt auch schlechte! — entschieden an Terrain gewonnen. Daß dem so ist, daß wir heut von einer neuen deutschen Porzellankunst sprechen können, die der Kopenhagener nicht nur ebenbürtig, sondern ihr in manchem, vor allem durch eine reiche Skala satter, leuchtender Unterglasurfarben, überlegen scheint, ist in erster Linie darauf zurückzuführen, daß unsere großen Manufakturen für ihre Institute Künstler zu gewinnen wußten, die diesem Schaffensgebiet noch fern standen, und ihnen Gelegenheit gaben, sich mit den Eigenheiten der Porzellanplastik und den mancherlei Schwierigkeiten der Porzellantechnik vertraut zu machen. So kam auch Joseph Wakkerle, der oberbayerische Holzschnitzer, an die Nymphenburger Manufaktur, die ihm die Möglichkeit bot, seine urwüchsige, eigenartige Begabung an einer langen Reihe graziöser Porzellanfigürchen ungehindert zu entwikkeln, und die nicht zuletzt seiner Mitarbeit den künstlerischen Aufschwung des letzten Jahrzehnts verdankt. Die Gruppe der spanischen Tänzer ist nicht nur eine seiner reifsten



Dose mit sogen. Balkandekor Entwurf: Behrmann. Ausführung: Porzellanmanufaktur Heubach A.-G. in Lichte

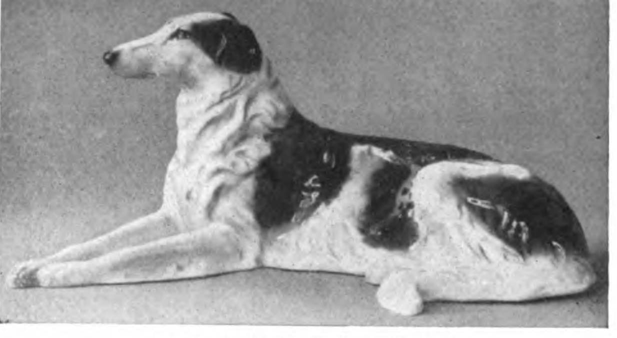


Spanische Tänzer. Von Joseph Wackerle
Ausführung: Kgl. Porzellanmanuf. Nymphenburg


Modefigur 1913. Von Th. Harth
Ausführung: Porzellanmanufaktur Ph. Rosenthal & Co. A.-G. in Selb


Modefigur 1914. Von Th. Harth
Ausführung: Porzellanmanufaktur Ph. Rosenthal & Co. A.-G. in Selb

Schöpfungen, sondern überhaupt eine der besten modernen Arbeiten der Manufaktur. Die Lebendigkeit der Bewegung, die weichen Formen der geschmeidigen Tänzerin, der ganze Aufbau der Gruppe mit den pikanten Überschneidungen und dem Spiel huschender Lichter ist voller Anmut und Grazie. Unter den Tierplastikern der Manufaktur ist Theodor Kärner an erster Stelle zu nennen, der in Haltung und Bewegung ein getreues Abbild der Tiere gibt und auch ihre Wesensart überraschend echt trifft. Seine Tierfiguren sind nicht dekorativ wie die Papageien und Affen Wackerles, sondern mit einem Naturalismus, der fast an die äußerste Grenze des im Porzellan Möglichen geht, bis ins kleinste Detail liebevoll durchgearbeitet. Wie er das lockige Fell des Windhunds und das Federkleid der Pfauhennen wiederzugeben weiß, ist charakteristisch für die Art seines Schaffens, die ernste Naturbeobachtung mit einem klaren Blick für das Wesentliche der Form und absoluter Beherrschung der Technik vereinigt. Diese Tierfiguren zählen ohne Zweifel zu den liebenswürdigsten Schöpfungen der modernen Porzellankunst. Aber auch die Fabrik von Ph. Rosenthal in Selb, die in ihrer künstlerischen Abteilung von Jahr zu Jahr größere Erfolge erringt, ebenso wie die Thüringer Manufaktur von Heubach leisten gerade in der Tierplastik erstaunlich Schönes. Sehr reizvoll sind ferner die von Th. Harth modellierten Modefiguren der Rosenthalschen Fabrik, die nun schon im dritten Jahre derartige allerliebste Püppchen liefert; dereinst wird der Sammler sich wahrscheinlich um sie bemühen wie heut um die graziösen Gestalten aus der besten Zeit Meißens oder Frankenthals. Ganz eigene Wege endlich geht, unabhängig von den Großbetrieben, Fräulein Emma von Langenmantel in München, die Tochter des bekannten Malers und Lehrers an


Barsoi „Yarks Ural". Von Valentin
Ausführung: Porzellanmanufaktur Ph. Rosenthal & Co. A.-G. in Selb


Russischer Windhund. Von Theodor Kärner
Ausführung: Kgl. Porzellanmanufaktur Nymphenburg

der dortigen Kunstgewerbeschule, Ludwig von Langenmantel, von der wir die originelle Tänzerin reproduzieren.

Die altberühmte Berliner Manufaktur gab zur Feier ihres 150 jährigen Bestehens im Verlag von Reimar Hobbing eine prachtvolle Festschrift heraus. Unserem alten, treuen Mitarbeiter Heinrich Wieynk wurde der ehrenvolle Auftrag, für dieses glänzend ausgestattete Werk den Einband oder vielmehr die Einbände zu entwerfen; außer für die allgemeine Ausgabe nämlich noch für das Widmungsexemplar, das dem Kaiser überreicht werden durfte. Unsere Abbildungen beweisen, daß sich Wieynks erlesener Geschmack auch diesmal bewährt hat. Heinrich Wieynk ist übrigens kürzlich als Nachfolger von Prof. Kumsch zum Vorstand der Königlichen Kunstgewerbebibliothek und als Lehrer an der Kunstgewerbeschule nach Dresden berufen worden. —

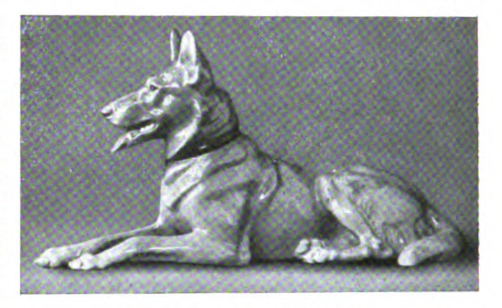


Eisvogel. Von Paul Zeiller
Ausführung: Heubach A.-G. in Lichte

Unsere Monatshefte sind an dieser Stelle als eine der ersten unter den großen deutschen Zeitschriften von Anbeginn der Bewegung lebhaft und energisch für unser neues Kunstgewerbe eingetreten: in aller Bescheidenheit gesagt, wir rechnen uns das zum besonderen Verdienst an, zumal dies Eintreten in der ersten Zeit keineswegs ohne Kampf und Beschwer möglich war. Wenn wir aber heut in unseren Jahrgängen zurückblättern, müssen wir uns freilich sagen, daß wir dann und wann auch den Überschwang der Werdenden gefeiert haben, wo es vielleicht nicht gerade nötig war. Und doch gereut es uns nicht, denn ohne diesen gärenden Most hätt's nimmer edlen Wein gegeben. Den Wandlungsprozeß aber, den unser Kunstgewerbe etwa vom vielberufenen Jugendstil bis zur heutigen Geschmacksklärung durchmachen mußte, den können wir vielfach auch im Schaffen der einzelnen Mitstrebenden verfolgen. Wenn man z. B. die Arbeiten von Frau Gertrud Lorenz und an ihnen den Entwicklungsgang der Künstlerin verfolgt hat, kann man eine gewisse Selbsterziehung zu ruhiger Sachlichkeit darin beobachten, die auf der Erkenntnis fußt, daß die Struktur eines jeden Gegenstandes sich in erster Linie den ernsten Gesetzen seines unmittelbaren Zwecks zu unterwerfen hat. Es ist interessant zu beobachten, wie die Künstlerin von dem krausen Linienspiel ihrer ersten Arbeiten zu einfacheren rein geometrischen Mustern gekommen ist und neuerdings wieder an Naturformen erinnernde Motive bevorzugt, deren streng rhythmische Anord-



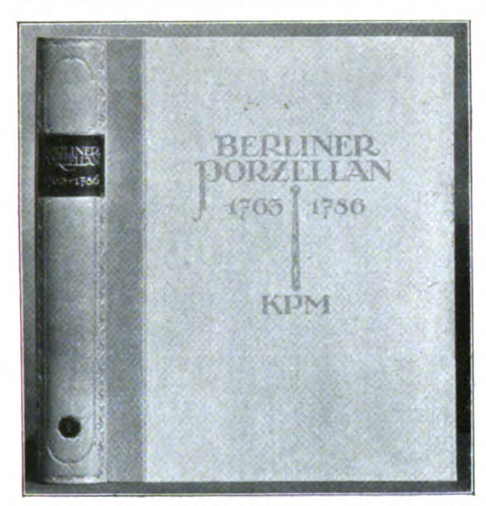
Pfauhennen. Von Theodor Kärner
Ausführung: Kgl. Porzellanmanuf. Nymphenburg



Schäferhund. Von A. Pflug
Ausführung: Heubach A.-G. in Lichte



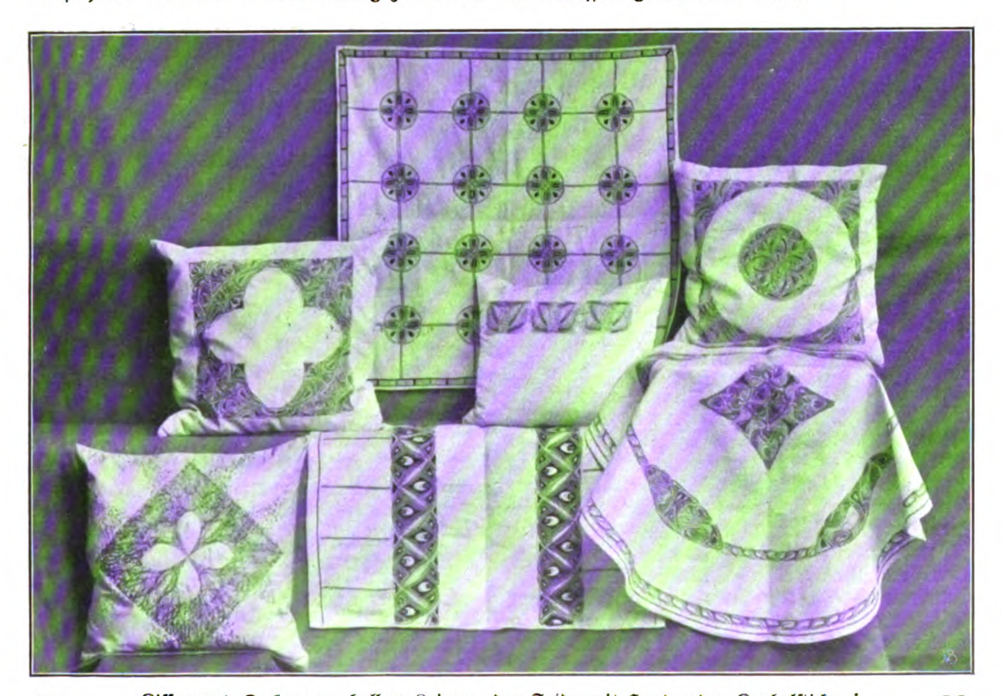
Ente. Von Willy Zügel
Ph. Rosenthal & Co. A.-G. in Selb





Einband für die Festschrift der Kgl. Porzellanmanufaktur Berlin zu ihrem 150jährigen Bestehen
Entworfen von Heinrich Wieynk. Ausgeführt von der Berliner Buchbinderei Wübben & Co. Verlag von Reimar Hobbing in Berlin. Links der Halbfranzeinband der gewöhnlichen Ausgabe, rechts der des in rotem Leder ausgeführten Widmungsexemplars für den Kaiser

nung dem Ganzen Ruhe und Schönheit gibt. Sorgfältig gewählte Farben verleihen diesen Arbeiten Abwechslung und einen Reichtum an Ausdrucksformen. Besonders hübsch erweisen sich die Arbeiten auch in der Verbindung mit geschmackvollen Korbmöbeln, wie wir sie diesmal nach Entwürfen von Julius Skarba aus der Fabrik von Mosler-München vorführen. So weite Verbreitung zumal die Korbsessel in allen nur erdenklichen Formen gefunden haben, es wird immer noch vielfach übersehen, daß sie der Ergänzung durch bequeme Kissen bedürfen. Zumal in unseren modernen Karawansereien, die für ihre Hallen die Korbmöbel gar nicht mehr entbehren können, sollte man nicht übersehen, daß die rechte Behaglichkeit erst durch reichliche Verwendung von Kissen gewonnen wird. —



Kissen und Decken aus hellem Leinen oder Seide mit Hand- oder Kurbelstickerei
Entwurf und Ausführung: Gertrud Lorenz, Dresden

Hermann Muthesius hat sich im Bau von Landhäusern, bei all seiner sonstigen umfassenden und vielseitigen Tätigkeit, etwas wie eine Spezialität geschaffen. So schmuck und anziehend aber diese seine Landhäuser in ihren guten Proportionen und der sorgfältigen Durcharbeitung der äußeren Erscheinung wirken, ihr eigentlicher Wert sitzt im Inneren, in der Aufteilung, Anordnung und Verbindung der einzelnen Räume. Wie kaum ein zweiter deutscher Architekt hat Muthesius die Grundsätze vernünftigen Bauens und behaglichen Wohnens mit seinen weit verbreiteten Landhausbüchern gelehrt. Was er jahrelang so nur theoretisch verfechten konnte, hat er nun schon in einer stattlichen Reihe von Wohnhausbauten praktisch betätigt. Wer ein Haus von Muthesius kennen und beurteilen will, darf also nicht nur von der äußeren Form ausgehen; er muß vielmehr nicht nur die Grundrisse, sondern auch den Lageplan studieren, die zu den hier abgebildeten Häusern in seinem Buche „Landhäuser" (F. Bruckmann A.-G. München) veröffentlicht wurden. Vor allem kommt es ihm darauf an, das Haus an den günstigsten Platz des Grundstücks zu stellen, um ihm so alle Vorzüge, welche Baugelände und Sonnenlage bieten, zu sichern. Charakteristisch für seine Art, auch aus Unebenheiten des Baugrunds Vorteil zu ziehen, ist das Haus Wegmann, wo eine das Grundstück durchschneidende Böschung die ganze Anlage bestimmt hat, so daß das Haus gleichsam mit einem Fuße auf dem Unterland, mit dem anderen auf dem Oberlande steht. Die günstigste Sonnenlage konnte so nicht nur für die Hauptwohnräume im Obergeschoß, sondern auch für die Wirtschaftsräume und ein großes sonniges Kinderzimmer im Untergeschoß ausgenutzt werden. Aus den gleichen Erwägungen wurde auch das Landhaus in Harleshausen ganz an den oberen Rand des stark nach Süden geneigten Grundstücks gerückt, um dem Haus die sonnige Südlage zu geben und zugleich die Aussicht auf Wilhelmshöhe und Herkules zu erschließen.



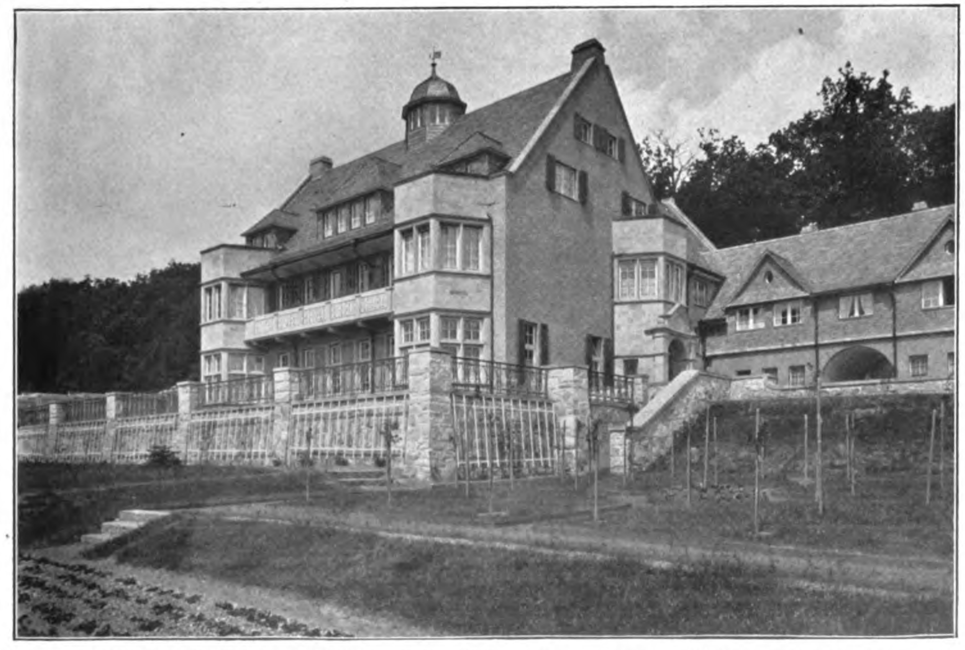
Korbmöbel nach Entwurf von Julius Skarba. Ausgeführt von Julius Mosler, Hofkorbwarenfabrik, München. Stickereien von Gertrud Lorenz, Dresden

Eine stattliche Reihe farbiger Einschaltbilder schmückt auch diesmal unser Heft. Da ist zunächst das Titelbild, ein graziöses und zugleich kraftvolles Frauenporträt des Stuttgarters Oscar Obier, fein in der Farbenwahl, sehr geschickt in der Anordnung auf dem graulichten Hintergrund; dann, zwischen S. 168 u. S. 169, die große „Prozession" von Wilhelm Blanke, dem 1873 in Unruhstadt geborenen Künstler; weiter eine heitere, stimmungsreiche Frühsommerlandschaft von Fritz Freund (nach S. 176) — notabene einem Juristen, der erst später zur Palette griff. Von Karl Huck in Wien konnten wir eine ganz eigenartige Gebirgslandschaft „Schei-



Haus Wegmann in Rhede. Entworfen von Hermann Muthesius-Nikolassee

dende Nacht" erwerben (zw. S. 256 u. S. 257), von Prof. Hans Herrmann eines seiner liebenswürdigen, frischen Holländer Bilder, den „Fischmarkt" (n. S. 272). Eine etwas ausführlichere Würdigung möchte ich dem schönen, zw. S. 208 u. S. 209 eingeschalteten Kunstblatt „Rosen" von Helene Lange zuteil werden lassen. Das Blatt ist nach einer fast in Vergessenheit geratenen Technik, dem alten guten Steindruck, reproduziert, der freilich in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in ein so schlechtes Fahrwasser gelangt war, daß man glauben mußte, er habe für ewige Zeiten abgewirtschaftet. Jetzt erlebt er seine Auferstehung. Bei uns und in Frankreich ist es vornehmlich das Plakat, das an der Neubelebung des Steindrucks das Hauptverdienst trägt. Gewarnt durch den Verfall, in den der Steindruck und namentlich der Farbensteindruck schon einmal während seiner Laufbahn geraten ist, dadurch, daß er auf marklose, weichliche Wirkungen ausging, die schließlich in den berüchtigten „Öldrucken" ausarteten, haben unsere Künstler es auf einfache, kräftige Behandlung auch im Farbensteindruck abgesehen. Möglichst



Landhaus in Harleshausen bei Cassel. Entworfen von Hermann Muthesius-Nikolassee

wenige Farben in einer Weise gegenübergesetzt, daß man die Handschrift des Künstlers deutlich erkennt, ist das neuzeitliche, durchaus berechtigte Ideal geworden.

Zweifellos ist es ein schönes Ding um die Einfachheit und die Kraft. Aber der ausschließliche Weg ist das nicht. Whistler hat entzückende, zart hingehauchte Figurenskizzen auf den Stein lithographiert, Legros hat sensibel fein und weich modellierte Bildnisse auf den Stein gezeichnet, und auch das prächtige Oeuvre Charles Shannons geht auf eine empfindliche Geschmacksäußerung aus. Niemand hat in Deutschland mit größerem Glück ähnliches erstrebt als Frau Helene Lange. Wir verdanken ihr bis jetzt fast ein Dutzend „lebensgroßer" Blumenstücke. Die Motive sind der einfachsten Art, oft nur zwei Rosen in einer Vase. Der bezaubernde Reiz liegt in dem zarten Vortrag, der sich gerade diesem Vorwurf besonders glücklich anpaßt. Ein hervorragend feiner Farbensinn hat das besondere Rosa, Rot oder Gelb jeweils bestimmt, das sich mit den weichen Stimmungen des Hintergrundes zu einer schönen Harmonie verbindet. — Unter unseren übrigen Kunstblättern ist Meister Zuloaga im Anschluß an den ihm gewidmeten Aufsatz von Max v. Boehn dreimal vertreten. Des kürzlich verstorbenen Hubert v. Herkomer gedenken wir mit einem seiner neuesten Frauenbildnisse (zw. S. 224 u. S. 225), und von dem trefflichen Albert Welti, dessen schöpferische Kraft in unserem vorjährigen Weihnachtsheft eingehender gewürdigt wurde, bringen wir das nach S. 264 eingeschaltete originelle Gemälde „Der Geizteufel" — ganz Welti in der Erfindung, eines jener Bilder, denen man immer neue Reize abgewinnt, je länger man sie betrachtet.

H. v. Sp.



Haus Gorter in Hellerau
Entworfen von Hermann Muthesius-Nikolassee



Stallgebäude eines Landhauses. Entworfen von Hermann Muthesius-Nikolassee

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Zigeunerin
Gemälde von Ludwig Wieden
Im Besitz der Mährischen Landesgalerie

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXVIII. Jahrgang 1913/1914 Heft 11. Juli 1914

Die Frau ohne Alltag

Roman von Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

In gehobener Stimmung war Marianne von ihrem Ausflug nach Bayreuth heimgekehrt. Wohl und leicht fühlte sie sich. Blühend sah sie aus. Einmal sagte ihr Else: „Ich hab' doch die schönste Mama." Immer war die Tochter jetzt lieb und zärtlich.

Manchmal triumphierte es in Marianne. Bernhard hatte ja recht, hundertfach hatte er recht. Was wollte sie denn? Warum machte sie sich das Leben schwer? Schön und reich war dies, ihr Leben. Selbstvorwürfe? Ihr Gewissen war rein. Niemand hatte sie etwas genommen, als sie selbst sich ihr Recht nahm, als sie sich ihre Selbstbestimmung wahrte! Das Recht, ihr Herz dem zu geben, den sie liebte. Ja, wäre sie eine leichtsinnige Frau gewesen, genußsüchtig, von unbeherrschten Begierden erfüllt! Ja, wenn sie ihre Kinder vernachlässigt hätte! Das alles traf sie nicht. Was sie tat, konnte sie es nicht vor dem gütigen Gott verantworten, der ihr die eine große Liebe ins Herz gelegt hatte? Und vor der Welt, vor den Menschen? Was ging die Welt, was gingen die fremden Menschen sie an! Diese kleinen Menschen mit dem engen Gesichtskreis! Mochten sie flüstern und denken, was sie wollten. Aus dem Wege mußte man ihnen gehen, sie ignorieren, sie verachten.

Ein einziger Schatten fiel in die schöne Zeit, als Max seine Ferien in der Heimat zubrachte. Er war ein bildhübscher Junge geworden, schlank und rank, mit ebenmäßigem Gesicht. Wer ihn nur oberflächlich kennen lernte, bemerkte kaum, was dem sorgenden Mutterauge nicht entging. Er hatte leidlich gute Manieren, war artig und fügsam. Aber seine geistigen Gaben waren gering. Er bastelte gern, mit geschickten Händen, in Haus und Garten. Aber er konnte sich nicht konzentrieren. Selbst Ritter, der sonst dazu neigte, seine Partei zu nehmen, grobte ihn manchmal an: „Döse nicht, Max!" Stundenlang saß er auf irgendeiner Bank, lag untätig in der Hängematte und starrte ins Blaue. Elses Verzweiflung war er. Sie hatte sich auf den Bruder herzlich gefreut, nun wußte sie gar nichts mit ihm anzufangen. „Der dumme Junge," sagte sie und ahnte nicht, wie tief das Wort in das Herz der Mutter schnitt.

Dabei hatte er etwas Scheues in seinem Wesen, war gern allein, verkroch sich in allen möglichen und unmöglichen Winkeln. Nur zur alten Babette hatte er Vertrauen. Die hielt ihm freilich die Stange, nahm ihn allenthalben in Schutz. „Min guter Jong," nannte sie ihn, und wenn Marianne über ihn seufzte, machte sie vorwurfsvolle Augen. „Er kann nix davor, Frau Baronin. Er kimmt sich och schon noch."

Marianne beschäftigte sich, zumal in der ersten Ferienzeit, viel mit ihm. Sie suchte ihn zu wecken, ihn anzuregen. Alle möglichen Wege schlug sie ein, forschte nach seinen Interessen, sprach mit ihm über die Schule, über seine Kameraden, las ihm vor. Er gab knappe, manchmal wirre Ant-

worten, schwieg oft ganz oder sah die Mutter mit seinen hübschen blauen Augen verständnislos an.

Es war alles vergeblich.

Als seine Ferienzeit um war und er abfuhr, sah ihm die Mutter lange nach. Er hatte nicht, wie andere Knaben seines Alters, sich auf das Wiedersehen mit seinen Kameraden gefreut, hatte auch nicht geheult, wie andere, daß er nun wieder in das Schuljoch mußte. Teilnahmlos, stumpf saß er auch jetzt im Wagen, mit blödem Lächeln. Er wandte sich nicht um am Parktor, er winkte nicht zurück.

Und Marianne dachte, schmerzerfüllt, an das Wort der alten Babette: ‚Er kann nix davor.‘ Dachte an die tiefen Schatten der Gleichgültigkeit, die auf ihrer Ehe in jener Zeit gelegen, da sie das arme Kind unter dem Herzen trug. Nein, er konnte nichts dafür, daß sie ihm keine Spuren ihres lebhaften Geistes vererbt hatte. —

⌘ ⌘ ⌘

Das Jahr brachte einen wundervollen Herbst. Bis Ende Oktober konnte man im Freien auf der Veranda sitzen. Immer aufs neue wurde die Übersiedlung nach der Stadt verschoben. Marianne hatte, hauptsächlich um Elses willen, wieder zu reiten begonnen; ein wenig eifersüchtig vielleicht, daß die Tochter immer nur den Vater begleitete. Die stärkere Bewegung in der herben schönen Herbstluft tat ihr auch körperlich wohl. Und sie freute sich, daß Else eine tüchtige Reiterin geworden war, sich so gut im Sattel hielt. Stunde um Stunde durchstreiften sie die Wälder, deren Laub sich goldig gefärbt hatte. Auf den weiten Ritten, allein in der herrlichen Natur, suchte sie das Herz des Kindes immer fester an das eigene zu ketten. Wenn die Pferde nach langem flotten Trab in Schritt fielen, schnaufend mit den Köpfen schlugen, Schaumflocken von den Kandaren schüttelnd, sprach sie innig zu Else, glückselig, daß jedes gute Wort auf guten Boden fiel. Vieles, vieles aus der eigenen Jugend stieg dabei wieder in ihr auf. Sie hatte unter dem herrschsüchtigen Regiment der Mutter gelitten — das Kind sollte es besser haben. Nicht einengen wollte sie Else, wie sie eingeengt, geschoben, dirigiert worden war, selbst zu den großen Entscheidungen ihres Lebens; leiten nur wollte sie die Tochter mit mütterlicher Liebe, ihr freie Entwicklung gönnen. Glücklich sollte das Kind werden.

Else konnte mit ihren Freundinnen froh und lustig sein; mit dem Vater stand sie auf einem heiteren Neckton. Trotzdem war der Grundzug ihres Charakters ernst. Manchmal wollte es der Mutter sogar scheinen, als neige sie zu einer gar zu schweren Lebensauffassung. Das leichte Plaudern lag ihr nicht. Marianne empfand bald, daß sie ihr am nächsten war, wenn sie ernstere Gegenstände berührte. Sie war bisweilen überrascht, welche Bände sich die Tochter aus ihrem Bücherschrank heraussuchte: geschichtliche Essays, biographische Werke, sogar Schopenhauers Parerga und Paralipomena. ‚Es ist zuviel für den jungen Kopf!‘ dachte sie. Aber doch wieder: ‚Laß sie nur; einzelne Goldkörner bleiben doch haften.‘ Und wenn sie auf den weiten einsamen Ritten vorsichtig forschte, was das Kind denn nun eigentlich festzuhalten wußte, staunte sie oft, wie scharf Else dem und jenem Problem nachgesonnen hatte. Das Mutterauge sah beglückt auf das kluge schöne Mädchenantlitz, aus dem die Freude am eigenen Verstehen so lebhaft sprach. —

Erst Mitte November siedelte man in das Stadthaus über.

Grittendorff war nicht mehr nach dem Gut herausgekommen. Mit ihrem Einverständnis, denn sie wollte ihn möglichst wenig dem Begegnen mit Ritter aussetzen; nicht weil sie einen Konflikt fürchtete, aber weil sie fühlte, wie peinlich ihm die Gastfreundschaft ihres Hauses sein mußte.

Nun fand sie einen Strauß roter Rosen von ihm als Willkommensgruß, und am Nachmittag kam er selbst; zur glücklichen Stunde, denn Ritter war mit Else in die Stadt gegangen.

Sie saßen im Salon zusammen, seit langer Zeit zum erstenmal wieder allein. Seit unendlich langer Zeit, empfand Marianne. Sie hatte ihm soviel zu sagen. hatte soviel zu fragen.

Aber sie bemerkte bald, daß er zerstreut war, nur mit halben Worten Auskunft gab, daß seine Gedanken andere Wege gingen.

Wiederholt bat sie: „Was hast du,

Bernhard?" Er wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Dabei sah er verstimmt aus, die Lider hingen schwer über den Augen, er spielte nervös an der Uhrkette, griff nach einem Buch, das zufällig vor ihm auf dem Tisch lag, legte es gleich wieder zur Seite.

Endlich sagte er, wie beiläufig, und sie fühlte doch, daß der Entschluß in engster Verbindung mit seinem ganzen Benehmen stand: „Übrigens, Marianne, ich werde wohl auf einige Zeit verreisen —"

Sie fuhr hoch.

„Verreisen... du... jetzt?! Das ist doch unmöglich!"

Er konnte sie nicht ansehen. Sie fühlte es: er konnte nicht. Er schwieg auch.

„Jetzt willst du verreisen? Bernhard! So sprich doch nur. Erkläre mir..."

„Marianne, es muß wohl sein. Wenigstens auf einige Zeit."

„Es muß sein? Warum muß es sein? Eine Erklärung bist du mir wenigstens schuldig."

Da sprach er endlich. Zögernd, widerwillig. Ein paarmal mußte sie dazwischen fragen, drängen, denn er wollte wohl die nackten Tatsachen verhüllen, verschleiern.

Sie hatten in dem kleinen Hinterzimmer der alten Weinstube am Markt zusammengesessen. Ein paar intime Bekannte, ältere Herren aus der Hofgesellschaft. Namen nannte er nicht. Namen taten ja auch nichts zur Sache. Und da hatte man ihn geneckt. In der Weinlaune. Wie Herren zu solcher Stunde untereinander schwatzen. Männer sind ja in solcher Stunde, an solchem Ort schwatzsüchtiger als Frauen. Man hatte ihn mit seinen Erfolgen geneckt, hatte von der schönsten Frau im Lande gesprochen.

„... alles unfaßbar, Marianne. Nicht so, daß ich hätte dazwischenfahren können. Gerade, daß ich mit einem Scherz parieren konnte, was im Scherz gesagt war. Weiß Gott, mir wurde der Scherz sauer genug. Um deinetwillen, Marianne. Wir Männer — du weißt es! — regen uns im allgemeinen um solche Sachen nicht auf. Manchem gehen sie sogar äußerst glatt herunter. Die liebe Eitelkeit! Ich mußte aber immer, immer an dich denken. Wie du es aufnehmen würdest. Solch Gewäsch — denn es ist ja natürlich Gewäsch, dies Fabrikat aus unsauberer Quelle, etwa angesponnen von unserer lieben Frau von Heydenfels. Aber es saß doch auch Wietersheim am runden Tisch, sprach zwar nicht mit, aber glotzte mich aus seinen guten Augen an, als ob er sagen wollte: ‚Nun, ich warte! Haust du den alten Krippensetzern nicht eins hinter die Ohren für ihre niederträchtigen Verleumdungen... wenn's welche sind...'"

Marianne hatte schweigend zugehört, die Hände fest zusammengepreßt im Schoß. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen, aber das Herz hämmerte wie im Fieber. Sie sah nicht auf, auch jetzt nicht, als sie ihm plötzlich, jäh, heftig ins Wort fiel: „Wietersheim! Ja — der hätte das getan. Der hätte..."

„Ja, Marianne! Der hätte aufbegehrt, eine große Szene gemacht, und das Gerede war dann nur noch schlimmer. Aus der Mücke wäre ein Elefant geworden, ein Riesenskandal, an dem Krethi und Plethi ihre helle Freude gehabt hätten. Nein, für solche Torheit bin ich nicht der Mann. Ich bin ganz still gewesen, als man von der neuen Frau von Stein sprach..."

Sie zuckte zusammen, sagte schmerzlich: „Bernhard!" Immer noch sah sie nicht auf, konnte ihn nicht ansehen. So brannte plötzlich die Scham in ihrer Seele.

„Verzeih, Marianne. Weiß Gott, ich wollte dir die ganze alberne Geschichte ersparen. Kein Wort würde ich davon gesprochen haben, wenn du mich nicht so arg bedrängt hättest. Du wolltest ja wissen, weshalb ich auf einige Zeit fort möchte, du hast schließlich ein Anrecht darauf. Hin und her hab' ich überlegt: es ist das einfachste, das beste, das einzig mögliche Mittel, der Fabelbildung die Spitze abzubrechen. Bin ich ausgeschaltet, so verstummt das Gerede binnen kurzem von selbst. Hab' ich nicht recht?"

Er schwieg. Er wartete, schien es, auf eine Antwort.

Aber es währte eine lange Weile. Marianne saß stumm und reglos, die schlanken weißen Hände noch immer regungslos zusammengepreßt.

„Marianne..." bat er endlich.

Da sagte sie leise: „Ja, Bernhard, du magst wohl recht haben. Nur —"

„Nur...?"

„Nur . . . ich fühle . . . Du gehst nicht ungern —"

„Marianne!" rief er. „Womit hab' ich das verdient?!"

Sie schwieg. Sie hob nicht die Augen, blickte ihn nicht an. Der Kopf blieb tief gebeugt, die Lippen fest geschlossen.

Und da sah er, zum erstenmal, daß sich in ihren dunklen Scheitel einzelne weiße Haare mischten.

Wunderlich berührte ihn die Entdeckung. Marianne war ihm stets so jung erschienen, nie hatte er darüber nachgedacht, daß die Jahre auch an ihr nicht vorübergehen konnten, ohne Spuren zu hinterlassen. Unwillkürlich schoß ihm durch den Sinn: wie alt sie eigentlich sein könnte? Er rechnete in Gedanken nach. Dann, gleich, überkam ihn die Scham, daß er das tat. Scham und Rührung. Eine tiefe, seltsame Rührung.

Er nahm den Kopf der geliebten Frau sanft zwischen beide Hände und küßte zärtlich den dunklen Scheitel, die ersten weißen Haare.

⌘ ⌘ ⌘

An einem der nächsten Tage sprach Marianne ihrem Mann den Wunsch aus, in diesem Winter mit Else in Berlin auszugehen.

Sie war, was sie nur sehr selten tat, in sein Arbeitszimmer gekommen, hatte sich gleich einen Stuhl an seinen Schreibtisch herangeschoben. Augenscheinlich war sie auf eine längere Auseinandersetzung gefaßt.

Ritter sah sie zuerst verständnislos an. Ihr Wunsch kam ihm völlig überraschend, er mußte sich mühsam zurechtfinden. Sie ließ ihn auch kaum zu Worte kommen. Ihre Gründe hatte sie sich im voraus zurechtgelegt und sprach nun eifrig: wie klein und eng das gesellige Leben in Weimar wäre, auch, oder erst recht, am Hofe; die junge Welt hatte im Grunde blutwenig davon; in Berlin böten sich tausend Anregungen; es handele sich nicht nur um ein paar Bälle, Else müßte auch Gelegenheit geboten werden, größere, weitere Verhältnisse kennen zu lernen; sie solle Vorlesungen hören, Kunstgeschichte treiben, die Museen besuchen. Es treffe sich günstig, daß sie, Marianne, alte Beziehungen aufnehmen, das Kind in einige geeignete Häuser einführen könnte, in dem sie mehr fände, als Courmacherei und Tanz: bei Reinhold Begas etwa, bei Helmholtz, vielleicht auch bei Grimm. Else hätte so gute Anlagen, soviel Interessen . . .

Ritter liebte Berlin gar nicht. Bei dem Gedanken, daß auch er wochenlang dort gefesselt sein könnte, graute ihm. Es graute ihm auch vor dem Hotelleben, vor all dem Trubel, der mit solch einem Aufenthalt verbunden sein mußte. Am liebsten hätte er rundweg nein gesagt. Aber es war wie immer, wenn Marianne etwas durchsetzen wollte: sie sprach so eindringlich, setzte alles so scharf auseinander, sprach auch so schnell, daß er ganz verwirrt wurde. Nur ihre überlegene Klugheit fühlte er instinktiv heraus, halb in Abwehr, halb in der Gewißheit: sie behält ja doch recht.

Einen Einwand wagte er: „Was werden unsere Allergnädigsten Herrschaften dazu sagen, wenn wir mit Else nicht hier, sondern in Berlin ausgehen? Das geht doch gar nicht."

Sie war auch darauf vorbereitet: „Selbstverständlich wird Else erst hier vorgestellt. Das genügt aber auch." Dann fuhr sie fort: „Ich bringe ja das größte Opfer. Du kannst dich dispensieren, du brauchst vielleicht gar nicht nach Berlin zu kommen oder doch nur auf einige Tage, zur Cour etwa und zu einem Hofball. Ich bin ganz gefesselt. Aber ich tue es gern für Else. Wir sind es der Zukunft des Kindes schuldig."

Das war der Trumpf, den sie immer wieder ausspielte, und er war entscheidend. Ritter sann noch eine Weile nach, dampfte mächtig aus seiner großen Zigarre, schüttelte den Kopf, nickte darauf, seufzte ein wenig und meinte schließlich resigniert: „Wenn du es wirklich für notwendig hältst . . . ich trenne mich so schwer von dem Kinde —"

⌘ ⌘ ⌘

Kurz nach dem Weihnachtsfest waren sie nach Berlin gereist, Marianne und Else, und hatten im Hotel de Rome Wohnung genommen. Eine behagliche Zimmerflucht, immerhin groß genug, um einen kleinen Kreis auch selbst gastfreundlich empfangen zu können. Ritter hatte zugesagt, vor dem Beginn der Hoffestlichkeiten nachzukommen;

aber Marianne war sicher, daß er in Weimar bleiben würde.

Else kannte Berlin nur ganz oberflächlich. So wirkte die große Stadt mächtig auf das empfängliche junge Gemüt. Es war ihr alles so neu: die gewaltigen Häuserfluchten, das überquellende Leben auf den Straßen, die hastende Unruhe. Dazu brachten die ersten Tage vielerlei Besorgungen. Marianne wollte, daß ihr schönes Töchterchen auch äußerlich gut repräsentiere. Es gab lange Beratungen bei Gerson und Bonwitt über die Courschleppe, die Ballroben. Auch einige Besuche wurden erledigt. Die Abende führten Mutter und Tochter meist in das Theater, in das Opernhaus, um die Mallinger als Leonore zu hören, in das Schauspielhaus, wo Else über Döring und die beiden köstlichen Alten, die Frieb-Blumauer und Döring, herzlich lachte und mit einigem Staunen die Jamben des Prinzen Georg über sich ergehen ließ.

Etwa eine Woche waren sie in Berlin, als Else, zum ersten Male allein, die Linden entlang schlenderte. Sie sollte für sich und die Mama ein paar Kleinigkeiten besorgen. Es war ein sonniger Winternachmittag, und Else konnte, noch fremd in der Großstadt, der Versuchung nicht widerstehn, hier und dort vor einem der Schaufenster haltzumachen. Sie bemerkte gar nicht, daß sie die Augen der flanierenden Männerwelt auf sich zog. Erst als vor der glitzernden Juwelenauslage von Friedländer ein junger Dandy dicht neben sie trat und ihr ein paar Worte zuflüsterte, fast ins Ohr, schreckte sie zusammen. Eine heiße Angst überkam sie. Einen Augenblick stand sie wie erstarrt, mit Blut übergossen; dann hastete sie an der Häuserzeile entlang, unsicher, was sie tun, ob sie nach dem Hotel zurück sollte oder in irgendeinen Laden flüchten. Umzuschauen wagte sie nicht, aber sie fühlte, der junge Mensch verfolgte sie. Sie lief mehr, als sie ging, überquerte die Friedrichstraße —

Und da prallte sie plötzlich mit einem großen Herrn im Gehpelz zusammen, der grad aus der Kranzlerschen Konditorei heraustrat.

„Onkel Grittendorff!“ Es war ihr fast wie eine Erlösung. Sie dachte an nichts anderes, als: nun hast du einen guten Schutz gefunden. „Onkel Grittendorff!“ rief sie noch einmal.

Er zog den Zylinder, lächelte: „Fräulein Else! Das nenne ich eine gute Vorbedeutung für meinen Berliner Aufenthalt. Wie geht's der gnädigen Frau Mama? Aber Kind, was machen Sie denn für ein Gesicht?“

Nein: aussprechen konnte sie doch nicht, was ihr begegnet war. Sie schämte sich. Nur daß sie sich scheu umsah. Gottlob! Der freche Mensch hatte seine Verfolgung aufgegeben.

„Nun, Fräulein Else?“ wiederholte er. „Wie geht's der Frau Mama? Und Sie ... Sie sind schon so eingelebt, solche Großstädterin, daß Sie sich allein auf dies gefährliche Pflaster wagen?“

Endlich hatte sie sich gefaßt. Gab Auskunft. Mama sei wohl. Und sie wollte nur ... ja was wollte sie denn eigentlich? ... ihre Taschenuhr abholen, die bei Felsing zur Reparatur wäre, und ein paar Blumen für den Salon kaufen. Ohne Blumen im Zimmer wäre es gar nicht behaglich.

„Besorgen wir, Fräulein Else. Kommen Sie nur.“

So ging sie neben ihm her, noch erhitzt vom schnellen Lauf und der Erregung. Er sah es und schmunzelte ahnungsvoll: das schlanke Kind mußte ja auffallen. Reizend sah es aus in dem Pelzjäckchen mit der Sealkapotte über dem frischen schönen Gesicht. Etwas wie väterliche Zärtlichkeit wurde in ihm wach. Mariannes Kind, ihr so ähnlich, nur ganz in die lieblichste Jugendblüte übertragen!

Nun waren sie schon vor Felsing. Er trat mit ein. Er war ganz stolz, als es drinnen, während sie ihre Besorgung abwickelte und ihr winzig kleines Portemonnaie zog, einmal „der Herr Papa“ hieß. Er lächelte, aber es war ein wenig Bitterkeit dabei: ja, dies liebe junge Ding hätte seine Tochter, sein Fleisch und Blut, sein sollen ...

Dann gingen sie weiter. Zur Blumenkönigin Bock. Diesmal ließ er es sich nicht nehmen, trotz ihres Einspruchs, zu zahlen. „Dies für die Frau Mama! Und hier“ — er faßte einen großen Strauß dunkler Rosen — „das für Sie, Fräulein Else.“ Und freute sich, wie sie hold errötete. Diese liebe, süße Jugend! Immer wieder mußte er sie ansehen. Nein ... süß ... das paßte

nicht für das Elsekind. Reizvoll, reizend war das Gesicht, jugendfrisch, bezaubernd. Aber süß war es nicht, weich nicht, wie einst das von Marianne gewesen. Die Linien waren ein wenig strenger, die sehr starken Brauen ein wenig mehr zusammengerückt. Die Lippen hatten etwas seltsam Herbes, Sprödes. Nun, auch sie würden das Küssen lernen . . .

Langsam schritten sie zurück. Er trug die Blumen für die Mama. Sie hielt seine Rosen im Arm, aus der weißen Hülle lugte eine einzelne rote Blüte heraus, lag an der jungen Brust. Er fühlte: sie fielen auf. Und er reckte sich. Vor der Weinstube von Habel stand eine kleine Gruppe Herren; ein Bekannter darunter, Graf Dönhoff von den Garde-Ulanen. Der grüßte, machte große neugierige Augen. Ja, staune du nur, mein Lieber! Der alte Bernhard Grittendorff und dies wunderschöne Menschenkind! Der alte Schwerenöter! Wer ist alt? Der Deubel ist alt!

Dazwischen erzählte er. Er hatte ja etwas Besonderes für das Elsekind in petto und war neugierig, wie sie es aufnehmen würde.

„Raten Sie mal, Fräulein Else, mit wem ich heut in der Bahn zusammen gefahren bin?"

„Ach, Onkel Grittendorff, raten ist gar nicht meine starke Seite."

„Versuchen Sie's nur!"

„Mit Herrn von Palezieux? Nein? Mit Eberhardts? Ich kann wirklich nicht raten."

„Mit Herrn von Bergler."

Er sah sie scharf an. Aber sie nahm es ganz gleichgültig auf. „So —" sagte sie, „mit Herrn von Bergler —"

Also hatte er sich doch getäuscht. Es hatten sich da keine Fäden angesponnen.

„Wie Sie sich verstellen können, Fräulein Else! Nicht einmal rot werden Sie, wenn Sie erfahren, daß Ihr getreuster Verehrer in Berlin ist."

„Aber, Onkel Grittendorff! Mein Verehrer? Wie Sie das sagen können. Was macht denn übrigens Herr von Bergler hier?"

„Das wissen Sie nicht? Er ist ja schon seit dem Herbst auf Turnanstalt kommandiert. Boxer, fachmännisch ausgedrückt. Er kam vom Urlaub zurück."

„So —" sagte sie wieder. Nichts mehr. Vielleicht schürzten sich die Lippen sogar ein bissel hochmütig.

Sie gingen noch ein Stückchen Wegs über das Hotel de Rome hinaus. Bis zum Palais. Da machte er vor dem historischen Eckfenster halt und erzählte ihr, wie der alte allergnädigste Herr hier nach der Kriegserklärung gegen Frankreich gestanden und mit Tränen in den Augen auf die jubelnden Volksmassen heruntergeschaut hätte, wie wieder und wieder das ‚Heil Dir im Siegerkranz' zu ihm heraufgeklungen wäre aus tausend und aber tausend Stimmen. Und er sprach von dem Einzugstage, dem unvergeßlichen, an dem sie die Via triumphalis entlang gezogen, zwischen Hunderten von eroberten Geschützen hindurch, der Kaiser voran mit seinen siegreichen Heerführern, den Paladinen, Bataillon auf Bataillon, dröhnenden Schritts, Schwadron auf Schwadron, Batterie auf Batterie, geschmückt mit frischem Lorbeer und Eichenlaub jeder einzelne . . .

Nun glühten die Wangen auf, nun leuchteten die dunkeln Augen. Er wußte, er sprach gut; diesmal packte er sie; das war ihr mehr, als der Leutnant Bergler . . . unendlich mehr . . .

Und er sprach weiter: wie dort fast gegenüber dem alten schönen Zeughaus, dem Meisterbau Schlüters, der Kaiser gehalten und seine siegreichen Krieger noch einmal hätte vorüberziehen lassen; neben ihm der Kronprinz des neuen Reichs und Prinz Friedrich Karl, der rote Prinz, und der Kronprinz von Sachsen und hinter ihm sie alle, Moltke und Roon, Steinmetz, der Eisenfresser, und Blumenthal und Goeben . . . und, alle überragend um Hauptes länge, der Riese im weißen Kürassierkoller: Bismarck! Und wie das Denkmal König Friedrichs bekränzt gewesen sei mit Blumen bis zur höchsten Spitze und daß der größte aller Hohenzollern auf die Urenkel seiner Grenadiere herabgeblickt hätte, als ob er sie segnen wollte.

Als Else nachher die Treppen im Hotel heraufstieg, dachte sie: ‚Es war doch schön, daß ich Onkel Grittendorff traf. Er ist so klug und war so lieb zu mir. Warum hab' ich ihn nur manchmal nicht gemocht . . . damals nicht, als Mama so böse auf mich war? Recht töricht bin ich gewesen.'

Und mit frohem Gesicht legte sie seine Rosen der Mutter hin: „Die schickt dir Onkel Grittendorff —"

Marianne saß bei einer kleinen Handarbeit. Stichelte hastig weiter: „Hast du ihn getroffen? So ist er schon hier. Ich glaubte ihn noch in Paris."

Da wunderte sich die Tochter, daß die Mama nicht aufsah. Es schien sie gar nicht zu interessieren, daß Onkel Grittendorff auch in Berlin war.

❧ ❧ ❧

Große Cour im alten Zollernschloß. Ein leise bebendes junges Herz, eins von vielen, vor dem Thron der greisen kaiserlichen Herrschaften, bei der tiefen, tiefen Verbeugung unter der Last der schweren Schleppe. Ein heißes Glücksempfinden der Novize, als alles vorüber: Du hast vor unserem lieben alten Kaiser gestanden, ganz dicht, und die Erinnerung wird dir bleiben, solange du lebst . . .

Der erste Hofball. Ein Meer von Licht im gewaltigen Weißen Saal. Flimmernde, glitzernde Edelsteine und Perlen, prunkende Frauengewänder, bunte, ordenübersäte Uniformen, Offiziere, Diplomaten. Der Kaiser! Der ritterlich schöne Kronprinz — „unser Fritz". Sanftes Schweben im sicheren Arm, Galopp nach rauschender Walzermelodie. Sturm dann in drangvoller Enge auf große Büfetts, ein winziges Kaviarbrötchen, ein süßes Glas Sekt in tiefer Fensternische, mitten in einer Gruppe plaudernder, lachender Kavaliere. Und davor ein Zwerg mit einem Riesenkopf: der große kleine Menzel.

Diner bei Professor Helmholtz. Diner bei Exzellenz von Grüter. Würdige Herren mit langen, wohlgepflegten Kaiserbärten, Frauen in schwerer Seide, viel kluge, ernste Worte, fein abgewogen und gewählt bei endloser Speisenfolge.

Tee bei Frau von Hohenhausen. Hundert Menschlein in engsten Räumen, ganz kleine Stühlchen, ganz kleine Tassen, ganz kleines Knabbergebäck; recht schlechte Musik: ein bissel Gesang; Vortrag neuester Verse von einem neuesten Poeten mit wallenden Locken; donnernder Applaus dem kommenden Genie . . . „alberner Faselhans," flüstert die Nachbarin. Zum Schluß trinkt die Wahlnichte des Hauses, das gnädige Kind, aus neusilbernem Humpen mit sauerem Mosel auf das Wohl des deutschen Dichters.

Empfang beim englischen Botschafter. Steifleinener Händedruck, steifleinene Verbeugung; langes, langes Umherstehen mit viel Grandezza, viel Perlen und noch mehr Brillanten . . .

Intimer Ball beim Prinzen Friedrich Karl und der schönen Prinzessin, hoch oben im Schloß. Der rote Prinz steht mit lächelndem Gesicht nahe einer Ecke des Tanzsaales. Eine mitleidige Leutnantseele flüstert: „Hüten Sie sich, gnädiges Fräulein! Dort haben Königliche Hoheit ein Stückchen Parkett spiegelblank polieren lassen und amüsieren sich herrlich, wenn — plumps, da liegt schon ein Pärchen!"

Marianne konnte zufrieden sein mit dem Debüt der Tochter. Else gefiel nicht nur, sie erregte Aufsehen. Sie bewegte sich mit erstaunlicher Sicherheit und Anmut auf dem fremden, gefährlichen Boden; sie tanzte wie eine Sylphide; sie wußte unbefangen zu plaudern; sie hatte im rechten Augenblick ein ernstes Gesicht und ein liebenswürdiges Lächeln. Sie verstand sogar, sich mit Anstand zu langweilen. Bei dem Hofkonzert hatte der alte Graf Perponcher sie wohlgefällig durch sein langstieliges Lorgnon betrachtet und zu Marianne, neben der er stand, geäußert: „Meine gnädigste Frau, Ihr Fräulein Tochter macht eine magnifique Figur. Ich darf wahrhaftig gratulieren."

Else amüsierte sich auch. Es schien wenigstens so. Zuerst war sie sogar begeistert, fast wie berauscht. Nach der großen Cour fiel sie der Mama um den Hals: „Es war z u schön!" Aber auch später, nach den ersten Bällen, kam sie angeregt heim. Manchmal saßen Mutter und Tochter noch im Salon ein paar Minuten plaudernd zusammen. Else berichtete heiter vom Tanz, von dem und jenem jungen Offizier, von kleinen Huldigungen, die ihr zuteil geworden; sie zählte stolz ihre Ballbuketts, steckte das feine Näschen in die duftende Blumenpracht, spöttelte ein wenig über irgendein „Terribelchen", eine „hochnäsige Preußin", die sich herablassend nach den Verhältnissen des kleinen Weimarer Hofes erkundigt hatte. Manchmal bekannte sie auch ehrlich: „Heut war's recht langweilig. Zum Glück nahm sich Onkel Grittendorff meiner

nach dem Souper an. Da haben wir die illustre Gesellschaft ordentlich durchgehechelt."

Alles in allem: Marianne konnte zufrieden sein. Auch mit der Aufnahme, die sie selbst gefunden. Man hatte sie in Berlin nicht vergessen. Zumal die Frau Kronprinzessin sprach sie wiederholt an, erinnerte sich gnädigst ihrer Eltern. Die Kaiserin hatte sie befohlen und viel von Weimar gesprochen, vom alten Weimar, das sie so sehr liebte, mit dem sie sich augenscheinlich immer noch eng verbunden fühlte. Es gab unzählige Anknüpfungspunkte für Marianne in der Gesellschaft. Vor allem aber: sie empfand wohltuend, wieviel größer hier der Kreis war, in dem sie sich bewegte, wieviel freier der Geist, der diesen Kreis belebte. Man kam zusammen, aber im Grunde kümmerte sich niemand um den andern. Jeder konnte unbeobachtet seine eigenen Wege gehen. Und in aller Unrast dieser Tage kam eine wohlige Ruhe über sie. So fühlte sie sich dem Alltag entrückt.

An den sonnigen Nachmittagen fuhr sie häufig mit der Tochter zur Rousseauinsel hinaus. Else war eine leidenschaftliche Schlittschuhläuferin und hatte bald einige gute Partner aus der Hofgesellschaft gefunden. Am liebsten freilich lief sie mit dem jungen Bergler, der in der Tat ein Meister auf dem beschwingten Eisen war. Wenn sich die beiden zusammenfanden, bildete sich oft eine Korona bewundernder Zuschauer.

Einmal stand Marianne in diesem Kreise neben der Hofdame der Prinzessin Karl, Fräulein von Seydewitz, der großen Schönheit des Hofes, die ihre majestätische Gestalt selbst gern auf dem Eise bewundern ließ. „Famos läuft Ihr Töchterchen," äußerte sie. „Aber sagen Sie, Baronin, wer ist denn eigentlich dieser Linienleutnant, den sie so auszeichnet?"

Auszeichnet? Marianne war der Gedanke nie gekommen. Sie hatte gelacht, als Grittendorff früher einmal eine ähnliche Bemerkung gemacht hatte. Es war ja Unsinn. Eine Jugendfreundschaft allenfalls, dazu die gemeinsame Neigung zum Sport — nicht mehr.

Bergler hatte seine Karte abgegeben. Sie hatte ihn ein oder zwei Male eingeladen, im kleinen Kreise. Er war ein bescheidener, frischer, junger Mann. Gewiß auch ein tüchtiger Frontoffizier. Aber es schien, als ob sein Horizont nicht gerade sehr weit wäre. Else machte sicher höhere Ansprüche. Das durfte sie, sollte sie. Das Kind dachte ja freilich überhaupt nicht an Heiraten. Gottlob! Vorläufig sollte sie ihre Jugend genießen.

Nun, wo Marianne aufmerksam geworden war, beobachtete sie Else und den jungen Offizier doch schärfer. Und da bemerkte sie allerdings, daß Bergler sich lebhaft für ihr Kind interessierte. Mehr: seine Augen leuchteten jedesmal auf, wenn er sie sah. Er wartete auf der Eisbahn auf den Moment, wo sie kam; er drängte sich durch die Menge, um der erste an ihrer Seite zu sein; er stand traurig, mit gesenktem Kopf, wenn sie einem andern die Hand zum Lauf reichte.

Einmal hörte sie auch ein kurzes Gespräch zwischen den beiden.

Else fragte: „Werden Sie morgen auf dem Ball im Kronprinzenpalais sein, Herr von Bergler?"

Er schüttelte den Kopf: „Wir Kommandierten werden so hoher Ehre nicht gewürdigt." Es klang ein wenig bitter. Dann setzte er hinzu: „Ich wäre so glücklich, wenn ich dort sein könnte und endlich einmal wieder mit Ihnen tanzen dürfte, gnädiges Fräulein."

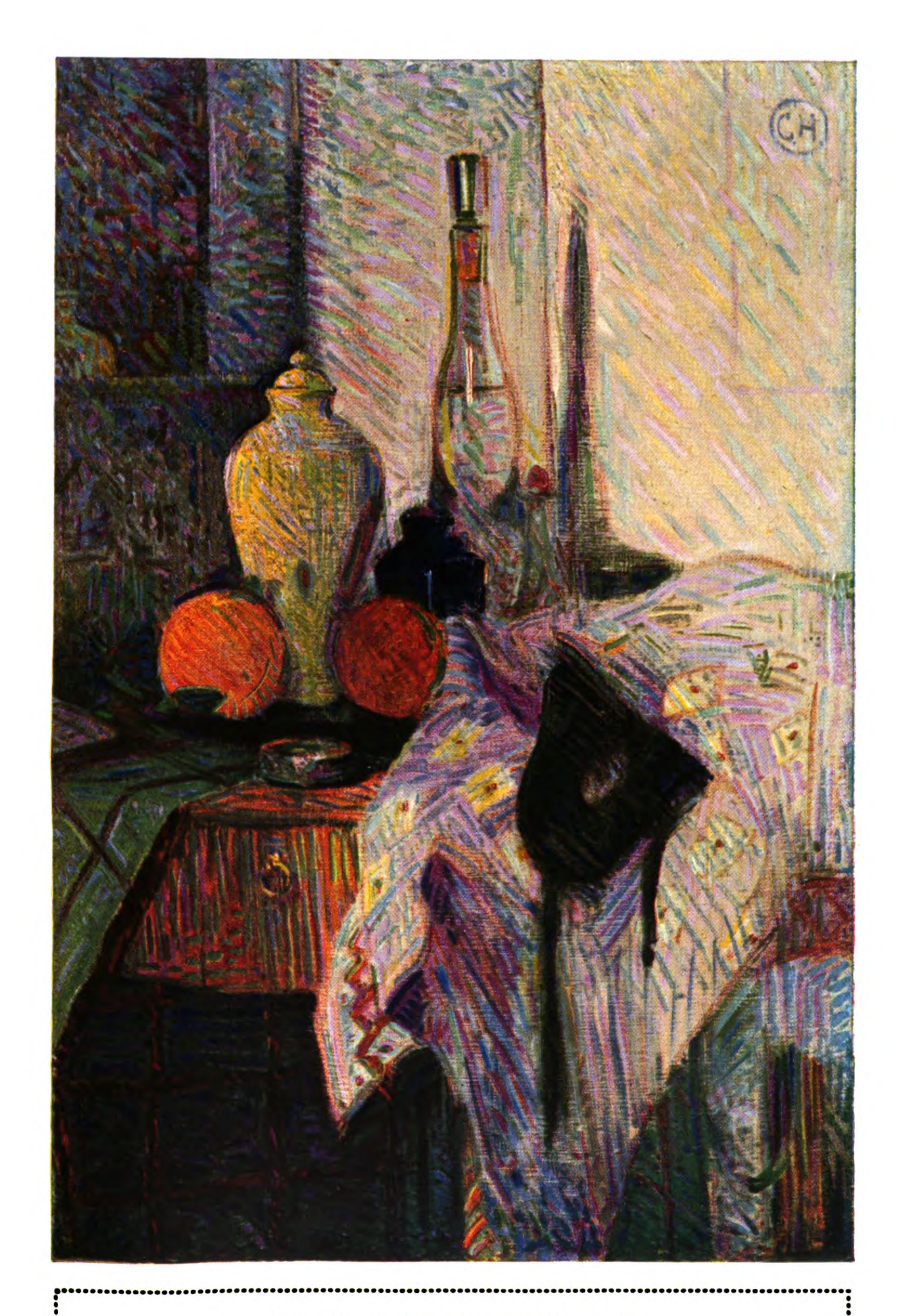
Ganz harmlos erwiderte sie. „Ja — es ist recht schade." Und wieder ganz harmlos fuhr sie, nach einem kurzen Besinnen fort: „Aber — wissen Sie — am nächsten Freitag ist Subskriptionsball. Da können Sie doch sein, und wenn Sie jetzt recht nett mit mir laufen, sollen Sie den ersten Walzer haben."

„Und den ersten Lancier, gnädiges Fräulein?"

„Den auch. Aber nun vorwärts!"

Der junge Mann tat Marianne leid. Sie nahm sich vor, mit Else zu sprechen: das Kind durfte ihm auch nicht den Schein von Hoffnungen geben, die sie sicher nicht zu erfüllen willens war. Doch als sie den beiden dann nachsah, kamen ihr wieder Bedenken: sollte sie der Tochter die köstliche Unbefangenheit der Jugend nehmen? Else besaß soviel Herzenstakt, sie fand gewiß allein den rechten Weg.

❧ ❧ ❧



Stilleben. Gemälde von Curt Herrmann

hard!“ — „Marianne, Geliebte!“ Ein Raunen, ein zärtliches Flüstern, süße Heimlichkeit. „Wo warst du gestern?“ — „Wann sehen wir uns morgen? Jeder Tag, an dem ich dich nicht sehe, scheint mir verloren.“ Und dann wieder: „Wie finden Sie die Toilette dort drüben, die Dame in der grellroten Atlasrobe mit dem weißen Schwanenbesatz, gnädige Frau?“ — „Abscheulich!“ — „Sehen Sie dort die kleine, zierliche Japanerin?“ — „Allerliebst, Exzellenz ...“ — „Wie sich doch die Zeiten ändern. Vor zwanzig Jahren hätte man in Tokio eine Frau gesteinigt, von der man wußte, daß sie sich in Europa in unserer abendländischen Tracht gezeigt hat.“

Unten war plötzlich Ruhe eingetreten, die Stille vor dem großen Ereignis des Abends. Und dann formierte sich der feierliche Zug, der die unvergleichliche Anziehungskraft dieser Bälle bildete, allen Besuchern unvergeßlich. Unter hellen Fanfarenklängen durchschritt der Hof den Riesenraum: der ehrwürdige, vom Alter nur wenig gebeugte Heldenkaiser voran, mit der Frau Kronprinzessin am Arm.

Drüben, unter der Diplomatenloge, stand noch immer Else. Dicht an ihr vorüber schritt der Kaiser, tief verneigte sie sich.

„Wir soupieren doch zusammen, gnädige Frau? — Soll ich Bergler dazu auffordern, Marianne?“

„Ich weiß nicht recht ...“

Er kannte ihre leise Muttersorge. „Kein Grund, Marianne. Elsekind weiß schon, was es zu tun hat — und zu lassen. Sie sieht in ihm wirklich nur den bon camarade, und der gute Bergler ist viel zu bescheiden, um ...“

„Wenn du nur nicht irrst, Bernhard.“

„Nein, ich irre gewiß nicht. — Ich darf also, gnädige Frau? Dann bitte ich, mich auf ein paar Minuten zu beurlauben.“

Sie folgte ihm mit den Augen. Seine hohe Gestalt wand sich geschickt durch die Menge, die nun wieder hinter dem Zuge der allerhöchsten Herrschaften zusammenflutete, ungeduldig, erregt, tanzlustig. ‚Wie jugendlich er doch noch aussieht,‘ dachte sie. Und sie gedachte der glücklichen Stunden, die sie in Bayreuth verlebt. Es war fast wie dort. Überall hatte er Bekannte, mußte hier einen Händedruck wechseln, dort ein paar Worte austauschen. Einmal stutzte sie doch: er blieb vor einer bildschönen Blondine stehen. Sicher hatte er einige schmeichelhafte Wendungen angebracht, denn auch Fräulein Mila Roeder neigte den pikanten Kopf und lächelte, wie Theaterprinzessinnen lächeln. Nun grüßte er etwas oberflächlich, fast hochmütig: das mußte Stroußberg sein, der große Finanzmann und Eisenbahnmagnat. Ritter hatte einmal mit ihm zu tun gehabt, wegen des ostpreußischen Familienbesitzes, und ihm ein Ende mit Schrecken prophezeit. So sah der Mann freilich nicht aus; das ganze, rundliche Hebräergesicht glänzte vor Vergnügen. Gleich darauf schüttelte Grittendorff über die Logenbrüstung hinweg dem brasilianischen Gesandten die Hand, lugte ein wenig zu Frau von Claparede hinüber, der schönen Schweizerin, und klopfte dem eleganten, jungen Alexandriner Hülsen auf die Schulter.

Und jetzt begrüßte er Else. Irgendein scherzhaftes Onkelwort mußte er an sie richten, ganz rot wurde sie. Und tippte dann an einen seiner großen Crachats. Marianne hörte es im Geist: sie neckte ihn wieder einmal wegen der vielen Orden, die er heut pflichtgemäß angelegt hatte. Nun sprach er mit dem Grafen Sarma, mit Bergler ...

Stand dann noch ein paar Minuten, während Elsekind mit dem Grafen zur Française antrat. Sie hatte einen glücklichen Platz, unmittelbar unter der kaiserlichen Loge: die Herren sämtlich Kürassiere, die Damen aus der engeren Hofgesellschaft. Es war ein reizendes Bild. Der greise Kaiser beugte sich vor; es schien, als betrachte er die Gruppe mit besonderem Wohlgefallen. Der Intendant, Exzellenz Hülsen, stand als Hausherr hinter ihm, mit dem Zeremonienstabe in der Hand; nannte wohl, orientierend, den Namen der einen oder anderen Tänzerin. Vielleicht auch: ‚Baronesse Else Ritter ... aus Weimar, Euer Majestät ...‘

Grittendorff hatte einen hübschen, kleinen Ecktisch im Konzertsaal erobert. Es war höchst behaglich. Wirklich behaglich. Else saß zwischen Bergler und dem Grafen, der um die Erlaubnis gebeten hatte, sich anschließen zu dürfen. Sie war sehr lebhaft, plauderte nach rechts und links, aß zierlich ihre Austern, schlürfte zierlich am

Sektkelch, scherzte über den Tisch hinüber. „Nein, Onkel Exzellenz, so viele Orden! Der reine Kotillon."

„Oho, Fräulein Else! Da lege ich doch Protest ein. Alle schwer verdient im königlichen Dienst. Ich bitte dringend um Respekt für sie."

„. . . mein Elsekind!' Immer wieder mußte die Mutter sie ansehen. Und unwillkürlich doch auch die beiden Herren an ihrer Seite. Der Vergleich fiel nicht zugunsten Berglers aus. Nicht nur, weil Graf Sarma — Graf Sarma war. Wahrhaftig nicht. Aber der junge Infanterist hatte etwas vom ungeleckten Bären an sich. Auf der Rousseauinsel fiel das nicht so auf, wie hier. Etwas robustes hatte er, etwas vom Landjunker . . . Ostpreußische oder pommersche Provenienz. Bieder, gut, brav . . . ja doch! Aber nimmermehr ein Mann für Else. Er sprach wenig, aber sein Auge ließ nicht von ihr. Und sie — fast schien es so — sie bevorzugte ihn heut ein wenig. Vielleicht ganz unbeabsichtigt, vielleicht gerade, um ihm zu zeigen: Dein schlichter, roter Kragen gilt mir gerade so viel, wie der des andern! ‚Ich hätte doch mit ihr reden sollen. Sie muß vorsichtiger sein,' dachte Marianne —

Vom großen Saal herauf lockten schon wieder die Geigenklänge.

„Aber nur noch einen Tanz, Kind." Marianne wußte, gegen den Schluß des Balles wurde die Gesellschaft etwas gemischt. Dann traten die hübschen Koryphäen des Balletts ein wenig zu sehr in den Vordergrund. Es war guter Ton, früh zu gehen.

Else machte ein Mäulchen. „Der nächste Tanz gehört Graf Sarma."

„Aber dann — den Walzer — den haben gnädiges Fräulein mir zugesagt," warf Bergler hastig ein.

„Also, Mama, du mußt schon Gnade für Recht ergehen lassen."

Nun saßen sie wieder in der Loge. Marianne in der ersten Reihe, Grittendorff hinter ihr. Und wieder war das heimliche Flüstern zwischen ihnen. Daß sie fast vergaßen, wie schnell die Zeit rann. Die Loge der allerhöchsten Herrschaften war bereits leer.

Da kam plötzlich Else.

Sie schien erregt. „Ich habe Kopfweh . . . wir gehen wohl nun, Mama?" bat sie. Hastig, mit einem leisen Beben in der Stimme, daß es beiden auffiel. Aber sie weigerte sich, irgendeine Auskunft zu geben. „Es ist nichts, gar nichts, liebe Mama. Ich habe wirklich nur Kopfweh. Sicher hab' ich zu viel getanzt."

So brachen sie auf. Vor dem Portal war das übliche Gedränge. Es währte eine Weile, bis der Wagen kam. Fröstelnd stand Else. Sie hatte den Kragen des Pelzmantels hochgeschlagen. Weiß hob sich ihr Gesicht von dem dunklen Nerz. Elend sah sie aus.

Grittendorff und Marianne wechselten besorgte Blicke. „Ich komme morgen früh, mich zu erkundigen," sagte er. „Gute Nacht —"

Während der kurzen Fahrt zum Hotel sprach Else kein Wort. Sie drückte sich tief in die eine Ecke des Wagens. Aber einmal faßte sie nach der Hand der Mutter und seufzte weh.

Marianne brachte sie auf ihr Zimmer. Die Zofe wachte noch. Aber Marianne schickte sie zu Bett. Sie nahm dem Kinde selbst den Mantel ab, streifte Else das Kleid ab, hüllte sie zärtlich in den warmen Morgenrock. Willenlos ließ sie alles mit sich geschehen.

Dann, plötzlich, warf sie sich an die Brust der Mutter. Schluchzend, in abgebrochenen Worten, sprach sie aus, was ihr geschehen.

Es war, wie Marianne es geahnt. Das erste, große Erleben der jungen Seele. So wie sie es auffaßte, ein tiefernstes, schmerzliches. Heiß brannten ihre Wangen, nur flüsternd konnte sie es gestehen mit zager Stimme, als habe sie eine Schuld auf sich geladen.

Konrad Bergler hatte ihr gesagt, daß er sie liebe, liebe über alles in der Welt. Stürmisch hatte er sie gefragt, ob sie seine Frau werden wollte. Er hatte ihre Hände gehalten, als ob er sie nimmer loslassen könnte . . .

Marianne führte Else bis zum Sofa. Sie mußte das Kind stützen, halten. Der schlanke Körper bebte vor Erregung,

Sanft legte sie die Tochter nieder, setzte sich neben sie, nahm ihre beiden Hände.

Else hatte die Augen geschlossen. Unter

den Lidern quollen die Tränen hervor, unaufhaltsam.

Die Mutter ließ ihr Zeit. Der eigenen Jugend gedachte sie, während ihr Blick zärtlich auf dem geliebten Gesicht ruhte. Oh — sie verstand, was in der Seele der Tochter lebte, wie dies junge Herz kämpfte und schmerzvoll bangte.

Sie hatte keine Mutter gehabt, zu der sie flüchten, der sie ihre Not klagen konnte. Doppelt gut wollte sie nun zu ihrem Kinde sein, trösten, raten, helfen. Elses Vertrauen rührte sie, stimmte sie wehmütig und freudig zugleich.

Ganz still lag Else. In den Augen zitterten die Tränen. Die dunklen Brauen hatten sich bis auf einen weißen Spalt zusammengezogen, wie immer, wenn Else innerlich erregt war, wenn es in ihr arbeitete. Aus dem schmalen Gesicht, das vorhin aufgeglüht war, schien alles Blut zum Herzen zurückgeströmt. Scharf aufeinander gepreßt, fast wie in körperlichem Schmerz, waren die Lippen.

— Mein armer Liebling! Ach, wie gern hätte ich dir die Bitterkeit einer ersten Enttäuschung erspart — aber das Leben schont niemanden . . .

Endlich sprach Marianne. Mit leiser Stimme, immer noch die beiden kalten Hände in den ihren: „Liebst du ihn denn nicht, meine Else?"

Da schlug Else die Augen groß auf. „Nein! Nein!" rief sie. Sah die Mutter an, die Tränen strömten wieder: „Ich hab' ihn gern gehabt, Mama, wie einen Bruder. Wirklich! Aber lieben . . . nein! Nein! Ach, Mama, hilf mir doch! Ich kann ja das Bild nicht los werden, wie er da stand, unter all den geputzten, frohen Leuten . . . er tut mir so leid . . ."

„Und was hast du ihm gesagt?"

„Ich weiß es wirklich nicht, Mama. Oder doch: ja, ich hab' es gesagt. Nein! Nein! hab' ich gerufen. Und bin schnell fortgelaufen . . . zu dir wollt' ich . . . Da kam er mir nach. Dicht vor der Loge hat er mich dann eingeholt . . . und sah mich so traurig, so verzweifelt an. Und ich habe den Kopf geschüttelt — und da ging er. Ach, Mama, ich werde das nie, nie vergessen können."

Sie sah so fassungslos aus, so herzensverzagt. Niemals würde sie zu denen gehören, die die Körbe, welche sie austeilen, wie eine Perlenschnur für ihre Eitelkeit aufreihen, die stolz sind auf jeden Schmerz, den sie einem Mann zufügten. Ihr gutes, weiches Herz litt. In den letzten Wochen war sie froh und heiter gewesen. Nun brach sich die Grundstimmung ihrer Seele wieder Bahn, beim ersten, ernsten Anlaß: sie konnte das Leben nicht leicht nehmen.

„Beruhige dich, Liebling. Wenn du ihn nicht liebst, nicht so liebst, daß du ihm dein ganzes Leben schenken könntest — dann hast du recht gehandelt. Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen. Wirklich nicht, mein Kind! Aber ich muß dich doch fragen: hast du auch nicht übereilt gehandelt, zu sehr unter dem Eindruck des Augenblicks?"

„Ich versteh' dich nicht, Mama . . ."

„Du sagst, du hast ihn gern. Ist es nicht vielleicht doch mehr, was du für ihn fühlst? Er gab dir keine Zeit, dein Herz zu prüfen. Frag' dich noch einmal, Else."

„Nein — nein, Mama! Ich danke dir. Du meinst es gut. Aber ich kann nicht . . . ich liebe ihn nicht. Nur leid tut er mir, so furchtbar leid, es schmerzt mich so, daß ich ihm weh tun mußte."

„Er wird überwinden, Else. Laß dir sagen: es ist ein seltenes, ach, so seltenes Glück, wenn die ersten heißen Herzenswünsche eines Menschen — Mann oder Frau — sich erfüllen. Wir alle müssen durch Enttäuschungen gehen, müssen überwinden lernen. Das ist Menschenlos." Sie schwieg ein paar Augenblicke. Wieder stieg das Bild ihrer eigenen Jugend vor ihr auf, ihres eigenen Erlebens. Sie beugte sich, hob die Hand der Tochter zärtlich an ihre Wange, sprach mit weher Stimme: „Auch deiner Mutter ist das Schwere nicht erspart geblieben."

Es war doch, als hätte das Kind sie nicht recht verstanden. Oder war Else zu sehr mit sich selbst beschäftigt? Sie hatte die Augen starr gegen die Zimmerdecke gerichtet.

Aber plötzlich richtete sie sich auf, umschlang die Mutter, küßte sie. Und sagte innig: „Meine liebe, liebe Mama . . ."

⌘ ⌘ ⌘

Am nächsten Morgen war Else früh auf. Sie hatte fast gar nicht geschlafen in dieser Nacht. Die große Erregung zitterte zu gewaltig in ihr nach, und als der junge

Körper endlich sein Recht forderte, schreckten die Träume sie auf: immer wieder sah sie Bergler vor sich und seine todtraurigen Augen. Und dann lag sie wach und sann und sann, fragte sich: ‚Womit hast du das verschuldet? Daß er glauben durfte, er könnte dir mehr sein als ein guter Freund?‘

Bis an die Tage gingen ihre Gedanken zurück, an denen sie sich kennen gelernt, bis in die unbefangene, heitere Kinderzeit. An jede Begegnung dachte sie. Sie hatten gespielt und getollt, geplaudert und sich geneckt. So war es immer geblieben, auch jetzt in Berlin. Niemals eigentlich hatten sie ein ernstes Gespräch gehabt. Und auch das dachte sie: ‚Wenn ich einmal einen Mann lieb, recht lieb haben soll, dann muß ein wirklicher Gedankenaustausch zwischen uns möglich sein. Wir müssen miteinander sprechen können ... so etwa, wie Mama und ich sprechen in ernsten Stunden. Das könnte ich mit Konrad Bergler nicht, so gern ich ihn habe. Immer sind wir auf der Oberfläche geblieben. Immer war es ein Spiel zwischen uns, würde es immer bleiben. Das könnte mein Leben nicht ausfüllen. Wir sind gar zu verschiedener Art.‘

Als sie sich angekleidet hatte, schlich sie auf leisen Sohlen zur Tür, spähte in das Schlafzimmer der Mutter. Die Mama schlief noch fest. Die liebe, gute Mama! Wie zärtlich, wie voll Güte, voll innigen Verständnisses war sie gewesen, wie hatte sie getröstet, sie aufgerichtet in ihrem Schmerz. Ja ... der Schmerz war immer noch da, trotz allen Grübelns und Überlegens.

Müde und matt fühlte sie sich, wie zerschlagen in allen Gliedern, und der Kopf schmerzte.

Die Zofe hatte das Frühstück im Salon serviert. Aber Else rührte es kaum an. Sie saß am Tisch, still, und dachte an den armen, guten Menschen, dem sie so weh hatte tun müssen. Nicht loskommen konnte sie von dem einen Gedanken.

Dann sah sie noch einmal nach der Mutter. Sie schlief noch immer. Es war ja so erklärlich: Mama hatte lange, lange an ihrem Bett gesessen.

Und plötzlich fiel ihr ein, daß heut Donnerstag war, daß sie um elf Uhr im Museum sein sollte. Komtesse Sarma, die Schwester des langen Kürassiers, hatte sie gestern abend auf dem Ball noch daran erinnert: Professor Schmidt, bei dem sie beide Kunstgeschichte hörten, wollte sie persönlich zu den Italienern führen.

Ob sie absagen sollte? So interessant es gewiß war: was bedeuteten ihr heut Raffael und Michelangelo? Und sie war so matt, so matt ...

Aber dann siegte das Pflichtgefühl, das immer in ihr war. Nur nicht nachgeben! Vielleicht — vielleicht kam sie im Museum auch auf andere Gedanken. Recht aufmerksam wollte sie sein. Nun gerade recht aufmerksam.

So ging sie.

⌘ ⌘ ⌘

Es schlug ein Uhr, als sie, zurückkommend, sich an der Schloßbrücke von der Komtesse verabschiedete. Die gute Gräfin hatte noch einen kleinen Schwatz gemacht, bunt durcheinander, ein wenig konfus: von Florenz und Venedig, vom gestrigen Abend, und welch lieber, prächtiger Mensch ihr großer Bruder wäre; daß sie auf dem Maskenfest bei Kronprinzens ein stilechtes Renaissancekostüm tragen wollte, und daß die Gesellschaft in Breslau eigentlich viel exklusiver wäre als in Berlin. Die Eltern würden lieber dort ausgehen, aber Bruno wäre nun einmal anderer Ansicht — überhaupt Bruno ... immer wieder kam sie auf Bruno zurück.

Mochte sie.

Die Ablösung der Wache zog mit klingendem Spiel vorüber. Die Menschen stauten sich am Opernplatz. Es war kaum durchzukommen. Und Mama wartete gewiß.

Else eilte an den langen Fronten der Universität, der Akademie entlang. Sie hatte sich wirklich ein wenig vertrödelt. Mama wußte ja von dem Besuch im Museum, aber sie sorgte sich gewiß schon. Die liebe, ängstliche Mama ...

Gut war es aber doch, daß sie im Museum gewesen. Man muß sich nur zwingen, dann geht es schon. Immer wieder war zwar der Gedanke an Konrad Bergler aufgetaucht, hämmerte auch jetzt noch. Aber die große Mattigkeit, die Mutlosigkeit war verschwunden. Die Sonne schien, die Bäume glitzerten im Rauhreif, und die frische Luft tat wohl.

Bergler . . . der arme Bergler! Mama mußte ihm schreiben. Mama fand gewiß auch für ihn gute, tröstende Worte. Niemand auf der weiten Welt verstand das so gut wie Mama . . .

Sie flog die Treppe im Hotel hinauf, hart an Herrn Mühling, dem Proprietaire, vorbei, der gerade irgendeinem Zimmerkellner den Kopf wusch und jugendlich schnell zur Seite trat: „Guten Morgen, gnädiges Fräulein.“ Sie nahm sich gar nicht die Zeit, in ihrem Zimmer abzulegen. Es war plötzlich eine so große, kindlich zärtliche Sehnsucht nach der Mutter in ihr. Um den Hals fallen wollte sie ihr . . . oder leise, leise von rückwärts zu ihr treten, ihr die Hände vor die beiden Augen legen, wie sie es so oft als Kind getan.

Sie hob die Portiere zum Salon —

Und da sah sie es — —

Es war nur ein Moment. Gleich entglitt der schwere Vorhang ihrer bebenden Hand. Sie stand, wie von einem Schlage getroffen, an der Türpfoste, konnte es nicht fassen, nicht begreifen. Aufschreien hätte sie mögen, und doch schloß ihr würgender Schreck die Kehle. Eine ganze Weile stand sie so, mit zusammengepreßten Lippen, geschüttelt wie vom Fieber, hörte, halb nur verstehend, heiße geflüsterte Liebesworte. Willenlos stand sie, gelähmt, im unerträglichen Schmerz, mit zuckenden Nerven.

— bis sie dann mühselig, von Möbel zu Möbel sich tastend, davon schlich, nach ihrem Zimmer, hastig den Riegel vorstieß, sich auf das Bett warf, den Kopf in das Kissen wühlte, die Hände rang, wieder aufsprang, die Pelzjacke herunterriß, die ihr die Brust zuschnürte, daß sie nicht Atem holen konnte.

Mutter! Mutter!

Ihr Kindesglaube stürzte zusammen, ging elend in Trümmer und Scherben. Nie wieder, niemals, konnte sie die Mutter umfangen. Nie, niemals, ihr in die Augen schauen. Vor Scham würde sie sterben. Sterben, oh, das war noch das geringste. Aber wie, wie weiterleben?

Wenn sie die Augen schloß, sah sie immer dasselbe schreckliche Bild: die Beiden auf dem Sofa, eng aneinander geschmiegt, Mund an Mund, Lippe an Lippe —

Mutter! Mutter!

— und wenn ich hundert Jahre alt würde, das könnte ich nicht vergessen. Nicht verschmerzen. Zu dir hab' ich emporgesehen! Ein unerreichbares Vorbild warst du mir! Geliebt, so heiß geliebt hab' ich dich! Und nun ist alles vorbei! Vernichtet, zerschmettert!

Auf einen Stuhl hatte sie sich niedergekauert, den Kopf auf die Tischplatte geworfen, fassungslos. Der Herzschlag raste. Beide Hände preßte sie fest, fest vor die Augen, als ob sie das häßliche Bild fortdrängen könnte. Aber es blieb, es blieb. Es ließ sich nicht auslöschen. Und wie aus weiter Ferne klangen ihr immer, immer wieder die halben, heißen Worte . . . unverständliche Worte, deren Klang sie doch wie Messerstiche traf, die den Schleier vor ihrer Seele zerrissen.

O Mutter! Mutter!

Und dann kamen, schleichende Schlangen, die Erinnerungen.

War sie denn blind und taub gewesen?! Hatte nicht schon einmal ein Gefühl der Abwehr in ihr gelebt und gebebt? Unbewußt halb und unklar, in geheimen Ängsten. Daß sie der Mutter ihr Herz ausschütten mußte — damals — in der sommerhellen Nacht! Und die Mutter hatte sie zurechtgewiesen, wie man ein Kind zurechtweist. Und sie hatte ihr geglaubt. So gern hatte sie geglaubt, sich selber hart gescholten. Und alles, alles war Lug und Trug.

Lug und Trug und Komödie!

Plötzlich fuhr sie hoch, starrte mit brennenden, schmerzenden Augen —

Mein armer, lieber Vater!

Sie verstand ja nicht, sie fühlte nur. All die Schmach, die ihm angetan wurde, fühlte ihr Kindesherz, fühlten ihre erwachenden Sinne. Daß man ein frevelndes Spiel mit ihm trieb, daß er hintergangen und betrogen wurde.

Von seiner Frau! Von meiner Mutter! Meiner — Mutter!

Sie sah ihn vor sich in seinem weißen Haar, mit dem guten Gesicht. Wie er über seinen Büchern saß, wie er mit ihr Domino spielte, wie er mit ihr übers Feld ritt. Manchmal war er, im letzten Jahr, anders gewesen als sonst. Trüber, verschlossener, als ob ihn heimlicher Kummer drückte. Aber immer freundlich, immer gütig, immer liebevoll —

Daß ihm das angetan wurde!

Ahnte er nichts? Nein, nein — sein gutes, harmloses Herz war frei von jedem Mißtrauen. Gottlob, daß er nichts ahnte. Wenn sein Wesen sich verändert hatte, mußte es andere Ursachen haben. Er fühlte wohl nur, daß Mutter ihn nicht mehr liebte, und das drückte ihn nieder. Aber das andere, das schreckliche: das durfte er nie, niemals erfahren . . .

Draußen, an der Tür, hatte es gepocht. Die Zofe wahrscheinlich.

Else hörte es nur halb. Hörte auch die fragende Stimme. Aber sie antwortete nicht. Nur niemand sehen! Niemand!

Nun klopfte es wieder. Kräftiger, lauter. Mutter war es.

Mutter . . .

„Else? Bist du drinnen, Else?“

Sie antwortete nicht. Starrte auf die Tür.

„Else!!“ Draußen flüsterte man. Das war wieder die Stimme der Zofe: „Gnädiges Fräulein müssen drin sein.“

„Else!! Kind, ich ängstige mich. So öffne doch! Was ist dir denn?“

Sie stand auf. Und mußte sich gleich auf die Tischplatte stützen. Das ganze Zimmer schien sich im Kreise zu drehen. Leuchtende, hellrote Farbenflecken tanzten vor ihren Augen.

„Else! Else!“

Da rang es sich endlich von ihren Lippen: „So laß mich doch! . . . Ich bin krank!“

⁂ ⁂ ⁂

Draußen stand Marianne mit pochendem Herzen. Neben ihr Julie, die kleine Zofe.

Bittere Vorwürfe machte sich die Mutter. In der seltenen Glücksstunde des Alleinseins mit Grittendorff hatte sie ihr Kind vergessen. Erst als er ging, als er, nach der Uhr über dem Kamin blickend, beiläufig sagte: „Unsere Else seh' ich heut doch nicht mehr,“ war ihr auf die Seele gefallen: ‚Wo bleibt sie nur?‘ Aber sie hatte ja hinterlassen, daß sie mit der Komtesse Sarma nach dem Museum ginge. Es hatte nichts auf sich.

Doch dann verrann eine Viertelstunde und noch eine. Ungewisse, seltsame Befürchtungen stiegen in der Mutter auf: war es möglich, daß Else ein Zusammentreffen mit Bergler gesucht hatte? Einem jähen Impuls ihres guten Herzens folgend. Nein! Else war zu stolz für solchen Schritt. Aber wenn sie Bergler zufällig getroffen hatte? Wenn er vielleicht gestern abend von dem beabsichtigten Besuch im Museum gehört hatte?

Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu Bergler zurück.

Komtesse Sarma war mit Else im Museum. Und der Professor. Sie malte sich aus, wie Bergler die Gelegenheit erspäht, mit Else ein paar Minuten allein zu sein. Wie er hinter ihr hergeschlichen wäre, von Saal zu Saal. Wie er endlich vielleicht auf dem Wege zum Hotel sie angesprochen hätte —

Die Zofe kam und fragte, ob serviert werden könnte. Julie sollte nachsehen, ob Fräulein Else in ihrem Zimmer wäre. Nein. Sie sollte unten, in der Portierloge, fragen, ob das gnädige Fräulein schon zurückgekommen wäre. Ja! Herr Mühling selbst hätte sie vorhin auf der Treppe gesehen ...

Und nun stand sie vor der Tür der Tochter, mit sorgendem Herzen; immer nur an Bergler denkend, nur an ihn. Und bat und flehte: „So öffne doch nur. Else! Ich ängstige mich!“

„Laß mich. Ich will allein sein!“

„Aber Else! Du wirst mir doch nicht deine Tür verschließen? Bitte, öffne . . . ich verlange, daß du öffnest.“

Da wurde endlich der Riegel zurückgestoßen.

Doch als Marianne über die Schwelle trat, stand die Tochter schon wieder am Tisch, dicht an der anderen Wand des Zimmers. Sie sah die Mutter nicht an. Ihr Blick irrte an ihr vorüber.

Was mußte das Kind erlebt haben? Fahl war das liebe Gesicht, die Augen lagen tief, von Tränen gerötet. Wirr, wie zerwühlt, hing das dunkle Haar über der Stirn.

„Else! Um Gottes willen ...“

Nun war Marianne bei ihr, wollte ihre Hände fassen, ihr in die Augen sehen, sie umarmen, gut zu ihr sein, zu ihr sprechen, sie trösten. An ihrer Brust sollte sie sich ausweinen —

Aber Else entwand sich ihr. Es war wie ein Flüchten. Sie sprach nicht, nur ihre Lippen bewegten sich. Und immer

ging ihr Blick an der Mutter vorüber, irrte an den Wänden entlang, wie von geheimen Ängsten gepeitscht.

Vergebens bat, flehte Marianne. Hob die Hände: „Hast du denn alles Vertrauen zu mir verloren? Else, so sag' doch nur, was dir ist? Fühlst du denn nicht, wie ich mich sorge? Else, ich bin's doch, deine Mutter. Sag' mir, was dein armes Herz bedrückt. Alles kannst du deiner Mutter sagen. Es gibt nichts, nichts auf der weiten Welt, was zwischen uns stehen darf. Denk' daran, wie ich heut nacht an deinem Bett saß ... Else, hast du mich denn nicht lieb?"

Und sie dachte schließlich, verzweifelt: ‚Krank ist sie. Um Gottes willen, schwer krank. Ihr Gemüt ist verwirrt. Es ist ja fast ... als könnte sie mir nicht ins Auge sehen.'

Auf einen Augenblick kam eine mutlose Erschöpfung über sie. Sie ließ sich auf den nächsten Stuhl fallen, konnte nichts mehr sagen, als wieder: „Else, hast du mich denn nicht mehr lieb?"

Fast die ganze Breite des Zimmers lag zwischen ihnen. Bis an ihr Bett war Else zurückgewichen, hatte das Fußende mit beiden Händen umklammert. Schrie plötzlich: „Meinen Vater hab' ich lieb! Nach Hause will ich! Zu Papa will ich!" Und brach zusammen. Schwer schlug die Stirn auf die Kante des Bettgestells.

⌘ ⌘ ⌘

Es hatte gar nichts auf sich. Der Hotelarzt versicherte es. Geheimrat Frerichs, nach dem Marianne in ihrer Herzensangst sandte, bestätigte es. Ein kleiner Nervenchok — nichts weiter. Ein paar Tage Bettruhe, ganz leichte Diät; selbstverständlich sei jede Aufregung fernzuhalten. „Alberne Gänse, die jungen Mädels von heut!" sagte der Geheimrat in seiner stadtbekannten Grobheit. „Alles nehmen sie tragisch. Selbst das bißchen Liebe können sie nicht mehr vertragen."

Das bißchen Liebe! Jetzt wußte Marianne, daß sie falsche Schlüsse gezogen. Jetzt ahnte, jetzt wußte sie, was die Seele ihres Kindes aufgewühlt und erschüttert hatte. Und ihr Herz schrie.

Else lag ganz ruhig. Nur durch die Türspalte wagte die Mutter sie zu beobachten. Einmal hatte sie sich an das Bett setzen wollen. Da nahm das schmale Gesicht auf den weißen Kissen einen so gequälten Ausdruck an, daß sie floh. Vor der eigenen Tochter ... vor der eigenen Tochter ...

Und sie irrte ratlos durch die Zimmer, in der Brust den einen Schmerz, den einen folternden Gedanken im Gehirn: ‚Du hast dein Kind verloren! Deines Kindes Liebe hast du verscherzt! Dein Kind verachtet dich!' Wenn die Füße sie nicht mehr tragen wollten, saß sie, das Gesicht in die Hände vergraben, tränenlos, und sann und grübelte. Sprang auf, spähte durch die Türspalte nach dem Bett, lauschte auf Elses Atemzüge, begann wieder ihre rastlose Wanderung.

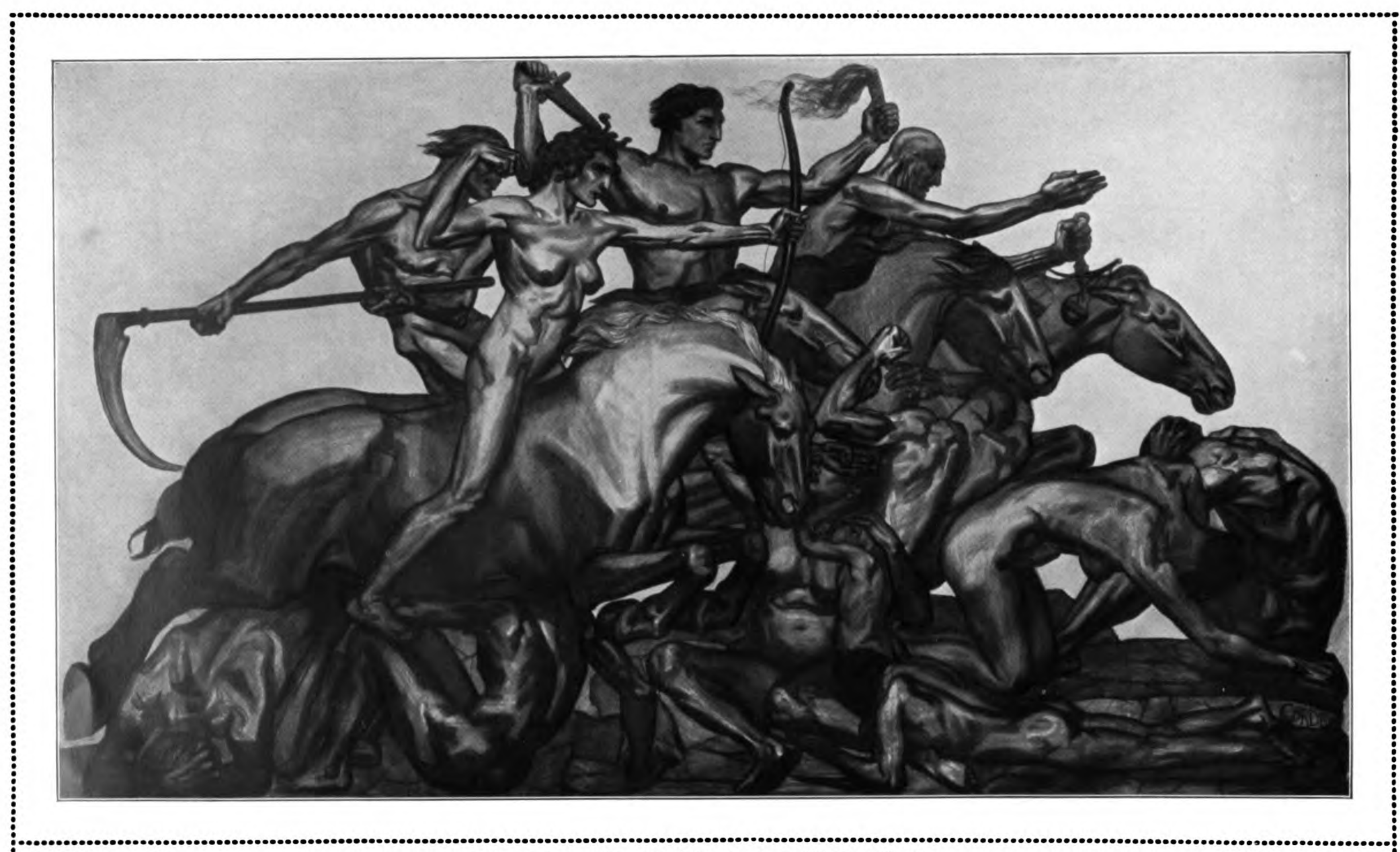
Sie hatte sofort an Ritter depeschiert. Das schien ihr Pflicht. Wenn das Telegramm ihn zu Hause getroffen hatte, konnte er mit dem Abendzuge hier sein.

Er würde fragen, er würde wissen wollen, was Else geschehen. Sie war gefaßt darauf. Sie wollte Rede stehen, nichts verschweigen, alle Schuld auf sich nehmen.

Das schien ihr das geringste. Aber was half das ihr? Die Liebe, das Vertrauen, die Achtung, den Glauben ihres Kindes wollte sie wiedergewinnen. Und dazu wußte sie keinen Weg ...

Immer hatte sie gemeint, vor Gott und den Menschen verantworten zu können, was sie getan. Nun wußte sie: vor dem eigenen Kinde blieb sie ewig die Schuldige. Wie sollte, konnte sie vor die Tochter treten, erklären, erläutern, entschuldigen! Schon der Gedanke trieb ihr die Schamröte ins Gesicht. Und wenn sie es über sich gewann: Else würde sie nie verstehen. Vor der Welt konnte man den Kopf hoch und stolz tragen, vor der Tochter nicht. Und wenn sie sich demütigen wollte, es wäre umsonst. Denn über das eine kam das eigene Kind nimmer hinweg: Du hast meinen Vater betrogen! Es blieb nur: zu schweigen — und zu dulden.

Verzweifelt wehrte sie sich gegen die Stimme des Gewissens, gegen die Selbstvorwürfe, die in diesen Leidensstunden auf sie eindrangen. Immer wieder zwang sie ihre Gedanken zu dem Wege rückwärts, in die Vergangenheit. Was sie der Tochter nicht sagen konnte, hielt sie sich selber vor: Du konntest ja nicht anders handeln, als du getan. Es war stärker als du. Du nahmst



Der Krieg. Kartonzeichnung von Walter Corde
(Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1914)

deinem Manne nichts, dir nahmst du nur dein Recht. Du bist deinem Herzen gefolgt: wer kann einen Stein auf dich werfen?! Du bist keine Leichtsinnige, du bist keine Verworfene! Deine Ehe war morsch und hohl: da hast du einen neuen Bund aufgerichtet, einen heiligen Bund, und hast Treue gehalten, wo du Treue gelobtest ...

Alles das sagte sie sich, scharf und eindringlich. Es war wahr, es war gewißlich wahr. Aber dann eilte sie wie eine Gepeitschte zur Zimmertür, spähte durch den schmalen Spalt, lauschte auf die Atemzüge ihres Kindes und lehnte verzweifelt die heiße Stirn an den Türpfosten: ‚Könntest du doch alles, alles ungeschehen machen. Daß du deines Kindes Liebe und Vertrauen, Deines Kindes Glauben und Achtung wiedergewinnst.‘

In der Dämmerstunde ließ sich Grittendorff melden. Einen Augenblick schwankte sie. Das Bedürfnis nach Aussprache, nach seinem Trost wollte sie überwältigen; nur ihm die Hand drücken, nur in seinen Augen den Ausdruck des Verständnisses, des Mitempfindens lesen! Aber gleich winkte sie mit der Hand, sprach todmüde: „Exzellenz möchten entschuldigen ...“ Sie konnte ihn nicht sehen ... heut nicht ... jetzt nicht. Vielleicht nie mehr.

Man brachte ihr seine Karte. Er hatte ein paar Worte mit Bleistift geschrieben. Sie las: „Die Zeit, sie mäht so Rosen als Dornen — Aber das treibt immer wieder von vornen.“ Goethe. Natürlich Goethe! Was war ihr heut Goethe! Wie eine Phrase kam ihr das Goethewort vor, und sie riß die Karte in kleine Stücke.

Im Salon war die Gaskrone entzündet worden. Marianne flüchtete in das dunkle Schlafzimmer, setzte sich auf das Bett. Von hier aus hatte sie wenigstens die schmale Türspalte immer vor Augen, hinter der Elses Zimmer lag. Die Schwester, die der Arzt geschickt, hatte drinnen eine Lampe angezündet und sorgsam abgeblendet. Ein leiser Schimmer drang durch die Öffnung. Wie im Bann starrte Marianne auf den sanften Schein.

Einmal kam Babette. Hatte auf einem Teller ein belegtes Brötchen: „Frau Baronin müssen was essen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Der Mensch muß essen,“ sagte Babette. „So oder so. 's ist nu mal nicht anners.“ Und blieb stehen mit dem Teller in der Hand.

Etwas Unheimliches hatte die kleine, vertrocknete Person heut für Marianne. Sie fühlte mit Grauen: Babette wußte ihr geheimstes Geheimnis. Seit Monaten, seit Jahren gewiß. Immer war sie durchs Haus auf leisen Sohlen geschlichen, sah alles, hörte alles. Nichts blieb ihr verborgen. In Stücke reißen lassen würde sie sich eher, als daß sie etwas ausplauderte, was sie, Marianne, anging. Vielleicht hatten die scharfen, grauen Augen auch gesehen, wie alles gekommen war. Vielleicht hatte sie sich in ihrer Art zurechtgelegt, daß es so kommen mußte, wie es gekommen war ...

Auf eine Sekunde durchzuckte Marianne der Gedanke, der Wunsch, ihre Hand zu fassen. Wenigstens einen Vertrauten zu haben. Aber gleich kam wieder der Stolz obenauf. Babette war und blieb ein Dienstbote. Und wie sie so dastand, im Halbdunkel, den Kopf weit vorgeschoben, daß das spitze Kinn fast auf der schmalen Brust lag, sah sie zum Fürchten aus.

„Frau Baronin müssen essen,“ raunte sie noch einmal, und es klang fast wie ein Befehl. „Der Mensch braucht Kräfte. Man weiß nicht, was noch kommt.“

Marianne würgte an einem kleinen Bissen.

Die Alte blieb, hielt den Teller.

„Der Mensch kann nicht gegen die Natur,“ sprach sie heiser weiter. „Was er braucht, muß er haben. Das können Frau Baronin sich immerzu vorhalten ...“

Da hob Marianne den Kopf und sagte: „Geh —“

Aber der Doppelsinn der Worte klang in ihr nach. Babette hatte wahrlich nicht nur dies Stück Brot gemeint. Ihr Bauernempfinden, ihr Bauernverstand legten sich das Leben nach ihrer Art zurecht. Es war tief beschämend. Demütigend war es.

Demütigend, denn sie hatte im Grunde recht. Weh fühlte es Marianne. Mochten er und sie ihr Verhältnis zueinander mit tausend Idealen geschmückt, schön und reich ausgestaltet haben: es blieb der Trieb der Sinne, der sie zusammengeführt, der sie immer wieder zwang und kettete. Der

Mensch kann nicht gegen die Natur! So niedrig war es, so klein. Der Rausch einer Stunde — alles andere Zutat, Zierat, verfeinerte Kultur . . .

Und sie saß und grübelte, und die Selbstvorwürfe kamen wieder, und die verzweifelte Abwehr gegen sie. Gegen diese erbärmliche hausbackene Bauernschlauheit. Nein! Nein! Tausendmal nein! Was wußten diese Leute von einer Harmonie zweier Seelen, von der tiefen Herzensfreundschaft, die himmelhoch über allem Irdischen stand? Von dem gegenseitigen Geben und Empfangen, das nicht anders war denn in einer glückerfüllten Ehe? Wie jeder glücklichen Ehe durften auch ihr die Augenblicke völligen Vergessens nicht fehlen. Aber was bedeuteten sie in einem Bunde, der begründet war auf der Übereinstimmung der Herzen, der zusammengehalten wurde durch den beseligenden Zusammenklang aller Empfindungen, durch tiefinnerlichste Zueinandergehörigkeit. Nein! Nein! Tausendmal nein! Der Mensch kann gegen die Natur. Er kann diese grobschlächtige Natur bezwingen, besiegen. Aber er soll, er darf nicht widerstreiten, wenn es sich um das höchste Glück des Menschenlebens handelt —

Nein! Nein! Tausendmal nein! Nicht einen Tag möcht' ich missen, nicht eine Stunde entbehren! Es gibt eine Pflicht gegen sich selbst, die höher steht als alle Gesetze landläufiger Moral. Das Kind freilich kann mich heut nicht verstehen. Heut nicht. Aber einst wird der Augenblick kommen, in der Else ihrer Mutter Leid und Glück, all meine Schmerzen und all meine Seligkeit mitfühlend begreift. Und auf diese Stunde muß ich harren. Geduldig und in Liebe . . .

⌘ ⌘ ⌘

Zu später Stunde kam Ritter.

Plötzlich stand er vor ihr, im schweren Reisepelz, der seine Gestalt noch größer und breiter erscheinen ließ. Streckte ihr die Hand hin, fragte nichts als: „Wie geht's Else? Wo ist Else?"

Dann, als sie kurz Auskunft gegeben, warf er den Pelz ab. Es hatte etwas Rührendes, wie er trotz aller Ungeduld an den Ofen trat, um die Hände zu wärmen: „Ich möchte nicht so kalt zu dem Kinde." Und seine Augen hingen dabei an dem schmalen Lichtspalt in der Tür zum Nebenzimmer, nach dem sie hingestarrt hatte all die Zeit.

„Willst du Else nicht sagen, daß ich hier bin?"

Sie beugte den Kopf. „Geh nur hinein. Else wird glücklich sein, wenn sie dich hat."

Ohne alle Bitterkeit sagte sie es. Aber weh klang es doch. Er sah sie verwundert an, nickte dann und ging.

Einen leisen Aufschrei hörte sie. Ein süßes: „Papa! Lieber Papa!" Sie stand stille, mit hängendem Kopf. Ihr schien es, als wären die wenigen Schritte zum Bett ihres Kindes für sie ein weiter, weiter Weg, als werde sie Tage brauchen, um ihn zurückzulegen.

Mit ihrem geistigen Auge meinte sie durch die trennende Wand zu sehen, wie der Vater an Elses Lager saß, wie er die zarten Hände liebevoll umfaßt hielt; sie fühlte, wie er einfältig-zärtliche Worte sprach: „Ja, meine liebe kleine Else, bei uns zu Hause ist's doch am besten. In den großen Schlitten pack' ich dich . . . Du wirst dich wundern, welch famose Schlittenbahn wir jetzt haben. Ihr wißt in dem schmutzigen Berlin ja gar nicht, was Schnee ist."

Der Arzt kam noch einmal. Sie führte auch ihn nur an die Tür. Wartete, bis er zurückkam. „Hab' es ja gleich gesagt, Frau Baronin . . . alles in Ordnung. Solch junge Natur hilft sich schnell. Wenn Sie wollen, können Sie übermorgen mit dem gnädigen Fräulein reisen. Luftveränderung ist immer vorteilhaft."

Und sie wartete wieder. Sie meinte, ihr Mann müsse kommen. Sie meinte, sie müsse mit ihm sprechen.

Aber er kam nicht. Er blieb am Bett des Kindes sitzen. Eine Flasche Wein hatte er sich kommen lassen und irgendeinen Imbiß, mochte wohl hungrig nach der Fahrt sein. Sie hörte, wie er den Wein in das Glas goß; wie er trank und dazwischen halblaut mit Else plauderte. Er konnte schon wieder scherzen, der Arzt hatte gewiß auch ihn beruhigt. Und dann hörte sie, wie er zur Pflegerin sagte: „Jetzt wird Nacht gemacht. Unser Elsekind muß schlafen. Ich setz' mich da drüben in die Sofaecke . . ."

„Nein, Papa, du gehst jetzt ordentlich zu Bett. Ich bin ja ganz gesund.“

„Hier wird nicht widersprochen! Wirst du wohl gleich die Augen zumachen! Gute Nacht, Else ... du, und träume von Osterhausen . . .“

Noch einmal trat sie an die Türspalte, schob sie ein wenig auseinander, sah hinüber nach den weißen Kissen. Die Tränen wollten ihr kommen: so war sie also ausgeschlossen, ausgestoßen! Wie sollte sie das tragen! Aber sie preßte die Lippen fest aufeinander, daß ihnen kein Wehlaut entschlüpfte. Und dann ging sie in ihr Schlafzimmer —

In schlaflosen Stunden war Marianne zu dem Entschluß gelangt, die Entwicklung der Dinge an sich herankommen zu lassen, ihr nicht vorzugreifen, vor allem die Aussprache mit ihrem Manne, die ihr gestern noch unvermeidlich erschien, nicht selbst heraufzubeschwören. Wurde sie zu ihr gedrängt, dann wollte sie alles auf sich nehmen. Aber das würde kaum nötig werden. Sie dachte jetzt ruhiger und kühler. Else würde schweigen. Sicher: sie schwieg. Wenn nicht um ihretwillen, so um des geliebten Vaters willen. Auch die Scheu der jungen Seele hinderte Else gewiß, dem Worte zu leihen, was sie vielleicht gesehen, gehört, vielleicht auch nur vermutet hatte. Wenn man kaltblütig überlegte: Else hatte sich über alle Maßen exaltiert benommen, hatte Schlüsse und Folgerungen gezogen, die ihr nicht zustanden. Schon weil ihrer Jugend jede Urteilsfähigkeit fehlte, freilich auch fehlen mußte. Sie würde das später selbst einsehen, einsehen müssen.

Nur Zeit lassen! Zeit lassen und in aller Stille, in aller Ruhe die verschütteten Wege wieder ebnen —

Der nächste Tag gab, so schien es, Marianne recht.

Ritter fand sich, stark übernächtigt, bei ihr zum Frühstück ein. Es erschien ihr ganz seltsam, daß alles war, wie sonst. Daß sie ihm den Kaffee einschenkte, daß er ihr die Butter hinschob, mit der stummen Bitte, ihm sein Brötchen zu streichen. Gestern hatte sie gemeint, die Welt müsse in Stücke zerschellen, heut lief diese wunderliche Welt ihren alten Gang. Die Räder drehten sich im gewohnten Lauf, und es knarrte nicht einmal in der großen Maschine. So oder nicht viel anders war es eigentlich immer im Leben.

Sie sprachen ganz ruhig über Else. Er verlangte gar keine Auskunft. Nur war er froh, daß sein Liebling wieder wohl schien. Und sie erzählte von Berglers Antrag und wie sehr sich das Kind darüber erregt hätte. „Sieh mal einer an,“ sagte er mit einem etwas spöttischen Lächeln, „der Bergler!“ Gähnte ein wenig, biß mit seinen kräftigen Zähnen in das knusprige Milchbrot, daß es krachte. „Was sich solch ein Leutnant nicht alles einbildet.“

Dann kam Else.

Marianne erschrak doch: das Kind schien noch sehr, sehr elend. Tiefe schwarze Ränder lagen unter den Augen, und das Gesicht war völlig blutleer.

Sie durchkämpften beide, Mutter und Tochter, in einem kurzen Moment einen harten Kampf. Dann geschah es, wie Marianne es erwartet hatte. Else küßte ihr die Hand, und sie küßte die Tochter auf die Stirn.

„Geht es dir besser, liebes Kind?“

„Ja, Mama. Ich danke sehr.“

Nur in die Augen schauten sie sich nicht.

Es wurde verabredet, daß Vater und Tochter heut nach Hause fahren sollten. Marianne erklärte, noch ein paar Tage in Berlin bleiben zu müssen. Sie hätte Abschiedsbesuche zu erledigen, müsse auch Elses plötzliche Abreise hier und dort erklären, entschuldigen. Ritter fand das ganz begreiflich. Und Marianne dachte wieder: ‚Nur Zeit lassen!‘ Eine Distanz legen zwischen sich und der Tochter —

Länger, als sie selbst geglaubt, dehnte sich der Aufenthalt in Berlin. Es gab in der Tat vielerlei Verpflichtungen abzuwickeln. Aber Marianne empfand auch das lebhafte Bedürfnis, sich zu sammeln, sich selber zurechtzufinden.

Seltsam reizbar und empfindlich war sie. Mehrere Male ließ sie sich vor Grittendorff, der täglich vorsprach, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, verleugnen. Dann kam wieder die unwiderstehliche Sehnsucht zum Durchbruch. Sie rief ihn zu sich. Aber sobald er bei ihr saß, fehlte ihr die Brücke zu ihm. Sie sprach über Nichtigkeiten, und wenn er ebenso antwortete, machte sie ihm Vorwürfe. Die Schuld seiner Unvorsichtigkeit wäre der

ganze Vorfall mit Else. Seine Schuld sei es, daß sich das Kind ihr entfremdet hätte. Und nun wäre er gleichgültig, wäre er interesselos . . .

Grittendorff ließ die Flut über sich ergehen. Er hob kaum die schweren Lider, wirbelte an seinem Spitzbart, sagte endlich, achselzuckend: „Du bist nervös, Marianne — und ungerecht."

„Ungerecht? Mit einem billigen Goethewort auf einer Visitenkarte lasse ich mich allerdings nicht abspeisen."

„Die tiefe Weisheit des Wortes wirst du schon noch verstehen."

„Ich danke dir, daß du mir wenigstens diese Fähigkeit nicht absprichst. Früher hast du mir ein schnelleres Erfassen zugestanden."

„Aber, Marianne . . ."

Sie sah ihn an. Blickte dann an ihm vorüber zur Wand. Steinern war ihr in diesem Augenblick sein Gesicht erschienen, als ob er eine häßliche Maske trüge. Sie konnte ihn nicht mehr ansehen. Sie wollte nicht.

„Aber Marianne," sagte er noch einmal. Und dann war ein neues Schweigen zwischen ihnen. Er zog das seidene Taschentuch, putzte umständlich an seinem Einglas, drückte es vor das Auge.

Die Hände bebten ihr im Schoß.

Sie mußte endlich wieder sprechen. Dies Schweigen peinigte sie.

„Vielleicht erlaubst du mir die Frage, wie du eigentlich denkst, daß sich mein ferneres Leben in Osterhausen gestalten wird? Wenn du überhaupt schon darüber nachgedacht hast."

„Du hast es dir und — mir ja schon vorgezeichnet. Und du hast recht. Die Zeit wird die Differenzen ausgleichen — und nichts wird anders sein wie früher."

„Und wenn sich alles ausgleicht: Du wirst anders sein! Du! Du!" rief sie heftig. „O ich fühle das. Dir immer der Tag und die Stunde! Mir alle Opfer! Und dir nur ja keine Unbequemlichkeiten!"

„Aber, Marianne ..." sagte er wieder.

„Wenn ich zurückdenke . . . freilich . . . ich trug ja alle Lasten, ich, immer schon! Du nahmst nur, was ich gab. Was ich gab mit vollem Herzen, mit vollen Händen. Und nun sitzt du da und hast nicht ein einziges Wort des Verständnisses für mich, nicht ein Wort des Trostes, nicht ein Wort der Liebe!"

„Marianne, du vergißt, was ich dir alles sagte. Ich könnte es nur, immer und immer, wiederholen."

„Es wäre kein Unglück, wenn du dir die Mühe geben wolltest! Sonst standen dir genug Worte zur Verfügung."

Er schwieg, zog die Achseln hoch. Und stand dann plötzlich auf.

„Es ist besser, ich gehe."

„Ja . . . geh nur."

Die Hand wollte er ihr küssen. Sie riß sie ihm fort. Und hing gleich darauf an seinem Halse, schluchzend: „Sei gut zu mir, Bernhard! Ich hab' nun nichts auf der Welt, wie dich . . ."

Allmählich, nach Tagen, wurde sie ruhiger, fand sich zurecht. Es blieb freilich ein bitterer Rest. Ganz konnte sie sich von der Vorstellung nicht loslösen, daß Grittendorffs Stimme oft zu ihr herüberkam wie aus einer fremden Welt, daß ihre Interessen nicht mehr die seinen waren wie ehedem, wie in Weimar. Es war doch so — und wenn er tausendmal das Gegenteil versicherte: alle Opfer und der Alltag blieben ihr Los! Sie gab, und er nahm. Aber war das nicht das Schicksal aller Frauen? Gab es eine Ehe, der diese Wandlung erspart blieb? Das Märchen von Philemon und Baucis war — ein Märchen! Abfinden mußte man sich mit dem, was wohl unvermeidlich, was ein ewiges Gesetz vielleicht der Natur war.

Auch damit abfinden, daß Bernhard weniger Zeit für sie fand, als sie erwartet hatte. Gewiß, er kam täglich. Er brachte ihr Rosen, er fragte nach ihren Wünschen. Aber immer löste er sich schnell. Immer hatte er Verabredungen, gesellige Pflichten. In den letzten Wochen hatte gerade gemeinsame Geselligkeit sie viel zusammengeführt. So konventionell man sich in den Salons begegnete, es bot sich doch immer eine Gelegenheit zu einem heimlichen Wort, man sah sich, man konnte sich die Hände drücken. Das hatte nun aufgehört. Er stand mitten im Strudel des Lebens. Sie war einsam. Aber es war nicht die Einsamkeit, die sie liebte. Nicht jene Einsamkeit, aus der sich neuer Mut schöpfen ließ. Diese Einsamkeit zehrte an ihren Kräften.

Und dann brach die Sehnsucht, die schmerzlich erwartungsvolle Sehnsucht nach Else über alles hinweg in ihrem Herzen durch. Über alles hinweg!

Keine Nachricht hatte sie von ihr selbst. Nur ein Telegramm, das ihre Ankunft meldete, und einen kurzen Brief ihres Mannes. Er schrieb in den fast geschäftlichen Wendungen, die sie an ihm kannte, mit seinen groben, ungelenken Schriftzügen, daß Else ganz wohl wäre und sich über alles und jedes in Osterhausen zu freuen scheine. Wann sie, Marianne, heimkehre? Sie hätten noch schöne Schlittenbahn, er fahre täglich mit Else nach den Vorwerken. Das zweite Mädchen die Klara, von Förster Müller, hätte sich beim Rodeln das Bein gebrochen. Else wäre sogleich nach der Försterei gegangen. Übrigens müsse er auf einen Tag nach Schulpforta, um einmal nach Max zu sehen. Else würde ihn begleiten.

Else — Else — Else! In jeder Zeile! Heißer, brennender Neid wachte in der Mutter auf.

Am nächsten Morgen reiste sie.

Grittendorff war am Bahnhof, mit einem großen Strauß frühlingsfrischer Rosen. Die Zeit drängte. Sie konnten nur wenige Worte wechseln.

Als der Zug aus dem Häusermeer herausrollte, legte Marianne die Rosen über sich in das Netz. Mit einem wehen Lächeln auf den Lippen —

⌘ ⌘ ⌘

Marianne kam in ein leeres Haus. Die Depesche, in der sie Ritter ihr Kommen anzeigte, hatte ihn nicht erreicht: er war noch mit Else in Schulpforta. Die Dienerschaft stand erstaunt. Die Zimmer der Hausfrau waren nicht gelüftet, nicht geheizt.

Trotzdem war es Marianne lieb, daß ihr noch eine kurze Frist des Alleinseins gewährt wurde. Solange die Sonne in die Fenster leuchtete. Als jedoch der Abend kam, überfiel sie ein seltsames Gefühl der Furch , fast des Grauens. Die großen, hohent Räume wollten sich, schien es ihr, heut nicht recht erhellen lassen. Überall lagen dunkle Schatten, und trotzdem nun die Öfen sprühten, war es noch empfindlich kalt. Sie versuchte zu schaffen, tätig zu sein. Aber da stieß sie auf Babette. Die schlich brummelnd von Zimmer zu Zimmer, stand bei den halbgeleerten Koffern, grobte die kleine Julie an, die Zofe Elses, die ihr helfen wollte. Marianne ließ sie nicht an die Arbeit. „Frau Baronin sollten Tee trinken und ins Bett gehn. Frau Baronin sehen schlecht aus."

Das war die Wahrheit. Der Spiegel sagte dasselbe. Die Züge waren schlaff, die Augen vergrämt. ‚Wie eine alte Frau seh' ich aus,' dachte sie.

Eine der Lampen nahm sie und ging über den dunklen Flur in Elses Zimmer. Hier war es wenigstens warm und wohnlich. Sie setzte sich auf das kleine Mädchensofa, ließ zärtlich die Hand über den geblümten Kattun gleiten. Es lag noch ein leichter Hauch im Raum, ein leiser, frischer Duft, der Else eigen war. Peinlich sauber und ordentlich, fast ein wenig pedantisch war alles. Das Kind ließ nicht von der Gewohnheit, selbst aufzuräumen, Staub zu wischen. Auf dem Tisch stand in einer zierlichen Vase ein Strauß von dunklen Tannenzweigen, mit ein paar brennend roten Beeren dazwischen. Den hatte sie sich wohl mit eigenen Händen im Forst gebrochen.

Else, liebe Else! In Schmerzen hab' ich dich geboren . . . daß du mir wieder so tiefen Schmerz zufügen kannst!

Doch wie sie die kleine Vase mit dem Büschel Tannen näher rückte und in das dunkle Grün sah, war auch die Hoffnung da. Das geschmähte Goethewort schoß ihr durch den Sinn: „Die Zeit, die mäht so Rosen als Dornen — Aber das treibt immer wieder von vornen."

So war es! So soll es sein, mein geliebtes Elsekind! Du bist noch so jung. In dir muß die große Triebkraft der Liebe nach tausend Keime tragen. Hegen will ich sie und pflegen . . . das treibt immer wieder von vornen . . .

Da sah sie zu dem Schreibtisch hinüber, der am Fenster stand im tiefen Schatten. Nur die Umrisse konnte sie erkennen. Plötzlich kam ihr der Wunsch, Else einen Willkommengruß zu schreiben. Nichts als ein paar herzliche Mutterworte, die sie morgen vorfinden sollte, wenn sie das Zimmer betrat.

Mit der Lampe in der Hand ging sie hinüber.

Aber ein jäher Schreck packte sie —

Sie sah es: auf der Schreibtischplatte hatten drei Bilder von ihr gestanden, eine vergilbte Photographie aus ihren Mädchenjahren, zwei spätere. Immer hatte die Else vor Augen haben wollen.

Nun waren sie verschwunden.

Ein paar Augenblicke stand die Mutter und starrte auf die leeren Plätze. Sie bebte, die Lampe schwankte in ihrer Hand.

Dann tastete sie sich mühsam durch den Raum über den Korridor, in ihr Schlafzimmer. Babette räumte noch an den Koffern.

„Bring' mich zu Bett —" sagte sie tonlos. „Ich bin krank."

⌘ ⌘ ⌘

Sie war nicht krank. Sie wollte nicht krank sein. Am nächsten Morgen stand sie lächelnd in der Halle, als der Schlitten mit Mann und Tochter vorfuhr.

„Da bin ich. Du hast meine Depesche nicht erhalten? Ja ... ich entschloß mich plötzlich ..."

Die beiden steckten in dicken Pelzen, mit Schneeflocken übersäet. „Das ist recht," sagte Ritter einfach. „Guten Morgen, Marianne."

Else küßte der Mutter die Hand. Als Marianne sie an sich ziehen wollte, wich sie ein wenig zurück: „Du machst dich ganz naß ... Mama ..."

Und so blieb es.

Else schob eine unsichtbare Scheidewand zwischen sich und die Mutter. Wie eine hohe Glaswand war es, durch die sie sehen konnten, beide, daß sie litten, die sie aber trennte, als wäre sie aus festem Stein gemauert.

Keine Pflicht der Form versäumte die Tochter. Sie mied sorgsam, sich vor dem Vater zu verraten. Aber sie wich jeder Zärtlichkeit aus. Bis Marianne aufgab, um ihre Zuneigung, um ihre Liebe zu werben. Bis der Stolz in ihr erwachte dieser Unerbittlichkeit gegenüber. Eher wollte sie sich in bitterer Sehnsucht verzehren, als sich von dem eigenen Kinde demütigen lassen. Und sah dabei doch, wie das junge Gesicht schmäler wurde, fast von Tag zu Tag.

Das äußere Leben lief bald wieder im alten Geleise. Daß jede Geselligkeit fehlte, jede äußere Abwechslung, empfand Marianne jetzt fast als Wohltat. Selten, sehr selten fuhr sie nach der Stadt hinein. Grittendorff hatte sie nur einmal gesehen, auf wenige Minuten, als er, auf der Durchreise nach dem Süden, einige Stunden in Weimar Station machte. Er hatte fleißig zu schreiben versprochen.

Über die Einsamkeit freilich, die sich im eigenen Hause um Marianne spann, trug Marianne kein Wollen hinweg. Manchmal dachte sie: es muß doch endlich Frühling werden. Doch der Winter währte länger, schien es ihr, wollte kein Ende nehmen. Dieser harte Winter —

Immer mehr zog sie sich auf sich selber zurück. Aber ihre Augen umspähten dabei, wie aus einem Verlies heraus, mißtrauisch und sorgenvoll ihr Kind. All sein Tun und Lassen, nicht zuletzt sein Verhältnis zum Vater. Und bisweilen keimte dabei ein leises, häßliches Triumphgefühl in ihrer Seele. Denn das sah, das fühlte sie doch: so zärtlich Else gegen ihn war, so zärtlich er gegen sie — es klaffte auch da ein Riß und weitete sich immer mehr. All seine biedere Gutherzigkeit, all sein liebevolles Eingehen auf die Wünsche der Tochter konnten diese Lücke nicht ganz füllen. Else war nicht mehr das Kind, dessen Augen glücklich aufleuchteten, wenn er ihr die Backen streichelte oder beim Dominospiel mit ihr zu scherzen versuchte. Sie konnte sich auf die Dauer nicht mit dem engen Kreis seiner Interessen zufriedengeben. Else bedurfte der geistigen Anregung. Sie mußte sich nach der Möglichkeit eines Gedankenaustausches sehnen. Es konnte ja gar nicht anders sein.

Wenn Marianne, mit einer Handarbeit im Schoß, an den langen Winterabenden die beiden mit heimlichen heißen Blicken beobachtete, meinte sie oft zu sehen, wie das blasse schmale junge Gesicht sich spannte, im vergeblichen Bemühen, aus einem Stein Funken zu schlagen. Und wie es dann, bald, müder und müder wurde. Oh — sie kannte das! Sie hatte das selbst durchlebt, lange Jahre hindurch — bis sie sich selber befreite.

In solchen Stunden kamen Marianne kühne zuversichtliche Hoffnungen. In solchen Augenblicken frohlockte ihr elastischer Sinn: es muß doch einmal Frühling werden!

Aber nie, nie blieb der Rückschlag aus. Ende März war es. Sie saßen beim

zweiten Frühstück. Der Diener brachte die Posttasche ins Zimmer, und Ritter las aus der Zeitung einen Bericht über die Geburtstagsfeier des greisen Kaisers vor. Umständlich faltete er das Blatt zusammen, stand auf; draußen wartete der kleine Wagen, mit dem er aufs Feld zu fahren pflegte. Er war schon an der Tür, als er sich noch einmal umwandte: „Da liegt auch noch ein Brief für dich, Marianne — auf dem Schreibtisch. — Auf Wiedersehen nachher!“

„Bitte, gib mir den Brief herüber,“ sagte Marianne zur Tochter.

Else sprang eilfertig auf.

Aber als sie den Brief brachte, hatte sie ihn mit spitzen Fingern gefaßt und mit spitzen Fingern schob sie ihn über den Tisch der Mutter zu. Etwas unsagbar Verächtliches lag in der Bewegung.

Es war ein Brief von Grittendorff. Marianne erkannte die festen, eckigen Schriftzüge auf dem Umschlag.

Sie sah zur Tochter auf. Die stand, jenseits des Tisches, nagte an der Unterlippe, hatte die Hand noch gespreizt.

Marianne wollte ruhig bleiben. Aber ihr Blut kochte. Wenigstens das mußte sie der Tochter sagen: „Was fällt dir ein, Else! Ist das eine Art, mir einen Brief zu geben?“

Else schwieg. Die Zähne gruben sich scharf in die Unterlippe. Das Gesicht war wie versteint. Sie sah die Mutter nicht an. Die Augen ruhten trotzig, mißachtend auf dem Briefe. Und dann zog sie langsam die Achseln hoch, ließ sie langsam wieder sinken.

Es war zu viel. Marianne ertrug es nicht mehr. Ihr Muttergefühl empörte sich, ihr Stolz empörte sich. Sie brauste leidenschaftlich auf. „Ich verbitte mir deine Ungezogenheit! Wie ein albernes Kind benimmst du dich! Hab' ich das um dich verdient? All meine Liebe trittst du mit Füßen. Seit Wochen gehst du an mir vorüber, als wäre ich eine Fremde, weichst mir aus, wo du nur kannst. Ein Herz von Stein hast du! Was weißt du von mir? Deine kindische Unvernunft reicht nicht hin, mich zu verstehen. Ich will das auch gar nicht verlangen — aber diese törichte, unartige Manier, Else, die lasse ich mir von Dir nicht gefallen. Schämen solltest du dich!“

Wie in Blut getaucht war das junge Gesicht. Aber sie stand reglos, und ihre Augen ließen nicht von dem Brief. Das war ihre Antwort.

„Schämen solltest du dich! Ich will dir auch das sagen: als ich nach Hause kam, war ich in deinem Zimmer. Ich wollte dir einen Willkommensgruß schreiben. Da sah ich, daß du meine Bilder — die Bilder deiner Mutter — von deinem Tisch genommen hast! Ahnst du denn nicht, fühlst du denn nicht, was du mir damit angetan hast?! Wie mich das kränken, wie mich das schmerzen mußte! Ich habe auch dazu geschwiegen, ich habe meinen Gram heruntergezwungen. Aber alles hat seine Grenzen! Auch meine Nachsicht . . . auch meine Liebe! Gott bewahre dich davor, daß du nicht an einem eigenen Kinde erlebst, was ich an dir erleben muß! Es heißt, daß Kindern, die ihre Eltern schlagen, die Hand zum Grabe herauswächst. Was du mir tust, ist schlimmer. Hüte dich, Else: du sündigst; täglich, stündlich, sündigst du gegen das vierte Gebot. Vater und Mutter sollst du ehren: hast du das ganz vergessen?“

Sie standen sich gegenüber, nur die Tischplatte trennte sie.

Wie Hammerschläge waren die Worte gefallen. Marianne schrie sie heraus. All der Schmerz, der in ihr aufgespeichert, all ihre Bitterkeit brachen sich Bahn.

Aber das Kind regte sich nicht. Das Gesicht, das eben noch blutrot gewesen, war weiß wie Linnen. Die junge Brust hob sich schmerzlich. Die Zähne nagten scharf an der Unterlippe. Die Augen ließen, ließen nicht von dem Briefe auf der Tischplatte.

Eine Minute wartete Marianne noch. Und noch eine —

Dann griff sie, mit einem jähen Entschluß, nach dem Briefe. Und streckte den Arm aus: „Laß mich allein!“

⌘ ⌘ ⌘

In diesen Tagen wurde ein Gedanke, eine Idee, die Else Ritter seit Wochen mit sich herumtrug, zum Entschluß.

Sie konnte die stumme Gegnerschaft zur Mutter nicht mehr ertragen. Sie litt unsäglich. Denn sie liebte ihre Mutter heut wie früher. Alles, was Marianne ihr vorgeworfen, hatte sie sich hundertmal gesagt.

Und auch an der letzten Frage war sie nicht vorübergegangen: mangelte ihr nicht das volle Verständnis? Urteilte und verurteilte sie nicht, ohne in der Seele der Mutter lesen zu können? Gab es nicht Kämpfe, die sie nicht kannte? Gab es nicht Leiden, die ihr verschlossen blieben? Gab es nicht geheime Kräfte, Ursachen und Wirkungen, von denen sie nichts wußte? Gab es nicht Erklärungen, Entschuldigungen, die zu begreifen ihr noch versagt war?

Aber wenn sie sann und grübelte, wenn sie sich lieblos schalt und undankbar, wenn sie mit sich rang: ‚Geh zu Mama, fall' vor ihr in die Knie, wirf dich an ihre Brust —' dann schob sich immer wieder die Gestalt des Vaters dazwischen.

Marianne hatte ganz richtig beobachtet: der Vater stand nicht mehr in der vollen Glorie vor Else, wie ehedem. Früher hatte sie ihn genommen, wie er war. Nun fühlte sie doch — und wehrte sich vergeblich gegen die Erkenntnis —, den geistigen Abstand zwischen Vater und Mutter. Sie liebte ihn über alles, aber ihrer Liebe mischte sich etwas anderes, Fremdes bei. Vater war so gütig. Rührend gütig war er, aber in seiner grenzenlosen Güte war er schwach. Hätte er sich sonst mit dem abfinden können, was sie trotz allen Grübelns auszudenken sich immer noch scheute, dem Unbegreiflichen! Denn wenn er nicht wußte, was ihm geschah, so mußte er doch ahnen und fühlen. Fühlen die Mißachtung des göttlichen Gebots. Empfinden die Mißachtung seiner Ehre! Denn das blieb! Das blieb! Und sie, sein Kind, konnte nicht die Augen schließen wie er. Wenn ihr Herz sie heiß zur Mutter drängte, kam immer wieder die Erinnerung an das eine Bild, das sie nimmer vergessen würde: ihre Mutter an der Brust eines anderen Mannes! Sie wagte nicht mehr, sich darüber zu entrüsten wie zuerst, aber Scham und Schmerz peitschten ihr das Blut ins Gesicht.

Und in ihr trotzte es auf: lieber leiden, lieber das eigene Herz ersticken, als nachgeben —

Es litt sie nicht mehr in diesem Hause, sie konnte nicht mehr zwischen Vater und Mutter stehen. Vielleicht würde alles besser werden, wenn sie sich ausschied. Jetzt war schon ihr Anblick der Mutter eine Pein — o, sie fühlte das! Und sie selber fand sich nicht mehr zurecht, zu beiden Eltern fand sie nicht mehr den rechten Weg.

Auf einem langen, einsamen Waldspaziergang war ihr Entschluß gereift. Frühlingswehen ging durch die Natur. Die Büsche trugen dicke Knospen. Im Unterholz reckten die Veilchen ihre blauen Köpfe. Die Spechte hämmerten geschäftig. Die Sonne leuchtete hell durch den leisen grünen Schein der Wipfel, und die Luft war lau wie im Sommer. Aber Else war durch den Wald geschritten, ohne zu sehen und zu hören. Sie fröstelte, als sie am Saum stand und die massige gelbe Schloßfront vor sich sah. Das war nun ihre Heimat gewesen.

Am nächsten Morgen kam sie in das Zimmer der Mutter. Zum erstenmal seit Wochen.

Marianne saß bei ihren Abrechnungsbüchern am Schreibtisch und sah erstaunt auf. Dicht zu ihr heran trat ihr Kind, die Hände verschlungen und sprach mit leiser Stimme: „Ich muß dir etwas sagen, Mama. Ich habe gestern an Bergler geschrieben. Wenn er mich noch lieb hat — soll er kommen —"

„Else —"

Marianne legte erschrocken die Feder aus der Hand.

„Else, das ist doch unmöglich . . ."

Die Tochter stand vor ihr wie vor Tagen im Frühstückszimmer. Und doch — sie sah es — ganz anders. Das blasse, schmale Gesicht war nicht im Trotz erstarrt. Nur ernst war es, fast feierlich ernst. Wie Menschen aussehen, die sich zu einem schweren, festen Entschluß durchgerungen, durchgekämpft haben. Schweigend stand sie, mit gesenkten Lidern.

„Else, das ist doch unmöglich. Du kannst in den wenigen Wochen nicht so anderer Meinung geworden sein. Dein Herz weiß nichts von ihm!"

„Ich . . . ich hab' ihn immer gern gehabt."

Tonlos klangen die Worte.

Marianne war aufgestanden, sank auf den Stuhl zurück. Die Überraschung war zu groß, ihr bebten die Knie. Aber gleich brach in ihr all das lang zurückgedämmte Muttergefühl durch, all die große, große Liebe und all die große Sorge. Bergler? Bergler! Warum grad Bergler? Eher noch



Bildnis

Gemälde von Prof. P. A. von László

hätte Marianne es verstehen können, wenn Elses Wahl — jetzt nicht, aber später vielleicht — auf den Grafen Sarma gefallen wäre, der sich so eifrig um sie beworben, dessen Schwester vor kurzer Zeit noch brieflich leise angeklopft hatte, ob wohl sein gelegentlicher Besuch in Osterhausen willkommen sein würde. Aber Bergler? Ein schlichter, guter Mensch. Gewiß. Aber ein Mann mit so kleinem Horizont. ‚Ich hab' ihn immer gern gehabt . . .' Gern gehabt — und nicht mehr!

Unmöglich schien es Marianne.

Sie erhob sich wieder, legte beide Arme zärtlich um die Schultern der Tochter. „Kind, weißt du, was du tust?!" bat sie innig. „Es ist der wichtigste Schritt des ganzen Frauenlebens. All deine Zukunft hängt von ihm ab, Glück oder Unglück, Segen oder Unsegen. Handle nicht aus einer Augenblicksstimmung heraus. Überlege dir hundertfach, wenn nicht die innigste Liebe dich treibt —"

„Ich habe alles überlegt, Mama."

Sie sagte es ruhig und bestimmt. Wie unwiderruflich. Aber nicht der leiseste Hauch von Herzensfreudigkeit klang aus den Worten.

Fast traurig klangen sie. Und in der Mutterseele schrie es: Großer Gott! Guter Gott, legst du auch diese Schuld auf mich? Geht mein Geliebtestes aus dem Hause — um meinetwillen? So aus dem Elternhause! Es ist zu viel . . . es ist zu schwer . . . ich kann es nicht tragen.

Sie sah ganz klar in diesen Augenblicken, fühlte bis ins einzelne hinein, was diesen Entschluß heraufbeschworen hatte. Eine völlige Mutlosigkeit legte sich auf ihre Seele. Als brächen ihre letzten Lebenshoffnungen in Scherben.

Immer noch hatte sie die Hände auf den jungen Schultern. Nun zog sie die Tochter an sich, enger und enger, empfand schmerzlich, wie sie es duldete, ohne es zu erwidern, hielt sie mit doppelter Zärtlichkeit. Alles, alles wollte sie vergessen, vergeben, leiden und tragen — wenn nur das eine nicht geschah.

Und sie bat wieder, sie flehte. „Meine Else, du kannst es nicht ermessen, was es heißt, mit einem Manne leben, in der engsten Zusammengehörigkeit, die es auf Erden gibt — mit einem Manne, den du nicht von ganzem Herzen liebst! Es ist ein furchtbares Schicksal." Leise, ganz leise sprach sie weiter: „Es mag Frauen geben, die es hinnehmen, ohne zu leiden. Du gehörst nicht zu denen. Du bist mein Kind, hast mein Blut. Du würdest die Qualen und die Nöte dulden, die ich durchgemacht habe. Ich muß dir das heute sagen. Es kommen Stunden, in denen man den Tod willkommen heißen möchte als Erlöser. Aber das ist wohl nicht das Schlimmste. Ungerechtigkeit kommt, Gereiztheit und Mißachtung, Haß kommt, und die Versuchungen kommen, und man lebt in einem Kerker, kann ihnen nicht entfliehen. Meine Else, so wahr ich dich lieb habe, ich sage dir die Wahrheit. Und kann dir doch nicht die volle Wahrheit sagen, denn die kann nicht ein Mädchen, die kann nur die Frau empfinden. Das ist das Verhängnis, an dem ich leide bis auf den heutigen Tag. Aber warnen kann ich dich. Beschwören kann ich dich: gib dich keinem Manne, dem nicht dein ganzes Herz zujubelt. Der Verstand ist solch ein armseliges Ding. Brücken aus Papier baut er. Das Herz muß sprechen, jubeln muß es. Alles, alles andere ist leerer Wahn. Höre auf mich, dies eine Mal höre auf deine Mutter —"

Sie schwieg erschöpft. Der Pulsschlag stockte.

Ein paar Augenblicke hatte sie gefühlt, wie die Tochter erzitterte, hatte gefühlt, daß ihres Kindes Stirn sich auf ihre Schulter schmiegte. ‚Lieber Gott, laß mich doch die rechten Worte finden,' dachte sie. Aber während sie weiter sprach, empfand sie tief schmerzlich, wie sich, leise, leise, die Abwehr wieder in der Tochter regte, wie die Gestalt sich reckte, wie sie den Kopf aufrichtete. Und nun, da sie schwieg, sah sie ein feuchtes Schimmern in den geliebten Augen, aber sie sah auch, daß die dichten Brauen sich eng zusammengeschoben hatten und ein Zucken um die Lippen —

Endlich sprach Else: „Es muß doch sein . . . Mama. Ich kann nicht bei euch bleiben. Sorge dich nicht um mich . . . ich finde schon meinen Weg. Ich will versuchen mit ihm glücklich zu werden."

⌘ ⌘ ⌘

Ende Juni schon fand die Hochzeit statt. Nur ein ganz kleiner Kreis war geladen.

Die ostpreußischen Verwandten, Wietersheims, der Kammerherr von Krecht, Frau von Heydenfels, ein paar Freundinnen der Braut, einige Kameraden des Bräutigams.

In der schlichten Dorfkirche standen sie vor dem Altar. Bergler mit strahlend glücklichem Gesicht, Else eine ernste Braut. Stille Feierlichkeit lag auf ihren Zügen. Leise wie ein Hauch, aber ruhig und fest, klang das Ja von ihren Lippen.

Unmittelbar nach dem kurzen Frühstück verschwand das junge Paar. Else mußte sich umkleiden, sie wollten um drei Uhr abfahren, um den Zug in Weimar zu erreichen. Ihre Hochzeitsreise sollte nach Baden-Baden und dann nach der Schweiz führen. Marianne war der Tochter nachgegangen.

Die kleine Gesellschaft nahm den Kaffee auf der großen Veranda. Eine rechte Fröhlichkeit wollte nicht aufkommen. Selbst bei der Jugend nicht.

Ritter saß mit dem Pfarrer und dem Kammerherrn im Schatten des Sonnendachs und kämpfte mit einer großen Importe, die ihm immer wieder ausging. Er hatte in der Kirche heftig geweint, und auch jetzt kamen ihm immer neue Tränen. Der Schmerz, seine geliebte Else hingeben zu müssen, und die Rührung der Stunde waren gleich stark in seinem Vaterherzen, das nicht ohne Kampf in diese Verbindung gewilligt hatte. Aber er sprach, in abgebrochenen Sätzen, nur von dem Glück seines Kindes und daß die Frau Großherzogin ein gnädiges Telegramm geschickt hätte und daß der Schwiegersohn wohl bald eines seiner Güter übernehmen würde . . .

An der Balustrade stand Frau von Heydenfels mit seinem Schwager Boedecker. Die ewig junge Witwe schien es dem Ostpreußen angetan zu haben. Sie sahen auf die Jugend herunter, die sich drüben unter den Platanen, so gut es ging, schadlos zu halten suchte. Das arme Völklein! Nicht einmal der Brautkranz war ausgetanzt worden. Überhaupt solch kleine Hochzeit, fand Frau von Heydenfels. „Wir hatten doch alle etwas anderes erwartet."

„Wir auch, meine Gnädigste. Wir auch. Aber Elschen wollte es nun mal so. Und sie mußten auch Rücksicht auf meine Schwägerin nehmen. Mariannchens Gesundheit soll gar nicht zum besten sein."

„Elend sah sie aus. Ja — solche Brautmama hat ihre Lasten. Aber unsere gute liebe Marianne zieht sich ja überhaupt von aller Geselligkeit zurück. Wir wissen es ... ihr liebevolles Herz hat Sorgen."

„Sie meinen wegen Max? Sehen Sie ihn dort drüben — er macht sich eigentlich ganz manierlich für seine Verhältnisse. Du mein Gottchen, für die Assiette, in die er mal kommt, wird's schon langen. Wenn ich's erlebe, seh' ich seine Hammel noch mit den ersten Preisen prämiiert."

Frau von Heydenfels lachte. „Ja, die Toren haben ihren besonderen Schutzengel. Die Gescheuten könnten solch nützliches Inventarstück freilich auch brauchen. Aber die guten Hausfreunde sind rar heutzutage geworden."

Er sah sie von der Seite an. Immer noch ein famoses Frauchen. Schon allein der süße Fuß, der sich da auf die Steineinfassung stemmte — so ganz eigen unternehmungslustig. „Unsereiner sitzt auf seiner Klitsche festgenagelt," meinte er. „Sonst ... ich wäre zum Beispiel wirklich ein guter Hausfreund."

„Ach, gehen Sie! Sie trauen sich ja gar nicht. Ihr Frauchen kratzte Ihnen auch die Augen aus. Sie hat das Temperament dazu — schauen Sie nur, der gute Wietersheim ist trotz seines Embonpoints Feuer und Flamme."

„Lassen Sie ihn, Gnädigste, ich bin nicht eifersüchtig."

„Ihr Herr Schwager erst recht nicht."

„Hat auch keinen Grund. Ich dachte einmal — man denkt ja so allerlei — Mariannchen könnte sich auch einen netten Hausfreund zulegen. Mein Gottchen . . . ja ... warum sollte sie nicht? Aber unsere Mi ist ein Tugendbold."

„Stille Wasser sind tief, Herr Boedecker." Sie lachte wieder und zeigte ihre Zähne bis zur letzten Plombe. „Übrigens — wechseln wir lieber das Thema. Es ist mir zu gefährlich. Wundern Sie sich nicht, daß Exzellenz Grittendorff heut fehlt?"

„Ja, es ist schade. Ich fragte schon nach ihm. Er ist in London, hat übrigens telegraphiert —"

„In London! Zur Saison! Da kann er sich an den schönsten Frauen sattsehen. Auch der Getreuste braucht Veränderung. Von

dem ‚Toujours Perdrix‘ wollte schon der gute König Heinrich nichts wissen.“

„Wie meinen Sie das, meine Gnädigste?“

Sie schlug mit dem Fächer nach ihm. „Nicht neugierig sein! Seien Sie lieber barmherzig und verschaffen Sie mir eine Zigarette. Sie wissen ja — oder wenn Sie es nicht wissen, lassen Sie's sich sagen: ‚Rauch ist alles ird'sche Wesen.‘ Ein gewisser Schiller tat den geistreichen Ausspruch.“

⁂

Marianne war bei der Tochter. Mit bebenden Händen erwies sie ihr die letzten Liebesdienste im Vaterhause. Ihr Herz war so voll. So unendlich viel hatte sie zu sagen — und mühte sich doch vergeblich um die einfachsten Worte.

In diesen Wochen zwischen Verlobung und Hochzeit waren Mutter und Tochter sich wieder näher gekommen. Die alte volle Zärtlichkeit freilich stellte sich nicht ein. Aber sie waren nicht mehr ganz entfremdet. Schon das hatte Marianne in stiller Dankbarkeit hingenommen. ‚Ich bin so arm geworden,‘ dachte sie oft. ‚Ich muß lernen, mich mit Brosamen zu begnügen.‘

Auch heute! Else wehrte den bebenden Händen nicht, die sich um sie bemühten. Aber sie gab dem Mutterherzen nicht, wonach es sich sehnte. Sie schmiegte sich nicht an sie, sie sprach nicht von dem Abschiedsschmerz. Sie sprach ja freilich auch nicht von Zukunftshoffnungen. Ernst und still war sie, von einer seltsamen Ruhe und Gelassenheit.

Und sie mußte, mußte doch ahnen, daß tausend schwere Gedanken die Seele der Mutter füllten.

Nun stand sie schon im Reisekleid und Hut. Babette war gegangen, mit einem wunderlichen Glückwunsch. Sie hatte der jungen Frau, die sie als Kind auf den Armen getragen, zum erstenmal die Hand geküßt und ihr gesagt: „Ich hab' der Gnädigen einen Pfennig heimlich in den Brautschuh gelegt, da kann's nicht fehlen. Wünsch' viel Glück und Segen —“

Dann hatte die kleine, flinke Julie mit dem Handkoffer das Zimmer verlassen. Elses Mädchenzimmer, das soviel kleines Glück und soviel schweres Leid gesehen. Mutter und Tochter waren allein.

Da zog Marianne ihr Kind noch einmal ans Herz. Sie wagte es nicht zu sagen: ‚Sei glücklich, du Geliebtes.‘ Sie hielt die Tochter nur fest, fest umschlossen. Und die lang zurückgehaltenen Tränen schossen ihr über die Wangen.

Einmal, einmal fühlte sie die Lippen des Kindes auf den ihren, fühlte ein leises Erzittern. Dann beugte sich Else, küßte die Hand der Mutter: „Sorge dich nicht um mich, Mama ...“

Über die Hintertreppe stiegen sie hinab, zum seitlichen Schloßausgang. Sie wollten dem geräuschvollen Abschied entgehen. Unten stand Bergler im grauen Reiseanzug, schwenkte sein Hütchen. Und Ritter kam gerade, in der einen Hand eine mächtige Konfekttüte, in der andern eine gelbe Brieftasche, die er dem Schwiegersohn zustecken wollte. „Zur Reise! Laßt euch nichts abgehen!“ sagte er, lachte und hatte dicke Tränen an den Wimpern.

Der Wagen hielt vor dem bekränzten Tor. Der Kutscher hatte es sich nicht nehmen lassen, die Braunen festlich aufzuputzen, mit bunten Bändern und Blumen auf dem Silbergeschirr.

„Hohe Zeit,“ rief Bergler. „Komm, Else!“

Und nun drängte es die Mutter jäh zu ihm hin. Mit beiden Händen faßte sie nach ihm. Und heiß flehte sie: „Mach' sie glücklich, Konrad! Seid glücklich, ihr Kinder!“

Else hing am Halse des Vaters. Er brummelte Unverständliches, wischte sich über die Augen, hob die Tochter selbst in den Wagen: „Christian, in drei Deubels Namen, halt die Gäule fest —“

Der Wagen zog an.

Sie winkten noch einmal zurück.

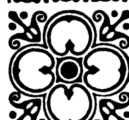
„Da fahren sie hin —“ Ritter schluchzte.

Als er sich umsah, war Marianne verschwunden.

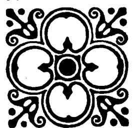
Sie stand unten im dunklen Kellerflur, lehnte müde die Schultern gegen die Wand, krampfte die Hände hinter sich gegen den kalten Stein.

‚Jetzt bin ich ganz allein ... ganz allein ...‘

(Schluß folgt)



Robinson Crusoes Weltanschauung



Von Dr. Agnes von Harnack

Robinson Crusoe — ein Name, bei dessen Klang eine Welt von Erinnerungen vor uns auftaucht! Wir sehen uns plötzlich um Jahre zurückversetzt, in irgendeinem Winkel des Hauses sitzen, in der Hand ein schmales Büchlein und im Herzen den lebendigsten Widerhall all der Abenteuer und wunderbaren Zufälle, die unser Held zu bestehen hatte. Mit ihm sind wir aufs tiefste erschreckt, als er im Sande den Abdruck eines nackten Menschenfußes findet; mit ihm fühlen wir die Erschütterung, als nach jahrelangem Schweigen zum erstenmal wieder der Laut einer Stimme — ach, nur einer Papageienstimme! — an sein Ohr dringt. Wir kennen seine unterirdische Höhle, aus der ihm beim ersten Betreten die grünen Augen eines alten, sterbenden Ziegenbocks so unheimlich entgegenleuchteten; wir kennen seine Winterfestung wie sein Sommerlusthaus, wir wissen, was er aß, trank und wie er sich bekleidete. Aber daß er auch eine Weltanschauung hatte, davon wissen wir nichts, denn in den glücklichen Jahren, in denen sein Schicksal uns so lebhaft erfüllte, war „Weltanschauung" ein Ding, das uns der Sache wie dem Wort nach gleich fremd war. So scheint unser Thema eine gewisse Rechtfertigung zu fordern, aber nur vor dem modernen Leser. Der alte Daniel Defoe selber hätte ihm wohl durchaus zugestimmt, denn er vertrat den Standpunkt, daß das Lesen und natürlich erst recht das Schreiben von Romanen und Novellen ein nichtsnutziger Zeittotschlag wäre, wenn man nicht versuchte, durch die Erzählung dem Leser bestimmte Ideen, Tendenzen, ja eine ganze Weltanschauung zu übermitteln — ein Standpunkt, der von den zeitgenössischen Schriftstellern allgemein geteilt wurde. Sie alle haben das Bestreben, die neue Weltanschauung, die das 17. Jahrhundert dem 18. als wertvollstes Patengeschenk in die Wiege gelegt hatte, zu popularisieren, die neue Weltanschauung, die wir gewöhnlich mit dem einen Worte „Aufklärung" bezeichnen. Wo lagen nun die Wurzeln dieser Weltanschauung, und wie war sie beschaffen?

Das Mittelalter besaß ein festgefügtes, charakteristisches Weltbild. Die Erde war eine Scheibe, um die sich blaue Wogen wälzten und in weiteren Kreisen Sonne, Mond und alle Gestirne drehten. Auf dieser Scheibe wandelte der Mensch, und wenn er sein Haupt erhob und nach den Wolken blickte, so war er gewiß, daß über diesen Wolken Gott thronte, dessen vornehmste Aufgabe es war, das große Weltall in Ordnung zu halten. Er offenbarte sich den Menschen durch Wunder, das heißt, indem er mit erhabener Willkür in den natürlichen Lauf der Dinge eingriff. Diesem Gott konnte sich der Mensch nähern, wenn er sich ihm mit der Kraft des Gefühls und des mystischen Erlebens hingab. Dieses Weltbild blieb in Gültigkeit bis ins 16. Jahrhundert. Aber mit dem Beginn der großen Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet wurde es erschüttert, und als im Jahre 1683 Newtons Werk die Erfahrungen von Kepler, Kopernikus und Galilei auf mathematischem Wege bewies, da wurde es endgültig verdrängt durch ein neues Weltbild, das bestimmt war durch eben diese naturwissenschaftlichen Erkenntnisse. Jetzt war die Erde nicht mehr der ruhende Mittelpunkt des Alls, sondern ein winziges Sandkörnchen, das mit rasender Schnelligkeit um die Sonne wirbelt, die sich selbst vielleicht wieder um eine Zentralsonne dreht. Die Bahnen der Gestirne waren jetzt nicht mehr der Leitung eines Gottes anvertraut, sondern sie waren mathematisch bestimmbar und beruhten auf mechanischen Gesetzen; ja, wenn der Mensch, ein Stäubchen auf einem Sandkorn, jetzt seinen Blick zum Himmel erhob, so war dort eigentlich kein Raum und keine Wirkungsmöglichkeit für den Gott des Mittelalters. Aber wenn der Mensch einerseits aus seiner zentralen und einzigartigen Stellung im Weltganzen vertrieben worden war, so hatte er auf einer anderen Seite eine ungeheure Steigerung seines Selbstgefühls zu verzeichnen: Der kleine Mensch, das Stäubchen auf einem Sandkorn, besaß in sich, zwischen seinen beiden Schläfen, die Fähigkeit, dieses Weltall, in dem er mit umgewirbelt wurde, nach seinen Gesetzen zu begreifen. Er konnte die Natur zwingen, ihm ihre Geheimnisse zu offenbaren, er konnte ihre Wege mit untrüglicher Sicherheit voraussagen und hatte damit ein Recht, sich als Herrn der Welt zu empfinden. Durch diese große Umsetzung der Werte ist das Weltbild zustande gekommen, das der Aufklärung zugrunde liegt, ja, man kann sagen, die Gedanken der Aufklärung sind nichts als die Konsequenzen, die aus diesem Weltbilde zu ziehen sind. Und unser Freund Robinson nun steht auf dem Boden dieser Auffassung.

Sie durchdringt sein Denken und beeinflußt als Erstes und Wichtigstes seine Gottesvorstellungen. Wenn wir davon ausgehen, daß der Mensch sich in seinem Gott die Eigenschaften aufs höchste gesteigert denkt, die er an sich und seinen Brüdern für die wertvollsten hält, so läßt sich ohne weiteres folgern, daß Gott von der Aufklärung in erster Linie als die höchste Intelligenz betrachtet wurde. Die höchste Einsicht hat

aber das Wesen, das die Zukunft voraussehen kann. Robinson nennt also Gott mit Vorliebe, ja fast ausschließlich: Vorsehung. Man kann kaum eine Seite, kaum einen Abschnitt seiner Biographie lesen, ohne dem Worte „Providence“ zu begegnen, und wir erkennen daraus, daß es ihm fast der wertvollste religiöse Gedanke ist, zu wissen, daß sein Schicksal, seine Zukunft in den Händen eines Wissenden liegt, der durch die Nebel und Schleier hindurchschaut, die für Menschenaugen undurchdringlich sind.

Wie offenbart sich nun dieser Gott, diese Vorsehung? Von der erhabenen Willkür des mittelalterlichen Gottes will die Aufklärung, will Robinson nichts mehr wissen. Ihm sind die Naturgesetze unantastbar, und wenn sein Gott Wunder tut, muß er sie tun im Rahmen dieser Gesetze und im Einklang mit ihnen. Ein Beispiel: Robinson hat von seinem Wrack ein Säckchen mit Reis mitgebracht, muß aber sehen, daß die Körner zu seinem Leidwesen durch Ratten sämtlich ausgefressen sind und der Beutel nur noch Spreu und Spelt enthält, die er ärgerlich und achtlos wegwirft. Gleich darauf setzt die Regenzeit ein, die ihn einige Wochen an seine Behausung fesselt, und als er zum erstenmal wieder ins Freie kommt, bemerkt er unter einem überhängenden Felsen eine kleine Gruppe leuchtend grüner Halme, die sich als Reisähren erweisen, aus denen er sich im Lauf der Zeit ein ganzes Reisfeld und damit Mehl und Brot die Hülle und Fülle heranzieht. War das nun kein Wunder, so fragt er sich, daß die Vorsehung einige wenige Körner den Ratten vorenthielt? Daß sie mich den Beutel finden ließ? Daß ich die Körner, ohne es zu wissen, aussäete, an einer Stelle, wo sie durch den überhängenden Stein vor den glühenden Strahlen der tropischen Sonne geschützt waren, und zu einer Zeit, wo die Regengüsse ihnen sofort die nötige Feuchtigkeit zuführten? Ja, das ist ein Wunder im Sinne der neuen Weltanschauung, und von solchen Wundern ist der Mensch täglich und stündlich umgeben. Seine Aufgabe ist es, seine Erkenntnis zu verfeinern, damit er imstande ist, solche Wunder zu bemerken und der Vorsehung dafür zu danken.

Aber außer durch solche Wunder offenbart sich Gott dem Menschen durch die gesamte Natur. Dem Mittelalter war die Natur etwas Gottfeindliches, eine Erfindung des Teufels, um den Menschen in Versuchung zu führen; für die Aufklärung ist sie die deutlichste Offenbarung der Gottheit. Hier könnte man nun vermuten, daß irgendwelche ästhetische oder gar pantheistische Ideen in den Vordergrund träten — aber von beiden ist die Aufklärung, ist unser Robinson himmelweit entfernt. Keine ästhetische Betrachtung, keine Darstellung von Naturschönheiten unterbricht den Gang seiner Erzählung. Und darum gerade ist sie ja ein so herrliches Kinderbuch, weil man nichts in ihr zu überschlagen braucht! Unser Robinson hat kein Wort, kaum einen Blick für die Farbenpracht der tropischen Landschaft; der Reiz der von Menschen unberührten Natur, den später Bernardin de St. Pierre in „Paul et Virginie“ so fein zu schildern weiß, geht an seinen kräftigen Nerven spurlos vorüber. Gott spricht zu ihm aus der Zweckmäßigkeit, mit der er seine Schöpfung eingerichtet hat, und zwar ist es eine Zweckmäßigkeit, deren Zielpunkt der Mensch ist. Darum ist für Robinson die Natur einfach eingeteilt in eßbar und nicht eßbar, ein Wasserlauf ist ihm schiffbar oder nicht schiffbar, ein Baum ist entweder geeignet, ein Boot daraus zu zimmern, oder er ist es nicht und scheidet damit aus dem menschlichen Betrachtungskreis aus. Dies teleologische Prinzip ist kennzeichnend für die ganze Aufklärung. Es ist dasselbe, was die Xeniendichter verspotten, wenn sie schreiben: „Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig, als er den Korkbaum erschuf, gleich auch den Stöpsel erfand!“

Endlich aber offenbart sich Gott dem Menschen auch durch die „innere Stimme“, das Gewissen. Hier spricht er zu dem einzelnen persönlich, gibt Rat, Anleitung und Warnung. Robinson wird nicht müde, von dieser inneren Stimme zu erzählen: „Wenn wir verwirrt, unentschlossen und voll Zweifel sind, ob wir den einen oder den andern Weg gehen sollen, dann weist uns ein geheimer Wink auf den einen, auch wenn wir eigentlich schon beabsichtigt hatten, den andern Weg zu betreten; selbst wenn Verstand, Neigung, ja vielleicht die Notwendigkeit, wie es scheint, uns auf diesen andern Weg treiben, so wird ihre Stimme doch übertönt von einer Macht, deren Herkunft wir nicht kennen, und später zeigt es sich dann, daß wir verloren gewesen wären, wenn wir den Weg gegangen wären, den wir uns selbst gewählt hatten und unserer Meinung nach eigentlich hätten wählen müssen.“

Der Gott, der die höchste Intelligenz ist, der sich offenbart durch „natürliche“ Wunder, durch die Zweckmäßigkeit der Natur und durch die „innere Stimme“, hat auch die Fähigkeit, bei den Menschenkindern hindurchzusehen durch die Hüllen und Schalen der Konfession und allein Wert zu legen auf die Tiefe der religiösen Erkenntnis und die Kraft des Gedankens. Robinson ist ein geschworener Feind alles Konfessionalismus und aller religiösen Streitigkeiten, er duldet nichts davon auf seiner Insel, die sich ja zum Schluß mit sehr verschiedenen Menschen: Spaniern, englischen Meuterern und Eingeborenen bevölkert. „Streitfragen, Kämpfe, Dispute und Zänkereien, die sich in der Welt an die Religion angeschlossen haben, sei es um Haarspaltereien in den Dogmen, sei es um Fragen des Kirchenregiments, waren für uns vollkommen wertlos; und soviel ich sehen kann, sind sie es für die ganze übrige Welt auch.“ Alle konfessionellen Formen

sind für ihn ein Werk des Aberglaubens und des Priesterbetrugs, der in allen Religionen die gleiche unwürdige Rolle spielte, und die Priester sind es nach ihm auch, die eine weitherzige Auffassung des Religionsbegriffs hindern, da ihre „unbarmherzigen Klauen" jeden mit tödlichem Griff erfassen, der sich erlaubt, die Grenzen zu überschreiten, die die Konfessionen trennen. Solchen Priestern stellt er ein Idealbild gegenüber in dem jungen Geistlichen, der ihn bei seiner Rückkehr auf die Insel begleitet und der es übernimmt, die Eingeborenen zum Christentum zu bekehren. Robinson stellt ihm die Aufgabe, ein Christentum ohne alle konfessionelle Beimischung zu predigen. Der junge Priester, der selbst Katholik ist, ist gern dazu bereit; auch er sieht Gewissensfreiheit als erste Forderung auf religiösem Gebiet an, und Robinson, der wie sein geistiger Vater Defoe von Haus aus ein scharfer Gegner der Papstkirche ist, muß bekennen: „Ich war erstaunt von der Aufrichtigkeit und der ganzen geistigen Verfassung dieses wahrhaft frommen Katholiken; und mir kam der Gedanke, daß, wenn diese Gemütsart allgemein wäre, wir ruhig alle Katholiken sein könnten, welcher Kirche oder welchem Stande wir auch ursprünglich angehörten, da uns der Geist der barmherzigen Liebe alle auf der rechten Bahn führen würde. Mit einem Wort: er glaubte, die gleiche brüderliche Gesinnung würde uns alle zu Katholiken machen, ich dachte, daß bei solcher Mäßigung alle seine Glaubensgenossen protestantisch werden würden — und hiermit ließen wir diese Erörterung fallen, denn wir disputierten niemals —" Der tiefste Grund dieser weitgehenden Toleranz in religiösen Fragen ist die Überzeugung, daß letztlich die Anschauungen aller anständigen Menschen nahezu dieselben seien und daß der „gentleman" daher über allen konfessionellen Unterschieden stehe, ein Ideal, dem man auf tausend Schritt ansehen kann, daß es aus England stammt.

Robinsons Stellung zu den Fragen der Religion haben wir damit im wesentlichen erschöpft, aber eine Weltanschauung ist nicht in diesen Fragen allein nachzuweisen, sondern sie muß auch in dem Verhältnis der Menschen untereinander zum Ausdruck kommen. Hier ist nun zuerst festzustellen, daß das Robinson-Problem an sich schon ein Stück Weltanschauung enthält. Für die Aufklärung ist jeder einzelne Mensch ein Mikrokosmos, der durch seine Intelligenz und durch die Geschicklichkeit seiner Hände jederzeit imstande ist, ganz aus sich heraus jegliche Kulturstufe zu ersteigen. So durchläuft Robinson die ganze Kette der Entwicklung: vom Troglodyten und Nomaden zum Ackerbauer, zum Städtegründer und Staatenbildner. Daß er dabei auf keiner Stufe eigentlich originell oder schöpferisch ist, wird übersehen; daß es ihm gelingt, nur alle Segnungen der Kultur, nicht aber ihre schädigenden und demoralisierenden Qualitäten hervorzubringen, ist eine kühne Konstruktion, eine Konstruktion, die nachher in Rousseaus „Emile" völlig in den Mittelpunkt rückt. Aber das Ganze ist der vollendete Ausdruck des Selbstgefühls einer Zeit, die die Intelligenz als den entscheidendsten Faktor im Menschen ansah.

Mit diesem Selbstgefühl paart sich nun ein ungeheurer Optimismus in bezug auf die Wirkungskraft der menschlichen Intelligenz. Robinson und die ganze Aufklärung sind fest überzeugt, daß, wo man sich an den Verstand des Menschen wendet, die Wirkung nirgends ausbleiben kann. „Stelle einem Menschen den Wert des Guten und den Unwert des Schlechten intellektuell vor, und er muß sich zum Guten wenden." Das ist Robinsons Glaube, den man als eine Sublimierung des Busch-Wortes „Bosheit ist kein Lebenszweck" bezeichnen könnte. Der Beweis wird uns auch ad oculos demonstriert: Auf der Insel landen englische Meuterer unter ihrem Anführer Will Atkins, einem Manne, der so ziemlich alles Schlechte, was ein Mensch tun kann, auf seinem Gewissen hat: er ist ein Mörder, Räuber, Rebell, ein Dieb und ein Faulenzer dazu. Jeder Leser muß sich sagen, daß ein solches Mitglied dem kleinen Staat, der aus kaum fünfzehn Bürgern besteht, verhängnisvoll werden muß und daß es Pflicht des Gouverneurs sei, dies räudige Schaf schleunigst zu beseitigen. Aber Robinson denkt anders: trotzdem Will Atkins der Gemeinde wiederholt schweren Schaden zufügt, ja ihren Fortbestand nahezu unmöglich macht, wird er nicht müde, durch Worte und durch gutes Vorbild auf ihn einzuwirken, bis das Ziel wirklich erreicht ist und zur allgemeinen Befriedigung, die bei dem Leser allerdings stark mit ungläubigem Staunen gemischt ist, Will Atkins zum fleißigsten, nützlichsten und vernünftigsten Bürger geworden ist. Daß die Aufklärung eine solche Wandlung für durchaus glaublich hielt, hat nun noch einen weiteren Grund: sie war überzeugt, daß Gefühl und Wille vollkommene Trabanten der Erkenntnis seien; wo diese Boden gefaßt habe, da folgen jene von selbst. Alle Stimmungen, Leiden, inneren Schwankungen sind also dadurch zu bekämpfen, daß man sich ihre Grundlagen begrifflich klar macht, und nach dieser Anschauung verfährt auch Robinson. Bei seiner Ankunft auf der einsamen Insel ist er natürlich zuerst in einem Zustand tiefster seelischer Depression, und zwar so sehr, daß er sich kaum entschließen kann, irgend etwas zur Verbesserung seiner Lage anzufangen. Um sich aus dieser Apathie der Verzweiflung herauszureißen, ersinnt er ein Mittel: er nimmt einen Bogen Papier, faltet ihn der Länge nach und beginnt ihn nun, wie ein Kaufmann, mit seinen Passiva und Aktiva zu beschreiben. Links stehen die Passiva, d. h. alle die Tatsachen, die ihm ein Recht geben, über sein Schicksal unzufrieden und unglücklich zu sein, als z. B.: ich bin von

aller Welt abgeschieden, ich habe keine Kleider, um mich zu bedecken, es fehlt mir an Waffen, um mich zu verteidigen usw. Auf der rechten Spalte aber schreibt er all die Tatsachen, für die er in allem Unglück noch Grund zur Dankbarkeit hat: ich bin nicht ertrunken wie alle meine Mitreisenden; ich bin in einem heißen Lande, so daß ich meine Kleider gar nicht tragen könnte, wenn ich welche hätte, es gibt hier keine wilden Bestien usw. Nachdem so alles reinlich verzeichnet und addiert ist, werden beide Summen voneinander abgezogen, und es ergibt sich auf der Seite der Aktiva ein kleiner Überschuß. Damit hat sich also Robinson bewiesen, daß ein Grund zur Verzweiflung nicht vorliegt. Dieser Erkenntnis folgen Wille und Gefühl von selbst: er fühlt sich getröstet und beginnt nun sofort, alles zu tun, um sich sein Leben so angenehm wie möglich zu gestalten. An diesem entscheidenden Punkt können wir die ganze Schwäche und die ganze Stärke der aufklärerischen Weltanschauung übersehen. Die ganze Schwäche: alles, was wir Gefühlsleben nennen, wird hier seines selbständigen Wertes beraubt und vom Rationellen und Reflektierten abhängig gemacht. Diese Armut des Gefühls tritt dem Leser an den verschiedensten Punkten entgegen. Welche nüchterne, armselige Rolle spielen die Frauen in diesem Buch; sie sind ja dem Staat notwendig, weil er ohne sie aussterben müßte, aber darüber hinaus erregen sie kein Interesse, und bei der Wahl zur Ehe wird der Grundsatz anerkannt: je häßlicher die Frau, um so tüchtiger pflegt sie zu sein. Weiter, um nur noch einen Punkt zu erwähnen: wie hübsch und innig klingt es, wenn der deutsche Simplicius Simplicissimus seinen „Herzbruder" findet; aber Robinson hat bei der Namengebung seines schwarzen Freundes keinen anderen als den Kanzlisteneinfall, ihn nach dem Wochentag zu benennen. Aber neben dieser Armut, dieser Schwäche steht die Stärke, die mehr bedeutet. Wer es so versteht, Gefühl und Wille unter die Erkenntnis unterzuordnen, der ist gefeit gegen alle Schicksalsschläge, dem können Geschehnisse, die von außen kommen, nichts mehr anhaben. An dieser Stelle liegt die Verwandtschaft der Aufklärung mit den Gedanken der Stoiker.

Wir kommen zum letzten Punkt in der Frage nach Robinsons Stellung zu seinen Mitmenschen. Wenn die Intelligenz, die Vernunft der höchste menschliche Besitz ist, dann sind alle vernunftbegabten Wesen, alle Menschen von Anbeginn an gleichwertig. „Verstand" ist dem Manne der Aufklärung nicht etwas Relatives, sondern etwas Absolutes, „man hat es oder hat es nicht". Wo er vorhanden ist, da müssen wir den Träger als unsern Bruder anerkennen, gleichviel ob seine Hautfarbe schwarz, rot oder gelb ist, gleichviel, ob die Vorsehung ihn noch nicht den vollen Gebrauch ihrer herrlichsten Gabe gelehrt hat. Auch hiervon zieht Robinson alle Folgerungen. Nachdem er zum erstenmal die Spuren der Eingeborenen auf seiner Insel gefunden hat, geht er mehrere Wochen lang nur noch bis an die Zähne bewaffnet aus und ist fest entschlossen, jeden Wilden, der sich ihm zeigen könnte, sofort zu töten. Aber im Lauf dieser Wochen wird er ruhiger und stellt über diese seine Absicht ernste Betrachtungen an. „Woher weiß ich, wie Gott in diesem Fall urteilt?" Er hat zwar gesehen, daß die Wilden Menschenfresser sind. „Aber es ist sicher, daß sie dies nicht in verbrecherischer Absicht tun, denn weder ihr Gewissen noch ihr Verstand macht ihnen darüber Vorwürfe ... Sie halten es nicht für schlimmer, wenn sie einen Kriegsgefangenen töten, als wenn wir einen Ochsen töten, oder wenn sie Menschenfleisch essen, als wenn wir Hammelfleisch essen." Wenn es also den Wilden hier nach Robinsons Ansicht nur an der Erkenntnis fehlt, so sieht er im übrigen alle ethischen Eigenschaften in vollstem Maße bei ihnen. „Ich hatte oft Gelegenheit zu beobachten, und zwar mit Erstaunen, daß es Gott wohl in seiner Vorsehung und in seiner Regierung gefallen hat, einem großen Teil seiner Geschöpfe den besten Gebrauch ihrer Fähigkeiten zu nehmen, zu denen ihre Seelen geschaffen sind; aber dennoch hat er ihnen dieselben Kräfte zuerteilt, denselben Verstand, dieselben Zuneigungen, das gleiche Gefühl für Güte und Verpflichtung, dieselben Leidenschaften und dieselbe Abneigung gegen das Böse, denselben Sinn für Dankbarkeit, Aufrichtigkeit, Treue und die Fähigkeit, Gutes zu tun und Gutes zu empfangen, die er uns gegeben hat, und wenn es ihm gefällt, ihnen Gelegenheit dazu zu geben, sind sie bereit — ja mehr bereit als wir — den richtigen Gebrauch von diesen Gaben zu machen." — Aus dieser Betrachtung steigt die Humanität der Aufklärungsepoche hervor, die in dem Nächsten ein selbständiges, unverletzliches Geschöpf sieht, das in seiner Eigenart nicht angetastet und nicht verurteilt werden darf, und daraus ergibt sich eine Wertschätzung des Individuums, die dem Mittelalter völlig fremd war.

Um die Weltanschauung Robinsons ganz abzurunden, wäre es wünschenswert, wenn wir nun in einem dritten Teil sein Verhältnis zum Staat darlegen könnten. Aber hier fließt die Quelle spärlich, und wir sind auf einzelne hingeworfene Bemerkungen angewiesen. Immerhin weist das wenige, was vorhanden ist, doch deutlich auf die Linie, die von Hobbes zu Rousseaus „Contrat social" führt. Für Robinson beruht der Staat auf einem Vertrag der Bürger untereinander. Das Land wird verteilt — ein Amt, das einem der Bürger, und zwar Will Atkins, übertragen wird. „Er verteilte alles so gerecht und so sehr zu jedermanns Zufriedenheit, daß sie von mir nur die Unterschrift unter die Urkunde verlangten, die ich anfertigen ließ, unterzeichnete und siegelte; ich trug die Grenzen und die Lage der Pflanzung jedes

einzelnen Bürgers ein. In bezug auf Verwaltung und Gesetze sagte ich ihnen, daß ich ihnen keine besseren Regeln geben könnte als die, die sie selbst zu geben fähig wären; ich ließ sie nur versprechen, liebevoll und in guter Nachbarschaft miteinander zu leben."

Obwohl Robinson ganz klar sieht, daß es ihm ein leichtes wäre, sich im eigentlichen Sinne zum König und absoluten Herrscher der Insel zu machen, steht er doch davon ab. „Ich gab der Insel nicht einmal einen Namen; ich ließ sie, wie ich sie fand, niemandes Eigentum; die Leute standen nur unter meiner Disziplin und Verwaltung, und wenn ich auch einen Einfluß wie ein Vater und Wohltäter auf sie hatte, besaß ich doch weder die Autorität noch die Macht, auf irgendeine Weise etwas anderes bei ihnen durchzusetzen, als wozu freiwillige Zustimmung sie trieb." Aus dem Schluß dieses Satzes geht hervor, daß in Robinsons Augen der Souverän nicht absolut, sondern durch den Volkswillen bedingt sein sollte, wenn auch ein stark patriarchalischer Zug diese Tendenz nicht in ihrer ganzen Entschiedenheit sichtbar werden läßt.

Wir sind am Ende: aber vielleicht ist es von Interesse, von der Person Robinsons noch einen Blick zurückzuwerfen auf seinen geistigen Vater, auf Daniel Defoe selbst. Wenn es einem Schriftsteller gelingt, ein Buch zu schreiben, in dem nicht irgendeine Weltanschauung in Thesen und Erörterungen aufgestellt und diskutiert wird, sondern bei dem eine bestimmte Weltanschauung gleichsam aus allen Poren hervordringt und uns umfängt wie eine Lebensluft, so können wir sicher sein, daß der Verfasser uns sein eignes Element, seine eigne geistige Atmosphäre dargestellt hat. Und in der Tat steckt in Defoe ein großer Teil der Züge und Eigenschaften, die er seinem Robinson mit auf den Weg gegeben hat. Wie dieser hat er sein Leben lang und mit einem unzerstörbaren Optimismus für Humanität und Toleranz gekämpft. Seine Flugschriften zugunsten der Dissenter gingen zu vielen Tausenden in die Menge, trugen ihm aber auch die Strafe des Prangers ein. Drei Tage lang stand er da in den Straßen Londons, drei Tage, die sich für ihn zu Fest- und Jubeltagen wandelten. Das Volk breitete Teppiche um ihn aus, kränzte ihn mit Blumen und sang die „Hymne an den Pranger", die Defoe am Morgen vorher im Gefängnis gedichtet und von dort aus veröffentlicht hatte. Ihn beseelte jener Mut, der „früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt", und zugleich war er selbst wirklich ein solcher Mikrokosmos wie sein Robinson. Man hat von ihm gesagt, daß er das Plänemachen zur Kunst erhoben hat, und in der Tat, wenn wir seinen „Essay on Projects" durchblättern, so fühlen wir uns einem Geist von beispielloser Produktivität gegenüber. Es ist nur ein kleiner Auszug aus der Fülle seiner Vorschläge, wenn wir aufzählen, daß er für die Gründung von Feuer- und Hagelversicherungen eintrat, daß er Irrenhäuser unter ärztlicher Aufsicht forderte, unsere gesamte Alters- und Invaliditätsversicherung bereits durchgedacht hat, gegen Sklavenhandel kämpfte, die Gründung von Kriegsschulen, Musikschulen, Zeitschriften belletristischen und politischen Inhalts, einer Londoner Universität und einer Frauenakademie ins Auge faßte und das Gefängniswesen reformieren wollte. Und alle diese Vorschläge sind real, sie haben nichts von der phantastischen Freude an Utopien, sondern sind bis aufs letzte durchgedacht, durchgerechnet und mit Kostenanschlägen und Etatsberechnungen versehen. Und weiter: Robinson sieht in dem Gentleman die höchste Blüte menschlicher Zivilisation. Defoe war Gentleman durch und durch. Nicht nur hören wir, daß er immer besonders zierlich und sorgfältig gekleidet und frisiert war und die äußeren Formen des gebildeten Mannes beherrschte; wir wissen auch, daß sein Charakter von tadelloser Lauterkeit, Selbstlosigkeit und Unbestechlichkeit war, und daß ihm die schwere Kunst gelungen ist, in allen Verwicklungen und Unterhandlungen des öffentlichen, politischen und diplomatischen Lebens, in denen er mitten drin stand, reine Hände zu behalten und sich die Achtung auch seiner Gegner zu erzwingen.

Robinson Crusoes Weltanschauung, die Weltanschauung der Aufklärung — zweihundert Jahre sind wir von ihr entfernt, und doch steht sie uns nicht fern. Die unendlichen Bemühungen ihrer Träger, sie zu popularisieren und in weite Kreise zu tragen, sind von Erfolg gekrönt worden. Als sie von dem Klassizismus und später von der Romantik abgelöst werden sollte, da zeigte es sich, daß sie viel zu tief eingedrungen war, um einfach überwunden zu werden. Klassizismus und Romantik waren aristokratisch und exklusiv gerichtet. Sie ergriffen eine dünne Oberschicht und begehrten auch nicht mehr; darunter aber blieb als die Weltanschauung aller kleinen und mittleren Existenzen, aller der Kräfte, die aus den Tiefen nach oben strebten, die Aufklärung bestehen. Und so ist es auch heute noch: wenn wir absehen von den weiten Kreisen, die der Materialismus sich erobert hat, und von den engen Zirkeln, die am Pietismus festgehalten haben, so bleiben noch breite Schichten übrig, in denen die Weltanschauung Robinson Crusoes die herrschende ist: der Glaube an Gott als die Vorsehung, an die Bedeutung des Gewissens und die Kraft des menschlichen Willens und das Gefühl der Verpflichtung zu Toleranz und Humanität dem Nächsten gegenüber. Und daß es so ist, können wir nur als erfreulich bezeichnen. Gewiß eröffnet diese Weltanschauung keine transzendentalen Fernblicke und keine mystischen Tiefen; aber sie ist wohl dazu angetan, daß ein gesunder, schlichter und tätiger Mensch daraus Kraft, Tüchtigkeit und Arbeitsfreudigkeit schöpfen kann.





Otto Boyer

Otto Boyer. Von Dr. Otto Weiß in Weimar



Am 30. Dezember 1912 starb der Düsseldorfer Maler und Schriftsteller Otto Boyer während eines fruchtbaren Aufenthaltes in Weimar. In dem Augenblick, als es galt, die Früchte bedeutsamer und zukunftverheißender Studien zu pflücken, mitten im erfolgreichen Ringen mit einer der brennendsten Aufgaben der modernen Malerei hat der Tod ihn uns mit rauher Hand hinweggerafft. Und doch dürfen wir heute schon von einem festumrissenen Werk Otto Boyers sprechen, so kräftig und rastlos hat sich seine Entwicklung vollzogen, so klar und deutlich stand ihm sein Ziel vor Augen.

Geboren am 21. Juli 1874 auf der Zeche Alma zu Ückendorf bei Gelsenkirchen, hatte er seine Jugend unter dem düstern, ernsten Eindruck der schweren Bergmannsarbeit verbracht. Seine Eltern führten ihre Herkunft auf die aus Salzburg ausgewanderten Lutheraner zurück und hatten sich deren schlichte und ernste Religiosität bewahrt. Die eintönige, unfreundliche Umgebung hat gewiß dazu beigetragen, in dem heranwachsenden Knaben die Sehnsucht nach der Farbe zu wecken, und ein religiöser Grundzug, durch eine starke Phantasie nicht selten zu mystischer Überschwenglichkeit entflammt, bestimmte auch sein Leben und Schaffen. Aber erst in Dortmund, wo Boyer am Gymnasium im Jahre 1894 das Reifezeugnis erwarb, fand er die Anregungen, die ihn schon frühzeitig vor den Scheideweg: Schriftsteller oder Maler stellten. Voll idealistischer Begeisterung bezog er die Kunstakademie in Düsseldorf, die er 1902 als Meisterschüler Eduard von Gebhardts verließ. Die technische Rüstung ist Otto Boyer nicht gerade leicht geworden; er gehörte nicht zu den Frühreifen, die wie Treibhauspflanzen emporschießen. Mit der allen genialen Begabungen eigenen Energie und Ausdauer ist



Maulwurfsfänger. Gemälde

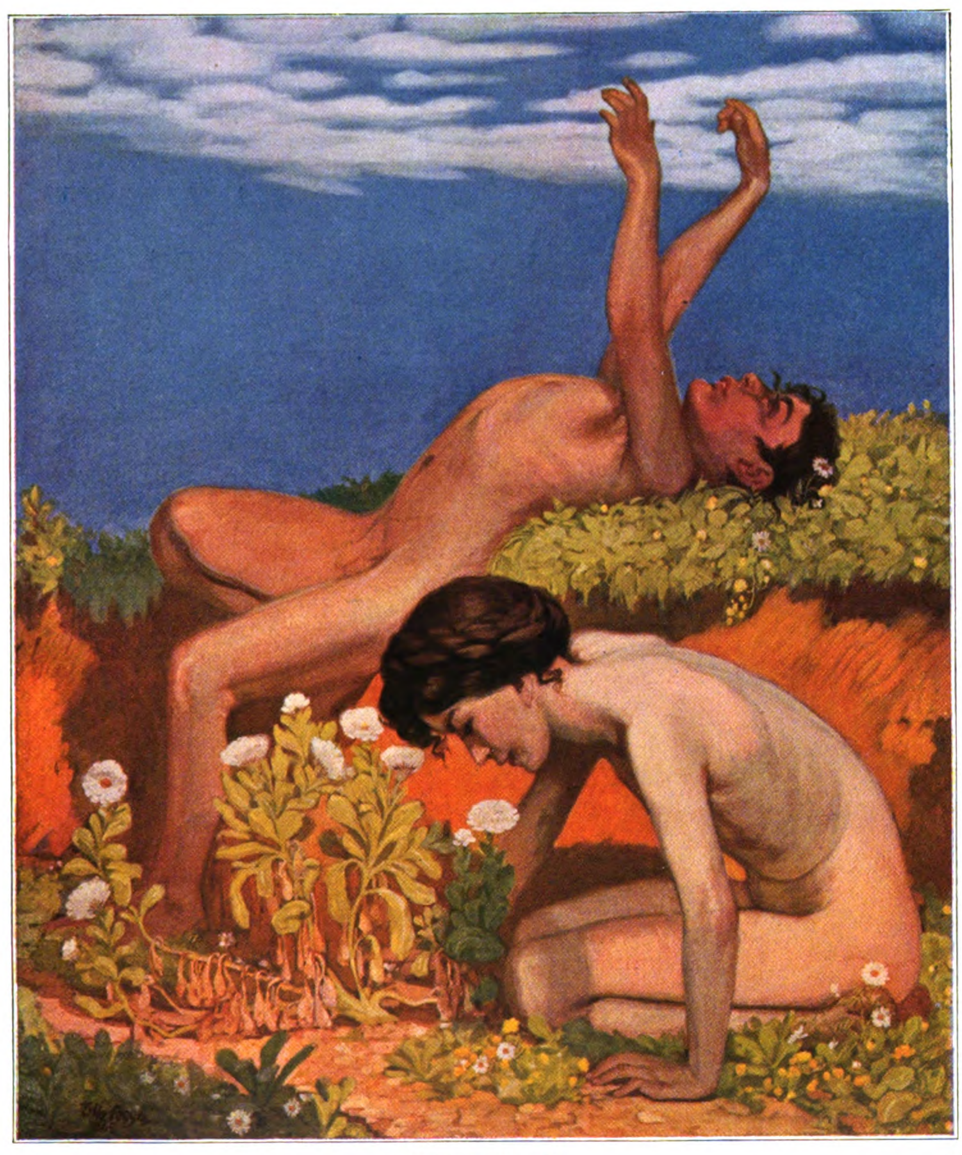


Liebesquelle. Gemälde

er schließlich über das Widerspenstige seiner Natur Herr geworden, das hauptsächlich in einer ans Bizarre streifenden, alles überwuchernden Phantasie bestand. Erst allmählich und mehr gegen die herrschende Richtung als auf irgendeine Anregung hin erwachte in ihm das Bewußtsein seiner eigenen Sehnsucht, die ihm ein fernes, noch unbestimmtes Ziel zeigte. Schon in seiner Düsseldorfer Lehrzeit zog es ihn mit magischer Gewalt nach dem Süden; ob indessen die kurze Studienreise nach Rapallo und ein kurzer Aufenthalt in Spanien ihn seinem Ziel schon wesentlich näher brachten, erscheint zweifelhaft. Erst bei einem zweiten, anderthalbjährigen Aufenthalt in Spanien (1905/06), während er eben auf einer Internationalen Ausstellung in Madrid die erste staatliche Auszeichnung für seine Werke erhielt, gewann er, wie mit einem Schlage und mit instinktiver Sicherheit, den neuen Gesichtspunkt, dem von da ab sein ganzes Streben und Schaffen galt. Weitere Studienreisen, die ihn nach Italien und bis an die Grenze Persiens führten, ließen ihn zu immer größerer Klarheit gelangen, bis er schließlich, glücklich heimgekehrt, den Ertrag seines Suchens und Ringens der heimatlichen Kunst zuführte.

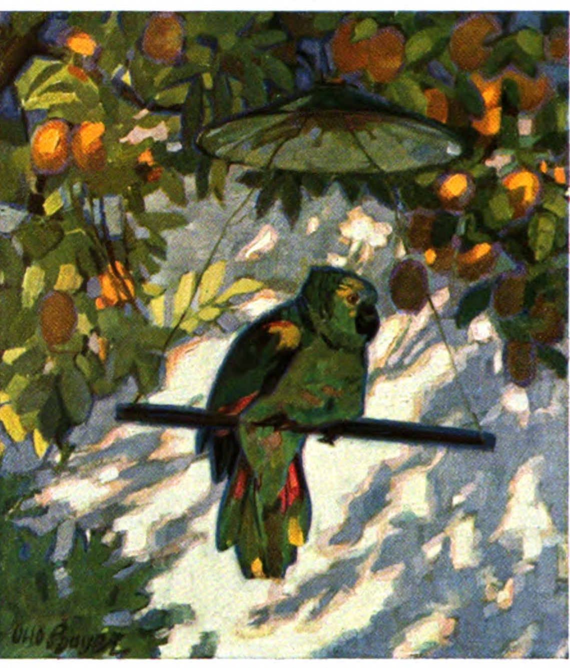
Es hätte einer Fügung seltenster und glücklichster Art bedurft, um eine mit so kräftigen Impulsen begabte Natur in einem persönlichen Lehrer Meister und Vorbild finden zu lassen. Auch Boyer mußte sich damit begnügen, als einzigen Schulgewinn die Wege kennen gelernt zu haben, die ihm von vornherein als Irrwege erschienen. Was man ihm auf der Schule beibringen wollte: das Modellieren mit der Farbe, die Herabwürdigung der Farbe zur Tusche, mußte ihm zuwider sein. Ihm war die Farbe nicht Mittel zur Form; als echtem Erben des Impressionismus galt ihm gerade die Farbe als Ziel der Malerei, die Form dagegen dünkte ihm nur insoweit wichtig für die Malerei, als sie der Farbe Gelegenheit zu ihrer höchsten Steigerung und Entfaltung gab. Farbig sehen: das war seine dem Wesen der Malerei gemäße Losung. Was geht die Malerei die Form an, sobald sie uns keine Farbenwirkung mehr zu übermitteln vermag? Ist nicht gerade die Form ein Ballast, den die Malerei zu ihrem eigenen Schaden mitschleppt? Unsere Bilder gleichen noch viel zu sehr aufgeschlagenen

Büchern, die die Wand rücksichtslos unterbrechen und die wir nur deshalb an die Mauer hängen, um gelegentlich stehend darin zu lesen; sie sind Museumsstücke, wert, gesammelt zu werden, aber nicht geeignet, eine Wand zu zieren und zu beleben. Was ist unser Streben nach einer dekorativen Malerei anderes als die Sehnsucht, diesen Ballast der starren Form abzuwerfen und die Malerei ihre eigenste, reinste Offenbarung aussprechen zu lassen? So zeigt sich uns die Entwicklung der Malerei als der ununterbrochen geführte Befreiungskampf gegen die Fesseln der Form, und der jeweils erreichte Grad unumschränkter Herrschaft über die Farbe bedeutet die jeweils erklommene Entwicklungsstufe der Malerei selbst. Aber wie sich der Kulturmensch nur langsam und schrittweise mit Hilfe der Zivilisation aus den knechtischen Fesseln der Natur, in die er als lebendes Wesen notwendig geschlagen ist, befreit, so kann auch der künstlerische Mensch sich nur langsam und



Kindheit. Gemälde

schrittweise aus den Fesseln des Stofflichen, in das er als praktisches Wesen hineingeboren ist, befreien, um sich seinen künstlerischen Träumen, der reinen Anschauung ganz hinzugeben. Nicht ungestraft spottet der Maler der Form, der unentbehrlichen Führerin auf diesem Wege. Das können uns mit drastischer Deutlichkeit die Neo-Impressionisten (Pointillisten) zeigen, die in programmatischer Übertreibung die Malerei in ein Meer farbiger Flecken glaubten auflösen zu können, damit aber nur auf das unkünstlerische Niveau eines physikalischen Experiments zurücksanken. Vor solchen Irrwegen schützte Otto Boyer sein angeborener künstlerischer Instinkt, der die schöpferische Synthese an die Stelle der Form setzte und mit ihrer Hilfe die Impression zu einer freien künstlerischen Tat erhob.



Papagei. Gemälde

Diese von Boyer erstrebte Synthese wandte sich auch gegen den in neuerer Zeit mehrfach wiederholten Versuch, durch Preisgeben aller Plastik einen flächenhaft dekorativen Stil zu begründen. In der Eintönigkeit nebeneinandergesetzter einfarbiger Flächen glaubte man einen wenn auch noch so dürftigen Ersatz für den verlorengegangenen Formgedanken gefunden zu haben. Ein solcher Versuch konnte aber nur als Reaktion, nimmer als zukunftverheißender Fortschritt Bedeutung erlangen. Soll das Dekorative nicht in koloristische Roheit verfallen, so muß es die künstlerischen Errungenschaften des Impressionismus, die Nuancierung der Farbe durch Licht und Luft in sich aufnehmen und weiterbilden, darf also nicht in die Plakatwirkung gemalter Farbflächen zurücksinken. Es galt ein neues Prinzip zu finden, das der ins Detail sich verlierenden Übersteigerung des Impressionismus entgegenwirkte und doch das unvergänglich Wertvolle dieser Richtung nicht preisgeben mußte. Daß das dekorative Tafelbild manches von der erreichten Intimität der Schilderung dabei aufgeben mußte, wenn es seiner Aufgabe wirklich gerecht werden wollte, war gewiß, aber gerade in diesem Verzicht konnte ein neuer Fortschritt, ein neuer Gewinn an künstlerischen Qualitäten begründet sein; es war der Fall, sobald er sich als die konsequente



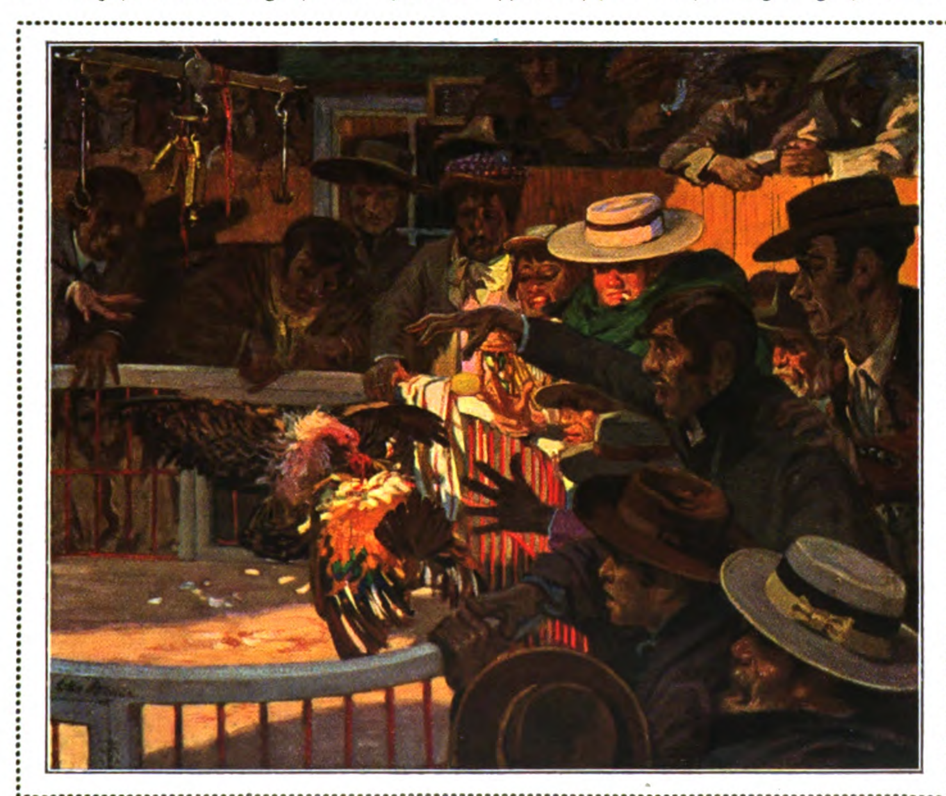
Mondschein in Generalife (Granada). Gemälde

Weiterentwicklung des malerischen Gesichtspunkts erwies. Wie belanglos und von dem Wechsel der Zeitanschauung abhängig sind doch im Grunde alle die Zwischenfragen der Malerei, die den dargestellten Gegenstand oder die darin ausgesprochenen Ideen betreffen, gegenüber ihrem einen und einzigen Ziele, vorbehaltlos mit dem Ausdrucksmittel der Farbe zu uns zu sprechen.

Unter diesem Gesichtspunkt kann heute das schlichte Stilleben dieselbe Bedeutung erlangen wie gestern ein ergreifendes Historienbild oder ehegestern eine mit dem Ausdruck tiefsten seelischen Empfindens auf uns herabblickende Madonna. Nur die enge Verquickung mit dem Stofflichen, in dem, natürlich nicht zufälligerweise, bestimmte Fortschritte der Malerei aufzutreten pflegen, vermag uns zeitweise darüber zu täuschen, daß es sich bei allem Fortschritt der Malerei nur um Probleme des Sehens, nicht aber um die Wahl des darzustellenden Gegenstandes handelt.

Solche Gedanken mochten, wenn auch vielleicht ganz unbewußt und mehr als ein Sehnen und Suchen, Otto Boyer beseelt haben, als er sich mit Entdeckerlust dem Zauber der südlichen Farbenwelt hingab.

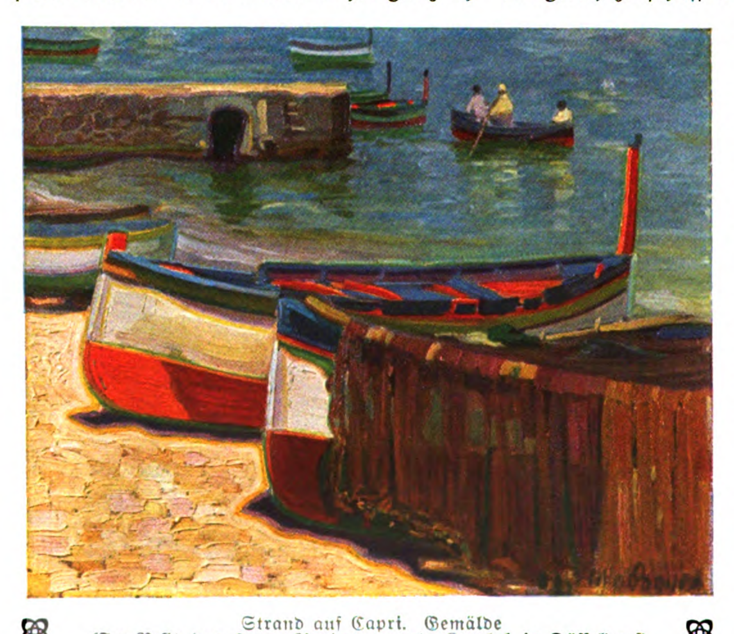
Eine eigenartige Doppelnatur, verband Boyer starke, von weltfremder Mystik getragene schriftstellerische Begabung mit leidenschaftlicher Liebe zur Farbe. Eine Reihe weitangelegter Bilder und phantastischer Skizzen symbolisch-allegorischen Charakters legen von diesem inneren Kampf seiner zwiespältigen Natur Zeugnis ab; sie zeigen uns Boyer als den noch ziellos Irrenden und Suchenden. Es sind die Düsseldorfer Lehrjahre des Künstlers. Eine bedeutungsvolle Klärung und gleichzeitig damit eine unverkennbare persönliche Note fand diese Periode seines Schaffens bereits, als sich Boyer, aus der eigenen Sehnsucht nach Freiheit und Ursprünglichkeit heraus, rein menschlichen Vorwürfen zuwandte und damit seinen symbolischen Darstellungen größere Ein-



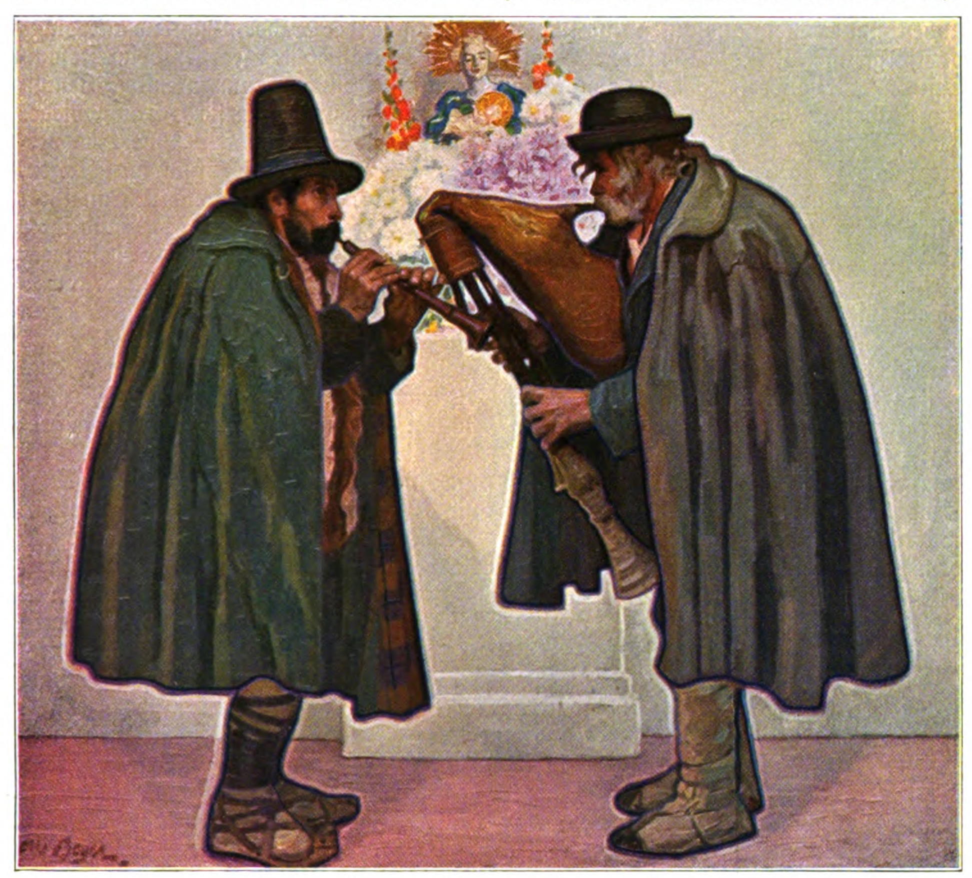
Hahnenkampf. Gemälde

dringlichkeit und künstlerische Wirkung verlieh. Die beiden Bilder auf S. 354 u. 355 sind typische Vertreter dieser Wendung in Boyers Schaffen. Die mehr schriftstellerische Seite seiner Natur entlud sich in jener Zeit in bizarr-charakteristischen Porträts und in der Darstellung dramatisch bewegter Szenen (Hahnenkampf, S. 357). Doch erst als durch die Konzeption eines Romans — „Fuegas Fatuos“ 1910 — diese schriftstellerischen Neigungen ein festumgrenztes Ziel ihrer Betätigung erhielten, konnte auch die rein malerische Begabung sich frei und ungehemmt entfalten. Boyers Veranlagung bedurfte dieser Spaltung in den Schriftsteller und Maler notwendig zu ihrer inneren Befreiung; während er sich auf schriftstellerischer Seite mystisch-theosophischen Spekulationen näherte, sehen wir ihn als Maler bald in einer Reihe von Stilleben mit dem eindringlichsten Studium der Natur und ihrer farbigen Erscheinung beschäftigt.

Freilich, so ohne Mystik ist auch Boyers Naturstudium nicht gewesen; ihr schließlicher Gewinn, eine malerische Entdeckung von unabsehbarer Tragweite, wäre nicht eine so persönliche und ursprüngliche Leistung Boyers, hätte er nicht letzten Endes in einer mystischen Liebe zur Farbe seine Quelle. Man würde daher gänzlich fehlgehen, wollte man annehmen, daß Bedenken stilistischer Art oder überhaupt abstrakte Überlegungen ihn in seinem Naturstudium beeinflußt oder gar zu seiner malerischen Entdeckung geführt hätten. Im Gegenteil: der Kompromiß, den er selbst mit der zeitgenössischen Malerei zu schließen versucht hatte, konnte ihn auf die Dauer so wenig befriedigen, daß er mit einem tief empfundenen Widerwillen die Palette beiseite legte und glücklich war, sie mit der Feder vertauschen zu können. Da wollte es der Zufall, daß in unmittelbarer Nähe der Alhambra, wo er sich längere Zeit aufhielt, regelmäßig bei Tisch sein Auge auf einen Busch roter Geranien traf, die im grellsten Licht der Mittagsonne ihre tiefste Farbenwirkung zeigten. Sie standen gegen eine weiße Wand und schienen am Rande einen grünen Saum auszustrahlen. Täglich mit immer größerem Interesse beobachtete Boyer diese Erscheinung, die seine Liebe zur Farbe wieder neu belebte. Es handelte sich um die bekannte Tatsache, daß ein intensiver Farbenton die komplementäre (ihn zu weiß erglänzende) Farbe hervorruft, auf die z. B. schon Goethe in seiner Farbenlehre hinwies und sie aus dem Streben des Auges erklärte, der einseitigen Tätigkeit gegenüber einen Ausgleich zu schaffen. Sie ist noch leichter zu beobachten, wenn man einen intensiven Farbenton vor einer weißen Wand plötzlich entfernt, wobei die ursprüngliche Silhouette deutlich nach seinem Komplement gefärbt erscheint. Auf Boyer übte diese Erscheinung einen ganz besonderen Reiz, schien sie ihm doch die Offenbarung eines tiefen Geheimnisses der Farbe zu sein. Er hatte eine Zeitlang unter theosophischem Einfluß gestanden und schwärmte nun von



Strand auf Capri. Gemälde
(Im Besitz des Herrn Regierungsrats Kamlah in Düsseldorf)



Pifferari. Gemälde. (Im Besitz des Herrn Regierungsrats Dr. Fahrenhorst in Hörde)

einer „gegenseitigen Ausstrahlung und Überstrahlung der Farben“. Unwillkürlich schärfte sich sein Auge immer mehr für diese Erscheinung und suchte überall in der Natur nach ihrer Bestätigung und Erweiterung. So lernte er allmählich die Natur mit feinerem Auge beobachten und kam hinter ihr Geheimnis, wie sie es fertigbringt, selbst bei intensiver Beleuchtung grelle und feurige Farbentöne zu angenehmer und harmonischer Wirkung nebeneinanderzustellen und anderseits wieder eintönige Farbensilhouetten kontrastierend zu beleben, indem sie nämlich beide mit einem farbigen Saum umzieht und so immer aufs neue Nuancen, Übergänge und Kontraste erzeugt. Durch diese oft wiederholten Beobachtungen schärfte sich aber Boyer das Auge für eine neue Entdeckung, die für die Malerei noch weit bedeutungsvoller werden mußte. Draußen in der Natur offenbarte sich nämlich noch eine neue, überraschende Wirkung dieser Farbensäume: die der perspektivischen Raumvertiefung. Je nachdem die aneinandergrenzenden Farbensilhouetten, wie sie z. B. eine Landschaft dem Auge zeigt, in der Richtung der Bildtiefe voneinander entfernt sind, scheinen diese farbigen Säume nach Tönung und Breite sich zu ändern, und es konnte bald keinem Zweifel unterliegen, daß die Natur diese farbigen Säume als ein wesentliches Hilfsmittel benutzt, die Plastik des farbigen Naturbildes zu erhöhen.

Wollte man das Ergebnis dieser Studien mit einem Schlagwort bezeichnen, so würde man es am treffendsten die Erkenntnis der farbigen Kontur nennen. Schon immer war es Boyer aufgefallen, wie die neuerwachte Farbenfreude der Kölner Mystiker ihre Grenze dort gefunden hatte, wo verschiedenfarbige Gewänder aneinandertrafen. Dort ließen sie nämlich die Farbenpracht der Gewänder in ein

unbestimmtes Weiß auslaufen und suchten damit geflissentlich die Konturen zu verwischen. Diese Tatsache hatte ihn längst zum Widerspruch gereizt; konnte man doch gerade beobachten, daß zwei aneinandergrenzende Farben, je weiter sie in der Farbenskala auseinanderliegen, sich gegenseitig nur zu um so intensiverer Wirkung steigern. Und doch wiederum schien in dieser Eigenheit der Mystiker ein tiefes Geheimnis der Farbe, wenn nicht offenbart, so doch berührt zu sein. Auf heimatlichem Boden, wo eine dunstige Atmosphäre einen milchigen Schleier über alle Farben legt und die Sonne ihre farbenerzeugende Kraft nur spärlich zu betätigen vermag, war diesen Beobachtungen und Studien bald eine Grenze gesetzt; doch unter südlichem Himmel erschloß sich nun dem geschärften Auge das Geheimnis in überraschender Weise. Während allerdings zwei kontrastierende Farben beim Zusammentreffen einen Saum intensiver Leuchtkraft erzeugten, schienen sie doch auch wieder durch eine Skala feinster Töne eine vermittelnde Brücke zwischen sich zu schlagen. Beide Farben erzeugen nämlich an ihrer Grenze ein feines ätherisches Band ihrer Mischfarbe, neben das sich in besonders günstigen Fällen noch deutlich sichtbar weitere Mischungen und Abstufungen legen. Dieses Band wird um so intensiver und breiter, je weiter in der Richtung nach dem Beschauer der Abstand der beiden Farbenflächen oder, mit anderen Worten, je größer die Plastik des farbigen Bildes ist. Daß sich die umgebende Natur dem Auge unmittelbar als eine körperliche Welt in drei Dimensionen darstellt, ist hauptsächlich auf das (stereoskopische) Sehen mit zwei Augen zurückzuführen. Mit einem einzigen Auge vermöchten wir niemals Entfernungen direkt wahrzunehmen und zu schätzen. Während nun die Plastik gerade auf das zweiäugige Sehen ihre künstlerische Wirkung aufbaut, muß der Malerei dieses Ausdrucksmittel grundsätzlich versagt bleiben, da sie nun einmal die Aufgabe hat, sich auf einer Fläche auszusprechen. Gilt es doch mit Recht schon als unkünstlerisch, wenn die Malerei, wie im Panorama, die natürlichen Grenzen ihrer Ausdrucksfähigkeit überschreitet. Wohl aber kann sie die koloristische Wirkung des zweiäugigen Sehens für ihre Zwecke verwenden, mit demselben Rechte, wie sie schon längst auch



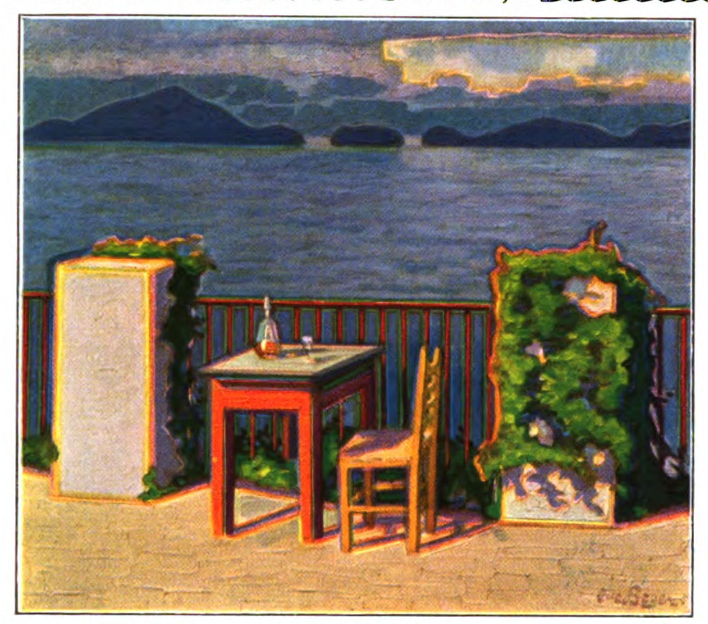
Der spanische Schal. Gemälde



Alraun

Gemälde von Otto Boyer

(Im Besitz des Herrn Dr. Henry Smidt in Düsseldorf)



Terrasse. Gemälde

Entdeckung zu beobachten und in ihrer künstlerischen Bedeutung zu erfassen gesucht, um erst allmählich auf landschaftliche und figürliche Motive überzugehen. Auch hier bevorzugte er zunächst Landschaften mit reichlicher Staffage (Kähne und Baum- und Felsenlandschaften). Überhaupt ist der Studiengang, dem Boyer auf Grund seiner Beobachtungen mit instinktiver Notwendigkeit folgte, eine auffallende Bestätigung für die künstlerische und theoretische Erklärung seiner Entdeckung, wie auch ein schlagender Beweis dafür, daß es sich dabei um ein Erlebnis, eine rein empirische

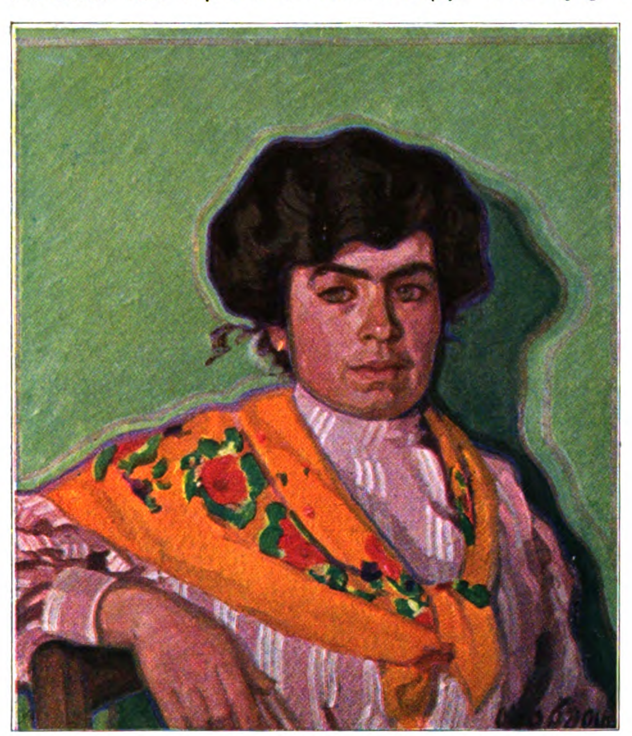
die Luft- und Lichtperspektive zu ihren künstlerischen Ausdrucksmitteln zählt. Bekanntlich beruht die Plastik des zweiäugigen Sehens darauf, daß die in beiden Augen entworfenen Bilder desselben Gegenstandes sich nicht vollkommen decken, sondern gleichsam die beiden Ansichten von zwei (um den Abstand der beiden Augen) voneinander verschiedenen Standpunkten aus darstellen. Das Auge, das für diese feinen Unterschiede besonders empfindlich ist, schließt von ihr sogleich auf die körperliche Tiefendimension. Eine solche Verschiedenheit nun aber weisen nicht nur die linearen Umrisse, sondern auch die farbigen Silhouetten der Gegenstände auf, und deren Grenzen werden also keine scharfumrissenen Ränder, sondern mischfarbige Säume zeigen.

Im Stilleben (Flaschen-, Blumen- und Früchtearrangements) hat Boyer seine



Flugplatz in Weimar. Gemälde

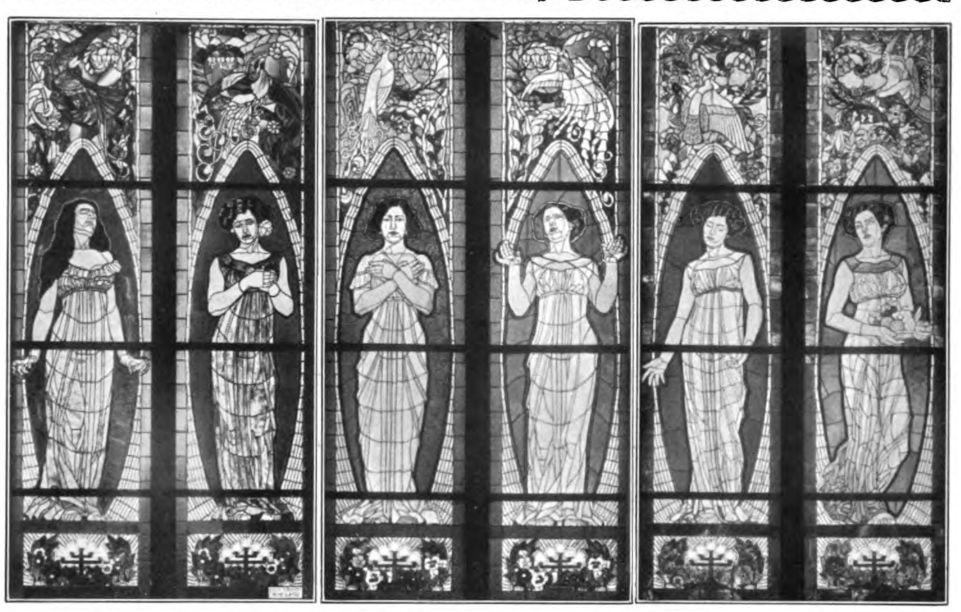
Erkenntnis ohne jeden abstrakten, programmatischen Einfluß handelt. Nichtsdestoweniger erkannte Boyer von Anfang an den stilbildenden Wert seiner Entdeckung. Während um ihn herum alles schon deshalb nach einer Neubelebung der Linie innerhalb der Malerei suchte, um den neoimpressionistischen Konsequenzen zu entgehen, konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß er hier eine künstlerische Entdeckung gemacht hatte, die diesem Streben nach der Linie eine besondere, rein malerische Berechtigung gab. Es war ja stets seine Überzeugung gewesen, daß die Malerei der Linie als eines notwendigen Gerüsts ihrer Farbenpracht nicht entraten könne, nur durfte sie sich nicht in so plumper und unmotivierter Weise hervordrängen wie auf manchen modernen französischen Bildern, wo man, wieder einmal in abstrakter programmatischer Absicht, bei Porträts und Landschaften die einzelnen Farbensilhouetten mit einer sinnlos schwarzen oder blauen Kontur umzog. Wer der Zwiesprache der Farben, dem Hindrängen der einen zur andern mit so liebevollem Auge nachgegangen war, wer wie er beobachtet hatte, wie die einzelnen Lokaltöne sich gegenseitig belebten, um schließlich bei ihrer Vereinigung (ähnlich den Obertönen in der Musik) die Kontur als eine sinnenberauschende Steigerung ihrer Wirkung zu erzeugen, dem mußte wie durch eine Offenbarung der Blick in die Zukunft sich öffnen. Hier war die Malerei durch Lösung einer von ihr selbst gestellten Aufgabe um ein bedeutsames Ausdrucksmittel bereichert; sie hatte damit zugleich einen Schritt über den Impressionismus hinausgetan, der ja schon die Einförmigkeit der Lokaltöne von der Mannigfaltigkeit der Licht- und Luftreflexe beherrschen ließ und damit die Malerei zu einer subjektiven persönlichen Sprache vertiefte. Das „Gesetz von der Kontinuität der Spektralfarben“ nannte Boyer selbst mit mystischer Überschwenglichkeit seine Entdeckung in den Tagebuchblättern aus jener Zeit. Er fühlte, wie die Möglichkeit, die Darstellung anschaulicher Gegenstände mit der Kraft persönlichsten Empfindens und Erlebens zu durchtränken, zugleich mit der Möglichkeit gewachsen war, die an sich abstrakten Erscheinungen perspektivischer Raumwirkung unmittelbar farbig zu sehen und wiederzugeben. Die Malerei konnte jetzt, unabhängig von den Medien Luft und Licht, die Objekte unmittelbar als ein subjektiv gesehenes und harmonisch abgerundetes Ganzes darstellen, ohne auf die Intimität feinster Farbenwirkung verzichten zu müssen: und dies mußte für die in unserer Zeit erstrebte Monumentalkunst sich besonders bedeutsam erweisen. Gerade sie muß ja ihrer Natur nach auf die intime Stimmungskunst des Impressionismus verzichten und muß daher, will sie die malerischen Fortschritte einer beredten Farbensprache nicht wieder aufgeben, nach einem vollkommeneren Mittel als der einfachen schwarzen Kontur



Capreserin. Gemälde



Mittagsstunde. Gemälde



Glasfenster für die Aula des Gymnasiums in Hörde

suchen. Nur so kann sie hoffen, den dekorativen Aufgaben, vor die sie sich heute gestellt sieht, zu genügen. In der farbigen Kontur ist ihr ein neuer stilbildender Faktor gegeben, der drei bedeutsame Vorzüge in sich vereinigt: er bietet einen vollwertigen Ersatz für die durch den Impressionismus überholte farblose Linie, er gestattet durch die ausgleichende Wirkung der farbigen Kontur mit ihren kontinuierlichen Abstufungen ein schärferes Herausarbeiten der Lokalfarben bei harmonischer Wirkung des Ganzen, und er ermöglicht schließlich eine perspektivische Raumwirkung im Geiste der monumental-dekorativen Kunst.

In einer Reihe wohlgelungener Bilder (Landschaft, Interieur, Akt, Porträt) war es Boyer noch beschieden, die Früchte seiner Studien zu pflücken, indem er die neue Art des Sehens schließlich auch am frei komponierten Atelierbild anwandte. Den vollendeten Übergang von der rein koloristischen Wirkung (Papagei S. 356) zur Anwendung der farbigen Kontur stellt das Strandbild S. 358 dar, während das beredte Gemälde „Alraun" (gegenüber S. 360) noch die enge Verschmelzung des koloristischen Strebens mit der mystisch-allegorischen Tendenz zeigt und damit einen Höhepunkt in der älteren Schaffensweise des Künstlers bildet. Als eine Stufe weiter, als die Anwendung der farbigen Kontur auf das frei komponierte Atelierbild erscheint bereits das Gemälde „Der spanische Schal" (S. 360), das die perspektivische Wirkung schon deutlich erkennen läßt. Zu einem Höhepunkt steigert sich diese freie Anwendung in drei Figurenbildern, den „Pifferari" (S. 359), der „Wage" (Titelbild des Märzheftes 1913) und den „Ringern", sowie in einer dekorativ aufgefaßten Aktgruppe, einer der letzten Schöpfungen des Künstlers. Gewiß am deutlichsten zeigen die Wirkung der farbigen Kontur mehrere landschaftliche Motive von der Insel Capri (davon das Gemälde „Terrasse" S. 361), sowie zwei in Weimar entstandene Bilder „Flugplatz" und „Topfmarkt", von denen das erstere ebenfalls S. 361 wiedergegeben ist. Es ist bewundernswert, welch intensiv koloristische und zugleich plastische Wirkung hier der Künstler trotz der breit dekorativen Pinselführung mit der farbigen Kontur erzielt. Hier kann man die stilistische Bedeutung der neuen Malweise vielleicht am besten studieren. Die Anwendung aufs Porträt endlich zeigen mehrere capresische Frauenbildnisse, von denen auf S. 362 eine Probe gegeben ist. Das monumentale Gemälde „Mittagsstunde" (S. 363) vereinigt in dekorativem Sinne alle Wirkungen der farbigen Kontur, besonders auch die der

harmonischen Abdämpfung intensiver Farbensilhouetten, während es gleichzeitig eine charakteristische Probe von der Kompositionsweise des Künstlers gibt. Eine besondere Freude war es dem so früh Verstorbenen, daß er noch im vorigen Jahre durch den Auftrag, für die Aula des Lyzeums in Hörde bei Dortmund Glasfenster mit symbolisch figürlichen Darstellungen zu entwerfen, Gelegenheit fand, eine praktische Anwendung von der neuen Kunst zu machen. Denn hier, wo sich durch die Forderung durchsichtigen Materials jede andere Raumwirkung, als die rein farbige, von vornherein verbot, mußte sich der neue Stil besonders fruchtbar erweisen.

Es sei hier schließlich noch gestattet, auf die historische Bedeutung des Schaffens Otto Boyers kurz hinzuweisen. Wenn irgendeine Tendenz in der Entwicklung der modernen Malerei mit Sicherheit sich erkennen läßt, so ist es diejenige, die Malerei immer mehr aus der stofflichen Abhängigkeit zu befreien und ihrer eigentlichen Aufgabe, der rein malerischen Ausdeutung der Natur, immer mehr zuzuführen. Als ein bedeutungsvoller Schritt auf diesem Wege muß es erscheinen, wenn so abstrakt formale Daten wie perspektivische Raumwirkung und Plastik mit rein malerischen, d. h. farbigen Mitteln wiedergegeben werden können. Es ist gewiß kein Zufall, daß unser größter Dichter auf seine Stellungnahme in der Farbenlehre und deren Anerkennung so großes, ausschlaggebendes Gewicht legte; er war überzeugt, daß mit der Erkenntnis der Aktivität unseres Sehorgans, d. h. mit der Erkenntnis der Farbe als einer produktiv geistigen Tat unseres Intellekts eine neue, künstlerisch bedeutsame Kulturepoche beginnen müsse. Daher war es schon ein bedeutender Schritt über die vorwiegend zeichnerischen Mittel der Linienperspektive hinaus, als der Impressionismus es ermöglichte, mit Hilfe der Licht- und Luftperspektive räumlich abstrakte Tatsachen als ein individuell Erlebtes darzustellen. Im modern dekorativen Tafelbild müßte man diesen bedeutenden malerischen Gewinn wieder aufgeben, wäre nicht der neue stilistische Fortschritt noch hinzugekommen, unabhängig von Licht und Luft das subjektive Erlebnis durch ein objektiv Erschautes und damit die Intimität des Impressionismus durch die Monumentalität in modern dekorativem Sinn zu ersetzen. Wenn wir heute, inmitten des Strebens nach einem Monumentalstil, auf die pompejanische Wandmalerei als ein künstlerisches Vorbild hinweisen, so treibt uns hierzu vor allem die Bewunderung des echten Stilgefühls, die sich in ihr ausspricht, und das sich mit instinktiver Sicherheit auf rein malerische Wirkung beschränkt, sowie die Sehnsucht nach einer ähnlichen Vollendung unter den modernen Voraussetzungen.



Die Aula des Hördener Gymnasiums

Der Drache, ein thüringischer Volksaberglaube

Von Marthe Renate Fischer

ünf oder sechs Jahre lang mochte ich schon den Restbeständen der alten, bunten thüringischen Sitten und Gebräuche nachgegangen sein, wobei ich ab und zu einmal des Drachen als eines Bundesgenossen des Menschen erwähnen hörte, was ich für ungezogene Redewendung nahm — bis ich eines Tages stutzte: Die Anspielung, die einen Inwohner meines derzeitigen Studienortes, eines Marktfleckens im unteren Saaletal, betraf, hatte allzu hämisch und geheimnisvoll geklungen. Mit lächelndem Unglauben ging ich auf das verdächtige Thema ein, ein Verfahren, das die Bezichtigerin aufstachelte, gesprächig zu werden.

„Ebert?“ sagte sie. „Freilich hat der den Drachen, den hat ma ofte genug bei den sehen einziehe. Die Krausen hat ihn gesieh. Der kam angeflogen, ma dachte, der müßte alles in Brand stacke.“

Ich fragte: „In Brand stecken?“

„Ja, er sieht doch wie ene große glühende Kugel mit einem langen glühenden Schwanz.“

„Ein Meteor.“

„Näe, das ist kee Meteor, das ist der Drache. Er zieht durch die Esse in das Haus bei seinen Leuten ein. — Bei den alten Ebert, Ebert seinen Vater, kam er immer als Hase. Nu trat der Alte hinten auf seinen Hof und pfiff, und da kam der Hase angesprungen. Der trug ihm zu.“

„Wo kam denn der Hase her?“

„Oben vom Wald, von seinem Berg. Das ist der Drache, der kann sich verwandle. Bei Apels Linnan kommt er als schwarze Katze. Da muß man sich e bißchen stolz machen bei den Drachenleuten.“

„Gibt es denn hier mehr Drachenleute?“

Sie zählte auf. Es wurden acht Familien bezichtigt.

„Das ist freilich viel,“ sagte ich.

„No, sie haben auch ihr Gutes davon, bloß es geht um die ewige Seligkeit. Aber sie können den Drachen vorher abgebe. Ebert hat ihn von seinem Vater überkriegt und der wieder von seinem Vater. Nun sind sie geborgen. Aber mal färchten sich die Angehörigen doch und lassen den im Stiche, der ihn hat, sie geben ihm nicht die Hand vor dem Sterben, das heißt soviel wie, daß sie den Drachen nicht übernehmen wollen. Dann muß der aber büßen. Der Krausen ihrer Schwägern ihre Mutter hat neun Tage mit dem Tode gerungen, so sehr hat die sich gefärcht'. Sie hat immer bloß geschreit und gestöhnt und drauf gewartet, daß sich einer erbarmen sollte. Zuletzt konnten's ihre Leute nicht mehr ersiehe und sind beim Pfarrer hingesprunge, er soll kommen. Der hat sich dann vor ihr Bette gesetzt und hat gebetet. Er hat es auch von der Kanzel 'runter verlesen, daß die Gemeinde Fürbitte tun soll — ‚für eine Schwester, die mit dem Tode ringt.‘ Aber er wiß doch von nichts. Dem sagt ja keiner was. Und ihm schadet das Handgeben auch nichts. An den Pfarrer kann der Drache nicht heran. Manchesmal sterben die Drachenleute aber auch rasch weg. Dann kommt der Drache und schmeißt sie hin und würgt sie ab.“

Ich unterbrach: „Es rührt sie der Schlag.“

„Nee, nee. Ma sieht die Würgeflecke am Halse und das Gesichte ist ganz zerscharrt. — Ich habe doch Eberten seinen Vater gesehen, den hat der Drache auf der Scheuntenne abgewürgt. Ich kam unversehens in den Saal, wo er aufgebahrt lag, dem war der ganze Bast vom Gesicht 'runter gescharrt. Seine Frau kriegte mich dann zu siehe und steckte mich 'naus. Mit der war's ebenso. Die hat der Drache im nächsten Jahre erwürgt. Die haben ihre Leute von keinem andern Menschen betrachten lassen.“

„Sie haben ganz genau gesehen, daß das Kratzstellen waren, die der Mann im Gesicht hatte?“

„Ich stand doch dichte dran.“

„Wie alt waren Sie damals?“

„Vierzehn Jahr.“

Heut mochte die Frau dreiunddreißig Jahre zählen. Mithin war von einem Geschehnis die Rede — meine Unterredung fand etwa im Jahre 1903 statt —, das sich ungefähr um 1884 zugetragen haben mochte. Aber ein schlaues kleines Mädchen von vierzehn Jahren ist kein zuverlässiger Beobachter und Berichterstatter.

„Wie geht es dem Ebert denn heute?“

„Hecht hat doch wieder mal den Hasen gesehen oben in der Bodenluke.“

„Vielleicht eine Katze.“

„Nee, es war der Hase.“

„Ich denke, der kam nur zu dem alten Ebert?“

„Bei den jetzigen kommt er auch — —“

Ich war gut Freund mit einem anständigen und verständigen, etwa fünfundvierzig Jahre alten Mann. Den suchte ich auf seinem Grundstück auf; es war zur Dämmerzeit. Die Unterhaltung kam in Gang. Ich lenkte vorsichtig auf das Drachenthema ein.

„Ist es eigentlich wahr,“ sagte ich schließlich, „daß der alte Ebert vom Drachen erwürgt worden ist?“

„Die Leute sagen's,“ erhielt ich zur Antwort. „Er soll nicht sehre berühmt ausgesehen haben.“

„Sie sind doch ein verständiger Mann, klären Sie mich doch mal auf, wie ist denn das, wenn der Drache seine Verbündeten besucht.“

„Das machen sie ja, wie man so spricht, unter sich ab, da ist kee andrer weiter zu-

gegen. Aber ma hat doch seine Merkmale. Da war drüben die alte Schenken, sie haben sie nicht anders geheißen wie die Drachen-Schenken, der ihre Schwiegertochter hat erzählt, wenn der Drache bei ihrer Schwiegern zum Besuch gekommen ist, da hätte er mit ihr rumhergeschleift und gescharrt, das wäre kraß gewesen. Die Alte hatte ihre Stube über den jungen Leuten. Wenn das nu mal zu lange angehalten hat, das Wimmern und das Scharren, da hat die Junge das nicht mehr konnt aushalte und hat ihren Mann 'raufgeschickt. Der hat seine Alte aber allemal im Bette angetroffen, wie sie geschlafen hat. Kaum ist er aber wieder unten gewesen, da hat das Scharren und Scherchen von neuem angefangen. Die Junge hat gedacht, sie wird verwirrt, darum hat die Alte weichen müssen. Sie hat danach bei ihrer Tochter gelebt. Ihr Ende ist aber auch schlecht gewesen. Das hat viele Tage gedauert, bis sie hat sterben können. Im Hause daneben wohnte Prase — er ist Junggeselle. Den haben sie 'rangeschafft, die Großmutter will Abschied nehmen. Der hat ihr dann richtig in seiner Dummheit die Hand gereicht. Aber e bißchen was ist doch ins Haus verblieben. Man spricht, daß ihn die Tochter hat."

„Hat Prase den Drachen wirklich gekriegt?"

„Ja, der hat ihn. Aber von der Tochter spricht man auch in dem Tonfall. Und der ihre Tochter wieder — no — die hat, man kann sagen, den Schaden von der Sache. Da will sich kee Bursche ernstlich 'ranmachen. Sie hat mal ennen Heimführer gehabt, der hat in der Dünkelgen, wie er sie hämgebracht hat, was Schwarzes hinter dem Kachelofen sich aufrichten sehen. Nu waren seine Gedanken auf's Schöntun verflogen. Wie er aber 'naus wollte, da war er festgemacht. Er konnte kein Glied rühre. Das hat so lange angehalten, bis die Uhr die volle Stunde geschlagen hat. — Und mit dem zweiten Heimführer, den sie gehabt hat — der ist weggestärzt, den haben seine Leute nicht dürfen aus der Acht lasse, sie haben gedacht, er tut sich was an. Der war außer sich. Aber ausgesprochen über das, was ihm zugestoßen war, hat er sich nicht."

„Da können doch Täuschungen zugrunde liegen," sagte ich vorsichtig.

Er lachte mit der heiteren Überlegenheit des Humoristen, aber doch im guten Glauben seiner Sache und antwortete: „Das kann man auffasse, wie man will." Darauf fing er an vom Sternenhimmel zu reden, denn es war inzwischen dunkel geworden. Und wie er nun von dem Gespräch über das Drachenwesen ablenkte, in der Absicht, sich nicht weiter aushorchen zu lassen, so ist es mir auch nie wieder gelungen, ihn zu einer Mitteilung über das Thema zu bewegen.

Ein paar Tage nach dieser Unterredung traf ich übrigens den Prase, der den Drachen von der alten Schenk übernommen haben sollte, im Kaufladen. Er war ein schnurriger, geistig nicht ganz vollwertiger alter Mann. Als ich eintrat, reichte er mir die Hand. Dann war er abgefertigt und ging.

Kaum hatte er die Tür hinter sich zugemacht, als die Geschäftsinhaberin zu mir sagte: „Das müssen Sie doch nicht machen."

„Was denn?"

„Man tut doch so, als sieht man die Hand nicht."

„Ja, aber warum?"

„Das werden Sie schon wissen. Wenn der sich jetzt hinlegt und stirbt — —"

„Nun?" Sie betrachtete mich prüfend mit raschem Blick; aber schon trat ein anderer Kunde ein und wurde von ihr abgefertigt. Sie hätte sich auch schwerlich zu einem weiteren Worte verleiten lassen.

Alles, was ich in diesen wenigen Tagen erfahren hatte, war Neuland für mich: die Annahme von der wirklichen Existenz eines Drachen oder Höllenwesens, wie auch die Verkehrsgepflogenheiten zwischen ihm und seinen menschlichen Bündnern mit ihren Rechten und Pflichten, ebenso der versteckte, ganz überzeugte Ton der Mitteilung. Ich muß ehrlich gestehen, daß mir nicht völlig behaglich zumute war. Der normale Mensch in mir verlangte nach Klärung.

Um diese Klärung herbeizuführen, suchte ich in den nächsten Tagen einen der besten Bürger des Ortes auf, einen ehrenhaften, wohlmeinenden Mann mit Gymnasialbildung. Als das Geschäftliche, das ich zum Vorwand genommen hatte, erledigt war, sagte ich leichthin: „Sagen Sie, was ist eigentlich Wahres an dem Drachengerede hier?"

Er zuckte mit lächelnd-ungemütlicher Miene die Achseln.

„Zum Beispiel an dem Gerede über die Drachen-Schenk?"

„Die ist ja längst tot."

„Ja, aber was ist Wahres daran?"

Er sagte widerstrebend: „Sie war sehr belastet."

„Durch ihre Schwiegertochter?"

„Auch sonst."

„Wohl die Geschichte mit dem Prase?"

Wieder das verlegen-wissende Lächeln bei geschlossenen Lippen.

„Und wie steht es mit dem Ebert, der vom Drachen erwürgt worden ist?"

Er war in die Enge getrieben und sagte schließlich in vertraulichem Ton: „Den Hasen habe ich auch vom Berg herunter kommen und in Eberts Haus laufen sehen."

„Das Haus ist gegen den Berg gebaut, nicht wahr?"

„Es liegen Ackerflächen und der Fahrweg dazwischen." — Wir schwiegen beide. — Schließlich sagte der Mann: „Ich war neulich zugegen, als Wagner aus Kehrbach beim Maurermeister seinen Stall bezahlte. Sowie er aus der Stube war, sagte der Altgeselle: ‚Meister, nehmen Sie das Geld in die andere Hand, sonst ist es nachher weniger.'" Und mein Berichterstatter fügte hinzu: „Drachengeld hält sich nicht, das muß man sofort in die andere Hand nehmen. — Der

Altgeselle ist ein sehr verständiger Mensch. — Daß Wagner den Drachen haben soll, wissen Sie ja wohl?"

„Ein so eifriger Kirchengänger?"

„Ja, das sind die Leute alle, die in dieser Weise beleumundet sind. Passen Sie mal in der Kirche auf, wenn der Pfarrer den Namen Christi nennt. Es ist hier Sitte, daß die Frauen dabei knicksen. Die mit dem Drachen zu schaffen haben, dürfen es nicht."

„Warum nicht?"

Er zuckte die Achseln. „Man spricht auch daß sie beim Abendmahl Umschweife machen, um den Wein und die Oblate nicht hinunterzuschlucken."

Ich wiederholte: „Warum nicht?"

„Sie haben Christum doch abgeschworen — — wie so die Leute erzählen."

„Und was halten Sie von dem Gerede?"

Wieder das Achselzucken. Zögernd und befangen erwiderte er: „Man glaubt ja natürlich nicht daran. Indessen ... vieles ist doch sehr sonderbar." Um weiterer Fragen ledig zu werden, fing er wieder an, vom Geschäftlichen zu sprechen. —

Ich ging heim. Den Haushund, einen weißen Pinscher, nahm ich mit auf mein Zimmer. Da saß ich grübelnd mit dem Kopf auf den Fäusten.

Die Berichterstatter dessen, was ich erfahren hatte, waren ein raschrediges Weib, eine ernste nüchterne Frau und zwei wohlmeinende, reife Männer gewesen, von denen der eine bei seinem Schulbesuch bis in die oberen Gymnasialklassen vorgedrungen war. Das einheitliche Ergebnis ihrer Berichte war aber schwarze Unwirklichkeit. Ich fragte mich allen Ernstes, ob sie bei Verstande seien, dann weiter, wie es möglich gewesen, jahrelang unter ihnen zu leben, ohne von dem ernsthaften Geiste des blödesten Aberglaubens, der zwischen ihnen seine Fäden spann, etwas zu merken, und wie auch das andere möglich sei, daß mit einem Schlage alles bis dahin Versteckte sich mir zeigte.

Mein brennender Wunsch nach Übersicht erhielt etwas dem Jagdfieber Verwandtes. Ich fertigte mir ein Register dessen an, was ich im Interesse der Vollständigkeit des Drachenbildes noch zu erfragen hatte, sann darüber nach, welche Personen ich ins Verhör nehmen wollte und beschloß, von den alten Fällen Ebert und Schenk, um mich als Eingeweihte zu zeigen, wieder auszugehen.

Ich hatte Glück. Gegenüber der Rückseite des Ebertschen Gehöfts traf ich an einem der nächsten Tage einen Mann, dessen Vermittlung bei kleinen Ankäufen ich schon öfter in Anspruch genommen hatte. Er war Former in einer Porzellanfabrik, Dreißiger. Feierabend war vorüber, und er war mit Grashauen an seinem Berge beschäftigt.

Ich fragte nach Frau und Kindern und sagte darauf halblaut freundschaftlich: „Ist das da drüben das Ebertsche Gehöft?"

„Ja."

„Dann hat wohl der bewußte Hase immer den Weg hier über Ihren Berg genommen?"

Er ging auf den heiteren Ton ein und lachte. „Nee — er kam merre rechts aus den Fichten. Wie ich e Junge von dreizehn Jahren war, da lag ich mal hier hinter dem Busch, und da sah ich Eberten auf seinem Hof. Er kuckte sich so vorsichtig um, ob keiner zugegen wäre und pfiff. Gleich darauf kam der Hase aus dem Wald und lief geradewegs übers Feld ins Haus."

„Das ist merkwürdig. Und ein zahmes Kaninchen kann es nicht gewesen sein?"

„Nee, nee — das war der bewußte Hase. Den haben viele Leute gesehen."

„Sagen Sie," hub ich freundschaftlich von neuem an, „wie verhalten sich eigentlich die Burschen dazu, wenn sie einem Mädel gut sind, das aus einem Drachenhause stammt?"

„Solche Raritäten mögen die Burschen ja eigentlich nicht leiden," antwortete er. „Immerhin — ma ist schwach, wenn ma jung ist, und denkt, sie wird nischt mitbringe. Gerne 'rantreten tun mer aber nicht. Außerdem die Heirat ist notwendig — no — da will man kein Schelm sein. Ofte mischen sich freilich die Eltern ein, sie wollen das Mädchen nicht haben. Dann muß der Bursch eben zahlen."

„Nimmt," fragte ich, „der Drache noch andere Tiergestalten an?"

„Das macht er. Bei Apels Linnan soll er sich als Katze zeige, bei Kochs Emiln erzählen sie, hat er als ein schwarzes Eichhörnchen auf seiner Brust gesessen, wie er tot gewesen ist, no und bei Steinmanns Karlinen spukt e schwarzer Hahn umher." Und dann war sein Mitteilungsbedürfnis erschöpft, und er schwang wieder seine Sense.

In den folgenden Tagen erging es mir sonderbar: mit so vielen Menschen auch ich ein Gespräch über das Drachenwesen vorsichtig anzubahnen versuchte, mit Menschen, die mir durchaus ergeben und zugetan waren — ich begegnete einer blöden Verständnislosigkeit. Keiner begriff, keiner wußte, ja, noch mehr, keiner besann sich beinahe auf zuvor Gesagtes. Dabei verriet der Ausdruck ihrer Gesichter, daß sie auf der Hut waren.

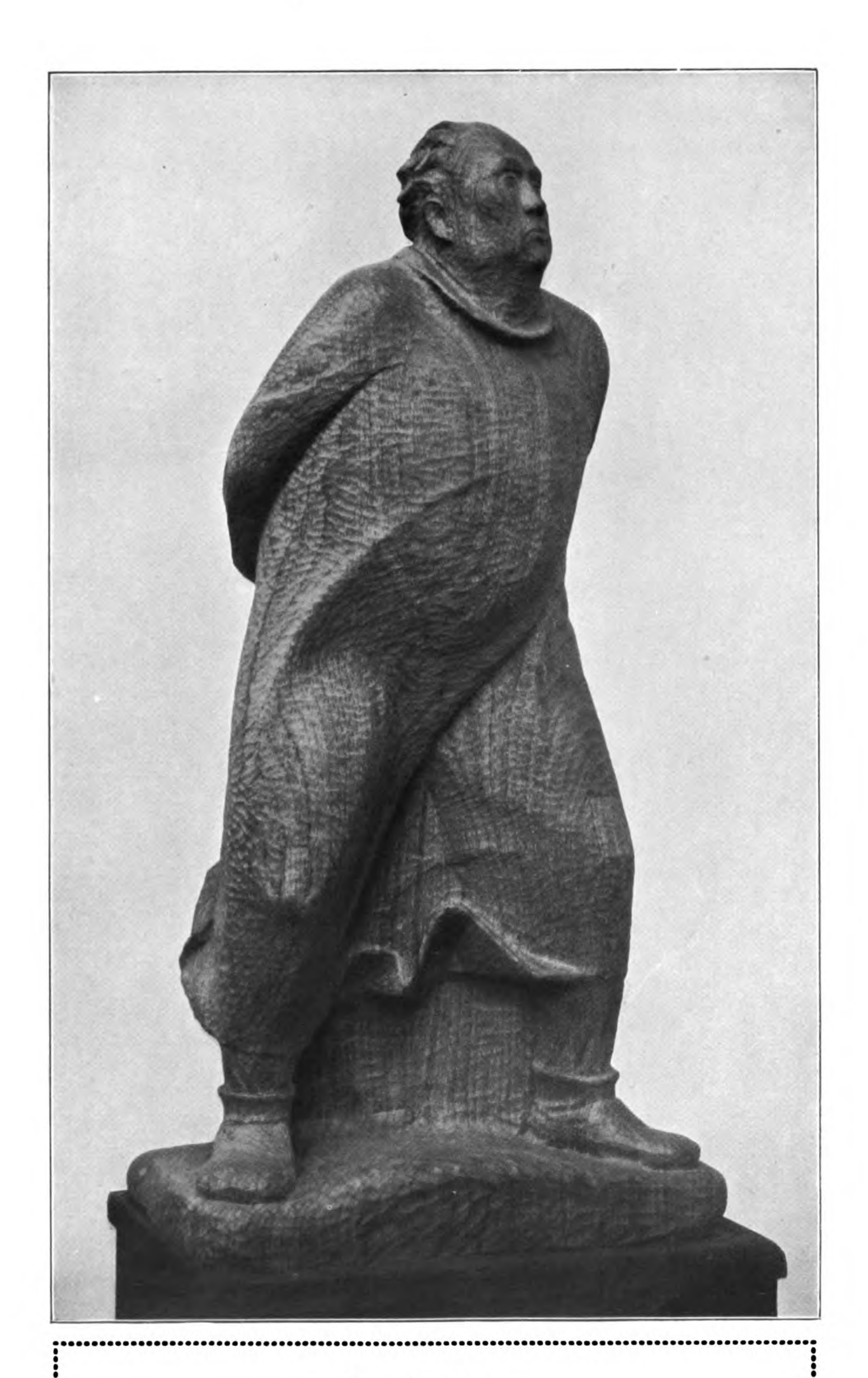
Mein Dienstmädchen klärte mich auf. „Sie dürfen jetzt nicht mehr nach dem Drachen fragen," sagte es. „Alle Leute reden drüber. Sie erfahren auch nichts weiter."

„Warum denn nicht?"

„Die Leute haben Angst, es könnte böse Folgen haben. Oder es hört es einer, den es betrifft, und geht ins Amt. Die im Amt haben kein Verständnis dafür, und die Leute, die ausgesagt haben, müssen zahlen."

Ich erfuhr auch wirklich nichts weiter. Und die Scheu, dieses sich vor mir Inachtnehmen, hat sich erhalten. Trotzdem bin ich auf dem laufenden geblieben.

Der Drachenglaube ist über ganz Thüringen verbreitet. Ich habe ihn über Ilmenau, Suhl, Ruhla, Saalfeld, Leutenberg, Rudolstadt mit ihren angrenzenden Distrikten fest-



Spaziergänger
Holzbildwerk von Ernst Barlach

stellen können. Die Bezeichnung wechselt; denn während man um Orlamünde, Kahla, Uhlstädt, Rudolstadt, Ruhla, Leutenberg usw. vom Drachen spricht, wird in der Saalfelder Gegend der höllische Verbündete als Teufel benannt, weiter nach Franken zu als der Böse oder der Schwarze. Immer erscheint er als feurige Kugel mit glühendem Schwanz oder in Tiergestalt, wobei die schwarze Farbe obwaltet. Sein Einzug erfolgt allerorten durch die Esse. Von hier aus wirft er auch seinen Bündnern ihren Segen zu, der Bauernfrau die fertigen Klöße usw.

Eine Abweichung habe ich in einer Tälerkette unweit Kahla feststellen können, wo die stets offenstehende Stalluke als Einflugsloch des Drachen, der die Hausfrau besuchte, betrachtet wurde. Als die Frau eben gestorben war, lehnte der Sohn, der die Mutter unerlöst ins Jenseits hatte ziehen lassen, die Leiter an den Stall, schloß die Lukentür und nagelte sie zu. Es wirft ein scharfes Licht auf eine traurige Begleiterscheinung des Drachenglaubens — das Mißtrauen, dem der Belastete in der eigenen Familie häufig ausgesetzt ist.

Die Geschichten, die von der Teufelsbündnerschaft erzählt werden, bewegen sich im engen Rahmen. Fast alle enthalten sie das Verlangen der Drachenleute, ihre Macht durch das Jawort anderer zu festigen, indem sie ihre Rede so stellen, daß mit Ja darauf geantwortet werden muß — ihre Gewohnheit, als Drachenopfer täglich ein Schälchen Milch in den Backofen zu stellen, das schließlich der Katze zur Beute wird — die auf hexerische Triebe basierende Sucht, sich an andrerleuts Miststätte zu schaffen zu machen. Hinzu treten das Mißtrauen gegen alles ganz Schwarze, die Warnung vor dem Handgeben, der Bericht über die Todesart der dem Teufel Verfallenen, die immer die Würgeflecke am Halse und die Kratzstellen im Gesicht aufzuweisen haben. Der Bursch, der sein Mädchen wahnsinnig liebt, trotzdem es einem Drachenhause angehört, entspringt aus ihrer Kammer und ergreift die Flucht, als er ein scharfes Geräusch im Hause zu hören vermeint, das er auf den Einzug des höllischen Besuchers zurückführt. (Gegend um Ruhla.) — Die Hausfrau sperrt ein kohlschwarzes Hähnchen, in dem sie den Drachen vermutet, unter ein Waschfaß und versorgt es täglich wohl mit Wasser und Futter, bis es allmählich abstirbt. (Unweit Rudolstadt.) — Dem Metzger wollen die geschlachteten Tiere nicht verenden, weil die Hausfrau, für die er arbeitet, ihm das Jawort vorenthalten hat. (Unweit Orlamünde.)

Es mögen sechs Jahre her sein, als ich mich zu Studienzwecken in dem in Bezug auf Aberglauben nicht besonders gut beleumundeten Hexengrund aufhielt, einer Tälerkette, die zwischen Rudolstadt und Kahla linksseitig in das Saaletal einläuft. Durch kleine Freundlichkeiten gewann ich das Vertrauen einer verständigen bäuerlichen Frau und nach mehrtägiger Bekanntschaft schon konnte ich es wagen, auf den Drachenglauben anzuspielen. Meine bäuerliche Freundin vertraute mir an, wie man den Drachen erwerben könne, abgesehen von der Übertragung durch Todesfall. Sie erzählte, daß sie eine Verwandte besitze, die, da es ihr immer schlecht ergangen, zu ihrer Pate, einem Drachenliebchen, hingetreten sei und sie gebeten habe, ihr ein wenig von dem Wohltäter abzugeben. Die Pate habe sich erst gesträubt, danach sei der Akt vor sich gegangen. Die Bittstellerin sei angehalten worden, drei Schippen Mist in ihren Korb zu tun, den sie nachher auf dem Hausboden habe ausschütten müssen. Zum Schluß habe die Pate sie geheißen, darauf niederzuknien und also zu sprechen:

‚Ich knie hier auf diesem Mist,
Verschwöre meinen Herrn Jesum Christ.‘

„Wie sie das nu hat wollt nachspreche,“ sagte meine Berichterstatterin, „da hat sie das aber innwendigst geschüttelt, und sie hat sich gefärcht' und ist weggestürzt. Nee, sagte sie, sie wollte ihre Armut lieberst weiter schleppen. Das hat sie aber auch mußt mache. Sie hatte den Drachen verzürnt, und der hat seine Rache an ihr genommen. Sie hat nicht konnt soviel arbeite, wie der ihr weggeschleppt hat.“

„Ich denke, der Drache trägt zu?“

„Ja, das macht der gute Drache; aber der böse Drache, der holt.“

„Sind das Brüder?“

„Das weiß man nicht so genau, den Verwandtschaftsgrad.“

„Oder ist es derselbe?“

„Das mag schon sei. — Sie reden auch vom Gelddrachen, der bloß Geld bringt; aber der ist nicht so sehr im Gebrauch.“ —

Als ein Beweis, wie sehr die von übler Nachrede Verfolgten selber an ihre Belastung glauben, erschien mir ein Bericht aus der Saalfelder Gegend. Ein Bauer, der im Geruch des Teufelsverkehrs stand und Wohltaten und Anweisungen seines Bündners an einer im Felde stehenden Eiche entgegennahm, wollte das Bauerngut eines Nachbarn zu dem seinigen dazu erwerben. Er wurde abschläglich beschieden, was ihn aber nicht hinderte, immer wieder auf seinen Plan zurückzukommen.

Eines Abends nun hört der Nachbar, wie sein Vieh unruhig wird, als ob es sich ängstige, die Kühe zerren an den Ketten und brüllen, die Pferde schlagen. Schnell springt er hin, sieht, wie sich in der Stallecke eine Männergestalt aufrichtet, schwarz mit Hörnern, wird von diesem Teufelskerl gepackt, niedergeworfen, gewürgt, zerbleut. Hinkend, von Schreck und Entsetzen geschüttelt, kommt er wieder in seine Stube, seine Überzeugung ist die, daß der Teufel von seinem Gehöft Besitz genommen hat. Natürlich ist er jetzt zum Verkauf bereit, der auch vor sich geht.

Ein nackter Betrug des Teufelsbündners braucht wohl bei dem Manöver, seinen Meister nachzuahmen, um in den Besitz der

gewünschten Wirtschaft zu kommen, nicht angenommen zu werden, vielmehr hat aller Wahrscheinlichkeit nach ein Stück hexerischen Größenwahns dabei mitgewirkt. Die Sache hatte übrigens ein Nachspiel. Besagter Teufelsbündner besuchte den gewesenen Nachbar in seinem neuen Wohnorte und brachte ihm ein Päckchen weißen Käse mit, den die Hausfrau, als der Besuch gegangen, voll Furcht und Ekel auf den Mist trug. Am nächsten Tage hatte sie einen Schlaganfall mit Lähmung der rechten Hand, die sie, die Lähmung, auf ihre Berührung des Teufelspäckchens zurückführte.

Interessant ist auch eine Sache aus der Lobensteiner Gegend, deren Kenntnis mir kürzlich geworden ist.

Wieder liegt ein Teufelsbündner in langer Sterbequal. Neun Tage schon wehrt er sich. Endlich schließen sich die Augen, der Atem setzt aus, und die Angehörigen gehen aus der Kammer. Als sie nach einiger Zeit wieder eintreten, liegt der Mann, den sie gestorben wähnen, unter seiner Bettstelle, wimmernd, winselnd. Der Sohn geht nochmals zum Vater hinein. Als er zurückkehrt, kündet er, daß der Kranke ausgerungen habe.

Darauf hängt sich der Verdacht der Übernahme des Teufels an ihn. Er wirbt um ein Mädchen und wird von dessen Eltern zurückgewiesen. Schließlich heiratet er aus anderem Orte. In seinem Besitze befindet sich ein unheiliges Buch — vielleicht das sechste und siebente Buch Mosis oder eins der ganz alten, vielfach noch umlaufenden Zauberbücher — das seinen Platz in einem Schranke hat. Die Frau fürchtet sich, an diesem Schrank vorüberzugehen. Im Zorn, um seiner ledig zu werden, ergreift der Mann das Buch und schleudert es zur Erde. Da blitzt es durch den Staub, der aufwirbelt, auf. Er vergräbt das Buch — aber so oft er es auch tut, immer liegt es wieder im Schrank auf seinem Platze. Nun trägt er es zum Pfarrer — als er aber heimkommt, ist das Buch wieder da, als habe es keiner weggetragen.

„Warum hat er es denn nicht verbrannt?“ unterbreche ich meine Berichterstatterin.

Sie antwortet: „He! Das Feuer kann doch dem Buch nichts anhabe!“

„Und wie geht es jetzt dem Mann?“

„Der kuckt immer vor sich 'runter.“

„Warum?“

„Der hat doch Gewissensbisse.“ —

Was den Drachen- oder Teufelsglauben für die von ihm durchsetzten Landstriche so schwer ausrottbar macht, ist das Geheimnis, mit dem er umgeben wird. Man kann nicht heran. Habsucht, neben hexenmeisterlichem Größenwahn halten ihn fest auf der einen Seite, Verkleinerungssucht, entstellender Klatsch, Neid auf der anderen. Es ist mir auf meinen Studienwegen begegnet, daß ich viele Tage in einem Dorfe gewohnt und trotz erprobter Einwirkungen nichts von irgendwelcher Belastung in Erfahrung gebracht habe. Man verneinte. Nach Monaten und Jahren wurde mir dann unverhofft Einblick oft bösester Art. Gesagt mag sein, daß ich bis jetzt kaum einen Ort im Thüringer Lande kennen gelernt habe, der sich bei eindringlichem Studium als gänzlich frei vom Drachen- oder Teufelsglauben erwiesen hätte.

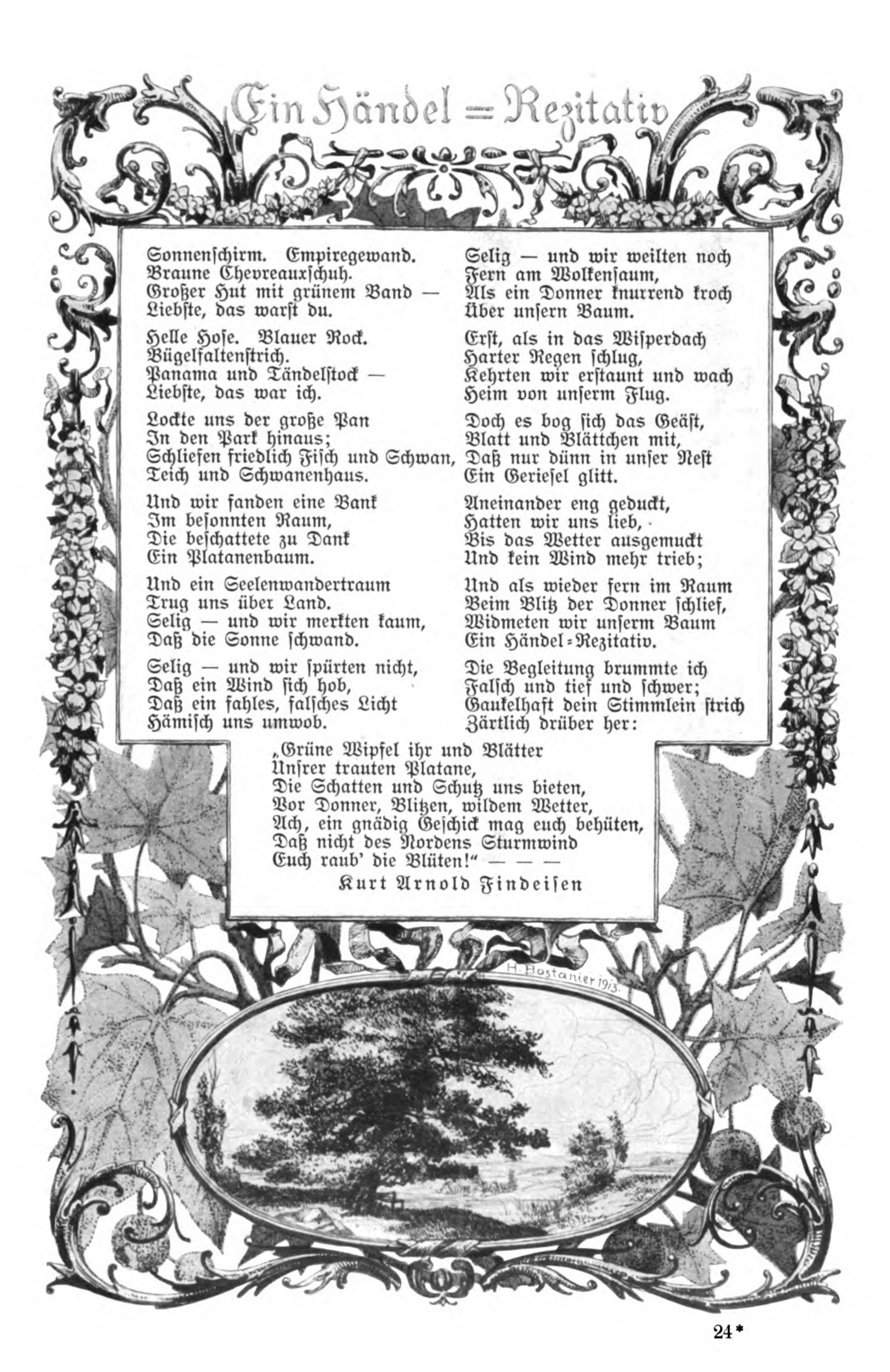
Wenn man die Leiden der Höllenbündner betrachtet, ihre Glücksminderung durch argwöhnisches und feindliches Verhalten ihrer Mitmenschen, ihren wahnsinnverzweifelten Widerstand gegen das Sterben, erscheint es als eine Pflicht der Menschlichkeit, diesen Zuständen ein Ende zu machen. (Eine Erhebung der thüringischen Regierungen soll zurzeit im Gange sein. D. Red.)

Der Pfarrer kann wenig zur Aufklärung tun, er müßte es denn darauf ankommen lassen, daß er seine Gemeinde aus der Hand verliert. Die Einwirkung des Lehrers wird sich immer so gestalten müssen, daß er zu keinem Familienkonflikte Veranlassung gibt. Beide, Pfarrer und Lehrer, stehen auch häufig dem mystischen Moment im Leben ihrer Dorfleute zu fern, als daß sie es richtig einschätzen könnten, sowohl was die Erkenntnis seiner Größe, Tiefe und Übertragungsgefährlichkeit anbelangt, wie auch bei Abmessung des Schadens, der den Belasteten zugefügt wird. Man sehe diese Menschen an: neun Zehntel von ihnen tragen die Abzeichen ihrer täglichen Qualen im Ausdruck ihrer Züge und in ihrem Benehmen; schleichende Beflissenheit und Zudringlichkeit kennzeichnen sie.

Man müßte in breiterem Maße durch Druckschriften aufklären, in besonders belasteten Gegenden vielleicht auch durch Vorträge, die, von den alten Sagen des Landes, deren Dichter das Volk gewesen ist, ausgehend, schließlich die blöden Überreste des Hexen-, Dämonen-, Teufels- und Drachenglaubens behandeln, die im Alltag verblieben sind.

Im Helfedrang schrieb ich vor Jahren meinen Roman „Die aus dem Drachenhaus“, dem es aber nicht beschieden war, in das Volk einzudringen. Wohl aber hat er mir verschiedene interessante Mitteilungen gebracht. Die eine des Inhalts, daß der Drachenglaube, sehr dünn gesät, auch im Elsaß eine Stätte habe. Die andere sprach vom Spreewald im breiteren Sinne, die dritte von Ostpreußen. Alle behandelten sie die Gegenwart.

Die letztere, die ostpreußische, hatte faustische Anklänge. Ein Mitbürger, hieß es darin, habe es an anderer Stätte zu Wissenschaft und Vermögen gebracht, worauf er in seinen Heimatsort zurückgekehrt sei und in abgelegenem Hause das Leben eines Einsiedlers führe. Geld und Wissen habe ihm der Teufel zugetragen, der ihn auch gelegentlich besuche oder bewache. Er pflege hierbei in wahrhaftiger, sichtbarer Teufelsgestalt nächtens auf einer Eisenstange umherzureiten, die am Hause entlang laufe.



Ein Händel = Rezitativ

Sonnenschirm. Empiregewand.
Braune Chevreauxschuh.
Großer Hut mit grünem Band —
Liebste, das warst du.

Helle Hose. Blauer Rock.
Bügelfaltenstrich.
Panama und Tändelstock —
Liebste, das war ich.

Lockte uns der große Pan
In den Park hinaus;
Schliefen friedlich Fisch und Schwan,
Teich und Schwanenhaus.

Und wir fanden eine Bank
Im besonnten Raum,
Die beschattete zu Dank
Ein Platanenbaum.

Und ein Seelenwandertraum
Trug uns über Land.
Selig — und wir merkten kaum,
Daß die Sonne schwand.

Selig — und wir spürten nicht,
Daß ein Wind sich hob,
Daß ein fahles, falsches Licht
Hämisch uns umwob.

Selig — und wir weilten noch
Fern am Wolkensaum,
Als ein Donner knurrend kroch
Über unsern Baum.

Erst, als in das Wisperdach
Harter Regen schlug,
Kehrten wir erstaunt und wach
Heim von unserm Flug.

Doch es bog sich das Geäst,
Blatt und Blättchen mit,
Daß nur dünn in unser Nest
Ein Geriesel glitt.

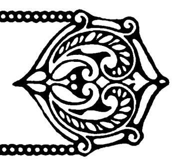
Aneinander eng geduckt,
Hatten wir uns lieb,
Bis das Wetter ausgemuckt
Und kein Wind mehr trieb;

Und als wieder fern im Raum
Beim Blitz der Donner schlief,
Widmeten wir unserm Baum
Ein Händel = Rezitativ.

Die Begleitung brummte ich
Falsch und tief und schwer;
Gaukelhaft dein Stimmlein strich
Zärtlich drüber her:

„Grüne Wipfel ihr und Blätter
Unsrer trauten Platane,
Die Schatten und Schutz uns bieten,
Vor Donner, Blitzen, wildem Wetter,
Ach, ein gnädig Geschick mag euch behüten,
Daß nicht des Nordens Sturmwind
Euch raub' die Blüten!" — — —

Kurt Arnold Findeisen

Hugo Thimig

Ein Bild seiner Persönlichkeit. Von Memor



Jeder Mensch ist sein eigener Zwilling, pflege ich zu sagen, sein Seelenzwilling, und dieses Zwillingspaar ist oder scheint wenigstens recht häufig, in der Regel sogar einander sehr unähnlich. Es ist, als ob der Mensch sich selber gegenübersitze und in dem zweiten Ich eher kontrastierende Züge entdecke als seine eigenen. Da ist es denn interessant, den inneren Zusammenhängen dieser scheinbaren Gegensätzlichkeiten nachzuspüren, denn schließlich ist's ja doch ein und dasselbe Individuum, was zu deutsch ein unteilbares Wesen bedeutet, unmöglich also zwei gänzlich getrennte Personen in der nämlichen Haut eingeschlossen darstellen kann.

Eines der merkwürdigsten dieser Zwillingsprobleme besitzt das Burgtheater zu Wien in einem seiner erlesensten und stammältesten Künstler, der heute sogar an die Spitze des vornehmen Instituts berufen ist, dessen Leitung er schon nach dem raschen Tode Baron Alfred Bergers, der Haustradition gemäß, als Senior des Regiekollegiums „provisorisch" übernommen hatte.

Scharf geformt erscheint in ihm jene Doppelpersönlichkeit, jenes Zwillingtum: Thimig, Direktor des Burgtheaters, — und Thimig, der einstige Ulkkobold des Burgtheaters, der wohl heute noch nicht von ihm verleugnet und unter die zu vergessenden oder gar zu bereuenden Jugendtorheiten verwiesen wird. Im Gegenteil, gerne erklärt er die Zweilebigkeit aus dem Innern heraus, und die Wohlgemutheit, mit der er das tut, das feine Schmunzeln, das dabei seine Lippen umspielt, beweisen, mit welcher Vergnüglichkeit er heute noch an dieses Schabernacktreiben von ehedem denkt.

Ich lenke nämlich mit Absicht das Gespräch darauf, wie wir da in seinem von bürgerlichem Familienbehagen durchzogenen Künstlerheim im Währinger Kottage beisammensitzen. Ich will erfahren, wie weit die Bestandeselemente Thimigs des älteren, des von allem Ernste seiner Kraft zur Genüge ergriffenen Bühnenleiters, in die Jugend zurückgreifen und ob sie schon vorhanden waren unter der Decke der mutwilligen Koboldslaune. Darauf wird mir der klarlegende Bescheid: „Ich habe von Jugend auf zur Nachdenklichkeit und Schwerblütigkeit geneigt. Mir hat die angenehme Gabe gefehlt, die Dinge leicht zu nehmen. Das mag wohl daher gekommen sein, daß ich als Spätling in der Familie erschienen bin, als meine Geschwister alle schon aus dem Hause waren. Vater und Mutter, fleißige Geschäftsleute, waren tagsüber von der Erwerbstätigkeit in Anspruch genommen, so daß ich wenig von warmer Familienluft zu verspüren bekam. Höchstens beim Frühstück ein paar Atemzüge davon und am Abend alsdann eine kurze Zeit. Sonst war ich den ganzen lieben Tag auf mich allein angewiesen, und das Gefühl der Vereinsamung trieb zum Nachdenken bis zur Grübelei, woraus schwer herauszukommen war. Wie eine Zwangsjacke hielt mich das eingepreßt; und diese von Zeit zu Zeit ein bißchen doch abzustreifen, gab's für mich keine andere Hilfe, als mich in einen recht tollen Übermut hineinzuhetzen und alle erdenklichen Schelmenstreiche auszusinnen und auszuführen. Dann war's mir wirklich, als käme eine Erlösung über mich. Ich war auf eine Spanne Zeit wenigstens den trübseligen Gesellen in mir los, und der andere, der muntere, der Lebensspaßmacher, hatte in meinem Gemüt das Feld frei. Und so ist's geblieben, als ich dann beim Theater war. Es ist da erst recht bunt hergegangen, und gerade Kollegen, die ich besonders lieb hatte, spielte ich am liebsten meine Streiche.

„Da war zum Beispiel im Burgtheater Louis Gabillon, der ‚grimme Hagen', mit der Windelweichheit des Kinderherzens. Ich kann sagen, daß wir uns wirklich liebten. Und er gerade war der ‚Favorit' meiner Ulkereien, die ich mir oft recht kompliziert ersann, als wenn es sich um eine ernsthafte Aufgabe gehandelt hätte. Einer solchen mit wahrhaft bühnentechnischem Raffinement durchgeführten Spitzbüberei entsinne ich mich noch. Es war bei einer Aufführung des oft wiederholten Lustspiels ‚Wilddiebe'. Da hatte Gabillon eine Perücke, die an einem Fleck nicht recht saß und einen hohlen Raum ließ, der einen eigentümlichen Schall von sich gab, wenn man an diesem Fleck auf die Perücke tippte. Der Ton ging Gabillon auf die Nerven, Grund genug, daß ich, so oft ich konnte, auf den fatalen Fleck tippte. Hagen wurde schließlich darüber wirklich grimm, und man hinterbrachte mir, daß er sich das nächste Mal an mir vergreifen werde. Als nun eine Wiederaufführung der ‚Wilddiebe' kam, ließ ich mich in einem Zwischenakte von unserem Requisitenmeister Michely durch eine sinnige Vorrichtung, die sich unter der Hemdbrust um den Leib schlang und am Nacken beim Hemdkragen hervorkam, an die Flugmaschine festseilen und verabredete mit Freund Schöne — meinem treuen Partner nicht auf der Bühne bloß, sondern auch im Leben — daß er mir das Opfer zu der Stelle hinlocke, wo ich festgenietet stand. Es gelang, und kaum war der ahnungslose Gabillon mit dem mir zugewendeten Rücken in meinem Bereich, als auch schon mein Finger an der Perücke war. Wütend drehte sich Gabillon um, in demselben Moment aber hatte ich das Zeichen zum

Aufflug gegeben und war in die Soffitten hinauf entschwebt. Sprachlos starrte er ins Leere, daß es schien, als wenn Geisterhand im Spiele wäre; unwillkürlich fuhr sein Blick in die Höhe, und da allerdings erschaute er mich, aber seiner strafenden Hand entrückt und ihm höchst hoftheaterwidrig in den Lüften eine Nase drehend.

„Einen anderen Streich ‚mit szenischer Ausstattung‘ führte ich gegen Kathi Schratt. Unter ihren Hüten befand sich einer, der eine förmliche Eule mit ausgebreiteten Fittichen darstellte. Einmal des Abends, als sie zu spielen hatte, hörte ich sie zu der Garderobiere sagen: ‚Heut hab' ich den Eulenhut, ich bitt' Sie, sperren Sie nur ja die Garderobe zu, denn wenn Thimig den erwischt, dann ist das Malheur da.‘ Ich begab mich sofort auf die Fahndung nach dem Hauptschlüssel, der alle Türen aufschloß, und nachdem ich mich seiner glücklich bemächtigt hatte, lief ich zu dem Allhelfer Michely, der mir ein paar kleine Eier verschaffen mußte und ein ausgestopftes Vögelchen sowie ein hinlängliches Büschel Heu und die Hauptsache: einen geräumigen Papageienkäfig. Mit dem allen hinein in die Garderobe der Schratt und an das verruchte Werk. Der Hut wurde fein säuberlich — denn Schaden durfte er ja nicht nehmen — in den Käfig hineinbefördert und hier derart in das Heu eingebettet, daß nur Kopf und Leib der Eule hervorschauten, die Eier wurden ihr untergelegt und das Vögelchen ihr in den Schnabel gesteckt. Von meiner künstlerischen Leistung höchst befriedigt, zog ich mich zurück, des Erfolges harrend. Er blieb nicht aus. Kaum war die Schratt nach dem Aktschluß in ihre Garderobe gegangen, als von dort ein gellender Schrei ertönte; man eilte hin und fand die Arme auf einen Sessel gesunken, den jammervollen Blick nach dem Käfig gewendet. Aber auch der Übeltäter meldete sich sogleich ‚zum Strafantritt‘, zu jeder Buße bereit. Da indes das kostbare Hutwunder als unversehrt befunden wurde, löste sich der grause Spuk alsbald in lachendes Wohlgefallen auf.“



Hugo Thimig, Direktor des Burgtheaters in Wien
Nach einer Aufnahme des Hofphotographen C. Pietzner, Wien

Mit einer frohen Lebendigkeit und einem behaglichen Nachgenießen wird das erzählt, und ein schalkhaftes Blinzeln lacht aus dem Auge heraus, daß es einem ersichtlich wird: der ältere, der heutige Thimig, hat nicht etwa den jüngeren spurlos ausgemerzt, so daß nur die eine Persönlichkeit an die Stelle der anderen getreten ist; nein, die Doppelpersönlichkeit, die innere Zwillingschaft ist heute noch vorhanden, nur daß der eine Zwilling mehr in die Reserve getreten ist, um den anderen im ernsten Gebaren nicht durch zeitwidrige Zudringlichkeit zu stören. Und eins noch, eine ernst charakteristische Beobachtung ergibt sich aus all den Schnurren. Das ist ihre Inszenierung. Sie werden sozusagen mit künstlerischem Bedacht vorbereitet, der kommende Regisseur meldet sich in ihnen an.

Freilich sehr, sehr unbewußt, denn das Bewußtsein dessen, was sich aus ihm entwickeln sollte, fehlte ihm ganz und gar. Auf meine Frage, ob sein künstlerisches Verlangen und sein Ehrgeiz in jener ersten Epoche dahin gegangen wären, ein kundiger und fähiger Beherrscher des Bühnenwesens zu werden, antwortete er mir: „Ich könnte Ihnen darauf sagen ‚ja‘ und Ihnen scharfsinnig und mit Aplomb auseinandersetzen, wie in dem kleinen Schauspieler schon der Drang und die Befähigung sich geregt haben, bloß nicht die eigenen Rollen mit dem nötigen Aufwande von Verständnis und Studium durchzuführen und ein möglichst erfolgreicher Darsteller zu werden, ein ‚guter Komiker‘, sondern ein Führender, ein Leiter des ganzen Ensembles. Alles das wäre aber eine kokettierende Unwahrheit. Denn ich muß Ihnen offen gestehen, daß davon keine Ahnung in mir war, daß mein Streben nur ins Kleine und Einzelpersönliche gegangen ist. Von einem ‚Größenwahn‘, wie man ihn uns Schauspielern gar so gern zumutet, war wirklich keine Spur in mir vorhanden, und ich kann da nicht um-

hin zu bemerken, wie wenig auch die Kollegen damit behaftet waren. Ich kann Ihnen zum Beweise sogar einen unserer Unersetzlichen, den uns so jäh entrissenen Ernst Hartmann zitieren. Dem wurde manche Leistung, in seinen ernsten Rollen besonders, durch das allzu sichtliche Bemühen beeinträchtigt, immer sein Bestes zu geben und recht, recht ‚schön‘ zu spielen. Und was verleitete ihn dazu? Das Bedürfnis, eine künstlerische ‚Persönlichkeit‘ darzutun. Denn mehr als einmal hörte ich von ihm, wenn er in einer Rolle sehr gefallen und ihn lauter Beifall begleitet hatte: ‚Was beweist das? Ich fühl's doch, was mir fehlt — die Persönlichkeit.‘ Glauben Sie mir, lieber Freund, es ist nicht gar so schlimm mit unserer Eitelkeit."

„Wie aber hat sich das mit Ihrer Regie gemacht? Im automatischen Zeitavancement?"

„Keineswegs, denn das ist nicht sehr strenge eingehalten worden und speziell der ‚Komiker‘ als Regisseur war bis dahin eine im Burgtheater noch nicht dagewesene Figur. Von den beiden großen Komikern zu Laubes Zeiten, Beckmann und Meixner, saß keiner im Regiekollegium — es mögen wohl auch aus der persönlichen Art und Weise der beiden und ihres Verkehrs mit den Kollegen Bedenken sich ergeben haben gegen die Gedeihlichkeit ihrer Berufung zur Regie —, aber selbst Hermann Schöne, der prächtige Künstler und prächtige Mensch, sah sich übergangen, als er an die Reihe hätte gelangen können, und Hartmann wurde statt seiner ernannt. Um so weniger hätte es mir einfallen können, an hohe Würden zu denken; ja wie ich Ihnen schon sagte, meine Gedanken gerieten überhaupt nicht über meinen Rollenkreis hinaus. Gegen die Neige der so kurzen Direktion August Försters war es nun, daß ich die Einladung zum Erscheinen in der Direktionskanzlei bekam. Förster war schon ein schwerleidender Mann — kurz darauf kam der Blitzschlag, der ihn niederstreckte —, und düstere Ahnungen mochten ihn überkommen. Denn nur so erschien es mir hinterher erklärlich, daß er mich damals mit den befremdenden Worten empfing: ‚Lieber Herr Thimig, ich muß mich mit den Direktionsgeschäften beeilen, und ich möchte deshalb rechtzeitig einen lebenslänglichen Kontrakt von Ihnen unterschrieben haben.‘ Überrascht dankte ich ihm für die auszeichnende Sorgsamkeit, und die Kontraktsache war in wenigen Worten erledigt. Dann aber kam er mit der noch größeren Überraschung heraus: ‚Noch eines hätte ich mit Ihnen zu besprechen, ich möchte Sie zum Regisseur machen.‘ Erstaunt sah ich ihn an. ‚Wie kommen Sie auf diese Idee, Herr Direktor? Woher vermuten Sie, daß ich einen brauchbaren Regisseur abgeben könnte? Mir selbst ist das noch nie eingefallen, und Sie haben doch gar keine Gelegenheit gehabt, mich darauf zu erproben.‘ Er lächelte fein. ‚Aber Ihr Rollenstudium habe ich beobachtet. Sie kommen mit jeder neuen Rolle fix und fertig, äußerlich und innerlich, auf die erste Probe. Daraus habe ich ersehen, daß das Zeug zum Regisseur in Ihnen steckt. Ich werde Sie also in Vorschlag bringen.‘ Bevor er aber diesen Vorschlag erstatten konnte, war er ein toter Mann. Damit war die Sache vorläufig abgetan, und nachdem mir die Geschichte begreiflicherweise eine Weile im Kopfe herumrumort hatte, war sie bald wieder so gut wie vergessen. Es kam das Interregnum Sonnenthal-Lewinsky-Baron Berger, und es kam die Direktion Max Burkhard. Dieser hatte noch nicht lange seinen Platz inne, als er mir, noch unerwarteter vielleicht, wie es mich zuerst getroffen hatte, den gleichen Antrag stellte, er wolle meine Ernennung zum Regisseur in Anregung bringen. Das tat er auch wirklich, trotzdem sich in einer Urlaubsfrage inzwischen eine Differenz ergeben hatte und er zugleich von einer mir feindlichen Seite gegen mich verhetzt worden war. Doch auch diesmal ‚sollte es nicht sein‘. Der oberste Chef der Hoftheater, Obersthofmeister Fürst Hohenlohe, wie wohlgesinnt er mir auch in allem war, setzte sein Veto in verbindlichster Form entgegen. Indem er mich nämlich in völlig freundschaftlichen Worten bat, noch einige Zeit geduldig zuzuwarten, weil die althergebrachte Regiennorm des Viererkollegiums ohnedies bereits überschritten sei und man nicht noch weiter darüber hinausgehen könne. So blieb ich also wiederum Inkognito-Regiekandidat. Und dann kam's über Nacht plötzlich, durch einen Akt des Hoheitsrechtes des Obersthofmeisteramtes, auf Grund der nunmehrigen Erledigung des ehemaligen Antrages Direktor Burkhards, der, wenn er's nicht vielleicht schon ganz vergessen hatte, sicherlich noch weniger an eine Wiederbelebung desselben dachte. Denn er hatte sich in die offenkundigste Feindseligkeit gegen mich hineingestimmt, und die Spannung war soweit gekommen, daß ich bereits einen Eventualvertrag mit Otto Brahm abgeschlossen hatte, der mich nach Berlin an das ‚Deutsche Theater‘ führen sollte, falls ich mich gedrängt sehen würde, meine Entlassung vom Burgtheater zu erbitten. Soweit kam's nun allerdings nicht, denn Burkhard selbst bezeugte mir, auf Veranlassung des Obersthofmeisters, das nötige Entgegenkommen, um mir das Verbleiben in Wien zu ermöglichen — weh genug wäre es mir beim Scheiden von hier geworden —, aber mir feind blieb er seitdem in nur noch ausgesprochenerer Weise. Das ging soweit, daß er mich in der ersten Regiesitzung, der ich beiwohnte, nicht einmal den Regiekollegen als Neuernannten vorstellte und ich das selbst besorgen mußte. Da haben Sie zugleich ein Stückchen intimer Burgtheatergeschichte. So wurde ich als Regisseur ‚entdeckt‘ — für mich selber eine Entdeckung."

Vom Talent zum „Hassenkönnen", das Hugo Thimig aufrichtig eingesteht, wandern wir gerne in die erquickend warme Atmosphäre des Talentes zum „Freundschaft-

halten“ weiter, über das er mir freilich nichts Neues zu erzählen brauchte, das ich genugsam kenne. Eine wahrhaft rührende Männerfreundschaft war es, die ihn mit dem Kollegen Schöne durch lange Jahre bis zu dessen Tode verband. Ich selbst habe einen Beweis davon erfahren in einem kleinen, doch überaus charakteristischen Zuge, und zwar war es genau der nämliche, der mir bei dem einen wie bei dem anderen das stille Zartgefühl dieser Freundschaft erprobte. Bei welchen Gelegenheiten es war, erinnere ich mich nicht mehr, nur das weiß ich, daß es Anlässe waren, die es mir zu einer Art journalistischer Berufspflicht machten, das eine Mal Thimig auf Kosten Schönes und das andere Mal wieder umgekehrt diesen mit Zurückschiebung Thimigs ein bißchen herauszustreichen. Und die Anlässe waren von der Art, daß die beiden ahnen konnten, was vielleicht in der Zeitung stehen werde. Und wie beschwor mich das eine Mal Schöne und das andere Mal mit fast denselben Worten wieder Thimig, nur ja um Gottes willen nicht zu viel des Guten über ihn zu sagen, denn er vertrüge es nicht, wenn damit etwas wie eine Geringerbewertung des Freundes ausgesprochen würde.

Der Freundschaftsbund Schöne-Thimig gehörte zum Familieninventar des Burgtheaters und hatte seine liebenswürdigsten Züge in dem intimen Familienidyll der sommerlichen Häuslichkeit Thimigs auf seinem kleinen steirischen Landbesitz Wildalpen. Das hatte er käuflich an sich gebracht, aber unter Schönes in allen kunst- und bautechnischen Geschäften virtuos geschickten Händen erstand das trauliche Sommernest erst eigentlich. Und als richtiger „Hausonkel“ aus dem alten deutschen Lustspiel mit seiner Rührsamkeit lebte und waltete er da drinnen, an den Rockschößen behangen von den ihm zustürmenden Zärtlichkeiten der Kinder Thimigs. Geradeso wie dieser der Spielkamerad — nicht der „Onkel“, denn dazu war er damals doch noch zu wenig Respektsperson — der Kinder Hartmanns gewesen war, mit denen er um die Wette das Treppengeländer entlang rutschte und alle sonstigen Ausgelassenheiten trieb in der schönen Kottagevilla draußen, aus der mit Ernst und Helene Hartmann so viel lachendes Künstleringenium und Frohleben ausgestorben ist. Auch das Verhältnis Thimigs zu Hartmanns war ein anmutendes Seitenstück zu jenem mit Schöne. Er war bei ihnen als muntrer, junger Geselle so „unter der Hand“, ganz zufälliger Haus- und Familiengenosse geworden. Während der ersten Hälfte der Sommerferien hatten sie im Jahre 1879 ein vierwöchiges Gesamtgastspiel absolviert und dabei hatte Thimig sich eine Bronchialaffektion zugelegt, die er tapfer bekämpfte, um nicht das Gastspiel zu stören. Damit er sich erhole, hatten ihn die Hartmanns an den Grundlsee hin mitgenommen in die durch viele Sommer hindurch dort hausende Burgtheaterkolonie. Damit aber alsdann die jähe, unvermittelte Rückkehr in die Wiener Luft der inneren Stadt, wo er seine Junggesellenwohnung hatte, nicht schädlich auf seine kaum geheilten Bronchien wirke, hatten sie ihn eingeladen, auf ein paar Tage das ohnedem leerstehende Fremdenzimmer in ihrer Villa zu beziehen. Auf acht Tage zog er zu ihnen und — fünf Jahre blieb er dort. Und es wären wohl noch der Jahre mehr geworden, wenn nicht sein Vater in Dresden gestorben wäre. Da nahm er denn die einsam verbliebene Mutter zu sich nach Wien und wollte mit ihr Haushalt führen; aber trotz der liebevollen Sorgfalt des Sohnes litt es die alte Frau nicht in der fremden Stadt; sie kehrte bald nach Dresden zurück, den Sohn nun vereinsamt lassend. Für nicht allzulange indessen, denn er gründete alsbald den eignen glücklichen Haus- und Familienstand, der kürzlich erst den Tag der silbernen Hochzeit in stiller Feier begangen hat. Das schöne, die wohligste Heimatlichkeit atmende Haus selbst, das den Schauplatz der Feier bildete, wird im Jahre 1915 seine silberne Thimigfeier haben können, denn im Jahre 1890 hat er es als neuer Hausherr mit seiner jungen Gattin bezogen.

Aber auch dieses Haus ist, wie von seinem Eigner gesagt werden konnte, ein zweilebiges Wesen mit der innerlichen Personalunion. Es ist Thimigsches Familienhaus und — Thimig-Museum. Es enthält Sammlungen, die schon darum Staunen erregen müssen, weil es schwer begreiflich erscheint, wie derselbe Mann, der so mit allem Aufwand von Kraft und Zeit dem Theater angehört, noch die Zeit findet, so ganz nebenbei ein Museum zustande zu bringen, in der nichts Zufälliges, nichts von einer systemlosen Raritätenhascherei Herbeigeschleudertes ist, sondern alles von unablässigem, zielbewußtem, einheitlich arbeitendem Suchen und Prüfen und Erkennen zeugt. Diese Einheitlichkeit faßt sich am anschaulichsten in dem Titel zusammen, den Thimig dem Kataloge seiner an die 20000 Bände und 10000 Bilder zählenden Sammlung geben will, falls er einmal zustande kommen sollte. Er würde ihn betiteln: „Katalog meiner Sammlungen zur Geschichte des deutschen Theaters und seiner Literatur“. Bis zu den bizarrsten Theaterkuriositäten ist diese in ihrer Art wohl einzige Sammlung getrieben. Da ist zum Beispiel, um nur eine der bizarrsten namhaft zu machen, die bizarrste vielleicht — ein wahres E. T. A. Hoffmann-Stück, eine grause Reliquie, in der grotesken Paarung von ausgelassener Lustigkeit und der blutigen Schrecken des Mordes — das Bündel von Erinnerungsblättchen aus dem galanten Roman des angeblichen polnischen Grafen Jaroszynsky, der als Mörder seines priesterlichen Lehrers, des Abbés Plank, entlarvt wurde, mit Ferdinand Raimunds erster Jugend im „Bauer als Millionär“, der lebensüberfreudigen Lokalsängerin Therese Krones, dem verhätschelten Liebling der Wiener, die aber

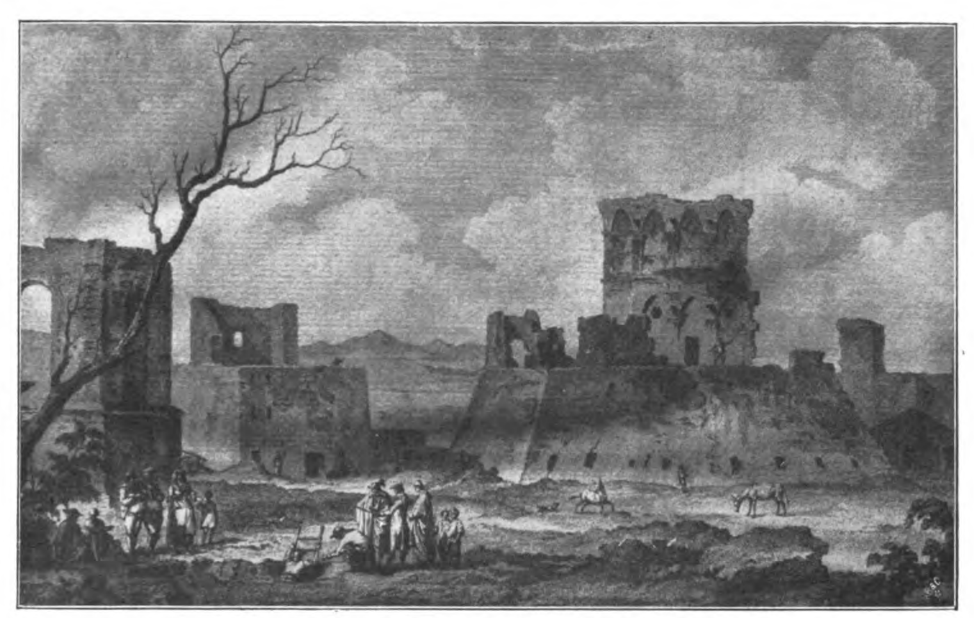
in laute Verwünschungen gegen sie ausbrachen, als der Jaroszynski-Skandal ruchbar wurde. So erbittert war man gegen sie, daß der Exliebling wochenlang nicht wagen durfte, sich auf der Bühne zu zeigen und sich in verborgener Zurückgezogenheit hielt, dieweil der gräfliche Galan auf der alten Wiener Richtstätte bei der „Spinnerei am Kreuz“ draußen gehängt wurde. Im Thimig-Museum nun sehen wir ein Briefchen der Therese Krones an Jaroszynski: „Lieber Graf! Ich ersuche Sie um den versprochenen Rock. Nachmittags gebe ich eine Jause, wo sechs junge, schöne Fräuleins dabei sind, wollen Sie noch dazu kommen, so erwarte ich Sie mit dem Schlag vier Uhr. Jedoch müssen Sie etwas mitbringen. Ihre Mariandel.“ (Das war die auch von der Krones gespielte Rolle in Raimunds „Diamant des Geisterkönigs“.) Ferner befindet sich da eine Einladungskarte, in welcher der russische Botschafter den Grafen Jaroszynski zu einer Soirée bittet — so sehr hatte der verwegene freche Blutmensch die „gute Gesellschaft“ bis in hohe Kreise hinauf zu düpieren gewußt, daß man es der leichtsinnigen Possendiva eigentlich kaum verübeln konnte, daß sie, die doch weniger Unterscheidungsfähige, sich von den blendenden Lockungen des meuchlerischen Talmigrafen hatte berücken lassen. Dabei wurde sie selbst anfänglich im Verdacht eines Zusammenhanges mit dem begangenen Verbrechen gehalten und in eine freilich flüchtige gerichtliche Untersuchung gezogen. Auch ihr Schmuck wurde konfisziert, um auf seine Herkunft geprüft zu werden, und es kostete Mühe, bis sie ihn wieder herausbekam. Das belegt das dritte der kleinen Schriftstücke, eine von ihr bei Gericht ausgestellte Quittung: „Daß ich Endesgefertigte von Seite dieses löblichen Kriminalgerichtes die von mir unterm 1. März d. J. erlegten 2 goldenen Ohrgehänge mit Tropfen, roten Steinen und zwei Perlen, dann eine goldene Halskette mit Boulon mit einer Krone und ein Kreuz von Filigran-Arbeit mit roten Steinen und Perlen besetzt als mein Eigentum unterm heutigen Tage wieder zurückerhalten habe. Wien, 25. März 1837.“ Endlich die Visitkarte des edlen Grafen mit voller Titulatur: „Le Comte Severin Jaroszynski, Maréchal de Mobylow, chevalier de plusieurs ordres.“

Wie und wann Thimig zum Sammler wurde, darüber Bescheid zu geben, ist der Berufenste wohl er selbst, und er tut es auch in einer der Zeitschrift des Vereins der Bibliophilen gewidmeten autobiographischen Skizze. Es ist also das Geratenste und Dienlichste, ich lasse ihn sprechen: „Es ist ein sehr natürlicher Vorgang, der mich zum Buche führte. Ich bin zu ihm gekommen, wie das Kind: vom Bilde zum Buche. Frühzeitig hatte es mich mit glühender Liebe zur Bühne getrieben. Schon als diese Liebe noch platonisch war, legte ich mir ein Bilderheft an, in welchem ich die Porträts der Darsteller und Dichter, die mich bewegten und begeisterten, die Bildnisse der Theatergebäude und -säle, in denen ich mein Entzücken erlebte, vereinigte. Das wurde die Fibel meines theaterhistorischen Triebes, sie lehrte mich das ABC des Sammelns. Woher kommen sie, meine vergötterten Originale, welche Wege leiteten sie zur Kunst, wie entwickelten sie ihre Talente zur Vollendung, die ich, ein unmoderner Knabe, allen bedingungslos zugestand? Es mußten die Bücher herbei, die Aufschlüsse gaben. Die meisten erforderten Kenntnis vorhergegangener, knüpften an Epochen an, die der Schulunterricht nur spärlich oder gar nicht erhellt hatte. Der Bedarf wuchs, die Fachbibliothek war geboren.“ Und recht nett hat sie sich ausgewachsen, bis an die 20000 Bände, und 10000 Bilder, wie schon gesagt, zu deren Unterkunft der ihnen eigens gewidmete große Bibliotheksaal im Hause nicht genügt, sondern denen das ganze Haus Herberge geben muß, die sich überall ihr Plätzchen suchen, überall stecken, aus allen Winkelchen herausschnellen wie die neckischen Wasserkünste in dem Zauberschlosse der Salzburger Fürstbischöfe in Hellbrunn.

Mit welchem Stolze, mit welch innerlichstem Hochgefühle schaut aber auch Thimig auf das Riesenkind. Ich glaube, die schmeichelhafteste Kritik über eine seiner Direktions- oder Schauspielerleistungen kann ihm nicht die Befriedigung gewähren und ihm die Freude bereiten, die er aus einer Korrespondenzkarte schöpfte. „Es war“ — ich lasse noch einmal ihn selbst sprechen — „die Karte eines mir unbekannten Theaterhistorikers, der Material für eine Arbeit suchte. ‚Antiquariat Hugo Thimig‘, war die Karte adressiert. Und ich habe sie pünktlich zugestellt erhalten. Und das sollte eigentlich einem Schauspieler von Renommee nicht begegnen.“ Aber er kicherte vergnügt darüber in sich hinein, daß es ihm begegnet ist. Und wenn auch nicht ganz, nicht so ganz, ein bißchen mag man's ihm glauben, daß er am liebsten recht bald in Pension ginge, um sich unbeirrt und ungestört seinen lieben Sammlungen zu widmen und — seine Erinnerungen zu schreiben. Denn er habe in den vierzig Burgtheaterjahren so manches an intimsten Vorgängen erlebt und erfahren, was einen Beitrag zur Burgtheatergeschichte bilden müßte, den schwerlich ein anderer zu schreiben vermöchte. Und, darf man wohl hinzusetzen, dieses Buch der Thimig-Erinnerungen würde wohl als eines der wertvollsten Stücke der Thimig-Sammlung zu gelten haben.



Die Heimkehr des verlorenen Sohnes
Gemälde von Hans Meid
(Im Besitz des Herrn A. Kraft in Berlin)



Torre delle Regina. Nach einem alten Kupferstich

Ein Hohenstaufenschloß. Von Fr. W. van Oestéren

Der Deutsche, der Apulien bereist, wird auf Schritt und Tritt an die Geschichte seiner eigenen Heimat erinnert, an die glanzvolle Epoche, der einer der gewaltigsten Herrscher des Mittelalters, der Hohenstaufenkaiser Friedrich II., sein Gepräge gab. Der große Freidenker, der „Gebannte von Lyon", der für die unter seinem Zepter lebenden Volksstämme bereits dem Grundsatze, daß jeder nach seiner Fasson selig werden solle, zu praktischer Geltung verhalf, hat Apulien geliebt, dieses sonnengesegnete Flachland mit dem fruchtbaren Boden.

Nicht der kleinste Teil seines tatenreichen und kampfbewegten Lebens verstrich ihm unter dieser Sonne. Hier starb er auch, und hier spielte sich teilweise die erschütternde weltgeschichtliche Tragödie ab, deren Schlußakt, auf dem Blutgerüste in Neapel aufgeführt, Konradin heißt; hier ging das stolze Geschlecht, das an ritterlichen Helden so reich war, jammervoll zugrunde. Hohenstaufenglanz und Hohenstaufenelend hat dieses Land gesehen, und dem einen wie dem anderen bewahrt es ein Angedenken. Von Foggia bis hinab nach Tarent lebt die Erinnerung an den Kaiser und dessen Sprossen in vielerlei Gestaltung. Dennoch ist von der Glanzperiode Apuliens nicht allzuviel an greifbaren Erinnerungen aufrecht und wohlerhal-

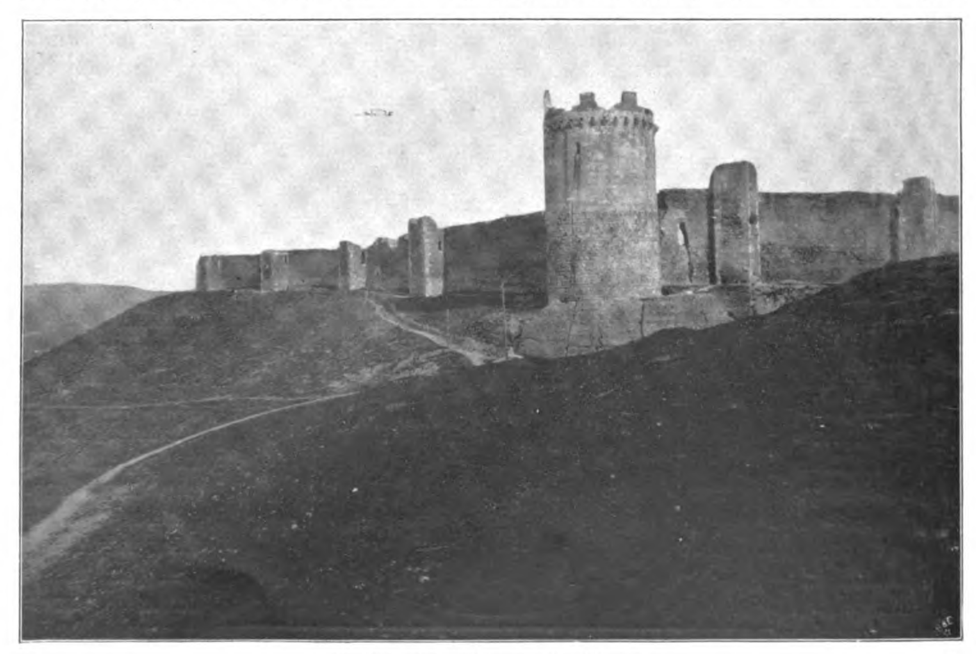


Bildnis Kaiser Friedrichs II. auf einem Siegel im Städtischen Archiv zu Frankfurt a. M.

ten übrig geblieben; was diese Zeit an Baulichkeiten hinterließ, ist zum Teil ein Trümmerhaufen geworden, manches, wie das in Tarent von Friedrich erbaute Kastell, Rocca Imperiale genannt, ist gänzlich niedergerissen und vom Erdboden verschwunden. Was aber noch erhalten blieb, wenn auch in halbem Verfall oder als karger Überrest, ist so imposant, daß es eindrucksvoller die Vorstellung von der Hünengestalt und dem hohen Sinne des Hohenstaufenkaisers erweckt, als jede geschriebene Überlieferung es vermag. Das berühmteste und auch noch besterhaltene der vielen apulischen Hohenstaufenschlösser ist das unfern Bari ragende Kastell del Monte, der stolze gotische Bau, in dem Manfreds unglückliche Söhne Heinrich, Friedrich und Enzio von Kindheit bis zum Greisenalter jammervoll darbten und schmachteten.

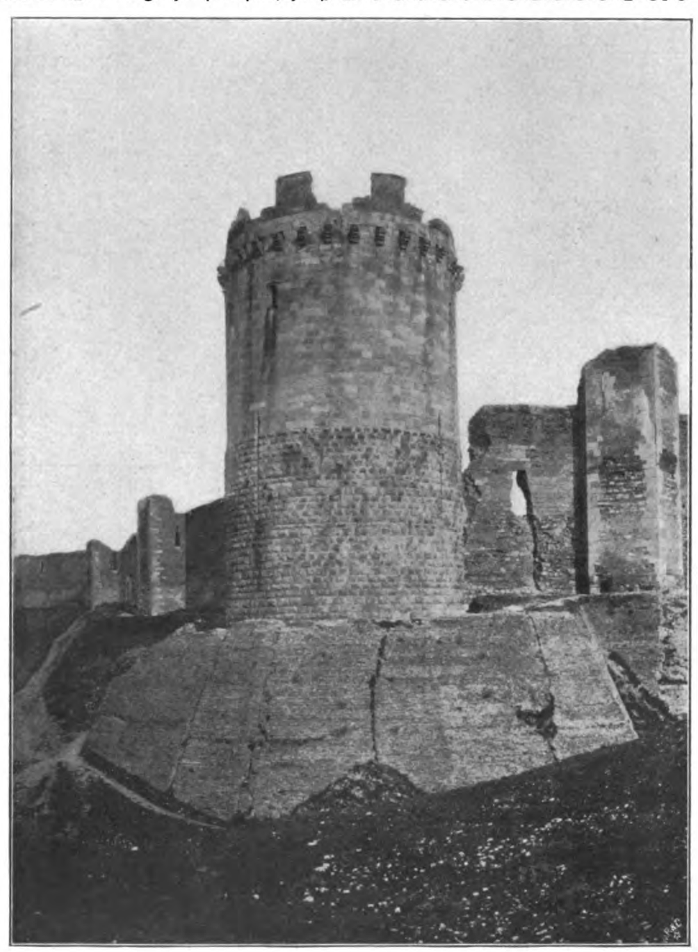
Durch die Gewalt der Anlage wirken diese Baulichkeiten, nicht durch künstlerischen Glanz und reiche Ausgestaltung. Es mag dem reckenhaften Manne der Sinn, das Verständnis für das Zarte und Feine, auch für das Prunkende der Kunst gefehlt haben; im Gegensatze zu den Beherrschern kleinerer Reiche, zumal italienischer Fürsten und Condottieri, die seine Zeitgenossen waren, hat er wohl kaum daran gedacht, durch Kunstwerke selbstverherrlichend sich Nachruhm zu schaffen. Er war ein Mann von anderem Schlage, eine jener Gestalten, wie die deutsche Heldensage sie schuf. Apulien bleibt also, weil es arm ist an Kunstschätzen, weil das heidnische Rom, das byzantinische Christentum und die Renaissance ihm wenige schmükkenden Erinnerungen hinterließen, abseits und unbeachtet; Fremde betreten es verhältnismäßig selten, höchstens, um von Brindisi aus nach Griechenland oder nach dem Orient überzusetzen. Diese Provinz Italiens ist auf den eigenen Reichtum angewiesen, fremdes Geld strömt ihr nicht zu. Aber welch reiches Land! Man kann des Hohenstaufen Vorliebe verstehen, wenn man es kennen gelernt hat.

Foggia war meine erste Station auf der Fahrt durch Apulien. In dieser mitten in der großen apulischen Tiefebene, einem ungeheuren Weidelande, gelegenen Stadt weilte der Kaiser oft und gerne; aber außer einer Piazza, die seinen Namen trägt, findet man hier kaum eine Erinnerung an ihn. Doch führt eine kleine Zweigbahn in weniger als einer Stunde nach dem Orte, welcher der Erinnerungen an Friedrich voll ist. Saxa loquuntur; dort erzählen wahrhaft alle Steine von ihm.



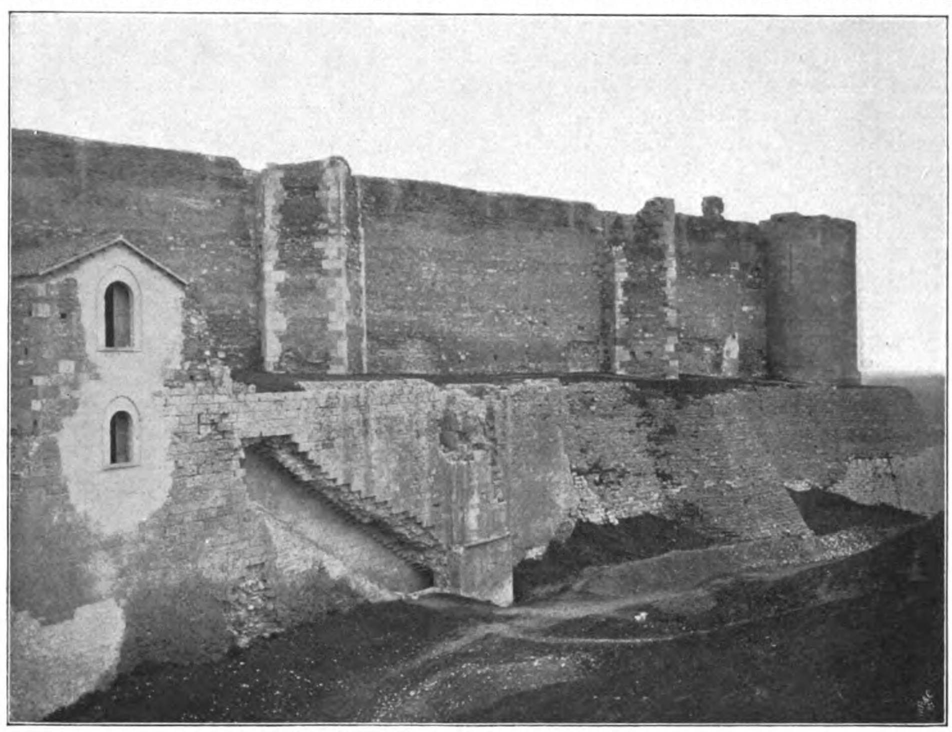
Bastei mit der Torre della Regina

Denn die ganze Stadt besteht zum größten Teile aus Häusern, deren Steine einst Stück um Stück ein mächtiges Schloß des Hohenstaufen gebildet hatten. Lucera, das alte Luceria, ist die Stadt. Laut Seneca zerstörten sie im neunten Jahre der Regierung Neros heftige Erdstöße und wurde sie neu erbaut. Kaiser Friedrich baute die im VII. Jahrhundert durch den brudermörderischen oströmischen Kaiser Konstans II. im Kriege gegen die Beneventer Langobarden abermals zerstörte Stadt wieder auf und siedelte dort Zehntausende von Sarazenen an, die nach ihrer Fasson selig werden durften und aus deren Mitte er sich die treuen Leute seiner Leibwache erkor. Er selbst aber errichtete sich 1240 im Westen der Stadt ein Kastell.



Torre della Regina

An einem heißen Maitage, da der rastlos durch die apulische Ebene fegende Wind den Staub aufpeitschte, den eine lange regenlose Zeit hoch gehäuft hatte, fuhr ich von Foggia nach Lucera. Das Fuhrwerk, das ich dort mietete, brachte mich, graue Wolken aufwirbelnd, nach kurzer Fahrt an den Fuß des kleinen Hügels, auf welchem das Schloß sich erhebt. Erhob, muß man sagen; denn vom Schlosse selbst ist kein Stein mehr vorhanden an Ort und Stelle; den Häusern dort in der Stadt diente, wie ich erwähnte, das Kastell als Steinbruch. Ich sah zuerst nichts vor mir als die eine Seite der mächtigen Umfassungsmauern, an beiden Ecken durch ragende Rundtürme begrenzt. Der Kutscher wies mir den Eingang, der auf dieser Seite mittels einer wenige Stufen zählenden kleinen Stiege gemacht ist. Als ich empor steigen wollte, hinderte er mich daran und lenkte mein Augenmerk vorerst auf eine rechts sichtbare Grube, die tiefer liegt als der Fuß der Mauern. Hier, erzählte er mir, war der Eintritt zu dem unterirdischen Gange, welcher das Schloß mit der Stadt verband; Barbarossa ging immer diesen Weg. Barbarossa! Wie mir das traut in den Ohren klang und ins Herz drang! Um keinen Preis der Welt hätte ich den Mann belehrt, daß er sich einer historischen Verwechslung schuldig machte, und ihm gesagt, daß ich an das Märchen vom unterirdischen Gange nicht glaubte. Ich hatte meine helle Freude an dem Sagenzauber, von dem ich hier im fremden Süden deutsche Herrschergestalten umwoben fand. Gläubig blickte ich in die Grube

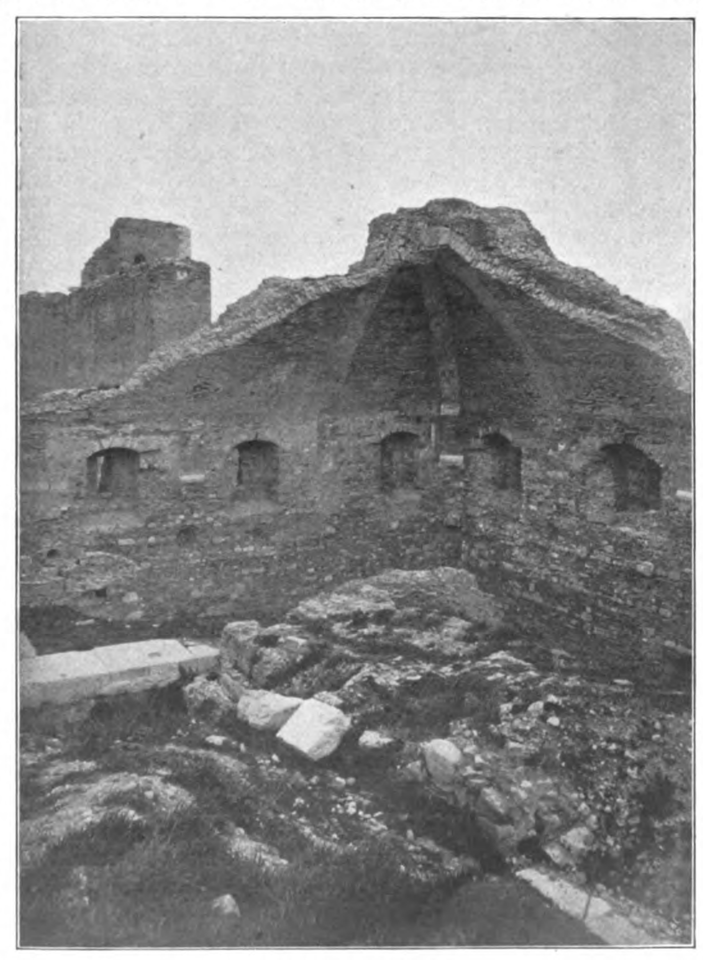


Die Geheimstiege mit Eintritt zum unterirdischen Gang

hinab und nickte. Als ich das Haupt wieder hob, begegneten meine Blicke in einer Mauerspalte dicht vor mir einer großen, in hellem Grün schimmernden Lacerte, die mich anblinzelte. Und mir war, als nickte sie mir dankbar zu. Eine eigentümliche Stimmung überkam mich, ich fühlte etwas wie Rührung mir heiß von der Brust emporsteigen und mich durchfluten, und ehe ich noch im Ringe der Mauern stand, stand ich bereits im Banne ihrer Vergangenheit. Als ich dann eintrat, sah ich mich auf einem von Gras und Unkraut überwucherten Boden. In weitem Rechteck umgaben mich die Mauern. Die öde Fläche, die sie umschließen, ist so groß, daß ich zuerst an ein römisches Amphitheater, etwa an das Kolosseum, denken mußte. Hier ist Raum für ein ganzes Städtchen; das mag allerdings ein ergiebiger Steinbruch gewesen sein. Ich begann die unebene Fläche zu beschreiten und strebte dem Südostturme zu, dem besterhaltenen, der noch Zinnenkrönung zeigt. Er wie auch die Mauer, die ihn mit dem Nordwestturme verbindet, und letzterer selbst sollen Staufenwerk sein, während die zwei anderen Türme, die eckig sind, und ein großer Teil der Mauern den Henkern Konradins, den Verderbern der Söhne Manfreds ihre Entstehung danken sollen. Doch an die Anjous dachte ich jetzt wahrlich nicht; für mich lebten nun innerhalb dieser Mauern nur die Geister des großen Kaisers und seiner getreuen Mannen. An sie dachte ich, als ich durch die Bresche, die in den Turm geschlagen ist, in dessen Inneres blickte. Da ward ich mir erst des gewaltigen Ausmaßes des Kastells bewußt. Dieser Turm, jetzt Torre della Regina genannt, bietet trotz der Stärke des Mauerwerks weiten Rundsälen Raum. Ich sah auch, daß ich keineswegs in gleicher Höhe mit dem Boden des Raumes stand; in die Bresche abwärts blickend, gewahrte ich, daß der Fuß der Mauern weit tiefer lag, als ich zuerst gedacht hatte. Die Wurzeln des Unkrautes, über das ich schritt, mußten hinabreichen in Räume, mußten Steine durchwachsen, die ehedem sichtbar und vom Tageslicht beschienen waren. Durch die Bresche des Turmes blickte ich aufs Land hinaus. Der Hügel, auf dem dies Schloß errichtet ward, ist wohl nicht hoch; aber weithin über die

Ebene schweift der Blick. Das Vorgebirge des Monte Gargano und das Meer im Osten, der Apennin im Westen, die Spitzen des einsamen erloschenen Feuerberges Monte Vulture im Süden und unabsehbares Flachland im Norden — von jedem Eckturme bietet sich ein anderes Bild dem Auge. Und über die Ebene rundum pfeift der Wind, um das Bollwerk singt er seine uralte Weise, die er schon dem Hohenstaufenkaiser sang.

Eine Leiter stand an eine Stelle der Mauer gelehnt; ein Herr mit zwei Begleitern schien dort Messungen vorzunehmen. Und ungefähr in der Mitte des umschlossenen Wiesenlandes saßen Leute und blickten in eine frischgegrabene Höhlung hinab. Später, als ich nach Lucera zurückgekehrt war und dort speiste, traf ich einen Landsmann, einen in Rom lebenden Olmützer Maler, der hier acht Tage verbracht und die Landschaft gemalt hatte. Von ihm erfuhr ich, daß es deutsche Herren aus dem Preußischen Historischen Institute in Rom waren, die ich oben im Kastell gesehen hatte. Ich erfuhr auch, daß man glaube, nun die Kirche entdeckt zu haben, die innerhalb der Mauern des Kastells stand, daß man Skelette gefunden, Zisternen ausgegraben habe. Und vieles andere präzis Wissenschaftliche wurde mir noch kund. Ich freue mich aber, daß ich das alles erst später vernahm und daß ich an Ort und Stelle noch gar nichts davon wußte und die Menschen bei der Leiter ebenso unbeachtet ließ, wie jene am Rande der Grube. Nein, ich wollte durch nüchternes Wissen nicht aus meinen gläubigen Träumen gerissen werden, wollte mir in freiem, ungehemmtem Gedankenfluge selbst das Kastell aufbauen und es nicht mit Lebenden bevölkern, sondern mit den Manen der Toten. So saß ich lange Zeit auf dem dürren Grase in einer Mauerecke, hing wachen Träumen nach und blickte durch Breschen hinab in die Ebene. Vom Winde umtobt, sah ich die gepanzerten Mannen auf raschen Rossen dahinjagen; ihnen voran ritt, sie alle überragend, eine mächtige Gestalt. Das war der Kaiser. Und nun erscholl ein Schrei, ein Vogel hob sich stolz in die Lüfte. Ein Edelfalke war's, der, von der Kappe befreit, emporstieg ins Blau, um jagdfroh hinabzustoßen auf das erspähte Wild. Nein, noch nicht. Er kreiste stolz im Äther, leuchtend weiß



Torre della Cavallerizza

strahlte sein Gefieder im Sonnenlichte. Noch ein Schrei, und nun — — Aber ich träumte ja gar nicht mehr, ich wachte. Der Schrei war erklungen, über meinem Haupte rauschte Flügelschlag, ein weißer Falke mit schwarz umrandeten Schwanzfedern stieg empor. Ich sprang auf und blickte ihm nach. Das schöne, edle Tier! Ob seine Ahnen es waren, die dem mächtigen Hohenstaufenrecken als lieber Zeitvertreib dienten?

Die toten Mauern schritt ich entlang, dicht an ihnen hin. Und auch sie begannen zu leben und mir zu erzählen. Zahllose Lacerten scheuchte mein schreitender Fuß auf; sie alle sprangen die Mauer empor, krochen in schnellen Windungen an ihnen oder hielten still und sahen den Störenfried an. Wahrhaftig, die ganze Mauer lebte. Gewiß, Bewegungen und Gestalten dieser hübschen, kleinen Drachen haben nichts ritterlich Stolzes und Imposantes an sich. Aber wenn man einmal tief in Träumen vergraben ist und just um jeden Preis an Seelenwanderung glauben will, dann — — — O doch, sie trugen ja alle Rüstung, diese kleinen Tiere, Schuppenpanzer umgaben ihre Leiber. Und wenn sie so still dasaßen und ich ihnen in die Äuglein zu sehen vermochte, fand ich nicht, daß sie schlangenhaft listig, daß sie tückisch blinzelten. Nein, was da aus den tiefsten Tiefen dieser kleinen dunklen Augen sprach, war anderes, war Trauer, war wehmütige Erinnerung. Und die große Lacerte mit dem prunkenden, goldgeäderten Panzer, die mir so seltsam zugenickt hatte, als ich das Kastell betrat, — wer war das nur gewesen?

Wieder ein Schrei und ein zweiter über meinem Haupte; der Mauerkranz ward lebendig; fast jeder Schritt scheuchte aus Scharten einzeln oder paarweise die Falken. Über mir das Flügelrauschen, unter und neben mir das Rascheln; mir ward ganz wirr und schwül. Überwältigend spürte ich das kleine Leben in toter Größe. Ich nahm den Hut ab; meine Stirne war feucht vom Schauder der Träume, meine Augen waren trüb. Durch die mächtige Bresche in der nordöstlichen Mauerecke schnob der Wind herein. Ich streckte ihm mein heißes Haupt entgegen, auf daß er kühlend es umspiele. Und dann sah ich mich nicht mehr um, sondern schritt gesenkten Hauptes weiter, bis ich den Ausgang erreicht hatte. Ich sah mich nicht einmal mehr um, als mich der Wagen nach Lucera führte. Aber mein Herz schlug laut — wohl, weil ein Stück von ihm für alle Zeiten in jenem Trümmerhaufen des Hohenstaufenkastells zurückgeblieben war.

Die Allee

Kühn und königlich und ausgebreitet
Ist ihr Gang, wie wenn nicht rechts und links
Bäume wären, wartend ihres Winks
Oder daß sie etwa seitwärts schreitet.

Nein! Sie sieht auch nicht die andern stehen,
Die verflüsternd, Haupt an Haupt gedrängt,
Harren, daß sie ihren Blick verschenkt.
So wie Königinnen, wenn sie gehen,

Längst nicht staunen, wenn man sich verneigt
Oder daß man jubelnd sie verehre,
Schreitet sie gradaus in jene Leere,

Die sich nach den letzten Bäumen zeigt,
Und verschwindet, wie es sich gebührt,
In dem Tor, das in den Himmel führt.

Gustav von Festenberg-Packisch

Das verlassene Dorf

Erzählung von Johannes Jegerlehner





Klaus Inderfluh stand mit der erloschenen Holzpfeife in der Faust vor seiner Hütte und schattete die Rechte über die Augen. Die Stirne gekräuselt und die breiten Schultern leicht vorgestemmt, äugte er scharf über den flimmernden Rücken des Aletschfirnes. Dem Auge nahegerückt und doch fast eine halbe Tagereise weiter aufwärts biegt die Zunge in einer schwungvollen Wendung der stolzen Eggishorn-Pyramide aus und schafft dem ebenso furchtbaren als schönen und weithin berühmten Märjelensee an ihrem Rande eine Schale, in der das Grün des Eises und das Blau des Himmels in satten dunklen Farben glänzen. Die Bergriesen zeichneten ihren gezackten Schattenriß auf die breite Wölbung des gewaltigen Eisstromes, und die Oktoberstürme hatten bis in die ersten Waldbäume hinab ihre Winterflocken gestreut.

Seit Wochen erwartete Klaus den Ausbruch des Gletschersees, der alle dreißig Jahre einmal, wenn er rundum und besonders am Firn in die Höhe gewachsen ist und über den Rand hinausschwillt, an der steilen Eismauer unablässig nagt und frißt und Grotten und Stollen aushöhlt, bis die Riesenwand zusammenbricht. Durch das breit offene Tor schießt dann in rasender Schnelle die Flut talwärts, reißt, verschlingt und wühlt in den Hängen und richtet unglaubliche Verheerungen an. Vor acht Tagen hatte der Hirt der Märjelenalp die erste warnende Kunde gebracht, und vor einer halben Stunde war er schwitzendnaß und keuchend abermals mit dem Ruf „Er kommt — er kommt!“ vorbeigerannt; denn der Mann, der den Leuten im Rhonetal unten die Warnung zuruft, erhält mit dem „Dank dir's“ zahlreicher Familien ein Paar neue Schuhe zum Lohn. So ist es herkömmliche Sitte.

Seit der letzten gewaltsamen Entleerung des Sees war das Alpendörflein Aletsch mit seinen fünfundzwanzig kastanienbraunen Hütten und der Kapelle zu den hohen Flühen still und einsam geworden. Eine Familie nach der andern hatte Hab und Gut losgeschlagen oder besser gesagt im Stiche gelassen und war übers Meer in eine Kolonie Argentiniens gefahren, wo weder Bergseen noch Lawinen die Menschen schrecken und statt der mühsamen, geizigen Steinhalden ebene, fette Weidegründe gutes Gedeihen verheißen. Greise mit dem Schnee des hohen Alters auf den Häuptern waren mit ihren Söhnen und Enkeln ausgezogen, und vor dem drohenden Ausbruch hatten die letzten zwei noch bewohnten Hütten sich entvölkert, und Klaus Inderfluh war mit seiner Tochter Sabine, einem Knechte, einem halben Dutzend Kühe und einem Rudel Schmalvieh allein in dem Dorfe zurückgeblieben. Er war Herr und Meister über zwei Dutzend Hütten und achtzig Kuhrechte, sozusagen ein kleiner Regent geworden. Ja, hol's der Kuckuck! Wo keine Untergebenen sind, hört das Regieren bald auf. Die zwei runden starken Arme der Sabine und die derben Fäuste des rüstigen Sechzigers reichten knapp aus für den eigenen Grund und Boden, und das anstoßende Land fiel zum größten Teil der Verwilderung anheim.

Nun war die Sabine kürzlich einem Schweizer Amerikaner verehelicht worden, der eigens aus der Walliser Kolonie hergereist war, um sich von der väterlichen Scholle ein gesundes, braves Weib zu holen. Auch ihnen nahte die Abschiedsstunde, und man erwartete nur noch den Viehhändler, der die verkaufte Ware abholen sollte.

Vater Klaus ließ seine trüben Blicke über die zerstreuten Schindeldächer gleiten. Sein Haus stand oben im Dorf, aus uraltem Gebälke gefügt und von der Beize der Jahre zu Stein erhärtet. Die drohende Gefahr konnte ihm nichts anhaben. Vor dreißig Jahren — das Ereignis lebte in seinem Geiste auf, als ob es gestern erst über das Dörflein gekommen wäre — da hatten die Wirbel des Märjelensees ihre Spritzer hoch über die Kapelle hinausgeschleudert und die gute Erde samt zwei

Giebeln und der dazugehörigen Habe bis auf den starren Fels fortgespült. Die Kapelle auf dem klotzigen Urgestein aber hatte standgehalten, und so hart der Stoß gegen das Mauerwerk auch war, nur ein breiter Riß in der Seitenwand zeugte noch von der gewaltigen Erschütterung.

Der Alte steckte die kalte Pfeife in die Tasche und horchte angestrengt gegen den Gletscher. Sollte der Hirt sich wiederum getäuscht haben? Zu Füßen lag die Firnzunge reglos hingestreckt wie ein vorweltliches Ungetüm, das die Augen schlau zudeckelt und aus zwei grünen Schlitzen nach allen Seiten heimlich auf Beute lauert. Die geschwätzigen Silberbäche, die über Tag schäumend und brausend aus ihren tiefen Schluchten springen und uralte Melodien von Wand zu Wand schmettern, hatten ihre Jodlerstimmen gedämpft, denn die Füße der Bergmajestäten, die ihre blanken Schultern noch in der Abendsonne badeten, deckten schon die Schleier der Nacht.

Da hallten eilige Schritte aus dem Flur, und Sabine trat zum Vater vor das Haus. „Siehst du noch nichts?“ fragte sie ängstlich.

„Wo ist dein Mann?“ gab Klaus statt der Antwort streng und kühl zurück.

„Er ist im Stall beim Vieh. Wenn nur der Händler käme und es abholte, so könnten wir verreisen. Es bleiben uns nur noch wenige Tage bis zur Abfahrt des Schiffes.“

„Wir haben unser Argentinien in den Bergen,“ erwiderte Klaus langsam und nachdrücklich. „Wollte man sich umtun, die Alpen vom Unkraut und von den Steintrümmern säubern, Wasserleitungen und Ställe bauen und den Dünger auswerfen, da wäre das Geld sackweise zu verdienen.“

„In Argentinien ist das alles nicht nötig,“ versetzte die Tochter voll Angst und verhaltenem Schluchzen. In ihren feinblauen Augen schimmerten kleine graue Wölklein, und sie erschauerte leise unter dem harten Eigensinn ihres Vaters.

„Ein Schlaraffenland wird es kaum sein, soviel man darüber gehört hat.“ Der Vater beharrte in der ihm angestammten derben Art. „Wo nichts gesät wird, ist auch nichts zu ernten. Das ist überall so, wo die Welt rund ist.“ Er reckte die starken Schultern und drehte sich der Tochter zu, die ebenso eckig und schwergliedrig gebaut war wie er. In ihrem braunen Gesicht aber öffneten sich zwei kluge Augen und die allzu breite Stirn umkränzte dunkles, weiches Haar.

„Glaubst du, du werdest es in der Fremde aushalten?“ fuhr Klaus mißmutig fort. „Eine, die zeitlebens nie aus den Bergen gekommen ist!“

„So gut wie mein Bruder und die beiden Schwestern. Denkt auch, wie sie sich auf unsere Ankunft freuen und die von Aletsch alle insgesamt. Es ist noch keiner zurückgekehrt, um hier zu versauern. Und Ihr, Vater, Ihr habt uns zugesagt. Die Billette sind bestellt, das Eure auch.“

„Ihr habt mich gequält, du und dein Mann, bis ich Ja sagte, aber jetzt, wo es gilt, kann ich nicht von Aletsch lassen. Wer sechzig Jahre lang aus dem Bergquell getrunken hat, wird krank vor Heimweh, wenn er die Alpen nicht mehr sieht und die Sturzwasser nimmer rauschen hört. Mir graut davor. Teufel — jetzt scheint der Spektakel loszugehen.“

Er schwang sich mit einem Ruck auf den Felshöcker, der in glatten Schliffen in Kirchturmshöhe zum Gletscher abfiel. Ein Sprung und Sabine stand neben dem Vater, umklammerte seinen Arm und spähte mit ihm zum Gletscher hinauf, von wo ein dumpfes Rumpeln und Stöhnen sich vernehmen ließ. Der lange, schmale, tote Riesenleib schien aus seinem Ewigkeitsschlafe aufzuwachen, sich zu dehnen und zu rütteln. In seinem Knochengerüste knickte und knackte es fürchterlich, und doch war nirgends, soweit das Auge zu schauen vermochte, eine sichtbare Veränderung. Nur ein rasch anschwellendes Rollen und Donnern und Klirren wie von zermalmten Eisblöcken, als ob jeden Augenblick die Erdkruste bersten und Schwefel und Dampf zum Himmel speien könnte.

„Jiii!“ schrie die junge Frau und riß den Vater zurück. Ein breiter Wasserstrahl zischte säulengerade aus einem Gletscherschrunde und zerstäubte klatschend auf den untersten Hüttendächern. Jetzt noch einer und wieder einer, jeder höher und wuchtiger. Am Rande des Gletschers wälzte sich eine braune Wasserschlange heran, auf der silberne Schaumkronen tanzten. Klaus zog die Brauen zusammen und faßte das Kirchlein

ins Auge. Er hatte den Knecht hinuntergesandt, damit er den Strang ziehe, wenn der See komme. Nun schellte das Glöcklein in schrillen, heftigen Schlägen, die rasch schwächer und schwächer wurden und im wilden Gebrüll der vorbeistürmenden Wogen erstarben.

„Vater, kommt, hier sind wir nicht sicher," flehte die Tochter und zerrte an seinem Arm.

„Nur nicht so chlupfig," erwiderte der Alte mit unbestürzbarem Gesicht. „An der Kapelle sollen die Wasser nur aufstehen, da redet einer, der mit einem Wort der Flut Halt gebietet." In diesem Augenblick klapperte Felix, der Tochtermann, an ihre Seite und rief: „Wie verhext hat das Vieh im Stall gebrüllt. Da habe ich gewußt, daß es losgeht. Herrgott, dieses Tosen auf dem Gletscher, wie ein Sturm auf dem Meer!" Mit Höllengebrause rollte eine neue Woge den Berg entlang, beladen mit hüpfenden Eisschollen und Felsstücken, mit Tod und Untergang. Alle drei kehrten sich zu schleuniger Flucht, Klaus mehr von den anderen fortgerissen als aus eigenem Antrieb. Ein Stoß, der die Frau zu Boden warf, schütterte den Hang. Felix beugte sich voller Schreck zu ihr nieder, und Klaus wandte sich rasch und sah ins Verderben hinunter.

„Die Kapelle — wo — wie —" Das Wort erlosch ihm auf der Zunge. „Gott im Himmel — und der Knecht —" stammelte er und hob die Faust wie zum Schlage. Drei Hütten über der Kapelle waren verschwunden, der Fels, der das Bethäuschen gestützt, kahlgescheuert und das schönste Stück Mattland weggefegt, umgewandelt zur Wüstenei. Das Ehepaar drängte sich enge zusammen, von erstickender Angst erfüllt. Inderfluh nahm den Filz vom Haupt und murmelte von dürren Lippen ein Sprüchlein, das frommen Inhalts war, aber wie ein Fluch aus seinem Munde zischte.

Die Wasser sanken rasch wieder, noch ein langgezogenes Donnern und Knurren im Eise, und der Gletscher kehrte zur früheren Ruhe zurück. Die Abendsonne spielte in tiefroter Glut auf den obersten Schneezinnen, und im dunklen Aletschwalde loderten die goldhellen Lärchenbäume.

„Geht nur in die Stube, Kinder," mahnte Vater Klaus die Eheleute, die noch halb betäubt in die Tiefe starrten. „Ich folge bald nach."

„Sollte man nicht nach dem Knecht sehen?" fragte Felix. „Vielleicht, daß ihn der Strom ausgeworfen hat."

„Es nachtet schon stark, und tot ist er auf alle Fälle, der arme Gesell," gab Klaus zurück. „Item, tu, was du für gut findest; liegt er nicht auf dem Eise, so kannst du dir das weitere Suchen ersparen. Hier oben findet ihn keiner mehr." Er warf grimmige Blicke nach der Stelle, wo die Kapelle gestanden, und schüttelte den Kopf rot vor Zorn und Wut. „Mein armes Aletsch," ächzte er und schritt langsam der Hütte zu.

In der Stube kramte er in allen vier Winkeln einer wurmstichigen Schublade und zog endlich ein vergriffenes Heiligenbüchlein heraus, mit groben Zeichnungen und großen verblaßten Buchstaben. Das Herz voller Grimm, setzte er sich auf die Bank, die längs der Wand lief, beugte sich über die Tischplatte und las in alle Nacht hinein, Seite um Seite, sinnlos und wirren Hauptes, bis er darob entschlummerte.

⁂ ⁂ ⁂

Am Nachtag erschien der Viehhändler Isidor in frostharter Morgenfrühe, um die Tiere in Empfang zu nehmen. Vater Klaus zählte die Notenscheine, die Isidor unter dem langen stahlblauen Überhemde hervorzog, faltete sie zu einem Bündelchen und versorgte das Geld in der Busentasche. „Es stimmt," sagte er trocken. „Die Herde ist im obersten Stall, wir werden sie herunterholen und über den Gletscher treiben helfen. Felix wird mit dem Melken wohl zu Ende sein."

Sabine, die auf dem Tisch einen dicken Packen schnürte, näherte sich dem Vater und sagte zutraulich bittend: „Wir gehen auch, wir drei, und kehren nicht mehr nach Aletsch zurück." Eine Absage erwartend, hing sie an seinen Lippen und suchte in seinem gefurchten Gesicht nach der Antwort, doch in diesen harten, graugestoppelten Zügen war nichts zu lesen. Die dünnen Falten, die den verkniffenen Mund säumten, waren über Nacht zu Furchen vertieft. Vielleicht, daß die Verwüstung und der Verlust der Kapelle, in die er so blindes Vertrauen gesetzt, seinen starren Sinn ge-

beugt hatten. Da fuhr Klaus durch die grauen Haare und sagte: „Geh du nur und folge deinem Mann. Ich bleibe hier.“

„Allein in dieser totenstillen Wildnis, Vater? Den Gletscher zu Füßen und Steinschlag und Lawinen im Rücken?“

„In dieser Wildnis bin ich geboren und heroben alt und grau geworden und soll so in einem weltfremden Winkel, wo man zudem noch eine verzwackte Sprache redet, wieder von vorne anfangen wie ein Schülerbub — das wäre eine gottsträfliche Torheit.“

„Der Imesch Joseph ist als schütterer Greis von hier fortgezogen. In Argentinien hausen wir wieder alle zusammen, Dach an Dach und Stube an Stube, und Ihr sollt keinen Streich arbeiten, nur um uns sein und uns beistehen mit Eurem Rat. Ihr wißt, wie sie sich sehnen, die Anna und die Berta und der Bruder — und erst die Kleinen, die ihren Großvater noch gar nicht kennen. Und das Dorf trägt auch wieder den Namen Aletsch. Da seid Ihr ja wie zu Hause.“

„Verpflanz' einmal eine Arve ins Tal und sieh, wie lange sie grün bleibt,“ erwiderte Klaus in finsterem Unmut. „Drüben werde ich euch zur Last fallen, und hier bin ich auf meinem Eigenen.“ Mit hallenden Schritten ging er die Diele auf und ab.

„Ich gehe voran,“ schnarrte der Viehhändler ungeduldig und schritt zur Tür hinaus.

„Ja, ja,“ nickte Klaus, „ich komme auch.“ Von seiner Tochter gefolgt, schritt er lang und schwerfällig hinter Isidor drein und steuerte dem Stalle zu.

‚Wenn er seine lieben Kühlein eins nach dem andern davontrotten sieht, wird er schon weicher werden und sich vielleicht doch zur Abreise rüsten,‘ dachte Sabine im Aufwärtswandern. ‚Versprochen hat er's, und auf sein Wort kann man sonst bauen wie auf Fels.‘

Felix stand hemdärmelig und mit gespreizten Beinen vor der offenen Stalltür und nickte dem Händler freundlich zu. Sein schwarzgelockter Kopf stieß fast am Giebel an, und seine nachdenklichen, von dichten Brauen überwölbten Augen wanderten von einem zum andern. Mit einem flinken Kehrt kam er Isidor, der auf den Söller zuschritt, zuvor, und bald hörte man Kettengerassel und quatschende Tritte. Die Kühe wurden losgekoppelt und ins Freie geführt.

Inderfluh klopfte der ersten den Hals und hielt ihr eine Krume Schwarzbrot vor den Muffel. „Ein schönes Tier, das immer noch seine sieben Liter aufs Mal in den Kübel spritzt,“ bemerkte er zu dem Blusenmann. „Da lauf!“ Er versetzte der Kuh einen Streich auf den Bug und wandte sich dem Rotscheck zu, der gegen die Helle blinzelnd mit hinkendem Vorderfuß über die Schwelle stolperte. „Freut mich, daß du nicht mehr über Stock und Stein humpeln mußt mit deinem gichtlahmen Bein. Sperr' das Maul auf und nimm. Mit den guten Bissen wird es freilich jetzt aus sein.“ So richtete der alte Bergler in seiner großen Tierfreundlichkeit an jeden Stallbewohner ein gutes Wort, bis der letzte aus dem dunklen Gelaß stapfte, ein kleines hellbraunes Rind, das alsbald an seiner Tasche zu schnuppern begann. „Wenn du mir die Braune lässest, zahl' ich den Betrag zurück, Isidor, und einen Goldfuchs Reugeld.“

„Aber, Vater,“ mischte sich der Tochtermann ein. „Ihr könnt die Kuh doch nicht auf das Schiff verladen. Das gäbe eine teure Überfahrt, mein' ich.“

„So lauf halt,“ rief Klaus trocken und tätschelte seinem schönen, sanften Liebling den Hals. „Wenn du mir einen Gefallen tun willst, Isidor, so verkauf' sie an einen guten Meister, der ihr das Futter gönnt.“

Der Händler verkniff die tiefen, schmalen Augen und lächelte schlau. „Die ist schon halb vergeben. Ins Schloßgut kommt sie, wo sie im Stroh steht bis an den Bauch. Tze — tze.“ Ein Rudel langhaariger Schafe rannte unverweilt den Kühen nach, und zuletzt spazierte Strusi, die einzige aus dem Ziegengeschlechte, stracken Halses und leise meckernd aus dem Stall, unsicher, ob sie dableiben oder den magern Kräutlein nachspüren sollte. Sie schnüffelte an der Hand Klausens herum, der ihrer nicht achtete, und jagte in tollen Sätzen den Schafen nach. Nun war der Stall leer. Inderfluh schloß die Tür und sperrte mit dem Riegel ab.

Sabine legte dem Vater die Hand auf die Schulter und sagte weich und einschmeichelnd: „So, jetzt tauschet Ihr das Gewand und verschließet das Haus. Felix, der auch

noch seine Stallhosen ablegen muß, wird Euch begleiten. Wie Ihr seht, bin ich reisefertig." Auf ihrem vollen, dunklen Haar saß der steife, gebänderte Hut der Landestracht, und die breite Brust verhüllte eine weite, schwarzwollene Jacke, die am Halse in weißen Krausen auslief.

„Ja, ja," brummte der Alte. „Wenn man zu einer Gräbt gerufen wird, so taugt der schmutzige Kittel schlecht dazu. He ja, etwas anders ist's ja doch nicht, so ein Abschied für die Ewigkeit. Geh du nur mit dem Händler voran."

Felix begab sich mit seinem Schwiegervater langsamen Trapps in die Wohnung hinunter, wo die beiden die Kleider wechselten. Im braunen, selbstgewobenen Haustuch und mit einem schwarzen, altmodischen Filz auf dem Kopf erschien der Alte vor der Hütte, wo Felix auf ihn wartete, ließ den Schlüssel in die Tasche gleiten und stieg in langen Schritten über die Halde voran dem Gletscher zu. Die Herde, die an den kurzen, spärlichen Gräslein rupfte, wurde zusammengetrieben. Klaus schlang seinem Rotscheck einen Strick um den Hals und umwickelte die Hufe mit Säcken. „Es ist gut, wenn ich die Leitkuh ein Stück weit führe, bis sie ans Eis gewohnt ist," sagte er. „Es ist die jüngste und die einzige, die am Gletscher geboren ist."

Der Übergang über den Firn bot keinerlei Schwierigkeiten. Das Eis war beinahe eben, mit Sand und Schutt vermischt und nicht besonders glitschig, und die Risse und Furchen waren leicht zu umgehen. Das Rind senkte die Stirne und setzte vorsichtig Fuß um Fuß auf die glasharten Platten, mehr aus Furcht vor den Tuchschuhen als vor dem ungewohnten Weg. Die Schafe trotteten mit tiefen Nasen furchtsam den Kühen nach, während die Ziege neben Klaus trippelte und manchmal die drolligsten Kapriolen ausführte.

Nach einer halben Stunde war der Gletscher überschritten, und nun trampelten die Kühe schleppenden Schrittes den wundersamen, hart ansteigenden Aletschwald bergan. Die Ziege beinerte weit voraus und konnte sich nicht genug tun im Naschen und Nagen und Auslesen der immer noch reichlichen Kost. Zwischen den feuchten braunen Heidelbeerstauden schimmerte noch lebendiges Grün, das zart und saftig war wie Lenzfutter. Klaus, der zwischen dem Geißlein und der Leitkuh marschierte, raufte ab und zu von Blöcken und Steinritzen mächtige Krautbüschel oder eine Handvoll feiner Halme und hielt sie dem schnaufenden Rind vor das Maul.

Isidor lief zwischen den Kühen und Schafen, und Sabine und Felix, mit dem großen Pack an den Schultern, beschlossen Hand in Hand wandernd das Züglein. Die Frau sammelte die blauen Arvenzapfen am Boden und füllte ihres Mannes Taschen damit. „Wenn wir über dem großen Wasser sind, kernen wir die Zapfen aus und knabbern die Nüsse. Das ist dann eine schöne Erinnerung an die Heimat."

„Ich könnte ganz gut so ein Tännchen umhauen und mitschleppen," meinte Felix. „Wenn wir im argentinischen Aletsch ankommen, so ist Weihnachten vor der Tür und dann behängen wir den Baum mit Kerzen und schönen glitzernden Sachen und feiern den Abend wie in der Heimat, nur viel schöner und andächtiger." Er öffnete die Klinge seines groben Sackmessers und sägte von einer jungen Tanne den Wipfel herunter. „Schade, daß ich nicht so eine wilde, struppige Arve auf den Buckel laden und vor unserm Heimwesen drüben eingraben kann, das wäre überaus fein."

„Den Wald werde ich noch mehr vermissen als die Heimhütten," sagte die junge Frau mit stockendem Atem. „Es riecht so harzig und frisch darin, und Bäume wie hier gibt es in der ganzen Welt keine, hat der Forstmeister gesagt, und ich glaub's. Wenn nur der Vater nicht zurückbleibt. Ich traue ihm schlecht. Auf dem Meer wird er gewiß vor Trauer und Elend erkranken. Acht Tage auf dem Wasser —"

„Drei Wochen," verbesserte Felix. „Ist er einmal auf dem Schiff, so kann er uns nicht mehr entwischen, für das andere bangt mir weniger. Wir wollen ihm die Zeit schon vertreiben, und wenn einmal das Sabinchen in den Windeln zappelt und schreit oder wie ein goldbackiger Apfel lächelt, wird ihm das Heimweh schon vergehen." Er blinzelte mit schlauem, spaßhaftem Ausdruck zu seiner Frau und drückte ihre Hand. In knapper, langsamer Rede, die oft ins Stocken geriet, stiegen sie im Zickzack durch den Wald empor. Vom Gletscher strömte das Licht silberweiß an

die Berglehne, wo die Bäume wie schwarze Gestalten in die Höhe starrten. Die Eisbäche verrauschten in der Tiefe, dann und wann flatterte ein Birkhahn in tödlicher Angst durchs Gesträuch, oder der wilde Schrei des Hähers schnitt durch die Stille. Stieß der Wind in die goldenen Röcklein der Lärchenbäume, so rieselten die Nadeln in köstlichen Schleiern zur Erde nieder. Durch Sabinens Seele aber zogen Schauer der Wehmut und der Beunruhigung. Es war alles so schnell vor sich gegangen, die Verlobung und drei Wochen später die Heirat. Felix war der jüngere Bruder ihres Schwagers. Die Schwester hatte ihr in einem zehnseitigen Brief aus Argentinien geschrieben, er werde die Reise in die Bergheimat nicht etwa zu geschäftlichen Zwecken unternehmen, Gott bewahre, einzig und allein, um sich eine Frau zu holen. Felix sei ein häuslicher, hochstrebender Bursche, wenn man von einem Landwirt so reden könne, von sanfter, bescheidener Art, der mit den Tieren wohl umzugehen wisse und einen eigenen Hof bewirtschafte. Und so ein Bauerngut in Argentinien wiege ein ganzes Bergnest auf mit allen Vorsässen und Alprechten. Sie wolle ihr natürlich nicht unter das Brusttuch reden, sowenig, als sie mit Felix in irgendeiner Absicht von ihr gesprochen habe, aber das müsse sie ihr doch ans Herz legen: wenn er sie frage und der Bursche ihr anständig sei, was sie gar nicht bezweifeln könne, so möchte sie frank und frei in die Hand schlagen. Der Vater werde sicher auch mit ihnen die Reise nach der Neuen Welt antreten, und so würde eine Verbindung mit Felix die Familie Inderfluh, wenn auch nicht unter einem Dache, so doch auf demselben Boden wieder zusammenbringen, ja, das Dörflein Aletsch auf amerikanischem Boden gleichsam neu und vollzählig erstehen.

Ihre Schwester hatte kein Wort zu viel gerühmt von Felix, Gott behüte. Mit allen Fasern ihres Herzens hing sie an ihrem Manne, der sich in den engen Kleinhäusler-Verhältnissen am Aletschgletscher nicht mehr heimisch fühlte und zur Abreise drängte, aber warm und aufrichtig war in seinem Wesen und groß und stark auch in der Gesinnung und jeden neuen Tag ein frisches Band der Achtung und Zuneigung um sie schlang. Sie war des Alleinseins und der urweltlichen Abgeschlossenheit längst überdrüssig geworden. Im Rhonetal unten redeten die Leute nur mit Spott von den zwei einsamen Käuzen am Aletschgletscher. Der Vater konnte von heute auf morgen abberufen werden, und was bot ihr dann die Zukunft? Die nächsten Verwandten hatte das Amerikafieber alle von der heimatlichen Scholle getrieben, warum sollte ihr das Leben unter einem neuen Himmel nicht ebenso schön erblühen wie den andern? Wenn der Vater nicht so ein Eigner wäre. Er war nicht einer, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen. Was er mit Herz und Hand erfaßt hatte, redete keine Gewalt der Erde ihm aus dem Kopfe.

Die Stimme Klausens rüttelte sie aus den grauen Bedenken auf. Die Herde hatte die Wasserscheide erreicht, wo der Berg in mancherlei Stufen zum Dörflein Ried und in einer dachjähen Senke ins Haupttal abstürzte. Die Eiskönige des Walliser Landes gleißten in der frühen Winterherrlichkeit ihrer schneeweißen Mäntel und funkelnden Diademe. Vor allem das Aletschhorn mit seinen weitausladenden Atlasschultern und dem unvergleichlichen Prunkgewand und der Monte Leone, der trotzige Wächter am Simplon. In der Tiefe spannte der Talnebel seine silbernen Brücken von Hang zu Hang.

Als Klaus die stolzen Riesen auftauchen sah, die mit ihren stillen, bleichen Häuptern so greifbar nahe eine stumme Sprache redeten, fühlte er sich seltsam bedrückt. Unverrückt sind sie von urvordenklichen Zeiten her in ihren sturmfesten Sesseln geblieben und haben Wind und Wetter getrotzt: er aber — er hatte nicht den Mut gehabt, mit einem entschiedenen „Nein — fertig!“ dem Bitten und Drängen der zwei Neuvermählten ein Ende zu bereiten. Sicherlich bauten sie immer noch mit drei Viertel Gewißheit darauf, daß er sie nicht allein werde von dannen ziehen lassen. O, die Trennung von seinem jüngsten und letzten Kinde fiel ihm halt unsäglich schwer. Sie hatten ja recht, tausendmal recht, wenn sie ihn mitschleppen wollten in ihre neue Heimat; aber die Berge und die schäumenden Wasser und der stille, dunkle Arvenwald, die ihn mit tausend Strängen zurückhielten, sie alle hatten auch recht, noch viel mehr. So stritten zwei Gewalten in sei-

nem Innern, zerrten und rissen und bäumten sich auf, und je beflissener er die Möglichkeit einer Auswanderung erwog, desto enger fühlte er sich von den starken Armen seiner Alpenheimat umklammert. Er wischte den Schweiß von der Stirne, gebot Halt und streckte sich lang hin in das Heidekraut. „Das Vieh hat Hunger und soll das schöne Gras rundum noch abweiden, bevor der Schnee es zudeckt," befahl er.

Felix steckte das Tannenbäumchen mit den schaukelnden Zapfen neben den Alten in den Boden und sagte mit einem leisen Hauch von Humor: „Eine gute Idee war es von der Sabine, daß sie an Weihnachten gedacht hat. Wenn der heilige Abend da ist und die Kerzen an diesem Bäumlein brennen und wir alle in der großen Stube versammelt sind und ein Schweizerlied anstimmen, dann, Vater, werdet Ihr in unserer Mitte Euch wohl und heimelig fühlen." Er teilte Brot und Käse aus, fand aber nur in dem Händler einen dankbaren Abnehmer. Von den anderen mochte niemand zugreifen. Die Heimat redete hier mit so lauten Zungen zu ihnen, daß sie nur stumm sehen und lauschen konnten.

Klaus drehte sich unruhig von einer Seite auf die andere und bohrte zuletzt seine Blicke in die abschüssige Halde jenseits des Gletschers mit den verlassenen Wohnstätten seines Dorfes. In einem großen Bogen hatten die Fluten des Märjelensees den braunen Weidegrund bis auf das nackte Felsgebein weggewaschen. Auf den Hütten lag der tiefgelbe Schein der milden, früh sich wendenden Oktobersonne, während der Wald schon in den Abend hineinträumte. Nur die goldenen Wipfel der Lärchen und das rote Beerenkraut leuchteten noch in prangenden Farben. Sabine wischte die tropfnassen Augen. Sie hatte beim Aufstieg das Halstuch gelöst und auf dem Sattel, wo der Wind kalt blies, wieder fest unters Kinn gebunden. Es fröstelte sie, und Felix schlug einen Rockflügel um ihre Schulter und zog sie an seine warme Brust. So saßen sie wortlos Haupt an Haupt gelehnt, und es herrschte ein langes, banges Stillschweigen zwischen ihnen und dem Vater.

Isidor hatte indessen mit großem Appetit seinen Imbiß verzehrt und mahnte zum Aufbruch. Der Abstieg sei lang, und er möchte vor dem Zunachten das Tal erreichen. Sabine und Felix sahen sich wie auf Kommando nach dem Vater um, der ihnen den Rücken zukehrte und dichte Wolken aus seiner Pfeife paffte.

„Vater, geht Ihr voran," rief die junge Frau mit bebender Stimme. „Die Kühe folgen Euch am liebsten. Vater —" wiederholte sie lauter, als keine Antwort erfolgte. Da rührte der Alte die steifen Beine, stemmte sich auf die Füße und streifte die dürren Blättlein und Halme von den Schößen. Straff stand er da, die Lippen tief in den Mund gepreßt. Er zog aus der Tasche das Notenbündel heraus und sagte: „Da nimm das Geld. Was ich noch habe, gehört euch beiden, ihr werdet es in Amerika brauchen können. Ich — ich gehe wieder zurück. Kein Wort mehr. Grüßt mir die Lieben alle und sagt ihnen, daß ich ohne den Wald und den Gletscher und mein Heimdorf . . . Die Alten und die Jungen sind ihm alle abtrünnig geworden. Da wundre ich mich nicht, wenn Stück um Stück von der schönen Berghalde zur Wüste wird. Mit mir geht es nicht mehr so lange, drum laßt mich die paar Jahre, die mir noch beschieden sind, im Frieden zubringen, wie ich es bisher gewöhnt war. Ade und macht gute Reise."

„Nichts, alle drei oder keines von uns," rief die Sabine tödlich erschrocken und umschlang stürmisch seinen Hals. Klaus ließen die Augen über, doch er wischte mit dem Handrücken den feuchten Glanz und die Schwäche weg und sagte, indem er die Tochter sanft wieder aufrichtete: „Darum wird ein Weib Vater und Mutter verlassen und seinem Manne folgen bis ans Ende der Welt, so oder ähnlich heißt es in der Heiligen Schrift. Du hast den Felix gemannt, also mußt du als seine getreue Ruth den Weg in die Fremde mit ihm teilen."

„Ihr habt doch zugesagt," erwiderte sie, das lautere Wasser flennend.

„Also habe ich etwas versprochen, was ich nicht halten kann und bereue."

„Teufel auch, was vergeudet ihr die Zeit mit unnützem Hin und Her," krächzte der kurzbeinige Händler. „Jetzt einmal vorwärts!" Er donnerte grobe Flüche in die ruhig grasende Herde hinein und ließ seinen Stecken durch die Luft sausen.

„Vater, das kann nicht Euer letztes Wort sein," beschwor Felix in tiefer Erregung. Wie auf feurigen Kohlen stand er da, die sorgenvolle Stirne in Falten gekräuselt. „Denkt an die Einsamkeit, an die langen Winterabende und wenn Euch etwas zustieße. Wir reisen alle zusammen, so war es beschlossen."

„Geht, geht," drängte Klaus unbeirrt. „Ich muß zur Hütte zurück, ich habe meine Sachen ja nicht in Ordnung gebracht."

„Wir kommen mit," schluchzte Sabine.

„Das geht nicht, schon der Herde wegen," widerredete Felix. „Wir bleiben ohnehin einen Tag in Lausanne, da kann der Vater uns einholen, wenn ihm daran gelegen ist." Klaus schüttelte den Kopf. „Macht jetzt vorwärts, der Händler haut mir sonst noch auf die Kühe mit seinem verdammten Zwick — und noch eins: Fragt im Tal nach dem Knecht, vielleicht, daß das Wasser ihn irgendwo ans Land geschwemmt hat. Dann muß er doch ein anständiges Begräbnis haben."

Sabine wollte durchaus mit dem Vater umkehren, ihr Mann jedoch trat zwischen die beiden und flüsterte seiner Frau zu, man müsse Klaus eine Nacht dem Alleinsein überlassen. Wenn die Einöde ihn aus allen Ecken anstarre, so mit großen, glasigen Augen, werde er schon zusammenpacken und ausziehen. Sie könnten ja auch statt in Lausanne im Tal unten auf ihn warten.

Inderfluh hörte die heimlichen und doch deutlich vernehmbaren Worte und machte dem Gezauder und Hin- und Herraten ein rasches Ende. „Ade jetzt zum letztenmal," sagte er, faßte eines jeden Hand, drückte sie kräftig und nahm alsobald den Waldweg wieder unter die Füße. Fürwahr noch ein Viertelstündchen und die Sabine hätte ihn wiederum wankelmütig gemacht mit ihren Tränen, ihm das Herz zusammengeschnürt. Puh — er schüttelte sich und wagte nicht zurückzublicken. Der herbe Duft verborgener Waldkräuter schmeichelte ihm ins Gesicht, und die ruhelosen Bergwasser orgelten schon wieder die alten, vertrauten Weisen. Immer länger und fester wurden seine Schritte, und er sog in tiefen Zügen den würzigen Geruch ein, den das warme Spätherbstwetter dem Boden entlockte. Plötzlich verstemmte er die Füße. Es rumpelte etwas hinter ihm drein. Das Geißlein — Herrgott und Vater, dem Händler war es entwischt und wollte bei ihm ausharren, das brave Tier. Mit dem Schwänzchen wippte es vor Freude und leckte ihm traulich die Hand. „Du treuer Kamerad du," begrüßte Klaus bewegt den vierbeinigen Gefährten, entblätterte flink einige Zweiglein und stopfte mit dem halbdürren Laub das schnaufende Ziegenmaul. Er horchte nach oben, und als alles still blieb, verdoppelte er die Schritte, schnitt die letzten Windungen ab und stieg mit der Ziege auf den sanftgeneigten Firnbuckel. „Lauf, Strusi, lauf," rief er, die Arme schlenkernd, „den Geleckkübel setze ich dir randvoll auf den Söller, wenn wir zu Hause sind. Wir werden uns die Zeit schon vertreiben, ich und du, wennschon die Sabine mir allzeit fehlen wird." Der Gedanke an seine jüngste Tochter, der ihm Herz und Glieder schwergemacht hatte, erfüllte ihn aufs neue. Das Leben in Aletsch ohne die Sabine und den plaudersamen Schwiegersohn wird nun doch ein ganz anderes sein. Nicht einmal das Knechtlein war ihm übriggeblieben. Wenn sie abends in der Küche oder auf der Stubenbank bei spärlichem Lampenlicht und im dichten Qualm des Pfeifenrauchs die Schicksale der Ausgewanderten verhechelten, oder wenn Felix von seinen zwei Meerfahrten, von leuchtenden Sonnenuntergängen, Kabinenspäßen und Haifischjagden erzählte, saßen sie so heimisch und so urweltgemütlich in der engen, warmen Stube und lachten, wie man nur in der Alphütte lachen kann. Das wird nun alles aus sein. Der Alte hielt inne und horchte gegen den Wald zurück. Klosterstill war es in der nachtdunklen Bergwand. Über dem scharfen, klaren Kamm der Eggishornkette zog noch ein Raubvogel seine Runden, und in dem weiten, aschgrauen Föhnhimmel verglühte ganz allein ein goldbraunes Federwölkchen.

Inderfluh setzte den Marsch über den Gletscher fort, überstieg den klebrigen Moränenschutt und steuerte auf dem kürzesten Wege seiner Hütte zu. Die Kapelle, die er in Gedanken auf ihrem alten Platze sah, rief ihm den Knecht in Erinnerung, der in der Flut einen so elenden Tod gefunden. Fast wünschte er, daß er nie mehr zum Vorschein käme, damit ihm der Gang

ins Tal und zum Begräbnis erspart bliebe. In den letzten Jahren war er immer seltener von den Bergen gestiegen, etwa dann und wann an einem Markt. Die schwere Luft benahm ihm in der Tiefe den Atem; er fühlte sich durch die Volksmenge eingeengt und bedrückt und mußte immer zurückschauen vor Angst, er stoße mit den Achseln an. Er mochte jetzt kein menschliches Wesen sehen, sonst würde das Frägeln und Schulterklopfen seiner lieben Mitmenschen nie aufhören. „Was, du hast deine Tochter ziehen lassen und willst jetzt den Klausner spielen?“ Und dann richteten sie die Köpfe auf ihn und umringten ihn mit einem boshaften Lächeln auf den Lippen oder mit scheinheiliger Einfalt.

Als er sich derart in eine halb wehmütige, halb zornige Laune hineingrübelte, stieß sein Fuß an einen klirrenden Gegenstand. Er bückte sich und hob das plattgedrückte Kapellenglöcklein auf, das ein Wasserstrudel in den Rasen emporgewirbelt hatte. Er pochte mit den Fingern ans Erz, das blechern tönte, doch der heilige Ort, an dem es früher gehangen, gab dem dumpfen Schellenklang etwas Feierliches. Schau, schau, jetzt waren sie wieder zu dreien, er, die Ziege und das Glöcklein. Nein, nur nicht in die Fremde!

Als er das Wohnhaus erreicht hatte, holte er in der Küche den Eimer und molk die Ziege. Als ob alles noch beim alten wäre, machte er Licht, fachte Feuer an und stellte eine große rote Tasse auf den Tisch. Nachdem er eine kurze Mahlzeit gehalten, trat er vor die Tür, um nachzusehen, ob das Geißlein im Stall kalt habe. Am nachtblauen Himmel glitzerten die goldenen Lichter. Ob all dem Glanze schien der Firn zwischen die beiden dunklen Talwände hinabgesunken, eine tote, abgestorbene Welt für sich. Klaus übersah den Weg, den er heute zweimal gegangen war, reckte plötzlich den Hals, spannte die Augen scharf an und stieß heraus: „Zum Donner, seh' ich recht? Zwei Personen auf dem Eise — ein Mann und eine Frau. Bei Gott, da kommen sie wieder, die Argentinier. Entweder haben sie etwas Hochwichtiges vergessen oder wollen am Ende hier bleiben. Sollte mir recht sein, wenn sie sich das Amerikanern aus dem Kopf geschlagen hätten.“ Er holte aus der Küche eine Stabelle, stopfte gemütlich den Pfeifenkopf und blies ein Ringlein neben dem andern in die frische, nach Schnee und Winter riechende Luft. Warm und sonnig wurde ihm auf einmal ums Herz, und voll freudiger Erwartung und Sehnsucht blieb er auf dem Stühlchen sitzen, bis Sabine und Felix dem Hause zutrampelten.

※ ※ ※

Noch eine Nacht schliefen Vater, Tochter und Schwiegersohn gemeinsam unter dem väterlichen Dache des Gletscherdorfes. Als der Tag ans Fenster schlug, erschien Sabine bleich und übernächtig in der Küche, wo Klaus das Frühstück bereitete. Auf dem Tisch standen drei mächtige rote Tassen, und daneben lagen die großen blechernen Löffel. „Vater!“ stieß sie aus schwerem Herzen hervor und ergriff seine Hand. Klaus umfaßte mit seinen groben Knöcheln den Arm seiner Tochter und sagte sanft: „Meine liebe Sabine, ich habe diese Nacht wie ein Stock geschlafen, so tief und ruhig, und ich bin mit mir fertig. Glaubst du, ein Mann von meinen Jahren könne eine Scholle nur wechseln, wie man ein Hemd tauscht? Soviel Willen bringe ich nicht auf. Wenn ihr in zwei Jahren wiederkehrt, wie es gestern abend besprochen wurde, und ich das Alleinsein müde bin, so kann ich alsdann immer noch eine Meerfahrt wagen.“ Das sagte er mit einem Schimmer von Heiterkeit auf seinem rindenbraunen, verrunzelten Gesicht. Sabine versteifte sich nicht mehr darauf, Klaus umzustimmen. Sie hatte gestern abend in Sorge und Angst um den Vater ihren Mann bewogen, den Händler mit dem Vieh in Ried nächtigen zu lassen und nochmals zur väterlichen Hütte zurückzukehren, um neue Hebel anzusetzen. Sie brachte es fast nicht übers Herz, den alten Vater in der Stille und Entsagung eines zweitausend Meter hohen, menschenleeren Dorfes zurückzulassen. Nun hatte sie getan, was menschenmöglich war.

Ohne Widerrede zog sie ihre hagere Hand zurück. „Schade, daß dem Knecht erst morgen ins Grab geläutet wird und nicht schon heute,“ sagte sie bloß und versuchte sogar ein wenig zu lächeln. „Ihr hättet uns sonst bis ins Tal begleiten müssen.“

„Ein Stücklein weit komme ich auch so

mit," entgegnete der Alte und legte Brot und Käse und eine gelbe Butterballe zu den Tassen.

Sabine begab sich seufzend in ihre Stube zurück und setzte sich bald darauf mit ihrem Manne und dem Vater an den Frühstückstisch, wo nur wenige Worte gewechselt wurden. Klaus geleitete die zwei Amerikafahrer zum Gletscher hinunter und schüttelte ihnen lange die Hände. Felix fügte seinen Abschiedsworten noch bei: „In Ried, wo Isidor mit dem Vieh auf uns wartet, habe ich vom Wirt die Zusage erhalten, daß er Euch in einigen Tagen besucht oder jemand heraufschickt."

„Warum solche Umstände?" wehrte Inderfluh. „Solange die Jagd im Gange ist, wird es mir an Gesellschaft nicht mangeln. Ade, beiderseits, und gutes Wetter für die Überfahrt."

„Ade," klang es noch, als die Nagelschuhe auf dem Eise knirschten.

„Lebt wohl, Vater," grüßte Sabine mit nassen Augen zurück. „Übernehmt Euch nicht und gönnt Euch etwas." Das Weitere erstickte ihr im Halse.

„Sorgt euch nicht um mich," rief Klaus noch. „Tausend Grüße und alle Kurzweil und geb' euch Gott Glück zu der Reis'!" Die junge Frau kehrte sich immer und immer wieder nach dem Vereinsamten um, bis Felix ihre Hand umspannte und eine scharfe Gangart anschlug.

Wieder im Dörflein oben, ließ der Alte die Ziege aus dem Stall und stieg mit Pickel und Schaufel gelassen die Halde empor. Eine halbe Stunde über Aletsch lief der fadendünne Strich einer alten verschütteten Wasserleitung. Wenn es ihm gelang, die Rinne dauerhaft auszubessern und das lebendige Gletscherwasser durch den Kanal zu leiten, würde ein breiter Streifen Landes unter der rieselnden Firnmilch zu neuem fruchtbarem Keimen und Sprießen aufgrünen, und die gute Erde, die die Strudel des Märjelensees zerwirbelt und weggetragen hatten, rang er dem Gehänge hier oben doppelt und dreifach wieder ab. Im Frühsommer, wenn die Murmeltiere aus ihren Winterlöchern kriechen und die dünnen, schlaffen Hungerbäuche mit den spärlichen Gräslein stopfen, läßt er einen Trupp Arbeiter aufmarschieren, die ihm die Blöcke sprengen und die Kapelle wieder aufbauen. Dabei will er doch sehen, ob nicht der eine oder der andere hier oben nestwarm wird und mit Kind und Kegel und seinem bißchen Ackergeräte sich in Aletsch ansiedelt. Im Tale würde ein armer Schlucker das Maul lecken bis an die Ohren, könnte er so in eine Hütte hineinsitzen, wie er sie hier umsonst kriegt. Wir haben unser Argentinien in den Bergen, wir Älpler. Nicht einer brauchte auf fremder Erde sein Glück zu suchen, wollte er das einsehen. Schon die gute Luft und die fetten Alpkäse und das schmackhafte Roggenbrot. Steil und weitläufig ist der Berg, das ist wahr, aber das Laufen erhält gesund, und hier herum trägt man solides Schuhwerk. So redete Klaus sich in eine gute Stimmung hinein.

Er hatte indessen den alten Wassergraben erreicht und schlug unentwegt den Pickel ins Erdreich. Solange nur Schutt und festgewurzeltes Unkraut zu lockern war, ging die Arbeit weidlich vonstatten. Bald jedoch geriet er an dicke Blöcke, die bis zu Zentnerschwere anwuchsen und in knietiefen Löchern steckten. Er reckte den müden Rücken und zündete seine Pfeife an. Wenn es schon hier eine harte Arbeit zu bewältigen gab, wie sollte er erst die bösen Strecken meistern, wo der Kanal einen halben Kilometer weit unter haushohen Steintrümmern lief? Ein einzelner Mann legte den Graben in zehn Jahren nicht frei, da mußten Bohreisen und Dynamit und junge kräftige Arme her. Und so kurz vor dem Einwintern lohnte die saure Arbeit nicht mehr. Im Frühling müssen die großen Aufgaben in Angriff genommen werden, will man sie fördern und zu gutem Ende bringen. „Komm her, Strusi, wir wollen zusammen plaudern," rief er der Ziege zu, die in seiner Nähe weidete und jetzt den Kopf hob, aber gierig weiter fraß. „Ssä, ssä, schau!" Er zeigte ihr sein Neunuhrbrot, worauf sie mit drei langen Galoppsprüngen an seine Seite rannte und Bissen um Bissen aus seiner Hand muffelte. Ihre klugen, bernsteinfarbenen Augen funkelten wie Glas. Der Alte glitt mit der Hand über den schmalen Rücken und kraute den magern, glatten Hals. „Mein eigen Fleisch und Blut hat mich verlassen," brummte er, „und du unvernünftiges Hornvieh bist mir treu geblieben. Wenn ich morgen zum Begräbnis ins Tal steige, so



Europa. Gemälde von Maximilian Liebenwein

zahle ich dem Händler fünfzig Franken zurück. Mein bleibst du, und heute nacht hol' ich dich aus dem Stall in meine warme Kammer und richte dir ein weiches Streuebett. Bist ein liebes Zipfelbärtchen, ein liebes. Hätte ich ein silbernes Glöcklein, so würde ich es dir um den Hals hängen." Die Ziege rieb sich den Nacken an seinem Knie, und er plauderte weiter mit ihr. „Jetzt steigen wir heimzu, und ich stopfe etwas Proviant in die Tasche, lade die Büchse und spaziere zum Märjelensee hinauf. Es nimmt mich höllisch wunder, wie es dort oben aussieht. Unterwegs will ich, wie ich es alle Jahre getan habe, den guten Berggeist spielen, ins Blaue knallen und die Gemsen schrecken, damit sie auf die höchsten Grate flüchten und auf der Hut sind. Haa, dann sollen die Wildschützen kommen und pirschen. Mit langen Nasen können sie abziehen, kein einziges Böcklein wird ihnen auf der Strecke bleiben."

‚Für sechs Kühe habe ich Heu genug auf der Bühne,' erwog er weiter, ‚da frißt die Geiß kaum ein Loch hinein. Mit dem Heu locke ich die scheuen, hungrigen Tiere winters zu meiner Hütte herunter und kürze mir die verschneite Wintereinsamkeit. So halte ich mit den Gemsen gute Kameradschaft und im Sommer mit den Murmeli und das ganze Jahr durch mit meinem allzeit appetitlichen Freßsäcklein. Nur nicht in die Fremde!'

Eine Stunde später schwänzelte die Ziege wie ein treues Hündlein neben Klaus auf der langen eisigen Wanderung über die Gletscherzunge hinauf. Mit Husch und Händegeklatsch hatte er das anhängliche Tier zurücktreiben wollen, aber es hob nur etwas stutzig den Kopf und rannte immer wieder an seine Seite. Langsam und vorsichtig umging er die gähnenden Schründe, setzte wie ein Junger über die eisgrünen Brünnlein und belächelte seine Begleiterin, die jede Bewegung getreulich nachahmte und dazu mit den vier winzigen schwarzen Hufen über die Eisplatten tänzelte. Von Zeit zu Zeit hielt er an, schlug die Büchse an die Wange und feuerte einen Schreckschuß los, bald hierhin, bald dorthin, in alle vier Winde hinaus. Nach jedem Räuchlein äugte er scharf in alle Gräte und Rasenbänder hinauf, ob nicht eine stiebende Schneewolke ihm die fliehenden Gemsen verrate.

Als er die Stelle erreichte, wo der Konkordiaweg aus dem Eise heraus in die Felsen heruntersteigt, schritt er bis an den bröckeligen Saum des Gletschers und blickte in die Tiefe. Die grüne Schale war bis auf eine Lache in der tiefsten Mulde geleert und der allzeit lächelnde, in allen Farben des Sonnenlichts glänzende Märjelensee verschwunden. In dem feuchten Sumpfboden lagen nur Steinklötze und mächtige Eisstücke zerstreut. Oder waren es die letzten Marmorblöcke eines in den Boden versunkenen Märchenschlosses? Die Vergangenheit mit ihren Kinderjahren regte sich und krabbelte ihm im Kopfe herum. Wehmütig gedachte er der Zeiten, wo er als Knirps mit seinem Vater und einem mit Mehl- und Salzsäcken beladenen Maultier zur Schaflecke emporgestiegen war und die Herde hernach am See hin und her getrieben hatte, damit die Tiere den Durst löschen konnten. Während der Lecke war er dem Vater entschlüpft und auf einem schimmernden Eisberg mit einem Stück Holz in dem grünen Spiegel herumgerudert. Wenn die Wellen ungestüm an das schaukelnde Fahrzeug plätscherten, kam er sich vor wie ein Kapitän auf dem weiten Meer und hätte gar zu gern auch den Nachen bestiegen, um in die dunklen, geheimnisvollen Löcher und Eisgrotten der Firnwand hineinzufahren. Aber der Vater hatte es strenge verboten und ihm so viele gruselige Geschichten von Zwergen und armen Büßerseelen erzählt, daß er sich hütete, das Verbot zu überschreiten.

In abermals dreißig Jahren, wenn der See wieder groß geworden ist und ausbricht, wird er Staub und Asche sein.

Klaus empfand große Lust, auf eine kühle Eisbank zu sitzen und den Kopf in beide Hände zu stützen, so schwer drückten ihn die tote, atemstille Wildnis und die Erinnerung an die Kindheit, doch die Ziege, die auf dieser grauen Eiswüste nichts zu nagen und zu beißen fand, meckerte in einem fort. „So komm denn, Strusi," sagte er sich aufraffend, „sonst versinke ich noch in ein schwarzes, stumpfsinniges Grübeln und Brüten."

Nach einstündigem Gang über den Firn bog er links in den Aletschwald hinein. Er gedachte im Wald eine Bürde Holz zu sammeln, die er andern Tags, vom Be-

gräbnis heimkehrend, mit dem Schlitten nach Hause schaffen wird.

Auf der felsharten Sonnhalde von Aletsch wächst weder Baum noch Strauch, alles Holz muß von Schattenhalb herübergeholt werden. Klaus wollte in seinem Winterstüblein warm sitzen und gemütlich seine Pfeife rauchen. Die Wintertage sind kurz, gleichsam nur so ein Loch in die lange Nacht hinein, und Holz hat man nie im Überfluß, am allerwenigsten an den Orten, wo der Neuschnee im Oktober schon in die Fensterscheiben funkelt und der Winter acht Monate regiert und zuzeiten einmal etwa auch im Hochsommer, wenn die Bergler das schöngeblümte Heu auf den Wiesen in Ballen ausrechnen, von den Sturmhörnern Eisnadeln und nasse Baumwolle fuderweise zu Tale jagt.

In den Urwaldbeständen von Aletsch moderte das von Ameisen und Pilzen zerfressene Knüppelholz und vom letzten Sturm gefällter Jungwuchs zu Haufen. In kurzer Frist hatte Inderfluh drei mächtige Stöße aufgetürmt, und er rüstete sich zum Heimgange, als ihn die Lust ankam, noch einen schlanken Arvengipfel zu brechen und ein Weihnachtsbäumchen mit einigen Knusperzapfen nach Hause zu tragen. Wenn sie im argentinischen Aletsch am heiligen Abend die Weihnachtskerzen anzünden, wird er sein Bäumchen auch schmücken und mit Sabine und Felix, mit der Berta und Anna und all seinen Lieben im wilden Westen drüben, den gleichen Kerzenschimmer in den Augen und denselben Harzgeruch aus dem Aletschwalde in den Lungen, gleichsam einen gemeinsamen Christabend feiern.

Der Gedanke ergriff ihn so mächtig, daß er mit einem kräftigen Ruck sich in den untersten Ast einer Arve hinaufschwang. Fast ebenso rasch ließ er sich wieder zu Boden gleiten, denn er hatte in einem Astwinkel eine Spechtschmiede entdeckt, und weil die Spechte nützliche Vögel sind und die Zapfen fast alle in den obersten Ästen hangen, wollte er die Samenpicker nicht des Winterfutters berauben. Einen jungen Sprößling begehrte er auch nicht zu knicken. Alles junge Leben, das saft- und kraftvoll an den Schultern der Großen emporblickt und darüber hinauswachsen will, flößte ihm Respekt ein. Er suchte nach einem andern Baum und fand am Wege einen alten zerzausten Patriarchen, der mit vier dicken, runden Stämmen so recht gesatzlich im Boden wurzelte und in halber Höhe einen überschüssigen, zapfenschweren Arm im Sichelbogen hervorstieß. Wenn er diesen einzigen Zweig an der breit ausladenden Krone abzwackte, so war das für den Waldriesen ein Schnitt in die Rinde, weiter nichts. Also frischweg in die Höhe. Wie auf Leitersprossen klomm er an dem dichten Astwerk aufwärts und freute sich, daß die Turnerei mit seinen alten Knochen ihm nicht die geringste Beschwerde verursachte. Dem Ast war allerdings nicht so leicht beizukommen, wie es von unten den Anschein hatte, aber der prachtvolle, wie ein Bäumchen gewachsene Sproß paßte wie kein zweiter auf seinen einsamen Weihnachtstisch, da er an Größe und schlankem Wuchs dem Bäumchen glich, das Felix mit sich fortgetragen hatte. Etwas umständlich zog er das Messer aus der Tasche und setzte mit weit vorgestreckten Armen die Säge an. Die Füße glitschten in der schrägen Haltung fortwährend aus, und als er sie fester einhaken wollte, rutschte er und verlor das Gleichgewicht. Er hörte noch das Knacken und Brechen der Äste und dann nichts mehr.

Als er erwachte, glaubte er zu Hause auf dem Strohsack zu liegen. Sabine streichelte ihm mit nassen Händen das Gesicht und sagte: ‚O, ich habe die Fremde satt und bin wieder heimgekommen. Jetzt bleibe ich bei dir bis an unser beider seliges Ende.‘ Ein heftiger Schmerz in den Lenden brachte ihn zur vollen Besinnung. ‚Was hast du für einen zottigen Pelz am Halse?‘ wollte er fragen. Da griff er in die strähnigen Haare der Ziege, die ihm mit der rauhen Zunge das Blut von der Stirne leckte. Ringsum war es stockfinstere Nacht. Die fieberheißen Augen steif offen, richtete er sich halb auf und fiel ächzend wieder ins Nadelgestrüpp zurück. Die Bewegungslosigkeit des linken Beines und zuckende Schmerzen von der Hüfte bis in die Fußspitzen brachten ihn bald zur Erkenntnis, daß der Oberschenkel gebrochen war. Er mußte hier liegen bleiben, bis jemand nahte und sich seiner erbarmte, doch woher sollte in dieser einsamen Bergeshöhe ihm Hilfe kommen? Bevor der Tag an die Berge

schlug, doch wohl nicht. Er krallte seine Finger in den dicken, warmen Pelz der Geiß, die nicht von seiner Seite wich und bei den ersten Worten ein leises Gemecker ausstieß. Die Ziege war ja noch nicht gemolken, fiel ihm ein, das pralle, strotzende Euter mußte sie mächtig drängen und beängstigen. Er zog ihre Hinterbeine an sich und spritzte die lauen Fäden in seinen Mund. Als ihm wieder erträglicher wurde, besann er sich auf seine Büchse, die noch geladen war. Ein Schuß aus dem Rohr lockte vielleicht einen Jäger oder sonst eine mitleidige, hilfreiche Seele herbei, doch bevor er mit seinem letzten Pulver ein Zeichen gab, mußte die Morgenhelle anbrechen. Die Jagd war noch nicht geschlossen, und es stiegen die Wilderer und Jäger bei dem lauen Föhnwetter von allen Seiten ins Aletschtal empor, um die Murmeltiere vor ihrem Einschlupf in die Winterhöhlen zu überraschen.

Der Kopf war ihm unsäglich schwer und heiß zum Zerspringen, und im Beine zerrte und bohrte es wie von Messerstichen. Stunden der Ewigkeit schlichen dahin, bis der Tag einfiel. Die Hitze im Kopfe verkühlte allmählich, das Summen und Brummen in den Schläfen aber wollte nicht verstummen, und kalte Schauer rannen ihm über den Rücken. Große glühende Funken schwirrten vor seinen Augen auf und ab, und es war ihm so sterbensübel. Die Flinte allein konnte ihn noch vor einem elenden, qualvollen Tode retten. Wo ist sie nur? Er drehte sich auf den Bauch, biß die Zähne zusammen und kroch Spanne um Spanne in den Weg hinein. Strusi, wo ist das Gewehr? Die Ziege war weg, wohl auf der Suche nach Nahrung. Endlich erblickte er die Büchse nicht weit von ihm an einem Baumstamm. Das Kriechen war mühsam und schmerzhaft, und er versuchte einige Male rundum zu rollen wie ein Igel, bis seine zitternde Hand den Schaft erlangte. Er spannte den Hahn und stützte den Kolben auf den Boden. Der Schuß krachte, und ein Hagel von Nadeln und zerfetzten Zweiglein prasselte nieder. Kraftlos fielen seine Arme zurück, und das Rohr schlug hart am Boden auf. Nur einen Tropfen Wasser in den glühenden Schlund. Ein warmes Bächlein rieselte ihm über die Wange, und das Loch in der Stirne schmerzte und brannte von neuem, und es wollte nicht Tag werden und die Sonne nicht aufsteigen. Nebelfetzen wogten hin und her durch die Tannen und woben Schleier um Schleier in die graue Dämmerung.

Einmal wurde es glanzhell vor seinen Augen und plötzlich wieder rabenschwarze Nacht. „Wasser," murmelten seine dürren Lippen, doch niemand erschien, ihm die Labung zu reichen. Als er wiederum die rauhe, schleckende Zunge des Geißleins an seiner Schläfe spürte, suchte er gierig die Zitzen, hob den Kopf ans Euter und sog die warme Milch ein, bis er wie tot auf den Rücken fiel und wirre Träume ihn der größten Qual enthoben. Auf hoher See schwamm das Auswandererschiff, ringsum die blaue, gekräuselte Wasserbreite und ein eisigfrischer Wind in den Segeln. Halben Leibes lag er über die Planke und erlustigte sich an dem goldenen Wellenglanz und dem Spiel der vier Haifische, die den Riesendampfer begleiteten und jeden Bissen, der ihnen aus der Küche zuflog, gierig verschlangen. Immer tiefer hing er über die Brüstung, griff in die Tasche und schmiß dem nächsten der Raubfische eine harte Brotrinde in den schnappenden Rachen. So wuchtig war der Wurf, daß er das Gleichgewicht verlor und ins Wasser stürzte. Der Hai schoß auf ihn los und schlug ihm die spitzen Zahnmeißel ins Bein, durch alles Fleisch hindurch bis tief ins Mark der Knochen hinein. Klaus packte mit seinen gewaltigen Fäusten den Kiefer und klappte der Bestie die Kinnladen glatt um. Aber da war er schon von den anderen Haien umstellt, und nun stieß er einen furchtbaren Schrei aus und riß die Augen weit auf. — — —

„Da ist Wasser, Klaus, wenn du Durst hast."

„Bist du es, Felix?"

„Nein, ich bin es, der Jäger Toni, und der da ist mein Bruder, und hier steht der Schlitten bereit, den wir aus deiner Hütte herübergeholt haben. Jetzt legen wir dich sachte darauf. — Brauchst nicht zu stöhnen, mit Moos und Streue haben wir die Bretter gepolstert und machen ganz sorglich vorwärts. Doch zuvor trinkst du ein Tröpflein Milch, ich habe die Ziege soeben gemolken. Das Tierchen hat uns auf die Fährte gebracht, sonst hätten wir einen

ganz anderen Weg eingeschlagen. Es lief wie närrisch auf dem Gletscher hin und her und schrie erbärmlich. Bei Gott, wir hätten dich ohne die Geiß nicht gefunden."

Der Jäger setzte ihm das Gefäß an den Mund, und Klaus schlürfte und gurgelte die schäumende Milch bis auf den letzten Tropfen. Er preßte die Hand an die Stirne und lispelte mit schwacher Stimme: „So brauche ich morgen nicht ins Tal zu gehen, wenn sie — wenn sie dem Knecht zum End' einläuten?"

„Der ist gestern in die Erde gelegt worden. Hast halt lange warten müssen in deiner Not. Jetzt nur etwas Geduld. In einer Stunde sind wir in Aletsch, dann holt mein Bruder den Arzt aus dem Tal."

Vier starke Hände faßten und hoben den stöhnenden Alten behutsam auf das Fahrzeug und schleiften ihn langsam den Weg abwärts. Klaus dunkelte es bald wieder, und das Licht erlosch in seinen Augen. Das Geräusch der knarrenden Kufen und die Stimmen der beiden Jäger, die vorn und hinten am Holzschlitten zogen und schoben, verloren sich in weiter Ferne. Ein schriller Häherschrei gellte noch über seinem Haupte, und er hörte das Rauschen und Tosen der Gletscherbäche, wie fernhin ziehendes Gewitterbrausen, dann schwamm er wieder im grünblauen Meer und erlebte ein großes Wunder. Der Hauptmast des Schiffes überschälte sich mit dicker brauner Rinde, an der weitgreifende Äste ihre Schirme spannten, prachtvolles dunkles, duftendes Nadelwerk. Wahrhaftig ein stolzer Arvenbaum aus dem Aletschwald, und oben in seiner mächtigen Krone — nein, wie viele blaue Zapfen da niederhingen und bei jedem Stoß der Maschine leise hin und her schwangen. Jetzt klettern behende Matrosen von allen Seiten in die Höhe und heften unzählige weiße Kerzen ins Gezweige, und der Kapitän steigt mit einer brennenden Ampel über eine hohe Leiter empor und zündet die schimmernden Lichter an, daß sie aufflammen und eine unendlich strahlende Helle verbreiten — — —

„Kannst diese Nacht in der Hütte bleiben und mit mir Totenwache halten," bemerkte der Jäger Toni mit tiefer Baßstimme zu seinem Bruder, als der Schlitten vor der Haustür anhielt. „Der Arzt ist hier nimmer vonnöten."

Juli

Sommerwind weht, Sommerwind geht
Über der Ähren leuchtende Wellen!
Wie sie sich heben und blinken und schwellen!
Sommerwind weht —

Denkst du der Tage, die starben?
Herz, o klage nicht mehr!
Düfte, zärtlich und schwer,
Gaukeln auf schimmernden Garben,
Selige Formen und Farben
Sendet die Ferne dir her —

Erde, blühender Stern!
Sieh, durch des Mittags duftende Hülle
Glänzt in himmlischer Segensfülle
Heilig und ewig dein goldener Kern!

Leise fühlst du sich lösen
Lastender Jahre Bann,
Und das Gedenken der bösen
Nächtigen Tage zerrann.
Um dich das Lächeln zu lehren,
Ist keine Stunde zu spät,
Wenn durch die leuchtenden Ähren
Sommerwind weht!

Herbert Stegemann



Vom Glücksspiel und vom Glücke

Von Prof. Othmar Sterzinger in Innsbruck



Die Freude an Glücksspielen ist uralt. Die Aussicht auf Gewinn, ohne entsprechende Arbeit leisten zu müssen, und der Nervenkitzel des Ungewissen sind ihre Quellen. Trotzdem ist das Streben, den Schleier des letzteren zu lüften und den nächsten Treffer, wenn nicht mit Sicherheit, so doch mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vorausbestimmen zu können, fast ebenso alt und bildete den Ausgangspunkt für eine ganze Disziplin, die sogenannte Wahrscheinlichkeitsrechnung. Deren ursprüngliche Aufgabe war mithin die Herstellung von Erwartungsziffern. Man zählte dabei die einzelnen möglichen Würfe, die „Fälle", also beim Wurf eines einzelnen Würfels, der bekanntlich sechs Seiten hat, deren sechs, dann die dem erwarteten Ergebnis günstigen Fälle, also wenn es sich beispielsweise um den Wurf der Fünf handelt, einen, setzte dann deren Anzahl in Vergleich zur Anzahl aller möglichen Fälle und bildete so den Wahrscheinlichkeitsbruch $^1/_6$. Für den Wappenwurf beim Kopf-Wappen-Spiel kämen wir so zum Bruch $^1/_2$ (zwei mögliche Fälle und ein günstiger), beim Wurf von einmal fünf mit zwei Würfeln aber hätten wir zwei günstige Fälle bei sechs möglichen, also den Bruch $^2/_6 = {}^1/_3$. Es ist klar, daß hierbei eine regelmäßige Konstruktion des Würfels oder der Münze vorauszusetzen ist, daß nach dem Ausdruck der Disziplin die Fälle gleich möglich sind. Handelt es sich nun darum, das Maß der Erwartung für einen zweimaligen Wurf von Wappen nacheinander festzustellen, so haben wir als mögliche Fälle: zweimal Wappen, zweimal Kopf, zuerst Wappen und dann Kopf und umgekehrt, also deren vier, wovon nur ein günstiger; der Wahrscheinlichkeitsbruch ist mithin $^1/_4 = {}^1/_2 \times {}^1/_2$; der Wurf von zweimal fünf mit einem Würfel nacheinander oder gleichzeitig mit zwei Würfeln ist demnach $^1/_6 \times {}^1/_6 = {}^1/_{36}$. Der hierin ausgedrückte Satz über die Wahrscheinlichkeit zusammengesetzter Ereignisse besagt also, daß die W-Brüche der einzelnen Ereignisse miteinander zu multiplizieren sind; wobei natürlich vorausgesetzt wird, daß letztere voneinander unabhängig sind. Nun möchte vielleicht mancher meinen: habe ich das erstemal Wappen geworfen, so habe ich eine größere Wahrscheinlichkeit, das zweitemal nicht Wappen, das heißt Kopf zu werfen, etwa den Wert: $1 - {}^1/_4 = {}^3/_4$. Die W-Theoretiker verwarfen dies jedoch, indem sie auf die Unabhängigkeit der Fälle verwiesen und sagten, dem zweiten Wurfe stehe man mit derselben Unwissenheit über seinen Verlauf gegenüber wie dem ersten. Eine weitere Frage steht damit im Zusammenhang, nämlich die, wie sich wohl der Verlauf der einzelnen Würfe bei einer größeren Anzahl von Versuchen gestalten würde, ob sich die gleiche Möglichkeit der Fälle auch darin ausdrückt, daß sie sich in einer größeren Versuchsreihe alle gleich oft einstellen. Deren Beantwortung nennt man nach ihrem Entdecker das Theorem von Bernoulli. Bilden wir sämtliche möglichen Wurfreihen des Kopf-Wappen-Spieles mit vier Würfen, so erhalten wir je eine Reihe lauter K (Kopf) oder W (Wappen), je vier Reihen drei K und ein W und umgekehrt, nämlich KKKW, KKWK, KWKK, WKKK, und sechs Reihen zwei K und zwei W; man sieht, die Wurfreihe mit der gleichmäßigsten Verteilung ist in der größten Anzahl vorhanden. Dies steigert sich mit der Anzahl der Würfe, so daß eine annähernd gleichmäßige Verteilung der Würfe immer mehr zu erwarten ist. Der große Teil des spielenden Publikums glaubte nun wiederum zu einem höheren Maß der Erwartung zu kommen, indem er auf die schließliche gleichmäßige Verteilung aller Würfe spekulierte: sei beispielsweise beim Würfelspiel der Wurf sechs oder beim Lotteriespiel die Zahl 37 längere Zeit ausgeblieben, so sei ihr Eintritt für die nächsten Male mit einer den Wert $^1/_6$, bzw. $^1/_{90}$ (bei 90 Nummern) übersteigenden Wahrscheinlichkeit zu erwarten. Allein die Wahrscheinlichkeitstheoretiker erklärten, dieser Schluß sei verfehlt, das Theorem von Bernoulli mache keine Aussage über die objektive Welt, sondern regle bloß die Erwartungsbildung.

Nun ist es begreiflich, daß manche von der W-Theorie nicht viel zu halten begannen. Mit diesen kleinen Werten, die zudem noch keineswegs Beobachtungen entsprungen sein sollen, sondern eine Art apriorische Denkveranlagung darstellen sollen, war eigentlich niemand gedient. Der Philosoph J. Fries sprach sich als der erste dahin aus, daß die Wahrscheinlichkeitskalküle für den Einzelfall völlig wertlos und nur eine Art Durchschnittsrechnung für ungewisse Erfolge seien. Dem entsprach auch, daß die Bankhalter und Veranstalter von Lotterien, die die Wahrscheinlichkeitswerte als Durchschnittswerte benützten, ihren sicheren Gewinn einstrichen, während die Spieler, die mit den Werten $^1/_6$, $^{18}/_{37}$ (beim Roulette), $^1/_{90}$ auf den Einzelfall spekulierten, die Gerupften waren. Da die Auffassung der Wahrscheinlichkeitsrechnung als logische Reglerin des Urteils gleichfalls ins Wanken kam —

sie versagte auch als Erwartungsbildung nicht nur auf allen Gebieten außerhalb der Zufallsspiele, sondern auch im Gebiete der letzteren, sobald die gleich möglichen Fälle nicht objektiv begründet waren, also zum Beispiel beim Ziehen von Kugeln aus einer Urne mit einer unbekannten Anzahl von schwarzen und weißen Kugeln —, so haben bereits einige Gelehrte (Bruns, Hausdorff) begonnen, den Ausdruck Wahrscheinlichkeitsrechnung fallen zu lassen und dafür, um den Charakter einer Rechnung für relative Häufigkeiten deutlicher hervorzukehren, den Namen Quoten-Rechnung einzuführen.

Das war ein großer Fortschritt. Dadurch, daß man jede Spekulation auf die bei den Zufallsspielen tatsächlich obwaltenden Verhältnisse als Trugschluß bezeichnete, wurde jede Erforschung ihres tatsächlichen Verlaufes unterbunden. Jetzt aber wurde die Tatsache des Ausgleiches als eine Naturerscheinung anerkannt, mit der geradeso gerechnet werden könne, wie mit einer anderen physikalisch festgestellten Tatsache. In zweifacher Weise schritt nun die Behandlung der Zufallsspiele fort: einerseits wurden auch die Detailerscheinungen dem Studium unterzogen, anderseits begann man sich nach bekannten Dingen umzusehen. Auf diesem Wege sieht man zu seiner Überraschung, daß die Zufallsspiele eine große Zahl von Verwandten besitzen und daß sie eigentlich nur eine besonders rein gezüchtete Spezies vorstellen, die alle gemeinsamen Charakterzüge mit den übrigen, stets nach irgendwelchen Gesetzmäßigkeiten verlaufenden Vorgängen dieser Erde abgestreift zu haben scheinen, während bei ihren Verwandten solche noch in teils größerem, teils geringerem Grade aufzufinden sind. Als diese Verwandten erwiesen sich eine Unzahl Erscheinungen des täglichen Lebens, der Ausfall der Geburten in bezug auf ihr Geschlecht, das Eintreffen der Briefpost, die Umdrehungszeiten eines Motors, der Besuch von Kaufläden während einer längeren Zeit, das Vorüberziehen von Menschen an einem bestimmten Punkte einer Straße, das Läuten der Glocke an unserer Wohnung während einer längeren Reihe von Tagen, das uns oftmals den Ausspruch entlockt: „Heute hört es wieder einmal gar nicht auf!“ Ferner einzelne Geschicklichkeitsspiele, das Wetter, womit wir schon in erforschtere Regionen kommen, und noch manches andere. Alle diese Erscheinungen zeigen dieselbe Unregelmäßigkeit im Einzelverlauf, wie die dagegen so frappierend wirkende Gleichmäßigkeit in summarischer Hinsicht. Wie individuell in bezug auf Tatbestand, Zeit und Person erscheint ein einzelner Diebstahl und wie kontrastiert dagegen die Monotonie der Zahlen im jährlichen Polizeiberichte! Der Volksmund kennt auch schon eine Eigenschaft dieser Erscheinungen, die er mit dem Ausdruck: die Duplizität der Fälle, auch mit Aussprüchen, wie den vorhin angeführten oder für eine bestimmte Spezies mit dem Sprichwort: ‚Ein Unglück kommt selten allein‘, und ähnlichem zu bezeichnen pflegt. Beobachtet man diese Geschehnisse genauer und durch längere Zeit, manche zum Beispiel durch mehrere Monate hindurch, und notiert sich die Zeit ihres Eintreffens, dort, wo es sein muß, nach Sekunden, zeichnet man alsdann ihre einzelnen Eintreffen als Punkte in ein Millimeterpapier mit den ihren zeitlichen Entfernungen entsprechenden Distanzen ein, so sieht man die genannten Aussprüche bestätigt. Überall sehen wir, wie sich die Ereignisse zusammendrängen und weite Lücken zwischen sich frei lassen, also gewissermaßen Verdichtungen und Verdünnungen bilden, wodurch einem gleichzeitig der Gedanke einer Wellenbewegung nahegelegt wird, und die Vorstellung, daß diese Geschehnisse einem gewissen Rhythmus unterworfen sind. Auch Zufallsspiele, wenigstens die daraufhin untersuchten, zeigen diese Erscheinung: das Häufen gleichsinniger Resultate in gewissen Perioden, denen anderseits Perioden weitgehender Zerstreuung gegenüberstehen. Es läßt sich nun eine ununterbrochene Reihe herstellen bis zu jenen Geschehnissen, wo der Rhythmus sicher nachgewiesen ist; und da anderseits schon der englische Philosoph Herbert Spencer die These verfochten hat, daß alle Bewegung rhythmisch sei, so ist anzunehmen, daß die sukzessive Annäherung des Charakters der so angeordneten Geschehnistypen an den der Zufallsspiele der zunehmenden Komplikation des Rhythmus zuzuschreiben ist. Es müßte sich also bei den Zufallsspielen durch einen fortschreitenden Abbau ein immer deutlicheres Bild des Rhythmus ergeben. Die vom Verfasser bei einem einfacheren Vertreter, dem Kopf- und Wappenspiel, in dieser Richtung unternommenen Versuche haben denn auch trotz des Mangels einer geeigneten Apparatur durchaus günstige Resultate gezeigt.

Macht man auch die Gegenprobe, das heißt, versucht man, ob sich aus einer Zusammensetzung von einfachen Wellenbewegungen ein echtes Zufallsspiel mit allen ihm von der Theorie zugeteilten Charakteristiken herstellen läßt, so zeigt sich, daß die höhere Komplikation der Rhythmen allein noch nicht genügt, sondern daß die einzelnen Wellenlängen inkommensurabel sein müssen; das heißt, das Verhältnis der ihnen zugrunde liegenden Längenmaße darf durch keine ganze Zahl oder einen gemeinen Bruch ausgedrückt werden können. Mit einer Wellenmaschine, die einzelne Wellen zusammenzusetzen gestattet, ähnlich der Plückerschen, nur etwa kreisförmig und durch eine Kurbel drehbar, läßt sich also ein Zufallsspiel konstruieren, das einerseits sämtliche Charakteristiken eines solchen zeigt, anderseits aber, da man alle in Betracht kommenden Maße kennt, ermöglicht, jeden Treffer voraus anzugeben. (Ausführlicheres hierüber in des Verfassers Buch: Zur Logik und Naturphilosophie der Wahrscheinlichkeitslehre, Leipzig 1911, wo die

einfachsten Fälle eines solchen synthetischen Zufallsspieles nebst verschiedenen Beobachtungsreihen wiedergegeben sind.)

Für die Erwartungsbildung ergeben sich daraus einzelne neue Gesichtspunkte. Vor allem erhält die Spekulation auf den Ausgleich, die trotz des Widerspruches der älteren W=Theoretiker schon im Hinblick auf die bloße physische Tatsache seines Bestehens ihre volle Berechtigung hat, nun auch ihren theoretischen Hintergrund. Wenn das eine Mal mehr Kopf=, das andre Mal mehr Wappenwürfe gemacht werden, so würde es sich hierbei nur um die bei jeder rhythmischen Bewegung auftretenden Schwankungen um eine Gleichgewichtslage handeln, die einen gewissen Grad niemals übersteigen. Ein weiteres Studium der Erscheinung der Knäuelung würde wohl auch eine Spekulation auf sie zustande kommen lassen. Liebhabern ist hier ein weites Feld für Untersuchungen gegeben; vielleicht lassen sich bei einzelnen Gruppen Anzeichen konstatieren, daß kleinere Knäuel in größere eingeschlossen sind, wie etwa das Wetter neben den Schwankungen im Jahre noch die Schwankungen der Jahre zeigt. Hierzu kommen noch andere Forschungen neuerer Zeit. So zum Beispiel kann es für viele Geschehnisse dieser Art, wahrscheinlich für alle, als ausgemacht gelten, daß Sequenzen von einer bestimmten Größe, die zum Beispiel zwölfmal Wappen hintereinander übersteigen (Marbe, der dieser Erscheinung sein Augenmerk gewidmet hat, hat sie den p=Wert genannt), überhaupt nicht vorkommen, und die nächstniederen in einem geringeren Ausmaße, als von der W=Theorie angegeben wird. Das hätte wiederum zur Folge, daß gewisse niedere Sequenzen häufiger auftreten. Nach den bisher bekannt gewordenen Versuchen ist es die 5= oder 6=Sequenz. Ein anderes Gebiet, auf dem man sich bisher gleichfalls des auf das Allgemeine gehenden Berechnungsmodus bediente, sind die Beobachtungsfehler. Ein Schüler Marbes, M. Bauch, hat mittels 3000 Versuchen an zehn Versuchspersonen festgestellt, daß bei Schätzungen von Zehntel Millimetern die Zahl der falschen Schätzungen ihre größte Höhe beim 3. und 7. Zehntel erreicht, und daß in der Zahlenreihe bis inklusive 5 die Unterschätzungen, von da an die Überschätzungen in der Mehrzahl sind (nach einer in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie erschienenen Arbeit Professors Marbes). So ist hier bereits die frühere allgemeine Art der Betrachtung und Berechnung durch die speziellere oder induktive zu ersetzen. Jedenfalls ist durch weitere Untersuchungen nicht nur für die Erwartungsbildung der Zufallsspiele, sondern auch für die Naturphilosophie im allgemeinen verschiedenes zu gewinnen.

Es liegt nun der Gedanke nahe, daß diejenigen Geschehnisse, die ihren Namen von dem Wohl und Wehe, das sie den Menschen bringen, genommen haben und von denen schon Homer weiß, daß sie ohne Wahl und Billigkeit die Gaben verteilen, das Glück und das Unglück, nicht nur dieselbe Regelmäßigkeit zeigen wie die Zufallsspiele, sondern auch die gleichen Lücken und die Häufungen, kurz alles das, was wir vorhin besprochen. Wenn jemand viel Phantasie hat, so könnte er sich wohl einen riesigen Raum denken, jenseits alles Irdischen, den Raum des Schicksals, in dem die Glücksfälle schweben und das Unglück, zu Grüppchen gehäuft oder einzeln, mit riesigen, klaffenden Leeren — er könnte sich weiter vorstellen, daß das Schicksal manchen gerade dorthin gestellt hat, seinen Lebenskreis zu durchlaufen, wo er kaum einmal mit einem der wärmenden Sternchen zusammentrifft. Man könnte sich denken, daß es gut ist, mit solchen Persönlichkeiten die eigene Laufbahn nicht zu verknüpfen, um nicht in denselben freudenleeren Strudel hineingezogen zu werden. Man sagt vom Begründer des Reichtums der Rothschilds, daß er sich gehütet hätte, mit Leuten, die vom Glück nicht begünstigt waren, Geschäfte zu schließen, auch wenn sie begabt waren; es ist nicht ausgeschlossen, daß eine ähnliche Vorstellung bei der Bildung dieses Grundsatzes mitgewirkt hat.

Eine brauchbare Untersuchung wird zuerst mit einer Bestimmung des Begriffes Glück und Unglück einzusetzen haben. Im allgemeinen denkt man dabei an Ereignisse, die unser Wohl fördern oder schädigen und ohne unser Dazutun zustande kommen. Nun aber erweisen sich die Fälle, wo etwas gänzlich ohne unsere Mitwirkung zustande kommt, als sehr selten, nicht einmal ein Haupttreffer kann dazu gerechnet werden: wir müssen doch wenigstens ein Los genommen haben. Höchstens das Beerben eines amerikanischen Goldonkels oder ein Erdbeben könnte man als Ausnahme betrachten. Wir müssen uns also schon bequemen, jene Geschehnisse mitzunehmen, bei denen wenigstens ein Teil ihrer Ursachen nicht in unserer Macht liegt. Ferner erweist sich die Feststellung, ob etwas unser Wohl fördert oder nicht, oft erst in einer ferneren Zeit richtig ausführbar, während dessen wir es vielleicht schon längst vergessen haben. Wir werden uns also in dieser Hinsicht an den psychischen Eindruck im Augenblicke des Eintreffens halten; überwiegt die Lust, so wird der Fall als Glück gebucht, sonst als Unglück. Es wird dabei vielleicht hier und da ein kleiner Fehler gemacht und etwas als Glück begrüßt, was sich hinterher als ungünstig erweist; aber nicht nur, daß sonst eine Aufzeichnung technisch unmöglich würde, und daß sich auch ein hinterher berichtigtes Urteil in noch späterer Zeit neuerdings umkehren kann, so ist zu bedenken, daß es ein objektives Wohl und Wehe eigentlich nicht gibt, sondern daß diese Dinge nur in bezug auf das in unserer Psyche hervorgerufene Maß von Lust oder Unlust vorhanden sind. Ebenso werden wir bei der Zeitbestimmung den subjektiven Stand=

punkt einnehmen und den Zeitpunkt der Kenntnisnahme als den des Eintreffens wählen müssen.

Bei der Beobachtung eines so umfassenden Komplexes, wie es alle auf unser Wohl und Wehe bezüglichen Geschehnisse sind, empfiehlt es sich, sich nur an bestimmte Arten zu halten, zum Beispiel an die Annahme und Ablehnung von Angeboten, wobei das erstere als Glück, das letztere als Unglück einzutragen wäre. Schon da würde mancher, der das Glück seines Nachbars mit Neid zu betrachten gewohnt war, die Augen aufreißen, wenn er das Maß von dessen Bemühungen erführe. Gleichzeitig wird ein neues Moment sichtbar, das der Geschicklichkeit. Es wird vorkommen, daß der eine tatsächlich weniger Bemühungen macht als der andere und trotzdem größere Erfolge aufzuweisen hat, weil er, wie wir sagen, geschickter ist. Damit bezeichnen wir die Gabe, sich den jeweiligen Umständen anzupassen oder sie auszunützen. Ist das eine mehr eine Eigenschaft des Charakters, so ist das letztere mehr eine solche des Intellektes. Da mag es nun atavistische Veranlagungen geben, solche, die dem Typus einer früheren Zeit angehören und die in die gegenwärtige nicht mehr hineinpassen, sich daher auch nicht in sie finden können und so ständig vom Unglück verfolgt werden. Ferner beobachten wir, daß wir an den einzelnen Tagen gar nicht gestimmt sind, etwas als Glück zu zählen, als was es nach der Determinierung zu rechnen wäre: „O! Das soll ich jetzt schon wieder als Glück ansehen!", während an anderen Tagen uns wiederum das Unglück als zu unbedeutend erscheint — durch Hinzufügung eines Zeichens zur Eintragung können wir uns dies ja gleichfalls notieren; mit anderen Worten, wir sehen, wie sehr es Sache des Temperamentes ist, sich glücklich zu fühlen oder nicht. Die Anteile der einzelnen Momente, der Rührigkeit, der Geschicklichkeit, der Tüchtigkeit usw., können auf diese Weise sichtbar gemacht und durch geeignete Methoden, zum Beispiel durch Vergleichung mehrerer Geschehnisreihen mit verschieden großem Anteile der genannten Eigenschaften, wohl auch rechnerisch festgestellt werden. Sehr viel aber deckt schon die direkte und unbefangene Beurteilung des Einzelfalles auf, wenn man die Kausalreihen ermittelt, die ihn hervorriefen, und durch hinreichende Verfolgung feststellt, welche von ihnen in unserm Willen endigen und wie viele nicht. Vielleicht bleibt ein nennenswertes Residuum zurück, das wir Glück oder Unglück nennen können und das Sprichwort Lügen straft, das besagt, daß jeder seines Glückes Schmied sei, anderseits aber der antiken Ansicht von der Macht des Schicksales oder ihrer modernen Fassung durch Schopenhauer einiges Recht verleiht; aber es ist ersichtlich, daß die Vorstellung, die sich manche vom Glücke machen, zum großen Teil der Bequemlichkeit, von Seite der Glücklichen auch einer eigenartigen Selbstverkleinerung entsprossen ist, unter deren haschischähnlichen Wirkung das Glück zum farbenstrahlenden Traumgebilde geworden ist.

Eine bereits begonnene, sich allerdings nur über wenige Monate erstreckende Beobachtungsreihe scheint nahezu monatliche Perioden zu ergeben, was auf einen körperlichen Rhythmus in der Leistungsfähigkeit, sowohl der Quantität wie der Qualität nach hinweisen würde. In der obenerwähnten Arbeit weist Marbe auf verschiedene offene und verborgene Gleichförmigkeiten in der Natur hin, von deren letzteren immer mehr an das Tageslicht gezogen werden. So finden wir in der neolithischen Zeit schon das Mäanderschema vorgebildet, das später bekanntlich die Griechen verwendet haben, obwohl ein Zusammenhang nicht festgestellt werden kann; wir finden das „wo" als Relativpartikel anstatt „welcher" in weit auseinanderliegenden Sprachgebieten angewandt usw. Ganz dieselbe Erscheinung hat der Verfasser bei Menschenschicksalen beobachtet; es gibt Lebensläufe von weit auseinander wohnenden Menschen, die bis weit in die Verwandten hinein dieselben Züge aufweisen. Indes soll der geehrte Leser nicht weiter mit unvollständigen Dingen belästigt werden. Der Zweck dieser Ausführungen ist vielmehr, gegebenenfalls zu eigenen Untersuchungen anzuregen. So könnte auch in das Gebiet der Parerga eine gewisse Exaktheit eingeführt und die Behandlung dieser Themata über das bisherige Maß der bloßen geistreichen Plauderei hinausgehoben werden.

Befreite Stunde

Es wiegt keine Mutter ihr Kind so sacht,
Als mein Herz seine Sehnsucht zur Ruh' gebracht.

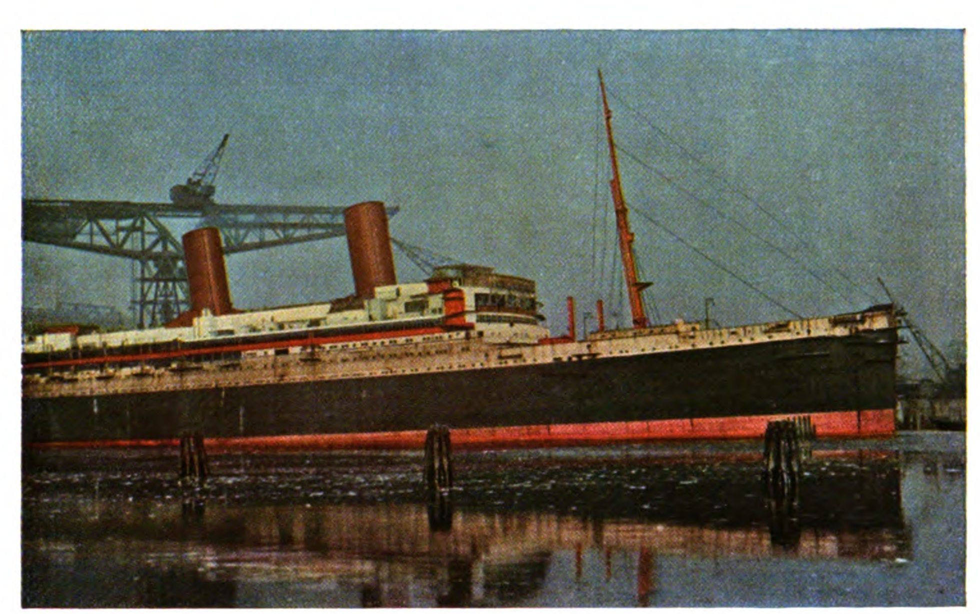
Erst wenn entschlummert der Wünsche Pein,
Schaut die Tiefe des Lebens zu mir herein.

Seele, erst wenn dich kein Wunsch mehr stört,
Umrauscht Erfüllung dich unerhört!

Franz Karl Ginzkey

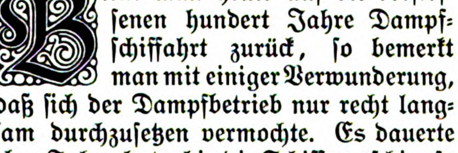


Hapagdampfer Schuten, Flußfahrzeuge und Getreideheber im Hamburger Hafen



„Vaterland“ am Ausrüstungskai von Blohm & Voß im Kuhwärder Hafen
(Dem Schiff fehlt noch der dritte Schornstein)

Ein Ozeanriese im Bau. Von Ernst Trebesius



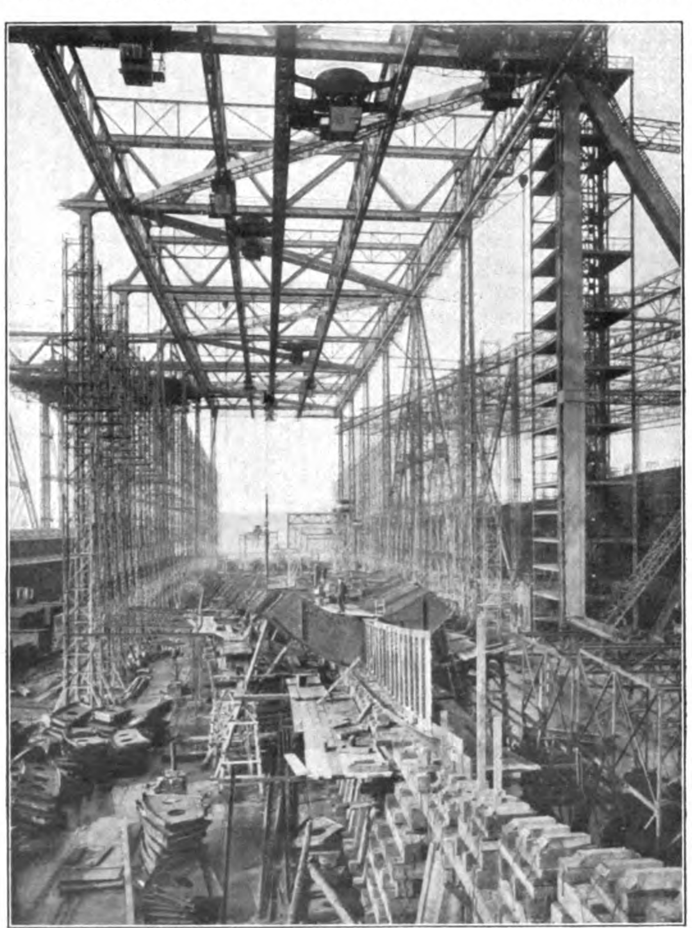
Blickt man heute auf die verflossenen hundert Jahre Dampfschiffahrt zurück, so bemerkt man mit einiger Verwunderung, daß sich der Dampfbetrieb nur recht langsam durchzusetzen vermochte. Es dauerte eben Jahrzehnte, bis die Schiffsmaschine so weit vervollkommnet war, daß von einer Rentabilität der Dampfer die Rede sein konnte.

Wie vorsichtig auch die tüchtigsten und unternehmungslustigsten Kaufleute und Reeder zu Werke gingen, davon gibt die Entwicklungsgeschichte der Hamburg-Amerika-Linie ein anschauliches Bild. Diese im Jahre 1847 von 41 hamburgischen Kaufleuten gegründete „Hamburg-Amerikanische-Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft“, nach den Anfangsbuchstaben der fünf Worte „Hapag“ und später dann offiziell „Hamburg-Amerika-Linie“ genannt, sah sich schon sechs Jahre nach ihrer Gründung vor die folgenschwere Entscheidung gestellt, entweder beim Segelschiff zu bleiben und dann an die zweite Stelle verdrängt zu werden, oder das große Wagnis der Einführung von Dampfern zu übernehmen. Wohl waren die Dampfer schon seit einigen Jahren bei französischen, englischen und amerikanischen Schiffahrtsgesellschaften eingeführt, doch standen diesen Reedereien bedeutende staatliche Zuschüsse zur Verfügung, worauf die Hamburger Kaufleute verzichten mußten. Als daher zu Anfang des Jahres 1853 aus Aktionärkreisen die Anregung zur Schaffung von Dampfern gegeben wurde, lehnte die Direktion zunächst entschieden ab. Man war damals allgemein der Meinung, daß sich ein Dampferunternehmen nur mit reichlichen Regierungszuschüssen aufrechterhalten lasse. Doch bereits zu Ende desselben Jahres entschloß sich die Direktion trotzdem für den Bau von zwei „großen“ Dampfern von 2000 Tonnen, und es ist bezeichnend für die tatkräftige und weitausschauende Leitung der Gesellschaft, daß sie sich nun in sechs Jahrzehnten trotz allen Hindernissen an die Spitze jeglicher Schiffahrtsgesellschaften stellen konnte, und heute nicht nur bezüglich der Gesamttonnage des Schiffsparkes und der Menge der beförderten Personen und Güter als erste in der Welt rangiert, sondern auch in der Schaffung großer und trefflich eingerichteter Dampfer einen Rekord aufgestellt hat, der so leicht nicht zu überbieten sein dürfte.

Besonders hoch muß es unseren beiden größten Reedereien, der Hapag und dem Norddeutschen Lloyd in Bremen, an-

gerechnet werden, daß sie bei Vergrößerung ihrer Flotten stets die Förderung der heimischen Schiffbauindustrie im Auge hatten. Bis zu Beginn der siebziger Jahre waren beide ja gezwungen, sämtliche Dampfer in England erbauen zu lassen, da der deutsche Schiffbau in jener Zeit noch in den Kinderschuhen steckte. Auch Anfang der achtziger Jahre vergab man die großen Dampfer noch an englische Werften, während sich unsere Industrie mit der Erbauung kleiner Fahrzeuge begnügen mußte. Erst auf Anregung des Prinzen Wilhelm, unsers jetzigen Kaisers, gab die Hamburg-Amerika-Linie trotz schwerster Bedenken die „Auguste Victoria" in Stettin in Auftrag. Gleichzeitig ließ man in England ein Schwesterschiff, die „Columbia", erbauen, um nach Fertigstellung beider Fahrzeuge Vergleiche anstellen zu können. Daß die „Auguste Victoria" dabei sehr gut abgeschnitten haben muß, beweist zur Genüge der Umstand, daß gleich darauf „Fürst Bismarck" dem Stettiner Vulkan übertragen wurde, wiederum in Parallele mit der „Normannia", die in England hergestellt wurde. In dieser Weise wirkten unsere Reedereien nicht nur befruchtend und anregend auf den kräftig aufblühenden deutschen Schiffbau, sondern sie sorgten auch für seine ausreichende Beschäftigung, was ja letzten Endes die Hauptsache zu einer kräftigen Entfaltung ist. Inzwischen ist unsere Schiffbauindustrie so gediehen, daß sie in nichts hinter der anderer Staaten zurücksteht, sie mit ihren Leistungen vielleicht in mancherlei Beziehung übertrifft.

Wenn es den Engländern gelang, unseren Reedereien das blaue Band des Ozeans, das Siegeszeichen der größten Geschwindigkeit, das von uns seinerzeit mit dem „Fürsten Bismarck" erobert wurde, mit Hilfe der Turbinendampfer „Mauretania" und „Lusitania" wieder zu entreißen, so liegt dies keineswegs daran, daß unsere Werften keine noch schnelleren Schiffe zu erbauen vermöchten, sondern es findet seine Erklärung in der Tatsache, daß die deutschen Reedereien keine so schnellen



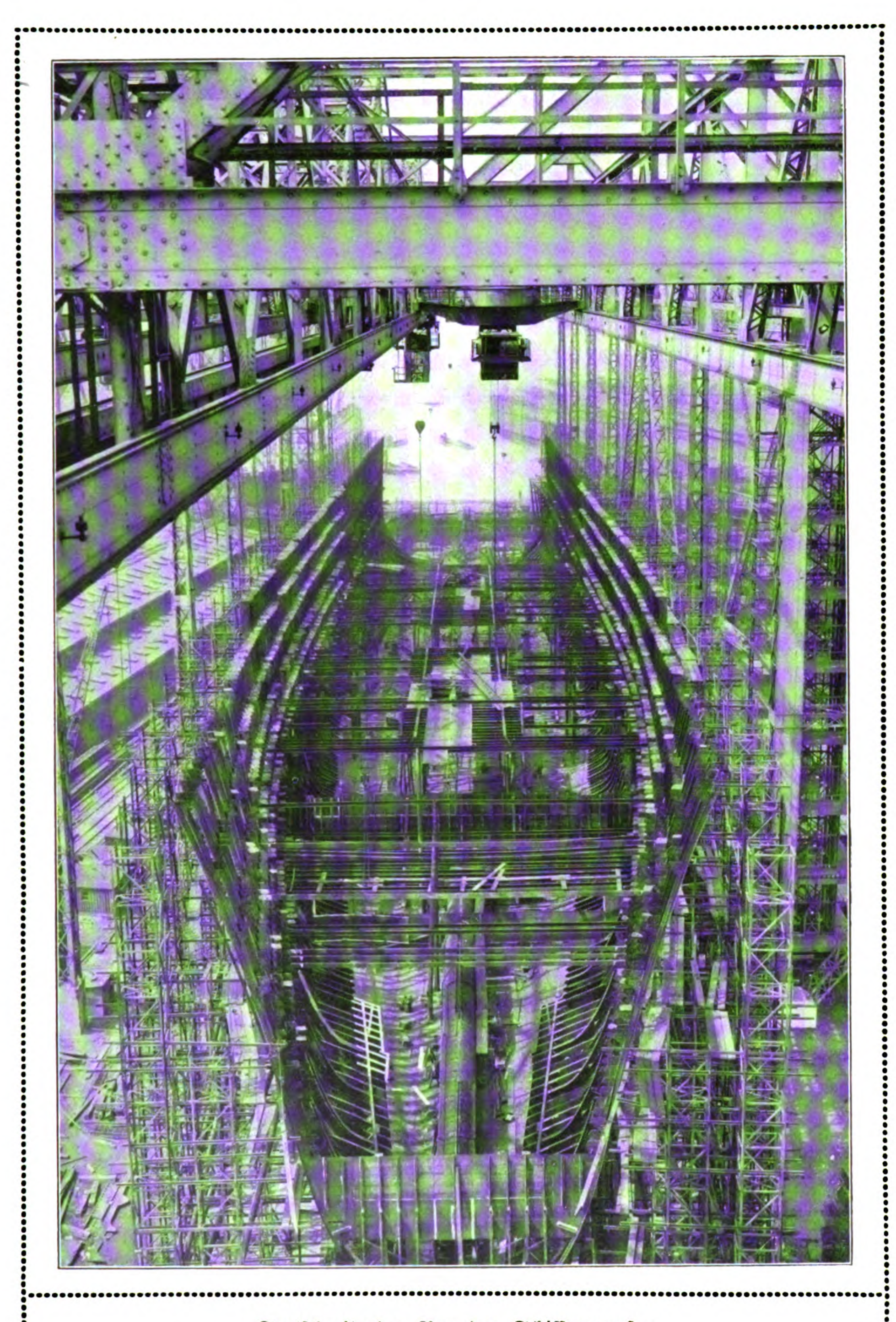
Aufstellen des Mittelkieles und der Bodenwrangen des Vorderschiffes

Das Bild läßt das Vorderende der senkrechten Mittelkielplatte, sowie den Übergang des Flachkiels in den Vorsteven, der durch den in Stahlguß ausgeführten sogenannten Vorstevenschuh vermittelt wird, klar erkennen. Die Höhe des Mittelkiels des Schiffsrückgrates ist um ein beträchtliches größer als die eines normalen Mannes. Links im Vordergrund aufgestapelt die letzten noch anzubringenden Bodenwrangen des Vorderschiffes

Schiffe wollen. Die Betriebskosten steigen nämlich bei solchen riesigen Schnelldampfern mit jeder Seemeile Geschwindigkeitsvermehrung gleich ins Riesenhafte. So kosten z. B. die letzten $1^1/_2$ Seemeilen Geschwindigkeit des Schnelldampfers „Deutschland“ — $23^1/_2$ Seemeilen durchschnittliche Überfahrtsgeschwindigkeit — genau soviel Kohlen wie die ersten 15 Seemeilen. Es ist daher zu verstehen, daß die Schiffahrtsgesellschaften nur widerstrebend an eine Erhöhung der Geschwindigkeit gehen, da der damit verbundene riesige Kohlenverbrauch einen ganz beträchtlichen Faktor bei der Rentabilitätsberechnung darstellt. Sowohl beim „Imperator“ als auch bei dem zurzeit gerade fertiggestellten Schwesterschiff „Vaterland“ hat man auf eine Zurückeroberung des blauen Bandes von vornherein verzichtet und die Maschinen und Kessel nur für eine mittlere Geschwindigkeit von $22^1/_2$ Seemeilen — 42 Kilometer berechnet. Daß zur Erreichung dieser Geschwindigkeit bei diesen Riesendampfern bereits rund 60000 Pferdestärken erforderlich sind, läßt die Schwierigkeiten, die sich der Erhöhung der Schnelligkeit im allgemeinen entgegenstellen, recht deutlich erkennen. Man hat hier schon zu den neuesten Errungenschaften der Technik, zu den Turbinen und Wasserrohrkesseln, seine Zuflucht nehmen müssen, um die 60000 Pferdestärken auf möglichst beschränktem Raum erzeugen zu können.

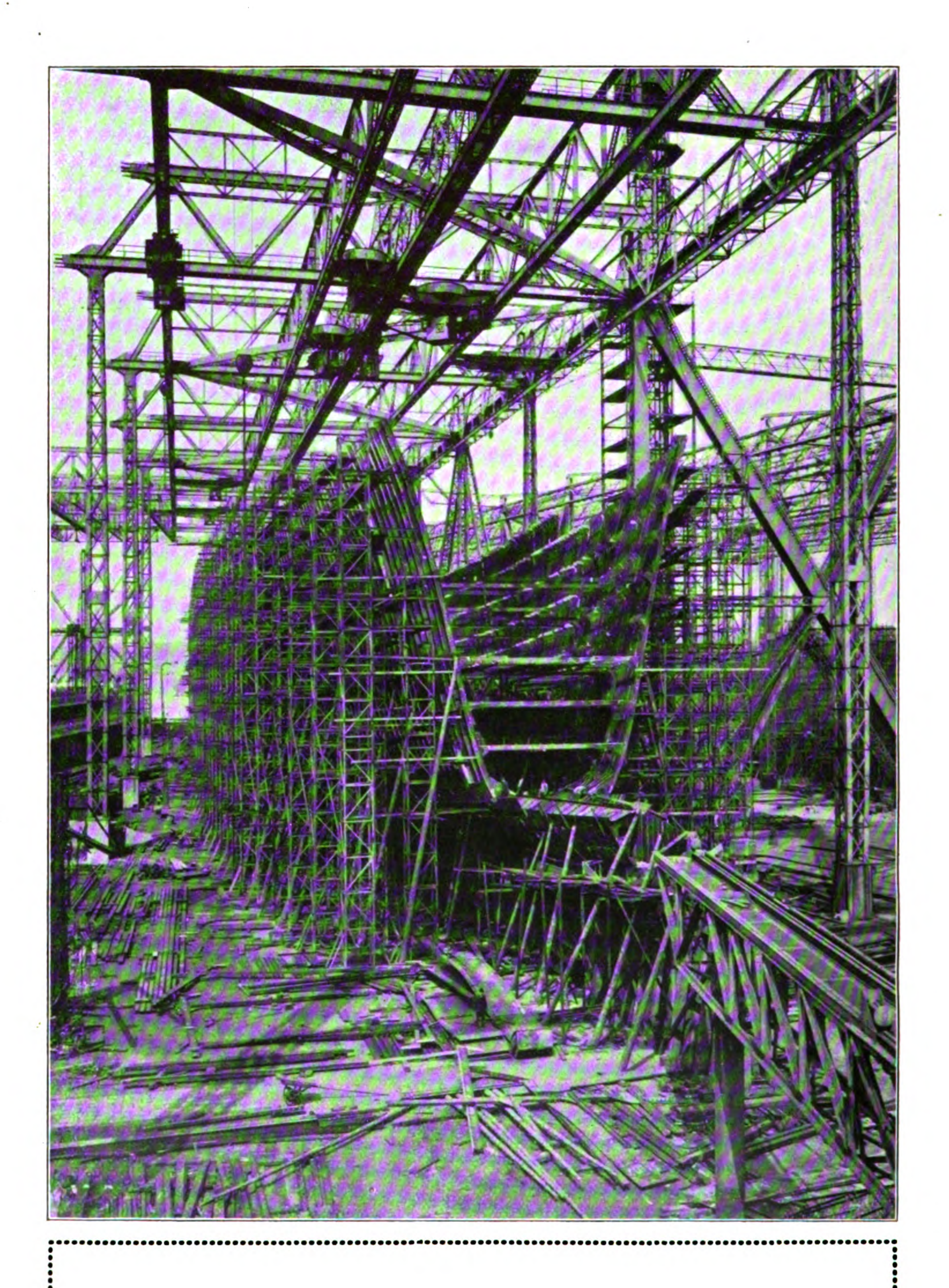
Welche hohen Anforderungen die Erbauung eines Schiffes von den Dimensionen der „Vaterland“ auch an eine mit allen Neuerungen ausgestattete Werft stellt, dies geht in recht anschaulicher Weise aus unsern Abbildungen hervor. Als im September 1911 der Kiel des Dampfers gestreckt wurde, da galt es innerhalb eines Zeitraumes von 18 Monaten 31 Millionen Kilogramm Stahl und Eisen zu einem riesenhaften Schiffsrumpf zusammenzufügen. Denn 31 Millionen Kilogramm, also einige Millionen Kilogramm mehr als unsere größten völlig ausgerüsteten, gepanzerten und armierten Schlachtschiffe, wog allein das Schiff beim Stapellauf. Gegen 1800 Arbeiter waren in dieser Zeit Tag für Tag an dem Neubau beschäftigt, um aus den starken Stahlplatten, den Winkel- und Profileisen zunächst den Kiel und, von diesem ausgehend, dann den gewaltigen Rumpf von 278 Metern Länge, 31 Metern Breite und 19 Metern Höhe in mühevoller Arbeit erstehen zu lassen. Allein 3 Millionen Niete, jedes $2^1/_2$ Kilogramm schwer, mußten einzeln eingezogen werden, um all die unzähligen Rippen und Platten dieses stählernen Riesenfisches zu einer widerstandsfähigen Einheit zu vereinen. Allein schon der schier unabsehbare Kiel, der auf den zahlreichen Stapelklötzen aus starken Blechen und Winkeln errichtet wurde, stellt ein Meisterwerk des modernen Stahlschiffbaues dar. Was das Rückgrat beim Menschen und beim Tier, das ist der Kiel beim Schiff. Von ihm aus erstrecken sich die zahlreichen Spanten quer bis zum obersten Deck, damit das Gerippe bildend für den Riesenleib des Fahrzeuges, in dessen glänzend ausgestattetem Innern später 5000 Menschen genügend Licht, Luft und Raum finden sollen.

Links und rechts von der nach dem Wasser zu geneigten Bauhelling streben die aus schlanken Winkeleisen zusammengefügten Pfeiler der Kranlaufbahnen in die Höhe. Hoch oben in luftiger Höhe schweben die elektrisch betriebenen Kräne mit beängstigender Geschwindigkeit hin und her, hier eine Platte vom Erdboden erhebend und zur Verwendungsstelle befördernd, dort kräftige Rippen in das Innere des ständig wachsenden Rumpfes verschwinden lassend. An allen Orten, innen und außen, hoch oben und unten, sind Dutzende der knatternden Preßlufthämmer dabei, glühende Niete breitzuschlagen, mit scharfem Meißel Bleche abzuschrägen und die Nietnähte sorgfältig zu verstemmen. Es ist ein ohrenbetäubendes Geräusch, das von diesen kleinen, flinken Gesellen hervorgebracht wird. Mit dem Wachstum des Rumpfes hält das des umschließenden Baugerüsts gleichen Schritt. Während sich außen Spant an Spant, Platte an Platte fügt, spannen fleißige Hände im Innern die starken Längs- und Querwände, damit eine Anzahl voneinander getrennter Kammern schaffend. Wird nach dem Zerstören der Außenhaut bei einem Zusammenstoß eine von diesen Kammern unter Wasser gesetzt, so brauchen nur die Verbindungstüren, die zu den anderen Kammern führen, geschlossen zu werden, und



Fortschreitender Bau des Schiffsrumpfes

Blick von vorn in den noch nicht durch Schotte eingeteilten Hohlraum des Schiffes bei aufgestellten Mitschiffspanten. Die Spanten sind zu zwei Dritteilen aufgestellt, hin und wieder abgestützt durch quer angebrachte Deckenbalken. Im Vordergrund beginnt man ein Querschott aufzuführen. Der Heizerbetriebsgang, der sich von vorne nach den im Mittelschiff gelegenen Kesselräumen hinzieht, ist fertig beplattet

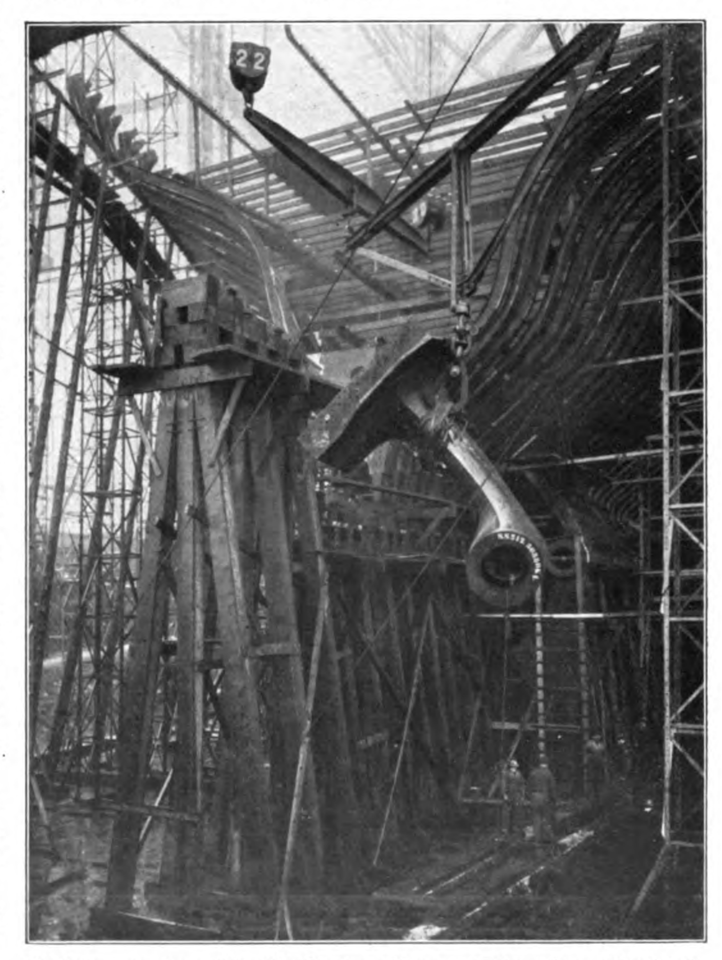


Vorderschiff im Bau

Die Aufstellung der Spanten des Vorderschiffes ist nahezu beendet. Die Außenhaut im Bereiche des doppelten Bodens ist angebracht und durch hydraulische Pressen fertig genietet. Ein Wald von hohen eisernen Gerüsten umgibt das Schiff in seiner ganzen Länge

das eindringende Wasser bleibt auf die eine Kammer beschränkt. Diese sogenannten wasserdichten Schotten haben sich bisher sehr gut bewährt und bilden eine der wichtigsten Sicherheitsvorrichtungen auf modernen Dampfern. Bekanntlich widerstanden bei dem untergegangenen englischen Turbinendampfer „Titanic", der auf hoher See mit voller Geschwindigkeit auf einen schwimmenden Eisberg rannte, diese Schottwände nicht dem kolossalen Druck, den das eindringende Wasser einseitig auf sie ausübte. Sie gaben nach, das Wasser drang immer weiter in die übrigen Schiffsräume ein und zog schließlich das neue Schiff mit vielen Hunderten blühender Menschenleben mit auf den Meeresgrund. Es bedarf nun wohl kaum der Erwähnung, daß die Reeder und die Schiffbauer die richtigen Lehren aus dieser Katastrophe gezogen haben und bei allen Neubauten gerade diesem Punkt ihre allergrößte Aufmerksamkeit widmen. Bei den beiden Riesendampfern „Imperator" und „Vaterland" sind diese Wände noch widerstandsfähiger als bisher gehalten. Außerdem ist die Anzahl der Rettungsboote so reichlich bemessen, daß im Falle der Not sämtliche Passagiere einen Platz in den Booten erhalten können. Nicht weniger denn 83 Rettungsboote, die gegen 5900 Personen fassen, sind auf dem Dampfer untergebracht. Selbst bei großer Schlagseite des Schiffes ist es möglich, von diesen 83 Booten 70 Stück nach einer Seite zu Wasser zu lassen. Und diese Boote reichen zur Aufnahme sämtlicher an Bord befindlichen Personen vollständig aus. Von den Rettungsboten sind zwei Benzinmotorbarkassen. Sie werden im Falle ernster Gefahr zuerst zu Wasser gelassen, damit sie die übrigen Boote von der Schiffsseite fortschleppen können. Eine große Anzahl elektrischer Bogenlampen sind vorgesehen, damit des Nachts das Einbooten der Passagiere glatt vonstatten gehen kann.

Besondere Aufmerksamkeit hat man auch den Feuerschutzvorrichtungen der beiden Dampfer gewidmet. Zu den bereits er-

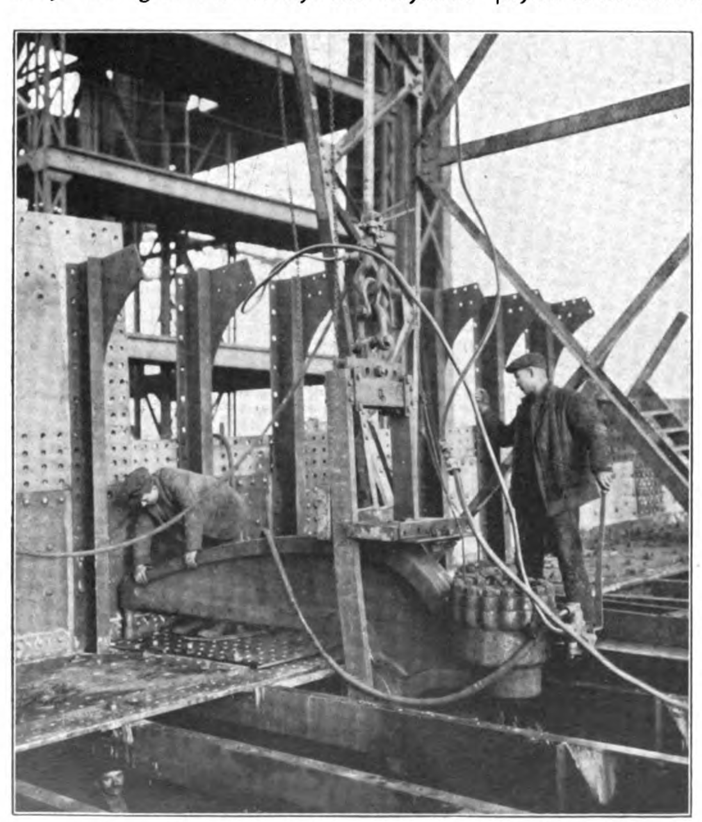


Anbringung eines über 600 Zentner schweren Schraubenwellenblocks

Die Schraubenwellen treten in den sogenannten Wellenhosen aus dem Schiff hervor. Den äußersten Abschluß der Wellenhose bildet der Wellenbock, ein schweres aus Stahl ausgeführtes Schlußstück, das das der Wellenhosenende wirksam abstützt und zugleich der Welle als Lager dient. Besondere Vorkehrungen in Gestalt eiserner Hebelmechanismen sind getroffen worden für den Transport und die richtige Anbringung des gewichtigen Stückes am Schiff

wähnten Längs- und Querschotten im unteren Schiff treten noch besonders konstruierte Rauch- oder Feuerschotten in den oberen Decks. Bei einem ausbrechenden Feuer kann der Brand daher auf seinen Herd beschränkt werden. Automatische Feueralarmeinrichtungen melden einen in den unbewohnten Räumen ausbrechenden Brand bald nach dem Ausbruch der Hauptwache. Ein weitverzweigtes Netz von Löschleitungen gestattet sofort eine wirksame Bekämpfung des Feuers, ohne daß erst Zeit mit dem Auslegen der Schlauchleitungen verloren geht.

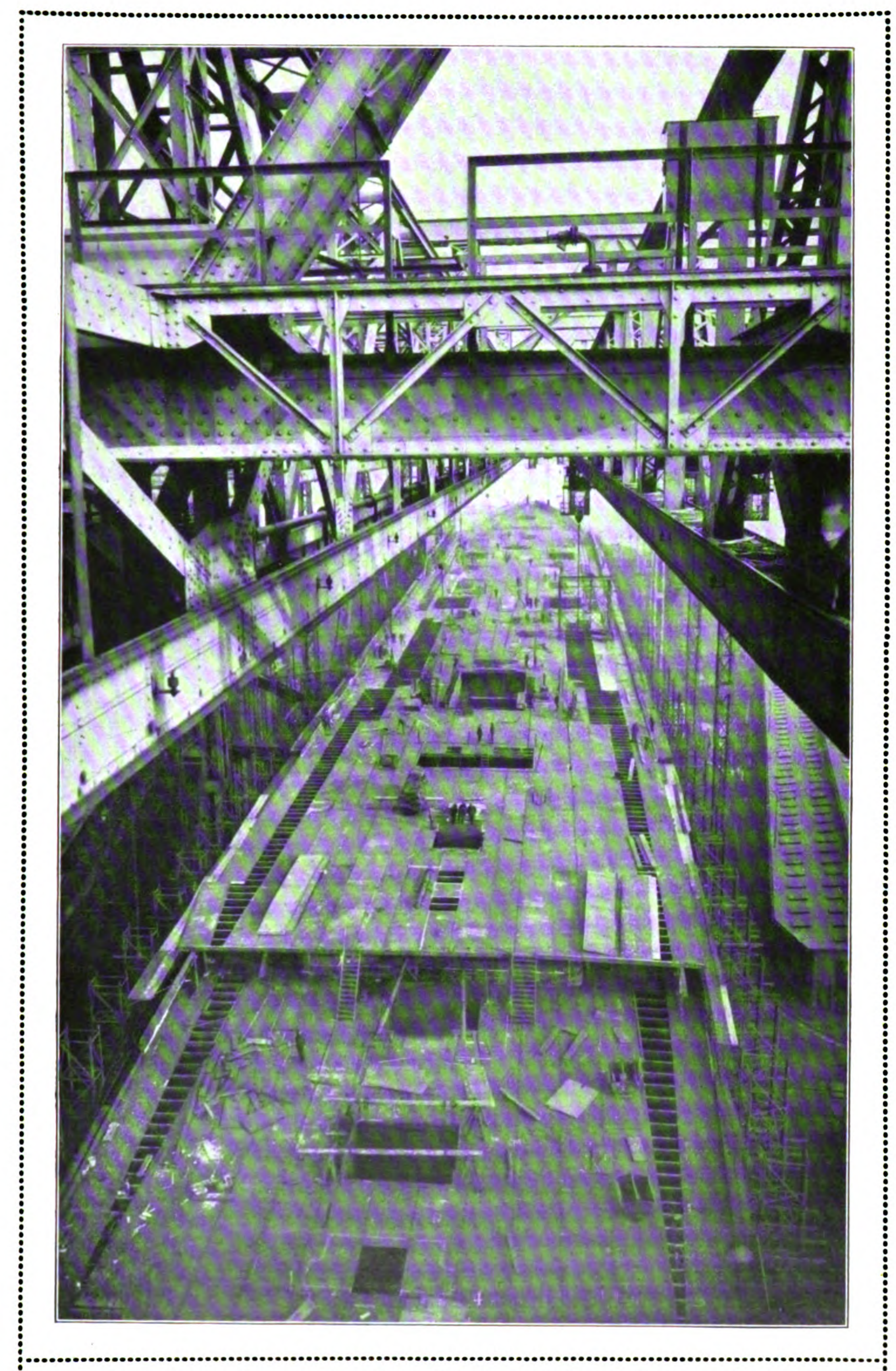
Als weitere Sicherheitseinrichtung ist auch die Station für drahtlose Telegraphie anzusehen, die eine bisher bei Schiffen noch nie gekannte Reichweite erhalten hat. Zwei Notantennen ermöglichen den Verkehr auch noch bei zerstörter Hauptantenne. Zwei getrennte Empfangsapparate sorgen ferner dafür, daß die Aufnahme der mit normaler, kurzer Welle ankommenden Meldungen auch in der Zeit gesichert bleibt, in der die mit langer Welle von den Landstationen gegebenen Nachrichten aufgenommen werden. Es befindet sich außerdem eine elektrische Notstation an Bord. Falls die elektrische Hauptzentrale des Schiffes beschädigt sein sollte, führt diese Notstation den Funkspruchapparaten den erforderlichen Strom zu. Aufnahmeapparate für Unterwasserschaltsignale und ein elektrischer Scheinwerfer von 34 000 Kerzenstärke ermöglichen auch bei unsichtigem Wetter eine sichere Orientierung. Der auf dem vorderen Mast stationierte Ausguck bedient sich eines elektrischen Lautsprechtelephons, so daß sein Ruf auf der Kommandobrücke gehört werden kann, ohne daß es eines besonderen Hörers bedarf.



Hydraulische Nietung der Decksstringer

Die bei diesem Riesenschiff stellenweise erforderlichen Niete von 25 und mehr Millimetern Durchmesser lassen sich durch die Handhämmer zweier Arbeiter nicht genügend schnell und fest zusammenschlagen. Die Niete würden erkalten, bevor die Hälfte der Arbeit getan ist: schwere hydraulische Pressen kommen daher in Anwendung, um die Niete schnell, sauber und fest in die Löcher der zu verbindenden Teile zu pressen. Man erkennt die Druckwasserzuführung in der Hand des Arbeiters auf der Abbildung. Ein leichter Druck am Hebel läßt das Riesenmaul der Maschine sich fest schließen und in zwei Sekunden ist dem Niet Form und Festigkeit gegeben

Ist der Schiffsrumpf nach beendeter Fertigstellung vom Stapel gelaufen, so beginnt unmittelbar darauf der innere Ausbau. Nach wie vor wimmelt ein Heer von Handwerkern der verschiedensten Berufe in den geräumigen Decks durcheinander. Aus dem stählernen Bau soll nunmehr ein Hotel werden von einer Größe, wie es auf dem Festlande nirgends anzutreffen ist. Und nicht nur ein Hotel soll es werden. Die verwöhnte Landratte soll auf ihm nicht nur Ruhe und Verpflegung finden, sondern es sollen ihr auch alle



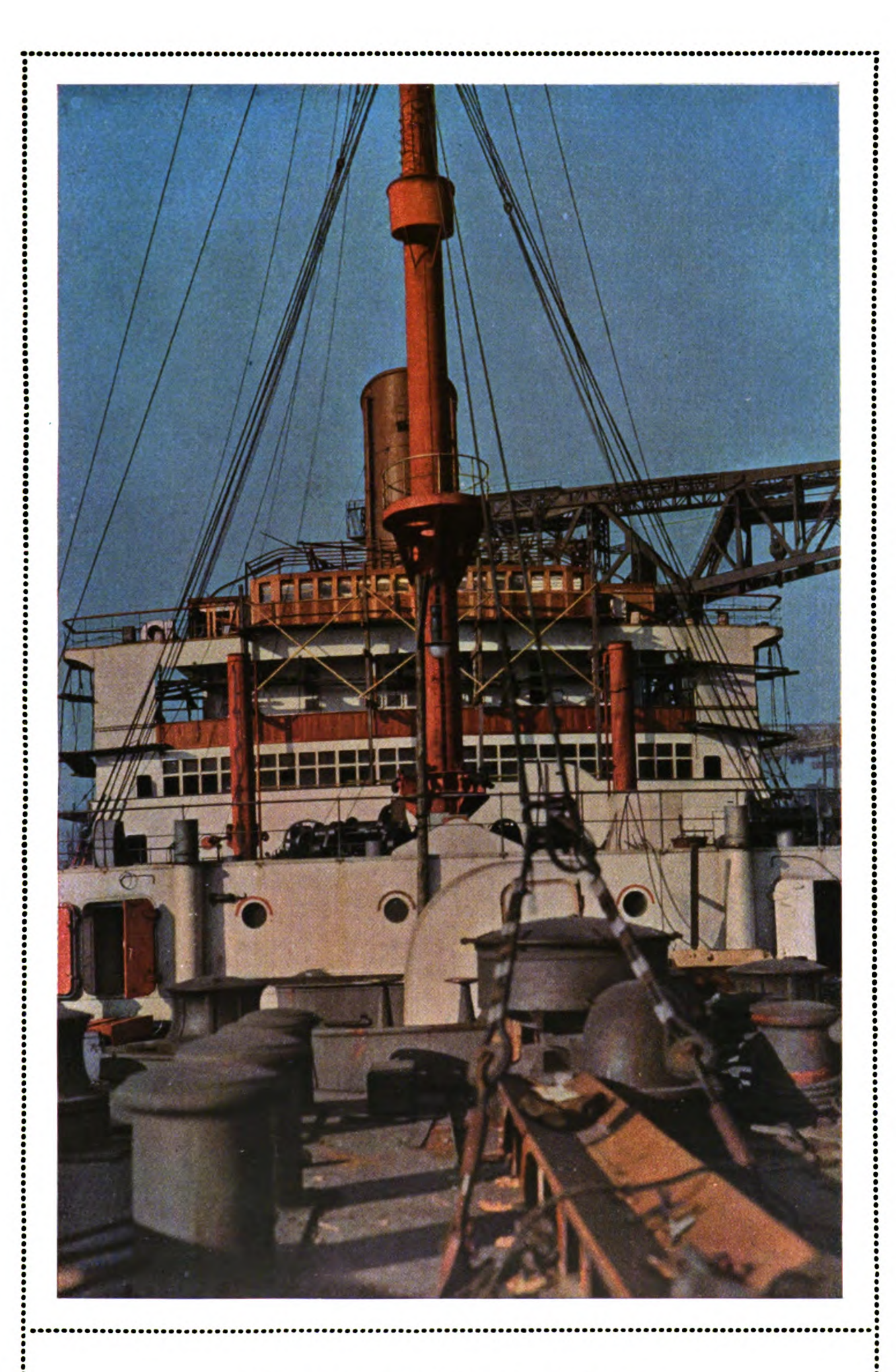
Blick auf das nahezu fertiggestellte Hinterdeck mit den Luken zum Einbringen der Ladung

sonstigen Genüsse in möglichst unverkürzter Weise geboten werden. Es ist eine geradezu grundlegende Umwälzung, die bezüglich der inneren Ausstattung und zweckmäßigen Ausstattung der Räume und Decks innerhalb der letzten Jahrzehnte stattgefunden hat. Auf den älteren Schiffen nur spärlich erleuchtete, schlecht ventilierte und dürftig ausstaffierte Kabinen; auf den modernen Schnelldampfern hingegen alle Räumlichkeiten, auch die der zweiten und dritten Klasse, mit jener Gediegenheit ausgerüstet, wie wir sie in unseren Gasthäusern auf dem Lande auch erst seit den letzten Jahrzehnten gewöhnt sind.

Daß alle neuesten Errungenschaften der Technik und die größten nur denkbaren Bequemlichkeiten auf den beiden Riesenschiffen „Imperator" und „Vaterland" in erhöhtem Maße Platz gefunden haben, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung. Der große Speisesaal der ersten Klasse, der ja bekanntlich auf jedem Schiff den größten Raum einnimmt, geht durch zwei Stockwerke und stellt ein einzigartiges Prunkwerk des zeitgenössischen Kunstgewerbes dar. Die Architektur, weiß und gold in lichter Tönung, ist im Stile Louis XVI gehalten. Nicht weniger als 700 Passagiere können hier zu gleicher Zeit an kleinen, runden Tischen ihre Mahlzeit einnehmen. Das Tageslicht erhält von allen Seiten ungehinderten Eintritt, während abends Hunderte von elektrischen Glühlampen ein mildes Licht von der Decke herab auf die Tische werfen. Drei Promenadendecks stehen den Reisenden der ersten Klasse zur Verfügung. Auf einem oberen Deck liegen die Gesellschaftsräume in einer einzigen Flucht nebeneinander. Neben einem Damen- und einem Rauchsalon wurden noch ein Ritz-Carlton-Restaurant und ein Wintergarten vorgesehen.

Bieten die Riesenabmessungen der Schiffe an sich schon eine gute Gewähr gegen das Gespenst der Seekrankheit, so hat man außerdem noch besondere Frahmsche Schlingertanks angeordnet, die das Rollen des Kolosses bei schwerstem Seegang nach Möglichkeit beseitigen sollen. Sodann ist auch die allgemeine Luftdurchdringung, die durch die geräumigen Decks und Hallen geboten wird, ebenfalls von günstigstem Einfluß auf das Wohlbefinden der Passagiere. Auch die Bewegungsfreiheit, gegeben durch die schier unendlichen langen Verdecks und die großartigen Promenaden, wird hierzu ganz wesentlich beitragen. Vier elektrisch betriebene Aufzüge vermitteln den Personenverkehr zwischen den sechs Verdecks der Passagiere. Die neueste Errungenschaft jedoch und gewissermaßen der Clou vom Ganzen ist das geräumige Schwimmbad, dessen Wasser sich ständig erneuert. Doch damit ist die Flucht der Räume und komfortablen Einrichtungen noch keineswegs zu Ende. Man ist seitens der Schiffahrtsgesellschaften nicht nur darauf bedacht, den Reisenden die Fahrt so angenehm als möglich zu gestalten, sondern sorgt auch in weitestem Maße für sein körperliches Wohlbefinden. In Krankheitsfällen kann sich der Reisende vertrauensvoll an einen erfahrenen Arzt wenden, der sich während jeder Fahrt an Bord befindet. Die Badezimmer stehen jederzeit für warme und kalte Bäder zur Verfügung. Für den Aufenthalt an Deck können bequeme Deckstühle, die meist einer besonderen Gesellschaft, der Seereise-Komfort-Gesellschaft, gehören, zu billigem Preise für die ganze Dauer der Reise gemietet werden. Eine Telephonzentrale vermittelt die Anschlüsse zu den einzelnen Kabinen in jeder gewünschten Weise, während eine in eigener Borddruckerei hergestellte Zeitung den Passagieren über etwaige Langeweile hinweghilft und sie gleichzeitig über die neuesten Weltereignisse unterrichtet. Für passionierte Photographen steht eine mit allen Einrichtungen versehene Dunkelkammer zur Verfügung. Eine reichhaltige Bibliothek, ein Turnsaal mit einer großen Anzahl medikomechanischer Apparate, ein Kinderzimmer usw. vervollständigen die Einrichtung dieser Ozeanriesen in bisher noch nie gebotener Weise.

Müssen Ingenieur und Künstler ihr Bestes dransetzen, wenn es an die Erbauung eines modernen Schnelldampfers geht, so treten nach Fertigstellung des Schiffes der Kapitän und der Kaufmann an ihre Stelle, um den ungestörten Betrieb dieser schwimmenden Städte aufrechtzuerhalten. Dieser wacht darüber, daß dem stolzen Fahrzeug und den seiner Leitung anvertrauten 5000 Personen auf der Fahrt durch die Meere kein Unheil



Blick von der Back auf die Decksaufbauten

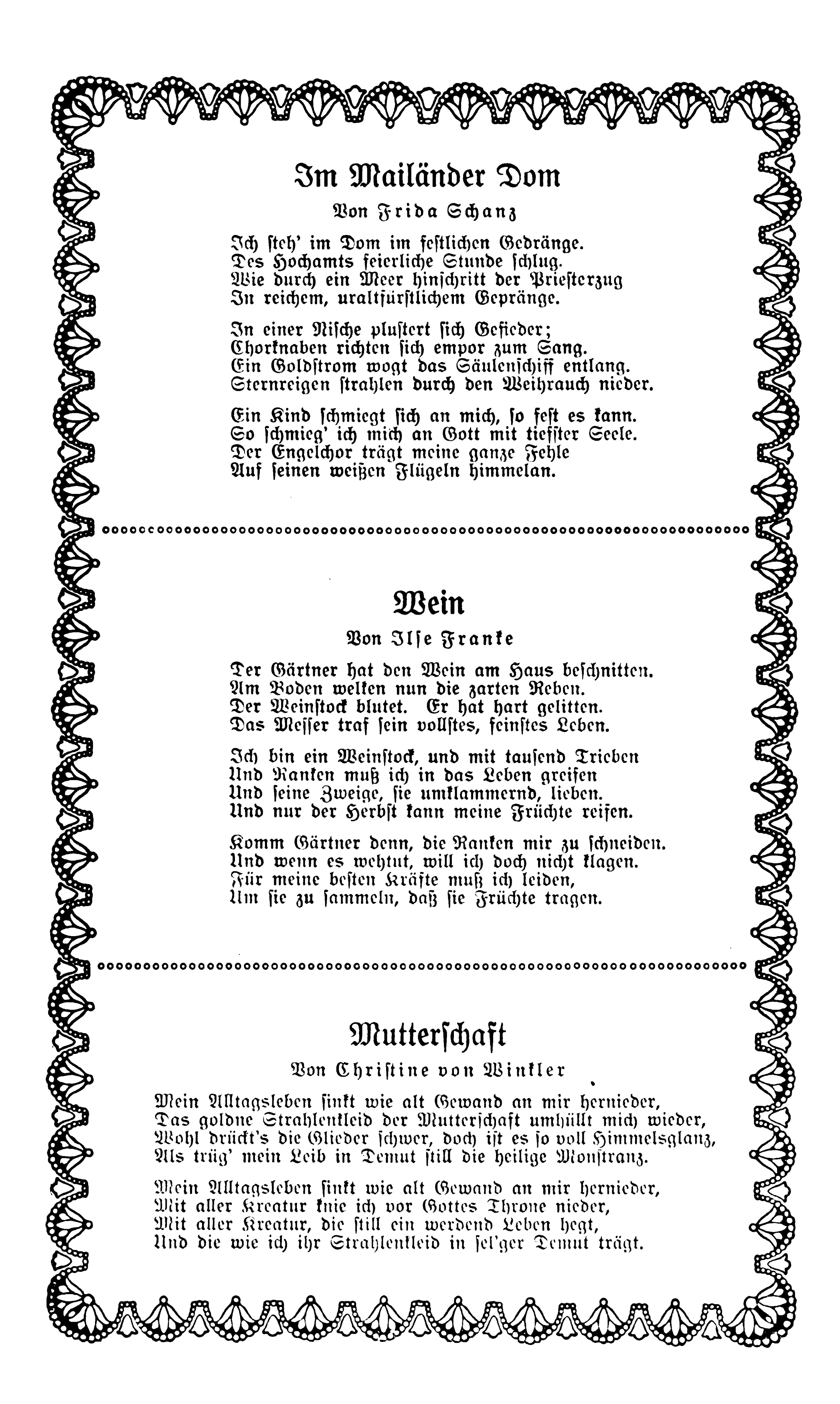
widerfährt, während jener die nicht minder wichtige Verpflegung dieser stattlichen Schar zu übernehmen hat. Es gilt nicht nur 4000 Passagiere und 1100 Personen der Besatzung Tag für Tag auf hoher See zu sättigen, sondern ein Teil der Passagiere, die der ersten und zweiten Klasse, wollen auch die auf dem Festlande gewohnten lukullischen Genüsse nicht im geringsten vermissen. Alle nur erdenklichen Leckerbissen müssen daher zu jeder Zeit und in stets genügender Menge auf dem Schiff vorrätig sein. Da man unterwegs höchstens einmal frische Seefische oder Geflügel kauft, so ist an eine Ergänzung während der Reise nicht zu denken. Die Vorräte müssen also auf jeden Fall reichen. Seitdem man an Bord der großen Schnelldampfer große Kühlhallen eingerichtet hat, gestaltet sich die Verproviantierung ja insofern etwas leichter, als man die Ochsen, Schweine und Kälber nicht mehr lebend mitzunehmen braucht. Das ganze Fleisch wird in geschlachtetem Zustand mitgeführt. Die großen Kühlkammern stehen bereit, um die ungeheuren Mengen Fleisch aufzunehmen. Hier hängt es bis zum Verbrauch, ohne auch nur im geringsten an Wohlgeschmack zu verlieren.

Die erforderlichen Backwaren werden natürlich jeden Tag frisch gebacken. Eine sehr geräumige Bäckerei befindet sich daher stets an Bord eines großen Dampfers. Genau wie auf dem Lande kann der Frühaufsteher bereits um 6 Uhr morgens seine frischen, knusperigen Brötchen und Schrippen verzehren. In gleicher Weise sorgt der Konditor jeden Tag für frische Torten, süße Speisen und alle möglichen Kuchenarten. Und es sind ganze Berge, die alltäglich in den eleganten Kaffeelauben und den gemütlichen Wiener Cafés der Ozeanriesen verspeist werden. Denn die salzige Seeluft regt den Appetit gar wunderbar an, und mancher Passagier kann am eigenen Körper mit freudigem Erstaunen feststellen, welch ungeahnte Mengen Speisen er an Bord zu vertilgen imstande war.



Herrichtungsarbeiten auf dem Bootsdeck

Werte von etwa 30 bis 40 Millionen Mark repräsentieren die modernen Schnelldampfer. Nicht ganz so teuer wie die neuesten Linienschiffe, stellen sie unbesetzt schon ganz gewaltige Werte dar. Unermeßlich jedoch wird ihr Wert, wenn sich über 5000 Personen auf ihnen eingeschifft, und der Führung eines Kommodore und dreier Kapitäne anvertraut haben. Solch ein Riesendampfer bildet eine schwimmende Stadt, die mit 42 Kilometer Geschwindigkeit auf dem Ozean dahineilt.



Im Mailänder Dom

Von Frida Schanz

Ich steh' im Dom im festlichen Gedränge.
Des Hochamts feierliche Stunde schlug.
Wie durch ein Meer hinschritt der Priesterzug
In reichem, uraltfürstlichem Gepränge.

In einer Nische plustert sich Gefieder;
Chorknaben richten sich empor zum Sang.
Ein Goldstrom wogt das Säulenschiff entlang.
Sternreigen strahlen durch den Weihrauch nieder.

Ein Kind schmiegt sich an mich, so fest es kann.
So schmieg' ich mich an Gott mit tiefster Seele.
Der Engelchor trägt meine ganze Fehle
Auf seinen weißen Flügeln himmelan.

Wein

Von Ilse Franke

Der Gärtner hat den Wein am Haus beschnitten.
Am Boden welken nun die zarten Reben.
Der Weinstock blutet. Er hat hart gelitten.
Das Messer traf sein vollstes, feinstes Leben.

Ich bin ein Weinstock, und mit tausend Trieben
Und Ranken muß ich in das Leben greifen
Und seine Zweige, sie umklammernd, lieben.
Und nur der Herbst kann meine Früchte reifen.

Komm Gärtner denn, die Ranken mir zu schneiden.
Und wenn es wehtut, will ich doch nicht klagen.
Für meine besten Kräfte muß ich leiden,
Um sie zu sammeln, daß sie Früchte tragen.

Mutterschaft

Von Christine von Winkler

Mein Alltagsleben sinkt wie alt Gewand an mir hernieder,
Das goldne Strahlenkleid der Mutterschaft umhüllt mich wieder,
Wohl drückt's die Glieder schwer, doch ist es so voll Himmelsglanz,
Als trüg' mein Leib in Demut still die heilige Monstranz.

Mein Alltagsleben sinkt wie alt Gewand an mir hernieder,
Mit aller Kreatur knie ich vor Gottes Throne nieder,
Mit aller Kreatur, die still ein werdend Leben hegt,
Und die wie ich ihr Strahlenkleid in sel'ger Demut trägt.

Die Weltausstellung der Bücher

Von Dr. Max Osborn

Ringsum in Deutschland und in der Welt wird mit unsäglichen Mühen Ausstellung auf Ausstellung geplant, propagandiert, eröffnet, besprochen, bekrittelt und geschlossen. Sie steigen auf — und gehen dahin, als wären sie nicht gewesen. Drei Fragen knüpfen sich vor allem an ihre Existenz: Wieso? Weshalb? Wozu? Sie interessieren eine Weile flüchtig und versinken alsbald ins Meer der Vergessenheit.

Was aber in diesem Sommer auf dem Festgefilde bei Leipzig aufgebaut ist, steht auf einem anderen Blatte. Es wird nicht vergessen werden, weder als Gedanke noch als Tat, und wird seine Anregungen weithin ausstreuen. Diese „Internationale Ausstellung des Buchgewerbes und der Graphik“ wird als großartiges Wahrzeichen in der Erinnerung haften. Sie stellt nach zahllosen Richtungen ein vollkommen Neues dar, das ohne Vorgang und Beispiel ist. Sie ist zugleich das erste bedeutsame Beispiel der neuen Art internationaler Veranstaltungen, der die Zukunft gehört: die uferlosen alten Weltausstellungen haben abgedankt und den Sonderweltausstellungen Platz gemacht. Sie paßt ferner an ihre Stelle, wie es selten oder nie einem ähnlichen Unternehmen beschieden war: nur in diesem altberühmten Zentrum eines fabelhaft organisierten Bücherbetriebes konnte sie entstehen — und sie ist also nicht von ungefähr „erspekuliert“, sondern wahrhaft mit dem Boden verwachsen, auf dem sie ward. Und nur in Deutschland, diesen Hochmut wird man uns zugestehen müssen, konnte der Gedanke einer Ausstellung geboren werden, die ein Stück vom Leben des Geistes, zusammen natürlich mit hundertfältigen Kräften des realen Lebens in einem kolossalen Spiegel auffangen will.

Denn dies ist der Kern: was sich hier ausbreitet, ist das gewaltigste, mannigfaltigste und eigenartigste Dokument menschlicher Gehirn- und Phantasietätigkeit, das je in solcher Form geschaffen wurde. Es wird dargelegt, wie sich durch die Zeiten, über die Länder hin die Völker dieses Planeten die Vernunftsinstrumente des Ausdrucks und der Mitteilung schufen, und wie sich mit der handwerklichen Kunstfertigkeit des Druckes die reine Kunst der mechanischen Vervielfältigung entwickelt hat. Wir befinden uns in einem weiten Grenzgebiet des Ästhetischen und Gewerklichen, des Geistigen und Maschinellen, und gerade darin liegt der außerordentliche Reiz des Ganzen: daß man die Wechselwirkungen dieser Mächte aufeinander und ihre gemeinsame Arbeit im Dienst der Menschheitskultur erkennen, beobachten, abwägen kann. Riesenhafte Linien des Werdens ergeben sich, von den Runenzeichen der primitiven Völker bis zum Rotationsdruck der heutigen Tageszeitung; von den prähistorischen Umrißdarstellungen in Felsenhöhlen bis zu den Raffinements der modernen Graphik oder zu den Wundern des Dreifarbendrucks, von den halb priesterhaften Schriftgelehrten der alten Welt bis zur Arbeiterberufsgenossenschaft unserer Tage, von den Wachstäfelchen und Papyrosrollen der Antike zu den erlesenen Kunstwerken edler Bücher in der Renaissance, im 18. Jahrhundert, in der Gegenwart. Wir blicken mit Befriedigung auf die ungeheuren Fortschritte, die menschlicher Erfindungskraft seit etlichen tausend Jahren gelungen sind. Aber durch die Tatsachen ist dafür gesorgt, daß wir uns nicht nur selbstbewußt in dem satten Gefühl wiegen, wie herrlich weit wir's gebracht, sondern es uns auch oft genug ins Bewußtsein rufen: hier können wir von einer besseren Vergangenheit lernen.

Der Rahmen, in den alle diese Wissensbereicherung gespannt ward, ist ein Meisterstück der Ausstellungskunst. Die Zusammenhänge, die auch scheinbar entlegene Provinzen des Riesenreiches zur Einheit binden, sichern dem weitverästelten Plan eine wohltuende Geschlossenheit und Festigkeit. Mit bewundernswerter Erfindungskraft hat die Leitung, deren Fäden sich in der Hand des unermüdlichen Dr. Ludwig Volkmann trafen, für immer neue sinnfällige und einprägsame Formen der belehrenden und gefälligen Darstellung des ungeheuren Stoffgebiets gesorgt. Zugleich hatte sie das Glück, von einer ausgezeichneten räumlichen Organisation unterstützt zu werden. Die Herrichtung des Leipziger Geländes, die von der vorjährigen Baufachausstellung stammt, kann nicht genug gerühmt werden. Sie ist um so wertvoller, als sie nicht als eine große Kulisse figuriert, die zu einem Halbjahrschauspiel aufgebaut ward, um dann wieder abgerissen zu werden, sondern dem praktischen Zweck folgt, ein künftiges Stadtrevier vorzubereiten. Zwei große Hauptlinien bestimmen die Einteilung dieses neuen Viertels, des heutigen Ausstellungsgelände. Von der Grenze der jetzigen Stadt bis zu dem Völkerschlachtdenkmal, das den Endpunkt darstellt, zieht sich die breite Straße des 18. Oktober, die dem Leipzig der Zukunft als Ausfallstraße nach Südosten dient; eine imposante Anlage, die sich, über breite Terrassen hin, das ansteigende Gelände emporzieht bis zu dem kolossalen Mauerwerk des Monuments, dessen mäch-

tiger Umriß von fernher einen unvergleichlichen point de vue abgibt. Wie sorgsam übrigens das Leipziger Stadtbauamt diese Erweiterung nach stadtbaukünstlerischen Rücksichten in die Wege leitet, erkennt man aus dem raffinierten Kunstgriff, mit dem der Straße des 18. Oktober zweimal eine leise Wendung gegeben ist, damit das Völkerschlachtdenkmal nicht von vornherein sichtbar ist, sondern erst an einem bestimmten Punkte überraschend hervortritt. Im rechten Winkel zu dieser Ausfallstraße ist eine zweite Hauptader angelegt, die heute in der Ausstellung die Straße der Nationen heißt. Vom Schnittpunkt dieser beiden Linien hat man eine prachtvolle Übersicht über das ganze Gebiet, auf dem man sich nun ohne weiteres zurechtfinden kann — eine Klarheit der Disposition, die man auf den meisten Ausstellungen vergeblich sucht, und die der Besichtigung außerordentlich zugute kommt.

Zugleich konnten die wohlgelungenen Gebäude der Baufachausstellung benutzt werden. Vor allem der pantheonartige Betonbau von Wilhelm Kreis, der zwar ein wenig verstimmt, weil er mit diesem modernsten Material historische Formen verbindet, der aber, davon abgesehen, als Beweis für die festlichen und monumentalen Möglichkeiten der Betontechnik hohe Bedeutung beansprucht. Dies Bauwerk, nun wieder als point de vue der Straße der Nationen dienend, enthält das weitausgebaute Fundament der ganzen Ausstellung. Es trägt den Namen „Halle der Kultur" und vereinigt die umfassenden historischen Übersichten, die durch das Zusammenwirken eines ganzen Heerbannes von Gelehrten zustande gekommen sind. Den Ausgangspunkt bildet eine Abteilung, die Karl Lamprecht organisiert hat und in der die Wandlung aller graphischen Übungen „vom Urbeginn bis zur Jetztzeit" in großen entwicklungsgeschichtlichen Linien dargelegt wird. Unmittelbar daneben grüßt ein Schild „3000 Jahre Schriftwesen". Wir schreiten den großen Weg von Stein und Erz über das Pergament zum Papier ab — „soll ich mit Meißel, Griffel, Feder schreiben?" dieser Goethesche Vers leuchtet uns entgegen. Es ist ein ganzes Museum der Schriftkunst, das sich hier öffnet. Der Orient entfaltet seine Wunder. Siam, Tibet, die islamischen Länder, Ostasien erzählen uns von ihren Schriften, ihren frühen hölzernen Druckplatten. Vom Stillen Ozean her ward das Haus eines chinesischen Gelehrten zu uns transportiert. Eine japanische Holzschneiderwerkstatt empfängt uns. Der Laden des Verlegers von Utamaro ist aufgebaut. Als Ergänzung finden wir eine ganze Dépendance des Völkerkunde-Museums, die eine unerschöpfliche Fülle von Belehrung darbietet. Im oberen Stockwerk, im Umgang von Kreis' Kuppelhalle, machen wir einen Gang durch das Buchdruckwesen der europäischen Völker. In einer Serie zahlloser Säle und Kabinette überblicken wir die Entwicklung von Jahrhunderten, übersichtlich nach originell gewählten Gesichtspunkten gegliedert. Wir sehen Flugblätter aus der Reformationsepoche, aus der Zeit Friedrichs des Großen, der Freiheitskriege, der Zeit von 1870. Wir sehen in einem Klassikerzimmer die Beziehungen zwischen Dichtern und Verlegern aufleben. Die ersten Ausgaben von Goethe, von Schiller und anderen Deutschen sind hier vereinigt, auch von Lord Byron, dessen Urexemplar der englische Verleger Murray zum ersten Male über die Nordsee schickte; dazu Proben des Briefwechsels zwischen den Dichtern und ihren Buchhändlern und ähnliche Dokumente. In bunter Folge immer aufs neue anregend und fesselnd, erschließen sich Ausblicke allerart. Wir finden eine Gutenberg-Werkstatt, ein Senefelder-Zimmer, genau dem Raume nachgebildet, in dem der Erfinder der Lithographie seine ersten Steindruckversuche machte. Wir finden Darstellungen des alten Buch- und Kunsthandels wie die verkleinerte plastische Nachbildung des berühmten Leipziger Hohmann-Hofes, wo Jahrhunderte hindurch im charakteristischen Meßgetriebe auch Bücher und Stiche feilgeboten wurden. Das Signet, das Exlibris, das Reisehandbuch, die Enzyklopädie, die Karikatur, das Wertpapier und die „Verbrechergraphik" — eine lustige Nachbarschaft — tauchen auf. Wir kommen zu einem Kabinett der „Schundliteratur", zu einem Saal des „billigen Buches", einem Saal des „schönen Buches". Wir beobachten, wie Original und Reproduktion sich unterscheiden und vergleichen lassen. Belehrend wird von der modernen Gebrauchsgraphik berichtet, indem auf drei großen benachbarten Wandfeldern Inserate, Einladungen, Mitteilungen und ähnliche Drucksachen vereinigt sind, wie sie im Arbeiterstand, im Bürgertum und bei der Oberschicht üblich sind — wir lernen dabei, wieviel Häßliches und Komisches dabei immer noch mit unterläuft. Dann wieder umfängt uns die Nachbildung eines Buchladens, wie er sich etwa im 18. Jahrhundert darbot: sie ist von Breitkopf & Härtel eingerichtet. Benachbart ist ein Kabinett, das die Zeit des Klassizismus und Empire vertritt. Nicht in trockener Systematik, die bei der ungeheuren Masse des Materials ermüden würde, sondern in lebendigem Wechsel breiten sich alle diese Einzelheiten vor uns aus.

Aber der Schwerpunkt der Ausstellung liegt doch nicht im Geschichtlichen, nicht in dieser Halle der Kultur, sondern in der Gegenwart, die nun in dem Riesenbau der Buchgewerbehalle mit ihren stattlichen Flügeln und Anbauten zu Worte kommt. Im Mittelpunkt freilich stehen hier Dokumente der zeitgenössischen Bücherliebhaberei und der großen Bibliotheken. Von der Festhalle dieses Hauptbauwerks führt der Weg direkt zu einem stattlichen Raum, in dem Dr. Bogdan Krieger, der Bibliothekar des Kaisers, eine sehenswerte Ausstellung der Hohenzollern-

Büchersammlung im Berliner Schlosse darbietet. In schönen alten Schränken aus der Zeit der Preußenkönige, die sich besonders für die Bibliothek interessierten: Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms IV., sind in kostbaren alten Einbänden Proben der wichtigsten Schätze vereinigt. In großen Vitrinen liegen die Prachtbände, die dem jetzigen Kaiser gewidmet und geschenkt wurden — darunter neben außerordentlich schönen Stücken leider auch Bände geringeren Wertes. Dicht dabei empfängt uns einer der liebenswürdigsten Räume der ganzen Ausstellung: das mit außerordentlichem Geschmack hergerichtete Gemach, in dem Frau Ida Schöller in Düren, der eifrigste weibliche Bibliophile Deutschlands, ihre unschätzbaren Kostbarkeiten in kunstvollen Glasschränken zeigt. Diese Schränke sind nicht gerade Ideale für Sammler, denn es sind Renaissancetypen mit geschnitzten und gewundenen Leisten an den Glastüren, die die Besichtigung nicht erleichtern; aber der Zusammenklang der braunen Möbelstücke mit dem Grün des Teppichs und der Wandbespannung und dem Geglitzer der Kristallkrone wirkt mit so behaglicher, interieurhafter Wärme, daß man nicht in einer Ausstellung, sondern im Palais eines reichen Kunstfreundes zu sein glaubt.

Auch sonst birgt die Buchgewerbehalle noch einige Nachträge zu den geschichtlichen Rückblicken des Nachbarbaues. Die Silhouette erscheint, von den Zeugnissen ihrer Blütezeit im 18. Jahrhundert an, von der nicht nur reizende Schattenbilder, sondern auch Instrumente Kunde geben: Storchschnäbel und der Silhouettenstuhl, auf dem 1774 Goethe in Darmstadt silhouettiert wurde — über die Zeit um 1800 hin, wo der Hamburger Maler Philipp Otto Runge seine entzückenden kleinen Kunstwerke mit Schere und Papier schnitt, bis zu den modernen Versuchen, die den alten Kunstzweig spielerisch wieder aufnehmen. Unweit davon ist eine der größten Sammlungen älterer Gebrauchsgraphik aufgebaut: die des Regierungsrats von Zur Westen in Berlin. Dabei spielt sich vor unseren Augen etwa die Entwicklung der Einladungs- und Tischkarten ab, von dem schönen Blättchen, das im Jahre 1745 in Paris zur Hochzeit des Dauphins gedruckt wurde, bis zu den Menukarten von Menzel, von Hosemann und den jüngeren Münchner Künstlern. Den größten Raum aber nehmen nun die Hallen und Kojen der modernen Buchhandlungen ein. Die Leipziger Firmen stehen dabei an der Spitze. Sie haben durch die Anordnung ihrer Bücher, durch ihre Einordnung in Schränke und Regale, durch die geschickte Umwandlung der Räume in vornehme Lesekabinetts, durch hübsche, stets wechselnde Ausnutzung der Besonderheiten ihrer Verlagsartikel soviel Geschmack aufgewendet, daß nirgends ein Eindruck der Eintönigkeit entsteht, den man bei soviel gleichartigen Ausstellungsgegenständen wohl vermuten oder befürchten könnte. Sehr reizend ist es z. B., wie der Inselverlag in einem lichten, hellen Oberlichtraum seine praktisch und anmutig oder prächtig und künstlerisch gebundenen Werke darbietet; wie weiter etwa der Verlag von Tauchnitz die gelbliche Farbe seiner gehefteten englischen Bände benutzt, um die hellen Flächen ihrer Papierrücken und den gleichfarbigen Stoffbezug der Wände und der Decke mit leichten Volants von gleichem Material zu den dunkelbraunen Rahmen der Regale in einen Kontrast zu bringen; wie Velhagen & Klasing einen einladenden kleinen Buchladen und daneben ein Studier- und Schreibzimmer mit behaglichem Erkerwinkel entstehen ließen. Berlin tritt gegen Leipzig zurück. Zwar hat eine Anzahl „moderner“ Verleger sich zusammengefunden, um ihren Auslagen eine gewisse Einheit und Geschlossenheit zu sichern, und dies ist auch geglückt. Aber in manchen übrigen Berliner Gegenden sieht es ein wenig wild aus. Die Buchhändlerkorporation der Hauptstadt hat in den Mittelpunkt ihrer Ausstellung einen kleinen Pavillon gesetzt, der erlesene und wertvolle Bücher aus der Königlichen Bibliothek und dem Märkischen Museum als kostbare Prunkstücke enthält: — diese Bände wird niemand ohne Entzücken betrachten, aber der Pavillon selbst, der sie umrahmt, ist ein Muster des Ungeschmacks.

Mit Deutschland treten nun die anderen Großmächte Europas in friedlichen Wettbewerb. Die Straße der Nationen hat ihren den Pariser Weltausstellungen entlehnten Namen durchaus verdient. In dem Augenblick, da diese Ausführungen niedergeschrieben werden — Ende Mai —, läßt sich allerdings nur ein Teil der ausländischen Darbietungen übersehen. Rußland, das zu Leipzig durch die Erinnerung an die Völkerschlacht freundliche Beziehungen unterhält und dies Gedenken erst wieder im vergangenen Herbst durch die Einweihung der funkelnagelneu über unbebautes Terrain glitzernden orthodoxen Kapelle bekräftigt hat, baut an einem mächtigen Hause. Es trägt die charakteristischen Anzeichen der nationalen russischen Architektur und will sich zu einem kleinen Kreml entwickeln. Daneben ersteht, als Pavillon Englands, die Nachbildung eines britischen Landschlößchens im Tudorstil. Der Besucher der Ausstellung in der Eröffnungswoche, der feststellen mußte, daß die Leipziger von dem Gewohnheitsrecht des Nochnichtfertigseins zum Einweihungstermin einen ungewöhnlich ausgiebigen Gebrauch gemacht hatten, vermißte besonders schmerzlich die russischen Dinge, die gewiß in wenig bekannte Reviere einführen und manche neue Kunde bringen werden. Aber gegenüber grüßte der österreichische Pavillon in sauberer „Fertigkeit“: eine kleine Hochburg des guten modernen Geschmacks, mit einer Grazie und Delikatesse hergerichtet, die wahrhaft entzückt. Das dekorative Lieblingsmotiv der Künstler von den Wiener Werkstätten: mit dem ein-

fachen Kontrast Schwarz-Weiß zu arbeiten, gewinnt in dieser internationalen Umschau über die „Schwarzkunst" des Druckers die Bedeutung eines pikanten Symbols. Aber auch die Gegenstände selbst, die in diesem vornehmen Hause untergebracht sind, stehen handwerklich wie ästhetisch außerordentlich hoch. Namentlich im Reproduktionsdruck, in erster Linie im farbigen, und in der Herstellung der Gebrauchs-Graphiken gehören die Österreicher zur Avantgarde.

Einen starken Abfall dagegen stellt die französische Enklave dar. Man wird nicht ungerecht sein und in Betracht ziehen, daß bei solchen Beteiligungen eines Volkes im Auslande oft Zufälligkeiten mitsprechen, die das wahre Bild der nationalen Leistung bis zur Unkenntlichkeit entstellen und verzerren. Wie oft ist uns Deutschen ähnliches begegnet (so erst im vergangenen Sommer auf der sogenannten „Weltausstellung" in Gent)! Aber es muß gesagt werden: was von französischen Arbeiten nach Leipzig gebracht wurde — und es ist eine ganze Menge — erregt heftigstes Kopfschütteln. Der konservative Charakter aller schmückenden Künste in Frankreich schließt moderne Einflüsse mit hartnäckigem Eigensinn aus; die neuen Gedanken, die vor allem in Deutschland, Österreich und den nordischen germanischen Ländern aufgetaucht sind, finden hier keine Aufnahme. Das wäre an sich nicht schlimm, wenn man in Paris wenigstens die historischen Formen mit unveränderter Geschicklichkeit beherrschte. Aber auch das ist nicht der Fall, und so entsteht ein bedenkliches Hintrotten in ausgefahrenen Gleisen, das im Beschauer höchstens Gleichgültigkeit auslöst. Und an den Punkten, wo neue technische Errungenschaften erprobt werden müßten, zeigt sich eine verblüffende Unsicherheit des Geschmacks. Gewiß, auch ich kenne beispielsweise französische Faksimiledrucke nach Gemälden und Studien, die meisterhaft und bewundernswert sind. Man wird solche und ähnliche Erscheinungen nicht vergessen, wenn man ein Gesamturteil über das heutige Buch- und Druckgewerbe unserer westlichen Nachbarn gewinnen will. Doch früher galt bei ähnlichen Gelegenheiten gerade dies als Charakteristikum der französischen Abteilungen: daß das Gesamtniveau sich auf einer bemerkenswerten Stufe hielt, daß der Durchschnitt überraschend hoch stand. Davon ist diesmal leider keine Rede. Wie sich die anderen romanischen Völker heute zu den Problemen der Ausstellung stellen, wird sich erst an einem späteren Zeitpunkt überblicken lassen, wenn der italienische Pavillon zum Eintritt laden kann und die kleineren Staaten ihre Vorbereitungen abgeschlossen haben.

Doch mit diesen zusammenfassenden Berichten ist die Bilanz des zeitgenössischen Buchgewerbes in Leipzig nicht erschöpft. Verschiedene kleinere Sonderveranstaltungen, die das Bild eigenartig beleben und ergänzen, kommen hinzu, innerhalb der großen Hallen und draußen im Gelände verstreut. Interessant sind vor allem die Darlegungen sozialen Charakters, die sorgsamen Auseinandersetzungen über die Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Das Reichsversicherungsamt bringt hierzu vorzüglich gesichtetes und eindringlich vorgetragenes Material. Man sieht hier etwa das erste Geschäftsbuch der Berliner Buchdrucker-Krankenkasse, das von 1797 bis 1813 reicht: „Ausgabe-Buch der allgemeinen Kranken- und Viatikums-Kasse der Mitglieder der Buchdruckerzunft, geführt von J. H. W. Bremer", und verfolgt dann, wie sich in dem Jahrhundert, das seitdem verflossen, diese Einrichtungen entwickelt und ins Kolossale vergrößert haben. Lebhaften Zuspruch findet ferner der Pavillon der Frau, wo mit großem Fleiß und Eifer die Beweise für die tatkräftige Mitwirkung der weiblichen Arbeit in allen Ressorts des weiten Gebietes aufgestapelt sind. Unter den Sammlungen, die hier anlocken, fesselt die von Richard Dehmels Gattin, die alle möglichen interessanten Dinge systematisch aufbewahrt hat, etwa Postkartengrüße von befreundeten Künstlern mit Zeichnungen und Skizzen oder die verschiedenen Schreib- und Druck-„Zustände" von Werken ihres Gatten — wieder neue amüsante Beiträge zur Pflege der Schriftkunst, die abermals diese und jene verborgene Ecke beleuchten. Überrascht wird mancher sein, von der starken Beteiligung der Frau am Plakatwesen zu hören, dessen Forderungen sich zunächst an männliche künstlerische Energien zu wenden scheinen. Und als Beweis dafür, wie Kampf und Leidenschaft schlummernde Kräfte zu entbinden vermögen, dürfen die ausgezeichneten Suffragetten-Anschläge aus London betrachtet werden, die einer wilden, wahnwitzig und regellos dahinrasenden Bewegung die Keime vortrefflicher künstlerischer Leistungen entnehmen. „Studentenkunst" betitelt sich eine andere Sonderprovinz, die sich in einem spielerisch den Heidelberger Schloßhof nachbildenden „akademischen Viertel" einlogiert hat. Wie das Gelehrtentum der Universitäten hat auch seine übermütige Schwester, die Studentenzunft, von jeher enge Beziehungen zu allen Künsten unterhalten, die auf dieser Ausstellung zu Worte kommen. Es ist die Kehrseite der Medaille, lustig-gravitätischer oder parodistischer Ulk, der auf dem Boden wissenschaftlicher Bildung erwuchs und sich ein eignes kulturhistorisches Daseinsrecht erkämpfte.

Man wandert weiter und stößt auf neue Winkel, die mit kluger Absicht in freier Anordnung im Ausstellungsbezirk angebracht sind, um dem ernsthaften Stoffgebiet durch leichte äußere Formen größere Möglichkeiten der Wirkung auf die erwarteten Massen der Besucher zu sichern. Wenn unsere Schilderung dieser wohlbedachten Zwanglosigkeit folgt, so vermag sie wohl am ehesten den Reichtum und die Beweglichkeit des einzig-

artigen Unternehmens zu spiegeln. So stoßen wir von ungefähr auf ein bezeichnendes Bild des Gegensatzes: eine alte Papiermühle aus Haynsburg bei Leipzig, ist, wie sie stand, hier im Schatten des Völkerschlachtdenkmals neu aufgebaut worden, um ihr Rad im Wasser zu drehen und vor unseren Augen gutes altes Büttenpapier zu fabrizieren — und unmittelbar angebaut wurde ein mächtiges Maschinenhaus mit himmelanragendem Schornstein, das eine moderne Papiermaschine birgt, die in sausendem Tempo unbegreifliche Massen weißer Riesenstreifen erzeugt und ausspeit. Ein sinnfälligeres Beispiel der alle Sinne betäubenden Zivilisationsfortschritte in zwei Jahrhunderten ist nicht denkbar.

Schließlich aber konnte bei diesen Rückblicken auf die Entfaltung aller Schrift-, Druck-, Feder- und Schwarzkünste seit den Uranfängen menschlicher Kultur auch eine Rundschau über das, was nun die freie Kunst aus diesen Wandlungen gewann, nicht fehlen. Die Zusammenhänge ergaben sich von selbst. Der Holzschnitt, die älteste graphische Übung, war ein Zwillingsbruder der Buchdruckerkunst, und ohne die reproduzierenden Bilddruckverfahren, ohne die künstlerische Beratung der Zeichner wäre keine Blüte des Buchgewerbes möglich gewesen. Nun richtete man den Blick weiter in die Runde und gab den Anlaß zu einer Übersicht über die Graphik der Gegenwart, die tatsächlich alle früheren ähnlichen Versuche weit übertrumpft.

Ein originelles Mittelglied zwischen dieser Kunstschau und dem Schrifttum bildet eine Sammlung, die Professor Seliger, der verdiente Direktor der Leipziger Akademie für Graphische Kunst, in der Ausstellung seines Instituts angebracht hat. Er nennt sie „Zeichnung und Handschrift“ und stellt dabei immer eine Skizze und eine briefliche Notiz desselben Künstlers nebeneinander, um die Beziehungen zu prüfen, die sich hier ergeben. Das Ergebnis ist höchst merkwürdig. Oft liegt die Verbindung zwischen diesen Äußerungen durchaus nicht offen zutage, und man muß sorgsam vergleichen, um in die komplizierten Verschlingungen einzudringen, die dabei mit unterlaufen. Dann aber erkennt man — was bei der Mehrzahl sofort und unmittelbar einleuchtet —: wie sich der Strich des Zeichenstifts oder der Nadel im Strich der Schreibfeder wiederholt und mit Nuancen spiegelt. So, daß man einen Einblick in die tiefsten Geheimnisse der Persönlichkeitsäußerung erhält. Und eindringlicher noch als sonst begreift man, wie sich in den zeichnenden Künsten die Individualitäten ohne Umweg offenbaren, wie gerade hier sich das innerste Wesen der künstlerischen Auffassung und Empfindung enthüllt, ohne vom Ballast besonderer technisch-materieller Schwierigkeiten gehemmt zu werden.

Die „Weltausstellung der Graphik“ selbst gibt dann eine umfassende Erläuterung und Ergänzung des Seligerschen Experiments. Es ist eine gewaltige Arbeit, die hier geleistet wurde. Sie imponiert nicht allein durch die Riesenfülle des Stoffes, den man heranschleppte, obschon sie allein schon dem Unternehmen Bedeutung gibt; denn über 5000 Blätter aus aller Herren Ländern wurden herbeizitiert. Sondern sie imponiert weit mehr noch durch die Klarheit und Festigkeit der Organisation, durch die planmäßige Sichtung und Gruppierung, durch den Geschmack der Anordnung, die vielfach gute neue Wege einschlägt. Dabei haben sich die Allgemeine Künstlergenossenschaft und der Deutsche Künstlerbund — zum ersten Male — zu gemeinsamer Tätigkeit friedlich die Hände gereicht, und von allen Seiten wird das „herzliche Einvernehmen“ gerühmt, das über die Grenzen der Länder wie der Kunstparteien hinweg wohltätig wirkte. So hat die Leipziger „Internationale“ hier, wie allenthalben, den großen Kulturring neu geschmiedet, der trotz allen Gegensätzen, Widersprüchen und trennenden Anschauungen die Kinder der Welt zu einer großen Gemeinschaft zusammenschließt. Im Zeichen der Kunst und des Geistes wird eine Brüderlichkeit besiegelt, die keine verwaschene Gleichmacherei treibt, aber doch alle Persönlichkeiten und Nationen, die sich ihrer Mission bewußt sind, dem Ideal eines fernen Zukunftszieles zuführt.

Siehst du —

Siehst auf den Wassern das Glitzern des Lichts,
Wie die zitternden Wellen es tragen,
Die kleinen, die eben noch stille lagen. —
Sag', sahst du, und hörtest du nichts? —

Wohl sah ich einen silbernen Schein,
Wohl hört' ich ein Stimmchen, das leise girrte.
Es mag eine Möwe gewesen sein,
Die träumend über die Wasser irrte.

Es mag ein Gedanke gewesen sein,
Lächelnd gedacht in stillen Stunden,
Der über die Welt gewandert ist
Und hier dich gefunden.

Walter Netto




Das Kreuz der Wahrheit

Roman von Georg Hirschfeld

(Schluß)

ie Schwestern wollten nicht länger in Eschenburg bleiben. Aber Präsident Schwartze riet, auszuharren. Keiner ihrer Schritte sollte wie Flucht aussehen. Sie durften noch nicht untertauchen. So erlebte Thora in allen Verzerrungen die Groteske ihres „Ruhms“. Man kämpfte um sie. Die Stadt war in Parteien geteilt. In Familien, die Frieden haben wollten, wurde die Nennung ihres Namens verboten. Führer der feindlichen Partei blieb Hans Froheimer. Nun entfaltete er erst seine Macht. Thora staunte immer wieder, welcher Haß in einem Menschen wüten konnte, dem sie nicht das mindeste getan. Levin erklärte ihr das Rätsel. Froheimer tue weiter nichts, als den Weg seines Vorteils zu gehen. Umsatteln dürfe er nicht, auch wenn er die Wahrheit erkannt habe. Angenommen, daß Froheimer fern von der öffentlichen Meinung im Bett läge und man ihn mit der Frage aufrütteln würde: ‚Hassest du Thora Brahe?‘, würde er wahrscheinlich antworten: ‚Nein, durchaus nicht! Was fällt dir ein? Aber ich wahre meine Stellung!‘ —

Peter Kugleut schätzte Levin, doch seine kaltblütige Skepsis konnte er nicht mitmachen. In Peters Herzen brannte nur das eine Gefühl: die Ehre Thoras mußte ganz gereinigt werden. Makellos mußte sie aus dem Schmutz, mit dem man sie beworfen, hervorgehen. Er hielt sich beständig in ihrer Nähe. Er wartete nur auf ihre Billigung, um mit allen Waffen gegen Froheimers Anhang zu kämpfen. Aber Thora verschanzte sich mehr als je gegen ihn. Sie ließ ihn in ihr Gemüt nicht hineinblicken.

Peter schonte sie und beschränkte sich darauf, sie gegen die äußersten Taktlosigkeiten zu schützen. Es gab auch mancherlei zu lachen dabei. Thora lachte mit, aus blutendem Herzen, schrill, so daß Peter es immer in den Ohren behielt. Man wußte nicht, was schlimmer war: die Gehässigkeit oder die Begeisterung der Menschen. Heiratsanträge, Bittgesuche, Einladungen von öffentlichen Lokalen, sogar von Variétébühnen, kamen massenhaft. Thora sollte Hand und Vermögen hergeben an bewundernde, sterblich verliebte, spekulative Jünglinge. Thora sollte Unterstützungen schenken, da sie ja „freigesprochen“ wäre. Man bot ihr auch etwas. Sie sollte wie die Saharet bezahlt werden, wenn sie auf der Bühne eine „Conférence“ abhielt und ihre Lebensgeschichte erzählte. Weiter nichts als ihre Lebensgeschichte. In den meisten Briefen der Anbeter steckte natürlich Poesie.

„Thora, Thora! Heldenmädchen!
Zauberin im Feuerhaar!
Laß sie schimpfen, die Banausen —
Bist das Weib doch, wie es war!“

Diese Verse eines Jünglings aus der Konfektionsbranche dienten immerhin zur Erheiterung. Aber die Verehrer wurden auch aggressiv, und dann gab es häßliche Szenen. Den Brahes gegenüber wohnte eine Frau Stefania Coccelius, beliebte Romanschriftstellerin. Diese begeisterte sich für Thora, weil sie einen großartigen Stoff in ihr entdeckte. Sie hatte fünf Töchter: Brunhilde, Sieglinde, Wellgunde, Waltraute und Erda. Erda war die jüngste. Wie ein Hund vor dem Dachsbau wartete Frau Coccelius, bis Thora einmal ihr Haus verließ, um ein wenig Luft zu schöpfen. Kaum hatte sie die Verschleierte in der Abenddämmerung erkannt, als sie auch schon über den Damm rannte und sich mit Brunhilde, Sieglinde, Wellgunde, Waltraute und Erda vor der Entsetzten aufpflanzte. Sie deutete mit ihrem Regenschirm auf Thora und rief wie eine Tragödin: „Das ist sie! Seht sie euch an, Kinder! Ist das eine Meineidige? Sieht so eine Mörderin aus? Nein! Tausendmal nein!“ Weiter kam sie nicht, denn Helene nahm Thoras Arm und stieß sich mit ihr durch Mutter und Töchter, als ob nur Strauchwerk im Wege wäre. —

Falzaros Trotz schien nach der Verurteilung in Wahnsinn überzugehen. Justizrat Gabriel wollte beim Reichsgericht Revision einlegen, aber Falzaro verbot es ihm. So blieb dem Verteidiger nichts

übrig, als ein Gnadengesuch an den König zu richten. Hiervon durfte Falzaro nichts wissen, denn in seinen Wutausbrüchen versicherte er immer wieder, daß er lieber durch den Henker sterben wolle, als sein Leben im Zuchthaus beschließen. Gabriel mußte über seinen Willen weggehen. Erfolgte die Begnadigung, so hatte der Lebende immer noch Hoffnung. Namentlich ein Mensch von der jungen Raubtierkraft des Südtirolers. Gabriel besuchte Falzaro jeden Tag. Er erzählte ihm ‚von der moralischen Verurteilung, die Thora in der ganzen Welt gefunden habe‘. Doch niemals ließ sich Falzaro anmerken, daß dies wie ein Trost auf ihn wirkte. Nur ein bitteres Lächeln kam auf seine Züge, wenn Thora erwähnt wurde — sprach Gabriel von Helene, ballte er die Faust. —

Eines Abends kam Peter Kugleut in großer Aufregung zu den Schwestern. Er hielt ein Extrablatt in der Hand. „Begnadigt!“ schrie er. „Lebenslänglich Zuchthaus!“ Helene sah Thora an — es war besser so. Das schlimmste Gespenst war von ihnen genommen. Thora aber verlor bald den Freudenschimmer, den Peter zuerst auf ihrem Antlitz gesehen. „Das ist vielleicht noch schrecklicher,“ flüsterte sie. „Ein Mensch, wie er. Für immer gefangen . . .!“

Peter ging auf und ab. „Darin liegt nicht das Schlimmste. Ihr Frauen seid merkwürdige Geschöpfe. Immer denkt ihr zuerst an den andern. Der König hat ihn begnadigt. Daraus spricht ein Zweifel an dem Urteil. Das stärkt den Froheimer und seine Partei. Die werden ihre Hetze von neuem anfangen. Entweder drücken sie ein zweites Verfahren durch, oder wir müssen uns wehren, daß die Fetzen fliegen.“

„Wenn es doch Mittel gäbe, den Menschen mundtot zu machen!“ rief Helene.

Peter lachte. „Es gibt schon welche! Aber die kann ich leider nicht anwenden. Dazu muß Ihre Schwester mir Autorisation geben. Na, ich glaube, es wird bald soweit sein!“

Thora warf ihm einen funkelnden Blick zu. Da machte er kehrt und ging. —

Seine Ahnung erfüllte sich. Die Froheimer-Partei kam nach dem Gnadenspruch höher. Da die Presse eben mit einem ergebnislosen Kriegsrummel in der Türkei fertig war, griff sie mit erneuten Kräften nach der Sensation von Eschenburg. Falzaro sollte durchaus ein Märtyrer sein. Man dankte ihm ein „psychologisches Rätsel“. Ungelöste Rätsel duldete man nicht. Bald tönte wie Posaunenklang die Forderung, daß das Verfahren wieder aufgenommen werden müsse. Da verlor Präsident Schwartze die Geduld. Er ließ den Mann, der die Rechte des jungen Mädchens schützte, zu sich kommen. Peter Kugleut hatte eine lange Unterredung mit dem Präsidenten. Als er ihn verließ, stand es für ihn fest, was zu tun war. Er bat Thora um ein Gespräch. Bald saß er ihr in Brahes Studierzimmer gegenüber. Die Seele war beiden übervoll, und sie sahen sich feindselig an, weil sie sich schwach voreinander fühlten. Dann begann Peter: „Ich war heute beim Präsidenten. Er hat mich zu sich kommen lassen. Er verlangt jetzt, daß Sie Strafantrag stellen.“

„Gegen wen?“

„Das wissen Sie doch. Sie müssen Froheimer wegen Verleumdung verklagen. Nur wenn Sie dem Gezücht die Stirn bieten, können Sie es unterkriegen.“

„Mir liegt nichts daran. Die Welt verändert man nicht. Ich wäre schon lange fort, wenn Lene sich nicht immer nach dem Präsidenten richtete.“

Peter atmete schwer. Sie sah, wie seine Augen hinter der Brille hervortraten und sie groß, mit ernstem Flehen anblickten. „Ich bitte Sie,“ stieß er hervor. „Seien Sie vernünftig, Thora. Ich glaube, Sie wissen gar nicht, wofür Sie hier einzutreten haben! Wir sitzen im Zimmer Ihres seligen Vaters. Es gilt seinen Namen!“

„Lächerlich!“ rief Thora rauh. „Sein Name? Dort ist sein Name!“ Sie zeigte auf Brahes Bücher im Schrank. „Ich stehe in keinem Zusammenhang damit. Ich weiß nichts von der Welt meines Vaters und von Ihrer Welt erst recht nicht. Frei sein will ich, allein sein! Weggehen will ich!“

Peter wischte sich die Stirn. „Dazu haben Sie nicht das Recht. Dazu haben Sie nach meiner Ansicht nicht mehr das Recht.“

„Das tut mir leid. Aber ich kann mich um Ihre Ansicht nicht kümmern.“

Thora bereute und griff nach seiner Hand.

„Nein, Herr Peter!... So ist das nicht gemeint! Wir bleiben zusammen, nicht wahr? Aber ein Mann empfindet da ganz anders. Sie wollen Rache und Genugtuung. In mir ist — wissen Sie, was in mir ist? Ekel! Ich bin bis an den Hals in einen abscheulichen Sumpf geraten. Ich habe nur den Wunsch, mich reinzubaden."

„Ja!"

„Aber nicht so, wie Sie es meinen. Glauben Sie denn, daß das überhaupt möglich ist? Daß nicht doch immer etwas an einem hängen bleibt, was die Luft verpestet? Sie kennen die Philister nicht! Die wissen von vornherein, daß sie siegen werden. Durch die gemeine Vergänglichkeit der Dinge! Das ist das Teuflische! Nein, ich glaube, man muß über den Ozean fahren, soweit als möglich, bis nach Australien — und dann wie Robinson auf einer Insel leben. So wird man ausgelüftet! Sonst nicht!"

Peter stand auf und lehnte sich an den Bücherschrank. „Das würde wie Flucht aussehen, das müssen wir vermeiden."

„Glauben Sie, daß es mir auf eine Prinzipienfrage ankommt?"

Peter rang seine großen Hände. „Wenn Sie doch nur ahnten," preßte er hervor, „wenn Sie ein einziges Mal bedächten, was sie andern Menschen schuldig sind. Nicht der großen Menge — die mein' ich nicht — die veracht' ich ebenso wie Sie. Aber die wenigen, die einzigen, die es gut mit Ihnen meinen. Für die Sie ein Stück sind ihres eigenen Selbst..."

„Wer ist das...?"

„Bleiben wir mal bei Ihrer Schwester. Was die von Ihnen hält — daran muß Ihnen doch alles liegen."

Thora schnellte empor. „Weiß ich das nicht?!"

„Bleiben Sie ruhig — um des Himmels willen. Niemand, der es gut mit Ihnen meint, kann zugeben, daß Sie all die gemeinen Beschimpfungen auf sich sitzen lassen. Passivität ist für Sie unmöglich."

Thora schritt langsam auf ihn zu. Eine ungeheure Erregung schien ihren Körper zu durchtoben. Sie hielt sich nur noch mühsam aufrecht. In ihren Augen flackerte es, die Hände waren zu Fäusten geballt. „Wie Sie das immer betonen," flüsterte sie. „Ich!... Gerade ich!... Könnte meine Passivität nicht auch aktiv sein?... Muß eine beleidigte Frau mit den Fäusten um sich schlagen?... Aber ich weiß ganz genau, was Sie meinen. Ich hatte nur gedacht, daß Sie ehrlicher wären... Sie kommen von Lene! Lene schickt Sie — nicht der Präsident!"

„Das ist nicht wahr. Fräulein Helene weiß gar nicht, daß ich mit Ihnen spreche."

„Jedenfalls durchschaue ich jetzt eure Meinung —!"

„Thora, Sie sprechen wie von Menschen, die Ihre Feinde sind — —"

„Gebt es doch zu, was ihr von mir haltet! Laßt doch die Maske fallen! Ihr glaubt mir ja im Innersten doch nicht. Mein Eid ist euch nicht einen Pfifferling wert!"

Sie brach weinend zusammen. Da loderte es in Peter Kugleut auf. „Ihr Eid!?" rief er mit hoch erhobener Faust. „Das werde ich Ihnen beweisen!"

Er rannte zur Tür. Da hielt sie ihn zurück. „Herr Peter!" bat sie schluchzend. „Haben Sie Geduld mit mir! Mit mir ist es ja doch aus. So oder so. Ich weiß nicht mehr — was soll ich denn tun?"

„Sie sollen bleiben... Sie sollen mir überlassen, was unumgänglich nötig ist."

„Was wollen Sie denn?"

„Wenn es Ihnen widerstrebt, die Sache dem Gericht zu übergeben, so werde ich Froheimer bei der nächsten Gelegenheit stellen und ohrfeigen."

„Nein!..."

„Dann muß er Farbe bekennen. Dann kann ich ihm wenigstens eine Kugel auf den Pelz brennen."

„Und Sie?! Froheimer ist der beste Schütze der Stadt! Glauben Sie, daß ich das dulde?"

„An mir ist nichts gelegen. Ich bin dazu da!"

In Thoras Seele griff es wie mit unbekannten Händen. Sie starrte Peter an. Wie er vor ihr stand, wie anders seine Stimme plötzlich tönte... Ein großer, metallischer Klang, letzte Bereitschaft, unbeirrbare Liebe. Seine Augen leuchteten sie an. Er wollte für sie eintreten, er wollte für sie sterben. Rein sollte sie werden durch ihn. Thoras Augen ruhten in großem Begreifen auf Peter Kugleut. Es

kam in ihr empor, was sie schön machte, so weit es auch ihr Bewußtsein von Frauenreiz entfernte. Der Knabe erblühte in ihr, der kühne Kamerad. Sie hatte unfehlbare Waffen, die sie ihrem Ritter reichte.

„Herr Peter," flüsterte sie, „Sie sollen nicht leiden um mich. Nein. Ich will mich schon wehren. Ich will ..."

Er unterbrach sie. „Sie sollen nur tun, wovon Sie überzeugt sind. Lassen Sie mich! Sie leben auf einer andern Welt — Sie dürfen das! Aber Ihre Welt zu verteidigen — dazu bedarf es ...! Können Sie denn nicht die Freude, die unsereiner davon hat, begreifen?"

Diese rauh liebevollen Worte besiegten Thora. Tränen stiegen ihr jäh in die Augen, sie fühlte ein namenloses Glück. Peter starrte sie an — dann wußte er, was in ihr vorging. Anbetung ergriff ihn, er brach vor ihr nieder. „Thora! Thora!" flüsterte er wie ein hilfloses Kind. Sie ließ ihm ihre Hände. Und als sie ihn fühlte, in seiner ganzen, reinen Mannesgewalt, kam ungeahnte Erlösung über sie. Ein dunkles Bild, das bis in ihre Träume gedrungen war, zerteilte sich langsam. Aus allen Nachtgespinsten klärte sich der neue Tag, und das Furchtbarste schien nun notwendig gewesen zu sein.

⁂ ⁂ ⁂

Als die Verlobung des Privatdozenten Peter Kugleut mit Thora Brahe in Eschenburg bekannt wurde, erschrak man. Man verstand die Antwort. Der Verteidiger war gekommen, der das wahre Opfer nicht scheute. Peter Kugleut stand in der Universität vor der Professur. Sie ging dem Bräutigam Thora Brahes verloren. Das mußte er am besten wissen. Wer soviel für ein Mädchen hergab ... Man stutzte und überlegte sich die Sache. Man sah beirrt auf Froheimer.

Bevor Peter die gerichtliche Klage zuließ, forderte er den Redakteur. Diese Sensation überraschte eines Morgens die Stadt. Aber die hitzige Spannung bekam sofort einen kalten Überguß. Es wurde nichts aus dem Duell. Hans Froheimer lehnte die Forderung ab. Nicht etwa, weil es ihm an Mut fehlte, sondern weil er ein Volksvertreter war. Man hatte ihn in den Reichstag gewählt, und die bevorstehenden Pflichten gegen das Vaterland duldeten nicht, daß er für die Beleidigung einer Frau mit seinem Leben eintrat. Aber Froheimers Abreise zum Parlament erlitt eine unliebsame Verzögerung. Just vor dem Bahnhof begegnete er Peter Kugleut, der ihm zwei schallende Ohrfeigen versetzte. Da wurde der arme Hans vor Aufregung krank und mußte zu Hause bleiben. Er verklagte den Privatdozenten. Aber Rechtsanwalt Neumeister, der Verteidiger Thora Brahes, reichte als Antwort die Klage wegen verleumderischer Beleidigung ein. Es war eine böse Wendung. Die Sache des sonnigen Redakteurs stand schlecht. Er begriff es allmählich. Zitternd horchte er auf jede Schwankung der öffentlichen Meinung. Gern hätte er mit seiner geschickten Hand der Wage einen Stoß gegeben. Aber er mußte sich zurückhalten. Die Konkurrenzblätter, die täglich darauf lauerten, Froheimers Zeitung zu überflügeln, traten für Thora Brahe ein und paukten auf den Verleumder los. Böse Worte — Hans war ganz andere gewöhnt.

Gabriel hielt noch zu ihm, aber in der skeptischen Art, die nicht wirkte. Er war auch schon mit einem anderen Aufsehen erregenden Prozeß beschäftigt. Wie Tubal seinen Freund Shylock, ließ er Froheimer in der Schwebe zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit. Peter Kugleut dürfe niemals Professor in Eschenburg werden, aber die Verteidigung Froheimers könne Gabriel nicht übernehmen — er sei überlastet. Präsident Schwartze habe gestern im Gerichtssaal einen leichten Schlaganfall erlitten, aber die erhoffte Demonstration des Publikums bei der Überführung Falzaros ins Zuchthaus sei ausgeblieben. Nur einige Gaffer hätten sich eingefunden. Held des Tages sei jetzt Herr Katzenstein, der Wucherer des neuen Prozesses. Es waren die ersten, wirklich schweren Tage in Hans Froheimers Leben.

Thora Brahe und die Ihrigen gingen indessen zielbewußt ihren Weg. Nicht nur in Eschenburg stöberten sie das Geschmeiß auf, auch sonst überall in deutschen Landen, wo es sich auf Frauenehre gesetzt hatte. Gunst und Mode vergingen schnell — auch der Gerechteste mußte sie wahrnehmen. Sonst wagte sich das Geschmeiß in anderer Gestalt wieder hervor. Jeder Publizist,

der in Froheimers Art geschrieben hatte, erhielt seinen Denkzettel. Der Staatsanwalt griff nach hundert Seiten zugleich. Man entsetzte sich, und wohlwollende Mahnungen kamen zu Thora Brahe. Sie solle nicht zu weit gehen. Die Gunst des Augenblicks sei leicht zu mißbrauchen. Für eine Frau in ihrer Lage schicke es sich zu bedenken, wieviel Unglück sie über arme Geistesarbeiter und ihre Familien bringe. Solche Stimmen waren geeignet, Thora irrezumachen. Ihre Resignation, die nicht Weichheit, sondern geschmiedete Härte war, kam wieder empor, ihr Ekel, ihr Ruhebedürfnis. Sie sprach den Männern, die für sie kämpften, den Wunsch aus: nur zeigen, daß man Zähne und Krallen hatte — dann laufen lassen, was der Lauf der Welt war. Einsamkeit finden, Trost im Sieg ... Levin zuckte die Achseln. Er blieb im Haß seiner Rasse. Peter Kugleut wußte wohl, wieviel Schönes und Großes sich in Thoras Wunsch verbarg. Er hatte allen Grund, sich dessen zu freuen. Aber Thora wollte seinem innersten Gefühl nicht entgegenkommen. Seine Angst, daß der Dämon ihres Lebens wieder auftauchen könne, war so groß, wie seine Liebe. Thora konnte beide nicht ermessen. Sie sah ihn in der wachen Wirklichkeit kämpfen, zäh und unerbittlich.

Froheimers Sache stand schlecht. Der Gerichtstag kam, und er wurde zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Das Publikum regte sich gar nicht sonderlich über die Katastrophe seines Lieblings auf. Nicht mehr jedenfalls als über die übrigen Nachrichten von Thora Brahes Rachefeldzuge. Überall hatte man zu ihren Gunsten entschieden. Es waren schlimme Tage für schuldbewußte Geistesritter. Trotzdem kam Peter Kugleut nicht zu der ruhigen Siegerfreude, die tiefer reichte, als die Welt verstand. Thora wurde auch jetzt nicht von ihrer verzehrenden Unruhe verlassen. Sie konnte nicht mehr atmen in Eschenburg, nicht einen Tag länger bleiben in dieser Stadt. Peter entschloß sich. Der Universität, die einen so großen Teil seiner Lebensarbeit enthielt, sagte er leichten Herzens Ade. Hier durfte er nichts mehr hoffen. Es trieb ihn in seine Heimat zurück, er wollte sich in Freiburg habilitieren. Mochte die Professur, die ihm schon so nahe war, wieder hinausgerückt sein — mehr als der Lohn seiner Arbeit war ihm Thora. Die Frau, die ihm angetraut werden sollte, kam auf neue Erde. Er hatte ihr die Scholle geschaffen, auf der sie erblühen konnte. Jetzt mußten die letzten Schatten schwinden.

Thora stimmte zu, nach Freiburg zu ziehen. Sie bat Helene, ihr Leben mit dem ihrigen zu verbinden. Aber Helene konnte nicht ja sagen. Was in ihr vorging, war schwer ersichtlich. Ihre Freude an Thoras Glück war tief, aber sie empfand sich nicht als Genossin, sondern als Störung. War sie wieder so opfermutig klug, oder hing ihre Weigerung mit einem eigenen Erlebnis zusammen? Es war auffällig, daß in der Zeit der guten Wendung der beste Freund fernblieb, den die Mädchen außer Peter gefunden hatten. Hermann Levin war nach Froheimers Verurteilung nach Italien gereist. Seine Abreise war plötzlich und unbegründet. Mit Helene war er am vertrautesten gewesen, aber ein Verschlossener war an eine Verschlossene geraten — was vorgefallen, erkannte man nicht. Helene antwortete kurz: „Er braucht die Reise für seine Kunst. Er kommt in Eschenburg nicht weiter.“ Dann fügte sie hinzu: „Ich gehe wieder nach England. Papa habe ich nicht mehr; was soll ich hier noch?“ Ein kurzer, scheuer Abschied — Kuß und Händedruck — ehe man wußte, wie es geschehen, war Helene fort. —

Im Schwarzwalddorfe Waiblingen fand Peters und Thoras Trauung statt. Es war Peters Heimat; in derselben Kirche war er einst getauft worden. Mutter Philomena war mitgekommen. Thora hatte jede Scheu vor ihr verloren. Sie spürte, daß Peters Mutter nicht angekränkelt war. Das einsame Leben auf den Eschenburger Weinbergen hatte der alten Frau das Beste gebracht, einen Blick in die Tiefe. Sie sah weiter nichts als das Menschenkind, das ihr Peter liebte. Philomena hatte die Kraft, sich ganz zu bekennen.

So konnten endlich wieder Seelen zueinander kommen. Menschen und Dinge bekamen ein anderes Gesicht. Thora hatte nicht gedacht, daß soviel Hoffnung für sie noch erblühen könnte. Ins ehrliche Leben

schritt sie wie in ein schönes Traumland hinein. Was sie als Mädchen oft gedacht hatte — wie einförmig und dumpf mußte doch das Dasein einer Frau bei solchem Manne sein — jetzt brannte es sie, wie Scham. Das einst Unmögliche war ihre einzige Möglichkeit geworden. Sie wollte die Thora Brahe, die Peter Kugleut um seines Namen willen verspottet hatte, ganz vergessen. Was ihr gefährlich war, stieß sie bewußt zur Seite. Was das Gute in ihr sicherte, sammelte sie mit eifriger Hand. Und das tiefste Mittel zum Zweck war ihr der große, blonde Peter selbst. Er, der alles opfern konnte, wenn er alles empfing.

Die Neuvermählten wollten Mutter Philomena mit nach Freiburg nehmen. Aber unter den blühenden Apfelbäumen der Heimat gelang es ihnen nicht, sie zum gemeinsamen Haushalt zu bestimmen. Die Alte hatte ihr eigenes, großes Erlebnis. An Eschenburg hatte sie sich des Sohnes wegen gewöhnt. Nun aber war Peter verheiratet. Philomena war eine viel zu klar denkende Mutter, um für den eigenen Abend sorgend den Morgen anderer zu beschweren. Als Peter und Thora ihr sorgenvoll sagten, sie werde nun allein stehen, sah sie lachend in die schimmernde Blütenpracht auf und rief: „Nein, Kinder! In Eschenburg bleib' ich nit! Das Teufelsnest! Aber hier in Waiblingen bleib' ich! Da könnt ihr mich oft besuchen! Meine Puppen bring' ich hier noch besser zusammen — darauf verlaßt euch!" Die letzten Worte sagte sie wie eine alte Künstlerin, die ihre besten Kräfte aus der Heimaterde holt.

Die erste Woche ihrer jungen Ehe verbrachten Peter und Thora mit Philomena in Waiblingen. Peter kaufte der Mutter ein Häuschen mit Obstgarten. Es lag dem Schulhause gegenüber, wo ihr armer Mann sich einst mit den Dorfkindern geplagt hatte. Drüben hatte man gewohnt, dort war Peter aufgewachsen. Im Abendrot meinte er noch die Geige des Vaters unter den Blütenbäumen zu hören. Dieser Stätte gegenüber schloß sich der Mutter Lebensring: auf dem Friedhof an der Kirchenmauer lag das Grab, das sie nun wieder pflegen konnte.

So gab das Glück der Mutter dem Glück der Kinder erst den richtigen Klang. Dann aber mußte man sich trennen. Philomena reiste nach Eschenburg zurück, um ihre Übersiedelung vorzunehmen. Peter mußte sich in Freiburg habilitieren. Im Herbst wollten sie die Mutter wiedersehen. — Thora kannte Freiburg von einer Reise her, die sie mit dem Vater dorthin gemacht hatte. Sie liebte die süddeutsche Schönheit dieser Stadt und freute sich auf den neuen Wohnsitz. Thora war jung. Sie konnte von des Tages Wut und Mühsal geschüttelt worden sein, bis zum Zusammenbruch — in der Nacht gesundete sie, und am Morgen sah sie wie ein Kind die Welt an. Sie wollte noch hoffen und hoffte. Mit der ganzen Kraft ihrer lebenshungrigen Seele ging sie auf die neue Existenz zu. Wohl hatte sie den Schatten der Vergangenheit nicht vergessen, aber er folgte ihr wie jedem anderen Menschenkinde. Was für sie sprechen mußte, hatte gesprochen.

Peter hielt sich in ruhiger Kraft neben ihr. Er mußte mehr Gespenster niederzwingen, als Thora ihm anmerkte. Aber er blieb in Bereitschaft, seine Waffen vergaß er nie. So gefiel ihm die Welt, und auch er wollte sie aufs neue erproben.

„Ist das nicht wunderlich?" sagte er eines Abends zu Thora, als sie über die Freiburger Waldhöhen wanderten und unter sich das alte Bild der Stadt sahen. „Man fühlt sich, als ob man aus einem furchtbaren Lärm, aus einem Saal, wo hunderttausend Menschen zusammengepfercht sind, plötzlich in die Nacht entlassen ist. Draußen schöpft man Atem und lacht. Es gibt doch zwei Welten, wahrhaftig. Warum ist man überhaupt in den schauderhaften Saal gegangen? Ja, warum!... Man begreift immer erst nachher, daß alles nur Lärm war."

Thora spürte Peters Erregung und war von seiner plötzlichen Äußerung überrascht. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. Ein Ringen war in ihm, ein Klang aus schwerster Zeit. „Ja, Peter," sagte sie leise. „Man muß den Menschen wohl immer mehr glauben, als sie verdienen. Das ist der schöne Schein — nicht wahr? Was traut man nicht alles der wunderbaren Stadt da unten zu?"

„Hm... Wollen sehen, wie sie sich benimmt."



Hirtin. Gemälde von Prof. Max Thedy
(Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1914)

Thora sah in leichtem Erschrecken zu ihm auf. Aber er lächelte. Sie blieben unter einer uralten Tanne stehen; er küßte sie.

„Merkwürdig," sagte Peter nach einer Weile, „wir haben doch alle was von Lene, die an ihren Fuß denkt, wenn die Menschen eben anfangen, ihr in das geistige Auge zu blicken. Wenn man nicht so abhängig wär'..."

„Wovon?" fragte Thora, ihre Augen gespannt auf Peter richtend.

„Cäsar soll von einer Maus beunruhigt worden sein. Ich habe zwar wenig Ähnlichkeit mit Cäsar, aber ich begreife jetzt, daß man immerfort Schanzen um sich bauen muß."

„Man muß sie eher wegreißen."

Peter lachte auf. Aber es war kein reiner Ton in seinem Lachen. „Ihr Frauen könnt immer in eurem Gehege bleiben. Ich meine — ihr denkt, das Leben besteht aus einer kolossalen Wohnung mit vielen hundert Zimmern. Wenn man aus einem Zimmer ins andere geht, macht man einfach die Tür zu und dreht den Schlüssel herum. Dann hört und sieht man nichts mehr. Aber wir Männer haben's schwerer."

Er schwieg und merkte erst nach einer Weile, daß auch Thora still geworden war. Da fühlte er Reue und zog sie bittend an sich. „Glaubst du, daß wir Frauen es leicht haben?" fragte sie düster.

Er errötete, was dem großen, stämmigen Menschen etwas Rührendes gab. „Nein, nein — ich weiß schon — aber..."

„Was ist dir denn, Peter? Hast du Ärger gehabt?"

„Ärger..."

„Meinetwegen?"

„Aber Thora! Ich bitte dich! Mich soll nur einer schief ansehen — den zermalm' ich!"

Es brach viel zu heftig aus ihm los. Jetzt sah sie in ihn hinein. Aber sie blieb gefaßt. „Du wirst dich an manches gewöhnen müssen. Das hab' ich vorher gewußt. Du hast ja eine ‚berühmte' Frau, Peter. Glaubst du, in Freiburg liest man keine Zeitungen? Daß sie neugierig sind — darauf war ich gefaßt. Aber ich finde das alles bedeutungslos. Was wir brauchten — vor den Menschen mein' ich — das haben wir. Semper aliquid haeret, heißt es irgendwo. Aber man muß drüber weg. Es darf einfach nicht gelten, Peter. Sonst machen wir uns ja abhängig, wenn wir uns eben befreit haben."

Peter nahm ihre Hand, aber sie fügte erregter hinzu: „Sage mir doch, daß du weißt, was ich unter Freiheit verstehe. Daß es etwas ganz in uns ist — und das andre — das ist alles draußen."

„Ja, Thora... Das weiß ich... Wofür lebt man denn? ... Das verteidige ich ja immer... Verzeih mir, daß ich davon angefangen habe... Wirklich — Freiburg ist wunderbar."

„Du sollst mir immer alles sagen."

Ernst sah er ihre Augen auf sich gerichtet. Thora hatte etwas Frauenhaftes in den letzten Tagen bekommen. Unbeirrbares Suchen nach Pflicht lag auf ihren einst so schwankenden Zügen. Er wußte, welche große Hoffnung in ihr jetzt Leben gewann. „Sei ruhig — das sind Nerven, Thora... Mein Liebstes, ich kann es halt nicht lassen, alles Dunkle ins Helle zu bringen, halb Bewußtes ins vollständig Bewußte. Wir Schwarzwälder sind Grübler."

„Denkst du oft an Falzaro?" fragte Thora plötzlich. Es kam wie selbstverständlich von ihren Lippen wie etwas, das lange an der Tür gestanden hatte und nun eintrat.

Er zuckte zusammen. „Denkst du an ihn?" fragte er etwas rauh.

„Ich glaube nicht, daß du mich danach fragen mußt, Peter."

Er verstand sie und sah zu Boden.

„Falzaro ist nicht tot," fuhr Thora fort, indem sie in das ergrauende Tal blickte. „Vielleicht ist etwas in ihm, was immer leben wird."

„Was ist das?"

„Das Böse, Peter. Ich muß natürlich oft daran denken, daß er im Zuchthaus ist, ohne Hoffnung... Für ihn ist das schlimmer als der Tod... Er ist ja kein gewöhnlicher Verbrecher, Peter."

Peter nickte. „Glaubst du, daß er sich mit Fluchtgedanken trägt?" Erschrocken sah er, daß Thora zu zittern anfing. „Nun, nun — das ist ja gar nicht möglich — — beruhige dich. Aus dem Zuchthaus entwischt man nicht so leicht..."

„Sprich davon nicht! Manchmal —

wenn ich daran denke — kommt eine entsetzliche Angst über mich! Glaubst du, daß Lene aus einem andern Grunde nach England gegangen ist? Sie glaubt sich in England sicherer."

„Vor — ihm? Ja, was glaubt ihr denn eigentlich?! Erstens entkommt er nicht. Und zweitens — wenn er entkäme —"

„Dann würde er uns alle umbringen. Lene sicherlich."

„Thora, Thora... Aber wir wollen davon still sein. Der Arzt hat dir jede Aufregung verboten. Du sollst besonders jetzt nicht an gewisse Dinge denken... Du verstehst mich."

Sie gingen schweigend zur Stadt hinunter. Thoras Füße waren unsicher — sie strauchelte im Geröll. Peter stützte sie. Wärmer und ruhiger wurden beide. Die Nähe der Stadt tat ihnen wohl. Aber Peter war ein Bauer, der doch noch heraussagen mußte, was ihm im Gemüt saß. „Warum meintest du eigentlich — verzeih mir die Frage — warum meintest du, daß er sich an dir rächen würde? Angenommen, daß es ihm gelänge ... Ich glaube, du hast das gemeint?"

Thora starrte vor sich hin. „Laß das, Peter. Wozu sollen wir uns mit Gespenstern quälen?"

Er sah sie von der Seite an. Es war nicht sein Blick sonst. Dann sagte er etwas heiser: „Du hast recht... Ich halt' jetzt auch den Mund ... Verstanden hab' ich dich zwar nicht. Aber jedenfalls — nur keine Furcht vor dem Halunken. Du bist wahr. Du bist im Innersten wahr. Aber der — — der ist im Kern verfault und verlogen..."

Er war plötzlich heftig geworden. Er wollte ihr seine Meinung aufzwingen. Aber sie schüttelte den Kopf, ohne ihr Herz von seinem Herzen zu entfernen. „Nein, Peter. So darf man es auch nicht nennen. Das ist nicht tief genug, Peter. Falzaro ist vielleicht so wahr wie ich."

⌘ ⌘ ⌘

Sie sprachen in Freiburg nicht mehr davon. Das äußere Leben nahm ihre Kräfte ganz in Anspruch. Peter war zuversichtlich nach Freiburg gekommen. Was er wissenschaftlich geleistet hatte, stand fest. Der beste Schüler Bernd Brahes war eine Bereicherung jedes Lehrkörpers. Aber weil Peter im Innersten selbst nicht ganz aufs Sachliche gerichtet war, ließ seine Bescheidenheit ihn nur die Facultas docendi erstreben. Er suchte dasselbe, was er schon lange in Eschenburg gehabt hatte. Jeder andere an seiner Stelle hätte auf eine Professur gerechnet. Nur hineinkommen ins neue Land wollte Peter. Mit den offenen Augen seines reinen Gewissens begegnete er den Fremden. Zuerst täuschten sie ihn. Viel Liebenswürdigkeit, die das leichte, süddeutsche Sprachwerkzeug hatte, empfing ihn. Aber immer wieder mußte er hören, wie schwierig die Verhältnisse in der Fakultät wären. Eben jetzt! Wenn er ein Jahr früher gekommen wäre! Peter zuckte die Achseln — vor einem Jahr saß er noch fest in Eschenburg. Da wußte er nichts von seiner Lebenswende. Jetzt, hörte er, hätten die „Alten" wieder die Oberhand. Peter widersprach. Er sei auch nicht modern. Aber die freundlichen Kollegen zuckten die Achseln. Es handle sich nicht um wissenschaftliche Maximen, sondern um gewisse Lebensanschauungen, Lebenskurse sozusagen — da ständen die „Alten" hinter einer himmelhohen Mauer. Ja, wenn man nur mit der akademischen Jugend zu rechnen hätte!... Die hätte das weite Herz, die verständnisvolle Hingabe! — Immerhin — bei Peters Bedeutung sei es ausgeschlossen, daß sein Gesuch nicht bald eine entschiedene Berücksichtigung fände. Ob denn kein Ruf von anderen Hochschulen an ihn ergangen sei? Nicht? — Nun, es würde schon werden. Er müsse nur ein bißchen Geduld haben. Auf Wiedersehen. Und Dank für Peters Besuch.

Dies war der Verlauf der Visiten, die Peter zunächst allein machte. Befriedigt war er nirgends. Er stieß auf eine undurchsichtige Zurückhaltung. Brotneid konnte Peter nicht annehmen. Sein Spezialfach war unbesetzt. Er spürte ein persönliches Motiv, das man verschleierte. Als Peter durch die friedlichen Gassen Alt-Freiburgs schritt, hatte er oft ein Gefühl, das ihm weh tat: er sah ein harmonisches Heimatleben, zu dem er zu gehören schien, aber er durfte höchstens übernachten. Als er sich seinem Hotel näherte, fiel ihm erst ein, daß die freundlichen Kollegen ihn mit keinem Wort nach seiner Frau gefragt hatten. Daß er verheiratet war, wußten

sie. Sie wußten es wahrscheinlich nur zu gut. —

Peter und Thora lebten noch immer in einem Hotel. Es wollte ihnen nicht gelingen, eine geeignete Wohnung zu finden. Die Freiburger waren wunderliche Leute. Sie hatten etwas Zerstreutes bei allen Verhandlungen. Peter suchte vergebens die letzte Sachlichkeit. Der alte Rentner oder die korpulente Madame ließen ihre Äuglein beständig über Thora schweifen, während man Mietspreis und Teppichklopfen besprach. Die junge Frau schien überall zu interessieren. Daß man hier in jeder Gasse schon von ihrer Vergangenheit wußte, hielt Peter für ausgeschlossen. Aber wenn auch, zum Teufel! Das Reichsgericht hatte für sie gesprochen, in ganz Deutschland Presse und Richter! Konnte Thora den Kopf nicht höher tragen, als manche ehrsame Hausfrau, die mißtrauisch mit ihr sprach? — Jedenfalls — man fand nicht den Mut, einen Kontrakt zu schließen. Wenn Peter und Thora wieder auf der Straße waren, kämpften sie etwas nieder, was in beiden aufloderte. Enttäuschte Sehnsucht, Kleinlichkeit, wo man Großes erhofft hatte. Heimatlosigkeit . . .

Sie gaben es vorläufig auf, sich einzurichten, und zogen in eine Pension. Peter wollte hier abwarten, ob er den Ruf an die Universität erhielt. Er arbeitete, und Thora hatte viele einsame Stunden. Anfangs bemühte sie sich, Peters Famulus zu werden, aber was Helene befriedigt hatte, blieb ihr stumpf und leer. Thora war kein Mensch für mikroskopische Experimente. Lachend sah Peter, wie sie immer wieder die Geduld verlor. Da sie ihn eigentlich nur störte, ließ er sie bald aus seinem Laboratorium heraus. Fremd schritt Thora an den Menschen vorüber. Es war ihr oft, als ob etwas an ihr haftete, was jeder Gassenjunge sofort bemerkte. Jetzt erst verstand sie Helene ganz. Wie sie fand sie die Rettung ihrer Menschenwürde in der Einsamkeit. Stundenlange Wanderungen auf herbstlichen Höhen beruhigten Thora. Aber es war nur eine Scheinruhe. Peter vergaß sie in der drohenden Tannendämmerung. Dafür tauchte eine andere Gestalt vor ihr auf und begleitete sie geisterhaft auf ihren Wegen, ohne daß sie sich dagegen wehren konnte. Sie glaubte vielmehr durch dieses Beisammensein zu neuer Erkenntnis zu kommen. Der Feind war gefangen. Aber seine Rätsel waren noch zu lösen. Alles, was Thora fern vom Lärm der Welt nun wissen wollte. Bald kam es dazu, daß der Gefangene zu sprechen anhub, daß sie seine Klage hörte, erschüttert, als ob sie dem Prometheus begegnet wäre, dem angeschmiedeten Feuerdieb.

Thora kehrte abends oft verstört von ihrer Wanderung heim. Peter sah es. Aber er befragte sie nicht. Trotz allem Schwanken und Wogen gab ihm das Gefühl eine eiserne Sicherheit: sie konnte ihm nicht untreu sein. Sie litt kein Frauenleid, sondern nur den Gram des erkenntnissuchenden Menschen.

Der Winter kam. Als Peter eines Tages einen Dozenten der Universität auf der Straße traf — es war Kollege Dominik, der immer am freundlichsten gegen ihn gewesen — sah er ein verdutztes, fast unangenehm berührtes Gesicht. Peter mußte lachen. „Ja, ich bin noch immer da, Herr Professor! Verzeihen Sie! Ich warte auf meine Anstellung!“ „Wir hatten, offen gestanden, gedacht, daß Sie längst fort wären. Da niemand mehr das Vergnügen hatte, Sie zu sehen . . .“

„Na, groß wäre das Vergnügen wohl nicht gewesen? Nehmen Sie mir's nicht übel . . .“

„Bitte sehr, Herr Doktor. Da täuschen Sie sich. Bernd Brahes bester Schüler wäre uns höchst willkommen.“

„Aber sein Schwiegersohn —“ „Wie meinen Sie das?“ — „Ich wollte sagen — die Dinge haben sich ungünstig gestaltet. Jetzt hat der alte Geheimrat Feldhammer seinen Neffen Doktor von Moritz eingeführt. Doktor von Moritz hat leider begründete Aussicht — —“

„Ich lasse sie ihm. Ich will überhaupt nicht stören. Ich habe nämlich die Absicht, bald zu verschwinden.“

„Gefällt es Ihnen nicht mehr in Freiburg? O, das ist aber schade.“

„Meiner Frau gefällt es nicht mehr. Auf die Frau muß man Rücksicht nehmen — nicht wahr? Ich empfehle mich, Herr Professor!“

Peter ließ den Kollegen Dominik stehen und ging nach Hause. Es war noch früher Nachmittag. Zu seiner Überraschung traf

er Thora, die er „über alle Berge" geglaubt hatte. Sie saß still an seinem Schreibtisch und wartete auf ihn. „Nun? Du bist nicht weggegangen? Bei dem schönen Wetter?"

„Doch, Peter. Ich war aus. Aber ich kam nicht weit. Ich fühlte mich ... etwas sonderbar." Sie sprach sehr matt. Ihr Aussehen war verändert. Besorgt setzte er sich neben sie.

„Es bekommt dir hier nicht gut, die ganze Atmosphäre, nicht wahr, Thora — lächle nicht — ich weiß es. Es geht mir genau so. Darum habe ich heut meinen Entschluß gefaßt."

Sie horchte auf. „Was für einen?"

„Ich denke — wir bleiben nicht in Freiburg. Wir gehen nach Waiblingen — zur Mutter..."

Sie stand auf und umarmte ihn. „Ja, Peter," flüsterte sie. „Da kommen wir beide zur Ruhe."

„Da kommen wir beide zu dem — was die Hauptsache ist — —"

Philomena schuf der werdenden jungen Mutter das richtige Nest. Die Alte lebte in ihrem Häuschen schon, als ob sie Waiblingen nie verlassen hätte. Nun war Peter der Wanderer. Thora blieb in der Obhut der alten, fleißigen Frau. Aber Philomena ließ jetzt die Puppenkleider beiseite und arbeitete an Sächelchen, die für ein Wesen, etwas größer als Puppen, bestimmt waren. Kam jemand von draußen zur Tür herein und sah ihre Arbeit, so verfiel er einem verzeihlichen Irrtum. „Wird das eine schöne, große Puppe, Frau Kugleut! Die haben wohl recht reiche Leut' bestellt?"

Die Alte kicherte. „Garnit so reich! Aber doch!" Sie sagte es in heiterer Ehrfurcht. Der Besuch verstand sie nicht. Thora lag auf dem Sofa und blickte lächelnd zur niederen Decke.

Peter wanderte draußen. In der Luft war flimmernde Kälte — man roch schon den Schnee. Weiße Weihnachten — Friede auf Erden. Peter empfand ihn tiefer als Thora einst auf Freiburger Wegen. Er glaubte endlich sicher zu werden. Die große Abrechnung kam. Er hatte in Freiburg vom „Lärm" gesprochen, wie von etwas Überwundenem. Nun erst fühlte er, wie er langsam hinter ihm verstummte. Es wurde wirklich still um ihn her. Was für ein wunderbarer Trost lag doch darin, daß jetzt gerade Thoras Bild ganz rein vor ihm auftauchte...

Er setzte sich auf einen Feldstein. Ringsum lag aufgepflügter Acker, und in den schwarzen Furchen suchten Rehe ihre kärgliche Nahrung. Sie fürchteten nur Hunger, nicht den Menschen. Peter sah in reiner Zärtlichkeit den schönen Geschöpfen zu. Sie konnten nicht wissen, ob er den Tod für sie plante. Aber sie liefen nicht davon. Er griff in seine Tasche und holte das Vesperbrot heraus, das die Mutter ihm mitgegeben hatte. Es drängte ihn, irgend etwas für das hungernde Getier zu tun. Da galoppierten die Rehe davon. Peter sah lächelnd ihren weißen Lichtern nach. Unvernunft, zog es ihm träumend durch den Sinn. Aber der Mensch ist verdächtig. Das holt man nicht ein.

Er sah in die untergehende Sonne. Ein frostig roter Ball, der das wunderbarste Farbenspiel über den Himmel breitete. Feuerbänder in Violett und Grün und Azurblau. So schied das Herrlichste. Bald kam ein Verblassen. Aber Thoras Bild bestand. Wenn Wahrheit wirklich nur eine Spiegelung des Lichts war, siebenfarbig in farblosem Kristall, so mußte man das Zeitatom ergreifen, worin die Beständigkeit ruhte. Der Mensch stand unter der Sonne, ohne Farbe, ohne Licht.

Fröstelnd wandte sich Peter von dem verblassenden Sonnenrot ab. Jetzt entfärbte sich der Umkreis ganz. Und in die harte Deutlichkeit ließ Peters träumendes Auge Gestalten treten, die er lange nicht gesehen hatte. Bernd Brahe ging an ihm vorüber. Aber er erklärte das Geheimnis seines Todes nicht. Er lächelte nur, still und listig wie immer, als ob er auch im Jenseits die Menschen ärgern wollte. Dem Vater folgte Betty. Sie trug ein Kreuz und lächelte geduldig. Blut war nicht mehr in ihren Adern — alles hatte sie fließen lassen für den, der sie betrogen hatte. Betty schwand. Helene kam. Auch sie, die Zögernde, trug ein Kreuz, aber in ihrem Körper tobte noch das Blut des Lebens. Sie reckte sich, sie schüttelte den unerlösten Leib. Ihr Kreuz hing fest an den Schultern.

Nun kam auch er. In grauer Sträf-

lingskleidung. Auch Falzaro trug ein Kreuz. Peter sah es mit stockendem Herzen. Es war ein Kreuz von rohem, unedlem Bau, wie das jener Sünder, die neben Christus starben. Aber er trug es. Er suchte im Dämmergrau den Größeren, an dessen Seite er leiden konnte.

Wenn Thora ihn jetzt sähe... Das durfte nicht sein. Bei dieser jähen Empfindung ertappte sich Peter. Er stand auf. Da schwanden die Schatten. Im Nebelgrau des Abends ging Peter nach Hause. Auf seiner Stirn lag eine tiefe Furche. Die Wanderung, die ihm das Beste gebracht, solange die Sonne zu sehen war, erfüllte ihn nun in der Dunkelheit mit dem Schlimmsten. Er tastete wieder. Sein Glaube verwirrte sich. Was war Manneswert? Und wo war der Richter, der ihn wertete? — Falzaro und er. Ein Lump und ein redlicher Mensch. Thora hatte diese Meinung von ihm — sie ehrte sein Empfinden, sein Wissen. Was besaß Falzaro? Was glühte wie innerste Magie aus dem Eingekerkerten, wohin kein Richter der Welt gelangen konnte? Nur die Tatsache, daß er lebte? —

Peter schritt langsam die Chaussee entlang, die zum Hause seiner Mutter führte. Jetzt ließ er der Schlange Eifersucht freien Raum. Er wußte nicht, daß er keinen Widerstand mehr leistete, und glaubte sich ruhiger. Er hatte ja nie so klar über Thora nachgedacht. Wenn er hinter ihre Wahrheit kommen wollte, mußte er kalt werden und sie fremd ansehen.

Jetzt stand er in der Stube. Wieder die trauliche Arbeitswärme sorgender Hoffnung, die er so froh verlassen hatte. Seine Mutter saß am Tisch, und Thora lag auf dem Sofa. Scham durchglühte ihn, er griff an die Stirn. Hatte er denn das Wesentliche aller Dinge vergessen? Lebte es nicht in Thora, was die Befreiung gab? Zum letztenmal erschien der bleiche Kreuzträger in seiner Zuchthauskleidung. Dann versank er. Für immer.

Wenn Thora nur nicht erriet, woran er dachte. Peter näherte sich ihr. Er fürchtete sich zu verraten. Sie zog ihn neben sich. „Hat dir der Spaziergang nicht gut getan? Du siehst so blaß aus!“

„Doch, doch,“ stotterte er. „Es ist nur ein bißl kalt draußen.“

„Trink Tee,“ mahnte die Mutter. „Dann wird dir schon warm.“

Er merkte, daß sie unzufrieden mit ihm war. Ihre Hellsichtigkeit hatte sofort bemerkt, daß er Thora nicht liebevoll begrüßt hatte. Das tat ihm wohl. Er hätte sich wie als kleiner Bub von der Mutter abkanzeln lassen mögen. Als tiefer Trost wurde ihm wieder bewußt, daß ihre Treue ganz an Thora glaubte. —

Dunkle und helle Tage kamen, Schmerzen und Hoffnungen. Als die Weihnachtsglocken von der Waiblinger Kirche läuteten, gebar Thora Brahe ihr Kind. Die Stunde war schwer. Peter stand, von Pein gekrümmt, am Fenster und starrte in das verschneite Dorf hinaus. Der Mond zauberte ein wundersames Funkelspiel auf all die Ärmlichkeit. Glocken läuteten. War dies wohl solcher Qual wert? Peter konnte Thora nicht mehr ansehen. Auch schoben sich die breiten Gestalten der Mutter und der Hebamme beständig vor die Wöchnerin. Jetzt stieß Thora einen Schrei aus, hell, fast jauchzend vor Schmerz. Es war eine Botschaft in Herodes' Land, draußen zogen die Könige . . .

Peter wurde hinausgeschickt. Er rannte vor die Tür, er stapfte im knirschenden Schnee umher, er wurde glühend heiß im Warten. Ein Fensterchen im Nachbarhause, hinter dem die Kerzen eines Christbaumes flackerten, lenkte ihn ab. Er sah hinein, sah Eltern und Kinder. Sie beteten. „Betet für sie,“ flüsterte Peter. „Ich kann es nicht!“ Da klingelte ein Schlitten. Er hielt vor Philomenas Tür. Ein vermummter Riese stieg heraus, der Kreisarzt. Peter schlich sich hinter ihm in Thoras Leidensstätte. Die Wöchnerin lag ruhig und bleich wie ein Wachsbild. Philomena aber sagte: „Sie kommen grad' recht, Herr Doktor. Das arme Ding hat's schwer gehabt. Wo steckt denn der Vater? Peterle, komm nur! Du hast einen kleinen Buben! Ja, einen hübschen, winzig kleinen Buben! Du mein einziger Bub!“

Peter kniete an Thoras Lager. Sie legte ihm ihre Hand auf den Kopf.

⌘ ⌘ ⌘

Es war sein Kind. Ganz und innerlichst aus seinen Wünschen und Kräften. Er sah es immer wieder an. Langsam genas Thora. Als sie an Peters Arm im Garten

umherschritt und dann weiter hinaus, den Feldweg, sagte sie plötzlich: „Ich habe dich nicht vergessen, Peter.“

Er zuckte zusammen. Sie sah es.

„Aber Liebster. Ich meine natürlich unsern Plan, nach Berlin zu ziehen. Das Kind ist kräftig genug, und ich werde es jetzt können. Ich weiß, was ich dir schuldig bin. Du sollst nicht länger in einem Dorf gefangen sitzen.“

Er konnte nicht sogleich antworten. Unbewußt hatte Thora die beiden Stellen berührt, wo er am empfindlichsten war. Es mochte nur ein äußerlicher Nervenreiz sein, aber es war da. Thora durfte nie von Vergessen sprechen, und das Bild eines Gefangenen wies Peter mit Grauen von sich.

„Ich dank' dir. Ich glaube, du hast recht,“ sagte er nach einer Weile. „Ich fühle jetzt erst, wie ich herunter bin. Es ist ja gewiß ein eigentümliches Mittel, von Waiblingen nach Berlin zu gehen, wenn man seine Nerven stärken will. Aber in meinem Fall — ich brauche Arbeit, Reibung — ich muß das Vielgestaltige sehen ... du verstehst ...“

Sie nickte. „Berlin wird gut für dich sein. Mutter hat sich auch schon damit abgefunden.“

Der Abschied von Philomena war trotzdem nicht leicht. Aber die Mutter brachte sich mit ihrer eigenen Tatkraft darüber weg. Sie sah in das Ziel ihrer Kinder. ‚Wenn sie nur erst Ruhe finden,‘ betete ihr tiefer Instinkt. Sie hatte ein tüchtiges Arbeitsprogramm. Nach Berlin zu kommen versprach sie nicht. Übers Jahr, in der Heimat — da sah man sich wieder.

Peter, Thora und klein Bernd zogen nach Norden. Peter hatte für Berlin noch keinen festen Plan. Die Freiburger Erfahrungen schreckten ihn ab. Wenn er auch immer an den großen Zug und das andere Lebenstempo der Weltstadt dachte — ihm war es lieber, in der Menge unterzutauchen, als aus ihr hervorzutreten. So verstieß er von vornherein gegen das Berliner Grundgesetz. Träumer und Beobachter werden hier beiseite gestoßen, solange sie keine Resultate vorweisen. Menschen, die nicht zeigen wollen, was ihnen Augenblicksgeltung verschafft, werden nicht gesehen.

Peter machte zwar vorläufig keine direkte Erfahrung in dieser Hinsicht, aber er spürte die Luft und trachtete, sich einen Bezirk zu gründen, wo sie nicht eindrang. Er fühlte sich von den Berliner Gesichtern nicht willkommen geheißen. Lange hatte er an der peinlichen Empfindung zu tragen, wie fremdartig Thora zwischen ihnen wirkte. Es war doch ein Glück, daß sie nicht mehr Brahe, sondern Kugleut hieß. So war sie eine kleine, ziemlich unscheinbare Dame. Die weltberühmte Thora Brahe aus dem Sensationsprozeß, die man wochenlang in allen illustrierten Blättern abgebildet gesehen — das war eine andere. Mit der hatte Frau Doktor Kugleut nichts gemein. Sogar in dem Hause, wo Peter sich einmietete, schöpfte man keinen „Verdacht“. Es hatte wohl damals in der Zeitung gestanden, daß Thora Brahe sich mit dem Assistenten ihres Vaters verlobt habe, aber für das Glück des berühmten Mädchens hatte man nicht solches Gedächtnis, wie für seine Leiden. Der bürgerliche Abschluß paßte nicht zu der interessanten Tragödie. Wenn ein Reporter erfahren hätte, wer in Schöneberg, Barbarossastraße 47 B, drei Treppen, eingezogen war — das wäre freilich eine neue Phase gewesen, denn nun gehörte der letzte Akt Berlin. Aber Herr und Frau Doktor Kugleut hatten Glück. Sie blieben vollständig uninteressante Menschen.

Doch Peter sagte sich, daß er nicht zu sicher werden dürfe. Er hatte es doppelt schwer. Er mußte das Versteckspiel allein treiben, denn Thora war äußerst empfindlich, sobald sie sich nicht zu sich selbst bekennen sollte. Thora war im Grunde ein Kind der Welt. In Berlin, wo alles Streben und Genuß hieß, erwachte sie erst vollends. Nicht das rein Gefühlsmäßige — die herrschende Vernunft befriedigte sie. Sie ging wie berauscht durch die nüchterne Zweckmäßigkeit. Sie freute sich an allem und kaufte viel. Sie genas im Äußerlichen, da ihre inneren Kämpfe sie nun endlich losgelassen hatten.

Peter beobachtete sie. Thora verschönte sich von Tag zu Tag. Sie erregte schon Aufmerksamkeit, ohne daß man ahnte, daß die graziöse, kleine Frau Thora Brahe war. Sie gingen in Theater und Konzerte. Peter folgte ihr willig in die großen Waren-

häuser und fand schön, was sie schön fand. Immer respektierte er, daß sie die Reiche war und er ein armer, brotloser Gelehrter. Es fiel ihm nicht ein, ihr Verschwendung vorzuwerfen. Aber allmählich steckte ihr Lebensdrang ihn an. Er fühlte sich in dem ungeheuren Arbeitssaal als Müßiggänger. Trotz seinen Studien daheim und in den Bibliotheken. Er begriff, daß in Berlin nur gegenwärtige Leistung etwas galt. Daß alles Vergangene zerbröckelte, wenn nicht der Zusammenhang mit dem Neuen als Ergänzung kam. Sollte er aus seiner Verborgenheit heraustreten? Forderte Thora das von ihm? Er konnte es ihr nicht anmerken. Vielleicht schonte sie ihn nur. Vielleicht fürchtete sie, daß mit dem einen Bekenntnis das andere verbunden war, das gefährliche...

Als sie eines Abends aus dem Theater heimkehrten, fanden sie ein Telegramm von Helene vor. Die Schwester zeigte ihre Ankunft für morgen früh an. Das freute Peter und Thora. Aber überrascht sahen sie, daß das Telegramm aus Eschenburg gekommen war. Eschenburg!... Was hatte Helene dort zu tun gehabt? Aus England mußte sie gekommen sein. Nicht nach Berlin, zu Schwester und Schwager war sie gefahren? Thora schüttelte lächelnd den Kopf. Dann sah sie Peter an. „Weißt du vielleicht, ob Levin wieder in Eschenburg ist?"

„Aber Thora!"

„Aber Peter!... Du hast es doch auch gemerkt. Nun, wir werden ja sehen." —

Helene war frischer als sonst, verjüngt und zugänglicher. Sie hatte etwas Weibliches bekommen, über ihr lag ein rührender Reiz. Thora beobachtete sie, sie ließ sich von ihr erzählen. Nach dem Zweck des Eschenburger Aufenthalts fragte Thora nicht. Helene schien aber ihre Diskretion als peinlich zu empfinden. Schon in der Droschke rief sie: „Weißt du, was ich jetzt vorhabe, Schwager? Ich gehe nach China! Jawohl, es zieht mich zu den Chinesen!" Sie hatte sich nicht zu Thora, sondern zu Peter gewandt. Schwager und Schwester lachten ungläubig. „Nein, wirklich! In Kiautschou ist ein großes deutsches Erziehungsheim gegründet worden. Da möchte ich Lehrerin werden! Der deutsche Botschafter in London hat mit mir darüber gesprochen und hat mir Aussicht gemacht, daß ich bald Vorsteherin werde! In England gefällt es mir nicht mehr — da komm' ich nicht weiter. Ich muß in einen andern Weltteil, wo man chinesisch spricht. Es reizt mich viel mehr, in Köpfe zu sehen, aus denen ein Zopf wächst, als in deutsche Bürgerköpfe mit unsichtbaren Zöpfen."

Helene hatte voll sprunghafter Nervosität gesprochen. Thora glaubte ihr nicht. Es waren wohl Ausflüchte. Sie wunderte sich, daß Peter so ernsthaft auf Helenes chinesischen Plan einging. Der seßhafte Peter. Auch er sehnte sich vielleicht nach dem Irgendwo? ... Das Mittagessen machte man zu einem scherzhaften Abschiedsmahl. Man überbot sich, Helenes Zukunft in Kiautschou zu schildern. Von Zeit zu Zeit flüsterte Helene: „Es ist mir Ernst, Kinder, es ist mir Ernst," aber sie verriet sich durch ihren unruhigen Blick.

Da nahm Thora sie nach Tisch in ihr Zimmer. „Helene," sagte sie, die Schwester umschlingend, „ist Eschenburg die erste Station nach China?"

Helene lachte, dann schluchzte sie auf. „Ich war bei Levin. Er war drei Monate im Krankenhaus. Er fürchtet, nicht mehr arbeiten zu können. Er trägt sich mit Selbstmordgedanken und hat mir alles gestanden. Ich bin nach Eschenburg gereist. Denn ich habe Levin gern, Thora."

„Das weiß ich... Ach, wie mich das freut, Lene. Levin ist ein wertvoller Mensch."

„Das ist er wirklich. Aber er muß gerettet werden. Seine Armut deprimiert ihn zu sehr. Er muß wieder arbeiten können. Eschenburg ist nichts für ihn als eine schlechte Gewohnheit. Du lächelst, Thora ..."

„Nein, ich finde das alles sehr wahr. Habt ihr euch verlobt?"

Helene starrte sie an. „Das ist eine echte Thora! Diese Frage! Plötzlich alles zusammenfassen, womit sich andere wochenlang herumquälen!"

„Das darf nicht sein. Ihr paßt doch so gut zueinander."

„Thora, Thora ... Du weißt, wie ich bin, und Levin ist ein Künstler."

„Darum eben. Er wird dich verstehen."

Plötzlich umschlang Helene ihre Schwester und drückte sie leidenschaftlich an sich.

Thora wehrte sich mit stöhnendem Lachen

— der ganze Körper tat ihr weh. „Es ist gut, es ist gut! ... Nun weiß ich Bescheid, Lene! Aber wie seid ihr denn auseinandergegangen?"

„Wir haben beide furchtbar geschimpft."

„Das kann ich mir vorstellen. Und dann?"

„Ich habe ihm gesagt, daß ich mit dir reden müßte. Ich würde ihm telegraphieren, was du gesagt hast."

„Das willst du — ?"

„Ja, das heißt ..."

„Schon gut! Ich schreibe dir das Telegramm!" Thora setzte sich augenblicklich und schrieb: „Lene ist die beste Frau für Sie, und Sie sind der beste Mann für Lene. Aber geht nicht nach China. Gruß. Thora."

Helene hing lachend und weinend an ihrem Halse. „Nein! Das tun wir nicht!"

Helene blieb noch drei Tage in Berlin, bevor sie zu ihrem Rekonvaleszenten nach Eschenburg reiste. In diesen Tagen bekam sie einen Einblick in das Leben Peters und Thoras. Die beiden merkten, daß sie nicht damit zufrieden war. „Kinder, ihr seid jetzt ein halbes Jahr in Berlin und kennt keine Menschenseele. In Eschenburg würde ich das begreiflich finden, aber hier? Ihr seid junge, gesunde Menschen, ihr habt ein prachtvolles Kind ..."

„So spricht Lene," sagte Thora mit scheuem Lächeln. „Nicht wieder zu erkennen."

„Das macht das Glück," meinte Peter, der abgewandt an seinem Schreibtisch saß.

Doch jetzt fuhr Helene hoch. „Ja, zum Teufel, seid ihr denn nicht glücklich? Versündigt euch nur nicht! Das persönliche Glück ist freilich das einzige Rezept, um mit der Welt fertig zu werden! Aber man muß es auch ernsthaft wollen!"

„Lene, das sind komplizierte Dinge. Wie denkst du dir eigentlich, daß wir beide leben sollten?"

Sie sagte es ihnen. Sie nahm ihnen das Versprechen ab, Wandel zu schaffen. Es war gegen Abend. Eifrig plaudernd stieg man die Treppe hinunter, um einen Konzertsaal aufzusuchen. Da begegnete man Frau Doktor Döberitz, der Gattin des Hauswirts. Sie war eine schöne, schlanke Dame mit braunen, träumerischen Augen. Ihr feines, blasses Gesichtchen unter dem schwarzen Federhut war aufmerksam auf Tora gerichtet. Peter grüßte und ging vorüber.

„Kennt ihr die auch nicht?" fragte Helene.

„Nur ganz flüchtig."

„Die gefällt mir. Wie sie dich ansah, Thora ... Ich glaube, das Gute liegt so nahe ..."

„Wirklich, Lene? Gewiß — Frau Doktor Döberitz gefällt mir auch. Sie ist sehr liebenswürdig. Aber ich kann meine widerborstige Menschenscheu nicht loswerden. Ich weiß, daß ich ungezogen bin."

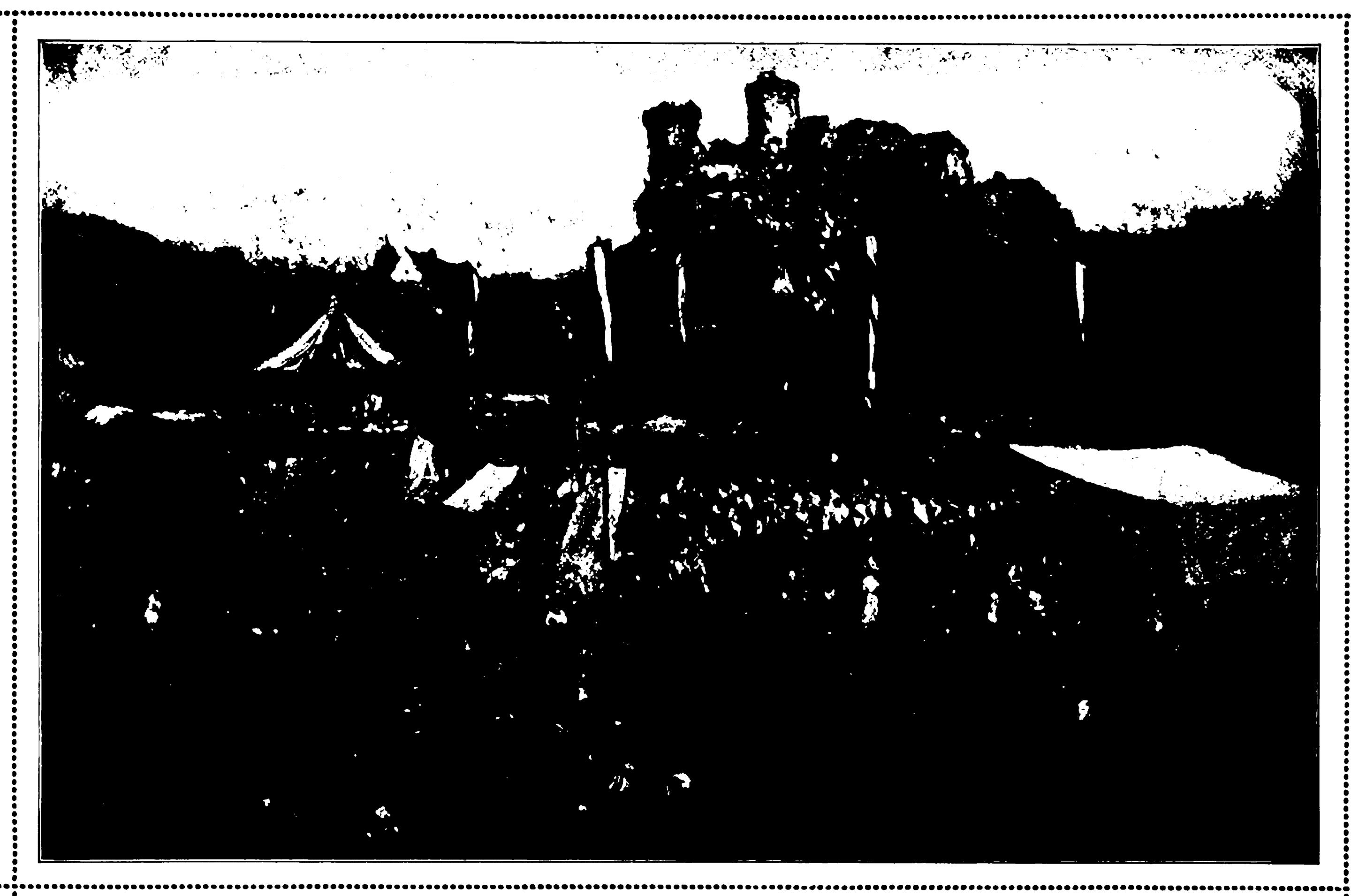
„Ich glaube, du mußt ihr endlich einen Besuch machen, Thora," meinte Peter nicht sehr energisch.

Helene wurde nachdenklich. „Verzeiht mir eine Frage, Kinder ... Glaubt ihr, daß diese Frau über die Vergangenheit orientiert ist? Ich glaub' es fast ... Es war ein schöner Blick."

Thora errötete. „Das wäre freilich ein sehr günstiges Zeichen. Dann hätte ihre Zurückhaltung doppelten Wert."

„Ich würde mich zu dieser Frau hingezogen fühlen." —

Helenes Wärme wirkte auf Thora. Sie wartete noch, bis die Schwester abgereist war, dann entschloß sie sich, zu Frau Doktor Döberitz zu gehen. Als sie vor ihr stand, kam noch einmal ihre Einsamkeit über sie, und sie wurde beinahe fassungslos. Da aber half ihr die schöne, überraschte Frau. Thora fühlte, daß sie alles wußte. Aber Frau Doktor Döberitz rührte mit keinem Wort an die Vergangenheit. Ihre weichen Worte waren voll Verständnis. Auch sie hatte viel gelitten — das hörte Thora heraus. Frau Doktor Döberitz war kinderlos, ihr Mann ein beschäftigter Arzt; vielleicht war die Ehe nicht glücklich. Aber die anmutige, leidensvolle Frau war ganz Dame. Und ganz Berlinerin. Sie war der neue Frauentyp aus Großberlin, der Thora zum erstenmal entgegentrat. Alles an ihr war beherrscht. Sie schien durchgeistigt jeden Sturm schon hinter sich zu haben. In der Kunst lebte sie und in Kulturaufgaben. Sie führte ein gesellschaftliches Leben, das sie außerordentlich in Anspruch nahm. Staunend sah Thora, was eine moderne Frau zu leisten hatte. Nur beim Anhören schwirrte ihr der Kopf, und sie fragte sich, wie Frau Doktor Döberitz



Kirmes in Runkel an der Lahn. Gemälde von Alfred Liedtke
(Aus der Internationalen Kunstausstellung in Venedig 1914)

es mache, um den Überblick nicht zu verlieren. Ihr Tag war Stunde für Stunde eingeteilt. Sprechstunden, soziale Erkundungen, Wohltätigkeitsbasare, Vorträge, Theater, Gesellschaften, dabei noch Mitarbeit an einer vornehmen Zeitschrift — diese Frau war für Thora ein Phänomen. „Ich habe keine Kinder, liebe gnädige Frau," sagte Frau Doktor Döberitz wehmütig, als sie Thoras Bewunderung merkte. Thora aber erklärte sich ihr Wesen anders. So war die neue Frau, so mußte sie sein. Ihre Aktivität gab dem Manne nichts nach, sie war sogar reicher und beweglicher als der Mann. Helene hatte recht. Thora mußte in die Freiheit hinaus – sie durfte nicht länger in ihrem Versteck bleiben.

Die beiden befreundeten sich. Thora schätzte es besonders an Frau Doktor Döberitz, daß sie aus eigenem Antrieb keinen Versuch machte, sie in das Getriebe zu ziehen. „Sie sollen sich selbst zu Ihren Interessen bekennen," sagte sie. „Ich belästige Sie nicht. Ich verstehe Sie, meine Liebe. Sie glauben gar nicht, wie glücklich ich bin, daß ich Sie gefunden habe." Thoras Bescheidenheit konnte nichts erwidern. Aber sie schalt sich einen unverbesserlichen Stock, daß sie Frau Doktor Döberitz nicht auch ihr Glück schildern konnte. Von fern beobachtete sie das Leben der schönen Frau. Ob sie ihr wirklich etwas war? Ob sie in dem großen Getriebe zuweilen an sie dachte? Thora rang mit der Bitte, Frau Doktor Döberitz möge sie einmal erproben, sie an irgendeine Stelle bringen, wo sie nützen könnte. Peter hatte seine Arbeit. Genau so ging es Frau Doktor Döberitz mit ihrem Gatten. Zwischen den beiden Männern erwies sich freilich ein großer Unterschied. Doktor Döberitz war ein unangenehmer Mensch. Keine Frau fühlte sich in seiner Gegenwart sicher. Er kicherte immer und schielte wie ein brünstiger Gockel. Seine Stimme klang, als ob man auf einen Blechdeckel schlüge. Er schien sich mit seiner aufdringlichen Häßlichkeit an der Schönheit seiner Frau zu rächen. Dieser Mann war das einzige, was Thora an ihrer Freundin nicht verstand. Wie konnte sie sich an solchen Menschen ketten? Sie, die Freie, Kluge, Schönheitsdurstige. Man konnte ihr aber nicht einmal Groll oder Widerwillen anmerken. Sie sprach mit ihrem Gatten stets gleichmäßig liebenswürdig. Vielleicht hatte sie Respekt vor seiner geistigen Bedeutung. Denn sonst ... Peter erklärte nach dem ersten Abend, den man bei den Döberitzens verbracht hatte, daß ihn keine zehn Pferde mehr dorthin brächten. Er hätte den Doktor beinahe geschlagen.

Das war ein schlimmes Hindernis für den ersten Berliner Verkehr. Aber Thora hielt sich an die Frau. Hier konnte sie nichts trügen. Eines Tages äußerte sie, von Unruhe erfüllt, ihren Wunsch. In Frau Doktor Döberitz' Augen leuchtete es auf. Sie küßte Thora. „Das freut mich. Darauf habe ich gewartet. Es mußte aus Ihnen selbst kommen. Jetzt fühlen Sie Ihre Pflichten. Sie, die wie keine andere für unser soziales Leben berufen ist."

Thora verstand sie nicht, aber sie freute sich und fragte, was Frau Doktor Döberitz denn mit ihr vorhabe.

„Ich bringe Sie zu meiner Mutter. Meine Mutter ist die Frau Geheimrat Leichtentritt in der Bellevuestraße. Bei ihr verkehrt die geistige Elite. Aber fürchten Sie nichts. Sie werden nur wirklich freie, verständnisvolle Menschen finden. Und meine Mutter — die wird Ihre beste Bekanntschaft sein. Das darf ich voraussagen. Sie kennen wohl ihre Romane? Unter dem Namen Judith Ferner schreibt sie. Nun, die kennen Sie natürlich."

Tora mußte beschämt stottern, daß sie von Judith Ferner nur gehört hätte. Aber sie freute sich auf Frau Döberitz' Mutter.

Peter erzählte sie nichts von ihrem Vorhaben. Sie fürchtete seine Skepsis. Er wütete immer, sobald er den Namen Döberitz hörte. Er wollte ausziehen, um dem Doktor nicht mehr auf der Treppe zu begegnen. Mit gewaltigem Herzklopfen ging Thora dann mit ihrer Freundin zu Frau Geheimrat Leichtentritt. Sie hatte sich nicht getäuscht. Die milde Dame mit den klugen Augen und dem grauen Scheitel hatte etwas sofort Gewinnendes. Zwar sprach sie viel und hörte sich gern sprechen — auch hatte es für Thoras Unrast etwas Bedrückendes, ein so weises Lebensorakel ohne Unterbrechung anzuhören — aber sie setzte sich über Frau Leichtentritts Selbstgefälligkeit hinweg. Sie wollte nur lauschen, nur lernen. Es durch-

strömte sie wohltuend, daß die kühlen Hände der Greisin ihre heißen, tief erregten Hände umschlossen hielten. Freilich gab es ihr einen schmerzlichen Ruck, als eine sehr elegante junge Dame erschien, deren Hände ebenso liebevoll von Frau Leichtentritt behandelt wurden. Es enttäuschte Thora auch, daß ein zweiter Besuch gekommen war. Ihre wehe Empfindlichkeit hatte sich mit Frau Doktor Döberitz einig geglaubt: ihr erster Besuch sollte nur der Mutter gelten. Vielleicht war es ein Zufall. Aber vor dem Geschwätz über Theater, Mode und Tennisspiel, das Fräulein Sobersky mitbrachte, versiegte der Geständnisquell, der in Thora aufgestiegen war. Auch schien Frau Leichtentritt zerstreut zu sein. Sie lächelte bewegt zu dem Geplauder des jungen Mädchens und nickte Thora zu, als wollte sie sagen: ‚Ist sie nicht allerliebst?‘

Bei dem einen Gast blieb es nicht. Entsetzt sah Thora, wie die Tür sich immer öffnete und neue Damen erschienen. Man saß an einem langen Teetisch — Thora war zwischen lebhafte Frauen eingezwängt, sie konnte nicht heraus und hatte nichts zu tun, als bittend oder dankend allerlei Süßes weiterzugeben. Es wurde ihr übel in dieser Atmosphäre. Jede Hoffnung, daß der Besuch bei Frau Leichtentritt ihr einen Gewinn bringen würde, schwand. Auch hatte sie das unbestimmte Gefühl, daß sie nicht, wie sonst, in der Menge untertauchte. Man beobachtete sie. Jeder Eintretende schien ihr einen gespannten Blick zuzuwerfen. Thora glaubte immer noch nicht, daß man von ihr wußte. Sie war ja der Frau Doktor Döberitz sicher. Forschend, einen Halt suchend, ruhten ihre Augen auf Frau Leichtentritts Tochter. Aber Frau Döberitz hatte sich in diesem Milieu auffallend verändert. Sie verlor ihre Eigenart, sie sonderte sich nicht erheblich von den andern ab und schwamm in der üblichen Konversation. Plötzlich aber fiel ihr ein, daß Thora unzufrieden sein könnte. Da erhob sie sich und rauschte zu ihr hinüber.

„Sind Sie böse?“ flüsterte sie, sich lächelnd über Tora beugend. „Ich bin es nämlich auch. Das ist ein richtiger Jour heute. Ich hatte keine Ahnung. Aber es ist wirklich nur Zufall, liebste Frau Thora. Ein andermal...“

„Muß man sich vorher orientieren,“ stieß Thora hervor.

„Wie meinen Sie? Ach, da kommt ja Fräulein Musäus! Auguste Musäus! Die berühmte Schriftstellerin! Nun wird alles gut!“ Frau Doktor Döberitz lief auf die Angekommene zu. Sie schien wirklich sehr berühmt zu sein, denn alles wandte sich zu ihr. Frau Geheimrat Leichtentritt erhob sich und führte sie, was sie sonst nie tat, an den Tisch. Aber plötzlich spürte Thora, daß man rückte, daß der Diener einen Stuhl neben den ihren schob. Das Herz stockte ihr. Frau Leichtentritt brachte die berühmte Schriftstellerin zu ihr. Es schien der große Moment des Jours zu sein. Plötzlich ließ man die Masken fallen. Thora wurde der Mittelpunkt der Gesellschaft. Sie verstand es nicht, sie wußte nicht, wohin sie blicken sollte. „Das ist sie!“ rief Frau Leichtentritt bewegt. „Da haben Sie sie leibhaftig vor sich, liebste Musäus, die Frau, auf die Sie solange gewartet haben! Ich brauche ja nicht erst vorzustellen! Zwei solche Geister kennen sich!“ Man setzte sich wie ein Theaterpublikum zurecht. Was bedeutete denn das alles? ‚Wäre ich nur hier erst heraus,‘ dachte Thora fiebernd. Die Schriftstellerin gefiel ihr nicht. In den Furchen ihres Mundes lag etwas Kaltes und Verbittertes. Klug war sie sicherlich. Freimütig auch. Aber sie wollte um jeden Preis originell sein. Als sie sich neben Thora niedergelassen hatte, sagte sie kurz: „Also das ist Thora Brahe? Ich habe Sie sehr bewundert. Aber pardon — gnädige Frau — Sie sind ja verheiratet. Wie heißen Sie eigentlich jetzt?“

„Ich heiße Kugleut,“ flüsterte Thora. Sie errötete über den Namen, den sie einst verspottet hatte. Aber er deckte den andern.

„Ach, nennen Sie sich doch wieder Brahe, Thora Brahe,“ erklärte Fräulein Musäus hart. „Das ist doch Ihr wirklicher Name. So kennt Sie doch die Welt.“

Vor Thoras Augen drehte sich allmählich alles. Sie sah die lächelnden, neugierigen Gesichter mit den Federhüten langsam auf sich zurücken. Die erstickende Luft ertrug sie kaum. Es schmatzte um sie, es lauschte und flüsterte. Sie starrte auf Frau Doktor Döberitz und dann auf die Tür. „Nervös sind Sie noch. Das läßt sich ja begreifen. Sie Ärmste.“ Fräulein Musäus

sagte es mit kaltblütiger Sachlichkeit. „Aber das wird schon besser, wenn Sie erst von Menschen umgeben sind, die an Sie glauben. Berlin ist Ihr Boden. Ein Glück, daß meine Freundin Döberitz Sie entdeckt hat."

„Entdeckt —"

„Ach, das meint sie nur so!" rief die Freundin schnell. „Ich habe Sie natürlich mir und meinen Menschen entdeckt, liebste Frau Thora!"

„Ich habe aber nur mit Ihnen gerechnet!"

Diese Worte von Thora Brahe machten Sensation. Die Damen sahen sich erschrocken an. „Sie beißen ja," sagte Fräulein Musäus verblüfft. Suchen Sie keine Anhänger?"

„Ich bin kein Mensch für die Öffentlichkeit und brauche keine Anhänger. Außerdem können Menschen, die mir zum erstenmal gegenübersitzen, unmöglich meine ‚Anhänger' sein."

Die Damen schrien durcheinander. Frau Doktor Döberitz erblaßte und flüsterte mit ihrer Mutter. Die Würdige aber wußte auch keinen Rat. „Ruhe, meine Damen!" gebot Auguste Musäus, als ob sie einer Versammlung präsidierte. „Darauf mußte man vorbereitet sein! Thora Brahe ist eine Persönlichkeit! Sie gefällt mir so, wie sie ist! Aber warum stehen Sie denn auf?"

Auf Thoras Wangen lag Fieberröte, ihre Augen flackerten — sie bewegte nur die Lippen und suchte die Tür. Die Damen kreischten wie Papageien und hielten sie fest. Es war ein wildes Durcheinander.

„Glauben Sie denn, daß wir einen niedrigen Standpunkt haben?" schrie Auguste Musäus. „Nein, Thora Brahe! Wir haben Sie immer für unschuldig gehalten! Unschuldig in jenem höheren, ich möchte sagen psychopathischen Sinne —"

Jetzt riß sich Thora los und kam zur Tür. Frau Leichtentritt und Frau Döberitz versuchten sie festzuhalten. Aber sie wehrte sich verzweifelt.

„Um Gottes willen, Liebste! Fassen Sie sich doch! Wir wollen doch Ihr Bestes!"

„Nein! Verraten haben Sie mich!"

Mit diesen Worten stieß Thora Frau Doktor Döberitz zurück, riß ihren Mantel an sich und rannte die Treppe hinunter. Lange noch glaubte sie die Stimmen der Frauen hinter sich zu hören. Aber sie war entkommen. Man erkannte sie auf der Straße nicht.

✠ ✠ ✠

Peter hörte sie in scheinbarer Ruhe an. Dann sagte er: „Du hättest es mir vorher sagen sollen. Ich hätt' dich gewarnt, Thora."

Da fuhr sie hoch. „Wer konnte das wissen? Sie war die einzige, die ich gefunden hatte — und nun ist sie die größte Enttäuschung meines Lebens!"

„Ich hab' nichts von ihr gehalten. Aber solltest du nicht zu heftig geworden sein?"

Sie starrte ihn an. „Du wirfst mir etwas vor?"

„Wir wollen nicht weiter davon sprechen. Du bist überreizt."

„Weißt du überhaupt, was in mir vorgeht? Oder sitzest du hier immer bei deinen Büchern? Ich lebe in einem Gefängnis!"

„Ich glaube, solche Art Gefängnis ist auf dieser Welt die Freiheit."

„Ich weiß nur, daß ich so nicht länger leben kann. Du auch nicht —"

„Denk' an das Kind —"

„Das Kind wird andere Eltern brauchen. Verbannte, verkrüppelte Seelen können kein Kind erziehen. Die stehen außerhalb des Daseins."

„Das ist alles furchtbar übertrieben. Hast du das von Fräulein Musäus gelernt?"

Sie warf ihm einen kalten und drohenden Blick zu. Dann verließ sie das Zimmer. Als sie sich eingeschlossen hatte, bereute sie ihre Heftigkeit. Es fiel ihr wieder ein, wie Peter an ihr gehandelt hatte. Sie war ja vor der ganzen Welt zu ihm geflohen. Nur durch seine Plumpheit hatte er sie wieder gereizt. Er blieb der einzig Zuverlässige. Schon wollte sie zu ihm gehen, als sie die Flurtür zuschlagen und Peters schweren Tritt die Treppe hinunter hörte. Er ging weg. Er war beleidigt. „Gut," flüsterte sie zornig. Das erste Zerwürfnis war da. Ein trostloses Weinen schüttelte sie. Sie fühlte sich gänzlich verlassen.

Thora war noch keine wirkliche Mutter — ihr junger Geist trachtete in dieser Stunde von dem Kinde fort. Sie starrte ins Dunkel der eigenen Zukunft. Bernd schlief. Dem genügte es, getrunken zu haben, zu schla-

sen, die Wärterin neben sich. Ein Geschöpf der Eltern, nicht ihr Halt. Wo fand Thora einen Halt? Draußen war alles feindlich. Aber in ihrem Zimmer war nichts, was Trost brachte. Wenn es nur ein winziges Symbol gewesen wäre — sie wollte sich gern damit einsperren zwischen diesen toten, gleichgültigen Dingen. Sie riß die Schublade ihres Schreibtisches auf. Thora war im Gegensatz zu Peter unordentlich. Skripturen, Bilder, Erinnerungszeichen — alles lag durcheinander. Sie kramte. Das beruhigte sie. Backfischkindereien fielen ihr in die Hände, über die sie lachen mußte, um dann wieder leise aufzuweinen. Plötzlich kam ein Bündel, dessen Berührung sie wie stechenden Schmerz empfand. Hatte sie es vergessen oder danach gesucht? Sie wußte es nicht. Es waren die wenigen Briefe, die sie von Falzaro hatte. Zu unterst lag sein Bild. Sie hatte es in Paris von ihm bekommen. Da war er noch der Sichere, Starke, Unergründliche. „Dein Falzaro" hatte er auf die Rückseite geschrieben. Jetzt meinte sie ihn in seinem namenlosen Elend zu sehen. Geschoren, in Sträflingskleidung, zusammengekauert über der ewig gleichen, geistmordenden Zuchthausarbeit. Ohne Aussicht, ohne Zukunft! War dieser Sturz gerecht? Auch wenn er schuldig war? Sie glaubte an seine Schuld. Obwohl es die Sühne ihres eigenen Vaters galt, war ihr aber diese Schuld nicht das Wesentlichste. Die Seele Falzaros umschloß mehr. Bernd Brahe war ihm ein Hindernis gewesen — also räumte er ihn fort. Er hatte vielleicht erst nach der Tat an Thoras Vater gedacht. Wieland, dem Geflügelten, durften die Sehnen trotzdem nicht zerschnitten werden. Bewunderung hatte er erregt — sollte er nun ein Krüppel sein? Mußte er hinter Gitterstäben durch rohe Gewalt verblöden?

Thora starrte auf Falzaros Bild. Wie er sie anlächelte. Sie wollte das Bild zerreißen. Sie fühlte, daß Peter das von ihr verlangte. Diese Gedanken waren Sünde und lockten sie dort hinaus, wo kein Ziel mehr war. Sie verabscheute ihn — sie wehrte sich gegen ihn, den Mörder ihres Vaters. Aber er griff in den Teil ihres Wesens, der nicht zu ihrem Sterblichen gehörte. Er verstand sie — darum blieb er ihr wert. Jetzt reifte etwas in ihr, was ihm viel sein konnte, ohne daß er davon wußte. Sie hatte das große Mitleid mit ihm. Sie war die einzige auf Gottes Welt, die um ihn weinen durfte. Seine Frau hatte ihn preisgegeben. Helene verachtete ihn. Thora aber sah den Sünder noch an Jesu Tisch. —

Abends blickte Peter sie forschend an. Er war überrascht. Ihm hatte das Bewußtsein vom ersten Zerwürfnis den ganzen Tag verdorben. Er wollte sofort Versöhnung und glaubte nun ihren Trotz besiegen zu müssen. Als er sie still und stolz sah, unnatürlich bleich und gleichsam gewachsen, stutzte er. Sie mußte ihr Fühlen anderswohin gerettet haben. Sie gab ihm die Hand, als sei nichts geschehen. Er schöpfte Verdacht, aber er wollte nicht weiter denken. Schweigend saß er ihr gegenüber und wußte nicht, was er aß. Schließlich suggerierte er sich Beruhigung. Mochte kommen, was wollte — er hatte gut an ihr gehandelt.

„Von Lene ist ein Brief da," sagte er plötzlich.

„Hast du ihn schon gelesen?"

„Nein. Er ist an dich.

„Du kannst doch jeden Brief an mich lesen!"

Er öffnete das Schreiben und las es ihr vor. In Eschenburg war ein neues Glück geschaffen worden. Das sprach aus Helenes Brief. Sie hatte sich mit Levin verlobt. Das Paar wollte nach Bozen reisen und bald heiraten. Lächelnd, unwillkürlich befriedigt las Peter. Erst am Schluß des Briefes wurde er verlegen. Aber er hatte nicht die Geschicklichkeit, Thora eine Zeile zu unterschlagen. Sie mußte alles hören. Da las er weiter: „Nun, in all dem unerhörten Glück kann ich Euch auch eingestehen, warum ich es in England nicht mehr aushielt. In England und der ganzen Welt nicht. Ich wurde von einer Angst gequält, die ich in der Erinnerung nicht schildern kann. Sie galt dem Menschen, der nun fast zwei Jahre im Zuchthause ist. Ich hatte ihn nicht vergessen. Er lebt — das haftete in mir. Du weißt am besten, Thora, daß Falzaro nie etwas für mich bedeutet hat. Trotzdem fühle ich mich unsicher vor ihm. Eine Seite meiner Natur wurde durch ihn gefährdet. Er war mein böses Prinzip. Und

ich wußte, daß er mich haßte. Da kam es mir in Wachen und Traum: er wird es im Zuchthause nicht aushalten. Er wird ausbrechen, kühn genug ist er dazu, und dann wird es sein erstes sein, sich an mir zu rächen. Ach, Thora, es war eine furchtbare Zeit. Ich sah ihn immer plötzlich vor mir. In der Schule, auf der Straße und im Bett. Ich fühlte mich im Traum von ihm gewürgt. Aber nun kann ich ja davon sprechen — nun gilt es ja nichts mehr. Jetzt begreife ich erst den Zusammenhang. Er war keine wirkliche Gefahr für mich — ich brauchte nur einen Inhalt — Levin entwaffnet ihn in mir. Levin könnte wehrlos vor seinem Revolver stehen — ich würde mich nicht fürchten. Das ist mein Bekenntnis. Aber fürchte Dich auch nicht, Thora. Du hast Deinen Peter. Und zu guter Letzt — das Zuchthaus ist ein Grab. Möge sein verfehltes Leben bald darin zu Ende gehen. Lene."

Peter sah noch eine Weile in den Brief. Als er aufzublicken wagte, hatte Thora sich erhoben. Sie schwieg und ging in das Schlafzimmer. Er folgte ihr besorgt. „Liebstes — was hast du denn?" fragte er sanft.

„Ich bin nicht wohl. Laß mich, Peter."

„Du kennst doch Lenes Art. Sie ist immer ein bißchen plump gewesen. Bei Levin wird sie anders werden."

Thora wurde von diesen Worten zu Tränen gebracht. Es schüttelte sie wie ein Krampf. Dann stieß sie hervor: „Geh, Peter! Ich bitte dich! Laß mich allein! Du bist gut — aber laß mich! Lenes Brief hat mich geärgert! Ich finde, das Glück paßt nicht zu ihr! Aber sie bildet sich wirklich ein, daß Falzaro . . ."

Sie sprach nicht weiter. Mit starren Augen blickte sie vor sich hin. Da legte er sie sanft wie ein Arzt auf das Bett, deckte sie zu und verließ das Zimmer.

⁂

Die Nächte waren Falzaros Leben. Er haßte den Tag. Was der ihm zeigte — einen kalten Sonnenschimmer im Zellenfenster, fernen Lärm von Straße und Feld — all das gehörte ihm nicht. Es höhnte ihn, es prahlte mit seinem Bettlerreichtum. Der Tag machte ihm die unerträgliche Knechtschaft fühlbar. Der Tag erfrechte sich, Joseph Falzaro Proletenarbeit zuzumuten, seinen Geist zur eigenen Ertötung zu zwingen. Er erinnerte sich, wie lebhaft er als Junge in Menagerien den Wunsch empfunden hatte, Tiger, die hinter Gitterstäben lagen, zu befreien. Weniger um der Gefesselten willen, als um das Entsetzen der behaglichen Philister zu sehen. Er hatte die Bestien gescholten — sie waren stark und dumm, sie wußten sich nicht zu helfen. Nun, da er selbst gefangen war, setzte sich in seinem Innersten der Gedanke fest, klüger zu sein. Er wollte seine Kräfte brauchen. Darum ertrug er, was ihm anfangs unerträglich erschienen. Er arbeitete. Er ‚führte sich' wie ein resignierter Zuchthäusler. Alles Höhere, alles Hoffende seiner gepeinigten Seele aber konzentrierte sich auf das eine, ganz Geheime: den Fluchtplan. Er glaubte daran. Er lebte von diesem Plan und malte ihn sich aus in allen Einzelheiten. Falzaro trieb ein seltsam wollüstiges Spiel mit sich selbst. So oft er träumend ein Gelingen sah, so oft auch zwang er sich zur Skepsis. Kalt wollte er bleiben, das Geringste klar bis zu Ende denken. Deshalb haßte er den Tag. Da wachten die Beobachter. Der Wärter kam, der gleichmütige alte Mann, dem es in dreißig Dienstjahren dasselbe geworden: ein Kranker, ein Irrer oder ein Verbrecher. Jeden Unterschied der Qualen erstickte ihm das Gerassel seines Schlüsselbundes. Dabei hatte er die feinsten Nerven, um ein machtloses Geschöpf zu belauschen. Er konnte Gedanken lesen, sein drohender Blick traf wie eine Kugel ins Herz. Falzaro war von jeher ein raffinierter Schauspieler gewesen. Vor diesem ehemaligen Feldwebel mußte er seine Kunst verdoppeln. Der Alte konnte ihn nicht ausstehen. Jeder Einbrecher war Vater Detmold lieber als der Hochstapler und Weibermann, der stolze Erbschleicher, der seinen Schwiegervater erschossen hatte.

Wenn es dunkel wurde und er sich pflichtschuldig „schlafen" gelegt, lebte Falzaro erst. Er konnte das Gewebe seiner Gedanken vor sich ausbreiten, in die schwarze Zelle kam schimmerndes Licht. Niemand störte ihn in dieser vollkommenen Klarheit. Einmal war ihm die Flucht mißglückt — es sollte nicht zum zweitenmal geschehen. Die Kassiber, die er seinem Zellennachbar, einem jüdischen Bankier, geschickt hatte,

waren entdeckt worden, die Klopfsignale der Sträflinge wurden belauscht. Falzaro hatte es mit einer um so strengeren Bewachung büßen müssen. Nun war ihm aber geglückt, was ihn mehr dünkte, als wenn er den Kupferberg aus dem Lande Dschamela nach Europa geschleppt hätte. Er hatte zum erstenmal gestohlen. Ein großer, unbewachter Moment war es gewesen. Da gelang es der Nr. 36 im Arbeitssaal der Nr. 45, einem Schlosser, die Feile fortzunehmen. Wohl hatte der neidische Kerl, der die Absicht des Diebstahls erkannte, Lärm geschlagen. Alle Sträflinge waren untersucht worden. Falzaro aber hatte man die Feile nicht abgenommen. Seine Zirkuskunststücke hatten ihm geholfen. Nun besaß er es, das unendlich kostbare Ding. Er liebte sie zärtlich, seine abgenutzte Feile. Sie war nicht groß, und was sie ihm geben sollte, ging eigentlich über ihre Kräfte. Für einen dummen Schlosser — für Falzaro nicht. Ihm mußte sie das Tor der Freiheit öffnen. Aber wie unsäglich wurde die Arbeit erschwert. An dem Fenstergitter durfte er nicht feilen, wo es sichtbare Spuren gab — Vater Detmold untersuchte auch die Gitterstäbe. Er mußte immer erst den Mörtel lockern und das Eisen von innen angreifen, um dann die Arbeit sauber wieder mit Kitt zu verschmieren, den er sich ebenfalls verschafft hatte. Außerdem durfte er nur mit Unterbrechungen arbeiten, die Feile immer umwickelt halten, nur die Reibfläche frei. Dazwischen lauschen, mit gesträubtem Haar und klopfendem Herzen.

An die Besiegung des Fensters durfte Falzaro glauben. Wenn er auch wochenlang arbeiten mußte. Er konnte wohl auch seinen schlangenhaft gelenkigen Körper durch die Öffnung zwängen. Aber wenn es dann geschehen war — die größte Schwierigkeit kam erst. Zwei Höfe hatte er zu durcheilen, zwei gewaltig hohe Mauern zu überklettern. Auf den Höfen patrouillierten Posten mit geladenem Gewehr. Falzaro besaß weder eine Waffe, noch eine Strickleiter. Die Leine, die er aus seinem Hemd und Bettüchern herstellen konnte, reichte nur für das erste Stück vom Fenster in den Hof. Außerdem — ohne Helfershelfer, er durfte sich nicht auf solche Mittel verlassen ... Es schien doch ein ganz unmögliches Wagnis. Trotzdem fürchtete Falzaro den zweiten Teil der Flucht nicht so wie den ersten. Daß man ihm die Feile fortnehmen könnte, daß das Fenster ewig geschlossen bliebe — nur dieser Gefahr galt seine Furcht. Wenn er erst draußen war, mußte er seinem stählernen Körper vertrauen, seiner Unerschrockenheit, die andere nicht besaßen. Noch einmal glaubte er an die Übermacht des Persönlichen, zum erstenmal ganz ehrlich. Er wollte verblüffen. Der Feind durfte gar nicht zur Besinnung kommen. Daß ein Mensch das wagte, mußte für ausgeschlossen gelten, nachdem er es längst gewagt hatte.

So blieb Falzaro kalt und ruhig. Er legte sich seinen Weg fest, bis dort hinaus, wo man ihn nicht mehr erreichte. Er vertraute draußen seiner eigentlichsten Macht. Auch als entsprungener Sträfling konnte er Seelen in seine Gewalt bringen. Vielleicht gerade dann erst. Wenn er den Beweis seiner Unbesiegbarkeit erbracht hatte. Vom Schafott auf den Thron — das war in alten Zeiten vorgekommen. Warum sollte jetzt, da doch nur die Kraft den großen „Kurswert“ hatte, eine übermächtige Persönlichkeit nicht siegen? Falzaro berauschte sich an dieser Vorstellung. Er formte sich ein immer festeres Zukunftsbild. Nie hatte er soviel Lebensglauben gehabt, wie in seiner schwarzen Zuchthauszelle, die umwickelte Feile in der Hand, auf jedes Geräusch lauschend. Nie war er so jung gewesen. Er wollte draußen alles wieder gutmachen. Er wollte nur das Heiligtum seines Ichs zum Siege führen. Aus einem Versteck in Brasilien, irgendwo, mußten die Strahlen seines Willens wie eine unentrinnbare Suggestion kommen. Sie erreichten durch tausend Meilen die beiden, die ihm gehorchen würden. Er kannte sie ja. Sie hatten den Schatz, der ihm gehörte. Der ihn ins Elend gebracht. Bernd Brahes Geld! Bernd Brahes Töchter! Helene mochte ihn verabscheuen, aber sie fürchtete sich vor ihm. Und Thora? Thora hatte er doch umzingelt. Trotzdem man ihn ins Zuchthaus geschleppt. Er hatte ihre Zukunft in sein lebendiges Grab genommen. Thoras Seele war ihm verkauft. Trotz Peter. Hörte sie nicht auf seinen Ruf aus fernster Ferne? Sie würde schon kommen, wenn er sie rief. Sie würde kommen mit allen ihren Schätzen und mit ihrer

Schönheit. Ja, nicht nur das Geld war Thoras Besitz. Falzaro sträubte sich plötzlich gegen sein materielles Verlangen. Was er früher nie empfunden hatte — es tröstete ihn jetzt, sich einzubilden, daß er Thora liebte. Während er die Feile an den letzten Gitterstab setzte, der elend Gefangene, zitternd, mit wunden Fingern, glaubte er, daß sie in allem Haß auch ihn immer geliebt hatte.

‚Du bist meineidig!‘ flüsterte er mit fletschenden Zähnen. ‚Solange du auf der Welt bist, warst du meineidig! Deine Schwester bringe ich um, wenn sie sich weigert, mir Geld zu schicken! Und wenn du dich weigerst, komm' ich und befehle dir, daß du dich ausziehst, nackt, — und ich werde dich peitschen!‘

In seiner wilden Phantasie hemmte ihn plötzlich der Mond, der voll und bleich in das Gitterfenster schien. Er prallte zurück. Aus der traurigen Mondscheibe hatte ihn ein Antlitz angesehen, das er fürchtete. Betty sah er, geisterhaft groß, die arme, betrogene Seele. Sie blickte ihn schweigend an. Sie warnte ihn, denn sie liebte ihn noch. In dieser Nacht setzte er die Feile nicht mehr an. Fast hätte er vergessen, die Spuren seiner Arbeit mit der nötigen Sorgfalt zu verwischen. —

Trotzdem er von nun an eine leise Lähmung seines Willens spürte, brachte Falzaro sein Werk zu Ende. Alles war genau berechnet. In der kommenden Nacht konnte er das Gitter aus dem Rahmen heben. Zwischen dem ersten und zweiten Rundgang des Wärters mußte es geschehen. Mochte dann kommen, was wollte.

Die Loslösung des Gitters gelang. Geräuschlos konnte Falzaro sich durch die Öffnung zwängen. Ohne Zögern glitt er an der Wand des Zuchthauses in die Tiefe nieder. Kein Vorsprung stützte ihn. Er klebte mit seinem Willen gleichsam an der glatten Mauer. Plötzlich stand er auf dem ersten Hof. Wie seltsam — niemand hielt ihn in der drohenden Stille. Waren die Posten heute nicht da? Falzaro blickte unwillkürlich in den funkelnden Sternenhimmel empor — er sog sich mit der Luft der Freiheit voll — dann erklomm er die erste Mauer. Er kam hinauf, er ritt auf der Mauer, dann sprang er und kam in den zweiten Hof. Aber ohne Geräusch war das nicht abgegangen. Falzaro wurde sich dessen nur halb bewußt. Er hörte sein Herz mehr als die Schuhe, die auf das Pflaster geschlagen hatten. Jetzt nur weiter. Die zweite Mauer erreichte er auch. Doch als er emporklomm, wurde er angerufen. „Halt! Oder ich schieße!“ Ein Posten stand unter ihm. Es schwindelte Falzaro, aber er lachte. Er antwortete sogar: „Lump du, schieß nur! Mich kriegst du nicht!“ Wie eine Spinne kroch er zum Mauerrande empor. „Halt jetzt! Zum letztenmal!“ Falzaro ritt auf der Mauer, dunkel vom Mondlicht abgehoben. Jetzt hatte der Schütze unten ein sicheres Ziel. Es lähmte den Flüchtling plötzlich etwas, wie es im Traum geschieht, wenn unsichtbare Hände einen raschen Entschluß hindern. Falzaro tobte, aber er konnte die Höhe nicht verlassen, eine wollüstige Qual ergriff ihn, und er starrte, auf der Mauer reitend, in das schimmernde Land der Freiheit. „Komm jetzt herunter!“ rief der Posten. „Jawohl, mein Engel!“ höhnte Falzaro und schleuderte sich mit aller Gewalt, den Alb bezwingend, nach der anderen Seite. Da fiel ein Schuß. Jenseits der Mauer im Graben fand man den tödlich verwundeten Flüchtling. Er sah an seinen Feinden vorbei in das offene Land, während man ihn forttrug. Es hatte ihn doch betrogen. Erst als die eiserne Mauertür sich für immer hinter ihm schloß, kehrte Joseph Falzaro ins Nichts ein.

⌘ ⌘ ⌘

Am Tage von Falzaros Fluchtversuch kam Peter erst abends in seine Wohnung zurück. Er war den ganzen Tag unterwegs geblieben, immer demselben Grübeln preisgegeben. Hatte er ein Weib? War die sein Weib, von der er nichts wußte, wenn er ihr den Rücken wandte?

Das Mysterium Mann und Weib hatte ihn noch nie so bohrend beschäftigt. Er bildete sich allmählich ein, daß er nur ein Zuschauer wäre, ein Packesel der Natur. Das wahre Weib war Thora. Der wahre Mann — nun der vielleicht, der zum Abschaum der Menschheit gehörte. Ein starres, drohendes Lächeln kam auf Peters Züge.

Als er in seine Wohnung trat, sah Thora ihn in geringer Erregung kommen. Fast gleichmütig ließ sie seine Abwesenheit

und Gegenwart über sich ergehen. Aber bei dem unwürdigen Versteckspiel durfte es nicht bleiben. Er wandte ihr den Rücken und setzte sich an seinen Arbeitstisch.

Sie sah ihn an und schwieg. Sein breiter Körper und der blonde Kopf schienen ruhig bei der Lektüre zu sein. Nur zuweilen glaubte sie ein leises Beben zu bemerken.

„Sollen wir hier stundenlang sitzen und uns anschweigen, Peter?“

Er drehte den Kopf zu ihr hin und sah sie durch die Brille an. Seine Augen waren gerötet. „Wie's beliebt,“ sagte er heiser.

Thora sprang auf. „Sage mir jetzt, was du denkst! Meinst du, daß ich meine Pflicht gegen dich verletzt habe? Der Mensch besteht nicht nur aus Pflichten!“

Er stützte die breiten Hände auf den Schreibtisch. „Ich soll dir sagen, was ich denke? Das tät' ich gern, aber ich kann's nicht. Ich gäb' was drum, wenn ich's könnte. Wenn ich dich noch verstände.“

„Ich auch. Denn ich glaube, du hast mich nie verstanden.“

„Du hast dich sehr verändert, Thora. Du weißt nicht mehr, was du sagst. Ich weiß, daß ich dich verstanden habe, als du zu verstehen warst! Jetzt ist das nicht mehr der Fall! Das ist es, Thora!“ Er zitterte am ganzen Körper.

Sie blitzte ihn an. „Was hast du mir denn vorzuwerfen?“

„Ich habe mich mit allem, was ich bin, für dich erklärt. Die Bedingung wird in solchem Fall nicht ausgesprochen. Sie heißt: entweder oder. Er — oder ich.“

„Peter!“

„Du hältst mich wahrscheinlich für eifersüchtig. Eifersucht ist eine verächtliche Eigenschaft. Gewiß, Thora! Aber sie ist nicht verächtlich, wenn sie gegen heimliche Gedanken geht!“

„Was nennst du denn heimliche Gedanken? Ist es ein Wunder, daß ich an Joseph denke? Daß es mir wehtut, wenn er wie ein gefangenes Tier verkommt?“

„Es ist also jetzt erwiesen, daß er noch in dir lebt ...“

„Peter! ... Peter! ...“

„Du hast ihn nie überwunden! Du bist niemals wahr gewesen gegen mich!“

„Was nennst du denn wahr? Daß ich dir ganz gehöre? Nur dir? Ist das dein Glaube?“

„Ja, Thora!“

„Du bist ein unglücklicher Mensch, Peter. Du zerstampfst, was sich langsam bilden muß. Was sich so furchtbar quälen muß — für dich.“

„Furchtbar quälen?! Mich wundert, daß ich nicht verrückt werde!“

„Du warst ebenso unwahr gegen mich, denn du hast mir nie geglaubt. Mein Eid war nichts für dich. Du wolltest nur mich selbst haben.“

„Thora!!“

„Warum hast du denn für mich gekämpft? Warum hast du den ganzen Krieg gegen den Pöbel auf dich genommen, wenn dein Glaube nicht unerschütterlich war?“

„Nichts ... Die Vergangenheit ist nichts ... Das Unrecht der Menschen gegen dich mußte gesühnt werden ... Das ist vorbei. Aber das höhere Gericht — das einzige und letzte — zwischen uns beiden — wie steht es damit? Da teile ich nichts mit ihm. Er lebt, aber für dich muß er tot sein.“

„Ich sehe in ihm mißbraucht, was in mir mißbraucht worden ist. Das Große, das Lockende — draußen — irgendwo! Du kennst es nicht, Peter, aber du kannst es auch nicht aus der Welt schaffen. Ich wollte es in mir töten — und mit dem Rest bei dir bleiben.“

„Für mich der Rest? ...“

„Für dich — was von der armen Thora übriggeblieben ist. Wolltest du denn mehr, Peter?“

Da schluchzte er auf und warf sich auf den Diwan. Aber er mußte sich fassen. Das Dienstmädchen trat ein und legte mit einem scheuen Blick auf ihre verstörte Herrschaft die Abendzeitung auf den Tisch. Peter wartete, bis die Fremde wieder hinaus war. Dann erhob er sich mit hängenden Gliedern und setzte sich an den Tisch. Das rötliche Licht der Hängelampe fiel auf sein gedunsenes Gesicht. Er starrte in die Zeitung, ohne etwas von dem Gelesenen verstehen zu können. Thora stand in die halbdunkle Ecke des Zimmers gedrückt; sie fühlte sich schuldbeladen und doch ohne Schuld, ihr Blick ruhte voll Mitleid auf dem schwer leidenden Manne, aber sie versuchte noch immer ihren Trotz zu behaupten. Da bemerkte sie, daß Peter wirklich zu lesen be-



Moderne Graphik: Die Kaiserstraße in Karlsruhe. Radierung von Hermann Kupferschmid

gann und offensichtlich von einer Nachricht im Innersten gepackt wurde. Seine geröteten Augen öffneten sich weit, die Lippen zuckten, und die starke Hand schlug mechanisch auf das Zeitungsblatt. Was konnte geschehen sein? Wie fern lag ihnen jetzt jede Kunde aus der Welt, und mochte sie das Entsetzlichste melden. Aber von banger Neugier ergriffen trat Thora hinter den Lesenden. Da riß Peter die Zeitung rasch an sich und steckte sie in die Tasche.

„Warum verbirgst du die Zeitung vor mir? Was steht denn drin?" — „Laß, Thora... Laß doch... liebes Kind! ..." Wie sonderbar — jetzt kam die alte Zärtlichkeit wieder in seine Stimme. Er griff sogar nach ihrer Hand. Er fürchtete etwas für sie, sie sollte nicht lesen, was er gelesen hatte. Da überraschte sie ihn mit ihrer Geschicklichkeit. Sie griff von rückwärts in seine Tasche, holte die Zeitung heraus und suchte darin. Machtlos saß er dabei. Mit großen, ringenden Augen beobachtete er ihr Suchen, ihr Finden. Dann wußte er, daß sie es gefunden hatte ...

Thora ließ die Zeitung langsam fallen. Ihr Gesicht war weiß geworden — sie ging in das Schlafzimmer. Als er ihr folgte, lag sie auf dem Bett. Er setzte sich zu ihr. Einige Minuten zogen wie Ewigkeiten an den beiden vorüber, dann fand Peter den Mut, zu sprechen. Mühsam, wie aus einem tief befangenen Knaben kamen die Worte aus ihm hervor: „Das ist also das Ende... Armer Kerl ... Armer Kerl ... Sei nicht bös, Thora, daß ich das sage."

Da kam ein schrecklicher Krampf über Thora. Sie zuckte und krümmte sich. Sie warf sich plötzlich leidenschaftlich in die Arme ihres entsetzten Mannes. Dann löste sich alles in ein langes, blutendes Weinen auf. Peter hörte geduldig zu. Er ehrte ihren Schmerz und verstand ihn tiefer, als Thora bewußt war. Schließlich hörte er von ihr die Worte: „Sei auch du nicht böse, Peter. Ich weine ja nicht um ihn."

Er streichelte sie. „Das darfst du, Thora. Das darfst du wirklich. Um wen weinst du denn?"

„Ihr Männer seid Rätsel."

„Ihr Frauen auch."

„Er ist tot!" Thora richtete sich auf. Sie starrte mit übergroßen Augen ins Dunkel. „Er ist wirklich tot! Wir brauchen uns nicht mehr zu fürchten, Peter ..."

„Wir sagst du? ... Das ist gut."

„Wie meinst du das?"

„Solange er lebte, hat er ein Recht auf uns gehabt, Thora. Nicht nur auf dich — auch auf mich — auf uns alle. Nun ist er plötzlich nicht mehr da. Nun hat er sein Recht verloren."

„Du sagst das ohne Triumph. Ich danke dir, Peter."

„Triumph? ... Mein liebes Kind, ich habe gelernt, daß man nicht triumphieren soll, wenn ein anderer überstanden hat."

„Peter! ..."

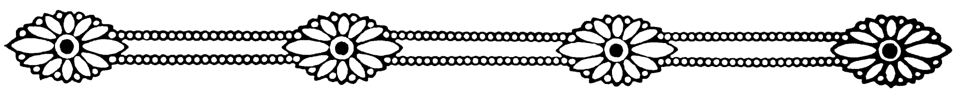
„Wollen wir zusammenbleiben?"

„Wir müssen zusammenbleiben."

Sie fanden sich in einer Umarmung.

⁂

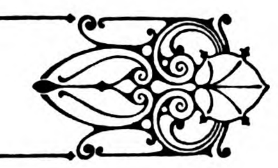
Dieser Morgenschimmer erstarkte zum Licht. Kein Phantom mehr bedrückte den ernsten Arbeitstag von Peter und Thora. Sie verließen mit ihrem Kinde Berlin, sie kehrten bei Mutter Philomena in Waiblingen ein. Heimaterde war es, was Peter brauchte. Das hatte Thora erkannt, denn sie konnte jetzt mit voller Freudigkeit ihre Gedanken dem Gatten weihen. Nun reifte der Besitz Bernd Brahes zum Segen. Woran Peter nie zu denken gewagt: Thora kaufte ein großes Landgut für ihn. Sie lachte, als es den Erschrockenen zuviel dünkte. Fröhlich gab sie den größten Teil ihres Erbteils dafür hin. Klein Bernd konnte auf der Heimaterde zum ganzen Menschen reifen. Peter aber war immer ein Denker und ein Bauer gewesen. Hier auf den Traumpfaden des Waldparks und bei wacher Feldarbeit fand er, was ihm das Schicksal solange versagt hatte. Er fand es, weil Thora es ihn finden ließ. Sie wollten beide weiter nichts als aufrechte Menschen sein, ohne Furcht und ohne übergroßes Hoffen. So ziemte es sich für Seelen, die sich weit verirrt hatten. So war es wohl der alten Erde recht.





Machiavelli

Von Prof. Dr. Ed. Heyck





Niccolo dei Machiavelli wurde 1469 zu Florenz geboren, in dem gleichen Jahre, als Lorenzo Magnifico dei Medici die von seinem Großvater Cosimo durch ein feines System der Klugheiten begründete Herrschaft übernahm. Die Machiavelli waren arm, aber sie gehörten zu jenen alten Stadtfamilien, die in dem Regiment des mächtigen Bankherrenhauses nur mit vieler Überwindung etwas Besseres als die unabläſſigen Parteikämpfe vorher erblickten. Ein Anteil an dem bürgerlichen Hochgefühl teilt sich zwar auch ihnen mit, wie berühmt die Stadt in der Führung der Medici geworden sei durch weitverzweigte Unternehmungen des Kapitals, blühende Gewerbe, schöne Bauten, durch den Glanz der Künste, Poesien und Wissenschaften, und wie günstigen Einfluß der ungekrönte Herr von Florenz auf das politische Gleichgewicht des unruhigen Italien übe. Etwas Sprödes bleibt ihnen aber allen gegenüber den werbenden Bemühungen Lorenzos, und je gewagtere Mittel dieser in den Schwierigkeiten gegen Ende seines Lebens schon anwenden mußte, um so eher konnte der Gedanke an Wiederherstellung der Optimatenrepublik sich regen. Einst, als 1469 Lorenzo zur Nachfolge gestanden, da hatten sich diese Familien nach dem ausschlaggebenden Wort des Tommaso Soderini beschieden, „es sei rätlicher, öffentlichen Vorrang weitererben zu lassen, als unsichere Wege zu gehen". Jetzt, nachdem Lorenzo 1492 gestorben war, zerbrach nach zwei kurzen Jahren die Herrschaft des Hauses in den wenig sorgfältigen Händen seines Sohnes Piero. Nun ward zwar aus der erlangten „Freiheit" zunächst etwas ganz Abnormes. Der höchsten Entwicklung, die der weltliche Renaissancegeist in einem Staatswesen gefunden, folgte gerade an dieser Stelle, in dem bildungs- und schönheitsfrohen Florenz, die eigentümlichste Reaktion. Eine solche, die noch einmal den Mittelaltergeist der Weltverneinung in der unmöglichsten Verspätung heraufbeschwor: das demokratischbußasketische Regiment des Mönchs Savonarola. Im Jahre 1498 ward jedoch der Dominikaner zu Fall gebracht und hingerichtet, und aus den folgenden Experimenten ist es dann 1502 zu der Republik gekommen, deren erwählter „Bannerträger" und Gonfaloniere der rechtliche, hochangesehene Piero Soderini, der Sohn des Tommaso, war.



Niccolo dei Machiavelli
Gemälde des 11. Jahrhunderts in der Galerie Doria zu Rom

In dieser Regierung des republikanischen Intermezzos finden wir unseren Niccolo dei Machiavelli. Er ist der Sekretär der leitenden Behörde der „Zehn", seit 1498, und bleibt auch in der Soderinischen Zeit Vorsteher der einen der beiden Staatskanzleien. Diplomatische Missionen führen ihn an die Höfe des Königs von Frankreich, des Kaisers, des Papstes und setzen ihn in nähere Beziehung mit einer so überaus charakteristischen Persönlichkeit wie Cesare Borgia, von

dem die vertriebenen Medici für ihre Wünsche hofften. Machiavelli empfindet es wohl, welch anderes Amt es gewesen sein würde, zu Zeiten eines Lorenzo Magnifico als Gesandter Florenz zu vertreten. Ihn jetzt behandelt man an den großen Höfen wie einen bloßen politischen Agenten, und die Regierung daheim erleichtert das durch die Nachlässigkeit in der Versorgung ihres Abgesandten mit Nachrichten und äußeren Mitteln. Es häufen sich Erfahrungen allerart, um diesem Manne die Klarheit zu geben: mit der Bedeutung von Florenz ist es schon vorbei, gerade nun, indem man die alten Begehrungen verwirklicht sieht. Andere haben dasselbe in diesen Zeiten durchgemacht. Man weiß, wie Michelangelo hin und her gezogen und als florentiner Patriot in sich zerspalten und zerquält war. Auch er steht mit seinen Empfindungen zu der ideenhaft aufgefaßten Republikanerpartei, und inzwischen weisen ihn seine Beschäftigungen, die Hoffnungen der großen Kunst überhaupt noch immer zu dem Namen Medici hinüber. Schon klingt der politische Unmut und Schlimmeres, die schwere Sorge, bezeichnend bei Machiavelli auf. Der viel zu wackere Soderini! Diese Zeit voll beständig wachsender Gefahr braucht Menschen, über die in Gottes Namen nachher die Hölle richten mag, nicht solche, die durch Vertrauensseligkeit und Rechtschaffenheit einen Staat regieren wollen und im Jenseits sich einen Platz am Teich der unschuldigen Kinder verdienen! Worte eines Epigramms des Staatssekretärs über den an die Spitze gestellten Mann seiner Heimatstadt.

Italien ist der Kampfpreis der Fremden geworden. Im Norden schalten die Franzosen, im Süden die Spanier. Ein Mann steht auf dem Plan, ihnen Widerstand zu leisten und national-italienische Gedanken zu entfesseln. Das ist der Papst Julius II. (1503 bis 1513), der weitumschauende, kraftvolle Herr des Kirchenstaats. Aber wiederum ist kein Gedanke so schwer in Kauf zu nehmen für den als Renaissancemensch empfindenden Florentiner wie die Machtzunahme des Kirchenstaats, des mittelalterlichen Klerikernestes, dieses überlebten Papsttums, von dem schon viele gedacht hatten, Cesare Borgia, der Sohn Papst Alexanders VI., werde es im gegebenen Zeitpunkt abtun und den Kirchenstaat säkularisieren. Denkt doch auch jetzt wieder, als Julius II. einmal erkrankt, der stets hastig planende Maximilian daran, in eigener kaiserlicher Person des heiligen Petrus Nachfolger zu werden. Zu dem allen muß Florenz berücksichtigen, daß Papst Julius, der mit dem Borgia fertig geworden, tatbereiter als dieser der Anwalt der jetzigen Medici ist. Dies nun sind die jüngeren Söhne des Magnifico: Giovanni, der Kardinal, und Giuliano, nebst dem Neffen dieser beiden, dem Sohne des 1494 vertriebenen und inzwischen verstorbenen Piero. So ist vom Standpunkt eines republikanisch-nationalen Patriotismus alles nur Konflikt, Verwirrung und fast Hoffnungslosigkeit. Noch steht Venedig aufrecht, aber dem am französischen Hofe weilenden Machiavelli entgeht es nicht, mit welchem Haß und Neid das feudalritterliche Frankreich auf die reiche Kaufmannsstadt blickt, mit der es, um das Herzogtum Mailand den Sforzas abzunehmen, kürzlich zusammengegangen war. Man müsse diese arroganten Fischer in ihre Lagunen zurückwerfen, hört er aus den Reden der französischen Herren heraus, und man werde es um so eher versuchen wollen, als gerade damals Maximilian, Venedigs intimster Feind, sich mit Frankreich über Italien verständigt hat. Es sind Meisterstücke von Berichten, die der florentiner Gesandte nach Hause schreibt, scharfsichtige, geistvolle Überblicke über die Lage mit ihren Bedingungen und Psychologien, ihren außerordentlichen Schwierigkeiten und Verwicklungsmöglichkeiten; Denkschriften, diktiert von einem leidenschaftlichen Gefühl voll Sorge um die Heimat und geschrieben von einem ganz klaren, durch keinerlei Vorurteil beirrten Denken.

In allen damaligen Kulturländern ist es der Humanismus, der die nationalen Instinkte zur Höhe einer sicheren Leitidee erhebt. Am Vorbild der berühmten Männer der Antike, der Leonidas, Themistokles, Epaminondas, der Scipionen und der Brutus, am Stolze des civis Romanus, der Größe der weltbeherrschenden Roma hat ein Machiavelli seine politischen Anschauungen erzogen. Mit der ganzen Bewußtheit der Humanisten steht er gegen alle Zurückdeutung auf das Mittelalter, gegen den gedanklichen und realen Kosmopolitismus, der die Konsequenz und das Werkzeug der weltumspannenden Priestermacht sein mußte. Ein Mann von dieser Vitalität genügt sich nicht, ein elegantes Ciceronianisch zu schreiben im Gegensatz zu den belachten Küchenlateinern des Klerus. Ihm bleibt auch der Humanismus keine Selbstidee, er streift auch diese Subalternität, diesen modern auftretenden Anachronismus ab. Die Alten haben ihn nur erzogen, sie gaben ihm die Stoffe der freien Bildung, die Methode und die Form. Aber nun schreibt er italienisch, als von sich selbst begriffener Moderner, der auf seine Mitbürger, auf die öffentliche Meinung, die staatlichen Kräfte wirken will. Und dabei fällt uns dann ein, wie diesseits der Alpen aus dem gleichen Drang der feine Lateiner Ulrich von Hutten eines Tages erklärt, fortan deutsch zu schreiben. Das sind die Vergleichspunkte zwischen Machiavelli und Hutten: die Fülle der Leidenschaft für die Nation und der Ideen für die Heilung ihrer Erbschäden. Praktische Lebenskünstler der eigenen Person sind sie auch beide nicht gewesen, der Florentiner versucht es nur; sein Temperament bleibt nicht minder beweglich und ihm schädlich als das des humanistischen Ritters. Wenn Hutten in der Ungeduld, die Deutschen aufzurütteln, die Verbindung findet zu dem verzweifeltsten und beschränk-

testen der Reformversuche, dem Sickingenschen Aufruhr, so formen die systematisierenden Erkenntnisse und Schlüsse Machiavellis sich einer ideellen Lösung entgegen, die auf ihre Art nicht minder verzweifelt ist, den Theorien seines „Principe“, die aber durchaus bestimmt sind, aktuellste Ratschläge, Forderungen, Hoffnungen zu sein.

Zunächst vollzieht sich, was für Machiavelli Erfüllung und Untergang in ein und derselben Verkettung ist und so grell wie möglich die Konflikte seiner Situation erhellt. Die große national-italienische Tat wird zur Wirklichkeit: 1512 geht Oberitalien den Franzosen verloren durch die Übermacht der „heiligen Liga“. Aber deren Meister und Haupt ist Julius II. Es ist dieser große Akt der Austreibung der räuberischen Franzosen, den Raffael in seiner vatikanischen Stanzenfreske der Vertreibung des Tempelräubers Heliodor verherrlicht hat. Das Jahr 1512 ist die Siegeshöhe und der Abschluß des julianischen Pontifikats. Aber im Vorübergehen hat es auch die Republik von Florenz hinweggefegt, die Söhne des Magnifico in die Stadt zurückgeführt.

Als Giovanni dann schon im Frühjahr 1513 als Leo X. der Nachfolger Julius' II. wurde, führte er die Schutzherrschaft über die florentiner Verwandten von Rom aus weiter. In diesem Jahre 1513 hat man dem aus seinen Ämtern schon abgesetzten Machiavelli den Prozeß gemacht, wegen Teilnahme an neuen Umtrieben gegen die Medici. Man hat den vornehmen Mann auf der Folter torquiert, was die Römer, von denen man das gelernt hatte, doch nur gegen Sklaven anwandten, und das Urteil hat seine Verbannung ausgesprochen. Aber bald wieder ist man von Seite der Medici Beziehungen zu ihm eingegangen. Fand sich doch niemand so wie er in dem politischen Getriebe Italiens und des Auslandes zurecht, und ein Mann wie Leo X. war durch eine Gegnerschaft nicht so beleidigt, um nicht lieber Nutzen aus ihrer Annäherung zu ziehen.

Zeitweilig finden wir Machiavelli nun auf einem kleinen Landgut nicht sehr weit von Florenz. Er durchlebt dieses Exil aus der großen Welt mit jener selbstbeobachtenden Reflexion, für die es an Vergleichungen aus dem Altertum nicht fehlt. Mit der Sonne, so schildert er sich, steht er auf, geht aus und sieht nach seinen Arbeitern. Dante, Tibull, Ovid oder sonst ein rechtes Buch der Muße trägt er bei sich, und indem er sinnend an einer anmutigen Quelle vorbei kommt oder nachsieht, was sich im Vogelherd gefangen hat — dem echten Italiener, selbst wenn er sich lyrisch stimmt, sind die kleinen Singvögel doch nur zum Essen — denkt er der tibullischen Erlebnisse der eigenen verklungenen Zeiten. Seine Tage sind lang geworden, und es bleibt manche Stunde, um sie in der kleinen nahen Osteria zu versitzen. Sie liegt an der Landstraße, es kommen da wenigstens Leute vorbei, man fragt sie nach Neuigkeiten, und wenn sie keine wissen, so unterhält man bei seinem roten Wein sich doch — die Renaissance in ihrer resigniertesten Anwendung —, was das für Menschen sind, welche Manier sie haben und was sie so behaupten. Oder der ehemalige Stadtschreiber von Florenz setzt sich mit Müller und Fleischhauer oder mit zwei Ziegelbrennern und dem Wirt zum Spiel, und, ganz popolo italiano, schreien sie und streiten sich um einen Pfennig, daß man's bis zur nächsten Ortschaft hört. Aber am Abend, da macht der verlassene Mann vornehme Toilette, für die Geistesgesellschaft der großen Alten, der Philosophen und Historiker und Dichter, die er dann bei sich empfängt; und mit ihnen unterhält er sich vier köstliche Stunden, die die Entschädigung und der Reichtum seines verarmten Lebens sind.

Auch in Machiavelli ist der literarische Zwang der bedeutenden Zeitgenossen, der sich mit der aktiven Politik so gut wie mit dem Fachgelehrtentum oder selbst mit den bildenden Künsten verträgt. Als rechter Humanist hat er zwei Komödien in der Art des Plautus geschrieben, „Clizia“ und „Mandragola“. Sie sind witzig und amüsant, von trefflicher Charakteristik und im übrigen so ungeniert, wie nur irgend etwas in dieser Zeit, die die Pikanterien aus aller Welt in Novellensammlungen zusammenträgt, in Vers und Prosa mit ihnen an Unmoral wetteifert und das Verdienst in der zurechtgeschliffenen Kunst des Vortrags und der Wirkung sucht. Von der in Florenz oft gespielten „Mandragola“ mit ihren zurechtgepaßten plautinischen Typen war Giovanni dei Medici so entzückt, daß er sie auch in Rom aufführen ließ, als er der heilige Vater der Christenheit geworden war. Eine literarische Novelle des Machiavelli ist wesentlich dem Bedürfnis entsprungen, ein Ventil für den Ärger und die Enttäuschung in seiner Ehe zu sein und allenfalls Leidensgenossen zu amüsieren. Sie nimmt aber in Absicht und Form etwas Maßloses an, und so verstärkt sich auch von dieser Seite der Eindruck, daß der große staatsmännische Theoretiker in den Anwendungen so vieler feiner und scharfer Klugheit auf sein eigenes Schicksal wenig sorgfältig oder glücklich gewesen sei. Es fällt uns in der Tat ja auf, wie wenig er bei seinen Kenntnissen, Fähigkeiten, Beziehungen, seinem fachmännischen Ansehen und seiner lebhaften Bemühung, stets der Sache je nach Lage zu dienen, sich selber zu dienen vermocht hat, obwohl er in der richtigen Stelle auch der Sache am nützlichsten gewesen sein würde. Die geistig ungewöhnlichen Leute kommen dorthin freilich immer schwieriger, als die durchschnittlichen, und es ist, wie in unserem Falle, dazu gar nicht nötig, daß sie unbeugsame Charaktere sind.

An der Sachlichkeit und dem hingebungsvollen Eifer des Machiavelli kann dagegen kein Zweifel sein. Der Opportunist setzt keine Geduld der Propaganda ein für Ideen, die

von Hause aus wenig aussichtsvoll sind. Er ersinnt sie auch gar nicht. Hierher gehören die militärischen Reformbestrebungen des Florentiners. Man braucht die Renaissance nur wenig zu kennen, um abzuschätzen, was es bedeutet, wenn ein Mann aus dieser Zeit zu den Vorläufern des Gedankens der staatsbürgerlichen Wehrpflicht wird.

Die Renaissance ist reich als Kulturzeit geworden durch ihre Pflege und Züchtung der individualistischen Fähigkeiten, die bis zur Vergötterung des Selbstischen geht. Es liegt hierin, abgesehen von Mitursachen, wenn desto mehr alles, was Zusammenfassung, Solidarität, Disziplin, Moral bedeutet, vernachlässigt wird und verfällt. Das Strafrecht schwindet, Selbsthilfe und kecke Überlegenheit treten an die Stelle. Die historischen Regierungsformen weichen den neuen der „Tyrannis“. Erfolg regiert, Mißerfolg nimmt sein Erliegen als ein verdientes hin und sinnt auf ein verbessertes nächstes Mal; von der Ungewöhnlichkeit, der Kühnheit, der Genialität spricht jedermann und niemand von Pflicht. Die alte Hüterin eines Ethos oder wenigstens eines stellvertretenden Gehorsams, die Kirche, kommt dafür nicht mehr in Betracht. Sie hat ihre Sündenvergebung in einer unerhörten Weise geschäftlich materialisiert, kümmert sich um alle spöttelnde oder zornige Kritik möglichst wenig, lebt gänzlich im Zeitlichen mit. Die Männer in ihren obersten Regionen sind seit Jahrzehnten kaum noch Kleriker, verstehen sich aber desto intimer mit den Genüssen und den Talenten der Renaissance. Das alles sind Ursachen, weshalb Pflichtgefühl, Zucht, Moral keinen Halt finden, gewissermaßen ohne Begründung und aufgehoben sind. Auch auf das Zeitverständnis über Leistungen aus Bürgerpflicht erstreckt sich diese Negativität. Allenfalls Steuern zahlen, und sofern man's kann, ruhmbringende Ausgaben auf sich nehmen, Privatbauten, die die Stadt zieren, Stiftung von Bibliotheken und schönen Kunstwerken. Aber keine Leistungen, die schärfer die Persönlichkeit beugen. Der Waffendienst für die Heimat ist untergegangen und abgekommen; verschollen ist die Zeit, da einst die italienischen Städte gegen die kaiserlichen Barbarossa und Friedrich II. so glorreich sich behaupteten. Ist Krieg, so engagiert die Stadt oder der Staat einen Kondottieren, einen Kriegsunternehmer, der die Sache mit seinen Werbetruppen besorgt, nach deren Herkunft und Zuverlässigkeit niemand fragt. Der eigentliche Grund, weshalb die Freiheit Italiens und die Selbstherrlichkeit der bildungs- und nationalstolzen Renaissance so hilflos dem Untergang entgegentreiben, ist diese Versäumnis des Zusammenfassenden, Organisierenden, die nicht verstandene Umsetzung des Errungenen in seine Selbsterhaltung.

Hier setzen Gedanken Machiavellis ein. In seiner Amtszeit, 1504, spricht er in seinem Decennale — einem Terzinengedicht über die zehn Jahre seit dem Einmarsch Karls VIII. von Frankreich in Italien — es mit Nachdruck aus: die Macht eines Staates liegt im Heer, seine Erhaltung in der heimatlichen Waffenfähigkeit. Von da ab hat er an einer Art von Miliz gearbeitet und in der Tat Anläufe zur Durchführung seiner Ordinanza erreicht. Daß in so kurzen Jahren nichts Gefestigtes werden konnte, liegt auf der Hand. Von militärischen Friedensübungen, Herumstolzieren in der Rüstung und zunftartigen Waffenfestlichkeiten, wobei famose Reden gehalten werden, bis zum harten, erfolgreichen Kriegsdienst ist noch weit. Aber Machiavelli hat für diese Gedanken auch noch literarisch weitergewirkt, in seinen sieben Büchern dell' arte della guerra, von der Kriegskunst. Hier kommen Schlüsse aus den jüngsten Kriegen und aus dem militärischen Phänomen der Zeit, der Überlegenheit der Schweizer, moderne Ideen für Taktik und Organisation, zusammen mit den grundlegenden Beobachtungen an der Geschichte des alten Rom. Man soll von Rom auch noch anderes zu lernen verstehen als Verse und Sprachfinessen, luxuriöse Genüsse und raffinierte Liebeskünste; man soll nun in später Stunde endlich beginnen zu würdigen, durch was dieser national entschlossene Staat machtvoll und groß und über noch so begünstigte Gegner siegreich geworden ist.

Es sind die gleichen Zielrichtungen, aus denen Machiavelli in seiner unfreiwilligen Muße die Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio (Diskurse über die zehn ersten Bücher des Livius) schreibt, also den jungen Machtaufstieg der römischen Staatsgeschichte. In diesem Werk drängt sich die Fülle der Anschauungen und Ergebnisse zusammen, die nur formuliert zu werden brauchen, daß die Renaissance sie als ihre eigenste Logik erkennen muß. Mit der gleichen Treffsicherheit, womit er in seinen Gesandtschaftsberichten die modernen Mächte, Frankreich, Deutschland, charakterisiert hat, hebt er hier die Fundamentalunterschiede der antiken und der mittelalterlich-kirchlichen Tendenzen heraus. Die Kirche in der älteren, grundsätzlichen Zeit hat ihre redlich gemeinte Bemühung daran gesetzt, zur Geringachtung der irdischen Welt anzuhalten und damit die Fähigkeiten des nun einmal von Gott für das irdische Leben bestimmten Menschen zu ersticken, mit dem meisten Erfolge gerade — die wertvolleren. Die antike Weltanschauung ganz im Gegenteil hat die Helden und die großen Fürsten oder Staatsmänner „heilig gesprochen“ und ins Heroische erhoben, überhaupt die Männer von Energie, Vollbringung, Tat. Die Alten setzten das Verdienst in Unabhängigkeit des Geistes, edle Ausbildung des Körpers und in das, was sonst die Totalität des Menschen stark und werbend, erfolgreich und bezwingend macht. Unsere Religion weiß nur von gefesselter, duldender, anstatt aktiver Kraft; sie hat die Welt all-

zulange verweichlicht, und darum ist jetzt keine Freiheit in der Welt.

So finden wir hier in diesen Betrachtungen den Begriff der Freiheit sehr viel tiefer gefaßt, als aus der Phrase dieser oder jener italienischen Republik. Der klar seiner Kräfte und seines Willens bewußte Mann, das ist der freie, und wo der Geist solcher Persönlichkeiten die Staaten durchdringt, da werden die richtigen Mittel gebraucht werden, um dem Staate die Unabhängigkeit zu wahren und seine Bürger zu derjenigen Freiheit, auf die es ankommt, zu fördern. Nur ein unerhörtes neues Denken in Staatssachen, aus rücksichtsloser Erkenntnislogik gewonnen, kann Florenz helfen und in der Folge, vielleicht, der Nation.

Das ist der „Principe“. Er durchbricht die Arbeit an den Discorsi und nimmt auch einen Extrakt über die Kriegskunst auf. Aus geschichtlichen Beobachtungen ersten Ranges, Erfahrungen der jüngsten miterlebten Vergangenheit, leidenschaftlichem Drängen nach zweckbester Fundierung des Künftigen fügt sich dieser großartige Zusammenhang ineinander. Die Ungeduld der Ausarbeitung bewahrt die Wucht der These vor zerstreuenden Selbstentgegnungen und schärft die Beweisführung in die schneidendste Form.

Eines der Bücher, die Jahrhunderten zu tun geben. Zuerst haben es die nicht sehr vielen, für die es gedacht sein konnte, als etwas Besonderes aufgenommen, während das allgemeine Florenz sich entrüstete, aus Haß gegen die Ein-Herrschaft, nicht etwa aus politischer Sittlichkeit. Dann kamen aber andere Menschen mit den anderen Zeiten. Durch Luther waren Freiheit der Persönlichkeit, menschlicher Wert, Triebkraft zu Tat und Größe untrennbar geworden von der stillen Macht des Gewissens, die dem Mittelalter innerlichst fremd geblieben war.

Es war unmöglich, daß diese Jahrhunderte, die nur noch mittelbar aus der Renaissance hervorgegangen waren, sich nicht entsetzten über die triumphierende Verruchtheit des Machiavellischen Buches. Sie übersahen ohnedies, daß der Südländer seit Römerzeit sich gerne stärker ausdrückt, als er es im letzten Grunde meint. Schon in der Sprache; er sagt sogleich nackt, wo er ungewaffnet meint, er „stirbt vor Hunger“, wenn er um einen Soldo bettelt. So denkt denn auch der feinere romanische Geist gar nicht daran, daß seine Theorien unter allen Umständen so radikal genommen werden sollen, als er sie mit der Verve des nötigen Eindrucks in eine Welt hinausschmettert, der die Übertreibung die gewohnte Norm schon ist. Aber eines Tages kommt darüber der Germane hinzu, der — namentlich der Deutsche — zu den romanischen Nationen in dem Verhältnis, wie ein ehrlicher Primaner zu einem alten Weltmann steht. Er hat nur die Extreme von Ja und Nein, nimmt alles für bare Münze, entrüstet sich oder pedantisiert die neue Idee, weil sie unstreitige Wahrheiten in sich schließt. So erst kommen denn mit Hilfe ausländischer Blendetheorien so viele Absurditäten gegen Verstand und gesundes Gefühl bei uns zustande, von Machiavelli bis zum ewigen Völkerfrieden oder Lombrososcher Ableugnung des Verbrechens. Zunächst nun zwar verfiel Machiavelli der germanischen Entrüstung. Die Engländer, die noch heute den Teufel nicht beim direkten Namen nennen, behaupteten, er heiße old Nick nach dem Vornamen des abgefeimtesten Anwalts, den er aus dem Lande des Banditentums gefunden. Und in Rheinsberg verfaßt der Kronprinz Friedrich als jugendfreudiger Bekenner fürstlicher Pflicht seinen Antimacchiavell, mehr deklamatorisch erregt gegen den schurkischen Verführer, als durch straffe Widerlegung ihn niederzwingend.

Heute stehen wir nun wieder im vollendet eingetretenen Umschwung, mit unserem reichlichen tout comprendre, unserer Schwäche des Willens, unserer unheimlich angewachsenen Neigung, die sittlichen Erreichungen leichten Herzens zu „revidieren“, sobald man erfährt, daß darüber irgendwo anders und womöglich lockerer gedacht worden sei. Das neue Geschlecht will um alles nicht moralisch sein, sondern empirisch und historisch. Man denkt aber noch nicht empirisch und historisch, wenn man jeglicher Instinkte sich ohne weiteres annimmt, die man als Anthropologe oder Pathologe entdeckt. Und ebensowenig bezeugt es geistige Selbständigkeit, wenn man aus Kultus des Zauberwortes Renaissance seine Verachtung der seither gewonnenen Standpunkte zur Schau trägt. Alle geschichtliche Bildung, die echt ist, wird dahin führen, die Entwicklung in ihren großen und kleinen Zügen umsichtiger und feiner, aber insofern auch kritisch zu verstehen. Männer wie Macaulay, Ranke, Burckhardt haben den „Principe“ durch sachliche Beleuchtung uns wieder näher gerückt, haben gezeigt, ihn aus dem Wesen und der Lage seiner Zeit zu begreifen. Aber sie haben nicht das bezweckt, daß nun die Leute, die davon weitersagen gehört, kopflose Purzelbäume schlagen über das herrliche Buch, welches das Reifste und Unergründlichste berge, das je über die Probleme des Staatslebens gedacht worden sei.

Der „Principe“ gehört zu jenen Büchern, nach deren angestrengter Vollendung dem Verfasser, streng genommen, nur übrigbleibt — sie in die Schieblade zu legen. Es mögen, werden darin feinere, wichtigere und fruchtbarere Gedanken stehen, als in tausend anderen zusammengenommen —, und doch werden sie in der letzten Wirkung ein Unrecht bleiben, das der Urheber an sich selbst begeht, und an der Sache auch. Ihr Fall ist ein ganz besonderer. Der Autor gleicht dem einsam hoch überm Tal vordringenden Entdecker, der, nachdem er seinen unerstiegenen Gipfel erreicht hat, inne werden muß, daß er sich nunmehr erst zum Ausblick auf den

in Wahrheit höchsten, noch freier überschauenden Gipfel aufgerungen hat.

Namentlich aber gilt dies von Schriften, die die Dokumente innerer Katastrophen sind. So kommt wohl dem für Aufklärung kämpfenden Liberalen der von Enttäuschungen und Ekel übermannte Tag, daß ihm nur noch des sterbenden Talbot verachtungsvolles Wort als Zuflucht übrigzubleiben scheint; es ist doch auf die Dauer alles kläglich verfehlt und verschwendet, was nicht in schonungsloser Erkenntnis von der Borniertheit, Schwäche und ewigen Unmündigkeit der Menschen ausgeht, was ihnen auf Wegen der Menschenwürde emporhelfen will. Den aufrichtigen Deutschen, gerade weil er sein Vaterland auch in seinen Landsleuten lieben möchte, überkommen bitterer und quälender von Mal zu Mal die Stunden, daß diese Nation in ihren bemerkbarsten und selbstzufriedensten Bestandteilen ihm unangenehmer und verächtlicher als fast jede andere erscheint. Die Bücher, die in solchen verzweifelten Zuständen geschrieben werden, erscheinen dann momentan wie Selbstbefreiungen, die die Einsicht schweren Herzens vornimmt. In Wahrheit sind sie die Dokumente einer vorgeschrittenen Selbstberichtigung, die doch noch wieder weit davon entfernt ist, die ganz geklärte letzte Objektivität zu sein.

Das Buch „il Principe" ist eine solche verzweifelte Selbstabsage des eigentlichen Republikaners. Es münden darin die bisherigen Einsichten und Schlüsse zusammen, die ruhigen, sicheren, und die erregten, relativen, solche, die Machiavelli schon eher ausgesprochen hat, solche, die er festhalten wird, solche, zu denen ihn nur die logische Ekstase der Theorie hinanführen konnte. Wir können hier nur skizzieren. Die Florentiner und die Italiener sind kein Volk, um die Freiheit zu behaupten. Diese ihnen zur Verwaltung anzuvertrauen, ist ein Frevel. Ein Heil dieses Volkes ist denkbar nur durch das strikteste Gegenteil der ehrlich gedachten Republik. Nämlich durch die rücksichtslose Alleingewalt des Einen, der die überlegene zweckbedachte Klugheit, Tatkraft, Lüge, Grausamkeit und verschwiegene Verbrechergröße besitzt. Ferdinand von Aragonien oder Spanien, der Gemahl Isabellens, der Großvater Karls (V.), ist etwas von dieser Art unter den legitimen Monarchen. Und unter den tiranni war es Cesare Borgia, der nicht seinen Unzulänglichkeiten als Gewaltmensch, sondern außerordentlichen Verkettungen des Mißgeschicks erlag. Er selber hat dem Machiavelli gesagt, er habe alles vorausbedacht und für alles Mittel gehabt, was bei dem Tode seines Vaters, des Papstes, werden konnte; nur das eine habe er nicht voraussehen können, daß er selber dann todkrank sein werde, durch dasselbe Gift, woran sein Vater starb, und das sie beide anstatt dessen tranken, für den es bestimmt war. Klug und mutig nennt Machiavelli den selbst den Zeitgenossen unheimlichen Mann. Nur noch als Lapsus passiert es ihm in seinem gedanklichen Dahinstürmen, daß er von „verbrecherischen" Wegen, von gut und böse spricht. Ist doch keine Lüge und keine Untat oder Grausamkeit verwerflich als die überflüssige. Härte, Trug, Rücksichtslosigkeit sollen die Stellung des Fürsten verschaffen und sichern, aber sie sind die Mittel, nicht Inhalt, Zweck. Daß der Herr des Staates seine Herrschaft übt zu dessen Gedeihen und Macht, zum richtig gesehenen Besten der Beherrschten, das ist das Ziel, worin auch der Fürst sich begrenzt und wodurch er gerechtfertigt wird. Entsprechend ist es milder gedacht, durch scharfes Vorgehen Unruhen zu verhüten, als sie erst einreißen und größeren Schaden werden zu lassen. Es ist ja ganz schön, wenn ein Fürst geliebt werden kann. Aber wichtig ist nur, daß er gefürchtet wird. So wie die Menschen einmal sind, undankbar, wankelmütig, feige, von jedem Vorteil und Imponieren gelockt, ist jeder verloren, der anderes von ihnen denken möchte, und der Fürst geht zugrunde, wenn er darin Selbsttäuschungen begeht. Der Fürst muß verstehen, immer beides an der Zügelleine zu haben, das Gesetz und die gesetzlose Gewalt. Es ist praktisch oft unmöglich, daß er sein Wort nicht bricht, und ihm wird es ja nie an Beschönigung fehlen. So wie in Italien die Lage ist, hat sich in allen unseren Tagen gezeigt, daß nur die große Dinge ausgerichtet, die sich aus Treu und Glauben wenig machen. Der Fürst muß nicht die an sich löblichen Tugenden haben, wohl aber das Ansehen davon. Denn dies ist auch ein sehr wichtiges Mittel. Ich habe den Satz aufzustellen gewagt, daß es sehr nachteilig ist, redlich zu sein; aber fromm, treu, rechtlich, human, gottesfürchtig, redlich zu scheinen, das ist bei der Allgemeinheit allerdings von großer Nützlichkeit. Und dies darf sogar nicht allzu äußerlich sein, weil es leicht durchschaut wird. Besser ist, der Fürst versteht sich derart zu dressieren, daß er ganz und gar sich in das eine und in das andere hinein versetzen kann und im richtigen Moment die entsprechende Tugend sich unwillkürlich einbildet. — Humanen, beliebten, rechtlich denkenden und Freiheiten gewährenden Feldherren haben ihre Heere rebelliert, aber niemals dem finster verschlossenen, grausam harten Befehlsherrn. Dasselbe gilt vom Staatsherrn. Seine Stellung erhalten, zu seinen Zielen führen kann allein die Furcht und die von dem Selbstherrscher heranzubildende Disziplin. Immer, in allem, muß er ungehemmt und zuversichtlich auf das richtig Erkannte und Gewollte losgehen. Und ebenso soll er mit dem Glück es halten, dessen er auch bedarf. Denn Fortuna ist ein Weib, und wer ein solches unter sich bringen will, muß es prügeln und stoßen. Deswegen geht das Glück als ein echtes Weib am liebsten mit den jungen Leuten, weil sie es mutiger und dreister packen.

So in knappster Andeutung die Theorien

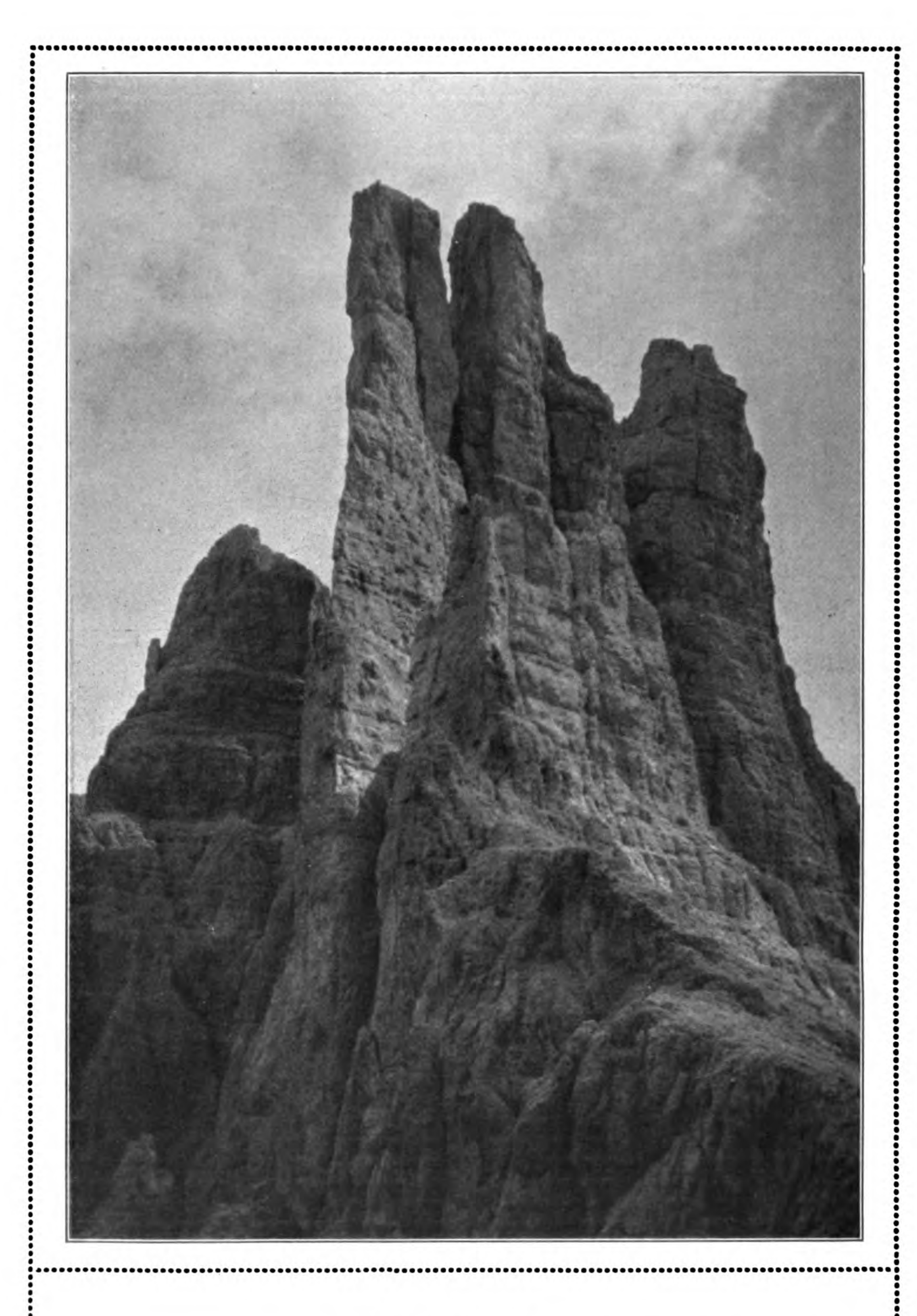
dieses straffen Staatsbreviers der Erlaubtheit jedes Mittels aus dem Zweck; hervorgegangen aus demselben Zeitalter und demselben Romanentum, das ein paar Jahrzehnte später für die wieder zum Vordringen belebte Herrschaft der Kirche den Jesuitismus organisieren sah. Als das Buch geschrieben ward, war der jüngere Lorenzo Medici der von seinem Oheim Leo X. zur Herrschaft über Florenz Ausersehene. In diesem Schwächling, der, wie die meisten späteren Medici, dem Leben die vergnügtesten Seiten abzugewinnen suchte, war nicht der Stoff, Fürst nach dem Sinne des Machiavelli zu werden. Aber dieser ist darauf eingerichtet, auch hiermit zu rechnen. Dann ist noch nichts verloren, wenn nur der Fürst den richtigen Ratgeber hat. Deshalb handelt Machiavelli mit hinlänglicher Deutlichkeit über den Unterschied der sachlichen Ratgeber und der bloßen Schmeichler und Streber mit großer persönlicher Behutsamkeit, aber auch mit geschickter Anpassung an naheliegende Entschließungen.

Wir möchten wohl genauer wissen, ob Lorenzo das Werk, das ihm im Manuskript gewidmet wurde und in jeder ungeduldigen Zeile zum Eindruck auf ihn bestimmt war, gelesen, oder ob er die literarische Höflichkeit durch einen gleichgültigen Dank, ein Geschenk erledigt gehalten hat. Er war so unbedeutend wie eingebildet, ihm genügten anstatt geschichtlichen Ehrgeizes die Aufgeblasenheit und der Verlaß auf seine Verwandten. Im Jahre 1519 ist er als Siebenundzwanzigjähriger schon zu Ende gekommen und an der schlimmen, neuen Krankheit, die damals so viele bekannte Namen wegraffte, gestorben.

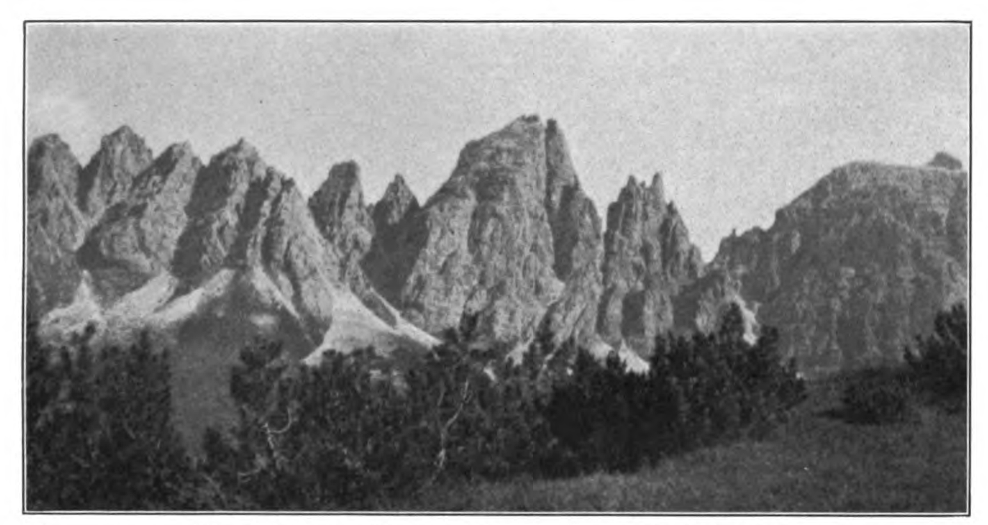
Nun ward die Herrschaft über Florenz wieder in die Hand eines unlöslich von der römischen Politik abhängigen Medici gelegt, des Kardinals Giulio und späteren Papstes Clemens VII. Bei ihm war keine Aussicht für Ideen in der Art des Principe, um so weniger als seine Klugheit sich vor allem in Zuwarten und Besonnenheit nach allen Seiten verstand. Den desto rascheren Machiavelli finden wir nun wieder in Verschwörungen für die Selbständigkeit und Freiheit von Florenz. Er entging durch die Flucht dem Bluturteil, das an den hauptsächlichen Genossen vollzogen wurde. Der Medici war wohl ganz zufrieden, daß er diesem Manne nicht ans Leben zu gehen brauchte, und als er Papst wurde, haben Annäherungen zwischen Machiavelli und ihm stattgefunden. Gegen die drohende Wendung der spanisch-habsburgischen Eroberungspolitik Karls V. hat sich auch Machiavelli nach Kräften eingesetzt. Aufhalten hat sich ja Karls Marsch gegen Rom 1527 (sacco di Roma) nicht lassen, und das Ereignis hat Florenz noch einmal wieder von der mediciäischen Herrschaft befreit. Aber an eine leitende Staatsstellung in der nunmehr erneuten Republik war für Machiavelli nicht zu denken. Er hatte nun einmal den Principe an den verstorbenen Lorenzo gerichtet, und in diese psychologischen Möglichkeiten dringt weder die Banausie der Parteimeinung, noch die Ehrlichkeit der mitstrebenden Wettbewerber nach. In der Hinsicht war es ganz gleichgültig, ob das Buch hinter dem rastlosen Manne lag und ob er genugsam bedauerte, frühere Skrupel, ob es nicht zu verheimlichen sei, sich durch eine Maxime über Ehrgeiz und Autorenruhm ausgeredet zu haben. Diesen Autorenruhm hat er ja vorläufig gehabt, und Clemens VII. selber hat 1532 die Drucklegung des Principe privilegiert. Es gehört zu den Symptomen der weiteren geschichtlichen Entwicklung, daß das Papsttum im Jahre 1540 die Gesellschaft Jesu bestätigt, aber im Jahre 1559 das Machiavellische Buch über die unbedingte Gültigkeit der Mittel für staatlich-nationale Zwecke ex cathedra verurteilt hat, dreizehn Jahre vor der Pariser Bartholomäusnacht.

Im Jahre 1527 ist Machiavelli gestorben. Er hat Florenz nur gerade losgelöst von den Medici gesehen, nicht mehr deren Wiederkehr zwei Jahre später und in der Folge die Errichtung ihres souveränen Herzogtums von Florenz-Toskana.

In der stattlichen Anzahl von Machiavellis Schriften sind sein letztes größeres Werk die Istorie fiorentine, die Geschichte von Florenz. Der Auftrag Clemens' VII. hat sie patronisiert. Nichtsdestoweniger ist das Werk von einer Objektivität, die der mediciäischen oder päpstlichen Unterstützung nur gerade ihre innere Ruhe verdankt. Von der pragmatischen Verwendung des Geschichtlichen für heißblütige aktuelle Schlüsse wird hier der Schritt getan zur abwägenden, rückblickenden Betrachtung. Über den Tod des älteren Lorenzo, des Magnifico, ist der Verfasser nicht hinausgekommen, die Fortsetzung ihm versagt oder erspart geblieben. An dieser Stelle spricht er aus, wie der Same des Unheils seit dieses Lorenzo Tode aufgegangen sei; seitdem ist niemand, der ihn ausrotten kann und der aufhält, daß Italien beständig mehr zugrunde gerichtet wird. Es ist der Abschluß dessen, was er über seine Vaterstadt, seine Nation und Zeit geschrieben hat. Wie anders klang der Principe aus, in dem Schlußkapitel, das er überschrieb: Aufforderung, Italien von den Fremden zu befreien! Denn dies ist ja das Ziel und die Rechtfertigung von allem; niemand ist dafür zu finden, außer in Eurem erlauchten Hause, Lorenzo von Medici: der Anführer der Befreiung kann nur werden aus ihm! Ich vermag nicht auszudrücken, mit welcher Begierde die Länder Italiens ihm folgen würden; welches seiner Völker könnte sich versagen, ihm zu gehorchen, welches Tor wäre ihm verschlossen? Was vermöchte da der Neid noch, um sich gegen ihn zu regen! Alle, alle ekelt diese Fremdherrschaft an, so geht denn mit dem guten Mut und der Hoffnung voran, womit gerechte Unternehmungen angefangen werden, damit das Vaterland unter Euren Fahnen wieder geadelt werde.



Aus den Dolomiten:
Die südlichen Vajolettürme (Delago-Stabeler-Winklerturm) vom **Rosengratl aus**
(Im Hintergrunde Vajoletnordturm, vor dem Delagoturm der kleine Piazturm)

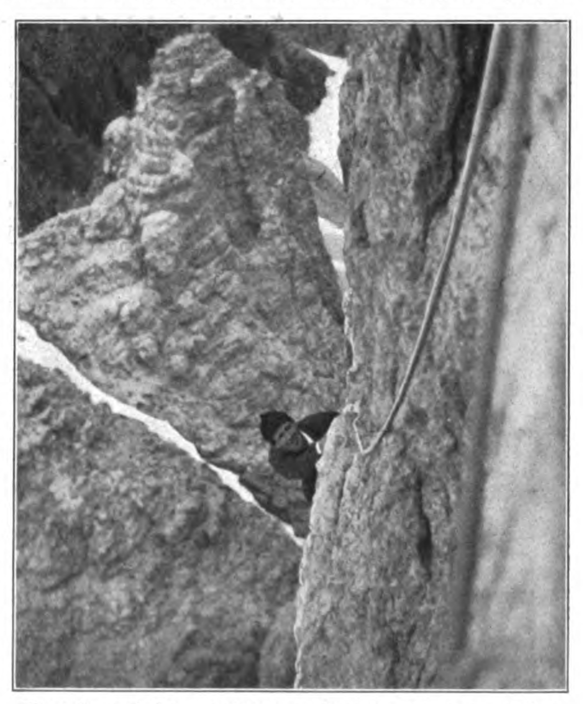


Die Tschierspitzen. (In der Mitte die große mit dem Adangkamin)

Dolomitkletterei. Von Dr. Hans Kiene

Mit Aufnahmen von Freunden des Verfassers (Paul Mayr, Josef Lentsch, Dr. Rud. von Rauchenbichler, Willy Christanell, Prof. Joe Hertl)

Die einbrechende Nacht fand uns schon hoch droben im engen Einschnitte des Vajoletpasses. Draußen im West lag der glühe Farbstreif der untergegangenen Sonne auf den Gletscherketten des Ortler und der Ötztaler, und die Berge um Bozen badete ein letzter roter Schimmer. So schön stirbt der Sommertag nur in Südtirol. Die Felsen waren verglüht, starrten in fahlem Lichte, hoben gespenstisch ihre bizarre Steilheit aus einem Gewoge von Grau, wuchsen empor aus unsichtbarer Tiefe in ein wolkenloses Firmament, über welches noch sachte rosenfarbne Schleier dahinschmolzen. Kein Laut unterbrach die Stille. So lehnten wir an der Felswand und blickten schweigend hinunter auf das Tal von Tiers, durch welches wir auf staubiger Straße hereingekommen waren in Laurins Rosengarten. Langsam schoben sich die waldigen Kulissen unten ineinander, der Schimmer über den Kämmen verblich, die Glut im Westen zerschmolz. In hartem Stahlblau stand der Himmel. Sterne funkelten über uns. Mit kecken Sprüngen polterten wir jenseits über groben Schutt hinab ins Tal von Vajolet, unserem heutigen Ziel, der Vajolethütte zu, die wir als kleines Licht vor uns sehen. Plötzlich bleibt mein Bruder Kurt stehen und blickt empor: erschreckend jäh ragt er in die Nacht hinein, wie ein Gespenst; unheimlich hoch tastet das Auge, durch unsichere Schatten getäuscht, an ihm hinan, hinein ins unendliche Dunkel: der Winklerturm! — Ich habe ihn oft gesehen und bewundert, im Glanz der Morgensonne, in der steifen Lichtbreite des Mittags, in den Flammen des Abends; niemals aber hat diese stolze Felsnadel mehr Eindruck auf mich gemacht wie damals in jener frühen



Wandkletterei. Der erste Kletterer ist durch den zweiten gesichert (In der Einstiegswand der Guglia di Brenta)

Nacht, als wir müde ins Vajolet niedergestiegen. —

In der Hütte herrschte reges Leben. Man aß, sang und trank und sprach über glücklich überstandene und hoffnungsvoll bevorstehende Klettertouren. Eine gemischte Gesellschaft findet sich da immer zusammen. Bergbummler und Jochkrähen, schlanke, sehnige Kletterkünstler mit wettergebräunten Zügen, Ferienwanderer und hie und da jemand von den oberen Zehntausend, der sich berufen fühlt, vom Karerseehotel aus einige Kultur in die wilden Berge zu bringen. Vor dreißig Jahren, ja, da sah es noch ein wenig anders aus hier. Keine Wege gab es, keine Markierungen, keine Hütten. Man fürchtete die Berge und mied sie. Der Begriff Sport war noch nicht geprägt, und die meisten Gipfel waren namenlos. Keine kraftstrotzende, stürmende, drängende Jugend steigerte ihre Naturbegeisterung in eine persönliche, gefahrvoll erworbene Lebensbejahung hinein, Niemand suchte in den Bergen den prickelnden Sport des Selbsterhaltungstriebes und ethische und physische Werte im Kampfe gegen die Natur, wo sie am wildesten geblieben.

Traverse in einer Rinne (Nordostwand des Langkofelecks)

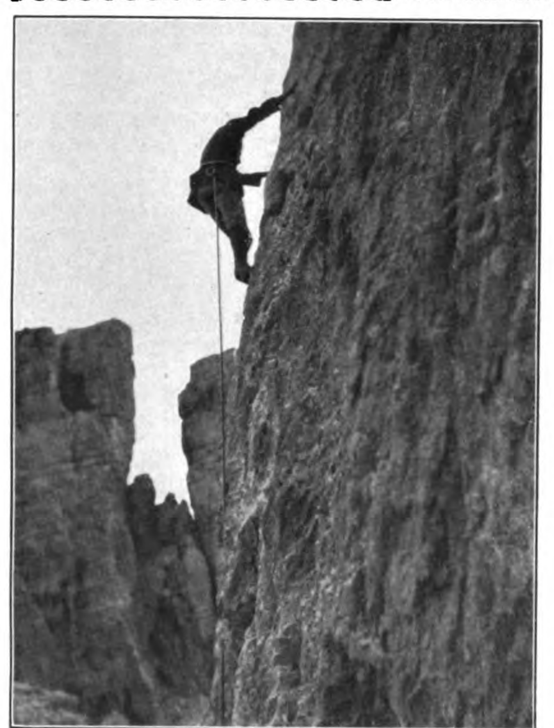
Ein älterer Herr, der an unserem Tische saß, fragte uns, wohin wir wohl morgen gingen. Ob nach dem Schlern, oder ins Fassa, oder zur Kölnerhütte?

Mein Bruder lächelte und meinte bescheiden: „Nein, nur auf die Vajolettürme!"

„Was? Auf die spitzen Dinger da? Ja, wie machen Sie denn das? Was haben Sie denn davon? Das ist ja lebensgefährlich —" Eine lange, lange Predigt folgte, voller Ermahnungen, Warnungen und Vorstellungen, die natürlich wie in den Wind gerufen waren. Bis Kurt, der ein duftendes Omelette vor sich stehen hatte, endlich die Geduld riß. „Ich hab' sie schon dreimal gemacht, die Türme, und noch schwierigere Sachen als sie!"

Da wandte sich der alte Herr kopfschüttelnd mit besorgten Blikken von ihm ab. Er verstand uns nicht; er stammte aus dem Altertum des Alpinismus, dem die Berge reiner waren, dem sie erhabenen Schauder einflößten, weil er sie nicht kannte. —

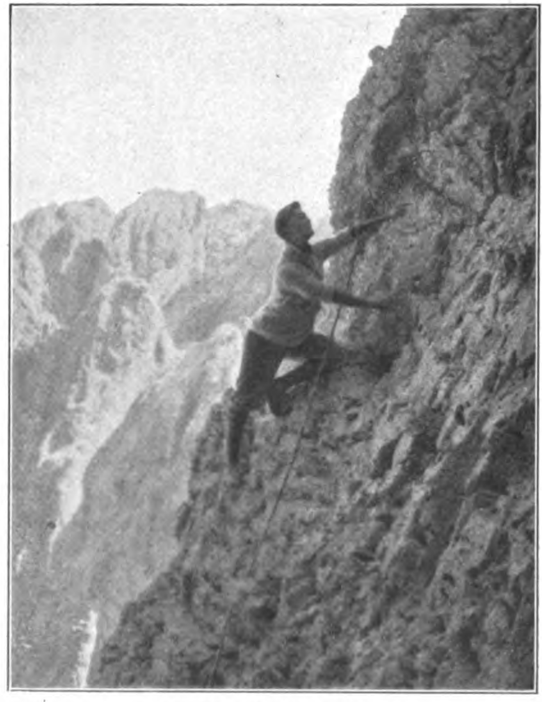
Ein unendlich blauer Morgen wölbte sich über Vajolet. Durch die Scharten wogten noch leichte Nebelschwaden, brodelten empor und zerflossen im Äther. Es war ziemlich frisch, und ein feiner Wind strich über die Wiese vor der Hütte, sang durchs steife Gras und zauste die zarten Anemonen und Primeln. Die Sonne war noch nicht da; aber die Felsen fingen schon an zu glimmen wie in Erwartung, und schattige Schluchten öffneten sich ihr entgegen. Die Frühstückszigarette paffend stiegen wir gemächlich über Schutt und Schrofen gegen das „Gartl" empor, jenen geräumigen Trümmerkessel im Rosengartenstocke, dessen oberste Schneeflecken von Bozen aus so deutlich sichtbar sind, und der von der Rosengartenspitze selbst, der Laurinswand und den drei einer Wurzel entspringenden Türmen von Vajolet, Winkler-, Stabeler- und Delagoturm, umsäumt wird. Spitz und jäh sah er zwar aus, der Winkler, aber doch viel nahbarer als gestern abend im trügerischen Dunkel der einfallenden Nacht. Schweigend musterten wir den alten Kumpan, suchten schon die Einzelheiten in der Route, die wir begehen wollten, auf deren interessanteste Stellen wir uns freuten. Genial hat die Natur diesen Turm in seiner zierlichen und doch monumentalen Wucht da hineingestellt zwischen massive Kolosse; und ein genialer Alpinist hat ihn zuerst erklommen: Georg Winkler, der siebzehnjährige, ideale Jüngling, dessen Leben nur seinen Bergen gehörte; dem mutvollen Vorkämpfer des



Die Arbeit des Ersten (In den Cinque Torri, Ampezzo)

alpinen Sports, der an der Meije in der Blüte seiner Jahre starb, wird dieser Turm mitten im Zauberreich des Rosengartens ein unvergängliches Denkmal bleiben. Neben dem Winklerturm wird schon die ebenso jähe Flanke des Stabelerturms sichtbar, dessen Gipfel gerade den ersten Sonnenstrahl empfangen hat. Langsam rinnt sein Gold an den Felsen hernieder, und bald stehen alle drei Türme in vollem Glanze vor uns, wie Riesenfackeln, die gen Himmel lohen. Eine schaurigschöne Romantik umgibt diese drei sonderbaren Felsgestalten mit reizvollem Nimbus; sie sind versteinerte Trabanten des listigen Zwergkönigs Laurin, dem Dietrich von Bern die schöne Similde in grimmem Kampfe abnahm; sie sind das heißumworbene Ziel der Kletterer geworden, galten lange für die schwierigste Tour weit und breit, sind der Schauplatz des bekannten Romans „Exzelsior" von Ompteda, der seinen Helden, einen ehrgeizigen jungen Sportsman, vom Winklerturm abstürzen läßt. Leider ist dieser letztere Umstand nicht nur Roman, sondern mehrere Male schon traurige Wahrheit gewesen. —

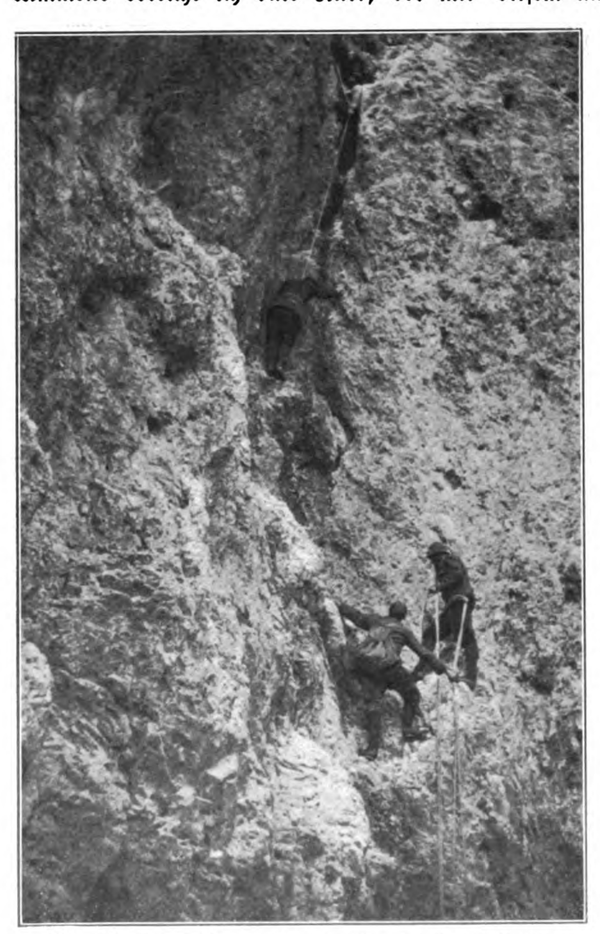
Wir sind über gut gangbaren Fels in die enge Schlucht zwischen Winkler- und Stabelerturm eingedrungen und befinden uns beim Einstieg. Rasch werden die Nagelschuhe mit leichten Kletterschuhen vertauscht und alles Überflüssige in einer Felsnische verstaut. Nur ein Rucksack mit Seilschlingen und ein wenig Mundvorrat wird mitgenommen. Kurt öffnet das Seil; wir knüpfen es rasch um unsere Brust, und schon geht's empor über gutgestufte Wändchen. Eine kurze, ziemlich ausgesetzte Traverse über ein nicht gerade zu breites Gesims bringt uns bald in eine geräumige Nische. Von dieser Nische aus zieht ein schwarzer Riß empor, der gefürchtete Winklerriß, die schwierigste Stelle am ganzen Berg. Ich setze mich hinter einen Block und veranke re das Seil. Vorsichtig geht Kurt die Sache an. Der Fels ist noch nachtkühl, doppelt fühlbar die Schärfe des Gesteins. Sicher setzt Kurt Hand und Fuß in die kleinen Griffe und Tritte an der rechten Wand des Risses. Die Sohlen der Kletterschuhe kratzen über das Gestein, Meter um Meter gewinnt er. Es ist ein Vergnügen, ihm zuzusehen. Nun folgt das Heikelste: aus der Wand, die überhängend geworden ist, in den Riß hineinzukommen. Wer das ungeschickt anpackt, kann daran seine



Quergang (Fünffingerspitze)

ganze Kraft verpuffen, und dann — ich denke mehrere Jahre zurück, an einen Touristen, der damals an derselben Stelle saß wie ich heute, und dessen vorankletternder Führer den Riß falsch anging —; man mußte den Touristen damals herabholen; das Seil zwischen ihm und dem stürzenden Führer hatte den Ruck nicht ausgehalten. Der Führer wurde ein Opfer seines Berufs. Ein Steinchen, das neben mir singend im Bogen in die Tiefe springt, befreit mich von solchen Gedanken. Kurt kennt diese pikante Stelle genau. Ohne sichtliche Anstrengung verkeilt er den linken Arm und den linken Fuß im Spalt und arbeitet sich, über der Kante liegend, mit Leichtigkeit empor. Dann entschwindet er meinem Blicke. Rasch läuft das Seil nach. Knapp bevor es zu Ende ist, klingt's von oben: „Nachkommen!“ Und schon hat er's vollends eingezogen, und ich klebe schon am Fels. Auch mir gelingt es, den Riß ohne weitere Umstände zu überwinden. Aus dem breiter gewordenen Riß rasch emporklimmend erreiche ich bald Kurt, der mit gespreizten Beinen an der Wand lehnt und mein Seil einzieht. Die Sonne ist über den zerklüfteten Felsstock der Larsec heraufgestiegen und trifft uns mit ihren ersten reinen Strahlen; unendlich wohl tut's; selbst die nachtkühlen Felsen scheinen aufzuatmen und zu flüstern in diesem gütigen Lichte.

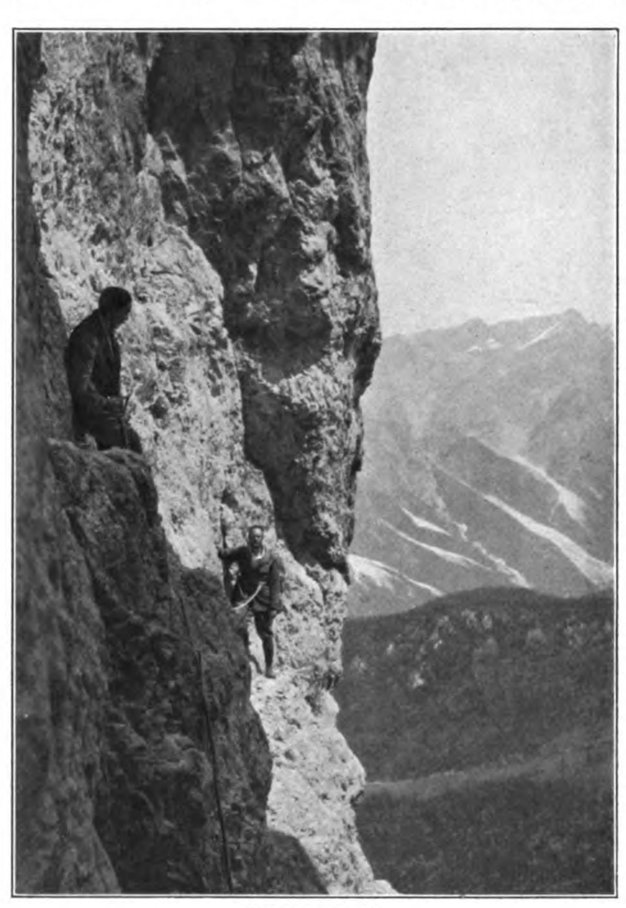
Wir kommen rasch höher. Seillänge um Seillänge, über gutstufige Wändchen, auf Bändern, durch einen trichterförmigen Kamin. Kurt hat zwei Drittel des Seiles in Maschen über seine Brust geworfen, wir gehen im Abstande des noch offenen Drittels zugleich über diese verhältnismäßig, das heißt: für uns leichten Stellen. Aus dem Kamin emportauchend haben wir die „Schulter“ unseres Gipfels gewonnen. Der untere der beiden durch alle Vajolettürme mit geometrischer Genauigkeit laufenden Felsenpanzer ist überklettert; wir befinden uns auf einem hier breit angesetzten Bande, das, immer schmäler und schmäler werdend, die Nordseite unseres Turmes durchzieht, über der Schlucht zwischen diesem und dem Stabelerturm plötzlich abbricht, um sich dann drüben in derselben Höhe wieder fortzusetzen. Bis hierher zu gelangen war das Problem, das der erste Ersteiger zu lösen hatte; denn von hier aus ist der einzig mögliche Weg auf den Gipfel, die Ostkante, deutlich vorgezeichnet. Georg Winkler hatte aber das Problem bald gelöst: es war der Riß, der in der Südwand emporzog! Sein guter Instinkt für die Struktur der Felsen sagte es ihm; bewundernswerter aber ist die Tatsache, daß er diese wirklich sehr schwierige und gefährliche Stelle allein bezwang. Sie erfordert einen tüchtigen, sicheren Kletterer, der sich nicht auf die Hilfe des Genossen zu verlassen braucht. Denn daß es eine absolute Sicherung für den Vorauskletternden nicht gibt, das haben die Abstürze bewiesen, deren Schauplatz der Winklerriß war. An dieser Stelle ist das Seil dem Vorauskletternden nur ein moralisches Schutz- und Sicherungsmittel, kann ihn nur moralisch festigen, indem es ihm sagt, daß ein treuer Gefährte mit ihm zu gleichem Schicksal verbunden ist, daß eine treue Hand ihn zu halten bestrebt ist, daß ein treues Aug' auf ihn gerichtet ist in dieser gefährlichen Lage; mehr nicht. Absolute Sicherheit können ihm nur seine Qualitäten als Kletterer gewährleisten und seine eisennervige Natur, die subjektive Gefahren wie Schwindel, Aufregung, Hast, Schwächeanfälle und dgl. nicht kennt. Freilich soll man derart am Seil gehen, daß, wenn der



Rißkletterei. Sicherung des Zweiten durch den Ersten (Nordostwand des Langkofelecks)

erste stürzt, der zweite ihn halten kann; daß dabei der Sturz nur höchstens doppelte Seillänge beträgt. An gefährlichen Stellen wird man diese Seillänge natürlich möglichst kurz machen, wird man kurzangeseilt gehen; dabei wird der Sichernde stets einen guten Standpunkt wählen, das Seil um einen geeigneten Felsen legen und durch die Faust seines leicht gebeugten Armes laufen lassen, damit im Falle eines Sturzes das Rißgewicht zunächst die elastisch verteilte Kraft des Armes und dann erst das meist kantige, scharfe Gestein des Sicherungsblockes in Anspruch nimmt, an welchem das Seil hohe Gefahr läuft, mit einem Rucke abgeknickt zu werden. Fast jedes Unglück infolge Seilrisses ist durch Außerachtlassung dieser Vorsicht herbeigeführt worden. Anderseits hinwiederum würde der zweite vom stürzenden Ersten mitgerissen, wenn der Standpunkt und die Sicherungsmethode nicht vollkommen genug wären. Es ist schwer, diese Theorien der Seiltechnik in Wirklichkeit umzusetzen; denn nicht jede Stelle, die ein Gehen am kurzen Seil verlangt, weist Standpunkte auf, bietet Sicherungsmöglichkeiten, wo theoretisch solche hingehören würden. Jede Stelle ist individuell in ihrer Anlage und muß auch individuell behandelt werden; nur durch jahrelange Erfahrung kann sich hierbei das Gefühl der Sicherheit ausbilden und praktisch zeigen. Daß das Bewußtsein, die Gefahr eines Absturzes durch bestmögliche Seiltechnik, durch vollständige Konzentration aller Sinne und durch in reicher Erfahrung erhärtete Notwendigkeit rascher, geistesgegenwärtiger Initiative große Anforderung an das Gehirn stellt, daß also das Klettern nicht nur ein Sport der Extremitäten, sondern auch des Kopfes ist, wird jedermann zugeben müssen. Es ist der Sport des Selbsterhaltungstriebes, krasser Egoismus und zugleich krasser Altruismus, da ihm das Leben eines Gefährten anvertraut ist, der Sport, der die größten Einsätze verlangt und, mit Ausnahme der Aviatik, die zahlreichsten Opfer erfordert. Um wieviel ernster, um wieviel edler als das Ballschlagen über ein gespanntes Netz!

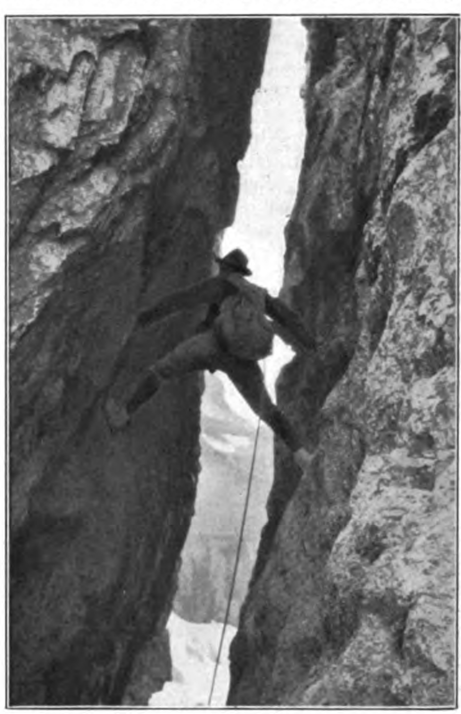
Doch nun zurück auf die Schulter des Winklerturms, auf der mir all das in den Kopf gekommen ist, weil sie so kühn über die enge, eisgefüllte Schlucht hinausragt, welche die südlichen von den nördlichen Vajolettürmen scheidet. Wie ein Balkon, der an einem Turm klebt, über einer engen, düstern Straße, nur viel, viel höher und schauerlicher. Rasch klimmen wir hinan über das feste Gestein, in dem es sich gut greifen und feststehen läßt, bis auf die Gratkante. Rechts und links von uns ist nun Abgrund; doch wir zittern nicht; wir sind hier hoch oben in der Sonne und blicken froh hinab ins „Gartl“, das noch in grauem Schatten liegt. Eine Kette dunkler Punkte bewegt sich dort drunten; es sind Menschen, die auf die Rosengartenspitze wollen. Wir juchzen hinab; sie bleiben stehen und antworten; vielfach tönt das Echo zwischen den Felswänden. Es ist so schön hier oben, so weit und frei; kein Gefühl der Unsicherheit oder Verzagtheit überkommt uns, während wir über die sehr exponierte Gratkante emporturnen. Es ist eher ein Gefühl der Freude, ein prickelndes, erhebendes Wonnegefühl, das wir hier empfinden auf dieser ausgesetzten Schneide, die uns die Wahl läßt, in die Winklerschlucht oder auf das



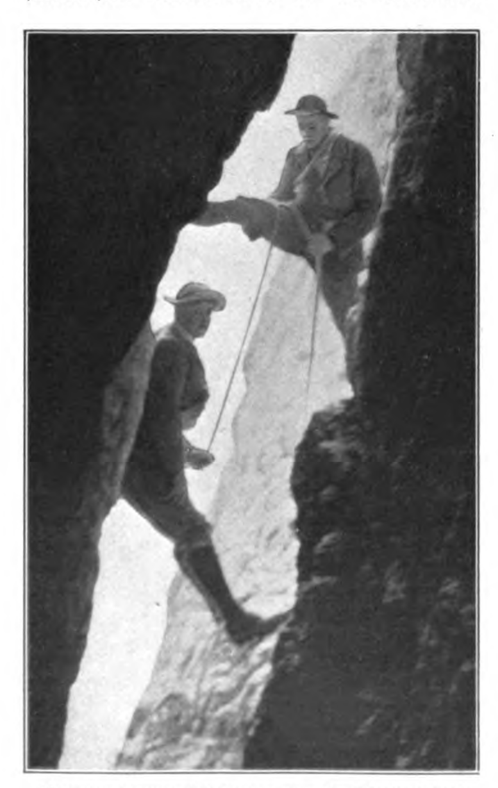
Luftiger Stand
(Band am Campanile di Federa, Croda da Lago, Ampezzo)

Gartl hinabzufliegen; es ist auf beiden Seiten gleich tief und gleich hart. Wer ganz schwindelfrei ist und sich an Gefahr einigermaßen gewöhnt hat, der freut sich über derartige luftige Lage; der weiß auch den senkrechten Blick in den Abgrund mit Freude zu genießen, empfindet ihn wie eine Belohnung für die langsam erworbene Eigenschaft, seiner selbst vollständig sicher zu sein. Wie ein Dachdecker oder auf hohem Gerüste hantierender Arbeiter zaglos sein Werk verrichtet, so verrichtet es auch der Kletterer, mit gewohnheitsmäßiger Sicherheit, um seiner selbst willen und zu seinem Vergnügen.

Wenige Minuten später haben wir schon den Gipfel erreicht und setzen uns neben dem Steinmandel nieder. Kurt öffnet es und holt aus seinem Innern das in einer Blechkapsel wetterfest verwahrte Gipfelbuch hervor. Unzählige Menschen sind schon dagewesen, seitdem Georg Winkler im Jahre 1887 als erster heraufgestiegen. Führerlose und solche mit gleich mehreren Führern, Alleingänger, Herren und Damen. Der Winklerturm ist eine Modetour geworden, und heutzutage muß man ihn fast gemacht haben, wenn man als Kletterer mitzählen will; ja nicht nur ihn allein, sondern die Überschreitung aller drei südlichen Vajolettürme, die als eine der schönsten, abwechslungsvollsten, pikantesten Klettertouren in den Dolomiten



Kaminkletterei (Castelletto di Valesinella inferiore, Brentagruppe)

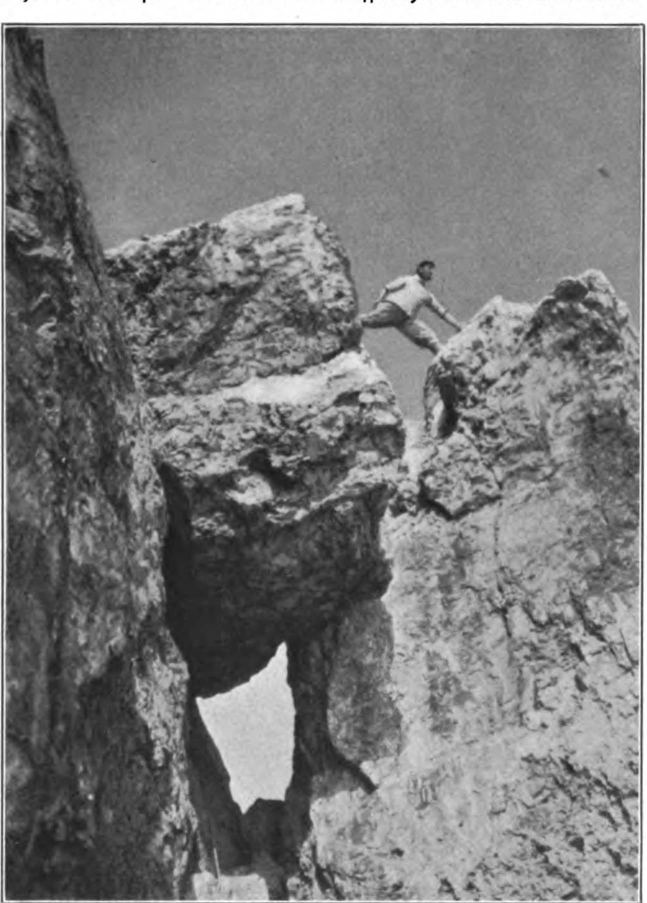


Rast im Kamin (Adangkamin, Gr. Tschierspitze)

gilt. Einen Turm allein nur zu machen, das ist heutzutage unter den „Besseren" schon beinahe zu wenig; in Anbetracht der viel, viel schwierigeren und längeren Kletterfahrten, welche die jetzige Generation unternimmt, sind die geographischen Abmessungen und die Schwierigkeiten nur „eines solchen Kettersteins" zu geringe geworden. Der Sport ist ebenso intensiv und schnellebig wie die Zeit, die ihn gebiert. In derartigen Ausführungen ergeht sich mein Bruder Kurt, während er seine Gipfelzigarette raucht, unsere Namen ins Buch einträgt und schon das Seil zum Aufbruche zusammenrafft. „Und überdies müssen wir heut noch aufs Sellajoch hinüber, das sind mindestens fünf Stunden, und gemütlich Mittag essen möcht' ich auch noch in der Hütte!" Gegen diese triftigen Gründe schien es mir ratsamer, lieber nichts einzuwenden, obwohl ich gerne noch ein Viertelstündchen hier in der Sonne mit nacktem Oberkörper gesessen wäre und mir die Welt ein wenig angeschaut hätte, die sich goldig leuchtend zum Himmel öffnete wie eine breitkelchige, weiche Blume. Aber so half's nichts. Das Gesicht, so oft es ging, dem purpurnen Abgrund zugewendet, klettere ich über die Stufen des Grates wieder hinab, Kurt hinter mir. In vier Seillängen sind wir wieder auf der Schulter. Da tönt es von unten herauf, ganz nahe! Wir beugen vorsichtig unsere Köpfe hinaus: es ist noch nichts sichtbar; man hört sie nur arbeiten im

Fels; gerade unten beim Riß müssen sie stecken. Wir rufen hinunter und wenden uns dann dem Bande zu, das wagerecht die Nordseite des Winklerturms durchzieht. In wenigen Minuten stehen wir gegenüber des Stabelers, auf dessen Körper hinüberzusteigen nun unsre nächste Aufgabe ist. Ungefähr zwanzig Meter unterhalb unseres Bandabbruches nähern sich die Flanken der beiden Türme bis auf ungefähr einen Meter, ermöglichen also ein Übersteigen von dem einen auf den anderen, während die sie trennende Schlucht noch ein gutes Stück in die Tiefe klafft. Hochoriginell ist diese Stelle, eine reizende Laune der Natur. Um von unserem Standpunkte zu ihr hinabzukommen benützen wir unser Seil zum Abseilen. Kurt entdeckt in der Wand eine neue Seilschlinge, die von einer früheren Partie über einen sicheren Zacken eingehängt worden war, und zieht unser Seil durch dieselbe. Dann geht's hinab. Wir verwenden hierbei die sogenannte Bergermethode, eine Art des Abseilens, die durch den bekannten Innsbrucker Kletterer Karl Berger besonders in Mode kam, weil sie gegenüber der früher üblichen Methode des alpinen Kletterschlusses entschieden große Vorteile bietet. Das Seil läuft durch die rechte Faust, über den Rücken knapp unterhalb der Achselhöhlen, sodann durch die linke Faust und zwischen den Beinen durch hinab. So gleitet man mit dem eignen Körpergewicht ohne Kraftaufwand hinab; die Reibung des Seiles am Rücken verhindert, daß dies zu geschwind geschieht, und außerdem kann man die Geschwindigkeit durch Halten oder Nachlassen mit den Händen trefflich regeln. Für das Gleichgewicht sorgen die senkrecht zur Wand gestellten Beine; beim freien Abseilen über überhängende Stellen bedient man sich eines einfachen Kletterschlusses. Diese Methode ist leicht erlernbar, völlig sicher und erfordert vor allem geringsten Kraftaufwand; auch werden, was man beim „Alpinen" nicht behaupten kann, die Handflächen vor der Reibung und dem Einschneiden des Seiles geschont, denn die größte Reibung und schärfste Belastung des Seiles nimmt der breite Rücken auf sich. Nur gehört ein wenig Mut dazu, sich fast wagrecht über den Abgrund „hinauszulegen".

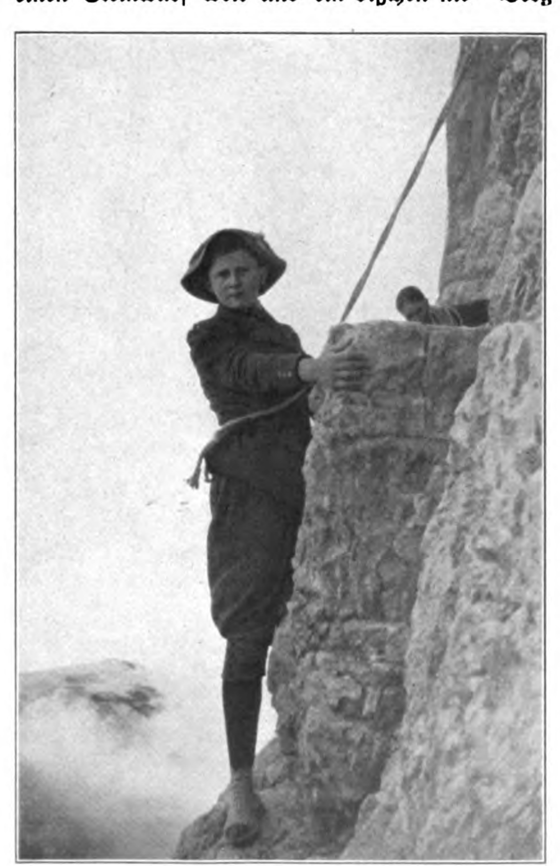
Auf solche Weise legen wir in einem Bruchteil einer Minute diese zwanzig Meter hohe Stelle zurück, die im Aufstiege, da eine rotgelbe Abbruchwand, ziemlich schwierig ist. Dann folgt der luftige Spreizer auf den Stabelerturm hinüber, in dessen Felsen wir nun durch einen engen, schiefen Riß emporturnen, bis wir die zwanzig Meter an Höhe und damit das entsprechende Band in der Nordseite dieses Turmes wiedergewinnen. Zwischen dem Massiv und einem an diesem lehnenden riesigen Blocke mühsam durchkriechend gelangen wir auf dem Bande in die Südwand des Turms, in der sich der folgende Aufstieg vollzieht. Über einen Bandabbruch geht's zunächst durch eine flache Nische, sodann zwei Seillängen durch gutgriffige Wand hinan bis in das Schärtchen zwischen dem eigentlichen Gipfel und einem niedrigen Vorgipfel. Den eigentlichen Gipfel selbst erreichen wir wenige Augenblicke später nach Überwindung einer recht anregenden



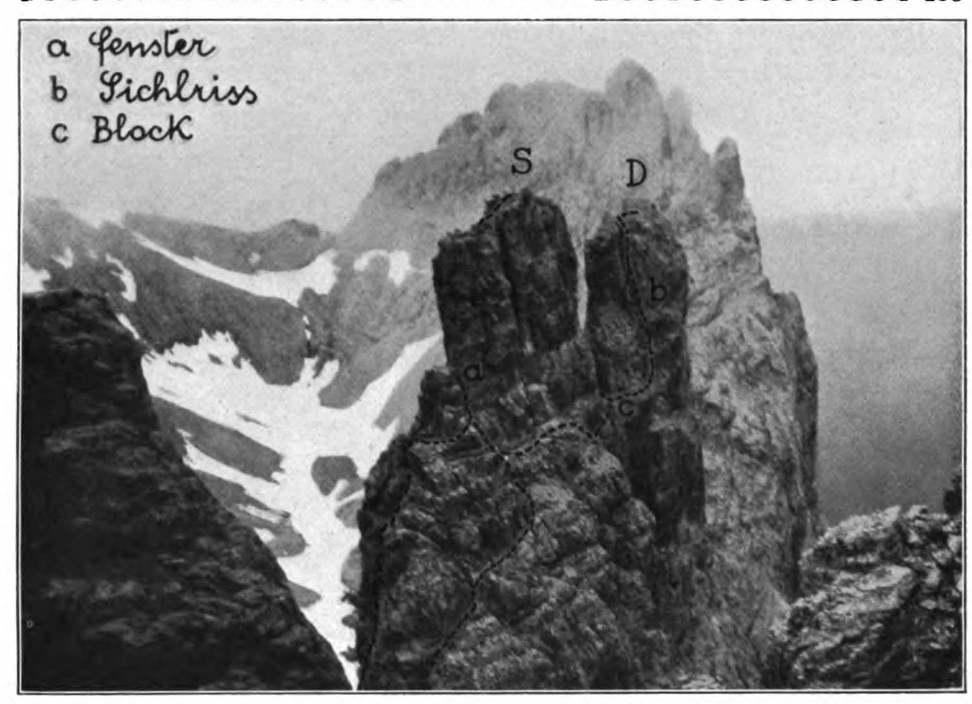
Das Fenster an der Fünffingerspitze

Wandstufe. Gleichzeitig mit uns kommt auch die aus drei Personen bestehende Partie, die wir früher „gespürt" hatten, beim Steinmann des Winklerturmes an, und wir rufen einen „guten Morgen" hinüber. Dann wird das Gabelfrühstück, bestehend aus harten Eiern, Speck, Brot und Dörrpflaumen eingenommen und eine Zigarette geraucht. Draußen am Horizont zogen schon die Dunstschleier des nahenden Mittags herauf; die Felsen standen in starrer, bläulichfahler Beleuchtung. Große, hartgeballte Wolken segelten über das tiefblaue Firmament, weitgebaucht in die grelle Sonne hinein. Und wir liegen ausgestreckt auf dem Rücken und schauen wunschlos in sie hinauf. —

Aber Kurt ist ein „Treiber"; es ist ihm unmöglich, länger untätig zu sein und ausgespannt von oben auf alles hinabzuignorieren. Er rafft schon die Maschen des Seiles und wartet mit einem Blicke, stummer Befehlskraft voll, bis es mir endlich genehm sei, dieses kühne Piedestal menschlichen Höhendranges zu verlassen, um noch kühneres zu besteigen: den Delagoturm. Vom Gipfel des Stabelers aus haben wir ihn gesehen; kaum einen Steinwurf weit und ein bißchen niedriger, eine Kerze an Gestalt, eigentlich der bizarrste von allen dreien. Von Bozen aus erscheint er wie eine dünne, feine Nadel neben den felsgegürteten Nachbarn zur Linken, dem Haupt- und dem Nordturm. Der Zugang zu ihm vom Stabelerturm ist im Prinzip gleich wie jener vom Winkler- zum Stabelerturm. Wir müssen bis auf das Band absteigen, unterm Block wieder durch und das Band in der Nordseite weiterverfolgen, bis wir dorthin kommen, wo sich die aus einer Wurzel entspringenden Türme in übersteigbarer Weise nähern. Auch hier hat es einem die Natur bequemer gemacht und einem mehrere Meter Abstieg erspart. Ein großer Block ist von einem der beiden Türme niedergebrochen und hat sich zwischen ihnen so verkeilt, daß er eine günstige Brücke bildet. Über sie betreten wir den Körper des Delagoturms, des schwierigsten der drei südlichen Vajolettürme, und machen auf einer kleinen Terrasse, auf dem letzten Überbleibsel des auch diesen Turm umgebenden Bandes, halt. Vor uns türmt sich prall die Wand hinan, in unheimlicher Glätte. Unter uns aber liegt eine Tiefe, die das Auge nicht sieht, weil der ganze Berg überhängt; die es nur messen kann, wenn es einen Maßstab findet an den verkrüppelten Zirbeln, die am Rande des Schuttmeeres stehen. Eine herrliche Exposition. Der Durchstieg vollzieht sich in einem sehr engen Spalt, der durch den ganzen Turm, von der Nord- bis in die Südseite, klafft und den Namen „Sichlriß" führt. Dieser Riß ist der Vorbote des Zerfalles, der einmal den ganzen Turm heimsuchen und in die Tiefe schleudern wird. Eine Seillänge durch die Wand ein wenig nach rechts querend und bis auf eine zweite kleine Terrasse empor, dann um eine Kante biegend und einen quadratischen Block erklimmend, und wir haben das untere Ende des Risses erreicht. Der Wind pfeift durch, und drüben im Ausschnitt erscheinen die sonngebadeten Schneezungen des „Gartls". Nur die Hälfte des Körpers hat Platz da drinnen, der rechte Fuß und der rechte Arm; mit diesen beiden stemme, zwänge, drehe, winde ich mich hinauf, während die beiden anderen Extremitäten, die über den Abgrund hinauspendeln, nur hie und da einen zum Emporkommen geeigneten Griff und Tritt finden können. Aber es geht ganz gut. Einmal allerdings komme ich zu tief in den Spalt und habe vollauf zu tun, um nicht stecken zu bleiben, wobei etwas in meiner Tasche — es war, wie sich später herausstellte, mein Uhrenglas — dem Drucke gegen die harten, eiskalten Felsen nicht standhält. Oben angekommen, setze ich mich zunächst im Reitsitz



Nur Mut! Am schwierigen Band der Dent de Mesdi, Sellagruppe



Stabeler- und Delagoturm (vom Vajolethauptturm aus)
mit eingezeichneter Route zwischen Stabeler- und Delagoturm

über den schmalen Grat, und verschnaufe ein wenig. Anstrengend war er schon, dieser zwanzig Meter hohe enge Riß, und alle Muskeln müssen mittun, um alle Launen seiner Krümmung, Glätte und Enge zur Vorwärtsbewegung auszunützen, wobei das Seil eher hinderlich war. Und doch ist er für den Kenner eine selten schöne und ungefährliche Arbeit, trotz der direkten Linie, die ein ausgelassener Stein bis in die Schutthalden der Winklerschlucht hinab nimmt. Ist man einmal mit den rechten Extremitäten darinnen verkeilt, dann gibt's kein Herausfallen mehr; dann ist man geborgen. Die technische Kletterarbeit gibt der am Winklerriß um nicht viel nach, nur ist sie bedeutend länger. Jedoch kann man sich, sicher verklemmt und verspreizt, stets Ruhepunkte schaffen.

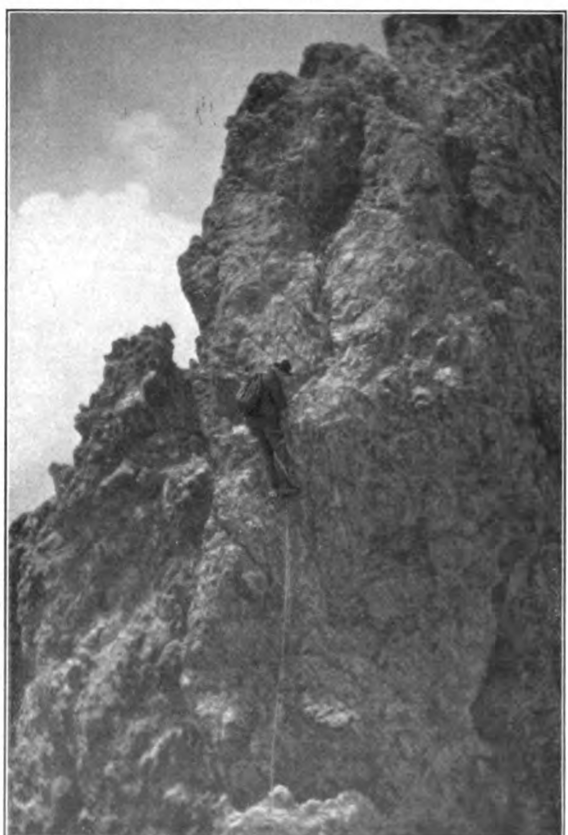
Gleich nach Überwindung des Risses ist der Gipfel des Delagoturms erreicht, ein kleines Plateau, das niemand betreten wird, der an geographischen Dimensionen im Gebirge Freude hat, fast jeder aber, der es zum Feinschmecker gebracht hat im Klettersport, der zarte, luftige, pikante, schwierige Arbeit im Fels liebt. Wie in der Gondel eines Luftballons ist man hier; auf allen vier Seiten geht's senkrecht in die Tiefe, ohne daß man viel davon sieht, worauf man sich eigentlich befindet; eine echte, typische Turmgestalt, auf deren Knauf wir sitzen. Draußen in einer Woge von Dunst liegt Bozen in einer grünen Grube, aus der hie und da die Etsch blitzt. Und sonst ringsumher ist alles hellgrüne Wiesen und dunkelgrüner Wald, Talfurchen und Höhenzüge, glänzendweiße Häuserflecke, aschgrauer Fels und glimmende Firnen. Und drüber des Himmels wolkendurchstickter azurner Baldachin.

Ein Stück Schokolade zwischen die Zähne geschoben und dann weiter. Vom Grat zunächst über ein kleines Band, dann über eine etwa sechs Meter hohe, griffarme Wand, bis wir auf ein kleines luftiges Köpfel kommen. Hier wird abgeseilt, hinunter und hinunter über den ganzen Turm, fünfmal zwanzig Meter, durch Kamine und Risse. Dazwischen gibt es immer wieder einige Meter zu klettern. Ein wahres Vergnügen, diese Manöver mit dem Seil, und furchtbar geschwind und ohne besondere Anstrengung ist man drunten. Wohl haben in letzter Zeit einige alpine Ästheten, darunter hauptsächlich der ausgezeichnete Kletterer Dr. Paul Preuß-München, über „künstliche Hilfsmittel beim Klettern" viel geschrieben, und insbesondere auch das Abseilen dazu gerechnet und deshalb verpönt. Es sei eines Kletterers, der seinen Sport ernst nimmt, unwürdig, es sei ein Kampf mit ungleichen Waffen gegen die Natur, man müsse überall auch „rein" herunterkommen, wo man hinaufgekommen ist usw. — Viele Lanzen sind für und wider diese Ansichten gebrochen worden,

deren praktischer Wert gering ist. Erstens läßt sich kein Kletterer ein Forum gefallen, das ihm während der wenigen Tage des Vergnügens und der Bergfreude die persönliche Freiheit zustutzt, sei es auch nur durch Theorien; und zweitens ist es überhaupt eine ganz unästhetische Vermessenheit, wenn ein Mensch behauptet, man müsse mit der Natur gnädig sein und „gleiche Waffen" wählen. Außerdem machen diese Ansichten die Berge nur zum Besitztum einiger weniger Ausgezeichneter, stören die Harmonie und bleiben doch nur Abstrakta. Denn gegebenenfalls wird niemand hoch oben im Fels zur Verfeinerung seines Kletterstilgefühles etwas machen, was unpraktischer und vielleicht gefährlicher wäre als das, was er vor Einnehmen des ästhetischen Fluidums gemacht hätte. Er wird ganz ruhig abseilen, wenn ihm vorkommt, daß das an dieser Stelle das Einfachste und Zweckmäßigste ist, oder daß es ihm mehr Spaß macht als zu klettern. Diese gesunde Theorielosigkeit ist das Natürlichste, sie ist Temperament, Initiative und Selbstbewußtsein, und sie versteht das Wort Ästhetik nicht, weil sie sich dasselbe nicht als aus sich verlorenen und neu zu erwerbenden Begriff vorstellen kann. Wessen Ohren an Steinschlag, Windpfeifen und an das Singen des Pickels im blauen Eis gewöhnt sind, wessen Hände am scharfen Fels rauh geworden und wessen Auge in schauerliche Tiefen gestarrt hat, für den sind Worte wie Ästhetik zu fein, zu zerbrechlich. Und für die Bemühungen, sie in seine Berge zu bringen und aus dem Sport der Natur einen Sport der Kultur, der durch schöne Theorien übertünchten Degeneration zu machen, für die hat er nur ein Lächeln.



Abseilen nach der Bergermethode (In der äußerst exponierten Gipfelwand der Guglia di Brenta)



Abseilen. Alpiner Kletterschluß, oben das Seil in einer Schlinge (Am Roten Turm, Gratabbruch des Langkofels)

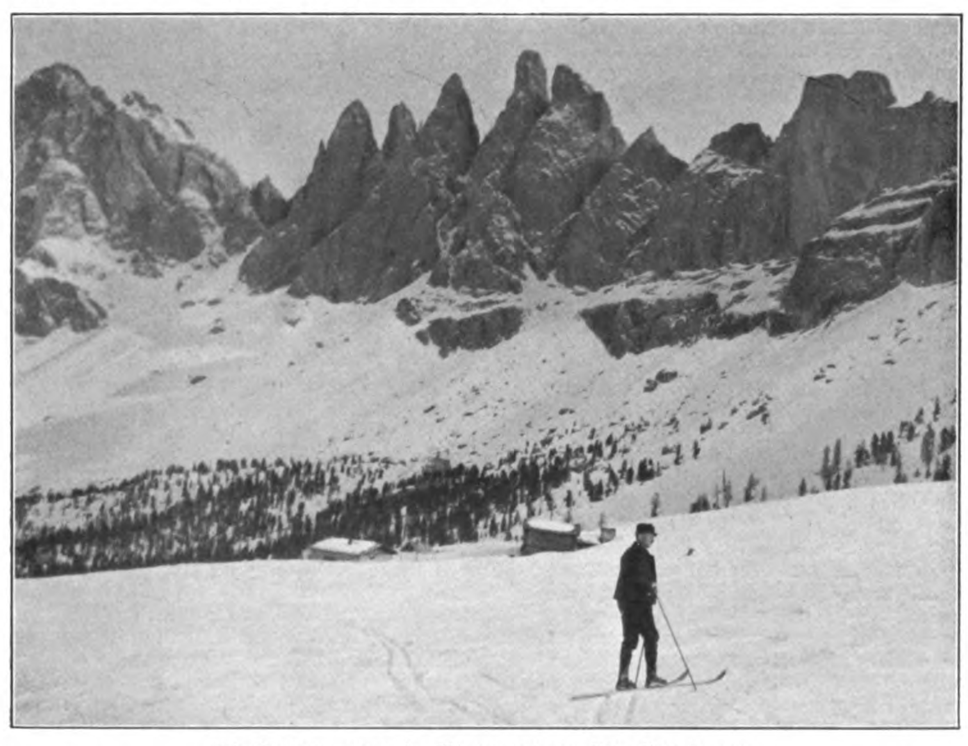
Und wir hatten sogar helle Freude daran, durch die schönen, senkrechten Kamine des Delagoturms hinabzugleiten am festen Seil. Ästheten mögen uns entschuldigen im Hinblicke auf den Umstand, daß wir den Delagoturm schon auch einmal ohne Abseilen gemacht hatten und unsere Kräfte ausgegeben in den Kaminen. Die Abseilerei ging so schnell, daß wir uns an die einzelnen schönen Stellen gar nicht mehr erinnern konnten. Vom Köpfel weg kam ein senkrechter Riß, dann ein kurzer Quergang über plattige Schroffen, dann ein sehr enger Kamin, den wir ganz drinnen nahmen, während das Seil über einen der eingekeilten Blöcke lief. Wieder folgte ein

hoher, anerkennenswert ausgesetzter Riß, längs dessen wir das breite Band erreichten, das uns in die steile Schlucht zwischen Delago- und Stabelerturm leitet. Dann geht's in der Schlucht selbst weiter, wobei zunächst der im Aufstiege als schwierigste Stelle geltende, überhängende Stemmkamin überwunden wird, den der Abseilende ohne die geringste Schwierigkeit absolviert, ohne daran zu denken, wie wenig „rein" das sei.

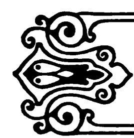
Noch zwei kleinere Kamine, und der Schrofensockel ist erreicht; Kurt windet das Seil über Sohle und Schenkel auf das anatomische Maß und wir machen uns gleich daran, den Stabeler zu umgehen, um zu unseren unterm Winkler hinterlegten Nagelschuhen zu gelangen. In einer Viertelstunde haben wir sie. Es ist halb zwölf; drei und eine halbe Stunde haben wir benötigt. Weitere zwanzig Minuten werden uns zur Hütte bringen, aus deren Kamin verlockend der appetitlich blaue Rauch der mittäglichen Kochkünste emporkräuselt. Wie uns die vollverdiente Mahlzeit munden wird!

In breiten Strömen fließt die Sonne, die die Höhe ihrer täglichen Bahn gewonnen hat, über die weiten Schutthalden von Vajolet, über die wildzerrissenen Wände, zwischen den wir zu Tal eilen. In bläulich silberigem Schimmer dunsten die Felsen die Mittagshitze aus. Wolkenschatten huschen drüber, sind wie wohltuende Schleier dem Auge in diesem grellen Geblende ringsum. Halb in der Gartlschlucht unten drehen wir uns um und blicken auf die drei Türme zurück, von denen wir kommen. Schweigend grüßen wir die geliebten Gipfel. Ein unendliches Hochgefühl weitet sich in uns, ein Gefühl der Befriedigung, des Selbstvertrauens, des sieghaften Müdegewordenseins in schönem, schwerem, erfolgreichen Kampfe. Ein erhebendes, stolzes Gefühl ist's, das uns Wege bahnen hieß zu sonnennahen Höhen, Wege, die nicht jeder gehen darf. Hoch droben im Fels haben wir es oft erkannt, frei, losgelöst von der Maschine des hastenden, aufreibenden Lebens im Tal: unendliche Lebensbejahung gibt es uns, unmittelbares Erkennen des eigenen Wertes und der eignen Kleinheit zwischen den Dimensionen des Himmels und der Erde.

Ein sonnenschwerer, langer Sommernachmittag kam und blieb über uns, als wir aus dem Vajolet über Antermoja und Durone gegen das Sellajoch wanderten. Und als wir denn über die leuchtenden Almhänge zur Hütte auf dem Sellajoch einkehrten, da glühten unsre Herzen und unsre Augen dem purpurnen Felsriesen der Langkofel- und Sellagruppe entgegen, die uns zu gefährlichschönen Kletterfahrten riefen, zu neuen frohen, stolzen Waffentaten!



Die Fermedagruppe im Winter, von der Alpe Brogles aus
Sas Rigais, 3027 Meter, Mittagsscharte, Villnöser Odla, Gran Odla, Villnöser Turm, Großer Fermedaturm, Kleine Fermeda, Fermeda da Soura




Aus dem Leben eines Chordirektors

Von Karl Dörffling



Über das eben eröffnete neue Theater, das man (endlich!) an Stelle des ehrwürdigen, aber sehr baufälligen alten Hauses gebaut hatte, hörte man nur anerkennende Urteile in der Stadt. Die edel einfache Außenseite befriedigte alle Wünsche ebenso vollkommen wie seine innere Ausstattung, die allerdings auf der Höhe war. Hatte man die früheren, beengten Zustände klaglos hingenommen, so genoß man jetzt mit desto größerer Wonne die ungewohnte Eleganz. Beim Holen der Eintrittskarten in der geräumigen, mit Blattpflanzen geschmückten Vorhalle gab es kein Drängen mehr; das Ablegen der Überkleider, die man früher eigenhändig an hölzerne Haken hängen durfte, wurde in den hellen, weiten Garderoberäumen noch erleichtert durch sauber angezogene Frauen; statt wie einst auf einfache Rohrsitze setzte man sich im Zuschauerraum auf breite, bequeme Samtpolster und konnte in den Pausen nach Belieben über teppichbelegte Flure und Treppen in das schöne Foyer wandeln. Die Einrichtungen aber gar hinter den Kulissen konnten unseren unverwöhnten Mitgliedern als der Gipfel des Luxus erscheinen. Man denke sich für die Solisten Ankleideräume, in denen nie mehr als drei Personen untergebracht werden sollten, während es früher im ganzen nur drei Garderoben für die gesamte männliche Künstlerschaft, Chorsänger und Hilfsstatisten eingeschlossen, gegeben hatte! Ferner ein mit vielen Bildern und ein paar scheusäligen Büsten geziertes Konversationszimmer (ein überhaupt völlig neuer Begriff für die Mitglieder, die im alten Haus in ihren Garderoben bleiben konnten) und einen Ballettsaal mit vier großen Fenstern (der ehemalige hatte zwei Dachluken)! In die allgemeine Begeisterung stimmten nur zwei egoistische Parteien nicht ein: ich und die Orchestermitglieder. Für mich bestand der Zustand fort (der sich allerdings mit meiner Chordirektorstätigkeit begründen ließ), daß ich im Theater keine Stätte fand, wo ich einmal zum Sitzen kommen und mich ausruhen konnte. Die Orchestermitglieder aber waren unzufrieden mit der neuen Einrichtung des verdeckten Orchesters; sie hatten immer ihre Freude daran gehabt, daß sie auch einen Teil der Bühne sehen konnten. Ihrem Widerstand mußte der Schalldeckel bald wieder weichen.

Die Bühne war prächtig groß, viel größer als die alte. So groß, daß der Chor sich darauf gänzlich verkrümelte. Auch stimmlich wirkte er in dem neuen Hause ein bißchen dünn. Das fand der Regisseur der Oper. Ich fand es auch. Dem wäre ja nun leicht abzuhelfen gewesen, man hätte nur ein Dutzend Chorsänger mehr zu engagieren brauchen. Aber ich hütete mich wohl, den Vorschlag zu machen. In diesem Augenblick durfte man nicht daran denken, die Betriebskosten des Theaters, dessen Bau schon so viel gekostet hatte, noch zu erhöhen.

Als auch der Intendant damit anfing, daß der Chor recht schwach klänge, hatte der Regisseur der Oper einen Einfall. Er erinnerte an die vorjährige Aufführung der Neunten Symphonie im Theaterkonzert. Da der uns zur Verfügung stehende Chor unmöglich ausreichte, war damals in der Zeitung eine Aufforderung an die stimmbegabten Damen und Herren der Gesellschaft ergangen, beim Chor im Schlußsatz mitzuwirken. Hunderte hatten sich zu der Einstudierung gedrängt. Ob ich mich erinnerte! Fast ein Vierteljahr lang hatte ich allwöchentlich bis zu drei Proben mit den sogenannten Stimmbegabten halten müssen. Ließe sich dieser Eifer des Publikums nicht auch für die Oper ausnützen, fragte der Regisseur.

So! Wie er sich das dachte. Als ob sich das vergleichen ließe: eine einmalige Konzertaufführung oder die immer wiederkehrenden Opernvorstellungen, zu denen man das Publikum zwingen wollte ohne jede Entschädigung. „Da seien Sie ganz außer Sorge,“ verteidigte er seinen Plan. „Wie ich die Leute kenne, verlangen die gar keine andere Entschädigung, als daß sie auf die Bühne dürfen. Sie wissen wohl nicht, wie stark der Kulissenzauber fürs Publikum ist.“ Andere Hoftheater hätten schon Versuche mit dem Hilfschor von Dilettanten gemacht.

„Und ich soll diesen Leuten alles einstudieren, von denen die allerwenigsten vom Blatt singen können? Wie lange denken Sie sich denn, daß ich Zeit brauchen würde, ehe ich denen überhaupt nur den eisernen Repertoirebestand von Chorpartien beigebracht hätte? Da könnten wir in zwei Jahren etwa anfangen, sie zu verwerten.“

Ganz so unpraktisch hatte es der Regisseur nicht gemeint. In den Spielopern mußte der Theaterchor eben genügen. Den Hilfschor würde man nur für die ganz großen Werke heranziehen, in denen ungewöhnliche Volksmassen gebraucht werden. Er hatte alles schon genau überlegt und begegnete meinem Widerstand endgültig mit dem Bescheid, daß der Intendant seinen Vorschlag sehr gut geheißen hätte; im Büreau wäre schon die Aufforderung an die Damen aufgesetzt worden, daß sie sich an einem bestimmten Tage im Probesaal zur Vorbesprechung mit dem Herrn Chordirektor einfinden möchten. Daß man Männern, die durch den Beruf tagsüber in Anspruch genommen waren, nicht zumuten konnte, auch noch die Abende unentgeltlich zu opfern, sah man wohl ein; es wurde also ein Gesangverein ins Auge ge-

faßt, dessen Mitglieder für jedes Auftreten ein Spielhonorar bekommen sollten.

So war über meinen Kopf weg alles entschieden, und dabei war ich doch derjenige, der alle Mühen und die Verantwortung bei der Verwirklichung der Idee tragen sollte. Als ob ich nicht schon genug zu tun gehabt hätte! Aber die Menge der Arbeit war's nicht allein, was einem das Leben verleiden konnte, sondern vor allem die Art, wie sie aufgenommen wurde. Das Amt des Chordirektors ist so ziemlich das undankbarste von allen bei der Bühne. Selbstverständlich verlangt das Publikum, daß seine geliebten Chormelodien rein und gut gesungen werden, aber wie die Sicherheit und Schönheit zustande kommt, danach fragt es nicht, dafür hat es kein Interesse. Es freut sich, wenn die Pappenheimer Kürassiere mit einem Marsch hinter der Szene anrücken, hat aber keine Ahnung, daß die Bühnenmusik dirigiert werden muß, und zwar gewöhnlich vom Chordirektor. Es sieht mit Vergnügen die Balletts an und bewundert die Ballettmeisterin, die alles so schön arrangiert hat; den Chordirektor, der die musikalische Leitung hat, erwähnt nicht einmal die Kritik; sie sagt höchstens, daß die Musik temperamentlos ausgeführt worden wäre. Ja, man habe noch Temperament und Frische, wenn man morgens zwei Stunden Chorprobe, mittags zwei Stunden Ballettprobe, abends vor dem Ballett anderthalb Stunden Chorleitung bei der Oper gehabt hat und dazwischen noch Schülern und Backfischen vier Klavierstunden geben mußte!

Die Orchesterleitung, die hin und wieder im Chordirektorsleben (für Uneingeweihte) wie eine größere Ehre erscheint, ist in Wirklichkeit eine der wenigst erfreulichen Zugaben, da man sie ihm nur zuschiebt bei Balletts, Melodramen und Singspielen, die wegen musikalischer Wertlosigkeit unter der Würde des Kapellmeisters sind. So arbeitet man schließlich nur in rein sachlichem Ehrgeiz.

Da aus dem Plan des Regisseurs Ernst werden sollte, verlangte ich auf der Intendantur Erhöhung meiner Gage. Übernahm ich diesen neuzubildenden Chor, so brachte mir das in der Woche drei bis fünf Stunden Probe mehr, das mußte mir auch honoriert werden. Statt des Intendanten war sein Gehilfe da, der Hofrat, durch dessen Vermittlung der Intendant meistens mit uns verkehrte. Dem schienen meine klaren Ansprüche gar nicht einzuleuchten.

„Sie haben Ihre Gage nicht für eine festgesetzte Zahl von Arbeitsstunden, sondern für Ihre Tätigkeit hier überhaupt," erklärte er. „Wir haben hier doch keine abgegrenzte Arbeitszeit. Es kommt eben, wie es kommt. Wir ziehen Ihnen auch nichts ab, wenn Sie einen Tag mal nur die Chorprobe haben. Da können wir ebensowenig zulegen für ein paar Stunden mehr." In dem Stil ging es weiter.

„Wenn die Proben mir nur die Zeit nähmen, die ich sonst zu meiner Erholung brauchte — dann wollte ich gar nichts sagen," entgegnete ich. „Obwohl man mir die auch gönnen könnte. Aber ich brauche die Zeit zu meinen Privatstunden, meine Tage sind jetzt so vollgepfropft, daß ich Schüler aufgeben muß, wenn ich noch mehr im Theater zu tun bekomme."

Der Hofrat, selber ein behäbiger Herr in guten Verhältnissen, wurde verständnislos. „In Ihrer freien Zeit können Sie meinetwegen Stunden geben, so viel Sie wollen, daran hindert Sie kein Mensch. Wenn Sie keine Zeit haben, können Sie natürlich keine geben, das kann ich nicht ändern. Ich werde dem Herrn Intendanten Ihre Wünsche vortragen, kann Ihnen aber gar keine Hoffnung machen. — Wollen Sie noch etwas?"

Ich holte noch einmal aus. „Im Unterricht wird mir die Stunde mit drei Mark bezahlt; wenn das Amt mir die wegnimmt, muß mir doch der Verlust zum mindesten durch Erhöhung der Gage ersetzt werden. Sonst habe ich in Zukunft bei mehr Arbeit weniger Einnahme als bisher."

„Herr!" Der Hofrat, am Ende seiner Geduld, hob die Stimme. „Sind Sie hier engagiert, um Privatstunden zu geben? Oder um Chöre einzustudieren?"

Wenn ich ein lediger Mann wäre, dann hätte ich einfach gesagt: ‚Gut. Dann kündige ich den Kontrakt. Ich bin als Leiter des Theaterchors hier engagiert und nicht eines Dilettantenchors.' — Aber ich habe Frau und Kinder, und daher ging ich ohne diesen Schlußtrumpf. Es blieb mir nichts übrig, als auf mein Rad zu steigen, das noch am Eingang lehnte, und nach Haus zu fahren.

Am bestimmten Tage kam ich pünktlich zur festgesetzten Stunde in den Probesaal, um meine Schar zu mustern. Bei meinem Eintritt sitzen da vier Damen auf den Stühlen, aber mein Schreck (oder meine Hoffnung, daß aus der ganzen Sache nichts würde), war verfrüht, denn in der nächsten halben Stunde kamen etwa fünfzig nach. Ich setzte mich an den Flügel, da ich einstweilen ja doch nichts anderes zu tun hatte, und beobachtete, wie sie aufmarschierten. Eine ganze Anzahl Gesichter erkannte ich wieder; die hatte ich in den Proben zur Neunten neben mir gehabt. Die hübsche Tochter des Professors, der ein Gemälde in das Foyer geliefert hatte, war natürlich wieder da, und die kleine Konservatoristin mit dem niedlichen Mulattengesicht, die hatte ich wegen ihres Übermuts noch von damals her auf dem Strich. In der Stuhlreihe dahinter die blonde Dame mit dem Kneifer ist eine Engländerin, die am Ort lebt, aber noch keinen deutschen Satz sprechen kann, — na, wenn sie mich nicht versteht, ich red' nicht englisch mit ihr! Ah, ein Hoffnungsstrahl, die eben eintretende stattliche Frau (aus einem angesehenen hiesigen Geschäft) hat eine schöne Altstimme. Jetzt kommt in großer Eleganz die ältliche Tochter eines Generalarztes, zur Abwechslung nach der vielen

Wohltätigkeit, der sie sonst obliegt, einmal in der Kunst tätig, und die auch nicht mehr junge Dame neben ihr ist die Tochter eines verstorbenen Rittergutsbesitzers, der sein Leben lang bedauert hat, daß er nicht selber zur Bühne gegangen war. Die Lange da im Hintergrund kenne ich auch wieder, das ist die bleichsüchtige junge Malerin, die bei der Aufführung der Neunten über alle Männerköpfe hinwegragte. (Überhaupt, wenn der Chor mal wirklich auftritt — da ist manche drunter, die dem Regisseur das Bühnenbild stören wird.) Die zwei Regierungsratstöchter kennt man von der Eisbahn her — eine Kleine mit ausgewachsener Winterjacke, ja, die gibt Sprachunterricht, und das arme Wurm mit dem handgroßen Feuermal im Gesicht — was will denn die auf der Bühne? Zwischendurch sitzen noch unzählige andere. Eine sehr verschiedenartige Menge.

Und doch merkwürdig einmütig in mancher Beziehung. Zunächst begrüßt sich alles, was sich kennt — natürlich die Mehrzahl — laut und erfreut, als ob ich gar nicht anwesend wäre. Und als ich endlich an den Zweck unsers Hierseins erinnerte und die Damen aufforderte, sich nach Sopran- und Altstimmen zu sondern, steht mit einem Male alles mit drei Ausnahmen auf der Sopranseite. Das ging nicht mit rechten Dingen zu, so reich an Sopranstimmen ist man hier nicht. Ich entsinne mich noch zu wohl des Schlußchors in der Neunten, da ersetzten die ersten Soprane die hohen Gesangstöne, die ihnen versagt waren, durch ein Quieken, das nicht mehr musikalisch war. Mir blieb nichts übrig, als den Umfang jeder einzelnen Stimme zu prüfen, und dabei stellte es sich denn heraus, daß nur wenige das g erreichten. Beim Singen erhoben die einzelnen Damen nur sehr schüchtern und leise ihre Stimmen, aber die übrigen taten sich bei der Unterhaltung keinerlei Zwang an. Die Neulinge wurden belehrt, daß der Alt furchtbar langweilig und obendrein schrecklich schwer zu lernen wäre. Und zweiter Alt gar, das wäre überhaupt keine Melodie mehr. Wogegen der Sopran, der machte Spaß!

Die Prüfung führte zwar zum gewünschten Ziel, indem sie dem Alt fast die Hälfte sicherte, aber sie kostete viel Zeit. Den ersten Tag kam ich überhaupt zu nichts anderem, als mir noch eine Namen- und Adressenliste der künftigen Hilfschorsängerinnen anzulegen.

Es war später geworden, als ich gerechnet hatte. Mit dem Tristan-Auszug, den ich jetzt unten auf der Bühne brauchte — die Vorstellung mußte inzwischen schon angefangen haben — stürmte ich die Treppe hinunter; eben kam der Hofrat vorbei, der in seine Loge hinüber wollte. „Na, Herr Chordirektor, es scheinen sich ja genug Damen gemeldet zu haben,“ sagte er befriedigt. Da mußte ich mal boshaft sein und mich dumm stellen.

„Also die guten Stimmen soll ich auswählen und behalten?“

„Na ja selbstverständlich — wieviel, denken Sie, haben brauchbares Material?“

„Drei,“ sagte ich, meiner Beobachtung entsprechend.

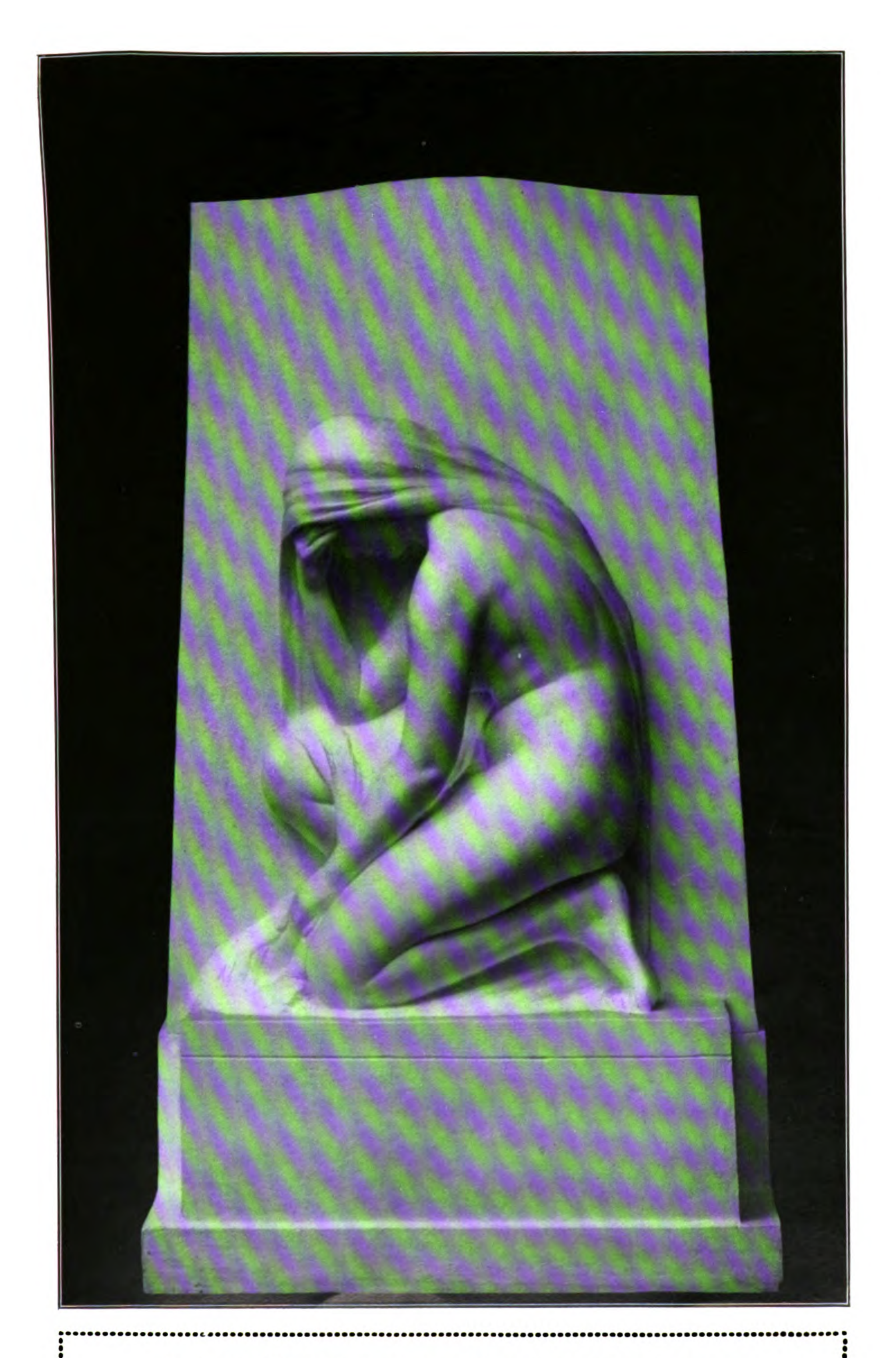
Der Hofrat tat, als hörte er nicht. „Selbstverständlich müssen Sie mindestens fünfundzwanzig zusammenbringen, sonst hat natürlich die ganze Sache keinen Zweck.“ Er entfernte sich.

Auf der Bühne hatte so lange ein kleiner Solorepetitor, der mich auch in Krankheitsfällen vertrat, meinen Platz eingenommen; zu Füßen der Leiter, auf der der Beleuchter stand, las er eifrig in den Noten nach und winkte mich heran, um mir zu zeigen, wo die Handlung angekommen war.

„Na,“ fragte der Regisseur, „was macht Ihr Extrachor?“ Ich zuckte die Achseln. Gegen vollendete Tatsachen anzukämpfen finde ich ebenso zwecklos, wie vergangenem Ärger nachzuhängen. Außerdem hatte ich jetzt schon wieder ganz anderes zu denken. Ich nahm meinen Standpunkt ein zwischen den Kulissen, dem Chor der Schiffsleute und Mannen sichtbar; dabei hieß es, den Taktübertragungsapparat im Auge behalten und achtgeben, wann der Kapellmeister vom Orchester aus das optische Zeichen gab, daß das Stichwort des Chors gefallen war. Und in derselben Sekunde, da die erste Zahl in der Laterne aufleuchtete, tat ich den ersten Niederschlag, und kräftig setzte der Chor ein. Während seines Gesanges flitzte lautlos das elektrische Licht, vom Kapellmeister in Tätigkeit gesetzt, bei jedem neuen Takt zur folgenden Zahl hinüber, ein sicheres Maß für das Tempo, in dem das hier nicht immer hörbare Orchester spielte.

Solch ein Choreinsatz ist nämlich keine Kleinigkeit; ein geringes Versehen kann zum scheußlichsten Wirrwarr führen. Das wußte zum Beispiel der Solorepetitor aus Erfahrung, als er einmal bei einer Probe mich vertreten wollte und jedes Mal einen Taktteil zu spät kam. In kürzeren Zwischenräumen folgten sich heut die Instrumental- oder Vokalpartien hinter der Szene, die von meinem Kommando abhingen, bald waren es die heilrufenden Mannen, bald die Jagdhörner in der Nacht und Brangäne als Wächterin oder die Hirtenweisen auf der Burg Kareol. Aber diese fortwährende Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit war, wenn auch eine Strapaze, gleichzeitig eine Wohltat. Wenn ich nach solch einem Abend nach Hause kam und an den Ärger der Probe zurückdachte, war er schon in nebelhafte Ferne gerückt und sehr undeutlich geworden.

In etwas rosigerem Licht erschien mir meine Aufgabe, als ich den Chor der Männer kennen lernte. Die waren von ihren Berufen und ihrer Militärzeit her an Disziplin und Unterordnung gewöhnt und hatten großen Eifer. Aber die Damen! Das übertraf meine schlimmsten Erwartungen. Das Material war natürlich ganz ungeschult. Die Einstudierung ließ sich nur so vollziehen, daß



Grabmal. Marmorbildwerk von Prof. Hans Harry Liebmann

ich jede Stimme auf dem Klavier vorspielte und mit meiner Begleitung so lange singen ließ, bis der Gesang der Damen rein und richtig klang. Aber sobald ich in der Meinung, daß sie ihrer Sache sicher wären, das Klavier seine eigenen Wege gehen ließ, oder die Stimmen zusammengehen sollten, war's schon wieder zu Ende. Jeder Wechsel der Tonart machte die Sängerinnen gänzlich kopfscheu. Die gröbsten Dialektfehler klangen durch. Kein Konsonant wurde ausgesprochen und die meisten Vokale falsch. Was lernten die Damen nur eigentlich in ihren Singstunden? Gesangunterricht hatten sie fast ausnahmslos.

Die zweiundzwanzig Sängerinnen des Theaterchors gaben viel mehr her als diese sechzig. Die setzten immer so zaghaft und ängstlich ein, als traute keine einzige ihrem Ton zu, daß er richtig sei. Freilich, als ich bei der dritten Probe die Häupter meines Extrachors zähle, da sind's keine sechzig mehr und auch keine fünfzig. In den anfangs so dichtbesetzten Stuhlreihen sehe ich Lücken — vier, fünf Stühle breit. Und es ist nicht zu hoffen, daß die Fehlenden etwa noch nachkommen können, denn wohlweislich hatte ich nicht in der ersten Viertelstunde gezählt. Pünktliches Erscheinen durchsetzen zu wollen, hatte ich schon aufgegeben. Ich frage also die Anwesenden, was denn aus den übrigen geworden wäre.

Natürlich wissen die guten Bekannten Bescheid. Ja, die eine ist zum Tee eingeladen, und die andre hat einen Ausflug vor, eine dritte will am Abend ins Konzert und die Probe dauert doch so lange — und noch eine — ja der paßt es eben nicht. Lauter schwerwiegende Entschuldigungen. Das sind die Kunstbegeisterten! Während ich dem Alt erkläre, daß man das a nicht wie o ausspricht noch das ä wie i, redet der Sopran so laut, daß man meine Worte nicht versteht. Und in dem Augenblick, da ich die Noten zuklappe, stürzt alles unter Gelärm nach der Tür, ohne abzuwarten, daß ich die Zeit zur nächsten Probe bekannt gebe. Ich muß hinter ihnen drein rufen, um sie zurückzuhalten.

„Also nächsten Freitag um fünf — können Sie da alle, meine Damen?“

„Unmöglich!“ schreit die Hälfte. Ich höre die Einwände an, richte mich danach, schiebe die Probe aufs künstlichste in den starkbesetzten Spielplan — in der nächsten fehlt wieder ein Dutzend. Das hindert die Betreffenden aber nicht, nach Versäumnis mehrerer Proben wiederzukommen und die inzwischen Fortgeschrittenen durch ihre Unsicherheit zu stören.

Daß die Damen vom Wert der Zeit eine Ahnung hätten, war wohl nicht zu verlangen; es waren ja größtenteils junge Mädchen ohne Beruf, deren Tag mehr oder weniger aus Zeitvertrödlung bestand. Was man aber von ihnen erwarten durfte, nämlich gesellschaftliche Rücksicht, das war leider auch nicht immer vorhanden. Die ersten Male hatte ich gewohnheitsgemäß sofort den Flügel geöffnet und angefangen, das Stichwort zu singen, dabei dauerte die freundliche Unterhaltung ruhig fort. Dann versuchte ich, ob es nicht vielleicht besser wäre, wenn ich sie erst selber zur Ruhe kommen ließ, ehe ich die Probe eröffnete. Ich blieb also untätig vor dem Flügel sitzen und wartete. Die Lebhaftigkeit nahm nur zu! Ich blickte mich ein paarmal um, sie merkten es nicht. Wer für zarte Winke nicht empfänglich ist, dem muß man mit dem Zaunspfahl kommen. Nun hatte ich genug.

„Könnten Sie nicht lieber das nächste Mal eine halbe Stunde vor der Probe kommen und während der Zeit Ihre Wichtigkeiten erledigen?“ fragte ich. „Jetzt fangen wir an. Vier Takte vor 67!“

Die Köpfe senkten sich, um in den Noten, die der Übersichtlichkeit halber mit Zahlen in Abschnitte gegliedert waren, den Einsatz zu suchen. Am Ende der letzten Probe hatte ich mit einiger Erleichterung in der Seele gemeint, der schwierige Einsatz 67 säße ihnen endlich im Ohr, aber da hatte ich mich getäuscht. Nie setzte mehr als die Hälfte gleichzeitig ein und die greulich unrein. Ich mußte es wiederholen lassen, zehnmal, fünfzehnmal nacheinander. Es war eine Sünde an der schönen Musik. Das einzige, was diese Art von Tätigkeit von mir forderte, war die Handwerkertugend der Ausdauer. Einen Steinklopfer hätte ich noch beneiden können, der sieht doch wenigstens am Ende seines Tages, was er geschafft hat. Aber hier konnte man verzweifeln. Würde ich die Damen wohl je dahin bringen, daß sie auf meinen Niederschlag alle gleichzeitig anfingen zu singen? Sie sahen ja gar nicht nach mir hin. In ihre Unterhaltung vertieft, merkten sie nicht, wann ich die Hand senkte. Eines Tags wurde ich zornig und verbat mir das rücksichtslose Schwatzen! Bei der nächsten Probe standen noch mehr Stühle leer.

Rein mechanisch sang ich auf der Straße immerzu den Einsatz 67. Und dabei gingen die anderen Proben und Vorstellungen fort wie immer. Eine Oper, deren Einstudierung fast bis zu den Bühnenproben gediehen war, nahm die meiste Zeit in Anspruch. Der Chor sang schon mit den Solisten zusammen unter Leitung des Kapellmeisters, ich war aber darum bei den Klavierproben nicht etwa entbehrlich, sondern hatte, im Hintergrund auf dem Dirigierschemel sitzend, den Auszug auf dem Knie, meinem Chor noch manchen stummen Wink zu geben. Ab und zu, wenn der Kapellmeister Strecken zu überspringen wünschte, mußte ich dem Solorepetitor am Flügel die Zahl der Seite zurufen, auf der die nächste in Betracht kommende Szene stand — ich hatte das alles sonst todsicher im Kopf — und da begegnet es mir wahrhaftig, daß ich ganz mechanisch sage: „Vier Takte vor 67!“ Da dreht sich der Kapellmeister um und blickt mir ins Buch. „Können Sie keine Zahlen mehr lesen?“

Nach der Probe sprach ich mit ihm darüber, daß mein Frauenchor gar nicht vorwärts

käme. Es fehlte nicht nur an musikalischer Vorbildung, sondern vor allem an Aufmerksamkeit und Ernst bei der Sache. Daraufhin kam er zur nächsten Extraprobe, um zu sehen, ob dem Ding abzuhelfen wäre. Er bekam den richtigen Eindruck. Seine Gegenwart, von der ich halb und halb erwartet hatte, daß sie die Damen einschüchtern sollte, änderte gar nichts. Sie redeten untereinander und brachten sich durch allerlei Scherze zum Lachen. Photographien wurden herumgereicht und betrachtet. Dabei mißglückten die Einsätze wie immer. Der Kapellmeister, der seine Rügen in witzige Form zu kleiden pflegte, übte in seiner Art Kritik; der Witz wurde belacht, die Rüge nicht verstanden. Am Schluß lärmte alles davon, ohne Rücksicht darauf, daß in anstoßenden Räumen ebenfalls Proben stattfanden.

„Ja," sagte der Kapellmeister. „Es mögen in ihrer Art reizende Damen sein. Aber hier sind sie gänzlich fehl am Ort."

„Wenn ich grob werde, bleiben sie alle weg."

Der Kapellmeister nahm es leider ruhiger. „Ja — da hilft nun nix. Die Idee war nicht so übel, vom Standpunkt der Hebung des Theaterbesuchs aus betrachtet. Denken Sie doch, daß von jeder Mitwirkenden ohne Gnade die ganze Familie und Freundschaft bei ihrem Auftreten ins Theater geht."

„Ja, natürlich wollen sie sich nach außen hin damit wer weiß wie wichtig machen. Aber die Verpflichtungen übernehmen, die die Sache mit sich bringt, das gibt's nicht.

Er klopfte mir die Schulter. „Ruhig Blut, lieber Chordirektor!" Ja, der hatte gut reden. Ihm sollte man mal solche Musikanten in sein Orchester setzen.

Die täglichen Chorproben waren zwar auch anstrengend, brachten aber viel Freude. In den Extraproben jedoch erbitterte mich das Gefühl der eigenen Machtlosigkeit den nur aus Gefälligkeit Mitwirkenden gegenüber. Den Schwierigkeiten, die mein Chor mir machen konnte, wußte ich wohl zu begegnen. Bei wiederholter Unpünktlichkeit gab es einfach Strafe, und während der Dauer der Probe erlaubte ich nicht, daß die Chorsänger ein Wort untereinander sprachen. Hatte ich aber einmal dreinfahren müssen und eine bis zwei Stunden Strafprobe gehalten, wie lautlos und ohne Anlaß zu Tadel verliefen dann die nächsten! Natürlich kann man im Verkehr mit der zusammengewürfelten Masse nicht immer nur mit Sanftmut und Liebenswürdigkeit durchdringen, und das mag den täglichen Umgangston etwas beeinflussen. Aber ich meine, das Ergebnis, die Leistungen des Chors, rechtfertigen mich.

Mein Arbeitsmaterial sind die Choristen, aber auch meine Mitarbeiter, meine Untergebenen und meine Kameraden; mit manchen der jüngeren Leute habe ich gleichzeitig das Konservatorium besucht. Die Masse, die das Publikum nur mit halbem Auge ansieht, trennt sich für mich in Einzelpersonen mit Charakteren und Schicksalen. Sie schicken mir kleine Geschenke zum Geburtstag und besuchen mich, wenn ich krank bin. Und wenn ich in ihrer Mitte sitze auf dem hohen Podium am Flügel, links neben mir die Männer, darunter manche grauhaarige Stütze des Chors, rechts die Frauen, meist bescheiden angezogen — nur die vom Schminken verblichene Gesichtshaut macht sie als Bühnenmitglieder kenntlich — größtenteils aber ordentliche Mädchen mit noch frischen Gesichtern, da fühle ich mich in meinem Reich als ein Größerer, als etwa der faule Heldentenor ist, der alle vierzehn Tage mal dran kommt mit einer Wagnerpartie, die er seit zehn Jahren schon kann.

Und diesen meinen Chor sollen mir nun die Dilettanten verschandeln!

Aber die Stunde rinnt auch durch die rauhsten Tage und Abende. Die Wochen vergingen, langsam traten schüchterne Fortschritte zutage, ja zuletzt klappte sogar der Einsatz 67 gleich das erstemal. Ich konnte mich der Hoffnung nicht mehr verschließen, daß wir doch einmal zu Ende kommen würden. Denn nun ging es rascher voran. Meine Arbeit rückte ihrem Endziel, den Bühnenproben, näher. Es war aber auch nötig, denn schon stand die Erstaufführung der Oper auf dem Spielplan. Um die knapp werdende Zeit gründlich auszunützen, trennte ich die Stimmen, und in einem Raum studierte ich mit dem Sopran, in einem andern ein Solorepetitor mit dem Alt. Ausnahmsweise erlaubte ich den Damen auch, die Notenhefte mitzunehmen und zu Haus zu üben, unter der Bedingung, daß sie die Hefte zur nächsten Probe zurückbrächten. Denn ich brauchte die Noten in der nächsten Woche für den Berufschor. Diese Erlaubnis hatte zur Folge, daß die angesetzte Probe mit dem Theaterchor nicht stattfinden konnte, da nur etwa ein halbes Dutzend vom Extrachor nicht vergessen hatte, die Hefte zurückzuliefern. Ein paar Hefte haben wir überhaupt nicht wiederbekommen.

Endlich konnten die Chöre, genügend vorbereitet, vereinigt werden. Gestützt durch die sicheren Chorsänger des Theaters, klang auch der Gesang der Dilettanten ganz voll und kräftig. Die erste Klavierprobe des Gesamtchors mit den Solisten im szenischen Zusammenhang verlief glänzend; der Kapellmeister brauchte den Chor überhaupt nichts wiederholen zu lassen.

Nun kam die Einrichtungsprobe. Ich suchte mir einen Platz in einer der vorderen Parkettreihen, schräg vor mir saß der Intendant mit dem Hofrat. Weiter hinten alles, was einstweilen unbeschäftigt war. Auf der ungefähr hergerichteten, notdürftig beleuchteten Bühne, der noch der richtige Prospekt fehlte, erschien der Männerchor. Der Gesang war tadellos, nur standen die Liedertafler sehr steif und drängten sich beim Abgang durch die Tür wie eine Herde Hammel.

Ja, der oft bespöttelte, hölzerne, konventionelle Theaterchor! Was hatte er doch in Wirklichkeit (oder wenigstens im Vergleich

mit den Dilettanten) für eine Routine und Lebendigkeit! Was für ein reiches und ausdrucksvolles Gebärdenspiel! Wie interessant und charakteristisch erschienen die Köpfe der Sänger, wenn man daneben die biederen, bärtigen Gesichter der Liedertafler sah.

Der zweite Akt brachte den großen Volksauflauf. Der Regisseur rief, das Buch in der Hand, die Namen der Damen auf in der Reihenfolge, nach der sie bei der letzten Einstudierung aufgetreten waren, und in Gruppen von je vieren sammelten sie sich.

„Fräulein Friese, Lange, Graf, Eckstädt —"

„Die ist ja gestorben," rief eine zurück.

„Na dann kann sie nicht kommen. Wer ist neu im Sopran? Also Sie, Fräulein Schütze, noch zu dieser Gruppe. Weiter: Katzler, Heinzel, Dietrich, Lange II . . ."

Jeder wußte, wohin er gehörte. Auch der Extrachor mußte sich in gleiche Gruppen teilen, bei näherer Untersuchung fand sich aber, daß Sopran und Alt quer durcheinander standen; in den Gruppen hatten sich die guten Bekannten zueinander gefunden. Das mußte durch ein Machtwort anders geordnet werden. Mehrmals wurde das Auftreten des Volks wiederholt und den Mitspielenden eingeschärft, sich ihre Plätze zu merken.

„Können mich die Damen aber auch alle sehen?" fragte der Kapellmeister aus dem Orchester. „Weil ich Ihnen doch die Einsätze geben muß."

Eine Anzahl verneinte, der Wahrheit gemäß. Da fuhr der Regisseur aber dazwischen. „Kinder, sagt doch ja! So ist das Bild gerade sehr hübsch — ihr könnt doch nicht alle wie die Grenadiere in einer Reihe an der Rampe stehen."

Also blieb die Gruppierung, wie sie war. Der Kapellmeister konnte im Orchester überhaupt nur wenig von dem verstehen, was auf der Bühne gesprochen wurde, und mußte sich auch diesmal mit dem Bescheid des Regisseurs begnügen, daß alles oben aufs beste eingerichtet wäre. Ich hatte aber von der Kulisse aus die Zwischenverhandlung gehört und bekam wieder Bedenken, wie das ablaufen sollte. Das war wieder einer der Fälle, in denen die Wünsche der Musikvorstände und die des Regisseurs weit auseinander gingen, und doch war jeder von seinem Amt aus im Recht.

Am anderen Tage stieg der Garderobeverwalter in seinen Kleidervorrat und ließ die Kostüme in die verschiedenen Ankleideräume verteilen. Der Ballettsaal, der abends frei war, wurde dem weiblichen Extrachor als Garderobe zur Verfügung gestellt. Die Liedertafler wurden kurzentschlossen den Chorherren mit zugewiesen.

So haben wir glücklich die Hauptprobe herangearbeitet. Die Bühne zeigt sich wie bei der Vorstellung. Die Stufen und Treppen, deren Rahmenwerk bei der Einrichtungsprobe noch sichtbar war, sind mit bemalten Brettern verkleidet; weder der Regietisch noch die Orchesterbrücke stören mehr das einheitliche Bild. An allen Kulissen stehen geschminkte und kostümierte Chormitglieder, so weit sie nicht im Parkett sitzen. Sobald ich eine Weile nichts auf der Bühne zu tun habe, gehe ich auch in den Zuschauerraum hinüber. Der Männerchor macht mir wirklich Freude; die Liedertafler verstärken ihn nur und beeinträchtigen ihn nicht. Die Soloszenen verlaufen ohne Überraschungen. An die Mängel und Vorzüge der Sänger ist man lange gewöhnt; teils sind sie noch nicht recht auf der Höhe, teils schon darüber hinaus. Den Glanzpunkt bildet immer unser ganz außerordentlicher Bassist.

Jetzt naht der Frauenchor. Im Orchester tobt schon das Thema, das, durch alle Stimmen gehend, zuletzt vom auftretenden Chor der Frauen aufgenommen wird, da — gut zwei Minuten zu früh — kommt mein Extrachor, vom Lampenfieber getrieben, auf die Bühne gerast. Dort aber wissen sie nicht, was sie tun sollen, da ihr Stichwort noch nicht gefallen ist, und stehen steif und unbeholfen.

Ich bin schon aufgesprungen und stürze hinter die Kulissen. Das geht so nicht. Diesen wichtigen Moment kann ich unmöglich dem Inspizienten überlassen. Ich muß persönlich das Auftreten der Damen leiten und jede einzelne Gruppe auf die Szene schicken. Auf die Art gelang dann der Auflauf, und selbst der erste Einsatz glückte. Aber ins Parkett zurückgekehrt, sehe ich wieder die hin- und herfahrenden Köpfe der Damen, die noch nie vor offenem Vorhang gestanden haben und neugierig das ungewohnte Bild bestaunen. Daß sie an der Handlung keine Teilnahme zeigen, mag noch hingehen — wenn sie nur auf den Kapellmeister hätten achten wollen! Ganz unbekümmert um dessen Dirigieren sangen sie und gerieten zuletzt in ein wahres Galopptempo.

Es wurde am Schluß der Probe, als es hieß: Dableiben zur Kritik! nicht viel gerügt. Der Kapellmeister hatte vom Chor gar nicht viel hören können. Der Intendant war nicht da gewesen. Aber ich hatte meinen Chor noch auf vieles aufmerksam zu machen. Ich lief von einer Gruppe zur andern, um sie zu ermahnen, den Kapellmeister im Auge zu behalten. Statt mir dazu aber die Zeit zu lassen, redete der Regisseur auf die Damen ein, was für eine Art von Schuhzeug zu ihrem Kostüm zulässig wäre (heut waren viele noch in Straßenstiefeln); während das Theater ihnen das übrige Kostüm lieferte, mußten sie für die Fußbekleidung selber sorgen.

Dann war die Menge schon wieder auseinander getobt, in die Garderobe zurück, ehe ich mit meinen Ermahnungen fertig geworden war. Ich mußte versuchen, die Herrschaften vor der Vorstellung selbst noch einmal zu instruieren. Zeitiger als sonst ging ich von meinem Abendessen am nächsten Tage ins Theater. Auf meine Frage, ob die Damen vom Extrachor schon da wären, sagte der Pförtner in seiner Loge, sie wären alle

viel zu früh gekommen. Ich durfte also wohl annehmen, daß sie schon im Kostüm seien, und ging nach dem Ballettsaal hinauf. Denn nachher war doch alles schon wieder verstreut durch das ganze Theater. Die Musiker versammelten sich in ihrem Foyer und hängten ihre Mäntel an die mit ihren Namen gekennzeichneten Haken, in seinem Privatzimmer kämmte sich der Kapellmeister seine vom Hut verdrückte Stirnlocke. Im Konversationszimmer, dessen Tür offen war, saßen auf dem Rundsofa die fertig angekleideten Solisten; vom Probezimmer her klang der Gesang eines jungen Bassisten, der seine kleine Partie schnell noch einmal am Flügel durchging. In den oberen Korridoren liefen halbfertig kostümierte Chormitglieder von einer Garderobe zur andern. Wenn meine Damen nur heute genug Sammlung für meine Ermahnungen hatten! Ich öffnete die Tür des Ballettsaals, da sprangen einige Gestalten schreiend hinters Klavier. Unverrichteter Sache mußte ich auf die Bühne zurück.

Das Theater war gut besetzt. Aus dem Orchester klang, hinter der Szene kaum hörbar, das Vorspiel. Der Regisseur stand unter der großen Bühnenuhr am Pult und folgte der Ouvertüre im Buch, um den Arbeitern das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs zu geben — da kam die Extrachorsängerin mit dem Feuermal heran, das auch die Schminke nicht recht verdecken konnte.

„Sehen Sie," beklagte sie sich, „was die Obergarderobiere mir für einen großen Kopfschal gegeben hat! Man soll wohl gar nichts von mir sehen?"

„Einen Augenblick," sagte der Regisseur, der seine ganze Aufmerksamkeit auf die Musik richten mußte. „So, jetzt! Aufziehen! Schneller, schneller!" Und die zwei Männer drehten mit aller Anstrengung das Rad, das die Taue des Vorhangs aufwindet.

Tropfenweise kamen die Damen auf die Bühne herunter. Jeder Einzelnen redete ich zu, doch ja auf den Kapellmeister zu achten, bis eine Chorsängerin sich lachend umdrehte. „Aber Herr Chordirektor, das weiß ich doch lange!" Es kostete einige Mühe, die Mitglieder des Extrachors, die neugierig dem Gang der Handlung folgen wollten, von den Kulissen soweit fernzuhalten, daß sie vom Publikum nicht gesehen wurden. Sie waren alle in gehobener Stimmung wie vor einem Maskenball. Mit klappernden Perlenketten und wehenden Schärpen liefen sie draußen auf den Treppen herum und sangen die Melodien der Solisten nach. Als der Vorhang sich das erstemal senkte, wurde mäßig geklatscht.

Als aber nun die Szene nahte, in dem der Extrachor auftreten sollte, wich die Ausgelassenheit einer Aufregung, die planlos zu werden drohte. Zu einem festen Knäuel drängten sie sich zusammen, den Kulissen zu, zwischen denen die Treppe zum erhöhten Rückteil der Bühne führte. Auf die Stufen aber pflanzte ich mich, den Auszug in der Hand. Nur über meine Leiche hinweg sollten sie wieder zu früh auf die Bühne stürzen. Das Gedränge wurde arg. Von der geländerlosen Treppe, deren Breite man wegen der Menschenfülle auf ihr nicht übersehen konnte, waren bei der Probe mehrere Damen nach den Seiten zu hinuntergefallen. Ich selber brauchte Mühe, ruhig zu bleiben und dem Andrang zu widerstehen. Sie ließen sich kaum mehr zurückhalten, sie waren überzeugt, daß sie zu spät kommen würden, und behaupteten immerzu, das wäre schon ihr Stichwort! Endlich ließ ich die erste Gruppe vorbei. Die andern drängten nach. Nun war's Zeit, daß sie einsetzen sollten, die unendlich oft wiederholte Nummer 67 ... Der Kapellmeister angelte förmlich mit seinem Stabe nach ihnen hin, daß ich's bis nach hinten sehen konnte — umsonst. Die Hälfte verpaßte den Augenblick. Und der allgemeine Aufschrei fiel recht dünn aus.

Natürlich war der Intendant heut in seiner Loge.

Das war das Endergebnis meiner Proben. Schlecht und recht kamen wir zu Ende ohne besonderen Zwischenfall. Der letzte Akkord brach kurz ab. Der Vorhang fiel und hob sich noch ein paarmal. Während der Chor gewohnheitsgemäß rasch die Bühne verließ, blieben die Dilettanten, benommen und zerstreut, vor dem klatschenden Publikum stehen hinter den Solisten, als gälte ihnen der Beifall mit. Der dicke Heldentenor hatte mal wieder einen Lorbeerkranz bekommen, fast so hoch wie er selbst, mit einer Atlasschleife, die eine schöne Aufschrift trug: „Dem eifrigen Jünger der erhabenen Tonkunst."

Und ich bekam auch etwas. Nämlich erstens einen Tadel vom Intendanten, weil der Chor so miserabel gewesen war, und zweitens — keine Erhöhung meiner Gage.

Oben wie unten —

Das Haar der Nacht fällt schwarz und dicht
Dem Tag ins heiße Angesicht.
Sie trinkt sein lichtes Blut wie Wein
In ihre dunklen Adern ein.

Nun füllt die Welt ein süßes Grauen.
Stumm wie ein Abgrund starrt die Zeit.
Und nur die Augen schöner Frauen
Durchleuchten noch die Dunkelheit.

Georg Busse-Palma

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Heinrich Lilienfein, Der versunkene Stern (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.) — Wilhelm Hegeler, Die Leidenschaft des Hofrat Horn (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Leonhard Schrickel, Der Gottesknecht (Ebenda) — Robert Hohlbaum, Österreicher (Leipzig, L. Staackmann) — Max Mell, Barbara Naderers Viehstand (Ebenda) — Theodor Birt, Römische Charakterköpfe (Leipzig, Quelle & Meyer)



Heinrich Laube hat einmal über Friedrich Hebbel die Äußerung getan: er, Hebbel, würde alle anderen Dramatiker werfen, wenn er bei der Wahl seiner Stoffe nicht immer erst zwei Drittel seiner Kräfte aufbieten müßte, um dem Publikum den Gegenstand appetitlich zu machen.

In dieser klugen Bemerkung ist zu wenig betont, daß sich doch auch in der Stoffwahl schon die Individualität des Dichters offenbart und daß ein häufiges Vergreifen im Stoff, eine Aufnahme gleichgültiger, peinlicher oder ausgetüftelter Probleme, auf eine natürliche Schwäche des schaffenden Poeten hinweist.

Der gesunde Instinkt unverbildeter Menschen, den kein geistreiches Ästhetisieren aus der Welt schafft, verlangt von der Dichtung, daß sie einen Zuwachs an Kraftgefühl verleiht. Wie sie in den ältesten Zeiten von Göttern, Königen und gewaltigen Schicksalen sang, so soll sie dem Leser oder Hörer auch jetzt etwas zeigen, was besser oder größer ist als er selber und sein Alltag. Etwas, das irgendwie vorbildlich für ihn sein kann, das ihn zur Nacheiferung spornt, das ihn in der Erschütterung über den Staub erhebt, das ihn geistig oder seelisch stärker macht. Mit anderen Worten: noch immer sucht der naive Mensch in der Poesie den „Helden“. Es braucht nicht mehr ein Achill in schimmernder Rüstung zu sein, er kann ruhig im Knechtsgewand gehn, aber handelnd oder leidend muß er den Durchschnitt überragen und irgendwie mit einer Eigenschaft die Sehnsucht erwecken, ihm ähnlich zu werden.

Deshalb ist jede Dichtung von vornherein ein totgeborenes Kind, die wie der oppositionelle Naturalismus einseitig nur die partie honteuse der Menschheit in den Vordergrund rückt. Deshalb bleiben wir im Tiefsten auch unbefriedigt, wenn die Kunst des Dichters uns einen unwürdigen, schwächlichen, krankhaften oder gleichgültigen Helden aufdrängen will. Gerade das letztere aber geschieht im modernen Roman erschreckend oft. Mit einem großen Aufgebot von Talent und Mühe wird da irgendeine hysterische Dame oder ein unmännlicher Mann auf den literarischen Operationsstuhl gehoben, psychologisch durchleuchtet und in allen Gefühlchen zerzupft. Die Übung mag dem Operateur alle Ehre machen, aber sie erscheint immer etwas zwecklos. Man denkt unwillkürlich an jenen bayrischen Raubmörder, der durch die glänzende Kunst der Ärzte in wochenlangen Mühen vom Tode gerettet ward, um dann nach vollständiger Genesung hingerichtet zu werden.

Natürlich sind diese Worte im Hinblick auf ein paar Bücher gesagt, die heute vorliegen, — Bücher, die literarisch zu stark sind, um übergangen zu werden, und die den Leser dennoch ohne rechten Gewinn entlassen. Das erste und gleichzeitig wohl auch das beste ist ein umfangreicher Roman des fünfunddreißigjährigen Schwaben Heinrich Lilienfein: Der versunkene Stern (Stuttgart J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.). Seine Heldin ist eine junge Frau, die nach kurzem Glücksrausch in der Ehe ernüchtert wird, sich ihrem Gatten entfremdet und nun leidenschaftlich nach einer neuen Basis für ihr Leben sucht, um dabei doch nur sich selbst und den Boden unter ihren Füßen zu verlieren. Als Kind hat sie einst nach dem Leuchten gegriffen, das auf dunklen Fluten als Widerschein der Gestirne schwamm. Und dieses Haschen nach dem „versunkenen Stern“ wird zum unheilvollen Sinnbild für ihre ganze Existenz. Nicht an das klare, ruhige Himmelslicht klammert sie sich, sondern an den märchenhaften Schein der Tiefe, der nicht Wirklichkeit ist, sondern Täuschung. In blindem Verlangen stürzt sie hinab. Nachher überschüttet sie sich maßlos mit Vorwürfen und Anklagen. „Ich bin nicht einmal das Mitleid wert, das man mir schenkt! Ich habe nur Fehler begangen und nur Schuld auf mich geladen.“

So klug das alles erzählt ist — man kommt an diese Dame nicht nahe genug heran. Schließlich ist sie doch nur eine Abwandlung der „unverstandenen Frau“, und für diese weibliche Spezies, die meist nur bei Kinder- und Pflichtenlosigkeit gedeiht, habe ich niemals viel übriggehabt. Ich gönne ihr alles Gute, habe zum Sittenrichter auch weder Talent noch Neigung, aber ich finde, daß sich eine längere Beschäftigung mit ihr nicht recht lohnt. Ist diese Gitta, die auf die Rattenfängerkünste eines Ästheten hineinfällt, wirklich so wichtig, wie Heinrich Lilien-

sein sie nimmt? Tappt sie nicht blind durch die Welt, ist sie nicht immer nur in sich selbst verliebt, entwertet sie nicht das Leben, das sie am Ende von sich werfen will? Hat sie als Frau, als Mutter, als Schwester nicht immer das Beste versäumt? O, sie sieht es schließlich selber ein und „verabscheut" sich, aber an ihre Läuterung glaubt man nicht ganz. Und sowie man sie einmal durchschaut hat, bringt man kein höheres Interesse mehr für sie auf. Nur aus Respekt vor dem Dichter liest man die mehr als 450 Seiten, nicht aus Teilnahme für die Gestalt. Man braucht noch lange kein Normalphilister zu sein, um diese Sensitive als etwas „überspannt" zu taxieren.

Liliensein selber, der sich einer sehr objektiven Gestaltung befleißigt, scheint manchmal in der Wertung seiner Heldin leise zu schwanken. Er stattet sie mit allerlei besonderen und fein gewählten Zügen aus, und welch ein kluger Beobachter er ist, beweist vielleicht noch mehr die Figur des Museumsdirektors Rank. Hier ist ein Zeittypus ganz ausnehmend glücklich ergriffen: der hochmoderne Ästhet, der reine Kunstmensch, der das Leben völlig in Kunst verwandelt und eine Philosophie der bewußten Täuschung lehrt — eine Philosophie, in der das Ich allmächtig ist, nur sich selber genießt und auch diesen Genuß wieder überlegen auskostet. Man staunt über den Reichtum von Einzelheiten, der dem Erzähler bei der Schilderung dieses unpersönlichen „Meisters" und seines Kreises zuströmt. Wohl rechnet er mit ihm ab, wohl scheint er den tüchtigen Gegenspieler Wienhold, den schlichten Astronomen, als den besseren Mann hinstellen zu wollen, aber ist es nicht merkwürdig, daß ihm trotzdem der innerlich kalte Ästhet zehnmal besser gelingt als der herzenswarme Gelehrte? Das gibt zu denken, und man fragt sich, ob Liliensein selber am Ende eine letzte Kühle und Unpersönlichkeit nicht überwinden kann. So viele Vorzüge der Kunst sein Buch hat, so klug, fein, besonnen es geschrieben ist — die Blutwärme des Volldichters spüre ich nicht darin. Es läuft trotz literarischer Qualitäten unfehlbar von einem ab, und es ist wohl nur ein geringer Trost, daß es sozusagen sehr nobel abläuft.

Ein Museumsdirektor spielt auch in einem zweiten Roman die männliche Hauptrolle: in der „Leidenschaft des Hofrat Horn", die Wilhelm Hegeler mit reicher erzählerischer Gewandtheit vor uns ausbreitet (Berlin, E. Fleischel & Co.). Wenn diesem Hofrat nichts weiter fehlte, als das Genitiv-s, das sein Schöpfer im Titel so schamhaft verschluckt, so würde man froh sein. Aber es ist auch mit seiner Heldenhaftigkeit klapprig bestellt, und man sucht vergeblich den Anreiz zu ergründen, der Hegeler dazu veranlaßte, diese Mischung von Pedanten, Halbkünstler und Gesellschaftsmenschen zum Mittelpunkt eines ganzen Buches zu machen. Besagter Herr Horn lebt in einer thüringischen Residenz geehrt und angesehen an der Seite einer guten, selbstlosen Frau. Er hat erst ihre schönere und heißere Schwester geliebt, aber diese Komödiantin, die gar keine Seele hat und deshalb als Schauspielerin in tausend Seelen hineinschlüpfen kann, hat ihn in ferner Jugendzeit bis zu einem verunglückten Selbstmordversuch getrieben. Nun will es sein Schicksal, daß gerade sie von dem regierenden Herrn an das kleine Hoftheater berufen wird. Aus einem ziemlich ungestümen Bohême-Leben, das ihr ein lebendes Pfand gelassen hat, tritt sie in die sittenstrenge Welt ihrer Vaterstadt, langweilt sich bald und macht sich einen Sport daraus, ihren nach ihrer Meinung in der Ehe etwas verkümmerten Schwager wieder aufzukratzen. Sie bringt ihn dazu, längst vergessene dichterische Versuche von neuem aufzunehmen, führt durch ihre Darstellungskraft sein Epigonendrama zum Siege, verwickelt ihn während eines Berliner Intermezzos in die alte Leidenschaft, aber wird dann sehr bald von neuem seiner überdrüssig. Doch was für sie Episode ist, wird für ihn Schicksal. Er ist durch sie seinem bisherigen Boden entrissen und entwurzelt worden, findet in ihr aber nicht den erhofften neuen Untergrund und richtet sich und seine Verderberin, indem er zwei Schüsse knallen läßt.

Dieser Hofrat ist ein Schaf. Nicht etwa deshalb, weil ihn die Leidenschaft zu seiner unbürgerlichen Schwägerin packt, sondern weil er sich darin dumm, kleinlich und philiströs benimmt. Er hätte vielleicht tragisch wirken können, wenn er mit sehenden Augen und klarem Unterscheidungsvermögen durch die Gewalt des zweiten Triebes aus den sicheren Grenzen seines Daseins gerissen worden wäre. Jetzt aber, wo er sich in einen Schöpferwahn hineintreiben läßt und allen Erfahrungen, Warnungen und Bekenntnissen zum Trotz in der typischen Komödiantin durchaus die edle Natur sehen will, die sich dauernd zu ihm, ihrer ersten Liebe, zurückgefunden hat, jetzt klebt ihm doch ein allzu großes Stück von einem alten Narren an, über den man die Achsel zuckt. So wirkt er höchstens tragikomisch. Das ist wohl auch Hegelers Absicht, aber trotz eines Ansatzes zur Ironie nimmt er ihn doch wieder zu ernst, und auf diese Weise bleibt notgedrungen ein peinlicher Gefühlsrest zurück.

Leider ist das bei Wilhelm Hegeler ja öfter der Fall. Er ist an sich einer der flottesten Erzähler, der auch hier stramm vorwärtsgeht und durch Nebeneinanderstellung des verschiedenartigsten Milieus das äußere Interesse immer wach erhält — aber es fehlt ihm bisweilen der sichere Kompaß im Innern, durch den er seine Gaben erst recht nützen könnte. Man sucht dann und wann vergeblich nach der Liebe, die ihn mit seinem Geschöpfe verbindet, und man kann für die lange Galerie seiner problematischen Helden, vom Pastor Klinghammer an bis zum Hofrat Horn, nicht immer eine rechte Sympathie auf-

bringen. Daran liegt es wohl, daß ein unbestrittenes Talent nur selten zu tieferer Wirkung gelangt.

Man wird mir vorwerfen, daß ich heute besonders schlechte Laune in der Auswahl zeige, wenn ich jetzt in dem Gottesknecht Hans Neumeister den Helden Nr. 3 anrufe. Aber man muß die Kartoffeln nehmen, wie sie wachsen, und die Gestalten, wie ihre Dichterväter sie in die Welt setzen. „Der Gottesknecht" wird in einem Roman von Leonhard Schrickel behandelt (Berlin, E. Fleischel & Co.). Mit Heidi und Juchhe kutschiert der Erzähler los: es verspricht eine lustige und sichere Fahrt zu werden. Doch nach einem lebendigen Anfang, dem man eine gewisse Forciertheit zugute hält, taucht ein Problem auf, das uns und den Helden einfach zu Narren macht. Hans Neumeister nämlich wird als elternlose Waise in frühester Kindheit von einer Tante adoptiert; die Tante bekommt selber noch ein Kind, und beide, der Junge und das Mädel, Cousin und Cousine, verlieben sich, als sie herangewachsen sind, heftig ineinander. Alles wäre auch in schönster Ordnung: da bläst der Pfarrer, der aus Hans Neumeister gerne einen Theologen machen möchte, dem Jüngling ein, daß seine Liebe und die geplante Heirat eine Todsünde wären. Denn sie, die Liebesleute, seien doch eigentlich Bruder und Schwester, weil sie in der Liebe derselben Mutter herangewachsen seien. Der alte Bauer lacht den Pfarrer aus und meint sehr richtig, daß noch lange kein Huhn zutage kommt, wenn man einer Henne ein Entenei unterlege. Doch der Jüngling verfällt durch die geistliche Rabulistik in Gewissensnöte, läßt sich breitschlagen, quält sich und das arme Mädel, entsagt, büßt, wird katholischer Priester und zerstört mit seinem eigenen Leben noch ein paar andere, ehe er halbverrückt sein Dasein beschließt.

Offenbar will Leonhard Schrickel aus dem Schicksal seines Helden einen kleinen Sturmlauf gegen das Pfaffentum, gegen die „höllische Geißel des Zölibats" und gegen andere Bräuche und Einrichtungen der katholischen Kirche begründen. Ich kann ihm auf dieses Gebiet nicht folgen, und er wird auch sonst kein rechtes Glück mit diesen tausendmal gewendeten Ladenhütern haben. Denn sein Illustrationsmaterial ist doch wahrlich nur zum Lachen. Die ganze tragische Verstrickung wäre nicht möglich, wenn der Hans Neumeister nicht ein so ausgesuchter Quadratesel wäre. Der gesunde Menschenverstand sieht hier überhaupt kein Problem, und was an der ganzen Sache himmelschreiend ist, das sind nicht bestehende Einrichtungen und Verhältnisse, sondern das ist die Dummheit und Unfreiheit des Helden. Aber darauf kann man keinen tragischen Konflikt stellen. Man fühlt nicht Erschütterung, sondern bloß Ärger.

Dennoch mag der Roman als Visitenkarte eines (zwar noch unausgegorenen) Erzählertalentes gelten. Da ist nämlich ein altes Ehepaar in dem Buche, dessen Schicksal seltsam ergreift. Ich meine die Mutter Fröhlich und ihren gelähmten Mann. Auch hier wird die Wirkung allerdings forciert, aber unser Herz wird doch von Wärme erfüllt und von Jammer gepackt. Also, Herr Leonhard Schrickel: mehr Ruhe, mehr Sachlichkeit, mehr stilles Fertigmachen! Dann wird die Sucht, alles zu übersteigern, von selbst schwinden, und dann wird man vielleicht einst einen besseren Begrüßungsmarsch blasen können. —

In diesem Sommer unseres literarischen Mißvergnügens scheint es selbst der klug geleitete Staackmannsche Verlag in Leipzig zu keinem rechten Treffer bringen zu wollen. Sein jüngster und wirklich noch junger Autor ist der österreichische Schlesier Robert Hohlbaum, und auf dem Umschlag seines Romans flattert über irgendwelchen Festungswerken die siegreiche preußische Fahne. Denn der Roman spielt im Jahre 1866 und heißt „Österreicher". Er kommt also reichlich früh genug, um alle Jubiläumschancen von 1916 in Ruhe abwarten zu können.

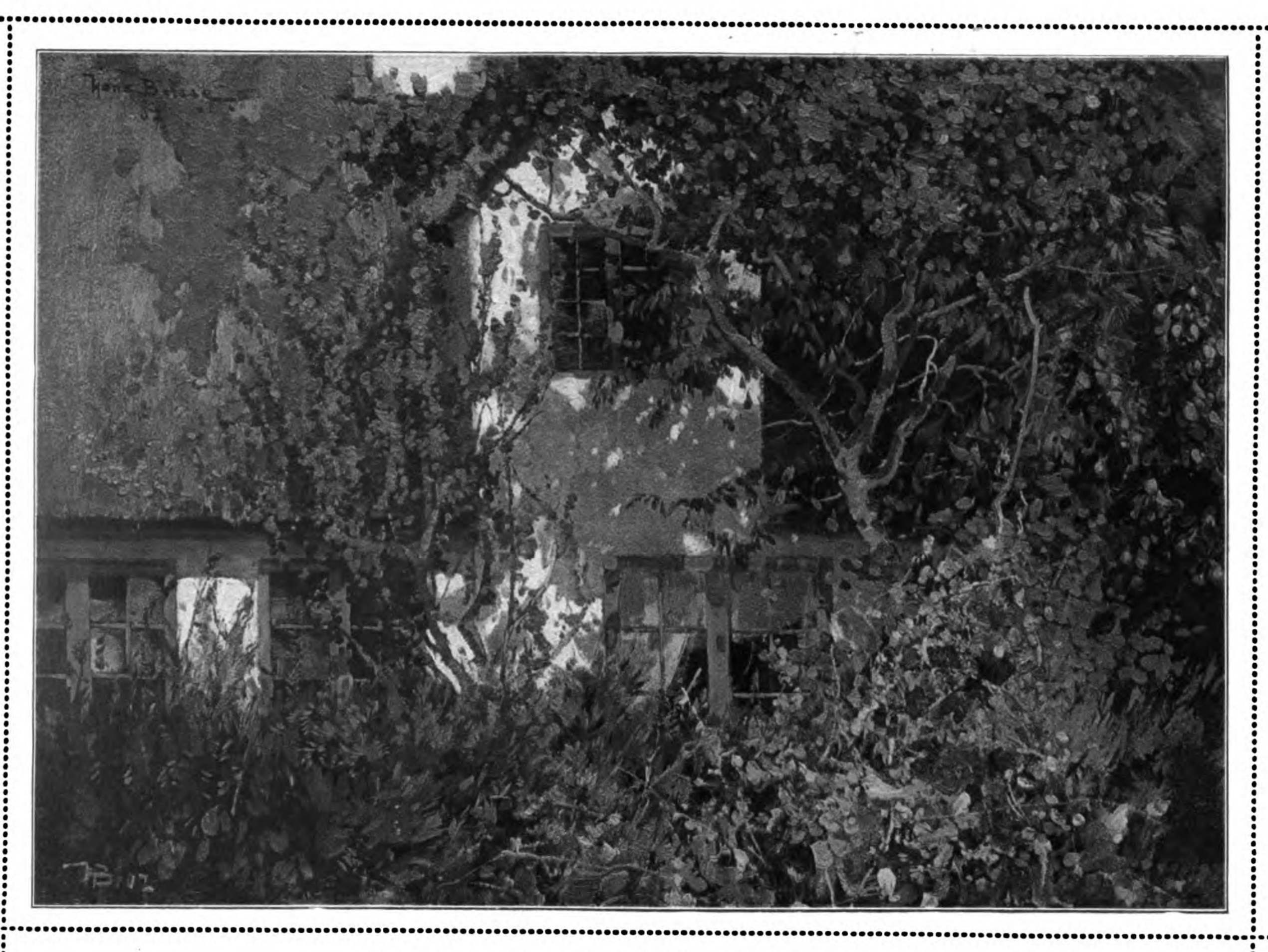
Man wird in eine Kleinstadt an der Grenze geführt, in die Familie eines Forstmeisters; man lernt daneben den Bürgermeister, allerlei kleine Beamte, Handwerker und pensionierte Offiziere kennen; man wird zum Kaffeeklatsch der Honoratiorenfrauen geladen und soll zugleich über die Stimmungen und politischen Gegensätze unterrichtet werden, die vor Ausbruch des Krieges unter dem Völkchen an der Grenze bestehen. Solche Gegensätze geben gerade in der Familie des Forstmeisters Anlaß zu einem scharfen Konflikt zwischen Vater und Sohn: Helm senior ist noch ganz durchdrungen von einem stolzen österreichischen Staats-, Helm junior mehr und mehr erfüllt von einem allgemein deutschen Nationalgefühl. Man müßte lügen, wenn man sagen wollte, daß dieser Konflikt besonders tief erfaßt oder besonders glücklich ausgeschöpft würde. Das Gestaltungsvermögen Hohlbaums ist noch nicht groß; er schnitzelt an der Oberfläche, anstatt mit dem Messer ins Kernholz zu gehen; er macht auch den üblichen Fehler junger Autoren, womöglich jeder Figur ihren Separatroman zu geben, so daß am Ende die Hauptsache nicht recht herauskommt. Über eine laue Normaltemperatur will das Thermometer jedenfalls bei der Lektüre nicht steigen, und wie wir nicht besonders besorgt waren, als Vater und Sohn sich wie Feinde gegenüberstanden, so sind wir nicht besonders beglückt, wenn sie sich am Schlusse über dem Grabe der Mutter die Hand reichen. Der Krieg und seine Folgen, die Erfahrungen, die sie mit böhmischen und preußischen Regimentern machten, haben beide zu Abstrichen an ihren Idealen gezwungen; sie müssen im Weiten resignieren, aber sie finden sich im Engen: in der Liebe zur Heimat, die reich vor ihnen liegt und der sie um so fester die Treue wahren wollen, als die Gefahr sla-

wischer Überschwemmung drohend näherrückt.

Die Hoffnung, daß der heute noch vielfach matte und konventionelle Erzähler einmal weiter kommt, beruht auf ein paar Episodenfiguren. Da ist der Förster Nestes, der einen „Saupreißen“ beim Wilddieben überrascht und ihm für jeden preußischen Sieg eine Ohrfeige gibt — die schallendste für Königgrätz. Da ist der Schulmeister Godfried Jordan, der Mozart spielt und voller Frieden sein Glas Wein wieder in die Flasche zurückgießt, wenn er sich satt daran gesehen hat. Da ist Ephraim Schütze, das Opfer des tollen Jahrs; der ewig „Brüderschaft“ saufende Gerichtsrat; der alte Oberst Bivenot mit dem weißen Theresienkreuz. In diesen Gestalten stecken liebenswürdige Werte; sie zeigen, daß Hohlbaum vorerst noch besser täte, im Idyllischen und im Engeren zu bleiben. Eigentlich hat er ja seinen ganzen Roman aus zusammengeschweißtem Skizzen- und Novellenmaterial aufgebaut. Der Einheitspunkt fehlt; die Faust; die kompositionelle Energie. Und so geschieht es, daß man sich in einem Roman, in dem die Weltgeschichte donnern, ein großer Konflikt sich entscheiden, ein weiter Horizont sich auftun soll, zuletzt doch nur still nach ein paar Gänseblümchen und Stiefmütterchen bückt.

Noch bei einem zweiten jungen Österreicher hat der Staackmannsche Verlag, der sich immer ausschließlicher schwarzgelb garniert, die Patenschaft angetreten: bei Max Mell. Dieser Autor führte sich vor zehn Jahren als Wiener Ästhet mit „Lateinischen Erzählungen“ ein, und seine Heldin, die sich über Schwerter schnellte, hieß Psychidion. Heut kommt er germanisch als steirischer Realist, und seine Heldin, die ihre Kuh zum Stier bringt, heißt Barbara Naderer. Die Novelle, die von „Barbara Naderers Viehstand“ berichtet, wird die literarische Kritik leichter bestechen als das lesende Publikum. Denn als „Arbeit“ hat sie eine Menge guter Eigenschaften, und einen Augenblick scheint es, als wolle sie ein Musterstück der Gattung werden. Mit einem sachlichen Realismus, der jede Sentimentalität verschmäht, wird sie vorgetragen. An ein zufällig erbeutetes Kalb holländischer Rasse wird Glück und Ende des Bauernmädchens geknüpft; die Naturalia schieben sich unzimperlich vor und werden mit bäuerisch-derbem Behagen begutachtet; zwischen dem Schicksal des lieben Viehs und seiner Besitzerin ergeben sich hier und da Parallelen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglassen und das Büchlein aus der Familienstube doch besser ausschließen. Nirgends wird der epische Fuß der Erzählung unterbrochen. Wenn man Barbara Naderer, die zuletzt geistesgestört wird, auf Seite 130 verläßt, ist man zwar weder ganz überzeugt noch recht bewegt, aber man sagt sich, daß gegen die Arbeit als solche nicht viel einzuwenden ist. Das ist ein etwas verkniffenes Lob, an dem nur der kühle Kunstverstand beteiligt ist — nicht das Herz. Denn das Herz bleibt von Anfang bis Ende ganz aus dem Spiel. Es ist ja gewiß sehr schön, wenn ein Schriftsteller durchaus unsentimental darstellt, aber das ist weder ein Kunststück noch ein Vorzug, wenn ihm überhaupt die Liebe fehlt. Ich vermute, daß das bei Max Mell der Fall ist. Er scheint mir ein kalter Artist zu sein, der mit einer Virtuosenbegabung heut wohl altitalienische Novellen, morgen steirische Bauerngeschichten und übermorgen russische Skizzen fertig brächte, aber nicht aus einem geheimnisvollen, schöpferischen Urgrunde, sondern nur aus literarischer Kultur schafft. Sollte er diese Meinung mit späteren Werken widerlegen und sollten sich seinem künstlerisch-technischen Können auch tiefere menschliche, sagen wir ethische Werte vermählen, so will ich ihm gern Abbitte tun.

Aber nicht mit einem Worte des Zweifels oder der Verneinung wollen wir heut auseinandergehn. Ich habe mir für alle Fälle noch ein Buch zurückgelegt, das einen Ersatz für entgangene dichterische Freuden gewähren kann: die „Römischen Charakterköpfe“ von Theodor Birt (Leipzig, Quelle & Meyer). Der Marburger Historiker gibt hier mit einer Widmung an seinen Freund Max Lenz vierzehn Biographien, die sich zu einem Weltbild zusammenschließen sollen. Nacheinander treten der ältere Scipio, Cato, die Gracchen, Sulla, Lukull, Pompejus, Cäsar, Mark Anton, Augustus, Claudius, Titus, Trajan, Hadrian, Mark Aurel hervor, und alle diese Leute, die wir gebildeten Laien nur von der Seite her kennen, mit der sie sich der römischen Staatsgeschichte verflechten: sie leben sich hier mit einem Male nach der Ganzheit ihres Wesens vor uns aus. Wir sehen sie in ihren allerpersönlichsten Zügen, in ihrem Privatleben, in ihrem Essen und Trinken, ihrer Stellung zu den Frauen, ihren kleinen und großen Leidenschaften, und was tot und starr dalag, fängt zu leben an, streckt uns die Hand entgegen und sagt: Ich war ein Mensch wie du! Was uns in verflossenen Schuljahren ein Lernstoff war, wird uns nun zum Erlebnis, aus kalter Staats- wird warme Menschengeschichte, das Entfernte und Versunkene wird an Gegenwärtiges und Blühendes angeknüpft — kann es etwas Interessanteres und Schöneres geben? Mit wahrem Heißhunger habe ich dieses Buch verschlungen, und ich denke, es geht auch anderen so. Gar nichts von dem üblichen Akademiestil, der sich objektiv nennt und dabei allzuoft nur die lederne Trockenheit des Dozenten spiegelt! Miterlebende Phantasie, also ein dichterisches Vermögen, hat hier gewaltet, ja selbst etwas im guten Sinne Journalistisches steckt in diesem Buche eines Fachprofessors und Geheimen Hofrats! Die moderne Marokkopolitik, die zeitgemäßen Nackttänze, der Schillerpreis und hundert andere



Friesenhaus auf Sylt. Gemälde von Hans Busse

uns geläufige Dinge werden herangezogen, um uns Altrömisches zu erläutern; Friedrich der Große reicht Hadrian die Hand; in einer Lebendigkeit, die fast salopp wird, in einem Plauderstil, der neben allen Vorzügen des gesprochenen Wortes leider auch alle beim Sprechen unterlaufenden Schnitzer und Konstruktionsversehen aufnimmt, werden die weltgeschichtlichen Persönlichkeiten kurz, schlagend, oft humorvoll, immer eindringlich charakterisiert. Ungezwungen bietet sich oft die Form der Antithese dar. In dem Kapitel über den „grauenhaft interessanten" Sulla, den großen Reaktionär und Henkermeister, tritt z. B. prachtvoll, sein Gegenüber beleuchtend und Licht von ihm empfangend, Marius hervor. „Gaius Marius, der Korporal und Haudegen, das Vorbild für die späteren Soldatenkaiser Maximin und Diokletian. Wer hat nicht von ihm gehört? Dem wilden Mann, vor dem Weiber und Kinder bange wurden? Er war eigentlich ein ganz gutmütiger Mensch, ganz arm, aus einer kleinen Landstelle bei Arpinum, ein echtes Naturkind wie der alte Cato, aber dabei ein Kraftmensch und Raufer, eckig, brüsk und bellend, wie ein Dorfhund. Er litt an Krampfadern; als ein Eingriff not tat, stellte er sich hin, ließ sie sich, so stehend, operieren und zuckte nicht: ein Kyklop mit finsterer Stirn und wildem Blick, mürrisch, gallig, mit dem ständigen, bitteren Zug um den Mund; aber eine ehrliche Haut, ohne argen Trug und Habgier, im Umgang mit Frauen untadelig, vor allem von einer außerordentlichen, praktisch zufassenden Intelligenz: der Intelligenz eines Truppenführers erster Sorte."

Das mag als kleine Stilprobe dienen, die nicht etwa ausgesucht, sondern wahllos aufgeschlagen ward. In der gleichen Art, mit kluger Benutzung alles anekdotischen Materials, geht es weiter. Ich bekenne, daß mir manche Persönlichkeiten (wie z. B. Pompejus, für den Birt mehr übrig hat als für Cäsar) hier erst in ihren Wurzeln klar wurden. In der Aufeinanderfolge der Charaktere ergibt sich zuletzt nicht nur ein Bild der Entwicklung Roms und des römischen Reiches, sondern man erlebt auch im Wechsel der Bilder das immer stärkere Anwachsen der ethischen Mächte mit, und in den letzten Studien über Trajan, Hadrian und Mark Aurel erhebt sich das Spiel zu immer volleren Akkorden. So entläßt uns das Buch nicht nur stofflich, sondern auch sittlich bereichert und gewährt damit jenen Aufschwung der Seele, um den uns die Romane diesmal betrogen.

Warum kann man nicht öfter derartiges lesen? Und warum machen es die talentvolleren seiner Kollegen dem Marburger Ordinarius nicht nach? Hier wäre noch mancher Kranz zu verdienen und der schönste Dank der deutschen Bildungswelt!

Frau von Stein

Er hat mir seine Sehnsucht nicht gesagt,
Mich nicht erfüllt mit dem, was ihn erfüllt,
Hat sich gedrängt zum Lichte ohne mich,
Zum Brunnen ohne mich und seinen Durst gestillt.

Die Worte, die er sprach, sind mir im Ohr,
Was er verschwieg, kehrt nie zu mir zurück,
Was im beschränkten Land er mit mir teilt,
Wird mir zur Qual und war doch einst mein Glück.

Mit Fasanen reich beladen
Wird das Boot ans Ufer treiben,
Und er wird die bunten Schätze
Offen nun zu Markte tragen.

Ein schöner Knabe kehrte bei mir ein —
Ist er von Adel? Oder schlechter Art?
Doch wie ich seine schwarzen Haare strich,
Fühlt ich, daß meine Qual geringer ward.

Ich bot ihm Spielerein und sah,
Wes Glanz das Auge des Beschenkten hegt ...
Nun gleich ich einem Menschen, der, beglückt
Durch einen reichen Fischzug, Ruhe pflegt.

Kurt Günther

Illustrierte Rundschau

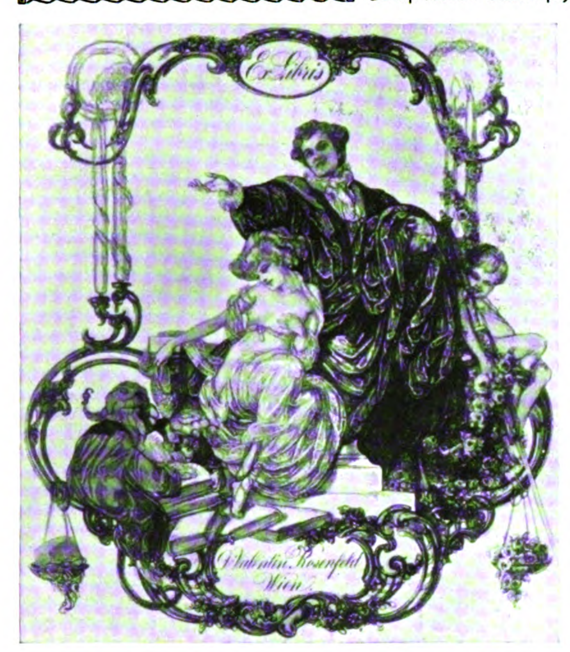
Neue deutsche Exlibris — Holzschnitzereien aus dem Grödener Tal — Neue künstlerische Metallarbeiten — Zu unseren Bildern

Wir haben an dieser Stelle für die Wiederbelebung der schönen Sitte des Bucheignerzeichens so manche Lanze gebrochen; der allzufrüh verstorbene Graf Leiningen-Westerburg, der größte deutsche Exlibris-Sammler und -Kenner, war unser Mitarbeiter, und wir verdankten ihm zahlreiche Anregungen. Allerdings erstreckte sich seine Kennerschaft wenn auch keineswegs ausschließlich, so doch in erster Linie auf die älteren, wenn man will: die klassischen Exlibris; daneben schätzte und verehrte er die Gruppe deutscher Künstler, die sich etwa um Thoma, Sattler, Klinger scharte: wohlverstanden als Exlibris-Zeichner. Den Modernen stand er ferner; freilich waren es damals, ehe er die scharfen Augen schloß, auch nur wenige unter unseren Jüngeren und Jüngsten, die für das Exlibris Interesse und Verständnis zeigten. Das Bucheignerzeichen lag ihnen nicht. Allmählich erst hat sich das geändert. Äußerst treffend sagt Richard Braungart in seiner feinsinnigen Einleitung zu dem schönen, bei Franz Hanfstaengl in München erschienenen Buch „Neue deutsche Exlibris": „So hat sich denn der unwiderstehliche Fabulierdrang, der ja gerade im deutschen Künstler von jeher unausrottbar war, in die Graphik geflüchtet. Dort durfte man immerhin noch etwas wagen, was in den Bildersälen ohne weiteres verpönt war. Und ganz besonders mußte die Gebrauchsgraphik — das Exlibris in erster Linie — locken; denn hier war der Phantasie keine Schranke gezogen, und tausendmal Gesagtes konnte, gute Einfälle vorausgesetzt, mit Aussicht auf Erfolg ruhig noch einmal gesagt werden." Gute Einfälle vorausgesetzt: nun, an denen hat es den Modernen nicht gefehlt! Gerade das zeichnet unsere neuen deutschen Exlibris aus, daß sie von übersprudelnder Erfindungsgabe zeugen, von einer Vielseitigkeit in der Stoffwahl, in den Ausdrucksmitteln sind, die eine ganz neue Note in das Gebiet hineintrug. Auch die kleine Reihe unserer dem oben genannten, trefflichen Werk entnommenen Abbildungen legt davon Beweis ab. Wir wünschen sehr, daß unsere diesmalige Anregung dem Kreise der Exlibris-Freunde neue Mitglieder zuführe. Die Erfahrung lehrt, daß jeder, der überhaupt ein Buch zu schätzen und lieb zu haben weiß, sich selber dessen Wert erhöht, wenn er ihm ein schönes Bucheignerzeichen einfügt. Zur Anregung können wir das oben erwähnte Werk bestens empfehlen. Erwähnt sei



Bucheignerzeichen. Radiert von Paul Bürck

Bucheignerzeichen. Radiert von Hubert Wilm



Bucheignerzeichen. Von Franz von Bayros

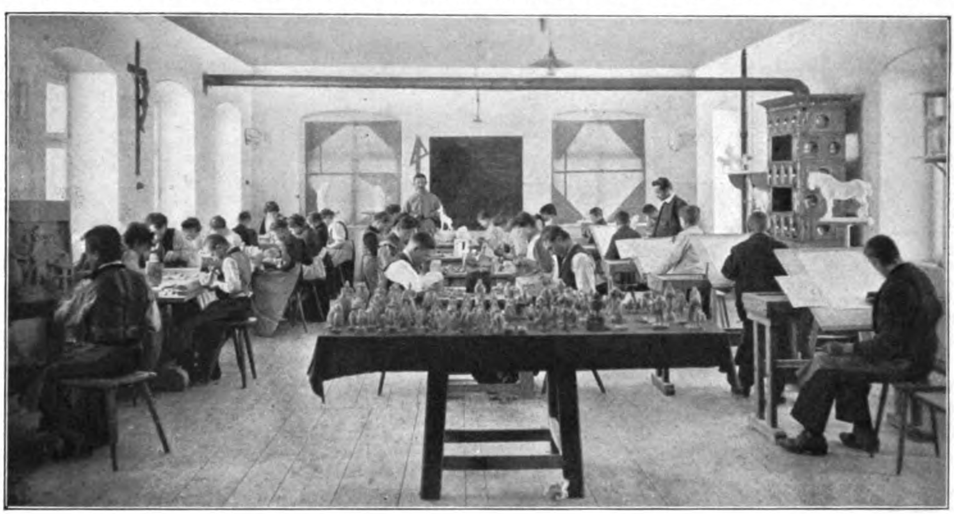
übrigens noch, daß einzelne der in ihm vertretenen Künstler im Format ihrer Arbeiten über die Möglichkeit praktischer Verwendung hinausgegangen zu sein scheinen. Ihnen stand augenscheinlich das Kunstwerk als solches am höchsten — und vielleicht die Erwägung, daß ihre Blätter heut nicht nur die recht große Schar der Exlibrissammler, sondern auch die weit größere, stetig wachsende der Graphiksammler interessieren sollen. —

Tirol, Dolomiten — so lautet alljährlich das Reiseziel für viele Tausende, die gern einmal oder wieder einmal auf grüner Alp im hellsten Sonnenschein das trunkene Auge über Felsen und Firne zum blauen Himmel heben möchten. Ein nicht geringer Teil dieser vielen Tausende zieht in das Grödener Tal hinauf, das von Waidbruck, einer kleinen Station der Brennerbahn, in das Herz der gigantisch gezackten und zerklüfteten Felsenwelt hinanführt. Das Grödener Tal mit seiner eigenartigen ladinischen Bevölkerung, die deutsch denkt und einen italienischen Dialekt spricht, ist weithin in der Welt bekannt. Nicht nur durch seine landschaftlichen Schönheiten. Nach allen europäischen Ländern und in alle fünf Erdteile gehen — wie uns Hermann Walter schreibt — die Erzeugnisse der Grödener Holzschnitzerei und Kunsttischlerei. Wo die Bergwasser im Grödener Tal springen, da werden sie in den Dienst der künstlerischen Holzbearbeitung gezwungen; in jedem Bauernhaus steht der penitsch, der Schnitztisch, an dem alle Altersklassen beider Geschlechter vom schulpflichtigen Kind bis zum Greise das Schnitzeisen (scarpiöi) handhaben, um Kruzifixe, Krippenfiguren, künstliche Glieder, Spielwaren in Hunderten von Mustern, Puppen und Püppchen, Schalen, Körbchen und alle die zahllosen Dinge zu fertigen, zu denen das bildsame Holz ein geeignetes Material liefert. In großen Werkstätten sehen wir Altäre im Werte bis zu 50000 Kronen, sehen wir Apostelbilder, Kreuzgänge und Heiligenfiguren erstehen, die dann über die Straße hinüber zum Vergolder oder dem sogenannten Faßmaler gehen, der ihnen durch polychrome Bemalung die letzte künstlerische Vollendung gibt. Über anderthalb Millionen Kronen beträgt der Wert der Waren und kunstgewerblichen Erzeugnisse, die der überaus fleißige Ladiner des Grödener Tales alljährlich in riesenhaften Kisten wie im kleinen Karton talwärts zum völkerverbindenden Schienenstrang sendet.

Vieles ist über die Holzschnitzerei im Grödener Tale geschrieben, aber noch wenige haben zu beobachten Gelegenheit gehabt, wie in den allerletzten Jahren ein moderner Geist dort seinen Einzug hält und wie sehr die Bauernkünstler, wie man sie nennen möchte, bestrebt sind, an die Stelle alter Schablonen etwas Neues und

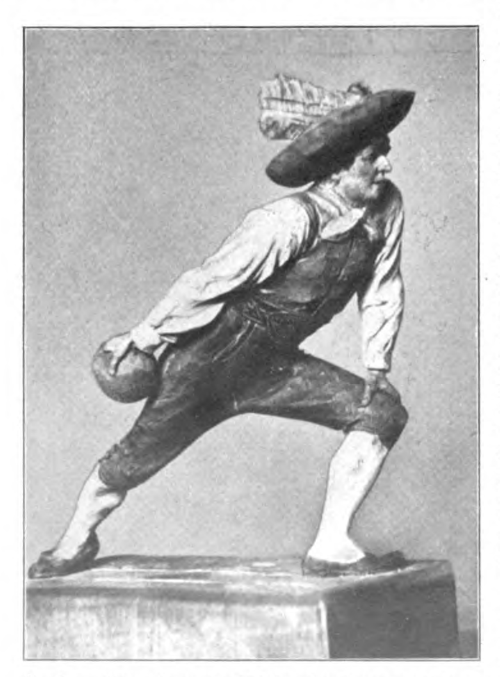


Bucheignerzeichen. Radiert von Hanns Bastanier



Arbeitssaal der Fachschule für Holzschnitzerei in Wolkenstein

Individuelles zu setzen. Der Grödener schnitzt, wie der Vogel singt, wie der Kosakenknabe reitet. Er braucht es kaum zu lernen, es ist ihm vererbt und angeboren. Zwei der Bilder, die diese Zeilen begleiten, zeigen Arbeiten, die elf- bis dreizehnjährige Knaben im fakultativen Modellierunterricht der Volksschule nach eigener Wahl frei aus dem Kopf gefertigt haben, ohne daß sie eine Vorlage zur Hand haben durften. Wer staunt angesichts dieser naturwahren Formengebung nicht über die Begabung der kleinen Burschen, über die Phantasie, mit der sie die Kreuzigung und Grablegung Christi in ihrem kindlichen Gemüt zu gestalten wissen! Einigermaßen erklärlich werden solche Leistungen dadurch, daß die Grödener Hausindustrie ins 17. Jahrhundert zurückreicht und daß die Heiligenfiguren eines Dominic Vinatzer, wohl des ältesten Repräsentanten des Grödener Kunstgewerbes, aus dem Jahre 1682 stammend, schon ein ziemlich entwickeltes Kunstverständnis erkennen lassen. In den letzten Jahren aber hat es die österreichische Regierung sich angelegen sein lassen, durch staatliche Unterstützung dem Grödener Kunstgewerbe Anregung und neu befruchtende Kräfte zu geben. Ein namhafter Wiener Maler, Prof. Karl Lindner, erfaßt mit Verständnis seine Aufgabe als Leiter der im Jahre 1896 reorganisierten k. k. Fachschule für Zeichnen und Modellieren und zugleich als künstlerischer Berater der Ateliers für Holzbildhauerei in St. Ulrich, insonderheit der im Jahre 1910 gegründeten „Productiva“, einer Genossenschaft zur Erzeugung von kirchlichen Kunstgegenständen. Diese unter Leitung eines tüchtigen Fachmanns, des Herrn Immler, stehende Genossenschaft ist mit Erfolg bemüht, durch Ausführung von Entwürfen im neueren kirchlichen Stile der Grödener Holzbildhauerei neue Bahnen zu weisen. Die von ihr gelieferte Figur der Heiligen Cäcilie (Seite 478) z. B. zeigt das deutliche Bestreben nach neuer, von individueller Auffassung eingegebenen Formengebung.



Kegler. Von einem Fachschüler in Wolkenstein nach dem von seinem Bruder gestellten Naturmodell in 12 cm Höhe geschnitzt

Eine zweite Fachschule, deren Arbeitssaal unsere Abbildung zeigt, wirkt in Wolkenstein eine gute Stunde talaufwärts von St. Ulrich, auf die Läuterung und Veredelung des Kunstgeschmacks der das Schnitzmesser handhabenden Bevölkerung hin. Während in St. Ulrich vornehmlich die kirchliche Kunst ihren



Kreuzigungsgruppe. Von einem elfjährigen Volksschüler im fakultativen Modellierunterricht frei aus dem Kopfe modelliert



Modellierarbeit eines dreizehnjährigen Volksschülers. Lehrer: Joh. Bapt. Moroder in St. Ulrich

Sitz hat, wird in der von Prof. Leo Delago, einem talentvollen Grödener Schulmann, geleiteten Wolkensteiner Schule nur die Genreschnitzerei betrieben. Die beiden Abbildungen „Liebeslied" und „Dorfkegler", letzterer von einem Bauernburschen nach dem von seinem Bruder in natura gestellten Modell geschnitzt, zeigen, welche lebenswarme Ausdrucksfähigkeit der naiven Kunstübung der Grödener innewohnt. Auch der von allen Reisenden angestaunte „Große Mann", eine $5^1/_2$ Meter hohe, aus mächtigen Arvenstämmen erstandene Holzfigur des Grödener Naturkünstlers J. B. Moroder ist ein Beweis dafür, daß wir es hier mit einer echt bodenständigen, von Naturmenschen der Natur abgelauschten Kunst zu tun haben, deren Frische von keines akademischen Gedankens Blässe angekränkelt ist.

Eine kleine Folge neuer künstlerischer Metallarbeiten mag die Rundschau abschließen. Es sind schöne, reife Arbeiten von Meistern, die sich bemühen, von Vater Usus und Mutter Schema loszukommen, die wirklich eigenes bieten wollen. Das trifft auch da zu, wo sie sich an überlieferte Formen anschließen, wie es etwa Albert Holbein in Schwäbisch-Gmünd mit seinem Doppelbecher tut; auch hier fehlt die persönliche Note des Künstlers nicht, zeigt sich sogar, wenn man schärfer zusieht, sehr entschieden in Form und Ornament. Mit besonderer Freude sah ich den großen Pokal aus der Werkstätte Meister Nikolaus Trübners in Heidelberg, den von Prinz Wilhelm von Weimar gestifteten Mannheimer Rennpreis. Es wird ja kaum in einem andern Zweige der Edelschmiedekunst so viel und so arg gesündigt, wie bei den Rennpreisen; immer wieder verwenden die Ateliers, leider auch so manche recht angesehene, ihren abgelegten Modellkram, formen und flicken höchstens ein wenig daran herum und sind zufrieden, wenn nur das nötige Silbergewicht herauskommt; und wiederum leider sind nicht nur sie, sondern auch der Auftraggeber und meist auch der



Holzfigur (5,50 m hoch) von Joh. Bapt. Moroder von seinem eigenen Hause in St. Ulrich

glückliche Sieger mit so entstandenen Erzeugnissen zufrieden. Derartige Stücke bleiben fast immer Familienbesitz, erben von Vater auf Sohn und Enkel: wie wohl einst die Zeit der Enkel über das Kunstverständnis unserer Tage urteilen mag, wenn sie dieses nach den prunkvollen Ehrenzeichen aus Großvaterstagen bemißt? Ich kenne durch Zufall die sehr umfangreichen Silberschätze, die einige unserer ersten Herrenreiter sich im Lauf des letzten Jahrzehnts errungen haben, und ich kannte auch den großen Silberschatz eines Herrn, dessen sportliche Tätigkeit um zwei bis drei Jahrzehnte zurückliegt. Der Vergleich zeigt — zum viertenmal leider! — daß es, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, durchaus nicht besser geworden ist auf diesem Gebiet — und das also innerhalb eines Zeitabschnittes, das im übrigen so stolz ist auf das Aufblühen unseres Kunstgewerbes! Da ist es denn wirklich eine Genugtuung und ein Trost, wenn man einmal ein Stück vor sich hat, das sich durch reine, edle Gestaltung auszeichnet wie das Trübnersche — wobei ich freilich als ehrlicher Mensch nicht verschweigen kann, daß mir die Nachbildung des Heidelberger Schlosses auf dem Deckel zwar als eine hübsche Idee erscheint, aber etwas spielerisch in der Ausführung. —

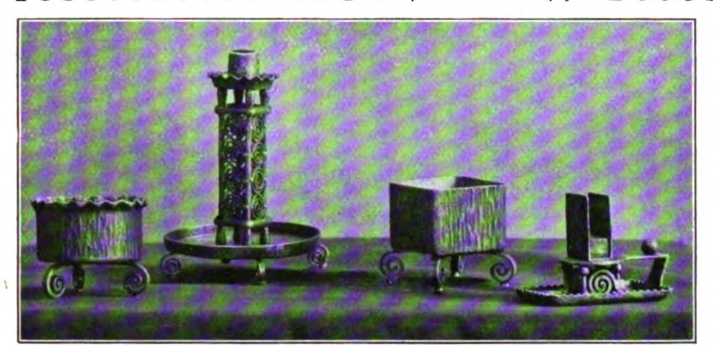
Die Vorlage unseres Titelbildes kommt diesmal aus Wien, in dessen künstlerischem Schaffen während der letzten Jahre ein entschiedener, starker Aufschwung zu bemerken war, eine kraftvolle Arbeitsfreudigkeit, bisweilen sogar ein kühnes Wagen. Wir freuen uns, daß wir in Zukunft den Wiener Ausstellungen und den Wiener Ateliers ein besonderes Interesse entgegenbringen können; es geschieht von Herzen gern. Ludwig Wieden, der Maler der „Zigeunerin", ist ein Künstler von ausgesprochen koloristischer Begabung: man beachte nur, wie er in seinem Gemälde die scheinbaren Farbenkontraste zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen gewußt hat, wie die verschiedenen Nuancen des Gelb und Gelbbraun zu dem bräunlichen Antlitz des Modells stehen und anderseits wieder zu dem Grün und Blauviolett des Gewandes! — Merkwürdig, wie die Moderne doch auch auf die Altern wirkt, wenn sie sich jugendlichen Geist zu bewahren wußten. Curt Herrmann, dem wir unser zweites farbiges Blatt (hinter S. 328) verdanken, feierte vor wenigen Monaten seinen sechzigsten Geburtstag; er war, wenn ich nicht sehr irre, noch Schüler von Steffeck. Wie frisch, wie durchaus neuzeitlich, wie keck aber mutet sein Stilleben an mit all dem scheinbaren Wirrwarr von Farben, einer überraschenden Buntheit, die doch so eigen zusammenklingt, das Auge nicht verletzt, sondern ihm wohltut. Wir gratulieren! — Das eigenartige Bild von Otto Boyer, „Alraun" (zwischen S. 360 u. S. 361), ist ja bereits in dem interessanten Artikel von Dr. Weiß eingehend gewürdigt; mir will es als das Blatt erscheinen, das für die ganze Richtung des so früh verstorbenen Künstlers am charakteristischsten ist. — Meister Thedy, der unermüdliche Weimarer, ist in unseren Heften ein immer willkommener, herzlich begrüßter Gast. Die „Hirtin", hinter Seite 424 eingeschaltet, wird ihm auf der großen Berliner Kunst-



Heilige Cäcilie
Arbeit der „Produktiva" in St. Ulrich



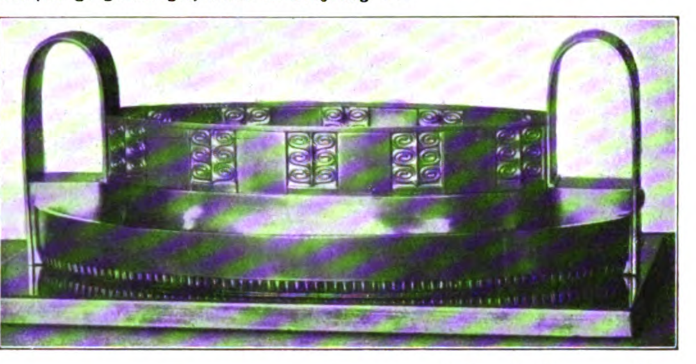
Liebeslied. Holzschnitzwerk von Albin Pitscheider in Wolkenstein



Rauchservice. Entworfen von Architekt Georg Schmidhammer, ausgeführt von Schlossermeister F. Fimberger, beide in Salzburg

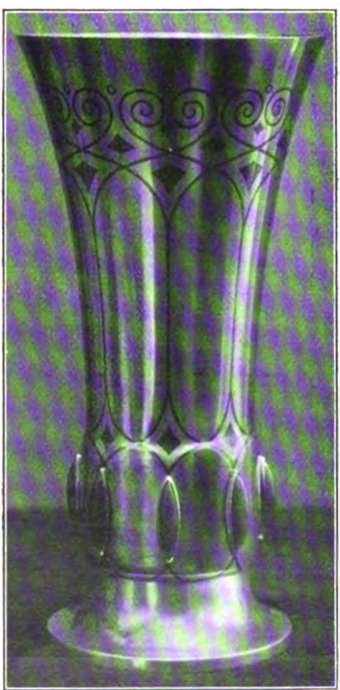
eine Trauerkunde verbinden: Hans Busse, der reichbegabte Landschafter, ist kürzlich in Taormina auf Sizilien, wo er Heilung von den Folgen einer schweren Influenza suchte, verschieden. So manche schöne Hoffnung wurde damit zu Grabe getragen. —

Wer aufmerksam den bildlichen Schmuck dieses Heftes betrachtet, wird übrigens wahrscheinlich mit mir zu der Ansicht gelangen, daß sich eine Reaktion in unserer Kunst vorbereitet; vielleicht sind wir schon mitten in ihr. Wiederum ist es das nicht ausrottbare, auf die Dauer auch von keiner Doktrin zu unterdrückende Fabulierbedürfnis unserer Künstler, von dem sie ausgeht. Sie haben es satt, sich immer wieder vorschreiben zu lassen, nicht nur wie, sondern auch was sie malen sollen; sie wollen nicht nur interessante malerische Probleme lösen, sondern ihren Bildern einen Inhalt geben, der dem Beschauer etwas sagen kann. Endlich haben sie wieder den Mut dazu gefunden. Man sehe sich nun daraufhin einmal Blätter an, wie wir sie im vorliegenden Heft wiedergeben: die große kühne Kartonzeichnung „Der Krieg" von Walter Corde,



Jardiniere in Bronze. Ausgeführt von Albert Holbein Kunstgewerbliche Werkstätte in Schwäb. Gmünd

ausstellung dieses Jahr neue Anerkennung und neue Freunde zu den zahlreichen alten gewinnen. — Hans Meid lernten unsere Leser bisher nur als Radierer kennen und bewundern (er ist übrigens augenblicklich wieder mit einer größeren Folge, „Wallenstein", beschäftigt). Zum ersten Male reproduzieren wir im vorliegenden Heft ein Gemälde des Künstlers, und es erscheint uns außerordentlich interessant, in der „Heimkehr des verlorenen Sohnes" (zwischen S. 376 u. S. 377 eingeschaltet) nach Verbindungslinien zu forschen, die von den trefflichen Radierungen zu dem Gemälde hinüberführen. Selbstverständlich sind sie mehr gedanklicher als technischer Art — wenn letzterer Ausdruck erlaubt ist. Die lebhafte, starke Phantasie, die aus den Radierungen so anziehend zu uns spricht, kündet auch das Staffeleibild. Wie an anderer Stelle dieser Rundschau ausgesprochen wurde: der Fabulierdrang des deutschen Künstlers ist unausrottbar. Freuen wir uns, wenn diese Lust am Fabulieren, dies schöne Erbteil der Väter, das vielleicht auch Hans Meid zuerst zur Graphik führte, nun auch in seinen Gemälden aufklingt. — Mit unserem letzten farbigen Blatte „Friesenhaus" (nach Seite 472) müssen wir leider



Silberner Becher, Dekor tuliert, mit Bernsteinschmuck. Ausführung: Albert Holbein, Schwäb. Gmünd



Fruchtschale in Silber, montiert mit Korallenbeeren
Ausführung: Albert Holbein, Kunstgewerbliche Werkstätte in Schwäb. Gmünd

dem jungen Düsseldorfer, der sich mit diesem Werk auf der diesjährigen Großen Berliner Ausstellung günstig eingeführt hat (zwischen S. 336 u. S. 337); oder die famose „Europa“ auf dem Stier (nach S. 392) von Maximilian Liebenwein, dem talentvollen zweiten Vorsitzenden der Wiener Sezession; auch das Gemälde „Kirmes in Kunkel an der Lahn“ von Alfred Liedtke gehört in gewissem Sinne in diesen Zusammenhang. Und ganz sicher die beiden, an sich so grundverschiedenen Plastiken, die unser Heft abbildet: der originelle „Spaziergänger“ (zwischen S. 308 u. S. 309) des derb zupackenden Holsteiners Ernst Barlach und das ernste, stimmungsvolle Marmorrelief von Prof. Harry Liebmann (nach S. 464). Das Kennzeichnende in dieser Reaktion scheint mir: daß die Künstler wieder einen starken Stoffinhalt suchen, daß sie ihre Vorwürfe mit modernen Mitteln zu lösen streben. Und darauf kommt es an.

Meister Lászlò gab uns wieder eines seiner trefflichen Frauenbildnisse; wenn wir recht unterrichtet sind, das Porträt einer schönen Hamburgerin (nach S. 344). Den zahlreichen Freunden graphischer Kunst endlich hoffen wir mit der trefflichen Radierung „Kaiserstraße in Karlsruhe“ von Hermann Kupferschmid, die wir auf S. 441 einfügten, eine Freude zu bereiten. Es ist ein entschiedener Fortschritt, daß die heutige Reproduktionskunst die Feinheiten einer Radierung auch im Buchdruck wiederzugeben gestattet.

H. v. Sp.

Doppelbecher in Silber mit Dekor von echten Steinen. Ausführung: Albert Holbein, Schwäb. Gmünd



Ehrenpreis des Prinzen von Weimar für ein Mannheimer Rennen. Ausführung: Nicolaus Trübner, Heidelberg

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Gräfin Luise von Hoyen,
Graf Adolf von Loos und Gräfin Auguste von Loos
Gemälde von Anton Graff
(geb. 1736 in Winterthur, gest. 1813 in Dresden)

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXVIII. Jahrgang 1913/1914 — Heft 12. August 1914

Frauenbildnisse des Barock und Rokoko

Aus der Deutschen Jahrhundert-Ausstellung zu Darmstadt

Von Dr. Max Osborn



Als bei der Eröffnungsfeier der Deutschen Jahrhundert-Ausstellung zu Darmstadt am 19. Mai Großherzog Ernst Ludwig von Hessen seinen Kunstgästen im Residenzschlosse ein Fest gab und Mitglieder seines Hoftheaters vor der passenden Hintergrundkulisse der verschnittenen Heckengänge im Schloßgarten des jungen Goethe Schäferspiel „Die Laune des Verliebten“ agierten, geschah etwas Sonderbares. Mit der tändelnden Rokokomusik, die leise aus versteckten Gartenwinkeln herüberklang, mischte sich plötzlich ein seltsamer Ton: ein Propeller ratterte aus märchenhafter Höhe herab, und im Abendglanz des klaren Frühlingshimmels überflog ein Aeroplan in eleganter Linie das artige Spiel der gepuderten und bebänderten Mägdlein und Jünglinge. Eigentümlicher und sinnfälliger konnte sich der Kontrast zwischen der Gegenwart und



Frau Constanzia von Holten
Gemälde von Daniel Schultz (geb. um 1620 in Danzig, gest. 1686)

der fernen Zeit, der die große Ausstellung in den ausgedehnten Sälen und Galerien des Schlosses gilt, nicht ausdrücken. Greifbar stand der Unterschied zwischen den beiden Kulturwelten vor unseren Augen, und wir fühlten: dort oben schwebt ein Symbol unserer Tage, ein gewaltiges Wahrzeichen der technischen Zeit, in der die Künste, zurückgedrängt, Festigkeit und Zusammenhalt verloren haben; hier unten aber entfaltet sich in den artigen Reimpaaren der Alexandriner der Geist einer fernen Vergangenheit, da das Leben und die Kultur Deutschlands ganz erfüllt waren vom Zauber künstlerischer Werte, die alles zu einer großen Einheit banden.

Der Reiz und die Bedeutung dieser Zeit sind allzulange unterschätzt, von der geschichtlichen Forschung und Darstellung vernachlässigt worden. Immer noch war bis vor kurzem das Vorurteil des Klassizismus vom Beginn des 19. Jahrhunderts gegen das „Teufelswerk" des Rokoko und Barock herrschend und maßgebend. Dies Vorurteil war vor hundert Jahren auf die Anschauungen der Akademien übergegangen, mit denen die junge Wissenschaft der Kunstgeschichte in Verbindung trat und Jahrzehnte hindurch verknüpft blieb. Eine Auffassung, die in dem erneuten Anschluß an die Antike um 1800 gleichsam erst den Beginn einer nationalen deutschen Kunstübung erblickte, mußte natürlich auf alles, was weiter zurücklag, mit Geringschätzung herabsehen. So entstand auch die Legende, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege Kunst und Kultur für Deutschland überhaupt aufgehört hätten zu wirken, daß alles zugrunde gegangen sei und daß eigentlich erst der aufdämmernde Klassizismus diesem finstern Zustand ein Ende gemacht habe. Nur langsam hat man mit der ungeheuren Verkehrtheit dieser Betrachtungsweise aufgeräumt. Und mehr und mehr verbreitete sich die Erkenntnis, daß die Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts einen Reichtum in sich birgt, dessen Aufdeckung nicht nur eine lohnende Aufgabe für geschichtliche Gelehrsamkeit, sondern darüber hinaus eine nationale Pflicht bedeutet.



Bildnis einer Unbekannten
Gemälde von Andreas Stech (geb. 1635 in Stolp, gest. 1697 in Danzig)

Immer häufiger traten so im Laufe der letzten Jahre Ausstellungen hervor, die den Blick auf diese zu Unrecht vergessene Zeit lenkten, hörte man von Bemühungen der Museumsdirektoren und Kunsthistoriker um die Meister, die damals die Führung innehatten. Nun werden die vereinzelten Studien in



Der Künstler mit seiner Familie
Gemälde von Johann Kupetzky (geb. 1667 in Pössing bei Preßburg, gest. 1740 in Nürnberg)

Darmstadt eindrucksvoll zusammengefaßt und erweitert.

Es ist eigentlich eine „Anderthalbjahrhundert"-Ausstellung, die hier veranstaltet wurde, — denn sie umfaßt die Zeit von 1650 bis 1800 — aber sie hat sich den kürzeren Namen Jahrhundert-Ausstellung beigelegt, nicht nur aus praktischer Bequemlichkeit, sondern um zugleich anzuzeigen, daß sie sich als Ergänzerin ihrer älteren Berliner Schwester von 1906 betrachtet.

Wie damals handelt es sich auch jetzt um eine große geschichtliche Revision, um eine Klärung verworrener Vorstellungen und um ein Sammeln verstreuten und versteckten Materials, das noch niemals in dieser Form überblickt worden ist. Ein großartiges Bild bietet sich unseren Augen. Es ist ein ruhmvoller Beweis für die unsterbliche Kraft des deutschen Geistes, daß er sich nach und bei den furchtbaren Erschütterungen, denen die Ruhe, der Wohl-

stand, das gesamte nationale Gefüge des Landes ununterbrochen ausgesetzt waren, eine solche Fruchtbarkeit bewahrte. Gewiß, so gewaltige Großtaten der Kunst, wie sie die Holländer um Rembrandt, die Flamen um Rubens, die Franzosen um Poussin und Watteau, die Engländer um Hogarth und Gainsborough aufzuweisen hatten, sind im gleichzeitigen Deutschland kaum geleistet worden. Aber wir wissen nun doch, daß damals auch bei uns eine Fülle außerordentlicher Talente an der Arbeit gewesen, und daß sie umgeben war von einer kaum übersehbaren Schar tüchtiger, solider, redlicher und geschmackvoller Begabungen.

Mit zäher Energie haben die Veranstalter, an ihrer Spitze Prof. Georg Biermann, der „künstlerische Beirat im Kabinett des Großherzogs von Hessen", neben ihm in erster Reihe die Herren Dr. Herm. Uhde-Bernays, Dr. Karl Westendorp sowie die Kommerzienräte Hermann und Theobald Heinemann, die Inhaber der bekannten Münchner Kunsthandlung, und der jüngst zum Professor ernannte Leipziger Verlagsbuchhändler Anton Kippenberg seit Jahren Umschau gehalten. Und ohne Unterlaß hat der kunstfreundliche Großherzog Ernst Ludwig dabei mitgewirkt; nur seiner Hilfe ist es zu danken, daß sich die Schlösser seiner „Kollegen" rings in Deutschland öffneten und eine Unzahl wertvoller Stücke, die zum Teil ihren Platz seit ihrer Entstehung kaum verlassen hatten, nach Darmstadt sandten. Es ist eine umfassende Inventur geworden, die uns vor eine lange Reihe neuer Ergebnisse stellt, wenn auch welterschütternde Neuentdeckungen nicht zu vermerken, wahrhaft umwälzende Genies, die verschollen gewesen, nicht aufgetaucht sind. Zum ersten Male werden die bekannten Führer als geschlossener Trupp aneinandergereiht, werden die redlichen und liebenswürdigen Begabungen ihrer Gefolgschaft um sie gruppiert, und die Fülle des Guten, das vorhanden ist, wirkt so stark, daß man schließlich doch ein völlig neues Bild gewinnt. Im übrigen aber war auch das, was bekannt gewesen, meist nur den Fachleuten näher vertraut.



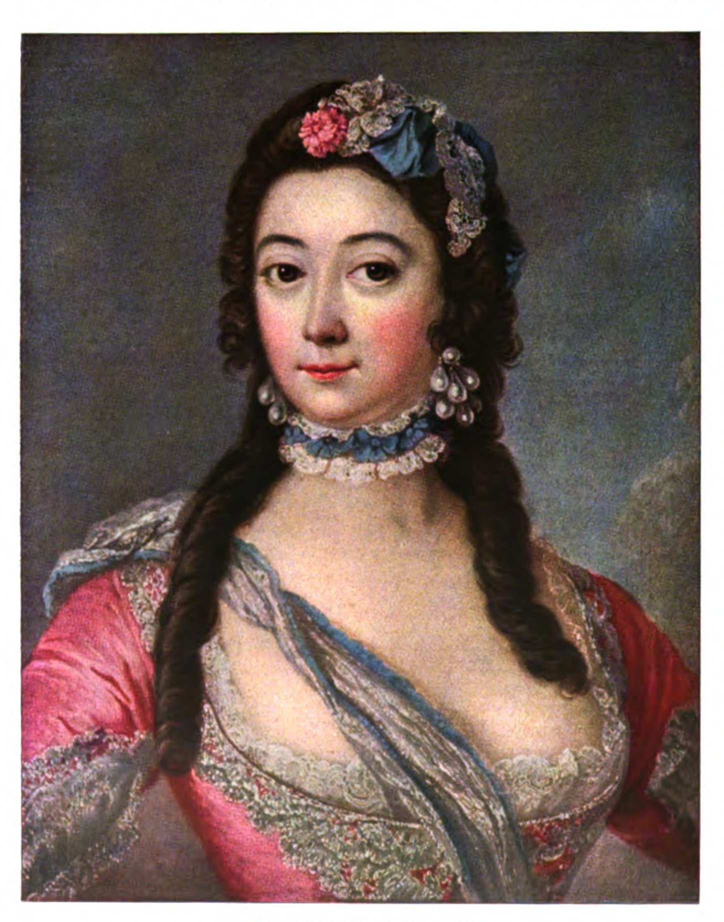
Bildnis, angeblich der Nichte des Grafen Gotter
Gemälde von Antoine Pesne (geb. 1683 in Paris, gest. 1757 in Berlin)

Souverän herrscht in der gesamten deutschen Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts das Porträt. In der Zeit der fürstlichen und aristokratischen Kultur um 1700 und nachher spielt das



Italienische Sängerin
Gemälde von Antoine Pesne

Bildnis natürlich eine große Rolle, der Persönlichkeitskultus der Renaissance klingt hier bedeutsam nach, und das erwachende Bürgertum der Zopfzeit übernimmt die Vorliebe für das Bildnis. Zugleich sind diese Jahrhunderte die große Zeit der Frauenverehrung und der Galanterie, und gerade in den weiblichen Bildnissen, die unter die dreitausend Kunstwerke verstreut sind, offenbart sich der wahre Geist ihrer Kunst und ihres gesellschaftlichen Lebens. Namentlich in der Zeitspanne von 1650 bis zum letzten Drittel des 18. Jahrhunderts wird das fühlbar. Die Männerwelt hüllt sich hier so einheitlich in ein Gewand prunkvoller Repräsentation, daß das Individuelle fast zurücktritt. Die kostbaren Hof- und Staatsgewänder, die glitzernden Rüstungen und wallenden Mäntel nehmen soviel Raum ein, daß die Gestalten der Fürsten und Heerführer, der Staatsmänner und Standesherren, aber auch der Beamten und Gelehrten, die sich ganz nach dem pomphaften Schema richteten, beinahe darin verschwinden. Die riesigen Allongeperücken verdecken soviel vom Antlitz, daß nur ein Stückchen davon sichtbar wird. Wie im Leben so werden auch im Bildnis die einzelnen von einer großen, starren Schablone beherrscht und nivelliert. Bei den Frauen ist es anders. Zwar tun auch hier Mode und Etikette ihr möglichstes, die Individualitäten einander zu nähern, gleichzumachen, sie sozusagen als Geschwister, als Mitglieder einer unübersehbaren Familie zu charakterisieren. Die Haare müssen gepudert, die Locken müssen gebrannt und gedreht, die Augenlinien und -brauen mit dem Stift betont, die Wangen und Lippen geschminkt werden. Ein Zug zum Puppenhaften, erst pompös, dann süß, vereint sie alle. Aber es bleibt dennoch mehr Raum für den Ausdruck des Persönlichen. Figur und Körperformen, von denen die Mode der tiefen Ausschnitte viel ausplaudert, treten hervor. Die Kostüme sind mannigfaltiger und geben den Liebhabereien und Neigungen der einzelnen Damen und Dämchen mehr Bewegungsfreiheit. Der Nuancenreichtum ist hier unendlich größer als bei den Männern. Die galante Zeit, die der Frau gern dient und sich ebensogern von ihr beherrschen läßt, ergötzt sich an den unendlichen Wandlungen der Gestalten, in denen sie ihre Königinnen be-



Die Tänzerin Barbarina
Gemälde von Anna Rosina Lisiewska (geb. 1716 in Berlin, gest. 1783)



Anna Dorothea Lisiewska (geb. 1722 in Berlin, gest. 1782): Selbstbildnis.

wundern und anbeten will. Die verfeinerte Genußsucht sucht immer neue Abwechslung. Und so ergibt sich ein Reigen, dessen Zierlichkeit und Grandezza, dessen Anmut und Hoheit, dessen sinnliches Schmachten und spielerisches Tändeln in immer neue Verkleidungen schlüpft.

Auch in dem ersten Abschnitt der Zeit, die die Darmstädter Ausstellung umfaßt, in der Epoche des Hochbarock, da die strenge Konvention vom Hofe Ludwigs XIV. auf die deutschen Fürstenhöfe und Adelshäuser abfärbt, wahrt sich das Frauenporträt soviel individuelle Natürlichkeit, wie die Würde des herrschenden Geschmacks zuläßt. Die zwei Proben aus dem 17. Jahrhundert, die wir wiedergeben, lassen das deutlich erkennen. Sie stammen

beide von Künstlern aus der westpreußischen Hansestadt Danzig — wie um zu beweisen, daß an diesem alten Handelsplatz auch in den Jahrzehnten nach dem Westfälischen Frieden noch Geld genug vorhanden war, um eine künstlerische Repräsentation der Patrizierfamilien zu ermöglichen. Daniel Schultz, in manchen Künstlerverzeichnissen auch als Schültz aufgeführt, der um 1620 in Danzig geboren wurde und 1686 in seiner Vaterstadt starb, hatte freilich in Paris selbst die Geheimnisse der französischen Malerei studiert. Klarer als vor seinen lebensgroßen Porträts polnischer Könige im Danziger Rathause erkennt man seine Schulung vor unserem Bilde der Frau Constanzia von Holten — ist es nicht eine Freude, einen solchen Meister aus enger Lokalberühmtheit wieder in den Vordergrund gerückt zu sehen? Andreas Stech, der, 1635 in Stolp geboren, früh nach Danzig kam, wo er 1697 das Zeitliche segnete, ist im Danziger Stadtmuseum und dadurch auch jetzt in Darmstadt reichlicher vertreten. Er scheint von dem älteren Landsmann Schultz gelernt zu haben, wie man ein Porträt anlegt und durchführt — wann hat man je außerhalb seiner Heimat viel von ihm gehört oder gesehen?

Neben der französischen Art sprechen bei diesen niederdeutschen Künstlern des 17. Jahrhunderts holländische Einflüsse mit, die das stammverwandte Land gern aufnahm — während der katholische Süden sich erklärlicherweise vielfach an italienische Vorbilder hielt. Doch lassen sich diese Einflußsphären nicht etwa genau scheiden; vielmehr gehen die Anregungen vielfach kreuz und quer. Doch was wichtiger ist: trotz allen solchen Befruchtungen vom Ausland her hält sich die Malerei der deutschen Künstler eigenartig und selbständig. Mag immerhin der große Religionskrieg das Land arg verwüstet und in Stücke gerissen haben — es bleiben immer noch genug Gesundheit und wurzelechte Kraft vorhanden, um allem, was gearbeitet wird, den deutschen Stempel aufzudrücken. Auch der Maler polnischer Abstammung, der um die Wende des 17. Jahrhunderts achtunggebietend hervortrat, trägt dies Kennzeichen: Johann Kupetzky. Allerdings kam der 1667 in Pößnick bei Preßburg geborene Webersohn, der als Fünfzehnjähriger aus dem Hause seines Vaters floh und unter romantischen Umständen als künstlerisches Talent erkannt wurde, frühzeitig nach Italien. Hier wurde er ein Schützling des Fürsten Sobieski und blieb über zwanzig Jahre ansässig; dann gelangte er auf des Fürsten Liechtenstein



Prinzessin Sophie Friederike und Prinz Friedrich Franz I. von Mecklenburg. Gemälde von Georg David Matthieu (geb. 1737 in Berlin, gest. 1778 in Ludwigslust)



Maria Barbara Eleonore von Schaumburg-Lippe

Gemälde von Johann Georg Ziesenis
(geb. 1716 in Kopenhagen, gest. 1777 in Hannover)

Veranlassung nach Wien und spielte als Hofmaler Kaiser Josephs I eine große Rolle, bis er der Inquisition verdächtig erschien und heimlich nach Nürnberg übersiedelte. Dort ist er 1740 gestorben.

Die Porträts Kupetzkys aber lassen von italienischen Beeinflussungen nur wenig erkennen. Was seine Art bezeichnet, ist, ganz wie bei seinem Landsmann und Zeitgenossen Adam Manjoky, eine ausgesprochen holländische Manier, ja geradezu die volksmäßige und Helldunkel-Tendenz Rembrandts. Als das glänzendste Zeugnis von Kupetzkys Kunst zeigt Darmstadt sein prachtvolles Selbstporträt mit der Familie aus dem Budapester Museum. Wie der Meister hier sich und die Seinen lebendig und in innigster Gemeinschaft konterfeite, ist durchaus niederländisch; wie er die



Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar
Pastell eines unbekannten Künstlers



Karoline von Wolzogen. Schillers Schwägerin
Pastell eines unbekannten Künstlers

reife Schönheit seiner Frau neidlos und stolz den Blicken der Beschauer präsentiert, erinnert daneben freilich mehr an flämische Muster, an Rubens. Das außerordentliche Kunstwerk gehört auf der Darmstädter Ausstellung einer Sondergruppe an: einer nach sachlichen Gesichtspunkten angeordneten Porträtgalerie des künstlerischen Deutschlands von 1650 bis 1800, die Dr. Uhde-Bernays mit großem Geschmack hergerichtet hat — eine Sammlung, die mit Nachdruck auf die kulturhistorische Bedeutung hinweist, die der Veranstaltung neben der kunsthistorischen innewohnt. Wir sehen hier zunächst die Künstler in Selbstbildnissen aufmarschieren — Kupetzky steht dabei voran —, dann die Musiker, die Gelehrten und die Dichter, bei denen Goethe und der Weimarer Kreis den Abschluß der erlauchten Reihe bilden.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in die Kupetzky hineinragt, tritt dann der Einfluß Frankreichs immer mächtiger hervor. Es ist bezeichnend genug, daß der erste preußische König sich einen waschechten und geborenen Pariser, Antoine Pesne, einen Schüler Watteaus, als Hofmaler nach Berlin berief. Pesne hat hier von 1710 bis zu seinem Tode 1757 unter drei Königen eine ungemein fruchtbare Tätigkeit entfaltet und die französische Art im nördlichen Deutschland eingebürgert. Die Eleganz und Zartheit, die Anmut und der Farbengeschmack seiner Malerei stehen so hoch, daß sie seine große Routine, die oft an die Grenze des Schematischen rückt, doch immer vor Leere und Kälte bewahren. Es ist zauberhaft, wie er die gepflegte Lieblichkeit der Rokoko-Madames und -Demoisellles wiederzugeben, wie er in ihren Kostümen etwa ein Blau und Grau oder ein gedämpftes Rot und kühles Grün aufeinander abzustimmen weiß. Und er besaß dank der gesunden realistischen Schule, die er genossen hatte, genug Wirklichkeitssinn, um trotz allen französischen Rezepten die Eigenart der Personen, die er in Berlin und Potsdam malte, nicht zu verwischen. Die Leute sind in französischer Manier dargestellt, aber sie sind im Grunde doch Preußen geblieben, und die italienischen Tänzerinnen am Hofe Friedrichs des Großen bewahren sich den Typus der internationalen Diva, dem sie angehören.

Wie stark jedoch immer noch die deutsche Sonderart sich erhalten hatte, namentlich in Norddeutschland, wo sich ein redlicher germanischer Natursinn niemals ganz unterdrücken ließ, ersieht man aus der Art der Schüler Pesnes in seiner preußischen Adoptivheimat. Der bedeutendste Name unter ihnen ist Daniel Chodowiecki, der bis zur Nüchternheit ehrliche Berliner Realist und Begründer der „preußischen Reihe“, die bis zu Menzel reichte. Kleine Interieurs und Gesellschaftsbildchen lehren uns in Darmstadt wieder, wie Chodowiecki das durch Pesne übermittelte Watteausche Erbe norddeutsch verwaltete. Zu seinen Genossen und Mitschülern gehörte der in Berlin tätige Pole Georg Lisiewski, dessen Ruhm jedoch hinter dem seiner Kinder zurücktreten muß. Namentlich Anna Rosina Lisiewska (1716 bis 1783), die den Maler David Matthieu heiratete, war ein außerordentliches Talent. Schon mit vierzehn Jahren sehen wir sie als Bildnismalerin



Angelika Kauffmann: Selbstbildnis
(geb. 1741 in Bregenz, gest. 1807 in Rom)



Maria Elisabeth von Lippert
Gemälde von Georg de Marées (geb. 1697 in Stockholm, gest. 1776 in München)

an der Arbeit, später als Hofmalerin in Braunschweig, auf Studienreisen in Holland und als Mitglied der Dresdener Akademie. Ihr Bildnis der berühmten Tänzerin Barbarina hält sich vortrefflich neben Pesne. Und das Selbstporträt ihrer Schwester Anna Dorothea Lisiewska (1722 bis 1782) tritt fast ebenbürtig neben dies reizvolle Werk. Georg David Matthieu (1737 bis 1778), von dem wir das hübsche Doppelbildnis vom Mecklenburger Hofe wiedergeben, war ein Sohn von Anna Rosina und steht also in der dritten Generation als Vertreter der alten, tüchtigen, handwerklichen Kunstart da, die sich gleichsam wie die Werkstatt in der Familie forterbt.

Als bayrisches Gegenstück zu diesem preußischen Porträtisten mag Georg des Marées (1697—1776) gelten, wiederum kein Deutscher von Geburt, sondern ein Schwede, derselben Familie angehörig, der im 19. Jahrhundert Hans von Marées entsproß. Von seiner Vaterstadt Stockholm kam er als junger Maler nach Holland und Italien, schließlich nach Bayern, wo er in Nürnberg, in Augsburg und hauptsächlich in München wirkte — ein Künstler von glänzenden Eigenschaften, für den das Porträt der Baronin Maria Elisabeth von Lippert, ein Werk seiner letzten Zeit, 1768 gemalt, leuchtendes Zeugnis ablegt. Welche Arbeit eines Einundsiebzigjährigen! In Mitteldeutschland beherrscht zugleich Johann Georg Ziesenis (1716—1777) das Feld. Wie Marées wird auch er in der Darmstädter Ausstellung zum ersten Male wahrhaft bekannt und zeigt sich gleich ihm als ein hervorragendes Talent, das die Repräsentationslust der Zeit mit strenger Wirklichkeitstreue verband. Ziesenis, wiederum kein Deutscher von Geburt, sondern ein Däne, aus Kopenhagen, der über Holland nach Deutschland kam, ist uns hauptsächlich als hannoverscher Hofmaler bekannt.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts tritt das Prunkvolle, absichtlich Steigernde der vorigen Epoche immer mehr gegen schlichte und einfache Naturwahrheit zurück. Die wesentlich fürstliche und aristokratische Kultur weicht der emporsteigenden bürgerlichen Ära. Jetzt wollen Männer und



Amalie Auguste als Kind. Gemälde von Joh. Friedr. August Tischbein (geb. 1750 in Mastricht, gest. 1812 in Heidelberg)



Christiane Amalie, Erbprinzessin von Anhalt-Dessau mit ihren Kindern
Gemälde von Joh. Friedr. August Tischbein

Frauen nicht mehr gelten als sein, lieber in ihrer menschlichen und beruflichen Wahrhaftigkeit als in festlichem Gepränge aufgefaßt werden. Anton Graff, der Hauptmeister dieser Art, ist der einzige des ganzen Kreises, der uns schon früher vertraut war. Doch lernen wir zu unserer Freude wieder neue Werke von ihm bewundern, die sich bisher versteckt gehalten hatten, darunter auch das von uns wiedergegebene Bild aus dem Besitze des Fürsten Reuß j. L. Auch Friedrich August Tischbein, den man bisher zu wenig beachtete, hat schon in den letzten Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, vor allem durch die schwärmerisch-natürliche Art seiner Frauenporträts, die, direkt oder indirekt von England her beeinflußt, von aller Pose und allem Pomp absahen und ihre Modelle so wiedergaben, wie sie etwa einem freundlich empfangenen Gast im Salon, im Garten, im Park eines Gutes entgegentraten. Wieder sind von Tischbeins Hand Werke hohen Ranges hervorgeholt worden, die seine Meisterschaft beweisen. Namentlich aus dem Besitz des Herzogs von Anhalt kamen wahrhaft bezaubernde Schöpfungen ans Licht. Zu ihnen gehören das Kinderporträt, das wir hier wiedergeben, und das Gruppenbild der Herzogin Christiane Amalie von Anhalt mit ihren drei Kindern. Es ist wahrlich nicht deutschtümelnde Überhebung, wenn wir frank und frei bekennen, daß dies wundervolle Stück deutscher Malerei von keiner gleichzeitigen ausländischen Arbeit übertroffen wird, weder in der Anmut und dem natürlichen Fluß des Arrangements, noch in der Lebendigkeit der Charakteristik, noch in dem delikaten Geschmack der Farben.

Friederike Luise Wilhelmine, Erbprinzessin von Braunschweig
Pastell von Joh. Christian Schwarz (geb. 1756 in Hildesheim, gest. 1814 in Braunschweig)

Aber auch vernachlässigte Meister dieser Gruppe tauchen abermals aus der Versenkung auf. Zu ihnen gehört Wilhelm Böttner (1751—1805), ein Thüringer von Geburt, der dann nach Kassel in die Kreise der „Tischbeine" kam, aber als Schüler von Johann Heinrich, nicht Friedrich August Tischbein, und der nicht nur, der Zeitmode entsprechend, in Rom, sondern auch in Paris studiert hatte. Wie sein Lehrer und wie zahllose andere deutsche Künstler seiner Zeit, war auch Böttner, wenn er sich mit Historien und Mythologien herumschlug, nicht viel mehr als konventionell. Aber sobald er sich vor der lebendigen Aufgabe eines Porträts sah, bewahrte er unbefangenen Wirklichkeitssinn und frische Malart. Sein Bildnis der Königin Luise, das dem Großherzog von Hessen gehört, ist eine überaus reizvolle Arbeit. Die anmutige junge Fürstin blickt hier ein wenig anders drein als in den Bildern, auf denen die volkstümliche Vorstellung von ihrer Erscheinung beruht. Aber das nimmt nicht

Wunder; denn wir besitzen mannigfache Porträts der Königin, die überraschend voneinander abweichen. Und eigentümlich berührt auf diesem Bilde Böttners der unverkennbare Ähnlichkeitszug, der sich vom Antlitz der Gattin Friedrich Wilhelms III. zu dem — ihres Ururenkels: des heutigen Kronprinzen, hinüberzieht. Wie groß die Zahl der Künstler gewesen, die damals in Deutschland im Sinne dieser Meister tätig waren, natürlich je nachdem mit größerer oder geringerer Begabung, aber durchweg auf dem Boden handwerklicher Tüchtigkeit, beweist die Reihe von Arbeiten unbekannter Meister, die Darmstadt aufzuweisen hat. Die anziehenden Bildnisse von Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen oder von der Herzogin Anna Amalia gehören dazu.



Bildnis einer Unbekannten. Gemälde von Joseph Graſſi (geb. 1757 in Wien, geſt. 1838 in Dresden)

Und wieder beginnt eine andere Zeit. Das Streben zur Einfachheit verbindet sich mit dem neuaufsteigenden Ideal des Griechentums, der reinen Klassizität. Nun ist nicht nur der Pomp des Barock, sondern auch die oft verzierte Grazie des Rokoko über Bord geworfen und alles auf das Ebenmaß und die Harmonie der Antike gestimmt. Angelika Kauffmann gehört zu den bekanntesten Vertreterinnen dieses Geschmacks, der in Goethe einen eifrigen Fürsprecher fand. Sie zählt zugleich neben den Schwestern Lisiewska zu den bedeutendsten weiblichen Vertretern der Kunst in Darmstadt; aber sie weist auch bereits deutlich auf die Gefahren der klassizistischen Manier, die, vor allem durch die Plastik angeregt — weil das Altertum uns ja nur geringe Spuren der Malkunst hinterließ —, der Farbe, der Grundlage aller Malerei, wenig Zärtlichkeit entgegenbrachte, vielmehr der Zeichnung, der Komposition einen viel zu großen Spielraum auch in der Pinselkunst gestattete. So hat sie letzten Endes trotz allen Redensarten von Natürlichkeit doch die realistischen Keime, die sich am Ende



Dora Stock: Selbstbildnis (geb. 1760 in Nürnberg, geſt. 1832 in Berlin)

des Rokoko zu entfalten begannen, wieder zurückgedrängt und verkümmern lassen. Das Porträt hat auch in dieser kritischen Zeit die Künstler noch am ehesten aus verblasener Abstraktion und idealistischer Kühle zur Natur und auch zum sinnlichen Farbenausdruck zurückgerufen. Das weibliche Bildnis mit dem Turban von Joseph Grassi, das nun schon auf die mit dem Klassizismus sich verbindende orientalische Mode hinweist, mag Zeugnis dafür ablegen. Grassi (1757—1838), der Sohn des österreichischen Bildhauers Anton Grassi, hat jahrzehntelang im sächsischen Kunstleben eine bedeutende Rolle gespielt und das Wirken Anton Graffs in seinem Sinne fortgesetzt. Eine kleine Zahl bescheidener Meister freilich hat in diesen für die deutsche Malerei gefährlichen Zeiten hellenistischer Theorien die Grundlagen des alten Handwerks gepflegt und für die Zukunft bewahrt. Zu ihren besten Männern gehört der Wiener Miniaturmaler Friedrich Heinrich Füger, von dem das kostbare Bildchen der Maria Theresia im Kreise der Ihrigen aus dem Arbeitszimmer des Kaisers von Österreich in Darmstadt eintraf. Füger zeigt uns den Weg, den die guten Traditionen des 18. Jahrhunderts nun abseits von der offiziellen und akademischen Kunst gingen, um erst im 19. Jahrhundert wieder zu allgemeiner Anerkennung zu kommen. Denn dies ist der Kern der Erkenntnis, die wir seit Jahren schon dem Studium der Schule des 18. Jahrhunderts verdanken und die nun in Darmstadt eine monumentale Bestätigung erfährt: daß wir es hier nicht mit einer verlorenen Epoche zu tun haben, sondern mit dem Zeitabschnitt, der nach manchem Hin und Her die eingeborenen realistischen Grundsätze der germanischen Kunst wieder zu Ehren brachte. So ist das, was die Ausstellung des Großherzogs von Hessen bietet und was sich hier in einem Ausschnitt spiegeln sollte, nicht ein Stück toter Historie, sondern noch heute lebendigstes Leben, das mit uns in unmittelbarem Zusammenhang steht.



Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Joseph II., Herzog Albert von Sachsen-Teschen Erzherzogin Christine, Erzherzog Maximilian, Erzherzoginnen Marianne und Elisabeth. Miniatur auf Pergament von Friedr. Heinr. Füger (geb. 1751 in Heilbronn, gest. 1818 in Wien)



Königin Luise

Gemälde von Wilhelm Böttner (geb. 1752 in Ziegenhain, gest 1805 in Cassel)

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Meine kleine birmanische Prinzessin

Von Prof. Dr. Georg Wegener



An meiner Wiege in der Wollenweberstraße zu Brandenburg a. H. ist es wahrhaftig nicht gesungen worden, daß ich einmal mitten in Indien in einer goldenen Sänfte auf einem Elefanten reiten sollte, ausgerufen als Akbar der Großmogul, und eine richtige, lebendige Prinzessin von Birma im Arm.

Und doch ist es so gekommen, und ich will es erzählen.

Freilich die Geschichte selbst ist an sich ganz klein und unbedeutend. Wenn sie überhaupt für andere Leute einen Reiz hat, so kann der nicht eigentlich in den Ereignissen liegen, sondern, ähnlich wie bei den indischen Miniaturen, in dem fremdartigen und farbenflimmernden Hintergrund des Ganzen. Und vielleicht auch in dem Hauch von Tragik, der den Unterton all des Heiteren bildet, das ich berichten will.

Um das recht klar zu machen, muß ich ein wenig ausholen. Ich muß zuerst von der Stätte sprechen, wo mir das selber am eindringlichsten zum Bewußtsein gekommen ist.

Im Herzen von Birma, sechs Tagereisen Stromfahrt auf dem Irrawaddy aufwärts von der Hafenstadt Rangun, liegt die letzte Hauptstadt des ehemaligen birmanischen Königreichs, liegt Mándalay, die seltsamste, traumhafteste Stadt von Asien. Ich sah sie auf einer Reise nach Oberbirma, die ich an meine Fahrt mit unserem Kronprinzen durch Vorderindien im Winter 1910/11 anschloß. Noch heute zählt Mándalay weit über hunderttausend Einwohner, es hat elektrische Straßenbahnen und moderne Markthallen, erfüllt von geschäftigem Getriebe. Und dennoch hatte ich das Gefühl, als sei die Stadt bereits in Wirklichkeit verschwunden, weggewischt vom Erdboden wie ihre verschiedenen Vorgängerinnen, eigentlich nur noch eine Fata Morgana, ein altes Lied, ein orientalisches Zaubermärchen. In der gleichen Stromebene mit ihr, im Umkreis nur weniger Meilen, liegen die Trümmer der früheren birmanischen Königsresidenzen: Sagaing, Ava und zuletzt Amarapura, dessen Name „die Unsterbliche" bedeutet und deren Leben doch nur 75 Jahr, von 1783 bis 1857, gedauert hat. Der rasch wuchernde tropische Dschungel hat sich ihrer Gassen bemächtigt, die sicher zu ihrer Zeit nicht weniger Menschen beherbergten als Mándalay. Der Wanderer durchstreift hier heut ein unentwirrbares Chaos von zerbröckeltem Gemäuer, umkrallt von Lianen, wie von Riesenschlangen, aus den Fugen gesprengt durch unwiderstehlich schwellendes Wurzelwerk. Verlassene Pagoden ragen empor, mit Spitzen, gedreht wie riesige Schachfiguren, wunderliche Fabeltiere, Greifen und Flügellöwen glotzen mit bunten Kugelaugen aus dem Blattgrün hervor; das Ganze ist eine Heimat der Schakale und wilden Pfauen. Denn wenn ein König von Birma seine Residenz verlegte, mußte die gesamte Einwohnerschaft ihre leichten Bambushäuschen abbrechen und mit umsiedeln. Die ehemalige Stadt wurde Einöde.

So war aber der Untergang der früheren Hauptstädte doch eigentlich keine Vernichtung eines großen Glanzes, sondern nur eine Verpflanzung gewesen. Bei Mándalay ist es anders. Im Jahre 1857 erst gründete König Mindon diese Riesenstadt, die an Pracht alles frühere noch überragen sollte; 1878 kam sein brutaler, anscheinend cäsarenwahnsinniger Neffe Tibo zur Regierung, der, ganz in den Händen seiner ehrgeizigen, leidenschaftlichen Hauptfrau Supaya Lat, seine Herrschaft zunächst mit einem grausamen Massenmord unter seinen nächsten Verwandten befestigte, den Königspalast mit noch gesteigertem Luxus erfüllte und dann in törichter und ganz undiplomatischer Weise mit den Engländern aneinander geriet. Diese nutzten die Gelegenheit, drangen 1885 rasch mit einer Armee den Irrawaddy hinauf vor, eroberten



Die drei Prinzessinnen
Links Marglay, rechts Ma Lat

im Handstreich Mandalay und nahmen den Übermütigen, der so etwas nicht entfernt für möglich gehalten hatte, inmitten seines goldenen Palastes fast ohne Widerstand gefangen. Dem birmanischen Königtum wurde ein Ende gemacht, das Land dem britisch-indischen Kaiserreich als Provinz einverleibt, und um allen Verschwörungen und Aufständen vorzubeugen, wurden nicht nur König Thibo und seine Gattin selbst, sondern auch die einflußreichsten Mitglieder der königlichen Familie aus Birma verbannt und nach verschiedenen Orten Vorderindiens ins Exil geführt.

Damit war nun auch für Mandalay das Todesurteil gesprochen. Denn was dieser Stadt einzig und allein Existenzgrund und Ursache ihres Glanzes gegeben hatte, das Königtum, der Hof, der in orientalischer Art allen Reichtum, alle Blüten des Geistes und der Kunst um sich vereinigt hatte, war auf immer dahin. Diesmal aber endgültig. Dies große, eigenartige Leben ist verflattert, zerstoben, vernichtet.

Wohl ist es möglich, daß das moderne Weltgetriebe, das der Eroberer nach Birma heraufführt und das überhaupt Birmas feine, seltsame alte Kultur unwiderstehlich zerreiben wird und sein Volk dazu, eine Art Leben an dieser Stelle bewahrt — wenngleich Mandalays Bevölkerungszahl seit der Eroberung bereits um etwa 50000 Seelen zurückgegangen ist; — doch das ist dann etwas anderes, diese Stadt ist dann nicht mehr Mandalay.

Noch stehen heut die großen Prunkbauten der letzten Könige aufrecht, noch geben uns die Paläste, die Tempel, die Klöster, die zahllosen Pagoden Mandalays inmitten der leichten Bambushäuschen der Bewohner eine Vorstellung davon, wie einst auch die älteren Residenzen dieser schwindenden Kultur aussahen; und die Engländer bemühen sich auch, aus dem „noblesse oblige" heraus, das sie neuerdings in ihrem indischen Kaiserreiche den ihnen zugefallenen Schätzen einheimischer Kunst gegenüber empfinden, soviel davon als möglich vor der Vernichtung zu bewahren.

Aber wie wenig ist möglich! Denn das Feinste und Beste ist hier aus dem in den Tropen vergänglichsten aller Stoffe, aus — Holz geformt! All die wundervollen Schnitzereien dieser Tempel und Paläste haben höchstens eine Lebensdauer von vierzig Jahren, und sie wurden auch früher von dem lebendigen Hofe unablässig erneuert. Unmöglich kann indessen der neue Herr, England, mit seinen ganz andern Aufgaben auf die Dauer und in ganzem Umfange nur um des ästhetischen Interesses willen die ungeheuren Mittel aufwenden, diese Dinge zu erhalten. Und selbst das, was jetzt mit großem Eifer erneuert wird, bleibt ein Totes, Gespenstisches; Leben und Sinn ist daraus entwichen; als eine archäologische Mumie liegt Mandalay vor uns, eine Mumie, die bestimmt ist, binnen kurzem in Staub zu zerfallen.

Wunderbar schön noch heut, zum Feinsten gehörig, was die Kunst Asiens hervorgebracht hat, ist zum Beispiel das Goldene Kloster der Königin Supaya Lat mit den unvergleichlichen Schnitzarbeiten an seinen Wänden, mit den wie züngelnde Flammen gen Himmel steigenden Giebeln und Spitzen, mit der gerade durch ihre Verwaschenheit heut so unsagbar künstlerisch wirkenden Vergoldung des alten braunen Holzes. Aber schon jetzt ist es so gebrechlich, daß mich, als ich es zum letztenmal sah, übergossen vom Strahl der untergehenden Sonne, das Gefühl nicht losließ, als sei es heute nur noch eine goldene Vision und müsse mit diesem letzten Sonnenstrahl selbst sich auflösen und verschwinden.

Nicht anders auch der eigentliche Wohnsitz des Königs in Mandalay, das riesige Mauerviereck im Mittelpunkt der Stadtanlage, das einst außer dem Fürsten und seiner Familie selbst den ganzen Hofstaat und die großen Würdenträger des Landes mit ihrem Gesinde, eine Bevölkerung von vielen Tausenden, in sich barg. Schweigend, mit trägen Wassern, ziehn sich die breiten, schnurgeraden Gräben rings um diese Königstadt, von Lotos überwuchert, von weißen Brücken überquert. Verschwunden sind die goldenen Prunkbarken, die einst, mit Seidenstoffen behängt, hier wettruderten; über die Brücke ziehn nicht mehr die Kavalkaden glänzender Hofleute und schmuckbeladener Elefanten. Alles ist still, toteinsam. Die lange, lange Zinnenmauer, die in regelmäßigen Abständen von Türmchen mit spitzigen Pagodendächern überragt ist, steigt jenseits der stillen Wasser in seltsam violettem Duft empor wie ein Traumgebilde, wie eine Märchenphantasie, wie eine Turandot-Dekoration, seltsam, unwirklich, geheimnisschwer. Voller Erwartung dessen, was hinter der mysteriösen Mauer sich barg, durchschritt ich das Tor. Jenseits war zunächst nichts anderes zu sehen als ein großer Baumgarten mit leeren Rasenflächen dazwischen. Die Gassen, die einst das Palastviertel erfüllten, sind von den Engländern, die den Königsstadtteil zu einer Zitadelle gemacht haben, rasiert worden. Hier und da lagen nüchterne englische Garnisonsbaracken, militärische Verwaltungsgebäude, Offiziershäuser, auch das Wohnhaus des Gouverneurs, ohne daß sie den Eindruck der ungeheuren Leere aufheben konnten. — Nur in der Ferne über den Bäumen lockte fremdartig eine hohe goldene Turmspitze. Ihr strebte ich zu und stand nun mit einem Male vor dem Wunder Mandalays, dem goldenen Palaste König Mindons, den dieser Monarch hierher aus Amarapura versetzt und der uns, wenngleich in den einzelnen Teilen stets erneuert, wahrscheinlich uralte Form und Anlage birmanischer Königspaläste überliefert. Ich kann hier nicht dies riesenhafte, bizarre und doch wieder mit Gebilden edelster Kunst geschmückte Bauwerk im einzelnen schildern; ich würde viele Sei-

ten dazu brauchen: die riesenhohen Hallen aus rotgemalten oder über und über vergoldeten Brettern und prachtvollen Schnitzereien; den goldenen Saal, in dessen Hinterwand der herrliche Löwenthron eingelassen war, der jetzt im Museum von Kalkutta aufgestellt ist und dessen Stelle im Palast jener sich gerade darüber erhebende goldspitzige, von den Birmanen Mittelpunkt des Weltalls genannte Turm bezeichnet. König und Königin erschienen hier ehedem durch eine Tür aus dem Palastinnern und schwebten unnahbar hoch über den Häuptern der Untergebenen in goldstarrenden Gewändern, hieratisch feierlich, wie Buddhabilder.

Oder den Saal mit dem Lilienthron, um den die Königin ihren Hofstaat zu versammeln pflegte. Ich sah auch das Schlafgemach der Königin, einen Raum, dessen Heiligkeit ehedem auch der Gedanke nicht zu nahen gewagt hätte — heute ein öder, hoher, viereckiger, lichtloser Verschlag aus vergoldeten Brettern. Ich sah das königliche Theater mit seiner phantastischen, gegenwärtig erblindeten Glas- und Spiegelmosaik; das jetzt trockenliegende, hochumfriedete Bassin, in dem die Frauen des königlichen Harems badeten, und zugleich die Stätte, wo Tibo seinen Vettern die Gurgel abschneiden ließ — sicher nicht die einzige unheimliche Erinnerung in diesem alten, trotz aller Erhaltungsversuche der Engländer rettungslos verfallenden, schon überall morschem Palast. In einem als Museum eingerichteten Raum sah ich auch unter Glas einige lebensgroße Modellpuppen in den ehemaligen Hoftrachten, flitterbunt und phantastisch wie javanische Wajangfiguren. Sie machten es nicht leichter, sich diese Stätte in der Vorstellung wieder mit dem Leben zu füllen, das sich einst hier bewegt haben mußte, mit Liebe und Haß, mit Scherz und Spiel, Hoffart und Begierde, Kabale und Intrige. Im Gegenteil: wenn man diese Seltsamkeiten sah, so schien es, als könnten dieser wunderliche Hof, diese prunküberladenen Prinzen und Prinzessinnen und ihre ganze Umgebung nicht Art von unserer Art gewesen sein, als müßte eine unüberbrückbare Kluft ihre Empfindungen und Gedanken von den unsrigen getrennt haben. Man stellte sie sich vor etwa wie die goldstarrenden Schauspielerfiguren mit grinsenden Goldblechmasken und den Pagodenspitzen gleichenden Kopfbedeckungen, die man auf den hinterindischen Schaubühnen nach der Musik der Gamelangs langsam feierlichen Schrittes und mit sonderbaren Arm- und Fingerbewegungen herumwandeln sieht, unheimlich anzuschauen, nicht wie lebendige Menschen, sondern wie bewegte Götzenbilder, die sich durch Magie vom vergoldeten Hintergrund alter Tempelschnitzereien losgelöst haben.

Ich dachte auf dieser Stätte an all dies unwiederbringlich versunkene Leben. Und — dachte daran, daß ich selber kurz zuvor Menschen kennen gelernt hatte, die eben dieser Umgebung entstammten, ja die zum Teil noch selbst in diesem Glanze gelebt hatten!

Es war auf der Kronprinzenreise in Indien gewesen. Die Offiziere der britischen Garnison von Allahabad, der Hauptstadt der Provinz Agra und Audh, gaben — am 25. Januar 1911 — dem Kronprinzen einen Ball in ihrem Kasino. Durch die weitgeöffneten Fenster drang der laue Hauch der indischen Nacht in den weiten, von einem Lichtdämmer erfüllten Saal. Sir John Hewett, der geistvolle und energische Lieutenant-Governor der Provinz, der für den klügsten Staatsmann Indiens galt, und seine zart aussehende Gemahlin, von der doch bekannt war, daß sie in ihrem Leben bereits gegen 50 Tiger selbst erlegt hatte, machten die Honneurs, unterstützt von ihrer eleganten, wundervoll gewachsenen Tochter. Rings an den Wänden und in den Nebenräumen drängte sich die dichte Menge der Geladenen in höchster Gala, den die angloindische Gesellschaft entfalten kann: schlanke, sportgestählte Offiziere in den starkfarbigen, goldfunkelnden Uniformen der britisch-indischen Armee, viele im Glanz von Ordensauszeichnungen, die von tapferen Taten in irgendwelchen Kämpfen an den Grenzen des Kaiserreichs erzählten; hohe Zivilbeamte vom vizeköniglichen Hof in Kalkutta mit weißen und hellblauen Aufschlägen auf den dunklen Fräcken, die Damen in großer Gesellschaftstoilette, englisch tief dekolletiert, mit blitzendem Schmuck. Die Regimentsmusik ließ die neuesten europäischen Tanzweisen aus der „Lustigen Witwe“ und der „Dollarprinzessin“ erklingen, und nach ihnen wirbelten die Paare durch den Saal. Heut war alles ganz europäisch; man war unter sich; farbige Gesichter, indische Turbane und Kaftane wie sonst so oft sah man nicht. — Mit einer Ausnahme! Zwei kleine zarte Figürchen bewegten sich durch die Menge, exotisch gekleidet und wie fremdartige Blumen anzusehn; zwei junge Mädchen in einer mir damals noch unvertrauten Tracht: kurzem Jäckchen von leichter gelbrötlicher Seide, darunter einen eng um die Hüften schließenden, glattfallenden Rock in Form des malaiischen Sarongs aus orangefarbener, zart gemusterter Seide, große Blüten in dem tiefschwarzen Haar, das die lichtbraunen hochstirnigen Gesichter enganliegend umschloß. Eine von ihnen holte jetzt der Kronprinz zum Tanz und walzte mit ihr durch den Saal. Es sah nicht gut aus; sie kamen nicht recht in Takt. Und das lag sicher nicht am Kronprinzen, der ein vollendeter Tänzer ist. Ich habe niemals jemand so gut tanzen sehn wie ihn, und hatte in Indien wirklich viel Gelegenheit, das zu beurteilen; er führt geradezu vollendet und tanzt im wirrsten Gewühl mit einer großartigen Ruhe und vornehmen Eleganz. Es lag an dem kleinen Persönchen, dem der europäische Rundtanz offenbar etwas Fremdes war. Trotzdem schien sie ihrem Tänzer ausneh-

mend zu gefallen, denn er beschäftigte sich den ganzen Abend mit ihr, saß plaudernd und lachend an ihrer Seite und wählte sie zur Partnerin für den Spaziergang, den man in der Tanzpause in den mit Lämpchen erleuchteten Garten unternahm.

Ich erfuhr, daß die jungen Mädchen birmanische Prinzessinnen waren, Töchter eines Bruders des 1885 gestürzten Königs Tibo, also seine rechten Nichten. Wie der König selbst war auch sein Bruder Limbin aus Birma verbannt worden und wohnte mit seiner Familie in Allahabad unter Aufsicht der Regierung mit einer ihm gewährten Pension, an den Aufenthaltsort gebunden, aber sonst unbehelligt. Der Alte, verbittert und von Sehnsucht nach der Heimat und seinen Sippen verzehrt, lebte mit seiner Frau ganz für sich; seiner Töchter aber, in englischen Schulen erzogen, hatte sich Lady Hewett angenommen, sah sie öfter bei sich und hatte sie auch heute eingeführt.

Als beide Prinzessinnen einmal nebeneinander in einem Nebenraum saßen, ließ ich mich ihnen vorstellen und kam rasch in eine lebhafte Unterhaltung. Beide sprachen vollendet englisch und überraschten mich durch die vollkommene gesellschaftliche Sicherheit ihres Gebarens. Nach jenem ungeübten Tanz und nach der Fremdartigkeit ihres Aussehens hatte ich etwas Linkisches, durch die europäischen Formen Befangenes erwartet. Aber das reizendste Gegenteil war der Fall. Beide jungen Damen gaben sich so gewandt und auch in unseren Sitten so sicher wie nur das besterzogene englische junge Mädchen aus gutem Hause; höchstens vielleicht noch anmutiger, weil sie eine viel natürlichere Art hatten. Man hatte bei ihnen das Gefühl, daß das, was bei uns durch eine sorgfältige Erziehung erzeugt wird, hier ganz von selbst aus feiner, natürlicher Menschlichkeit herausgeboren wurde. Beide gaben sich unbefangen der Freude hin, die ihnen dies Fest machte; ihre Mienen lachten von Leben und Heiterkeit; ihr Gespräch hatte eine persönliche Prägung, Geist und Humor, so daß ich in meinem hochmütigen Europäerdünkel ganz beschämt war. Die ältere von beiden, die Tanzpartnerin des Kronprinzen, war, so nahe gesehen, in der Tat ein entzückendes Geschöpf, in der lieblichsten Mädchenblüte, etwa achtzehn Jahre alt. Der sehr lichte gelbliche Ton ihrer Gesichtsfarbe stand recht gut zu der Farbe des Haares und der Kleidung; der den Birmanen rasseeigene mongolische Typ der breiteren Backenknochen trat fast gar nicht hervor, er war durch eine anmutige Rundung der Wangen zu einem reizenden Oval verwischt; die Lippen blühten, und über einem feinen Näschen lachte ein Paar von Klugheit und Lebensfreude blitzender schwarzer Augen. Ma Lat war ihr Name, während die jüngere Marglay hieß.

Die letztere war ein klein wenig größer, aber sichtlich jünger, obwohl es mir nicht möglich war, ihr Alter zu bestimmen; ich schätzte es auf siebzehn. Sie war viel schlanker und schmaler, anscheinend sehr zart in der Gesundheit; ihr Gesichtchen länger, nicht ganz so überraschend reizend, wie das ihrer Schwester, schon weil es noch nicht in dieser Vollblüte stand, aber die Augen noch größer und das Ganze, bei aller Heiterkeit auch ihres Geplauders, mit einem leisen Hauch von Leiden oder Sehnsucht oder kindlicher Hingebung versehen, der es ungemein anziehend machte.

Die ältere Schwester wurde bald wieder in den Wirbel des Festes hineingezogen, die jüngere tanzte überhaupt nicht, und wir vertieften uns derart in ein Geplauder, daß ich dessen Zeit vollkommen vergessen habe. In hübschester Zutunlichkeit erzählte sie mir von ihrem Leben. Beide Schwestern waren erst nach der Verbannung der Eltern, in Indien, geboren und hatten bisher Birma nie gesehen. Die Eltern aber lebten noch mit allen Gedanken dort. Die Mutter, an der sie sehr hingen, erzählte ihnen oft von der alten Heimat, von der Pracht der Paläste in Mándalay, von der goldenen Schwe-Dagon-Pagode in Rangun, deren Glöckchen im Winde tönten. Ich kannte damals wenigstens Rangun schon flüchtig von einer früheren Reise und konnte bestätigen, wie wunderbar dieser erste Eindruck der birmanischen Welt auf mich gewirkt hatte. — Ob sie nicht Lust habe, ihr Land und Volk einmal kennen zu lernen? — O, gern würde sie einmal nach Birma reisen und das alles sehen. Allein dauernd dorthin zu gehen, fürchte sie sich doch. Der Vater liege zwar seit Jahren die Regierung an, ihm und seiner Familie die Rückkehr zu gestatten, und das wäre zu begreifen, denn er hätte dort all seine Freunde und Verwandten; sie selbst aber und ihre Schwestern könnten sich schwer dort hineindenken, während hier alles lieb und freundlich zu ihnen sei. — Auch ich versuchte dann, ihr etwas von Europa und Deutschland und unserer Art zu leben zu schildern. Ob sie schon einmal Schnee gesehen hätte? — Aber gewiß. Allsommerlich schicke die Regierung sie alle nach Almorah in den Himalaya, und da sei es manchmal bitterlich kalt und fiele Schnee. Aber sie liebe die Kälte und fühle sich dabei viel wohler als in der tropischen Hitze. Ich erfuhr, daß sie in der Tat äußerst zart sei, oft viele Tage still liegen müsse und Kopfschmerzen habe und sich vieles versagen müsse, was ihr lebhafter Geist und ihr Lebensdrang wohl begehrten. Es war sichtlich etwas von der Überfeinerung einer alten vornehmen Familie in ihr. — Dann mußte ich ihr von der Kronprinzessin, von ihren Kindern erzählen, vom Marmorpalais in Potsdam und wie die kaiserliche Familie lebe usw. usw. — Übermorgen, so erzählte sie mir, sei ein großes Fest zur Feier irgendeines britischen Gedenktages, welches, habe ich vergessen; da würde, zugleich zu Ehren

des Kronprinzen, ein glänzender Aufzug mit Aufführungen allerart veranstaltet, bei dem auch sie und ihre Schwestern mitwirkten. Das müsse ich unbedingt ansehen. Vorher aber noch, morgen, müsse ich ihre Eltern besuchen; da würde sie mir zeigen, wie sie wohnten, und ich würde sie da in europäischer Tracht sehen, die sie sonst immer trüge. Plötzlich wurde sie ein bißchen verlegen und sagte: „Ja, Sie halten mich gewiß für älter als ich bin, für eine erwachsene Lady. Das sieht in unserer Tracht so aus. Morgen werden Sie sehen, daß ich noch ein kleines Schulmädel bin. Ich bin erst fünfzehn Jahre."

Ich versprach ihr, zu kommen und sie und ihr Haus zu photographieren, und wir schieden, als ob wir uns seit vielen Jahren gekannt hätten. Kaum je habe ich so rasch ein natürliches Verstehen von Mensch zu Mensch gefunden wie hier.

Am nächsten Tage besuchte ich die Familie Limbin. Sie bewohnte ein englisch-indisches Mietshaus in dem üblichen geräumigen Garten. Im Innern ein Gemisch von europäischer und asiatischer Einrichtung, sichtlich pekuniär beschränkt. Ich lernte noch eine ältere Schwester kennen, die gestern nicht mitgekommen war; diese, schon etwas verblüht, aber von großer Würde des Benehmens, am meisten und bewußtesten Prinzessin unter den Töchtern, sowie noch drei kleinere Mädchen von sprühender Lebhaftigkeit. Die Eltern erschienen weniger erfreulich, von Sorgen und Wünschen bedrückt. Beide sprachen kein Wort englisch, die Töchter dolmetschten. Der Vater, der augenscheinlich von seiner Rückkehrbegierde wie von einer fixen Idee ganz beherrscht war, fing sofort an, mir davon zu erzählen und mich zu fragen, ob ich nicht durch Vermittelung des Kronprinzen die Erlaubnis zu seiner Rückkehr erwirken könnte; er sei nun ein alter Mann und wünsche in seinem Lande zu sterben. Er klagte über die englische Regierung, die ihn so knapp hielte, daß er mit seiner zahlreichen Familie nicht auskommen könnte. Marglay, die uns schon am Eingang entgegengelaufen kam, in europäischer Tracht, einem einfachen kurzen weißen Kleide mit schwarzem Ledergürtel um die schmale Taille und offenen Haaren, erschien jetzt in der Tat noch als ein Backfisch. Das Exotische ihres Gesichtstyps trat dabei im Kontrast mit ihrer Kleidung mehr als gestern hervor. Nur die großen lebhaften Augen schienen älter als sie selbst und gaben ihr auch hier ein merkwürdiges inneres Leben. Sie war stolz, daß ich ihretwegen gekommen war, betonte deutlich durch die Honneurs, die sie machte, die besondere Zugehörigkeit dieses Gastes zu ihr und war im übrigen so reizend und unbefangen wie gestern. Mit Eifer wurde über das morgige Fest gesprochen, aber was die Mädchen dabei zu tun hatten, wurde mit wichtiger Geheimniskrämerei verschwiegen.

Am folgenden Nachmittag waren die Prinzeßchen zum Tee bei der Lady Hewett. Der Kronprinz war auch zugegen. Die Mädchen hatten kleine Albums mitgebracht, in die man sich zur Erinnerung einschreiben sollte. Der Kronprinz bedachte sich einen Augenblick, dann schrieb er lächelnd in Ma Lats Buch die deutschen Worte: „Auf Wiedersehn". Ich übersetzte ihr's, und sie war sehr beglückt, bat aber, doch noch das Datum hinzuzusetzen.

„Welches soll ich schreiben,?" fragte der Kronprinz, „das von gestern oder das heutige?"

„Please write the 6th of May," sagte die kleine Prinzessin ohne Zögern, d. h. sie nannte — das Geburtstagsdatum des Kronprinzen! Es war eine Huldigung von reizender Grazie, die in dieser schlagfertigen Antwort lag, und ich führe sie als Beispiel an für den anmutigen Geist, den diese Mädchen hatten.

Am nächsten Nachmittag, dem des 27. Januar, fand endlich das angekündigte Schauspiel statt. Am Rande eines ungeheuren Sportfeldes, wie sie die großen britischen Kantonnements in Indien besitzen, war eine lange, überdachte Tribüne errichtet, deren Mitte für den Kronprinzen und sein Gefolge und die Spitzen der Behörden vorbehalten war, während zu den Seiten Offiziere, Beamte, wohlhabende Grundbesitzer und Kaufleute, weiße und farbige, saßen. Gegenüber der Mittelloge erhob sich in einiger Entfernung ein stufenförmig ansteigendes Brettergerüst, die Schaubühne für die Szenenbilder, die zu dem Spiel gehörten, während auf dem freien Raum dazwischen die Aufzüge sich entwickelten. Die Darsteller waren Einwohner Allahabads, Angehörige der zuschauenden Familien: Männer und Frauen, junge Leute und Kinder. Mit größtem Eifer und Ehrgeiz war viele Wochen lang studiert worden, beträchtliche Mittel hatten Regierung und Private dazu beigesteuert. Der Maharadscha von Rewah, ein benachbarter indischer Vasallenfürst, hatte die Prunkelefanten seines Marstalls und eine große Schar Berittener für die Festprozessionen zur Verfügung gestellt.

Die Feier begann mit Aufführung einer Reihe von Szenen aus der Geschichte der Provinz Agra und Audh, nach der Dichtung eines begabten Eingeborenen von Allahabad. Es ist heute Politik der Engländer in Indien, derartige Verherrlichungen indischer Historie selbst zu fördern, um dadurch den Eindruck zu erwecken, als ob ihr Regiment nicht eine Fremdherrschaft, sondern die legitime Fortsetzung und Erfüllung national-indischer Geschichtsentwicklung sei. Im Mittelpunkt der Szenenfolge stand die Figur Akbars des Großen, des gewaltigen Mogulkaisers, der auch eine Residenz in Allahabad gehabt hat. Eine Hauptszene war Akbars Einzug in Allahabad. Ganz von weitem sah man den glänzenden Zug des Fürsten ankommen, buntgekleidete Läufer, Scharen von Reitern mit reich gezäumten Rossen, Fußvolk mit Lanzen und Bannern, gefolgt

von zahlreichen Elefanten mit schweren Decken und buntfarbigen Haudas, die die prunkvoll gekleideten Würdenträger des Mogulhofes trugen. Unter rauschender Musik stampften die schwerfälligen Tiere heran. In ihrer Mitte ein besonders riesiger Elefant mit überaus kostbarem Behang und einer ganz vergoldeten thronartigen Hauda, in der nun, goldstrotzend, Kaiser Akbar selbst mit seiner Sultanin saß. Vor ihm ein Herold, der mit weitschallender Stimme ausrief: „Seine Majestät Sultan Akbar naht, Akbar der Große, der Kaiser von Indien!" Und alles Volk um ihn, die Fahnen schwenkend und mit den Waffen klirrend, wiederholte den jauchzenden Ruf, während der Zug heranzog und uns gegenüber hielt.

Eine andere Szene, die mir im Gedächtnis geblieben ist, war Akbars Tod. Der Darsteller lag, weißhaarig geworden, auf einem Prunkbett, umstanden von seinen trauernden Paladinen, die ergriffen die letzten Worte des großen Fürsten entgegennahmen, rollende Verse, deren Sinn ich vergessen habe; es wurde aber gut gespielt und machte großen Eindruck auf das Publikum.

So folgte Bild auf Bild. Die Einzelheiten sind mir längst in der Fülle des damals Gesehenen verschwommen, das Gedächtnis hält aber noch den Eindruck des Reichen, Bunten, in der hellen indischen Sonne Flirrenden dieser hübschen, eigenartigen Bilder fest. Zwischen den einzelnen Szenen traten Gaukler und Waffenkünstler auf. So z. B. einige Speerwerfer einer dafür berühmten Kaste, sehnige braune Kerle, die Speere mit einer Art Wurfleine auf erstaunliche Entfernungen hin schleuderten.

Den Schluß machte ein großer Aufzug, der die einzelnen Länder und Völker des britannischen Weltreiches in einzelnen Gruppen allegorisch darstellte. Zuerst kam England selbst, verkörpert durch eine schöne blondhaarige Frau in strahlender Wehr, umgeben von Buben und Mädchen mit Matrosentracht und Schiffahrtsabzeichen. Dann die Gruppe Schottland, ähnlich zusammengesetzt, in bunter Hochländerkleidung, endlich Irland in Grün, die Begleiter mit großen roten Hauben. Jede Gruppe kam von links her an der Tribüne vorübergeschritten bis zur Mitte, um dann im rechten Winkel auf die Bühne gegenüber sich zuzuwenden. In buntem Wechsel folgten in ähnlichen Gruppen alle britischen Kolonien. Kanada kam als Ackerbauland mit Weizengarben und Feldgeräten, Südafrika zeigte Symbole des Gold- und Diamantenbergbaus, Australien erschien mit kleinen Cowboys, Westindien mit Negergesichtern, Panamahüten und tropischen Früchten; Gibraltar kam spanisch: eine Anzahl hübscher, feurig aussehender Frauen und Mädchen, mit bunten Mantillen, Kastagnetten und Weintrauben. So ging es fort, in schier endloser Folge, ein grandioser Ausdruck der weltumspannenden Größe des britischen Reiches. Auch dieses Spiel war sicher nicht ohne Absicht der Herrschenden gegeben. An der Herrlichkeit dieses Reiches teilnehmen, ein Glied darin sein zu dürfen mit dem Anschein der Gleichberechtigung, sollte der Eindruck für die indischen Zuschauer sein. Und vielleicht war es auch nicht unnützlich, dem Erben der deutschen Kaiserkrone einmal so etwas vorzuführen.

Bisher hatte ich von Marglay und ihren Schwestern nichts gewahrt. Sollten sie mir in irgendeiner der Gruppen unerkannt geblieben sein? Jetzt aber kam als Sondergruppe unter den Kolonien Birma an die Reihe, und eine Bewegung ging durch die Zuschauer. Anders als die übrigen, weit zahlreicher besetzten Gruppen, wurde dies Land lediglich durch die drei Prinzessinnen-Schwestern dargestellt. Ganz einfach, aber in zierlichste birmanische Tracht gekleidet, schimmernd in zarter heller Seide, kamen sie langsamen Schrittes herangewandelt, große Blüten im Haar, ihre Sarongs ein wenig auf dem Rasen nachschleppend. Über den Häuptern hielten sie die vielstrahligen, durchscheinenden Sonnenschirme ihres Landes, die ihre Figuren mit einem feinen rötlichen Schimmer überhauchten. Die gerade zum Untergange sich neigende Sonne, die wie in den Tropen so oft alles wie mit bengalischem Feuer übergoß, tat ihr übriges, um das Bild der drei zierlichen gelbrötlichen Figuren auf der grünen Fläche vor uns noch reizender zu gestalten. Ihr ruhiger Gang hatte einen so fürstlichen Anstand, wie ihn kein Tanzmeister hätte beibringen können. Und als sie nun bis zu dem Punkt gegenüber der Kronprinzenloge gekommen waren, wo sie wie die anderen hätten halblinks sich zur Bühne wenden sollen, uns den Rücken kehrend, da wandten sie sich mit einem Male umgekehrt nach uns zu und führten alle drei zur Loge hin eine tiefe, feierliche, tadellos gelungene Hofverbeugung aus. Dann erst schritten sie gelassen der Bühne zu. Diese offenbar improvisierte Einlage wirkte so überraschend und reizend, das Ganze schien so deutlich zu sagen: „Diesen unsern ganzen Aufzug, Kronprinz, machen wir für dich; für die Masse würden wir uns so nicht gegeben haben; ihr gegenüber gehören du und wir doch zueinander," daß der Kronprinz ein leidenschaftliches Händeklatschen begann, in das die ganze Versammlung einstimmte. Die drei kleinen Prinzessinnen hatten unbestritten den stärksten Erfolg des Abends.

Noch einige weitere Gruppen folgten und vollendeten, die Bühne ersteigend, das dort allmählich entstehende große Gesamtbild, die Verherrlichung Großbritanniens. Die Musik spielte, die Reiterscharen, die Prunkelefanten, die Elfenbeinhauer jetzt mit angezündeten Lampions behängt, sammelten sich zur Schlußapotheose — das Fest war zu Ende.

Der Kronprinz begab sich von seiner Loge zu den Schauspielern und dankte ihnen persönlich, was eine große Begeisterung hervorrief. Der Leiter des Festspiels ergriff die

Gelegenheit, um zugleich ein Hoch auf den deutschen Kaiser auszubringen, dessen Geburtstag heute sei und der seinen Sohn nach Indien geschickt habe. Das Publikum brach in eine stürmische Ovation für den Kronprinzen aus; die Ritter und Reisigen des Schauspiels rissen ihre Säbel aus den Scheiden, die Elefanten hoben ihre Rüssel und ihre beleuchteten Stoßzähne, die bunte Menge schwenkte aufgeregt Tücher und Hände.

Der Kronprinz bestieg dann sein Automobil, hielt aber noch einmal an der Loge der Limbins, um dort zum Erfolg der jungen Damen seinen Glückwunsch zu sagen, und verließ den Festplatz. Allmählich begann sich auch das Publikum zu verlaufen, Rosse und Elefanten sollten fortgeführt werden. Da kamen mit einem Male die drei kleinsten Limbinmädel herangestürmt, fielen über mich her wie eine lustige Horde und schleppten mich zum Festplatz hinunter. Drunten stand Marglay in ihrem birmanischen Kostüm, reizender anzusehen als je, in ihrer zierlichen Grazie, strahlend im Nachglanz des Erfolgs, und nahm lächelnd meine Komplimente entgegen.

„War's wirklich hübsch? Haben wir's gut gemacht? Hat es Ihnen gefallen? Das ist schön." Dann sagte sie: „Wissen Sie, was ich furchtbar gerne möchte? Ich möchte, daß wir beide einmal auf dem großen Elefanten ritten." Ich erwiderte, daß ich das auch ausgezeichnet finden würde, die Möglichkeit dazu aber nicht einsähe. Marglay aber lachte. „Lassen Sie mich nur machen."

Sie zog mich mit sich zu dem Manager des Festes, der noch vor der Bühne Anordnung gab und sagte zu ihm: „This is Dr. Wegener from the Crownprince's party; he wants to ride on the big elephant." So ein Racker!

Der Inder machte sofort eine tiefe Verbeugung und gab die erforderlichen Anweisungen. Der Elefant Kaiser Akbas, der noch die goldene Hauda trug, wurde noch einmal herangeführt, die Leiter angesetzt, beide klommen wir hinauf und setzten uns nun auf denselben Hochsitz, wo vor kurzem der große Mogul und seine Sultana gesessen hatten. Der Mahaut zwischen den Ohren des Tieres gab das Zeichen, und nun schritt das mächtige Tier, schwer und klirrend in seinem Prunk, mit uns dahin. Marglay war außer sich, wie trunken vom Vergnügen, sie klatschte in die Hände und, den Herold nachahmend, schrie sie jubelnd mit ihrer hellen Stimme einmal über das andere: „His Majesty! — the Emperor of India! — Akbar the great!"

Ich legte meinen Arm um ihre Hüfte, denn der Hauda-Aufbau wogte im Schritt des Tieres hin und her, und — sie war so reizend. Einen Augenblick fühlte ich, wie das gertenhaft schlanke und biegsame, warme Körperchen unter der dünnen Seide in unwillkürlicher jungfräulicher Scheu sich zurückzog; aber nur einen Augenblick; dann überließ sie sich mir vertraulich. Ich hütete mich wohl, sie fester zu fassen, als aus dem Bedürfnis des Halts erklärlich war, und so ritten wir, im Glanze der letzten Lichter des Festes, miteinander mehrere Male auf dem Rasenplatz hin und her, bis der Mahaut wieder an den Tribünen hielt und ich die kleine Prinzessin zu ihren Eltern zurückführte.

Am folgenden Tage fuhr die kronprinzliche Reisegesellschaft nach Lucknow weiter. —

Liebe kleine Prinzessin, ich dachte an dich auf der verzauberten Stätte des goldenen Palastes von Mándalay. Und alles Spukhafte, Unverständliche daran verschwand mir. Ich wußte jetzt, daß in diesen goldschimmernden Bretterhallen, in diesen glitzernden Spiegelkammern, in diesen bizarren Tropfsteingärten doch Menschen gelebt hatten, ganz wie wir selber, mit unserm Denken und Fühlen, unserm Lächeln und Schluchzen, unserm Blut und Herzschlag. Menschen gewiß mit heftigen Leidenschaften — wie bei uns, aber auch mit Grazie und Güte — wie bei uns. Und wenn diese Leidenschaften manchmal Taten auslösten, die bei unseren gesitteten Fürstenhöfen in — seien wir vorsichtig und sagen: Mitteleuropa nicht mehr vorkommen, so liegt das nicht an einer grundanderen Natur jener Menschen, sondern nur am Unterschied äußerer Umstände. — Und ich dachte daran, was für ein wunderliches Geschöpf doch eigentlich das zweibeinige Lebewesen Mensch ist; mit was für verschiedenem Mummenschanz er sein Dasein auf diesem Erdenball überall umgibt, und wie er dabei doch überall sich so ähnlich bleibt.

Liebe arme kleine Prinzessin, ich dachte an dich an dieser öden Stätte unwiderruflichen Verfalls. Was wird einmal aus deinem eigenen kleinen Leben voll feiner Anmut und Grazie? Auf immer bist du entwurzelt wie eine Lotosblüte, die auf einem Strom dahintreibt; so freundlich auch die fremden weißen Eroberer zu dir im Exil sind, weil du jung und selber freundlich bist, sie werden dich nie ganz zu den Ihrigen rechnen. Auch die Liebe wird darin nichts ändern, denn nach dem unerbittlich starren Sittengesetz der englischen Gesellschaft in Indien ist ein Ehebund mit einer Farbigen, sei sie wer sie wolle, vollkommen ausgeschlossen. Und kehrst du in deine Heimat zurück, so bist du, fürchte ich, erst recht wurzellos, denn die europäische Erziehung hat dich auch deinem eigenen Volk dauernd entfremdet.

Du bist reizend wie eines der schönsten künstlerischen Gebilde von Mándalay. Aber dein Schicksal ist das ihrige. Wie die goldenen Herrlichkeiten des schweigenden Palastes von Mándalay langsam verblassen und sich auflösen, so versinkt und vergeht auch unweigerlich dein heut in alle Winde versprengtes Geschlecht, das darin gelebt hat, Zweig um Zweig und Blüte um Blüte. Mögen deine Blütenjahre wenigstens noch so freundlich sein, wie ich es dir wünsche.




Die Frau ohne Alltag

Roman von Hanns von Zobeltitz

(Schluß)

Marianne war bei Walter Goethe gewesen.

Wenn sie in die Stadt kam — Ritters lebten jetzt noch mehr als früher auf den Gütern — ging sie gern zu dem Einsamen, um den fast alle, die er geliebt, gestorben waren. Bisweilen, selten traf sie sich dort oben in der Mansarde mit Grittendorff. Auch heute hatte sie ihn erwartet, aber er war nicht gekommen.

Wohl eine Stunde saß sie trotzdem bei dem alten, gebrechlichen Herrn auf dem einzigen Stuhl, der in dem Stübchen frei war. Alles andere — Tische, Stühle, selbst das Sofa — war bergehoch mit Büchern bedeckt. Er kauerte am Ofen, ein Glas Wasser vor sich, aus dem er ab und zu ein Schlückchen trank. Tiefe Stille war um ihn. Fast machte er den Eindruck eines schon halb Abgeschiedenen. Aber wenn er sprach, belebte sich das unschöne, große Antlitz, und die dunklen Augen leuchteten von Herzensgüte.

Er lebte in der Vergangenheit, in seinen Erinnerungen, mit seinen Büchern. Aber er war voll menschlichen Verstehens und voller Nachsicht. Manchmal, wenn Grittendorff sich wie zufällig einfand, hatte er ein kleines verstohlenes Lächeln, fast so, wie der Großvater über die Schwächen der Mitmenschen gelächelt haben mochte. Sagte auch: „Sie sollten öfter kommen, lieber Bernhard — und auch Sie, meine gnädigste Frau.“

Sie waren ihr lieb geworden, die Stunden bei dem alten Herrn — lieb auch, wenn sie mit ihm allein blieb. Denn sie fühlte, er hatte in diesen letzten Jahren Zuneigung zu ihr gewonnen und Vertrauen. „Bei Ihnen weiß man: das Leben hat Sie Schweigen gelehrt,“ meinte er wohl, zog in seiner altmodisch zeremoniellen Art ihre Hand an seine Lippen und sprach mit ihr selbst von Dingen, über die er sonst alle Welt im ungewissen hielt, über des Gewaltigen Hinterlassenschaft. Wie recht er, der Vielverkannte, hatte: ja, das Leben hatte sie schweigen gelehrt ...

Für alles, was sie anging, zeigte er Interesse. Auch heut hatte er wieder nach Else gefragt und sich der guten Nachricht gefreut, daß Herr Adebar nun schon zum zweiten Male „die junge Frau in die große Zeh gebissen habe“, wie er's lächelnd nannte. „Sie junge Grand'mère —“

Statt jeder Antwort faßte sie mit beiden Händen an die Schläfen. Weiß schimmerte es dort, seit Jahren schon. Aber er schüttelte den Kopf, der so seltsam mächtig gegen die zierliche, schmächtige Gestalt erschien. „Alter und Jugend, gnädigste Frau, sind relative Begriffe.“ Dann fügte er doch, ein wenig wehmütig, hinzu: „Es gibt freilich eine Grenze. An der steht man und wartet auf den großen Abschluß. Aber davon sind Sie noch weit, weit entfernt.“

„Wer kann das wissen, lieber Herr von Goethe?“

Da hob er die zierlichen Hände. „Niemand kann es wissen — niemand — sicherlich. Nur ahnen und hoffen dürfen wir und wünschen. Und für Sie, Frau Marianne, erhoff' und wünsch' ich, recht aus Herzensgrund, daß Sie sich noch lange, lange Jahre Ihrer Enkelkinder erfreuen mögen. In meiner Einsamkeit denk' ich oft daran, wie glücklich mein Großvater war, wenn er uns um sich hatte. Wie gütig und nachsichtig er war, auch wenn unsere kindliche Ungeduld ihn quälte. Wenn wir bei ihm saßen, dem Unermüdlichen, unten in seinem Arbeitszimmer, zu seinen Füßen oder auf seinem Schoß, Wolf und Alma und ich, und die Mäulchen nicht halten konnten. Er freute sich der Abendsonne, er wärmte sich an ihr. Mir ist nichts von all dem beschieden gewesen. Nichts — und der Rest ist Schweigen —“

Langsam war sie die steilen Treppen hinabgestiegen, in tiefen Gedanken. Vielleicht hatte sie zum letzten Male bei dem gütigen Greise gesessen, der so still und ergeben an dem rätselvollen Schicksalslose



Maria Feodorowna, Gemahlin Pauls I. von Rußland

Gemälde von Johann Baptist Lampi d. Ä.
(geb. 1751 in Romeno, gest. 1830 in Wien)

(Aus der Darmstädter Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst)

trug, der Enkel des Allzugewaltigen zu sein. Vielleicht hatte ihr Fuß zum letzten Male die niedrige Mansarde betreten, in der dies Leben dahinsiechte, diese anima candida, die von so wenigen recht gekannt und von so manchem, der sie zu kennen glaubte, verkannt war, ‚... und der Rest war Schweigen ...‘ Aber wenn sich diese Augen, in denen dann und wann ein Aufglänzen an das Leuchten in den Wunderaugen des Großvaters gemahnen mochte — wenn sich diese Augen für immer geschlossen: dann, wußte sie, dann würde das deutsche Volk erkennen, wie der Einsame unermeßliche Schätze als getreuer Hüter bewahrt hatte.

Auf der Wendung der großen Freitreppe zum Erdgeschoß sah sie Grittendorff.

Fast hatte Marianne vergessen, daß er sie bei Walter Goethe treffen wollte.

Er winkte, sprang jugendlich elastisch die Stufen ihr entgegen. „Verzeih, Marianne. Graf Beust war bei mir. Wir hatten uns lange nicht gesehen, und er konnte kein Ende finden. Wie auf Kohlen hab' ich gesessen.“

Sie reichte ihm die Hand. Ganz flüchtig nur dachte sie: ‚Einst — einst hätte keine Macht der Welt dich festhalten können, wenn du zu mir wolltest.‘ Fast ohne Bitterkeit, ganz ohne Vorwurf dachte sie das. Die Zeit hatte sie nicht nur das Schweigen, hatte sie auch gelehrt, daß sich alles, alles wandeln muß.

„Unser alter Freund hätte sich sehr gefreut, dich zu sehen —“ sagte sie. „Ich fand ihn äußerst gebrechlich.“

„Ich hörte davon. Nächstens besuch' ich ihn. Vielleicht morgen schon. Du warst in Tronsdorf? Es geht gut dort?“

„Gottlob — ja, Bernhard. Else ist munter, und die Buben gedeihen.“

Er nickte flüchtig. So flüchtig, daß sie unwillkürlich wieder dachte: ‚Wie hätte er ehedem gefragt? Alles hätte er wissen wollen! Alles, was mein Herz und meine Seele berührt! Nun gleitet er darüber hin wie über das Alltäglichste. Und seine Gedanken sind anderswo.‘ Aber sie dachte doch auch: ‚Es muß wohl so sein ...‘

„Hast du Zeit, Marianne? Ich begleite dich nach Hause. Das Wetter ist so schön — wir machen einen kleinen Umweg durch den Park.“

Sie wollte verneinen. Aber sie bejahte. Die Sehnsucht nach einer kargen Stunde des Zusammenseins war zu stark in ihr. Seit langen Wochen hatten sie sich nicht gesehen. Und wenn er sie nichts zu fragen, ihr nichts zu sagen hatte: für sie gab es hundert Dinge, die sich nicht auf einem Bogen weißen Papiers erledigen ließen, bei denen man im engsten Gedankenaustausch sich in die Augen schauen mußte. Großes und Kleines: und mochte das eine oder andere Große klein werden in solch einer Stunde — manch Kleines wuchs und wuchs zu gleicher Zeit, Gutes und Arges, Leid und Freud. Auch Freude! Ja, auch Freude! Denn so arm war man doch nicht, daß nicht ein wenig Glück übrigblieb, zu schätzen und zu hegen als doppelt, als dreifach kostbares Gut. Und dabei auch Liebe! Auch Liebe! Sie begehrte ja nicht mehr Leidenschaft. Nein! Nein! In jeder Ehe wandelte sich wohl die Liebe in Freundschaft. Warum sollte es in ihrem Bunde anders sein? Das hoffte, das fühlte, das wußte sie: treue Freundschaft, innige Zuneigung waren auch in ihm geblieben. Wie hätte sie leben können ohne dies Bewußtsein!

An der Ilm gingen sie entlang durch den Park, in dem sich verstohlen der erste Frühling regte. Und es war nun wie immer: allmählich entzündete sich sein Interesse wieder an allem, was sie anging. Er wurde lebhafter, sein Gesicht gewann Spannung. Manchmal, wenn sie ihn heimlich von der Seite ansah, wunderte sie sich, wie jung sich dieses Gesicht erhalten, wie wenig es sich verändert hatte. Das Haar war weiß geworden, aber die Haut war glatt geblieben und rosig. Fast ein wenig, ein klein wenig Neid war in ihr. Sie wußte, daß sie noch als eine schöne Frau gelten konnte. Aber sie wußte auch, daß sie an der Grenze stand, in jenen Übergangsjahren, wo die schönste Frau Matrone zu werden beginnt. Doch er, er blieb ewig jung, blieb elastisch und frisch.

Von Tronsdorf berichtete sie. Bergler war ein tüchtiger, eifriger Landwirt geworden. Else blühte nach dem zweiten Wochenbett auf wie eine Rose. Eine glückselige Mutter war sie und eine glückliche Frau.

„Du siehst, Marianne, wie recht ich

hatte," sagte er lebhaft, mit leisem Triumph. „Wie hast du für sie gefürchtet! Und nichts von all deinen Sorgen ist eingetroffen. Ihr Frauen, auch die klügsten, seid immer ein wenig Kassandranaturen. Ihr seht schwarz in schwarz. Das Leben hat gar nicht so viele Schatten, wie ihr annehmt."

Sie sah vor sich hin, antwortete nicht gleich. „Else ist klüger, als ihre Mutter war," meinte sie dann langsam. „Lebensklüger ... vielleicht ist sie das geworden, weil sie ein warnendes Beispiel vor Augen hatte. Vielleicht ist das alles auch nur Temperamentssache. Sie lenkt ihren Konrad, wie sie will und mag, und sie läßt ihn dabei in dem angenehmen Wahn, daß er, er allein der Herr im Hause sei. Sie greift nie in die Wolken, sie bleibt, anders als ich, immer auf der Erde. Aber die Erde weiß sie sich schön zu gestalten, nach ihrem Sinn. Was will ich mehr: sie ist glücklich!"

„Und du, Marianne? Du — und Else?"

„Was soll ich sagen, Bernhard? Es bleibt da ein Rest, der wohl nie ganz aufgehen wird. Es gibt Dinge, über die Else und ich nie sprechen können, und manchmal, meine ich, sind ihre Augen immer noch mit einem stummen Vorwurf auf mich gerichtet. Du wirst mich schon verstehen. Ich muß das tragen. Aber äußerlich ist alles ausgeglichen. Und ich habe meine lieben Enkel —"

„Du junge Großmutter!"

Es war dasselbe Wort, das der einsame Greis in der Mansarde gebraucht hatte. Aber es klang anders. Es war ein Unterton drin, fast wie verhaltener Spott.

Vielleicht empfand er das selbst. Weh tun wollte er ihr nicht. Nur das nicht! Immer ihre Empfindsamkeit schonen, ihre zarte Seele. Wahrhaftig, das durfte sie erwarten. Und hastig fuhr er fort: „Wirklich, du junge Großmama! Wer's nicht wüßte —"

„Ach laß, Bernhard —" bat sie.

„Warum soll ich das nicht sagen? Also die Buben sind nett? Du verwöhnst sie gewiß rasend."

„Das ist wohl das Vorrecht aller Großmütter."

„Niemand wird es ihnen streitig machen. Übrigens, Marianne, ich möchte deinen Kassandrablick noch in anderer Hinsicht ad absurdum führen. Vorgestern traf ich Max im ‚Erbprinzen'. Er hatte irgendeine Besorgung in der Stadt. Ich finde, daß er viel verständiger wurde, seit ihr ihn bei euch habt."

Sie seufzte leise. „Ich wollte, es wäre so. Mein Mann ... Ritter findet es auch. Aber Mutteraugen sehen schärfer: oberflächliche Tünche ist's, die euch besticht. Er ist artig und gutherzig, hat leidliche Manieren. Das ist alles. Seine Augen werden nie über den Alltag hinausschauen lernen. Wenn er doch einmal eine Leidenschaft zeigen, eine große Torheit begehen wollte: jubeln würde ich!"

„Beruf' es nicht, Marianne."

„Nein — nein! Auch von ihm wird man sagen müssen: er ward geboren, lebte — und starb. Mein Sohn! Was hab' ich mir, damals, als er mir geschenkt wurde, in all meinen Seelennöten von ihm erträumt und erhofft! Das süßeste Kind war er. Und ist mir nun wesensfremd. Ach, Bernhard, das Leben ist so schwer!"

Grittendorff blieb plötzlich stehen. „Die Großherzogin —"

Gerade vor ihnen kam die hohe Frau, nur von Frau von Watzdorf begleitet, um die nächste Wegbiegung, kaum dreißig Schritt entfernt.

Sie mußte das Paar sehen und erkennen. Und wenn nicht sie, so ihre Staatsdame. Es schien auch, als neige Frau von Watzdorf sich zur Königlichen Hoheit, als flüstere sie ihr etwas zu.

Grittendorff faßte schon an den Hutrand, trat ein wenig zur Seite.

Da bog die Großherzogin plötzlich in einen schmalen Seitenpfad ein.

Es war so ostentativ, es ließ nur eine einzige Deutung zu.

Marianne schoß das Blut ins Gesicht. Sie sah auf Grittendorff: er nagte an der Unterlippe.

„Gehen wir weiter, Marianne ..." sagte er kurz.

Sie tat mühsam einige Schritte, mußte stehenbleiben, Atem schöpfen.

„Also so verfemt bin ich schon!" stieß sie leise hervor.

Tief war ihr der Kopf auf die Brust gesunken.

„Es scheint: wir beide sind es!"

„Ach — ihr Männer! Euch sieht man

alles nach. Noch ganz anderes. Aber über eine arme Frau, die ihren eigenen Weg zu gehen wagt, die sich selbst ein Glück zu zimmern sucht ... mein Gott: ein Glück! — über die wird der weiße Stab gebrochen. Mir galt dies Ausweichen. Mir allein!"

„Sei nicht so bitter, liebe, gute Marianne."

Sie stöhnte auf. „Ich sollte nicht bitter sein?! Wär's eine andere, die mir das antut, ich würde lachen. Vielleicht würde ich lachen. Aber die Großherzogin! Immer war sie gütig zu mir, gnädig — solange ich in Weimar bin. Und nun das! Mir das! In die Erde möchte ich sinken ..."

„Und hast mir doch oft gesagt: was schiert uns die Welt?"

„Ja ... was sagt man nicht? Was glaubt man nicht? Ich brauche ja diese Welt nicht. Kann jemand zurückgezogener leben als ich? Aber dann kommt doch der Tag, wo man die scheuen Blicke oder ein spöttisches Lächeln fühlt, das brennt wie höllisches Feuer. Und schließlich solch eine Demütigung —"

„Sie traf mich wie dich."

„Nein, Bernhard. Es war nur auf mich gezielt. Warum das nicht aussprechen: auf die unmoralische Frau. Von der Kanzel herunter müßte man gegen sie predigen. Du . . . wenn du morgen der Frau Großherzogin begegnest, läßt sie gewiß die Gelegenheit nicht vorüber, mit dem berühmten Causeur ein paar geistreiche Worte zu wechseln. Und du wirst lächeln und plaudern und vergessen, was man mir angetan hat! Du! Wie könntest du anders?"

„Marianne, beruhige dich. Wir sind nicht allein im Park."

Ja — sie sah es: es kamen Leute, Bürger aus der Stadt, eine Bonne mit einer Schar Küken, ein paar Fremde.

„Es ist schon gut, Bernhard. Schon gut? Ich bin ja ruhig. Ich werde auch das überwinden, wie ich so vieles überwunden habe. Komm ... wir können weiter gehen."

Schweigend gingen sie. Sie hörte, wie er seinen Stock auf dem Kies nachschleppen ließ. Es gab ein ganz leises, kreischendes Geräusch. Ansehen, ihm ins Gesicht sehen mochte sie nicht. Aber sie fühlte, es war ein Kampf in ihm, ein mühsam verhaltener Widerwillen.

Dann, als die Hofgärtnerei in Sicht kam, sprach er zum ersten Male wieder, wie beiläufig, aus Höflichkeit, nur um etwas zu sagen: „Liszt geht es nicht gut —"

Sie zog die Achseln hoch. Was war ihr heut Liszt?

„Er ist fast blind. Seine neueste Verehrerin war mit ihm in Halle bei Professor Volkmann. Er soll Wassersucht konstatiert haben —"

Sie antwortete immer noch nicht. Was war ihr Liszt?

„Dabei schont er sich nicht. Die Zahl der Schüler und der Adoranten ist freilich zusammengeschmolzen —"

Als sie an der Hofgärtnerei vorübergehen wollten, traten aus der Pforte zwei Damen heraus. Die eine kannte Marianne. Es war die „schwarze Katz'", wie sie in der Gesellschaft genannt wurde, des Meisters letzte Freundin. Hochmütig wie immer, das bleiche unschöne Gesicht unter dem dunklen Haar geradeaus gerichtet, schritt sie. Die andere war Marianne ganz fremd.

Grittendorff hatte den Hut gezogen.

Die „Katz'" neigte kaum merklich den Kopf. Aber ihre Begleiterin dankte mit einem liebenswürdigen Lächeln. So wie eine Dame nur einen guten Bekannten wiedergrüßt.

Eine Dame war sie. Ohne Zweifel. Eine hochgewachsene, schlanke Erscheinung, sehr elegant, nicht mehr ganz jung, Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre vielleicht. Ein feines Rassegesicht. Das üppige Haar hellblond, der Teint frisch, die Augen groß und leuchtend —

Wie im Fluge hatte Marianne das erfaßt. Sie wußte selbst nicht, warum die Fremde sie interessierte. Ihre Gedanken waren soeben noch auf ganz anderen Wegen gewesen. Nun fragte sie doch: „Wer war das?"

„Ach so . . . Frau von Brunneck, eine junge Witwe. Sie ist seit einiger Zeit hier. Dilettantin, wie man mir erzählte. Aber sie darf dann und wann Liszt etwas vorspielen . . . wenn die schwarze Katze es gnädigst erlaubt."

Was er sagte, wie er es sagte, war so ganz harmlos. Und dennoch fragte sie weiter: „Du hast sie kennen gelernt?" Und wußte doch, daß das selbstverständlich war:

sonst hätte die Fremde seinen Gruß nicht erwidert.

„Ja, Marianne. Sie logiert im ‚Erbprinzen‘. Ich bin seit zwei Wochen wieder einmal zu dem schrecklichen Table d'hote dort verdammt und wurde ihr gelegentlich vorgestellt. Wenn ich mich recht erinnere, durch Herrn Göllerich — auch einen Lisztschüler.“

Fast zu beflissen, fand sie, gab er Auskunft. Er glaubte doch nicht etwa, daß sie eifersüchtig sein könne? Du lieber Gott — eifersüchtig —

Sie standen nun vor dem Ritterschen Stadthaus. Und er bat: „Wann sehe ich dich wieder, Marianne?“

Jetzt antwortete sie hastig: „Ich fahre heut nachmittag schon nach Osterhausen. Was soll ich in Weimar? Mir ist, als wäre ich jetzt eine Stunde lang Spießruten gelaufen.“

„Marianne! Wie du das sagst! Willst du mir einen Vorwurf machen?“

„Nein! Nein! Aber, bitte, laß mich jetzt . . . Adieu . . .“

Einen Moment konnte er noch ihre Hand halten. Dann huschte sie über die Straße.

⌘ ⌘ ⌘

Else hatte auch darin recht gehabt: seit sie sich ausgeschaltet, war die äußere Gemeinsamkeit zwischen Ritter und Marianne erträglicher geworden. Die Jahre hatten ein übriges getan. Sie begegneten sich mit großer Rücksicht. Allmählich, fast von selbst, hatten sie sogar manche Gewohnheiten aus früherer Zeit wieder aufgenommen. Sie saßen an den langen Abenden beisammen, im Herbst, im Frühling in seinem Arbeitszimmer, im Sommer auf der großen Terrasse hinter dem Hause. Sie besprachen wirtschaftliche Angelegenheiten gemeinsam; er las wohl auch, in seiner langsamen Art, die sie früher so gepeinigt, den einen oder anderen Artikel aus der Zeitung vor. Schließlich hatte er eines Abends das Brettspiel geholt. Und sie tat ihm gern den kleinen Gefallen, mit ihm eine Partie Domino zu spielen.

Bisweilen wunderte sie sich doch, im Zurückdenken, über seine Langmut, über seine Nachsicht. Es hatte früher Stunden gegeben, in denen sie meinte: ‚Er läßt mir meine Freiheit, weil es ihm so bequem ist.‘ Augenblicke, in denen sie sich sagte: ‚Was will er denn? Ich bin ihm Hausdame, Wirtschafterin — das genügt ihm vollkommen. Er konnte im ersten Moment des Erkennens aufbrausen. Aber sein Denken ist wohl gar nicht subtil genug, um mich und mein Tun ganz zu verstehen. Viel zu phlegmatisch ist er, um sich darüber zu erregen.‘

Nun wußte sie es besser. Nun hatte sie doch erkannt, daß er litt. Nicht so hart wohl, wie andere Männer gelitten hätten. Seine schwerfällige Art mochte ihm tragen helfen. Marianne dachte auch: ‚In ihm muß sich die Erinnerung durchgerungen haben, wie er einst die Widerstrebende, halb Gezwungene an sich gerissen hat. Der weit Ältere, der längst über alle Leidenschaft hinaus war, nahm mich ja nicht einmal aus Liebe, nicht im heißen Begehren. Aus Eitelkeit wollte er mich haben, die jung und elegant war und die die Leute schön und geistreich nannten. Er mag wohl einsehen, daß er unrecht tat.‘ Aber es war nicht nur das. In den Jahren des Alleinseins hatte sie mehr und mehr seine selbstlose Güte empfunden, die schlichte Herzensgüte, die in diesem Riesen lebte. Er mußte gut sein, er konnte nicht anders. Er unterschied dabei vielleicht nicht einmal diffizil. Er war zärtlich und nachsichtig gegen die Seinen, wie er gut und hilfreich gegen seine Leute war, ja wie er seine Pferde, die Bäume seiner Forsten, das Getreide auf seinen Feldern, die Blumen im Park hegte und pflegte. Eine Kinderseele wohnte in dem breitschultrigen Mann, der nun hart an der Grenze des Greisenalters stand. Marianne wurde oft seltsam weich, wenn sie auf sein schlohweißes Haupt sah: ‚Warum mußte ich dir so weh tun! Mein Gott — ich mußte ja . . . ich mußte . . .‘

Seit einem Jahr war der Sohn bei ihnen. Keine Schule, kein Privatunterricht hatten ihn vorwärtsgebracht. Bei der ersten militärischen Stellung war er als geistig unentwickelt vom Dienst befreit worden. Der Versuch, ihn auf einer großherzoglichen Domäne als Lehrling unterzubringen, scheiterte kläglich.

Man sah ihm nicht an, wie sehr er in seiner geistigen Entwicklung zurückgeblieben war. Er hatte die kräftige Gestalt des Vaters und das feine vornehme Gesicht der Mutter. Er wußte sich leidlich zu bewegen,

fiel in Gesellschaft kaum auf. Aber er war töricht, grenzenlos töricht.

Ein Sorgenkind! Ritter gab sich auf seine Art die größte Mühe mit ihm und lebte im väterlichen Optimismus in immer neuen Hoffnungen. Marianne hatte jede Hoffnung begraben. Vor Jahr und Tag noch klammerte sie sich an den Gedanken, Max könnte wie der Vater ein guter Landwirt werden. Jetzt lag der Unterschied zwischen Vater und Sohn klar vor ihr: ihr Mann besaß in seinem beschränkten Kreise die lebhaftesten Interessen und noch jetzt, trotz seiner Jahre, einen Riesenfleiß; er beherrschte sein Arbeitsgebiet vollkommen; er war sogar mit der Zeit mitgegangen. Max war völlig interesselos und träge; was ihm aufgetragen wurde, führte er stets unvollkommen aus. Er hatte höchstens Sinn dafür, eine gewisse kindliche Eitelkeit, sich gut anzuziehen, wußte seine Krawatte und die Schleifen seiner Lackschuhe geschickt zu binden. Wie er etwa auch mit langsamen, aber sicheren Händen ein Vogelbauer zurechtzubasteln begann, um das halbfertige bald in irgendeine Ecke zu stellen.

Ein Sorgenkind —

Sorgenkinder sind den Müttern meist besonders ans Herz gewachsen. Aber das war das Schmerzlichste für Marianne: sie konnte ihr Mutterherz nicht mehr voll einsetzen für dies Kind. Wäre Max kränklich gewesen, leidend, ein Krüppel, sie würde sich aufgeopfert haben für ihn; nicht von seinem Lager wäre sie gewichen, keiner fremden Hand hätte sie seine Pflege anvertraut. Dieser kerngesunde, starke Jüngling wurde ihr wesensfremder von Tag zu Tag. Sie mußte sich zwingen, gut zu ihm zu sein. Selbst zum Mitleid mußte sie sich zwingen. Mitleid? Brauchte er denn Mitleid? Er fühlte nichts von seiner Beschränktheit. Er empfand es höchstens als unbequem, daß man Leistungen von ihm verlangte, die zu erfüllen ihm schwer wurde. Aber er schüttelte auch diese Unbequemlichkeiten ab wie sommerliche Regentropfen. Er aß und trank und dämmerte scheu durch seine Tage.

In den schlaflosen Nächten aber, die wie Verhängnis oder Buße durch Mariannes Leben gingen, glitten immer wieder die Worte der alten Babette durch ihren Sinn: ‚Er kann nichts davor.‘ Und sie dachte der Zeit, da sie Max unter dem Herzen getragen: der tiefen Gleichgültigkeit, die damals auf ihrer Ehe gelegen. War auch das ihre Schuld, daß sie ihm keine Spur ihres Geistes vererbt hatte?

Ritter schickte den Sohn bisweilen mit kleinen Aufträgen in die Stadt. Manchmal gab er ihm einen der Inspektoren mit, manchmal ließ er ihn allein fahren, mit einem Zettel, auf dem die Besorgungen, die er ausführen sollte, genau verzeichnet waren. Er war schon froh, wenn Max sie einigermaßen richtig ausführte. „Es wird werden,“ sagte er dann. „Er gibt sich Mühe.“

Etwa vierzehn Tage nach Mariannes letztem Besuch in Weimar war Max wieder einmal dort gewesen.

Sie saßen am nächsten Morgen beim Frühstück, und er sollte dem Vater berichten. Es ging sehr langsam, Ritter mußte nach jeder Kleinigkeit fragen. Aber er kam doch zum Ziel. Eigentlich war alles ordnungsmäßig erledigt. Und mit einer leisen Genugtuung darüber fragte Ritter schließlich: „Nun, mein Junge, was gibt's denn sonst Neues in dem alten Nest?“

Er erwartete vielleicht gar keine Antwort. Aber Max meinte plötzlich: „Ja, Papa ... Exzellenz Grittendorff heiratet —“

Aus Mariannes Hand glitt klirrend das Messer auf den Teller.

„Was schwatzt du für Unsinn, Max!“ sagte Ritter heftig.

Sie saß steif aufgerichtet, raffte all ihre Kraft zusammen. Ihr war's, als sollte sie ersticken. Oder als müßte sie aufschreien. Und sie sah doch, wie durch einen Schleier, der dichter und dichter wurde, in ihres Mannes Gesicht einen seltsamen Zug, fast wie des Mitleids.

„Das ist kein Unsinn, Papa.“ Max verstand den Vater nicht. Warum wurde er so heftig? „Ich mußte doch etwas frühstücken. Ja ... ich ging also nach dem ‚Russischen Hof‘. Siehst du ... und da saßen Leute am Nebentisch, die erzählten ganz laut davon. Onkel Grittendorff heiratet. Nach Rußland, erzählten die Leute. Es war sogar ein Offizier dabei.“

Er wollte noch weitersprechen. Aber Ritter schnitt ihm scharf das Wort ab. „Ein Märchen, mein Junge. In Weimar wird immer geklatscht.“

„Aber, Papa —"

„Laß nur! Sag' mir lieber, wann will Heymann die zwanzig Hammel abnehmen? Natürlich, auf allerlei albernen Unsinn hörst du, aber das Wichtigste vergißt du immer!"

Marianne hatte das Messer wieder aufgenommen. Sie mußte, mußte sich irgendwie zu tun machen, schob an dem Geschirr, griff nach der Butterdose. Aber ihre Hände zitterten, flogen. Immer dunkler wurde der Schleier vor ihren Augen. Ein paar Feuerräder drehten sich darin. Die Sinne wollten ihr schwinden. ‚Nur nicht ohnmächtig werden! Nur jetzt nicht zusammenbrechen,' dachte sie. Und dachte zugleich: ‚Er hat die Wahrheit gesprochen! Er hat die Wahrheit gesprochen!'

Ritter sprach, gegen seine Gewohnheit, fast unausgesetzt auf Max ein. Sie hörte es wie von weither: gleichgültiges Zeug, allerlei Wirtschaftliches. Vielleicht wußte er selbst nicht, was er sprach, wollte nur Max nicht mehr zu Worte kommen lassen. Denn der saß da, mit weitaufgerissenen Augen und hängendem Kinn: was hatte der Vater nur?

Schließlich schickte er ihn weg. „Laß dir gleich den Braunen satteln. Du reitest nach Esterdorf und bestellst Jacobi, daß er morgen früh um acht Uhr mich am Hagen 13 erwarten soll. Hast du verstanden? Morgen früh acht Uhr ... am Hagen 13. Mach', daß du wegkommst. Zu Mittag mußt du wieder hier sein."

Als der Sohn das Zimmer verlassen hatte, stand Ritter auf. Er ging ein paar Male im Zimmer auf und ab, die breiten Hände auf dem Rücken geschlossen. Immer tat er das, wenn er irgend etwas geistig verarbeiten wollte. Er war doch erregt ... es war so seltsam, was der Junge herausgeplappert hatte. Gut nur, daß er ihn nicht hatte weiterreden lassen ...

Dann kam er zu Marianne, die in tiefem Sinnen, mit hängendem Kopf saß. Sanft legte er ihr die Hand auf die Schulter. „Geh auf dein Zimmer, Marianne," sagte er leise. „Leg' dich ein wenig hin. Soll ich dir Babette schicken? Nein, die Alte nicht ... aber komm, ich werd' dich hinüberbringen ..."

Sie stand langsam, mühsam auf, mußte sich stützen, sagte doch: „Laß nur, Otto ... ich danke dir. Die dummen Nerven — aber es geht schon ..."

Er sah sie an. Wie eine Schwerkranke erschien sie ihm.

„Ja ... die Nerven, Marianne. Ich merk's manchmal jetzt auch. Infame Bestien. Halt dich nur fest an meinem Arm ... wenigstens bis zur Tür. So ... und nun ruh' dich. Ich schick' dir die Josepha. Nicht die alte Hexe ... die Josepha schicke ich ... ja ..."

Bis in ihr Zimmer hatte sie sich geschleppt. Nein, das Mädchen sollte jetzt nicht kommen ... niemand wollte sie sehen, keine Stimme hören. Allein sein, nur allein sein. Die Vorhänge ließ sie herunter mit ihren zitternden Händen, die bald kalt waren wie Eis, bald brannten wie Feuer. Dunkel sollte es sein, ganz dunkel. Sie konnte das Licht nicht ertragen, so schmerzten die Augen. Auf das Bett warf sie sich, preßte die Handballen fest, fest gegen die Schläfen, hinter denen es hämmerte, als ob sich drinnen etwas loslösen wollte, das sie halten mußte.

Es war ja Wahrheit! Wahrheit!

Nein! Nein! Tollheit war's, Klatsch, elender Tratsch! Die Weimaraner hecheln ja immer ...

Es konnte, es durfte nicht sein ... nicht wahr sein!

Und es war doch ... war doch wahr ... sie hatte es ja schon seit langem gewußt ...

Vor sich hin starrte sie. Wollte die Augen schließen, riß die Lider immer wieder auf. Durch die Vorhänge stahl sich ein schmaler Lichtstreifen, ein Sonnenstrahl, tanzte zitternd an der Wand, als wollte er ihrer spotten. Den mußte sie anschauen, es zwang sie, sie konnte nicht anders. Er blendete sie, er schmerzte. Aber sie mußte, mußte seinem flimmernden Spiel folgen ...

Ja ... seit Wochen, seit zwei langen Wochen hatte sie es geahnt, gewußt. Seit jener Begegnung vor der Hofgärtnerei, seit seinen Worten, die so gleichgültig klingen sollten ... diesen falschen, heuchlerischen Worten.

Nein! Nein! Länger schon wußte sie es. Nicht das Greifbare, nicht das Positive, nicht die Tatsache. Aber daß alles, alles anders geworden. Daß in seinem Leben nur Episode gewesen, was ihr das Leben selbst war. Daß er sich von ihr entfernte, entfremdete. Seit Jahren vielleicht schon, langsam, allmählich, Schritt um Schritt.

Nein! Nein! Es konnte dennoch nicht sein. Es war unmöglich. Sie hielt ihn ja doch, mit tausend Banden hielt sie ihn. Mit diesen Banden, gewebt in einem langen Jahrzehnt, aus Liebe und Treue, aus Hingebung, aus Zärtlichkeit, aus allem, allem, was sie ihm geistig war, aus allen Opfern, die sie ihm gebracht hatte.

Er war doch nicht schlecht! Er war doch nicht so schlecht, daß er sie verlassen konnte. Er wußte doch, daß er ihr sieben Schwerter ins Herz stieß, wenn er sie verließ. Selbstsüchtig war er — war er immer gewesen. Aber das konnte er ihr nicht antun. Das nicht! Das nimmermehr! Hatte er nicht geschworen, mit heiligen Eiden, ihren Bund zu halten für das ganze Leben?

‚Was will ich denn? Wahrhaftig: nicht mehr himmelstürmende Leidenschaft. Die gehört der Jugend. Die durfte verrauschen, die war verrauscht. Es hatte alles seine Zeit. Es mag in keiner Ehe anders sein. Die Jahre kommen und gehen. Das heiße, immer neue Begehren taucht unter. Aber die höhere Treue muß gewahrt bleiben, das Einssein, das sich nicht teilen läßt . . .‘

Die Sonnensplitter tanzten an der hellen Wand. Verschwanden, tauchten wieder auf. Und sie starrte auf die farbigen Lichter, auf diesen gleißenden Schein, der wie im Spiel durch das Zimmer huschte. War so auch das Leben, war so auch das Glück? Ein irrer, leuchtender Strahl, der sich nicht fangen und nicht halten ließ?

Und dann hämmerte es wieder hinter ihren Schläfen. Die Worte, die Max gesprochen, die sie nimmer, nimmer vergessen würde, hämmerten: ‚Exzellenz Grittendorff heiratet . . .‘

Er, gerade er, Max, das Unglückskind, mußte ihr diese Nachricht bringen. War auch das Schicksal, Verhängnis, Buße und Strafe?

‚— Onkel Grittendorff heiratet. Nach Rußland, sagen die Leute . . .‘

Ja, so sah sie aus. Eine Deutsch-Russin mochte sie sein, aus dem Baltenlande. Da gab es diese schlanken Frauen, diese blonden Frauen mit den großen leuchtenden Augen und dem rosigen Teint. Frauen, die sich nicht geben, die keine Leidenschaft kennen, aber alle Sinne zu entzünden wissen. Frauen, die geheiratet werden wollen . . .

‚O, wie ich sie hasse!

‚Nein! Nein! Warum soll ich sie hassen? Sie weiß nichts davon, daß hier eine Armselige liegt und klagt und zum Himmel schreien möchte! Eine Unglückliche und Verlassene —

‚Eine Verlassene! Nach zehn Jahren der Treue. Nach so vielem Leid! Wo ich endlich glaubte, ein Stück sicheren Landes gefunden zu haben und ein wenig Ruhe und Frieden . . . Abendfrieden —

‚Frieden? Ach, gab er mir denn je, je Frieden? Rüttelte er nicht immer an meiner Seele? In all den Jahren, seit wir uns vereinten, war ja ein stetes Hasten und Ringen, ein unaufhörlicher Kampf. Solange ich mich jung fühlte . . . ja . . . und lebenshungrig war, da trugen die Liebe und die Sehnsucht mich darüber hin. Da war dies Hasten und Ringen Erlösung vom Alltag, unter dem ich gelitten, da waren all die verborgenen Heimlichkeiten Glück. Einen Menschen so lieb haben, ist immer Glück. Mag es trügerisch sein und voller Dornen: Glück ist es doch.

‚Frieden aber und Ruhe waren nie bei uns. Was mir von Frieden wurde, das war hier . . . hier . . .‘

Draußen mochten die Wolken am Frühlingshimmel vorüberziehen. Das leuchtende Spiel an der Wand war erloschen. Kühles Dämmerlicht füllte das Zimmer.

Marianne konnte endlich, endlich die heißen Augen schließen. Die Pulse klopften noch, aber die Glieder zuckten nicht mehr. Sie lag ganz still.

Und wieder hörte sie, wie von fernher, die Worte: ‚Grittendorff heiratet . . .‘ Doch sie sah nicht mehr die blöden Augen ihres Sohnes. Sie sah das breite gute Gesicht ihres Mannes und fühlte, wie sein Blick mitleidig auf ihr ruhte.

Den Blick des Einfältigen fühlte sie. Und wußte nun, wie sie diese Einfalt recht zu verstehen hatte: ‚denn ihrer ist das Himmelreich . . .‘

Lange, lange lag sie so, mit den schmalen, durchsichtigen Händen auf der Brust.

Bis dann, endlich, aus tausend Schmerzen ihr Entschluß geboren ward.

⌘ ⌘ ⌘

Nach Tiefurt sollte er kommen. In einem kurzen Billett hatte sie ihn gebeten: „Ich muß Dich sprechen!“

In dem stillen Tiefurt hatten sie glückselige Stunden verlebt. Oben, in den niedrigen Stübchen der Herzogin Amalia, zwischen dem uralten Gerümpel, an das sich noch keine ordnende, sichtende Hand gewagt, den verstaubten Möbeln, die Goethes Hand berührt, den zerschlissenen Seidentapeten, all dem Bric-à-Brac, das hier aufgespeichert war, verblichenen Kupfern, kleinen Medaillons in zierlichen Goldrahmen, bunten Frankenthaler Porzellanen. Glückselige Stunden im weiten Park, am flüsternden Bach, unter den schattigen Baumriesen. An den Wochentagen störte niemand hier auf den verschlungenen Pfaden, die am Hang emporklimmen. Höchstens daß ein paar Fremde eilig von Ort zu Ort schritten. Damals: was scherten sie die Fremden? Damals: was scherte sie die Welt?

Nun saß sie auf der steinernen Bank jenseits der Brücke, wo sie so oft miteinander gesessen. Die breite Wiese lag vor ihr im ersten keuschen Frühlingsgrün; die Ilm sang leise ihr Lied. Die Sonne, die es seltsam gut meinte in diesen Märztagen, leuchtete.

Marianne war absichtlich zu früh gekommen. Sie wollte sich noch einmal sammeln,. ehe sie zu ihm sprach — zum letzten Male. Denn sie fühlte: es war das letztemal!

Das Herz tat ihr weh. Mit allen Fasern hing dies Herz ja an ihm. Der Verstand sagte es, aber das Herz konnte noch nicht fassen, daß die Stunde gekommen war, in der es zu scheiden galt. Es schmerzte und zuckte. Wie sie so saß und sann, all den Jahren nach, mit ihrem Glück und ihrem Leid: von dem Tage an, da sie ihm zum ersten Male wieder bei dem kleinen Hofkonzert der Großherzogin begegnet, wollten Hoffnungen und Erwartungen immer aufs neue in ihr emporkeimen. Mühsam und traurig drängte sie sie zurück. Das Ende war da; es frommte nicht, Kartenhäuser aufzubauen. Sie konnte ihn nicht halten, sie wollte ihn nicht halten. Sie wußte es: auch wenn es dir gelingt, aus der Asche noch einmal das Feuer anzufachen, der nächste Windstoß löscht die armselige Flamme aus.

Noch begriff sie nicht alles. Empfand wohl dunkel und weh, daß der Mann langsamer altert als das schneller aufblühende Weib; daß gerade Bernhards elastischer Natur eine Lebenskraft geblieben war, mit der sie nicht mehr wetteifern konnte; daß an ihr vielerlei Sorgen genagt hatten, die ihm erspart waren; daß frische blühende Jugend ihn immer bezauberte und auch jetzt gewann. Aber das war nicht alles, war im Grunde so wenig, war doch nur Äußerliches. Immer hatte sie geglaubt, ihr Seelenbund sei auf festerem Fundament gegründet, auf edlerer Grundlage. Er müßte gerade darum Dauer haben und Bestand bis ans Ende ihrer Tage — ‚bis daß der Tod uns scheidet‘. Nun zwang sich in ihr, weh und qualvoll, die Erkenntnis herauf, daß solch einem Bund die letzte, heilige Weihe fehlte. O, sie wußte ja, sie hatte es durchlebt, daß auch die Ehe, die vor dem Altar geschlossen, von heißen Stürmen bedroht und erschüttert werden kann; vielleicht sogar eine Ehe, die innige Liebe gefügt hat. Und dennoch, dennoch: der Unterschied war riesengroß. Die Bande, die eine Ehe umschlossen, mochten zu drückenden Fesseln werden. Der Halt aber, den sie boten, der hielt unendlich fester als jeder andere, brach nicht so leicht in Trümmer. Auf ihm allein konnte sich das Köstlichste, die Familie, aufbauen —

Sie wehrte sich. Nein, keine Selbstvorwürfe in dieser Stunde. Nicht das Einzelschicksal verallgemeinern. Sie wollte tragen, was ihr beschieden war. Nicht klein sein, nicht engherzig —

Und plötzlich schoß ihr die Erinnerung durch den Sinn an eine Stunde, in der sie das kleine Gartenhaus besucht, wie sie gemeinsam den Denkspruch gelesen,, den Goethe der geliebten Frau in den Fels gegraben:

‚Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!‘

Jubel war damals in ihren Herzen gewesen. Nicht daß sie ihr Sich-Finden mit dem Schicksal Goethes und der Frau von Stein verglichen hätten. Aber der Vergleich hatte dennoch, mit geheimer Macht, in ihren Seelen gelebt. Angeschaut hatten sie sich leuchtenden Auges und waren sich in die Arme gesunken.

Daran dachte Marianne. Gleich aber auch daran, wie jene beiden geschieden.



Maria Charlotte Amalie von Sachsen-Gotha

Gemälde von Johann Georg Ziesenis

Aus der Darmstädter Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst

Und sie gelobte sich das eine: ‚Ich will ihn nicht schmähen, wie Charlotte den schmähte, der sie verließ. Und wenn mir das Herz darüber brechen sollte —‘

Da sah sie ihn kommen.

Langsam schritt er vom Schlößchen herüber. Den Stock in der rechten Hand ließ er nachschleppen. Das Einglas trug er im Auge, aber er suchte sie nicht. Sein Blick irrte bald rechts, bald links, auf den Rändern des Rasens entlang.

Nun war er auf der Brücke, blieb einen Augenblick stehen, als müsse er tief, tief Atem schöpfen. Jetzt konnte sie in seinem Gesicht lesen. Wie sie dies Gesicht kannte, jeden Zug, jeden Ausdruck! Leicht gerötet war es. Die Mundwinkel scharf zusammengepreßt und nach unten gezogen, ganz schmal die Lippen. Leidend sah er aus, wie ein Mensch, der Schweres durchlebt, der vor Schwerem steht. O ... es wurde ihm nicht leicht. Gewiß, auch er hatte gerungen und gekämpft! Diese zehn Jahre — zehn Jahre! — konnte auch er nicht aus seiner Seele löschen, wie ein Knabe Ziffern von seiner Tafel löscht.

Und ihr Herz schrie noch einmal: ‚Wie kann es nur sein?!‘

Jetzt schritt er weiter. Nun fand sein Auge sie. Und sie stand auf, ging ihm ein paar kleine Schritte entgegen.

Er hatte den Hut gezogen, faßte nach ihrer Hand. „Du wolltest mich sprechen, liebe Marianne —“ Fest hielt er die Hand umspannt, als wollte er sie nicht mehr loslassen. Aber er sah sie nicht an. Tief hatte er den Kopf gesenkt, blickte zur Erde.

Sie fühlte den harten, heißen Puls, der bis in seine Fingerspitzen schlug. Die Adern auf seiner Schläfe zeichneten sich dunkel ab. Auf der Stirn krausten sich dicke Falten.

Sein Herz schlug wie das ihre. Zehn Jahre ... zehn Jahre.

Ruhig hatte sie sein wollen und gefaßt. Alle Kraft hatte sie gesammelt. Ruhig wollte sie zu ihm sprechen. Gefaßt hören, was er sagte. Keine Vorwürfe sollten ihm weh tun. Nur Abschied nehmen ... Abschied nehmen ...

Aber nun brach es doch wie ein Wehschrei von ihren Lippen: „Bernhard — ist es wahr, was die Leute sagen? Du willst dich verheiraten?“

Seine Hand zuckte, krampfte zusammen.

„Ja ... Marianne ...“ sagte er leise.

„Mit ... mit Frau von Brunneck?“

„Ja ... Marianne ...“

Sie schwiegen beide. Als wäre nun alles gesagt, was sie sich zu sagen hatten.

Er hielt noch immer ihre Rechte. Noch tiefer beugte er sich, wollte sie küssen. Sie riß die Hand zurück und sprach endlich, gebeugt, in tiefem Schmerz: „Aus fremdem Munde mußte ich das erfahren ...“

Seine Rechte, die die ihre gehalten, war schlaff herabgesunken. Nun griff sie nach dem Stock in der anderen Hand, in einer unbewußten Bewegung. Er schob die scharfe Stockspitze langsam auf dem Wegkies hin und her. Sein Blick blieb am Boden, folgte scheinbar den krausen Linien, die der Stock dort zog, winzig engen Kreisen, die sich wie Kettenglieder aneinander reihten. Und dabei sagte er: „Es war unrecht, daß ich schwieg. Unrecht gegen dich, wie alles, was ich tat, unrecht ist. Ich kann nichts, als dich um Verzeihung bitten. An deine Nachsicht, an deine große Güte muß ich mich wenden. Wie es gekommen ist, kann ich dir freilich nicht sagen. Du weißt ja, es gibt rätselhafte Gewalten, die sich nicht erklären lassen. Marianne ...“

Die Hände hatte sie fest ineinander geschlossen. „Sieh mich an, Bernhard! Sieh mich endlich an! Du liebst sie ... so liebst du sie —“

Nur auf einen Moment sah er auf. Gleich wieder senkten sich die schweren Lider. Aber in diesem einen kurzen Augenblick erfaßte sie einen Zug in seinem Gesicht, der ihr, in dieser Sekunde, weher tat, als alles andere: ein ironisches Aufblitzen der Augen, ein skeptisches Zucken der schmalen Lippen.

„Ja, Marianne ... ich liebe sie. Es wird wohl so sein ...“ sagte er.

— es wird wohl so sein ...

Also das war es. So war es. Was sie geahnt hatte, ward ihr nun traurige Gewißheit. Traurig für sie — traurig für ihn —

Es gab kein inneres, kein geistiges Band zwischen ihm und der anderen. Nur die Sinne trieben ihn zu der frischen, jungen Schönheit. Die liebe Eitelkeit hatte ihn aufgepeitscht. Und er fand keinen anderen Weg zu ihr als über Standesamt und Altar.

Wie armselig, wie furchtbar traurig war das alles.

Er zeichnete wieder seine Figuren in den Kies. Und sprach dabei, nun doch im Gefühl, erklären, entschuldigen zu müssen: „Ja, es gibt rätselhafte, geheimnisvolle Gewalten, Marianne. Sie spielen mit uns, mit uns ewigen Kindern! Wir müssen, wie sie wollen; sie zwingen uns. Nie hätt' ich das selber für möglich gehalten. Aber da kam es und war da und war berauschender Wein, Zaubertrank, der wieder jung macht. Ich hab' mich gewehrt! Wie ich mich gesträubt habe und gewehrt! An dein Bild hab' ich mich festgeklammert, an alle Erinnerungen. Aber es half nichts, es half nichts."

Er blinzelte unter den schweren Lidern zu ihr auf, sah gleich wieder zu Boden.

„Ja . . . dann kam freilich ein anderes hinzu, Marianne. Ich muß dir auch das sagen, um ganz ehrlich zu sein: die Vereinsamung, in die ich allmählich hier hineingeraten bin. In diesem Nest. Meine Generation ist im Absterben. Ein paar alte Knacker sind übrig, ein paar alte Frauen. Langweilig — langweilig und interessselos. An Geselligkeit brauchte es mir nicht zu fehlen, aber an Gesellschaft. Ich hatte ja dich. Aber wann seh' ich dich? Wann konnte ich dich sprechen? Immer rarer hast du dich gemacht, immer seltener bist du gekommen. Das ist kein Vorwurf. Alles andere eher. Aber Tatsache ist es. Siehst du, Marianne . . . und dann kam doch auch, mehr und mehr, das Bedürfnis nach einer Häuslichkeit, nach der sogenannten Frauenhand. Diese endlosen Abende! Ich habe die elenden Kneipen immer gehaßt, dies Salbadern und Kannegießen mit gleichgültigen Menschen. Aber Abend für Abend allein zu Hause . . ."

Er sprach und sprach.

Nur einmal hatte sie ihn unterbrochen, hatte die Hände gegen die schmerzenden Schläfen gehoben. „Genug — genug, Bernhard. Ich kann es nicht mehr hören . . ."

Aber er sprach weiter. Es war, als ob er sie nicht verstünde.

Und sie — sie hätte ihm soviel zu sagen, zu entgegnen gehabt. Doch sie fühlte, daß alles nutzlos war. Er hatte seinen Entschluß gefaßt, war gebunden. Alles, was er sprach, umschrieb die Tatsache nur. Und markten mit ihm? Nein! Nein! All ihr Stolz bäumte sich dagegen auf.

Nun schwieg er endlich. Seine letzten Worte wenigstens klangen in ihr nach: „Zürne mir nicht, Marianne."

Und sie sagte: „Glück wünschen kann ich dir nicht, Bernhard. Das geht über meine Kraft. Im Frieden aber will ich von dir scheiden. Gib mir noch einmal deine Hand — leb' wohl —"

Er griff nach ihrer Hand. Aber er schüttelte den Kopf. Ein Zug seltsamen Erstaunens erst, dann fast des Vorwurfs prägte sich in seinem Gesicht. „So darfst du nicht von mir gehen, liebe, liebe Marianne. Ich versteh' dich nicht. Das . . . das klang ja fast wie ein Abschied auf immer. Marianne, das kannst du nicht wollen!"

Sie sah ihn groß an: „Hast du anderes erwartet? . . . Laß mich gehen, Bernhard. Mach' mir diese Stunde nicht noch schwerer, als sie ist."

„Marianne!" rief er. „Marianne!"

All ihren Mut nahm sie zusammen. „Leb' wohl, Bernhard. Ja, für immer."

Sie suchte ihre Hand zu lösen. Aber er hielt sie fest. Er hielt sie fest wie in Herzensängsten. Nun sah er sie, zum ersten Male, voll an, und jetzt war nichts mehr von dem ironischen Ausdruck in seinen Augen. Nur ein furchtbares Erschrecken.

Der Stock, mit dem er gespielt, war zu Boden geglitten. Den Hut warf er nach. Mit beiden Händen umklammerte er ihre Rechte. Und wieder, wie zuerst, fühlte sie den harten Pulsschlag des Blutes in seinen Fingerspitzen.

„Für immer . . . du und ich?" stammelte er. „Das willst du mir antun? Das könntest du? Marianne . . . ich fasse es nicht . . . ich versteh' dich nicht . . ."

„Laß mich! Laß mich!"

„Nein, ich lasse dich nicht! Liebe, gütige Marianne! Es kann ja nicht sein. Du wirst mir verzeihen . . . Marianne, du wirst Luise kennen lernen — Freundinnen sollt ihr werden. Marianne, sie ist gut und klug, auch sie ging, so jung sie ist, schon durch eine Lebensschule. Ihr werdet euch lieb gewinnen . . ."

Sie sah es, sie empfand es: er war fassungslos.

‚Das ist wieder einmal die ganze Selbst-

sucht seines Charakters,' dachte sie bitter. ,Selbstsucht, die stärker ist als all seine Klugheit, Selbstsucht, die stärker ist als seine Freundschaft! Selbstsucht, die allezeit stärker war, ja stärker als seine Liebe! Die eine nehmen, und die andere nicht verlieren! Was verlangt er von mir? Gütig soll ich sein! Noch einmal mich selbst opfern!'

„Nein! Nein!" rief sie. „Ich kann nicht teilen. Lieber den dreifachen Tod!"

„Marianne! Gute, liebe Marianne!... Was soll ich dir sagen? Immer nur das eine: gute, liebe Marianne! Mein Herz ist so voll Dankbarkeit. Du erst hast meinem Leben Inhalt und Weihe gegeben! Und du willst mich nun von dir stoßen? Meine liebste Freundin sollst du bleiben! Zu der ich mich flüchten darf, wenn ich des Rats bedarf und der Hilfe. Der neue Lebensabschnitt erscheint mir selbst so voller Rätsel ... Marianne, gütige, liebe Marianne, sei du groß, wie du immer warst! Sei du barmherzig! Ich kann dich nicht lassen. Ich brauche dich. Mehr als je brauch' ich dich! Erbarme dich meiner!"

Wie rauschende Wellen schlugen die Worte an ihr Herz. Bebend stand er vor ihr. Er sprach die Wahrheit! Alles war Wahrheit! Es gab einen Augenblick, da wollte sie weich werden. Doch dann klang wieder sein Ich . . . Ich . . . Ich ihr entgegen. Er brauchte sie. Er konnte sie nicht entbehren. Er konnte sie nicht lassen. Nur an sich dachte er. Nicht an das Leid und die Schmerzen, die er ihr zufügte. Nicht an all die Opfer, die sie ihm gebracht hatte. Von Dankbarkeit sprach er. In tiefster Seele hatte er sie verwundet — und er sprach von Dankbarkeit? ,Wäre er einer Dirne ins Netz gelaufen, ich hätte lächeln können. Mitleid hätte ich gehabt. Nie bin ich kleinlich gewesen, nie hab' ich ihn mit Eifersucht gequält. Aber wissen, daß er in den Armen einer Frau ruht, mir gleich an Bildung, einer Frau, die er für wert erachtete, meine Freundin zu sein — o, was hält er für möglich? Wie verblendet er ist? Welch künstliche Lebensform hat sich sein Verstand zurechtgegrübelt? Wie tief will er mich erniedrigen!'

In ihrer Seele klangen dennoch die Mitleidssaiten. Denn das sah sie: eine Welt ging ihm in Trümmer. Vor ihr stand er wie ein gebrochener Mann, hielt ihre Hand, bedeckte sie wieder und wieder mit heißen Küssen. „Marianne! Liebe, gute Marianne. Hab' Gnade! Ich lasse dich nicht! Ich lasse dich nicht!"

Und sie sprach noch einmal, nicht mehr hart und bitter wie vorher — sanft und weich sprach sie und traurig: „Ich kann nicht teilen."

„Du sollst nicht teilen! Meine himmlische Liebe bleibst du allein. Marianne, denk' an die Vergangenheit! Willst du sie auslöschen mit einem Wort? All das, was wir uns waren? Laß einmal, einmal nur deinen Kassandrablick! Es wird alles gut werden, besser als je. Ich habe alles übersonnen. Neue Fäden werden sich knüpfen —

„— Sieh mich nicht so vorwurfsvoll an. Ich kann es nicht ertragen. Es bringt mich zur Verzweiflung. Überlege doch nur ruhig. Gönne dir, gönne uns Zeit. Weiter will ich nichts, heut nicht. Du wirst erkennen, wie sich alles zum Bessern wendet. Wir werden innerlich ruhiger sein. Auch die hämischen Klatschmäuler werden verstummen." Tief schöpfte er Atem. Flehte noch einmal: „Sei barmherzig, liebe, gütige Marianne . . . um all des Schönen, unvergeßlich Schönen willen, das uns wurde, sei barmherzig!"

Da sprach sie zum dritten Male, ruhig und gefaßt und bestimmt: „Ich bin keine Gräfin Gleichen ... ich kann nicht teilen."

Sie löste ihre Hand aus seinen widerstrebenden. Ringen mußte sie, daß sie frei wurde.

„Laß mich nun gehen, Bernhard. Leb' wohl!"

Sie wandte sich. Langsam ging sie, als hingen Bleigewichte an ihren Füßen, die wenigen Schritte bis zur Brücke. Dann eilte sie, von ungewisser Angst getrieben, den Steg zwischen den grünen Wiesen hinauf. Erst ganz nahe dem Schlößchen, als die Büsche sie deckten, blieb sie, hochaufatmend, stehen. Einmal noch mußte sie zurückblicken — einmal noch mußte sie ihn sehen.

An derselben Stelle, wo sie ihn verlassen, stand er; wie wenn ihr Lebewohl ihn dort gebannt hätte —

Da löste sich endlich der große Schmerz in ihr. Sie schluchzte laut auf.

Draußen, vor den Wirtschaftsgebäuden, hatte sie den Wagen halten lassen.

Und während sie durch den hellen Tag

fuhr, durch die strahlende Sonne, war es wie dunkle Nacht um sie her.

⌘ ⌘ ⌘

Einige Tage blieb Marianne in Osterhausen. Sie erschien äußerlich ganz ruhig. Aber in ihr tobte der Kampf. Unzufrieden war sie mit sich und wußte doch nicht, wie sie anders hätte handeln können. In dem einen Augenblick schalt sie sich hart und grausam und klein; im nächsten schrie es in ihr: ‚Ringen hättest du um ihn müssen; du durftest ihn nicht aufgeben. Dein mußte er bleiben. Warum hast du dich so unterschätzt und deine Macht?‘ Und wie sie sich wehrte und sträubte: es gab Momente, in denen die Eifersucht auf die andere, Fremde, dies junge Geschöpf, das mit kecker Hand in ihr Heiligtum griff, aufloderte, verzehrend heiß, bis zum Haß. Und wieder andere Augenblicke gab es, in denen das Mitleid sie überrieselte. Daß sie zärtlich seiner Eigenart nachsann, zu erklären, zu entschuldigen suchte. Bis, gleich darauf, das Bild der anderen, Fremden, Jungen wieder vor ihrer Seele auftauchte, wie sie sie gesehen, mit dem liebenswürdigen Lächeln in dem schönen Gesicht. ‚Nein! Nein! Ich kann nicht teilen! Ich nicht! Ich nimmermehr!‘

Dabei wartete sie von Tag zu Tag, in Sehnsucht und Angst auf eine Nachricht, auf einen Brief. Unmöglich, daß er nicht noch einmal schreiben sollte. Und wenn sie ihm das letzte Lebewohl gesagt: ein Abschiedswort von ihm mußte ihr doch noch werden! Aber wenn es nun kein Abschiedswort war? Wenn er aufs neue auf sie einstürmte mit seinen Bitten, mit seinem Flehn? Sie bebte, wenn sie das dachte. Woher die Kraft nehmen und den Mut, noch einmal nein zu sagen? Jedesmal, wenn die Posttasche kam, wenn Ritter oder Max die Zeitungen, die Briefe sortierten, jagte ihr Herz. Sie spähte über den Tisch hinüber nach seiner Handschrift. Und jedesmal schrie es in ihr: ‚Wie hältst du dich aufrecht, wenn dort ein glatter Umschlag liegt — die Anzeige seiner Verlobung?!‘

Nichts kam — nichts —

Manchmal, wenn sie mit ihrem Mann allein war, sah sie lange auf sein hinter einem Buch, hinter dem Zeitungsblatt halb verborgenes Gesicht. Dann drängte es sie zu ihm. Die zagende Reue wollte in ihr aufbrennen. ‚Geh hinüber, nimm seine Hand, sag' ihm alles. Sag' ihm, daß es aus ist zwischen dir und Bernhard. Er wird gut zu dir sein, wie er immer gut war. Er wird dir aus seinem schlichten Verstande heraus Mut zusprechen zu einem neuen Leben. Mit Tränen wohl im Auge, aber vielleicht auch mit einem frohen Lächeln auf den Lippen. Geh zu ihm — sag' ihm . . . sag' ihm, daß dein Herz voller guter Vorsätze ist —‘

Ja, wenn in diesem armen, wehen, zerrissenen Herzen nicht immer noch ein leiser, leiser Hoffnungsfunke geglüht hätte, ein Funke unter der Asche! Ja, wenn sie mit dem Abschiedswort alle Erinnerungen hätte aus diesem Herzen herausreißen können!

Niemand, niemand konnte ihr tragen helfen. Niemand sie trösten — niemand.

Gegen Ende der Woche kam sie zu ihrem Mann.

„Ich möchte auf einige Tage zu Else fahren. Ich sehne mich nach ihr und den Kindern. Du hast doch nichts dagegen?“

Er nickte. „Wie sollte ich, Mi!“ — ‚Mi‘ sagte er wieder. Seit unendlich langer Zeit: ‚Mi‘. — Und er sah sie bisweilen so seltsam an, wie in einer stummen Frage.

„Wann willst du fahren? Soll ich Else schreiben oder willst du ihr telegraphieren?“

„Nein, lieber nicht. Ich möchte sie überraschen.“

„Du weißt, Bergler ist zu einer Übung in Weimar einberufen. Übrigens: Wietersheim hat unsere Brigade bekommen. Ich las es gerade heut. Es wird große Freude sein.“

Wietersheim? Wie doch alles und jedes Erinnerungen wachrief. Bei Wietersheims hatte sie damals Grittendorff getroffen. Von Wietersheims aus hatte er sie damals nach dem Wittumspalais geführt.

Sie zwang sich: „Das freut auch mich, Otto. Im Elsaß haben sie sich gar nicht wohl gefühlt ... Dann fahre ich also morgen früh, wenn es dir recht ist.“

Mit ausgebreiteten Armen kam Else der Mutter entgegen. Ein wenig erstaunt, ein wenig erschrocken: „Du, Mama?! Und mit dem großen Koffer! Du willst also bei mir bleiben! Das ist ja zu schön!“

„Ausruhen möchte ich mich ein wenig bei euch.“

„Das sollst du. Komm nur, Mama. Herrgott, nichts ist vorbereitet. Warum hast du nicht telegraphiert? Dein Zimmer ... ja ... Sofort. Aber erst mußt du die Kinder sehen!"

Wie eine echte rechte Landfrau stand sie da: eine große weiße Schürze über dem Kleid, ein weißes Tuch um den Kopf. „Wie ich aussehe!" Sie lachte. „Wir haben Betten geschüttet. Komm nur, komm, Mama. Ich mach' mich gleich manierlicher. Aber die Kinder! Wo stecken die Buben denn? Minna ... Minna!"

Da kamen sie schon. Der älteste, Fünfjährige, kam aus dem Hause gelaufen, jubelnd: „Großmama! Großmama!" Den kleinen Alexander fuhr die berühmte Minna, die Perle, im Kinderwagen heran. Verträumt lag er in den weißen Kissen, blinzelte in die Welt. Einen blonden Schopf hatte er und ein rosiges rundes Gesichtel.

„Ist er nicht süß, Mama? Und so verständig — ganz der Vater. Aber nun hinaus mit den Gören. Otto, laß die Großmama. Großmama bleibt bei uns. Jetzt muß Großmama sich ruhen und frühstücken. Willst du wohl, du Nichtsnutz!"

Und dann saß die Großmama doch mit dem jüngsten Prinzen auf dem Schoß, hatte den Großen dicht, dicht neben sich — und vergaß auf ein paar Stunden die ganze Welt.

„Mama, die Rangen plagen dich."

„Ach Else, wie du so reden kannst. Ich bin so glücklich bei euch."

Der Große, Schwarze, der Otto, konnte schon Kobolz schießen und mußte sich natürlich produzieren. Er hatte auch einen Baukasten, und Großmama mußte sehen, wie schön er bauen konnte. Und eine Windmühle hatten ihm die Verwalterjungen geschnitzt, solch eine Windmühle gab es nicht zum zweiten Male. Und dann kam Minna, die Perle, mit dem Fläschchen für den kleinen Blondkopf, und die Großmama ließ es sich natürlich nicht nehmen, zu kosten und zu prüfen. „Elsekind, mir ist's, als wär' es gestern, daß ich dich im Arm hielt und die Flasche in dein süßes Mäulchen steckte ..."

Großmama hatte ein Tränchen und ein glückliches Lächeln dazu.

Aber das Elsekind war ein resolutes Frauchen geworden und sah mit den jungen scharfen Augen hinter dem glücklichen Lächeln die tiefe seelische Abspannung. Ein Weilchen wartete sie noch, selber stolz auf die Buben, dann hieß es: „Nun mußt du dich ruhen, Mama. Die Kinder laufen dir nicht davon. Der Alex kann's noch nicht, und Otto, du wirst es sehen, der hängt dir doch an den Rockschößen. Dein Zimmer ist bereit, ich bring' dich hinüber."

In Tronsdorf gab es kein Schloß mit mächtiger Front und hohen großen Sälen. Ein richtiges ländliches Herrenhaus bewohnten Berglers, erbaut noch zu Herzog Karl Augusts Zeiten, ziemlich geräumig, aber sehr schlicht. Ein Stockwerk nur, langgestreckt, mit ein paar Mansardenstuben darüber und einem hohen Ziegeldach, unter dem ein Labyrinth von Kammern und Kämmerchen eingeschachtelt war. Die Zimmer niedrig, mit mächtigen Kachelöfen und sparsamen Fenstern.

Es war alles andere eher als ein Prachtbau. Aber das Haus war bequem und behaglich, und Else hatte es allmählich ganz nach ihrem persönlichen Geschmack eingerichtet. Um ihre Ausstattung hatte sie sich gar nicht gekümmert, aber nun schaffte sie unermüdlich, putzte sich ihr Heim aus nach ihrem Sinn. Von Jahr zu Jahr war etwas hinzugekommen. Schwere tiefe Lehnstühle für das große Wohnzimmer, eine Nürnberger Kredenz im Speisezimmer, eine große Schlaguhr für den breiten Vorflur, hübsche Vorhänge, echte Teppiche, gute Stiche in schönen glatten Rahmen. Es war keineswegs einheitlich, aber es fügte sich alles hübsch zueinander. Und die junge Hausfrau hatte die rechte helle Freude am wachsenden Besitz.

Behaglich war's.

Und eine köstliche Ruhe war im Hause.

Marianne wenigstens meinte, seit undenklichen Zeiten nicht eine gleiche Ruhe genossen zu haben. Wie eine wohltätige Himmelsgabe erschien sie ihr, wie etwas ganz Wunderbares, etwas, das sie nicht mehr für möglich gehalten hätte. Nach all den Stürmen der letzten Zeit kam überwältigend ein stiller Frieden über sie, als ob die Natur nachzuholen, gutzumachen hätte. Sie fand wieder Schlaf, ohne daß jähe Träume sie schüttelten. Manchmal dachte sie an das, was hinter ihr lag, wie

an abgeschiedene Zeiten. Manchmal lächelte sie leise über sich selber: Alles hier war Alltag — und auch der Alltag hatte seinen Segen. Der vielgeschmähte —

Sie war oft allein, in ihrem kleinen Zimmer. Das Wetter schlug um; auf den auffallend milden März schien ein rauher April einzusetzen. Im Ofen bullerten die Buchenscheite. Sie lag auf dem Sofa, versuchte wohl auch ein wenig zu lesen. Aber das Buch entsank bald ihrer Hand, und sie träumte still vor sich hin. Wie die von schwerer Krankheit Genesenden träumen, die endlich, endlich wieder hoffend in die Zukunft schauen können.

Und wollte doch noch einmal die Vergangenheit aufflackern, dann ging Marianne hinüber zu den lieben Buben, die ja auch ihre Hoffnung waren. Oder sie ging zur Tochter.

Else hatte sehr viel zu tun. Von früh bis spät war sie tätig. Marianne fand: ganz anders wie sie selbst es gewesen. Sie hatte wohl auch in der Tätigkeit Ablenkung gesucht, aber sie hatte immer im großen Stil gelebt, angeordnet, dirigiert. Else rührte selbst die Hände, faßte mit an, kümmerte sich um alle Einzelheiten, um die ganze Innenwirtschaft, die Molkerei, den Hühnerhof, den Gemüsegarten. Jetzt, in Konrads Abwesenheit, ratschlagte sie an jedem Abend sogar mit dem Inspektor und sprach mit Gewicht von der Frühjahrsbestellung und wie die Wintersaat stünde.

Und doch ging sie nicht ganz im wirtschaftlichen Schaffen auf. Sie hatte ihr ‚Reservat‘, wie sie's scherzend nannte. In ihrem Bücherschrank standen, in schönen Einbänden, die neuesten literarischen Erscheinungen neben den Klassikern, und des Abends, wenn sie beisammen saßen, holte sie gern ihre großen Mappen vor mit Stichen und Photographien. Sie plante — „wenn wir erst so weit sind“ — eine längere Reise nach Italien und bereitete sich mit fast wissenschaftlichem Ernst darauf vor.

Einmal sagte Marianne: „Warum sprichst du nicht mit deinem Vater, Else? Er würde so glücklich sein, euch den Wunsch jetzt schon erfüllen zu können.“ Aber da schüttelte die junge Frau den Kopf: „Nein, nein, Mama! Du glaubst gar nicht, wie schön das ist, aus eignen Kräften vorwärtszukommen.“

Die Mutter erwiderte nichts. Aber sie empfand, wie recht Else hatte. Ihr war das Leben, war auch die Arbeit kein Spiel. Und wenn einmal eine Stunde kam, ein Tag, an dem ungewisse, zuckende Sehnsuchten sie packen wollten — welcher Frau blieben solche Stunden erspart? — dann scheuchte sie die mit festem Willen, wie man eingebildete Gespenster verjagt.

Es war keine Kluft mehr zwischen Mutter und Tochter. Aber trotzdem empfand Marianne täglich aufs neue: vergessen hatte Else nicht. Nichts in ihrem Wesen verriet das. Sie umsorgte die Mutter, wie sie nur vermochte. Die helle Freude leuchtete aus ihrem schönen Gesicht, das sich all seine köstliche Jugendfrische bewahrt hatte, wenn sie Großmutter und Enkel beieinander sah. Nur das zarte, empfindliche Mutterherz konnte fühlen, daß immer noch ein Fremdes, eine Wand zwischen ihnen stand. Die lieben Arme umschlossen sie wohl, aber doch nicht mit der innigen Zärtlichkeit wie einst. Und in den dunklen Augen lag bisweilen etwas wie eine stumme Frage.

In den ersten Tagen war Marianne zu schwach gewesen, um das recht zu bemerken. Ihr eigenes großes Anschlußbedürfnis hatte sie darüber hinweggetäuscht. Nun kam das heimlich süße Sehnen über sie, das letzte Fremde niederzureißen, endlich eine gute, feste Brücke zu schlagen. Else war Frau. Sie mußte aus anderen Augen schauen wie das junge Mädchen, anders empfinden, anders urteilen. Milder! Gerechter! Und manchmal, wenn sie plaudernd beieinander saßen, abends am Kamin, dünkte es Marianne, als warte Else. Sie war dann sehr lebhaft, fragte vielerlei über Italien, die Museen, die Kirchen, Land und Leute. Aber plötzlich brach sie ab, saß ganz still, sah mit leicht verschleierten Augen zur Mutter hinüber ... ja, sie wartete ... oder sie hätte gern selbst etwas gesagt, was sie doch nicht auszusprechen wagte.

Nie, niemals war der Name Grittendorff zwischen ihnen gefallen.

Nun mußte es sein — so schmerzlich schwer es war.

„Weißt du es schon: Exzellenz Grittendorff heiratet ...“

Else hatte eine ihrer großen Mappen auf den Knien. Sie sah nicht auf, schloß den

Deckel langsam, zog das Band zur Schleife. „Ja, Mama. Als Papa neulich hier war, hat er davon gesprochen. Und daß dich der Max so erschreckt hat. Aber ...“

Marianne überhörte das Aber. Sie unterbrach die Tochter, sprach schnell, hastend, mit umflorter Stimme. „Else, ich muß dir sagen: wir haben Abschied genommen. Alles ist aus zwischen mir und ihm. Und es ist gut so. Ja, es ist gut so ... meine liebe, liebe Else ...“

Die Mappe mit den römischen Ansichten glitt auf den Teppich. Else sprang auf, kam um den Tisch herum, der zwischen ihnen stand, kniete neben der Mutter nieder, legte beide Arme um sie: „Ich danke dir ...“ sagte sie innig. „Ja ... es ist gut so — alles wird jetzt besser werden. Alles, liebe, liebe Mama.“

Marianne beugte sich, küßte die Tochter auf die Stirn, sprach weiter, immer noch hastend, schnell, die Last abzuwälzen, die ihr auf dem Herzen lag: „Ach, Else, du konntest mich damals nicht verstehen, damals, als du mir soviel Leid zufügtest. Was wußtest du? Ich war ja so verlassen, so unglücklich, so arm, so leer. Und ich war noch jung, und in mir loderte es. Du weißt auch das nicht: ich bin einst mit ihm heimlich verlobt gewesen, erbarmungslos auseinandergezwungen wurden wir. Und da kam er wieder. Else, wenn es Sünde war — und es war gewiß Sünde —, ich habe soviel gelitten, ich habe so schwer gebüßt. Ich hoffe, Gott wird mir verzeihen ... und ihr alle werdet mir verzeihen — Ihr alle ...“

„Mama, meine liebe, einzige Mama! Gott ist gnädig. Und wir, wir haben dich so lieb ...“

Sie schwiegen beide. Fest hielten sie sich umschlungen.

Dann richtete sich Else langsam empor. Ihre Augen waren voll Tränen. Sie sah zur Mutter auf.

„Du wolltest mir noch etwas sagen, mein Kind? Sprich nur. Du wirst ja gut zu mir sein ...“

„Ja, Mama ...“ — es war ein banges Zögern in ihrer Stimme — „ich muß es dir wohl sagen. Es ist doch nicht so, wie du meinst. Erschrick nicht, liebe Mama — Konrad hat mir vor ein paar Tagen geschrieben. Exzellenz Grittendorff ist plötzlich nach dem Süden abgereist. In Weimar erzählt man sich, diese — diese Frau von Brunneck hätte ihm ... sie hätte ihm in letzter Stunde ihre Hand verweigert. Mama, liebe Mama, ich mußte es dir doch sagen ...“

Marianne war zusammengezuckt, wie von einem Schlage getroffen. Ihre Lippen öffneten sich, als wollte sie aufschreien. Ihr war, als dränge sich in einem einzigen Augenblick noch einmal ihr ganzes Leben zusammen.

„Mama,“ bat das Kind zu ihren Füßen, faßte wieder nach ihren Händen. „Liebe, liebe Mutter —“

Da sprach Marianne tonlos: „Alles ist Schicksal ... Der Arme ...“

⁂ ⁂ ⁂

Das war Freitag abend.

Am Sonnabend mittag traf ein Telegramm von Bergler ein, daß er über Sonntag nach Hause käme, um einmal „nach dem Rechten zu sehen“.

Die junge Frau war in einiger Aufregung. Mutter und Tochter hatten am Abend noch lange beieinander gesessen. Nicht daß sie viel gesprochen hätten: müde nur waren die Worte von Mariannes Lippen gefallen, und ihre Augen hatten wie rätselschwer in die Ferne gesehen. Aber Else hatte die Mutter nicht allein lassen wollen. Immer wieder hatte sie die lieben Hände gestreichelt, immer wiederholt: „Alles wird gut werden, Mama.“

Nun, am hellen lichten Tag, zwang sich Else ein wenig zur Heiterkeit.

„So sind die Männer! Als ob er nicht gestern schon hätte depeschieren können. Und weh mir, wenn nicht alles in Reih' und Glied ist. Streuselkuchen muß Mamsell backen. Natürlich will Konrad zum Kaffee seinen Streuselkuchen haben. Dabei wird er täglich dicker. Dieser entsetzlich materielle Mensch. Und abends Forellen. Und morgen Hühnchen mit saurer Sahne. Ich sage dir, Mama, der hat sich schon im voraus sein ganzes Programm zurechtgelegt. Das nennt er nach dem Rechten sehen. Herr Gott, wo ist mein Schlüsselbund? Regieren muß ich, wirtschaften ... für den allergnädigsten Gebieter ... Oberleutnant der Reserve —“

Dann kam sie in Hut und Mantel. „Ich fahre Konrad mit den Ponnies bis Bogen-

hagen entgegen und den Otto nehme ich mit. Seinen Erbprinzen kann er doch nicht früh genug sehen. Gegen den bin ich in seinen Augen Schnickschnack. Willst du mitkommen, Mutti?“

Marianne schüttelte den Kopf. Sie wollte zurückbleiben. „Wenn mir einsam werden sollte, geh' ich zu dem Kleinen.“

Sie sprach ganz ruhig. Sie schien ganz ruhig. Sie brachte die Tochter noch bis vor die Tür, bis zum Wagen. Else kutschierte selbst. Der Junge saß hinten beim Kutscher und machte einen mächtigen Lärm. „Papa kommt. Omama, Papa hat Uniform an. Papa bringt mir was mit. Weißt du was, Omama? Ein Segelschiff. Oder einen Schornsteinfeger.“

„Nun halt mal endlich deinen Schnabel, Otto,“ sagte Else, hatte die Zügel schon in der Hand. „Eine Rute wird der Papa dir mitbringen. Adieu, mein Muttchen!“

Die Pferde zogen an.

Marianne hatte in den Garten gehen wollen, doch nach wenigen Schritten kehrte sie um. Sie fröstelte trotz der Sonne, die sich endlich hervorgetraut hatte. Auf ihr Zimmer ging sie, nahm ein Buch. Aber sie konnte nicht lesen. Immer aufs neue tauchte sein Bild vor ihrer Seele auf.

— ja, alles war Schicksal . . .

— wie mußte es ihn getroffen haben?! Das eine — und das andere. Was blieb ihm nun? Sie sah ihn wieder vor sich stehen im Tiefurter Park, wie sie ihn zuletzt gesehen, Stock und Hut vor sich auf dem Erdboden, das Gesicht versteint. O, sie kannte ihn! Den ersten, schwersten Schmerz hatte er heruntergekämpft, der Trotz war jäh erwacht. Bitter, bitter mochte er aufgelacht haben: Die Welt ist weit und groß, Marianne. Ein Garten voller Blumen ist die Welt! Und er war zu der anderen gegangen, zu der Fremden, Jungen. In gleicher Stunde vielleicht. Und weil es die gleiche Stunde war, weil doch seine Seele noch nachbebte, fand er nicht das rechte Wort, nicht die rechte Stimmung, nicht die rechte Geste . . .

— Schicksal . . . Fügung. Vielleicht, vielleicht auch Strafe . . .

— Du Armer — du Ärmster . . .

Und nun? Nun?

Nun mochte er wieder bitter gelacht haben. Und wieder war der Trotz gekommen und der Skeptizismus. Die Welt ist groß, Marianne. Die Welt ist groß, meine schöne Frau von Brunneck. Risse im Bau muß man verkleben. Weh im Herzen muß man betäuben.

Nach dem Süden war er gefahren. Vielleicht stand er jetzt im Teufelsparadies am grünen Tisch, eine Mondaine rechts, eine Demimondaine links, und warf ein paar Goldstücke auf die Dreizehn. Unglück in der Liebe, Marianne, Glück im Spiel . . .

Vielleicht. Es kann sein. Aber vielleicht sitzt er auch auf einer einsamen Klippe an der Sonnenküste und starrt auf das unendliche Meer und spricht vor sich hin: ‚Schicksal, liebe Marianne. Verhängnis, schöne Frau von Brunneck . . .‘

Oder er, der überall Bekannte fand, war dort unten einem alten Freunde begegnet. Sie hatten in der Reserve von Beaulieu Austern gegessen und Champagner getrunken. Und nun schlürfte er den Schaum vom letzten Glase und sagte: „Alles ist eitel in der Welt, mein Lieber. Eitel und töricht. Das Törichtste und Eitelste aber ist das eigene Herz. Kaum daß es noch zu leben lohnt.“

— Du Armer! Du Ärmster . . .

Es litt sie nicht mehr im eigenen Zimmer. Sie ging hinüber zu dem kleinen Enkel, setzte sich an sein Bettchen, sah in das liebe Kindergesicht, das der Schlummer rosig anhauchte. Ihr fiel wieder ein, was der greise Walter Goethe gesagt hatte: „Sie junge Grand'-mère . . .“ und sie streichelte mit leiser, zärtlicher Hand den blonden Kindskopf. O — ihr lohnte es doch noch zu leben! Sie war nicht verlassen. Sie hatte das geliebte Elsekind, sie hatte die Enkel, die sie wachsen und gedeihen sehen konnte!

‚Junge Grand'-mère!‘

Dicht vor der Mitte der Vierzig stand sie. Seltsam, wie ihr das plötzlich durch den Sinn schoß: im Frühherbst jährte sich der Tag zum fünfundzwanzigsten Male, daß sie vor den Altar getreten war, mit dem Myrtenkranz im Haar und dem gebrochenen Herzen. Fünfundzwanzig Jahre, ein Vierteljahrhundert! Und wenn sie nun zurückdachte, dann drängten sich die Jahre zusammen, als wären sie im Fluge vorübergegangen. Und wenn sie ihr viel, viel Leid und Herzenskummer gebracht hatten, es war doch auch Glück dabei gewesen. Und



Waldbach

Gemälde von Prof. Peter Paul Müller

wenn kein anderes: ja, sie hatte Else, und ihr waren die Enkel beschieden worden, ihres Kindes Kinder, die sie lieb haben, in denen sie noch einmal jung werden durfte.

Sie war nicht arm. Nie war sie ganz arm gewesen. Immer hatte sie ein Heim besessen, fest gefügt und umhegt. Mochte es ihr oft als Fessel des Alltags erschienen sein: heut fühlte sie, daß solch ein Heim, daß die Familie der köstlichste Besitz ist. In ihm lag der Sonnenglanz für den Abend des Lebens — wenn die Kämpfe verrauscht waren und der Frieden kam.

Sie war nicht arm und verlassen wie er! — Du Armer! Du Ärmster . . .

Draußen rollte der Wagen auf die Rampe. Sie hörte, wie der Älteste jubelte. Der Vater mochte ihn gerade vom Sitz heben und durch die Luft schwenken voll Übermut. Und Elses Stimme hörte sie. Und der kleine Blondkopf schlug blinzelnd die Augen auf und krähte leise.

Marianne stand auf und ging den Kindern entgegen.

Im halbdunklen Flur traf sie auf die Tochter. Sie konnte ihr Gesicht nicht deutlich erkennen, aber die Hast, mit der sie ihr entgegenkam, erschreckte sie. Sie fühlte Elses Arme um ihren Hals, Elses Wange heiß an der ihren. „Meine liebe, meine einzige Mama . . .“

„— ich darf es dir ja nicht verschweigen, liebe, liebe Mutter . . . Grittendorff ist gestern abend in Cannes plötzlich gestorben.“

Else hielt sie.

Else führte sie zum nächsten Stuhl.

Schwer glitt sie nieder. Ihr Kopf sank gegen die Lehne. Mit geschlossenen Augen, wie in Ohnmacht, lag sie.

Aber sie hörte gleich Wellen, die von fernher kamen, alles, was um sie vorging. Hörte Konrad kommen. Hörte, wie er besorgt, vorwurfsvoll flüsterte: „Du bist zu unvorsichtig gewesen, Else.“ Hörte, wie er wieder ging, gleich zurückkam. Er mußte Kölnisches Wasser gebracht haben. „Mama . . . meine liebe, liebe Mutter,“ bat Else.

Und wieder flüsterte sie: — von Wietersheim stammte die Nachricht . . . er hatte sie Konrad mitgeteilt ... sie kam vom Hofmarschallamt . . . der Besitzer des Grand Hotel hatte telegraphiert . . . weshalb an das Hofmarschallamt, wußte niemand . . . in Cannes . . . ja . . . in Cannes . . . gestern abend . . .

Plötzlich richtete sich Marianne auf. Starrte in den halbdunklen Raum, auf das Zifferblatt der großen Schlaguhr, faßte mit beiden Händen an die Schläfen —

„Ich muß gleich reisen. Gleich! Laß anspannen, Konrad . . . bitte . . . und das Kursbuch . . .“

„Mama!“

„Ich muß! Konrad, du wirst mir Geld geben, ein paar tausend Mark. Hast du soviel im Hause? Else, den Koffer —“

In abgerissenen Sätzen sprach sie. Aber klar und bestimmt. Als ob sie schon alles überdacht hätte.

„Mama, ich laß' dich nicht allein reisen. Nimm mich mit.“

„Nein, nein, Else. Allein muß ich reisen . . . allein . . . Aber ich danke dir. Auch dir, lieber Konrad. Nur schnell! Der Wagen . . . und das Kursbuch. Ich muß den Abendschnellzug nach Frankfurt erreichen.“

Dann kam, auf einen Augenblick, die Schwäche noch einmal über sie. Sie sank zurück, schloß die Augen, stöhnte schmerzlich.

Aber gleich hatte sie sich gefaßt. Stand auf. Stützte sich auf die Schulter der Tochter. „Komm, meine Else. Hilf mir.“

Eine Stunde später saß sie im Wagen. Sie winkte Else noch einmal zu sich heran, ganz dicht, und leise, leise sprach sie zu ihr: „Sorgt euch nicht um mich.“ Beugte sich noch weiter vor: „Sorgt euch nicht um mich! Du siehst, ich bin ganz gefaßt. Else, liebe Else . . . ich habe Papa nicht mehr schreiben können . . . sag' du ihm . . . sag' du es ihm: ich hätte nicht anders gekonnt, es ist die letzte Pflicht, die ich zu erfüllen habe. Er möchte mich zu verstehen suchen . . . Ihr alle, alle müßt mich zu verstehen suchen —“

⌘ ⌘ ⌘

Ohne Unterbrechung fuhr sie. Aus dem herben deutschen Frühling in den hellen Sommer. Von Marseille an leuchtete die Sonne strahlend in die Wagenfenster. Dann und wann glänzte das blaue Meer zur Rechten in den felsigen Buchten, brandete in schneeweißem Schäumen an den braunen Klippen. Dunkle Pinien strebten zum wolkenlosen Himmel, und in den Gär-

ten reckten sich über blütenschweren Beeten die grotesken Palmen.

Nur wie durch einen Schleier sah sie das alles. Ganz still, reglos fast saß sie in ihrem Abteil, die Hände im Schoß verschlungen. Und dachte nur an ihn, nur an ihn.

Diese Tage, diese Stunden gehörten ihm allein. Was danach kam: das walte Gott!

Manchmal war es ihr, als säße er bei ihr, als hörte sie seine Stimme.

— es war doch schön, Marianne . . .

— es war schön. Aber nun ist die Kerze heruntergebrannt bis auf den elenden Stumpf, und da ist es besser, man löscht sie.

— erschrick nicht, Marianne. Was schauderst du? Es ist nicht deine Schuld. Es ist niemandes Schuld. Nur meine eigene. Und vielleicht auch das nicht. Wer kann gegen seine Natur?

— nein, du brauchst nicht zu erschrecken, Marianne. Ich ging ganz still aus dieser Welt, und meine letzten Gedanken waren bei dir. Daß ich ging, war mein Recht. Wir haben ja oft darüber gesprochen. Du dachtest anders als ich, überzeugt hast du mich nie. Ich werfe nur ein Gut weg, das mir allein gehört, werfe es weg, weil es wertlos wurde.

— ja, du wirst trauern um mich. Ich weiß es. Es tut mir wohl. Und du wirst mir immer ein Gedenken bewahren. Aber du wirst nicht erliegen. Das ist der Unterschied zwischen dir und mir. Du hast noch Pflichten. Ich nahm mir immer nur Rechte. Nun sind die elend zerschellt, und es lohnt mir nicht mehr, nach neuen zu haschen.

— zürne mir nicht, meine liebe, meine gütige Marianne . . .

Die Dämmerung sank. Am dunklen Himmel leuchteten die Sterne auf. Der Zug jagte und raste durch die Nacht.

Ganz still saß Marianne, die gefalteten Hände im Schoß.

Und ihr war's wieder, als säße er bei ihr. Es hatte gar nichts Gespenstisches, es war, wie sie in guten Stunden beieinander gesessen hatten. Manchmal tauchte aus den dunklen Schatten sein Gesicht auf, bleicher vielleicht als sonst, aber ganz vertraut, mit dem Einglas im Auge und dem leisen ironischen Lächeln.

— niemand weiß davon. Du allein, und bei dir ist mein letztes Geheimnis gut aufgehoben. Es ist eigentlich ganz spaßhaft, die Kerze so auszulöschen. Was die Leute wohl sagen werden? Sogar im Reichsanzeiger wird ein ehrenvoller Nachruf stehen: ein hervorragender, hochbegabter Diplomat, aus der Schule des großen Kanzlers, leider zu früh aus dem Staatsdienst geschieden.

— eitel und töricht ist die Welt. Vielleicht schreiben sie auch: ein reiches Leben. Und es war doch nichtig. Immer nur Schaum. Ein einziger tiefer Trunk war mir beschert. Den hast du, du mir gereicht. Aber ich leerte ihn nur zur Hälfte, dann stieß ich die Schale zur Seite. Warum, Marianne? Ich weiß es nicht. Vielleicht weil mein ganzes Wesen Halbheit war? Immer hatte ich neue Wege, und nimmer erreichte ich das Ziel. Soldat — zur Hälfte. Staatsmann — zur Hälfte. Und ein Herz, das nicht das Herrlichste zu halten wußte, was sich ihm gab.

— du aber warst immer du! Du warst immer ganz! Darum konntest du auch nicht teilen. Recht hattest du, meine Marianne.

— soviel, so unendlich viel Gutes möchte ich dir wünschen. Glaube mir, Marianne, der Tod löst alles. Auch die Selbstsucht. Neidlos schaue ich in deine Zukunft. Ich hoffe für dich.

— lebewohl, Marianne. Lebwohl...

Der Kondukteur kam. „Cannes, Madame!“ Er nahm das Handgepäck aus dem Netz. Der Zug rasselte dröhnend über die letzten Weichen. Die Bahnhofslampen leuchteten über den Perron — grell und tageshell.

⌘ ⌘ ⌘

Seltsam ruhig war Marianne, wie betäubt. Sie hatte kein Auge geschlossen, nicht während der Fahrt, nicht im Hotel. Aber sie empfand keine Mattigkeit. Ein starker Wille war in ihr, der alles überwand.

Als wäre sie die Witwe des Verstorbenen, so traf sie alle Vorbereitungen, all das unerläßlich Irdische, das der Tod mit sich bringt.

Ganz ruhig sprach sie mit dem Direktor des Grand Hotel. „Exzellenz waren erst gegen Mittag angekommen, hatten sich gleich auf das Zimmer zurückgezogen. Gegen Abend hatte es heftig geschellt. Der Zimmerkellner fand Exzellenz auf dem Bett liegend, schwer nach Atem ringend. Der

Arzt wurde geholt. Doch als er kam, konnte er nur den Tod feststellen. Herzschlag.

„Nur einen Handkoffer hatten Exzellenz bei sich. Wir haben ihn sofort abgeschlossen. Aber vergeblich suchten wir nach irgendeiner Adresse. Wir hatten schon das Konsulat in Nizza benachrichtigt. Da fanden wir in der Brusttasche des Rockes eine Zuschrift des Großherzoglichen Hofmarschallamts aus Weimar, eine Einladung nach irgendeinem Schloß . . . Ettersberg . . . jawohl . . . Ettersberg. Und da telegraphierten wir."

Der Mann sprach etwas viel. Mit offenbarer Teilnahme, der eine diskrete Neugier beigemischt war. „Exzellenz hatten eine größere Summe Geldes bei sich. Wir haben davon die ersten Auslagen bestritten, den Rest werden wir, wie in solch traurigen Fällen üblich, dem Konsulat überweisen. Wir wußten ja nicht, ob die Angehörigen —

„. . . der Sarg mußte bereits geschlossen werden. Die hiesige Polizei ist sehr streng in dieser Beziehung."

So sollte sie ihn nicht mehr sehen —

Sie überwand auch das, ruhig und gefaßt. Sie ließ den Sarg mit Blumen einhüllen: nicht mit starren Palmenwedeln, mit dem farbenfrohen Blütenschmuck des Landes, mit Rosen und Veilchen, mit Anemonen und Nelkenkränzen. Sie fuhr zu dem Pfarrer der kleinen evangelischen Gemeinde; sie fuhr in aller Frühe hinaus zu dem einsamen Friedhof, um die Stätte zu sehen, wo er ruhen sollte. Sie unterhandelte mit dem Wärter, daß nichts gespart und nichts versehen würde. Sie wählte in einem Magazin für sich die tiefe Witwentracht.

Und in tiefer Witwentracht schritt sie am späten Nachmittag, an der Seite des Pfarrers, als einzige Leidtragende hinter dem Sarge her. Aufrecht und gefaßt in all ihrer stillen Trauer. Schritt durch die blumenübersponnene Allée des Adieux bis zum Grabe, das dicht neben dem gewaltigen, von blühenden Mimosenbäumen umkränzten Steinkreuz auf der Höhe des Friedhofs lag.

Sie hatte den Pfarrer gebeten, nur wenige Worte zu sprechen. Daß der Verewigte ein treuer Diener seines Kaisers und seines Vaterlandes gewesen wäre, daß er viele, viele Freunde gehabt hätte und doch ein Einsamer geblieben wäre, der letzte seines Geschlechts.

Der greise Pfarrherr mochte gerade in dieser Stadt der Fremden viel erfahren, viel erlebt haben. Er hatte nicht gefragt. Aber Marianne hatte ihm, erhobenen Hauptes, freiwillig gesagt: „Ich habe ihn sehr lieb gehabt. Er stand mir nahe."

So sprach er nach ihrem Wunsche. Kurz und warmherzig, und schloß vor dem letzten Segen mit dem Bibelwort: „Die Liebe höret nimmer auf."

Nun senkte sich der Sarg langsam in die Gruft. Schwer fielen die Schollen fremder Erde. Tief neigte Marianne die Stirn. Sie betete für ihn, dessen Lippen nie ein Gebet gekannt hatten. Innig und heiß betete sie für ihn — innig und heiß flossen ihre Tränen.

Als sie den Blick wieder hob, sah sie es: über dem ganzen Friedhof lag, wie goldiger Schein, die Abendsonne, auf dem gewaltigen Steinkreuz, auf den blütenschweren Mimosen, auf all der duftenden Blumenpracht — und auch auf seinem Grabe. Wie in Gold verklärt, schauten die fernen Berggipfel herüber. Und hoch, hoch wölbte sich, wolkenklar, im leuchtenden Hoffnungsblau der Himmelsbogen vom Meere zu den schimmernden Alpenriesen.

Bis zum Wagen führte sie der Pfarrer. Schweigend schritten sie die Allée des Adieux zurück. Eine Wohltat war es ihr, daß er nicht sprach. Denn sie wußte, daß ihre Kraft zerbrechen wollte. Schwer stützte sie sich auf den Arm des Greises. Als sie draußen vor dem Tor an der dunklen Zypressenwand standen, sah er besorgt in ihr schönes todernstes Gesicht und fragte: „Soll ich mit Ihnen fahren, gnädige Frau?" Aber sie schüttelte den Kopf und reichte ihm dankbar die Hand.

⁂ ⁂ ⁂

Den endlosen Tag lag sie in ihrem Hotelzimmer mit wachen Augen. Sie fühlte sich nicht krank, sie fühlte sich nicht unglücklich. Nur grenzenlos matt war sie und von tiefer, tiefer Trauer umfangen.

In der Nacht wurde ihr ein kurzer Schlaf geschenkt. Am frühen Morgen fuhr sie noch einmal hinauf nach dem Friedhof, stand an seinem Grabe, nahm den letzten Abschied. Die versöhnende Majestät des Todes gab

ihr stillen Frieden. Ganz allein war sie zwischen den langen Gräberreihen. Sie kniete nieder, ordnete die Blumen auf dem kleinen Hügel, legte einen Strauß dunkelroter Rosen dorthin, wo sein Haupt ruhte, faltete noch einmal die Hände, sprach ein leises Gebet —

Als sie durch die geräuschvollen Straßen der Stadt zurückfuhr, überkam sie ein heißes Begehren nach Einsamkeit. Sie rief dem Kutscher ein paar Worte zu.

An der Strandpromenade, an der Reihe der Hotelpaläste rollte der Wagen vorüber. Bis die großen Karawansereien von Villen und Gärten abgelöst wurden, bis zur Pointe Croizette. Hier ließ sie halten, suchte sich eine stille Bank hart am Ufer.

Lange, lange saß sie, die Hände im Schoß verschränkt, in tiefem Sinnen.

Das blaue Meer spielte fast bis zu ihren Füßen. Weiß brandete der Gischt zwischen den dunkelbraunen Klippen. Ein paar Fischerboote zogen ihres Wegs, hinüber zur grünen Insel St. Marguerite. Hart und rauh stiegen dort aus dem Pinienwald die graugelben Bastionen und Mauern der alten Festung zum Himmel empor.

Wie viele Gefangene mochten dort drüben in engen Kerkern geschmachtet haben. Jahre um Jahre — ein Leben lang vielleicht —

Aber war nicht das ganze Leben solch ein Kerker? Ein Kerker mit schmalen, niedrigen Fenstern, durch die dann und wann nur ein karger Lichtstrahl fiel. Den nannten die Menschen dann Glück . . .

Er hatte die Mauern und Fesseln gesprengt, als das Schicksal ihm den letzten Sonnenstrahl verschloß. Was hinderte sie, ein gleiches zu tun, ihm nachzufolgen in das Nirwana?

Marianne fröstelte in der heißen Sonne, als sie das dachte.

Er war immer der große Heide gewesen —

Sie aber hatte für ihn bitten und beten können.

Noch fester rang sie die Hände ineinander: „Herr Gott, führe mich nicht in Versuchung, laß mich nicht erliegen! Herr Gott, erbarme dich meiner, daß ich nicht die neue Sünde auf mich nehme!

„Daß ich die Kraft finde, zu tragen, was mir die Zukunft bringen muß!“

Ruhig und gefaßt war sie vorhin gewesen an seinem Grabe. Nun brach das Zagen wieder über sie herein und wurde Verzweifelung. Als versöhnender Abschluß war ihr die letzte Pflicht erschienen, die sie für ihn erfüllt hatte. Jetzt rang sich in Schmerz und Weh die Erinnerung an die Heimat durch, an ihre Kinder, an ihren Mann. Und ihr Herz schrie —

Oft hatte das Schuldbewußtsein an ihre Seele gepocht, mit leisem Finger erst, herb und dröhnend dann: immer hatte sie es niedergekämpft. Schuld und Reue. Hatte ihr Gewissen verschanzt, hatte sich ein Schild aufgebaut, hoch und stolz, gegen die kleine Welt und kleinliche Menschensatzung. Nun wußte sie: es war alles, alles eitel gewesen — Wahn und Selbstbetrug. Bis auf den heutigen Tag.

Eine tiefe, tiefe Leere und Öde fühlte sie in sich. Aber aus der Leere stiegen immer wieder die Gestalten ihrer Lieben empor. Else, die Enkelkinder. Auch der Schmerzenssohn . . . ja . . . und Otto . . .

Was hatte sie ihm angetan? Und wie hatte er es getragen! Daß sie auf die Knie hätte hinsinken müssen vor ihm und die Arme recken: ‚Vergib mir meine Schuld.‘

‚Allmächtiger Gott im Himmel, wie war das alles nur möglich gewesen, geworden, gekommen? Daß du die Kraft verlorst, dich gegen den drückenden Alltag zu wehren, daß du dich hineinreißen ließest in die Schuld, daß du beide Augen schlossest, Herz und Gewissen!‘

Die Hände hob sie und preßte sie gegen die schmerzenden Schläfen. Da schlug und hämmerte es, als ob die Adern zerspringen wollten.

‚. . . und wenn ich nun weiter leben soll, wenn ich weiter leben muß: was soll werden? Ich kann ja nicht zurück in die Heimat! Ich kann nicht mehr vor die Meinen hintreten! Und ich werde vergehen vor Sehnsucht —‘

Das blaue Meer rauschte im ewig gleichen Wellenschlag. Zwischen den schwarzbraunen Klippen sprudelte der weiße Schaum. Am Horizont zog ein Dampfer seine einsame Bahn in die Ferne. Kleiner wurde er und kleiner. Nun tauchte er ganz unter. Nur ein Rauchwölkchen verriet noch seine Spur. Dann verschwand auch dies letzte.

Das sah sie, und da dachte sie: ‚Einen Fleck fremder Erde muß ich mir suchen, irgendwo in der Welt. Daß ich auf ihm meinen Schmerz und meine Sehnsucht begraben kann —‘

⁂ ⁂ ⁂

Im Hotel fand sie ein Telegramm vor. Else depeschierte: „Papa in großer Sorge um Dich, trifft heut nachmittag bei Dir ein.“

Sie erschrak heftig. Das Blatt Papier zitterte in ihrer Hand. Ihr Mann kam zu ihr — hierher — jetzt?! Nicht fassen konnte sie es, nicht begreifen. Flüchten wollte sie.

Flüchten —

Sie konnte ihm hier nicht entgegentreten. Konnte ihm nicht in die Augen schauen. Hier nicht, vielleicht nimmermehr.

Mit fieberheißen Händen raffte sie ihre Sachen zusammen, begann den kleinen Koffer zu packen. Riß die Schranktüre auf —

Da hing das schwarze Kleid, das sie gestern getragen.

Gestern.

Einen Augenblick stand sie wie erstarrt. Dann sank sie willenlos auf dem nächsten Sessel nieder.

Um ihn hatte sie dies Witwenkleid angelegt. Und nun wollte Otto kommen — ihr Mann . . .

O, sie wußte es: er kam, sie zu stützen, ihr beizustehen, ihr zu helfen. Er kam in seiner selbstlosen Güte. Er würde kein Wort des Vorwurfs haben. Otto —

‚Aber gerade das, das könnte ich nicht ertragen. Nicht hier, nicht jetzt, vielleicht niemals mehr. In die Erde möchte ich sinken, sterben vor Scham. Wenn ich wüßte, daß er mich verdammen, daß er mich verstoßen, daß er mich schlagen würde: Ja! Ja! Aber seine Barmherzigkeit . . . nicht hier, nicht jetzt, vielleicht niemals wieder —‘

Starr geradeaus sah sie, mit schreckenvollen großen Augen, auf das schwarze Gewand in dem weitgeöffneten Schrank. Und das leblose schwarze Kleid sprach wie ein Ankläger zu ihr.

. . . von der Schuld sprach es —

. . . von der Reue sprach es —

. . . von der Demut sprach es —

Einmal stand Marianne auf, ging mit bebenden Knien zur Spiegelkonsole, nahm Elses Telegramm, setzte sich wieder, las die wenigen Worte: Papa in großer Sorge um Dich.

Das Herz krampfte sich ihr zusammen. ‚In großer Sorge — er — um mich —‘

Nein, sie konnte, durfte nicht flüchten. Erwarten mußte sie ihn, sich tief, tief beugen, in die Knie sinken, ihm sagen: ‚Vergib du mir meine Schuld! Und sprich du unseren Kindern von ihrer unglücklichen Mutter. Grüße sie, küsse sie. Ihm danken will ich, für alles und auch dafür, daß er kommt. Und dann erst, dann will ich stille gehen, in die Fremde, wo ich meinen Schmerz begraben kann.‘

Zum Fenster schritt Marianne und blickte hinüber zum Esterelgebirge, das in leuchtenden Purpur getaucht war. Rosenrot, von schneeweißen Wölkchen übersät, lag der Himmel darüber. Tief dunkel breitete sich das Meer. Nur eine einzige lichte hellschimmernde Bahn zog die Sonne, die wie ein Feuerball hart über dem Kamm der Berge stand, auf die weite, weite Fläche. Die Abendsonne.

Es pochte an der Tür.

Noch einmal, nur auf eines Atemzugs Länge, kam eine herzbeklemmende Angst über sie.

Doch dann, als sie ihn sah, im Mantel, mit der Reisemütze auf dem Kopf, ging sie zu ihm. Er streckte ihr beide Arme entgegen: „Mi — liebe Mi — da bin ich!“ Und sie nahm seine Hand, hob sie an ihre Wange, sagte mit zitternder Stimme: „Wie gut du bist, Otto . . . daß du kommst. Ich danke dir . . . ach, Otto . . .“

„Red' nicht so, Mi — weißt du — das sollst du nicht sagen.“ Er war ein wenig verlegen, zögerte, gab ihr zärtlich einen Kuß auf die Stirn. „Ich mußte doch nach dir sehen. Machst uns solche Angst! Die Kinder lassen schön grüßen, Mi.“

In die Knie wollte sie sinken. „Ich hab' dir soviel zu danken, Otto! Soviel habe ich gutzumachen ... soviel!“

„Gutzumachen! Gutzumachen! Lieber Gott, wer weiß, wer von uns mehr gutzumachen hat.“

„Ich — nur ich, Otto.“

„Mi, Kind, wie ich so herfuhr — ist das 'ne lange, lange Reise, — weißt du, da sind mir so Gedanken gekommen. Weißt du, manchmal sitz' ich über den Abrechnungen, und irgendein Exempel will und will nicht

aufgehen. Anders wird's im Leben auch nicht sein. Oder du hast einen Schlag Weizen, und der steht wie 'n grüner Teppich. Aber mit 'nem Male kommt er nicht vorwärts. Den Kopf kannst du dir zergrübeln, woran's liegt, ob du Schuld hast oder nicht. Du kriegst es nicht 'raus, Mi. Der liebe Gott allein weiß es."

„Ach, Otto — was soll ich dir nun sagen . . ."

„Laß nur, Mi. Gar nichts sollst du mir sagen. Wir haben alle unser Päckchen durchs Leben zu tragen, der eine so und der andere so, und du hast nicht meinen breiten Buckel. Du bist immer solch feines, zartes Pflänzchen gewesen. Ja . . . und nu laß dich mal ordentlich ansehen! Herrgott von Bentheim, wie elend du armes Kind aussiehst. Komm doch mal ans Licht."

Er holte tief Atem. Das lange Sprechen war ihm schwer geworden. Er schnaufte ein wenig, zog sein Taschentuch, wischte sich die Augen aus. „Ein Staub in der Bahn, Mi. Ich sage dir — ein Staub."

Sie standen am Fenster. Und in tiefer Ergriffenheit deutete sie gen Westen über das Meer. „Sieh nur einmal dort hinüber — die Abendsonne! Ach, Otto! Ich kann's noch nicht fassen. Nur das: glückselig, wem die Abendsonne leuchtet —"

Ganz flüchtig blickte er über das Meer, auf die goldigen Berge, auf den Feuerball über den Kämmen. Gleich sah er wieder sie an, mit seinen großen guten Augen. Er schüttelte den Kopf. „Na ja . . . ganz hübsch, das. Aber, meine alte, liebe Mi, es ist doch gut, daß ich gekommen bin. Mordselend bist du. Ja . . . krank—"

„Ich bin nicht krank, Otto. Nur traurig bin ich. Daß ich nun nicht mehr heim kann. Zu euch —"

„Ach . . . Unsinn! Eiskalte Hände hast du, Mi. Ich bring' dich nach Hause. Unser Elsekind und ich, wir pflegen dich. Ja . . . und wenn's hier schön ist, unseren deutschen Wald haben sie nicht. Unseren lieben deutschen Wald. Ich werd's dir zeigen, wenn die Abendsonne über unseren Tannen und Buchen steht. Da geht einem das Herz auf, Mi. Da sollst du gesund werden —"

Die Straße

I

Geh leiser . . . Hier ist heiliger Grund —
Hier sind sich einst begegnet
Zwei Menschen nach banger Trennungsstund'
Und haben sich weinend gesegnet.
Geh leiser, hier ist heiliger Grund:

Wie lang' du auch auf und nieder
Noch gehn magst, es kommt doch nie mehr die Stund',
Die Ihn dir brächte wieder —
Geh leise . . .

II

Die Berge sinken grau zurück
Im Duft, den der Abend spinnt.
Am Firmament wie ein fernes Glück
Der Sonne Gold zerrinnt.

Den Weg entlang folgt leise mir
Der Heimchen Gezirp am Rain —
Die Seel' ist mir plötzlich so voll von dir,
Als ging' ich nicht mehr allein.

III

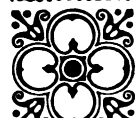
Der Platz, wo wir saßen so manches Jahr
Mit dem Blick in die grüne Ferne,
An Sommertagen, wunderklar
Und im silbernen Blau der Sterne —

Mir war, wie ich heute vorüberging
Auf meiner einsamen Straße,
Als ob ein blasses Wölkchen dort hing —
Ein Schatten — und nach mir fasse.

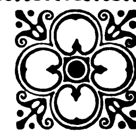
Allmächtige Sehnsucht zog mich hinan,
Ich sah dich lächeln und winken.
Doch als ich atemlos flog bergan,
Deiner Nähe Schauer zu trinken —

Da fand ich die Stätte verlassen und leer,
Und wo du einst gesessen,
Hing eine gebrochene Blüte schwer,
Von spielender Hand vergessen . . .

M. E. delle Grazie



Die Gefahr im Seekrieg einst und jetzt



Eine zeitgemäße Betrachtung von *,*

In der modernen Literatur findet sich eine ganze Anzahl Bücher und Broschüren, die die Schrecknisse eines Zukunftskrieges in den düstersten Farben schildern. Manche von diesen Erzeugnissen mögen mit der ausgesprochenen Absicht geschrieben sein, Schäden, die im Geiste des Verfassers spuken, an die große Glocke zu hängen und damit den verantwortlichen Leitern des Staates eine gewisse Opposition zu machen — derartige Machwerke legt man am besten ungelesen zu den Akten; sie sind, trotz einzelner Geistesblitze und Schlager, doch nur von Geistern zweiter Ordnung verfaßt. Eine andere Art sind die Beschreibungen, die unverkennbar als Sensations- und Schauerromane anzusprechen sind. Furchtbare Schrecknisse werden mit solcher Kleinmalerei geschildert, daß Indianer- und Detektivgeschichten nichts dagegen bedeuten und selbst der moderne Kientopp übertroffen wird. — Gewiß bleibt das Wort ewig wahr: „Es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk", aber es ist nicht nötig, vor einer Schicksalsstunde, die jedes Volk einmal trifft und treffen muß, unheimliches Gruseln zu erwecken. Aus Gruseln entspringt die Furcht, aus der Furcht die Feigheit, und auf der Feigheit hat sich noch nie etwas Großes aufgebaut. Eine dritte Art von Schilderungen verfolgt zwar die besten erzieherischen Absichten, doch auch diese Erzeugnisse haben ihre bedenklichen Schattenseiten. Der Hauptfehler liegt, soweit der Seekrieg in Frage kommt, darin, daß den Verfassern fast ausnahmslos jede gründliche historische Kenntnis fehlt und sie auch vielfach in das Wesen des Krieges nicht eingedrungen sind. Bei einiger Phantasie und bei einer gewissen Lebhaftigkeit, sich schriftlich auszudrücken, kann schließlich jeder einer großen, lesegierigen Masse Kriegsbilder — im besonderen Seekriegsbilder — vorzaubern. Es ist eine bekannte Wahrnehmung, daß Förster und Jäger von ihren Erlebnissen die größten Wunderdinge erzählen können; die einsame Herrlichkeit des Waldes, die freie Gottesnatur und das Arbeiten mit den Sinnesorganen, Aug' und Ohr, mag die Phantasie besonders anregen. Eine Parallele mit dem Seemann, der bekanntlich auch sein Garn spinnt, läßt sich leicht ziehen. Wer einen Seemann, der meist noch ein viel dankbareres Publikum als der Jäger hat, namentlich im tiefen Binnenlande hört, der soll ruhig daran denken, daß auf See auch „nur mit Wasser gekocht wird" und daß „nichts so heiß gegessen wird, wie es gekocht ist". Gewiß erzieht die See Menschen und Männer, die in manchen Eigenheiten anders geartet sind, als die Durchschnittslandratte, aber Menschen bleiben sie doch stets. Jeder Beruf hat seine Eigentümlichkeiten, die um so ausgeprägter erscheinen, je abgeschlossener der Beruf durch seine Lebensbedingungen ist.

Es sei an dieser Stelle einmal die Frage eingeschoben, ob es für einen Beruf überhaupt zweckmäßig ist, wenn immer und immer wieder jede Gefahr aufgebauscht wird, wenn jeder Unglücksfall verallgemeinert wird, wenn jeder, der im Dienst sein Leben einsetzt, durch die Presse und die Literatur nicht nur zum Theaterhelden gestempelt, sondern jahrein, jahraus immer wieder auf die Bühne gezerrt wird und nicht einmal im Grabe seine Ruhe findet. Aufrechten, verständigen Männern und solchen Jünglingen, die den betreffenden Beruf im innersten Herzen erwählt haben, wird das wohl nicht schaden, aber es wird unbewußt ganz unnötige Sorge den Müttern, Frauen, Schwestern und Bräuten zugeraunt; es wird ein Gespenst gezeigt, das an diese oft einsamen Frauen in stillen, nachdenklichen Stunden heranschleicht und viel mehr Unglück in Familien getragen hat, als man leichthin glaubt. — Man soll in unserer übernervösen Zeit die Nerven der lieben Mitmenschen mit allen selbsterfundenen Schauergeschichten und Zukunftsgespenstern möglichst verschonen und soll alte Wunden, die oft längst verheilt sind, dadurch, daß man sie immer wieder aller Welt vorführt, nicht aufreißen.

Für viele Menschen ist der Tod etwas ganz besonders Schreckliches; für den, den er hinwegrafft, ist er oft der Erlöser. Die Menschen, die in dem Tode den Schrecken sehen, achten unbewußt mehr auf das Leid, die Familiensorgen, die Schmerzen — kurz, auf den Kreuzesgang, der leider für viele Menschen mit dem Sterben verknüpft ist. Vom Standpunkte des rein körperlichen Leidens ist es aber doch wohl gleichgültig, ob jemand an den Strapazen des Krieges, durch Waffengewalt und andere äußere Einwirkungen oder in schwerem Siechtum im Krankenbett, zeitweilig wieder belebt durch angreifende Operationen, dahinstirbt. Es ist deshalb verkehrt, die Arten, wie der Seemann ums Leben kommen kann, als besonders schrecklich auszumalen. Zahlreiche echte Dichter und die Volksstimme denken darüber anders, trotzdem auch hier die Empfindung besteht, daß der Tod auf dem Schlachtfelde durch mancherlei Begleitumstände nicht leicht sei. Aber die herrliche Gewißheit, noch durch seinen Tod dem Vaterlande oder einer großen Idee gedient zu haben, die letzten Tage und Stunden dieses

Erdenlebens für Großes eingesetzt zu haben, dies sind die Gründe, die zum Heldentod entflammen. Der Tod auf dem Schlachtfelde ist aber in diesem Sinne dem Tode im Dienst an Aufopferung oder treuer Pflichterfüllung gleichzusetzen. — Zukunftsschlachten werden an dieser Auffassung hoffentlich nichts ändern, und man soll daher auch aus ethischen Gründen nicht immer qualvolle Leiden zur pikanten Würze der Zukunftskriege machen.

Wie steht es denn nun aber mit den wahren Tatsachen eines Seekrieges? Zum Beweise seien Einzelheiten aus der Seekriegsgeschichte gegeben. Wir wissen in Deutschland recht herzlich wenig von Seekriegsgeschichte. Eine Seeschlacht ist weder von der deutschen noch von der preußischen Marine geschlagen worden; wo gelegentlich unter deutscher oder preußischer Flagge auf See ein kleiner Waffengang stattgefunden hat, sind die Verluste an Menschenleben so außerordentlich niedrig, daß sie nicht einmal den Vergleich mit einem bescheidenen Vorpostengeplänkel der Armee aushalten. Im Gefecht bei Jasmund waren z. B. auf preußischer Seite nur 5 Tote und 8 Verwundete, auf dänischer Seite sogar nur 3 Tote und 19 Verwundete. Da insgesamt auf beiden Seiten fast 1500 Kanonenschüsse abgegeben wurden, so fällt auf einen Toten die ungeheure Anzahl von fast 200 Kanonenschüssen. Der „Iltis" hatte bei Taku 7 Tote. Man wird über diese Beispiele vielleicht lächeln und von Jasmund sagen, das war 1864, liegt also jetzt ein halbes Jahrhundert zurück, jetzt ist das ganz anders, wo mit einer Riesensprenggranate oder einem Torpedo Leistungen von geradezu elementarer Kraft geschaffen werden.

Doch zurück zunächst zur Seekriegsgeschichte. Nelson und de Ruyter sind im allgemeinen die einzigen Admiralsnamen, die man in der Schule hört, und später befaßt sich — außer den Seeoffizieren — fast niemand mehr mit Seekriegsgeschichte. Aus der Nelsonzeit sind die Schlachten von Abukir und Trafalgar, vielleicht noch der Angriff auf Kopenhagen, von Ruyter ist der Name keiner einzigen Schlacht in weiteren Kreisen bekannt. Aber auch von Abukir und Trafalgar sind nur die Namen und die Tatsache in der Erinnerung, daß Nelson die Franzosen besiegte und damit Napoleon schwer traf. Alles übrige ist dunkel. Wer weiß, daß etwa zur Zeit des Großen Kurfürsten die Holländer und Engländer in 18 großen Seeschlachten an der südenglischen Küste um die Seeherrschaft gerungen haben? Wer kennt außer Ruyter noch die Namen Tromp, Wassenaer, Cortenaer, Banckers und die berühmte Familie Evertsen, die in dieser Zeit allein 11 Admirale den Holländern gestellt hat, von denen fast alle den Heldentod starben; oder die Engländer Monck, Blake, Deane, Montague, Prinz Ruprecht und viele andere? — Über 60 Seeschlachten und größere Gefechte sind seit des Großen Kurfürsten Zeit an der nordeuropäischen Küste geschlagen worden — die Kriege in der Ostsee nicht eingerechnet. Zählt man aber die Seeschlachten in Westindien, in Nordamerika, im Mittelmeer, in der Ostsee und in Ostindien hinzu, dann kommt man wohl auf über hundert. — Wie mit der Geschichte Preußen-Deutschlands die Landkriegsgeschichte Mitteleuropas eng verknüpft ist, so mit England die Seekriegsgeschichte der ganzen Erde. Dies ist der Grund, daß wir in Deutschland naturgemäß wenig Seekriegsgeschichte kennen. Wer aber über Zukunfts-Seekriege schreibt, der müßte sich doch ein wenig in der Historie umtun.

Es ist allgemein bekannt, daß in der neueren Zeit bis einschließlich des Dreißigjährigen Krieges die Landkriege mit Söldnerheeren geschlagen wurden; schon aus Geldrücksichten war die Zahl der Kämpfer recht klein. Dann kamen zur Zeit des Großen Kurfürsten die ersten stehenden Heere, die nicht nur Leibwache oder Bürgergarde waren, und so ging es aufsteigend durch das 18. Jahrhundert, bis die französische Revolution das Volksheer schuf. Dieses wurde dann in der stolzen Zeit preußischer Erhebung in den großzügigen Grundlinien festgelegt, die bis zum heutigen Tage als Richtschnur unserer Wehrmacht und fast aller europäischen Großmächte, den verschiedenen Landesbedingungen entsprechend, dienen. Durch diese Volksheere, die die nationale Kraft darstellen, ist die Kopfzahl gegen frühere Zeiten, namentlich für den Kriegsfall, ganz ungeheuer gewachsen. Wer vor 150 Jahren von Millionen Kämpfern auf beiden Seiten aus dem ganzen Volke geredet hätte, wäre für einen Phantasten erklärt worden. — Ganz anders stellen sich die Verhältnisse zur See. Die große spanische Armada, die im Jahre 1588 unter Medina Sidonia gegen England ausgerüstet wurde, umfaßte, einschließlich der Landungstruppen und Schlachtenbummler, nur 36600 Mann, also nach heutigen Begriffen keine sehr große Zahl. In den größten Seeschlachten seit dieser Zeit wird aber von keiner kämpfenden Partei die Zahl von 30 Tausend erreicht oder überschritten. Es ist also im Gegensatz zu den Landschlachten keinerlei Steigen in der Zahl der Kämpfer zu verzeichnen, aber auch in Zukunft ist eine nennenswerte Steigerung in der Schlacht kaum zu erwarten. Der Personaletat der Marine der Großmächte ist im Vergleich zum Landheere stets sehr gering; England, das sich doch in seiner Politik fast ganz auf seine Flotte stützt, hat z. B. einen Personaletat für seine Marine, der noch nicht ein Viertel der Friedensstärke der deutschen Armee beträgt. Die wichtigsten Bestandteile einer Marine, nämlich die in Dienst gestellten schwimmenden Streitkräfte, sind als mobil anzusehen. Auf diesen Streitkräften, die überall die stets bereiten Hauptkampfformationen bilden, arbeitet man nicht mit Reserven. Zwar hat auch eine Marine Reservemannschaften, aber diese

spielen im Gegensatz zur Armee sowohl ihrer Verwendung, als ihrer Zahl nach eine untergeordnete Rolle: um kurz zu sein, die Reserven einer Marine gehören mehr zur Verteidigung als zum Angriff. Da man in der Marine sehr vom Material abhängig ist, wird der Seekrieg viel weniger als der Landkrieg durch eine Folge von Schlachten als durch eine einzige große Schlacht entschieden. Aus der Zahl der vorhandenen brauchbaren Kampfschiffe (unbrauchbares, veraltetes Material soll man für die Schlacht nicht mitrechnen, das dient nur Verteidigungszwecken in den Häfen) und aus der Besatzungsstärke der Schiffe läßt sich sehr leicht die Zahl der Kämpfer errechnen. Auf ein Schiff, dessen Oberdeck bei den größten Kampfschiffen etwa 1½ preußische Morgen beträgt, gehen einfach nicht mehr Kämpfer herauf, als der Etat vorschreibt. Wenn auch in mehreren Decks übereinander gearbeitet wird, so ist doch der Platz durch die zahlreichen Einbauten, Niedergänge, Schornsteine, Ventilationsschächte und namentlich durch das Schußfeld der eigenen Geschütze äußerst beschränkt. Die Mannschaft ist bereits gepfercht wie in einem Biwak.

Nimmt man nun einmal in einer Schlacht 30 Groß-Kampfschiffe auf einer Seite an, eine Zahl, die sich noch aus einer Hand leiten läßt, so hat man zwar eine Gefechtslinie von ungefähr 12 Kilometern, aber doch bloß etwa dreißigtausend Kämpfer. Die Torpedoboote erhöhen diese Zahl nur unwesentlich, da eine ganze Torpedobootsflottille nur soviel Mann wie ein einziger Dreadnought hat — die obige Zahl von 30 Schlachtschiffen in einer Schlacht stellt aber schon eine obere Grenze dar. Das Ergebnis ist kurz dies, daß auch in Zukunftsschlachten die Zahl der Kämpfer auf einer Seite rund nur etwa dreißigtausend Mann betragen kann — also der Kopfstärke nach nur soviel, als wenn an Land ein einziges Armeekorps auf den Plan tritt. Daneben muß natürlich immer im Auge behalten werden, daß diese eine Seeschlacht mehr oder weniger (meist mehr) den Seekrieg entscheidet, während der Sieg eines Armeekorps immerhin von hoher Bedeutung sein mag, aber doch nur einen kleinen Teil im Rahmen des ganzen Krieges bilden wird.

Wie steht es nun mit den Verlusten in der Seeschlacht? Die Seekriegsgeschichte zeigt, daß die Verluste in der Segelschiffszeit geradezu minimal sind. Es war dies die Zeit, wo auf etwa 50 Meter langen schweren Holzschiffen bis zu 800 Mann mit über 100 Geschützen kämpften, wo auf nächste Entfernung Breitseite auf Breitseite erdröhnte, wo zum Schluß im Enterkampf nach alter Römersitte der Mensch Auge gegen Auge, Faust gegen Faust mit Beil und Entermesser, mit Pike und Hammer stand, wo stürzende Masten und Rahen, brennende Segel die Decks in Trümmerhaufen verwandelten. Nach vorstehendem kurzem Bilde jedenfalls auch nicht so ganz ungefährlich und über die Achsel anzuschauen.

Bei Trafalgar hatte die englische Flotte 449 Tote auf 27 Linienschiffen mit 1950 Kanonen. Ihr gegenüber standen sogar 33 Linienschiffe mit 2590 Kanonen. — Bei Abukir hatten die Engländer nur 218 Tote, in der glänzenden Schlacht bei St. Vincent, 16 englische Linienschiffe gegen 27 spanische, sogar nur 72 Tote, und bei Camperdown gegen die Holländer, die sich mit großer Bravour schlugen, waren auf 16 englischen Linienschiffen 203 Tote. Die letztgenannte Schlacht wird als eine der blutigsten der Epoche geschildert. Während des Siebenjährigen Krieges, den England zur gleichen Zeit wie Friedrich der Große, auf des letzteren Leistungen gestützt, führte, fielen auf See vor dem Feinde nur 1512 Mann, und in zwei Jahren des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges hatten die Engländer im Gefecht auf ihren Schiffen 1243 Tote. — Hier sei eingeschaltet, daß infolge sehr schlechter Verpflegung, fürchterlicher Unterbringung, mangelhaften Ersatzes und zahlreicher anderer Unzuträglichkeiten die Zahl der an Krankheiten Gestorbenen geradezu erschreckend hoch war. Dies fand aber auf allen Friedensreisen auch statt und kann hier, wo es sich nur um Verluste in der Schlacht handelt, nicht in Betracht gezogen werden.

Die völlig andere Auffassung, die man über die Verluste an Toten in der Seeschlacht gegenüber denen der Landschlacht hatte — und in gewissem Sinne noch heute hat, mag durch folgendes Gespräch zwischen Napoleon und seinem als Seeoffizier und Verwaltungsbeamten recht bedeutenden Marineminister Decrès charakterisiert werden. Es handelte sich um den Übergang von Boulogne nach England. „Euer Majestät werden bei dem Übergange mindestens zehntausend Mann verlieren" — hierauf die Antwort: „Ich bin gewohnt, bei großen Unternehmungen und Schlachten mehr als zehntausend Mann zu verlieren." — Die Marine ist solche Verluste eben nicht gewohnt, sie rechnet in bezug auf Menschen mit viel kleineren Zahlen, man wertet aus diesem Grunde das Menschenleben im Kriege irrtümlich anders, als an Land — der Mensch ist in der Marine auch mehr Spezialist — und die Folge davon ist die Sucht der meisten Schriftsteller, jeden wenn auch kleinen Verlust als besonders tragisch und erschrecklich darzustellen.

Nun kommt es aber noch darauf an, zu untersuchen, ob die an sich geringen Verluste prozentual besonders außergewöhnliche sind. Dabei muß man einen großen Unterschied machen zwischen Schiffen, die als die Träger der Schlacht zu betrachten sind, und solchen Schiffen, die mehr abseits kämpfen, die, durch die Formation bedingt, nicht so intensiv eingreifen können. Hier sei darauf hingewiesen, daß eine Seeschlacht durchaus nicht etwa in ein wildes Schiffs-

gemenge übergeht, in dem jeder um sich schießt und haut wie bei einem wogenden Reitertreffen. Auch in der Seeschlacht siegt die Ordnung und straffe taktische Disziplin über jede Unordnung. — Träger der Schlacht sind fast immer die Admiralsschiffe; vielfach kommen auch Spitzenschiffe oder Schlußschiffe, auf denen sich meist Unterführer befinden, stark ins Feuer. Auf den Admiralsschiffen häufen sich naturgemäß die Verluste. In der vorerwähnten Schlacht bei Trafalgar hatten die Flaggschiffe Nelsons und Collingwoods, die beide an der Spitze der angreifenden Kolonnen standen, 57 und 47 Tote, die beiden den Flaggschiffen unmittelbar folgenden Schiffe 47 und 33 Tote, das sind auf 4 Schiffen im ganzen 184 Tote, während der Rest von 265 Toten sich auf 23 Linienschiffe mit durchschnittlich 11 Toten, das heißt nur etwa einer einzigen Geschützbedienung, verteilte. Auf den Flaggschiffen waren etwa 7 Prozent Tote.

Auch in Landschlachten häufen sich die Verluste an bestimmten Stellen; es ergeben sich dann verhältnismäßig hohe Prozente, wenn beispielsweise mit Einsetzen aller Kraft ein Schlüsselpunkt genommen, verloren, wieder genommen wird. — Wie auf einem Schachbrett die Hauptkampffigur die Königin ist, wie ihr Verlust sehr stark ausschlaggebend für das Spiel gelten muß, wie aber die Königin allein ohne mitspielende Nebenfiguren, die oft eine sehr wichtige Rolle haben, machtlos ist, so ähnlich verhält es sich mit dem Admiralsschiff. Hier liegt der größte Unterschied zwischen Land- und Seeschlacht. Der Admiral führt seine Flotte und befindet sich an der exponiertesten Stellung in der Schlacht, denn wo er sich zeigt, wo sein Schiff als Führerschiff vom Feinde erkannt ist, ist eben der Brennpunkt der Schlacht, dorthin konzentriert sich die Kraft des Feindes. Der Feldherr an Land befindet sich dagegen normalerweise außerhalb des Schlachtgetümmels, außerhalb des wirksamen Feuerbereichs, er dirigiert, er leitet die Fäden, die bei ihm zusammenlaufen; er ist mehr Schlachtendenker, der Admiral mehr Vorkämpfer im antiken Sinne.

Sind nun die modernen Seeschlachten gefährlicher geworden, als die alten Schlachten zu Nelsons und Ruyters Zeit? Man muß unstreitig zugeben, daß jetzt mit größeren, wuchtigeren Massen gearbeitet und damit mehr auf die seelischen Kräfte gewirkt wird, im Gegensatz zu früher, wo zahllose kleinere Massen auf die körperlichen Kräfte wirkten. Die Zahl der Toten scheint sich dagegen nicht sonderlich zu verschieben. Nach den japanischen Untersuchungen ergibt sich aus dem letzten Kriege Japans gegen Rußland (nach Suzuki und Pasquale), daß etwa 8 Prozent der Besatzung eines Durchschnittsschiffes leicht, 8 Prozent schwer und 4 Prozent tödlich verletzt werden. „Überraschend ist der verhältnismäßig günstige Ausgang der Seekriegsverletzung. Von 100 verletzten Japanern waren im letzten Kriege 12 sofort tot, 6 starben an den Folgen ihrer Verletzungen, 4 wurden invalide, 75 kehrten wiederhergestellt kampffähig in die Reihen zurück" (nach Marine-Oberstabsarzt Dr. zur Verth, Münchener medizinische Wochenschrift Nr. 47, 1912).

Nun sind allerdings die Ertrunkenen nicht mitgerechnet. Die Zahl der Ertrunkenen fällt aber überhaupt nur ins Gewicht beim Untergang eines ganzen Schiffes. Dies ist gewiß etwas besonders Erschütterndes, und im Landkriege findet sich nichts direkt Vergleichbares. Hierzu sei bemerkt: Die Hauptwaffe zur See ist seit drei Jahrhunderten und gegenwärtig immer noch die Artillerie. Diese Waffe bewirkt aber den Untergang eines modernen Schiffes in sehr seltenen Fällen, eigentlich nur dann, wenn die seelischen Kräfte des Schiffes völlig gebrochen sind und die Arbeit zur Erhaltung des Schiffes damit ins Stocken gerät. Die Zahl der Schiffe, die durch Artilleriefeuer in der Schlacht zum Sinken gebracht sind, ist außerordentlich gering. Schiffe, die wie ein Sieb zerschossen sind, gehören in die Phantasiegebilde; gewiß sind zahlreiche dünnwandige Aufbauten, die nicht einmal Splittern standhalten, durchsiebt, aber in solchen Aufbauten wird wenig gekämpft. Es kommt auch nicht auf durchlöcherte Schornsteine, Boote, Deckshäuser und Reelings an, sondern auf den Zustand der Kampfplätze, der Geschütztürme und vor allem der Unterwasserteile. Dort kommen natürlich auch Schußlöcher vor — aber durchsiebt ist doch nicht der richtige Ausdruck.

Gegenwärtig tritt freilich neben der Artillerie noch der Torpedo und die Mine auf. Beide wirken nur unter Wasser und zerstören einen großen Teil der Außenhaut. Damit kann allerdings die Gefahr eintreten, daß ein Schiff die Schwimmfähigkeit verliert, wenn nämlich die wasserdichten Schotten, die Abteilungen, die Innenhäute nicht genügen, oder wenn zufällig Munitionskammern und Kesselräume leiden. Auch hier ist „zufällig" gesagt, denn es ist nicht etwa die Regel. Man ist doch nach den Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges im Schiffbau weiter gekommen. Man soll daher das „In-die-Luft-fliegen" von Schiffen nicht als etwas im Seekriege Alltägliches hinstellen. Gewiß, es wird hart, sehr hart gearbeitet werden müssen, um ein Schiff, das Unterwassertreffer erhalten hat, schwimmend und bedingt kampffähig zu halten, aber wo wird denn im Kriege nicht hart um den Erfolg gearbeitet? Jede Angriffswaffe hat auch eine Abwehrwaffe, das soll man niemals vergessen. Wer hält denn einfach still, um sich durchlöchern zu lassen? „Eine jede Kugel, die trifft ja nicht", und auf See bei bewegtem Schiff kann man dieses Nicht getrost mehrfach unterstreichen.

Aber die Luftschiff-, die Flieger-, die Unterseeboots-Gespenster? Was in der Luft

herumfliegt, mag gut sehen, ob es aber gut trifft und nicht ebenso gut wiedergetroffen wird, soll hier nicht erörtert werden. Die Leistungen der Unterseeboote sind nirgends im Seekriege erprobt, man vergesse nicht, daß Unterseeboote nur einäugig sind und dieses Auge dicht über Wasser haben. Wer so wenig sieht, dem muß man schon selbst ins Netz laufen. In der Luft und unter Wasser ist die Verwendungsmöglichkeit neuer Waffen vorläufig noch so beschränkt, daß man sich auf Vorschuß nicht zu gruseln braucht.

Einige Worte seien noch über die Unterseebootsgefahr auf den Unterseebooten selbst gestattet. In unserer Marine sind, soweit bekannt, erst einmal bei einem Unglück drei Menschenleben verloren gegangen — man vergleiche damit nur die Fliegerei, irgendeinen maschinellen Großbetrieb, die Feuerwehr, die Gefährlichkeit des Automobils, vom Bergbau gar nicht zu reden. Für den Soldaten geziemt es sich nicht, von den Gefahren seines Berufs zu reden oder kleinere Vorfälle breitzutreten. Wo gehobelt wird, da fallen Späne, und in der Marine sind dank einer straffen Ordnung, dank größter Umsicht und dank großer Treue des einen für den andern sehr, sehr wenig solcher „Späne" gefallen. Fort mit allen Schreckgespenstern! —

Zum Schluß sei noch eine eigenartige geschichtliche Tatsache erwähnt. Im Seekriege sind wunderbarerweise fast alle Schlachten von dem numerisch Schwächeren gewonnen, man könnte direkt sagen, es ist zur Regel geworden. Woher hierfür der Grund? Er liegt in den seelischen Momenten. Auf See läßt sich ganz anders wie an Land, wo der Verteidiger an bestimmte örtliche Verhältnisse gebunden ist, die Schlacht beliebig legen, man kann mehr ausweichen, hinziehen, sich suchen lassen, man ist nicht an das Gelände gefesselt. Wer als Schwächerer daher mit dem stärkeren Feinde zusammenstößt, hat in bestimmter Absicht bereits diesen aufgesucht, kennt auch wohl dessen Überlegenheit — er wollte also den Waffengang, daß er siegen wollte, ist wohl selbstverständlich, Gelegenheit zum Ausweichen war für den Schwächeren fast immer vorhanden. Dieser Wille zum Waffengang, dieser heiße Wunsch nach Kampf, der den Schwächeren zum Suchenden machte oder der als Schwächerer sich doch vom Feind finden ließ, dieser mannhafte Wille hat dann auch während des Kampfes selbst in der Seele der Kämpfer seinen lauten Widerhall gefunden. Gewiß soll man in der Schlacht immer so stark als möglich sein. Der Schwächere auf See ist aber der Sieger zu oft gewesen, als daß man stillschweigend darüber hinweggehen dürfte. Also auch darum fort mit den Zukunftsgespenstern! Für den, der über Seekrieg schreibt, sei aber gesagt, er möge auch die guten Seiten gerade der Kriegführung auf See nicht vergessen. Hierher gehört, daß die Wohn- und Verpflegungsverhältnisse dem Friedenszustande an Bord fast völlig gleichbleiben. Man lebt und webt zwischen den alten Kameraden, auf liebgewordener Arbeitsstätte, gut verpflegt weiter. Man bleibt als Verwundeter nicht ungefunden lange Zeit herumliegen; man wird versorgt. Wenn auch die Kriegsnachtwachen schwer sein mögen, so halten sie doch wohl nicht den Vergleich mit den Marschstrapazen und den Biwaks der Armee aus. Zur See hat man daher auch viele Vorteile.

Wenn in der Seeschlacht durch moderne Riesengeschosse allerart das Festeste, was Menschengeist und Menschenhand zu schaffen vermag, einfach zermalmt wird, so werden dadurch viel weniger Menschen vernichtet, als leichthin angenommen wird; aber sehr stark wird das Ungeheure eines solchen seltsamen Vernichtungswerkes die Nervenkraft lähmen und die Seele erschüttern: Starkes Gottvertrauen und stete Sorge für gute Nerven, die nicht durch unnötige Phantastereien angegriffen werden dürfen, helfen über alles hinweg! Nicht die Toten, sondern die Überlebenden und von diesen die Nervenstarken, die Furchtlosen, entscheiden die Schlacht.

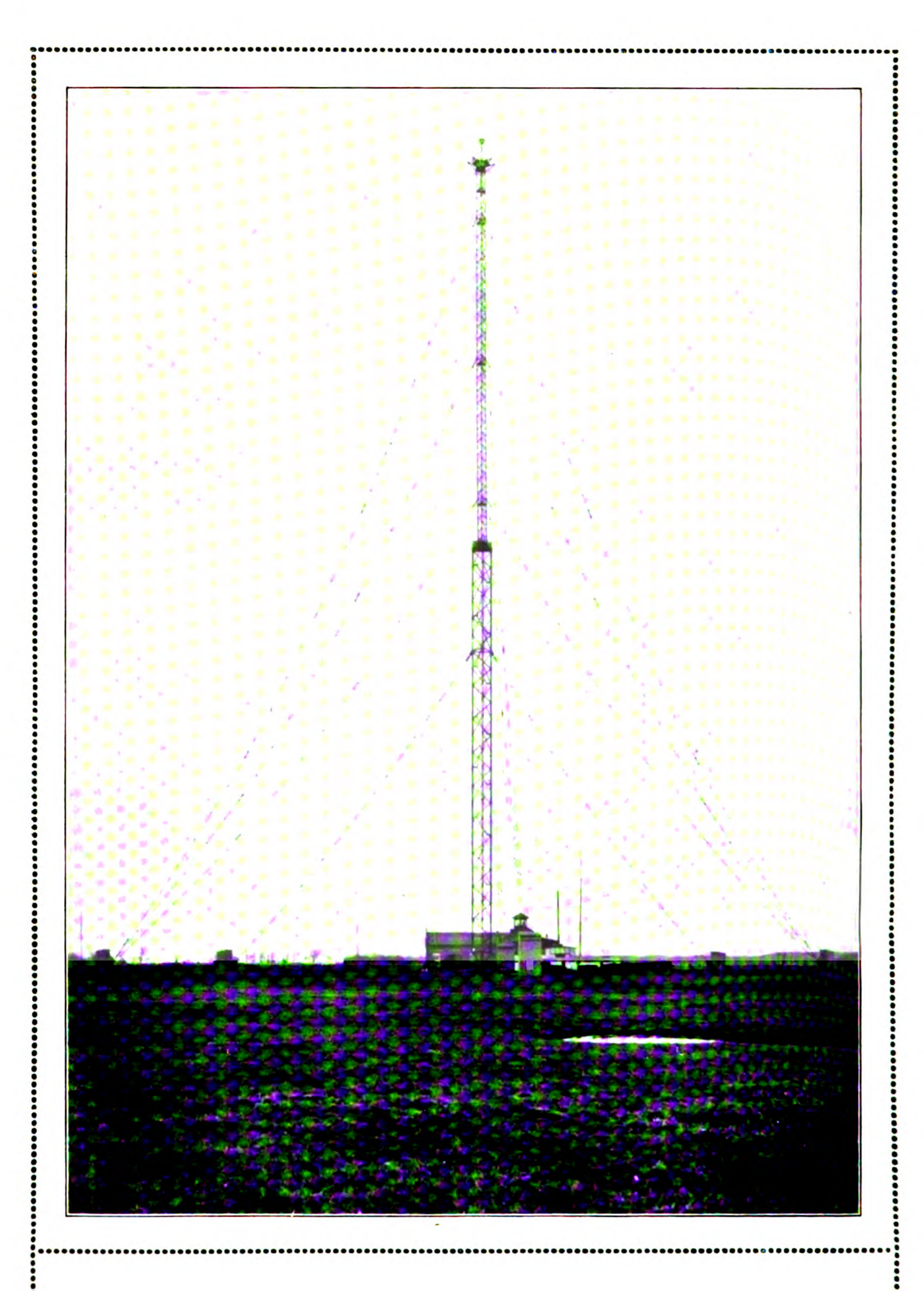
„Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß sich Menschen fürchten,
Da sie doch sehn, der Tod, das Schicksal aller,
Kommt, wann er kommen soll!"

Anruf

Gib mir das große Wunder
Aus deiner stolzen Kraft,
Das allen kleinen Plunder
Verbrennt und Heiliges schafft!

Schau! eine kleine Weile —
Und ich bin nicht mehr ich.
Tausend Schattenteile
Verflüchtigen sich.

Friedrich W. Wagner



Die Station Nauen der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie
mit dem 200 m hohen Turm

Telefunken. Von Friedrich Otto

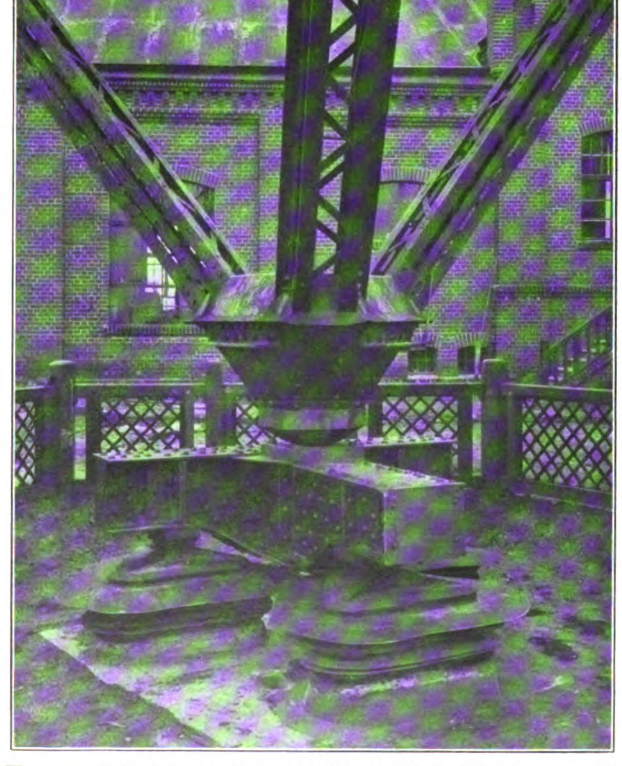


Der Kohärer ist tot. Es lebe der Detektor. Beim Erklingen des Wortes Detektor fallen einem — Ideenassoziation — Dinge ein wie Pinkerton, Sherlock Holmes. Unheimliche Aufspürer verworrener Tatengreuel und -knäuel. Aber ach, kein spannender Kriminalroman, keine Edgar Allan Poe-Novelle vermag der Wortklang Detektor aus der tiefen Versenkung des Lebens zu beschwören. Der Detektor ist nur ein technischer Detektiv. Ein namenlos feines Instrument für Wellen eines Stoffes, den wir nicht erkennen, weder schmecken noch riechen noch hören und sehen oder irgendwie fühlen können. Er entzieht sich sogar unserem Verstande, der alles nachrechnet und für den wir doch so schöne Worte haben: Äther, Urstoff, Uratom, Kosenamen für unbekannte kleinste Größen. Es muß dabei bleiben, daß wir Menschen von den unerklärlichsten Dingen die allerdeutlichsten Leistungen zu erhalten wissen. Der Detektor ist da, und wir wissen ihn zu handhaben. Das Medium bleibt uns verschleiert. Aus dieser vertraut-unheimlichen Mischung ergibt sich das Unheimliche und Spannende einer technischen Novelle. Sie ist realistisch und mystisch zugleich. Die Natur, die lächelnd wie eine junge Mutter ihren Menschenkindern ein Geheimnis nach dem andern wie einen Ball in den Schoß wirft, bleibt doch in den blauen Dunst der Ewigkeitsferne gehüllt. Wir erfahren viel und wissen doch nichts . . .

Eine kleine Spanne Zeit ist es her, da erschien in dem berühmten Brüsseler Institut für drahtlose Telegraphie ein Händler und verlangte dringend mit einem Kunden in Birma zu sprechen. Und der Detektor in Birma, 40000 Kilometer und noch 300 Kilometer entfernt, sagte: Ich höre. Und die Verständigung gelang. Wer ist dieser Herr Detektor, der mehr als das Gras wachsen hört, für dessen Ohr weder Alpen noch Kaukasus noch Karakorum noch Himalaja noch Sven Hedins Transhimalaja ein Hindernis bilden? Über das Dach der Welt hinweg vernimmt er das feinste und fernste Geflüster. Was ist das Ohr des Archimedes gegen sein Gehör?

Der Detektor, das Ätherauge, der sechste Sinn, ist der allerfeinste Empfinder, Empfänger für elektrische Wellen, die nun schon seit Jahren den irdischen Weltenraum unsicher machen. Der Kohärer war auch ein ganz brauchbarer Aufpasser, aber seit es einen Detektor gibt, ist er abgetan. Denn Undank ist der Welt Lohn. Die schwerere Wageschale sinkt nach unten. Die Wageschale des Kohärers ist gestiegen.

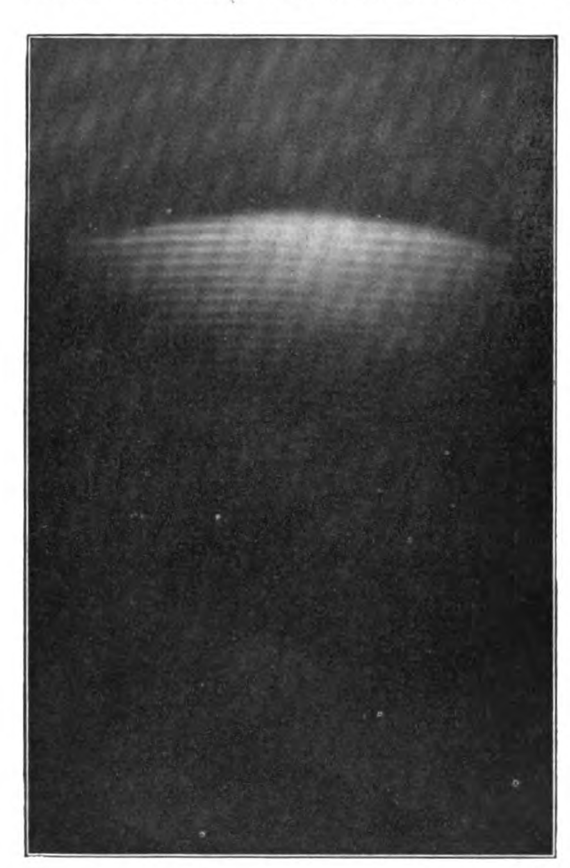
Der Detektor ist eine Stimmgabel, eine Sängerin von allerfeinstem Gefühl, die sich jedoch unter den Regiekünsten seiner Erfinder schon alle primadonnenhaften Launen abgewöhnt hat. In Nauen singt ein Senderapparat durch die Antenne tausend unsichtbare elektrische Wellentöne in die Welt hinaus. Der Detektor, fern in Island, fern auf schwimmendem Schiff, fern am Palmentropengestade vernimmt es doch und klingt es wider. Tausend Stöße, tausend Sekundenwellen erfaßt sein unsagbar feines Ohr, er



Fußgestell des Turmes der Großstation Nauen

bebt mit, und seine Erregung überträgt er auf eine Membrane, wie wir sie jeden Tag in unseren Telephonhörern aufschrauben und betrachten können. Die Membrane ruht im Hörer auf dem Ohr eines Menschen und singt die Schwingungszahl des Detektors mit.

Wie die Stimme des Gewissens, als der innerlichste Warner des Menschen, sich durch nichts übertönen lassen darf, so darf auch der singende Detektor seinen Notenfaden nie verlieren. Wenn auch elektrische Entladungen



Sichtbar gemachte Schwingung

der Atmosphäre ihn beirren, er muß bei seinem Gesang bleiben. Und ob auch das laute, grelle, senkrechte Tonbombardement der Sonne am Tage durch seine schlichte, horizontale Partitur hindurchschlägt, der Detektor bleibt unbesiegbar. Er singt und singt seine Weise. Sie umfaßt tiefe und hohe Töne, von 200 bis 2000 Schwingungen in der Sekunde. Der Hörer, ein Mensch mit der Membrane am Ohr, versteht seine Melodie und sagt: Krieg zwischen Türkei und Italien. Feuersbrunst in Ungarn. Der Panther in Agadir. Ein Schiff auf dem so-undsovielten Breitengrad und soundsovielten Meridian in Seenot. Mitternacht vom Eiffelturm ...

In das Geheimnis dieses Reiches treten wir jetzt. Wie zu einer Bajazzokomödie oder -tragödie jedermann, der ein Herz im Leibe trägt, freundlichst eingeladen ist, so darf auch jeder mit gesunden Sinnen sich den zugänglichen Geheimnissen der drahtlosen Telegraphie nahen. Sie verbirgt bis auf das eine, das sich die Natur an keinem Orte und auch am hellsten Tage nie rauben läßt, kein Geheimnis. Das, was wir also nicht zu verstehen vermögen, das versteht auch nicht der abgründigste Forscher.

Den Turm von Nauen, den modernsten torre horeloggia, kennen wir wohl alle dem Namen nach, besonders seitdem seine 200 Meter lange Hoheit einmal von einem Sturm höchst ungebührlich auf den Rücken geworfen wurde, worauf er 250 Meter hoch wieder aufstand, wie ein Mensch, der im Unglück wächst. Von ihm aus kann man in einem großen Umkreis plaudern. Dieser Großturm, dessen wuchtende Höhe das Wichtigste einer Senderstation ist, und dagegen der Detektor, der Wellenanzeiger, der den wichtigsten Teil der Empfangsstation darstellt! Der Detektor besteht im Prinzip aus einer Nähnadelspitze, die auf einem Mineral ruht. Er ist unendlich winzig im Vergleich zum 250 Meter hohen Entsender der Energie. Aber beiden gemeinsam ist, daß sie die Angelpunkte, die beiden Brennpunkte der drahtlosen Telegraphie sind.

Ein kurzer Besuch auf einer Großstation in Nauen läßt sich nicht vermeiden, wenn wir einen technischen Abriß der elektrischen Vorgänge bei der Radiotelegraphie erhalten wollen. Anderseits kann der Besuch kurz und schmerzlos sein, denn ein genauer Einblick in die äußerst komplizierten Vorgänge, die noch dazu alle eine längere Entwicklungsgeschichte als lästiges Erbe mit sich schleppen, ist doch nur bei ganz eingehendem Spezialstudium möglich, und ehe man in das gelobte Schlaraffenland des vollkommenen Verständnisses gelangt, muß man sich durch eine ganze Mauer hindurchfressen, die nicht so angenehm wie die Kuchenmauer des Schlemmerlandes schmeckt. Man kann sich den Vorgang beim drahtlosen Telegraphieren durch einen bekannten akustischen Vergleich klarmachen. Mit Hilfe zweier Stimmgabeln können wir das Wunder verdeutlichen. Die beiden Gabeln sind in einiger Entfernung auf den Tisch aufgestellt. An der einen Gabel hängt von oben herab an einem Faden eine kleine Kugel. Jetzt schlagen wir die andere Gabel an. Die zweite, gleichgestimmte schwingt kurz darauf mit, und wir sehen

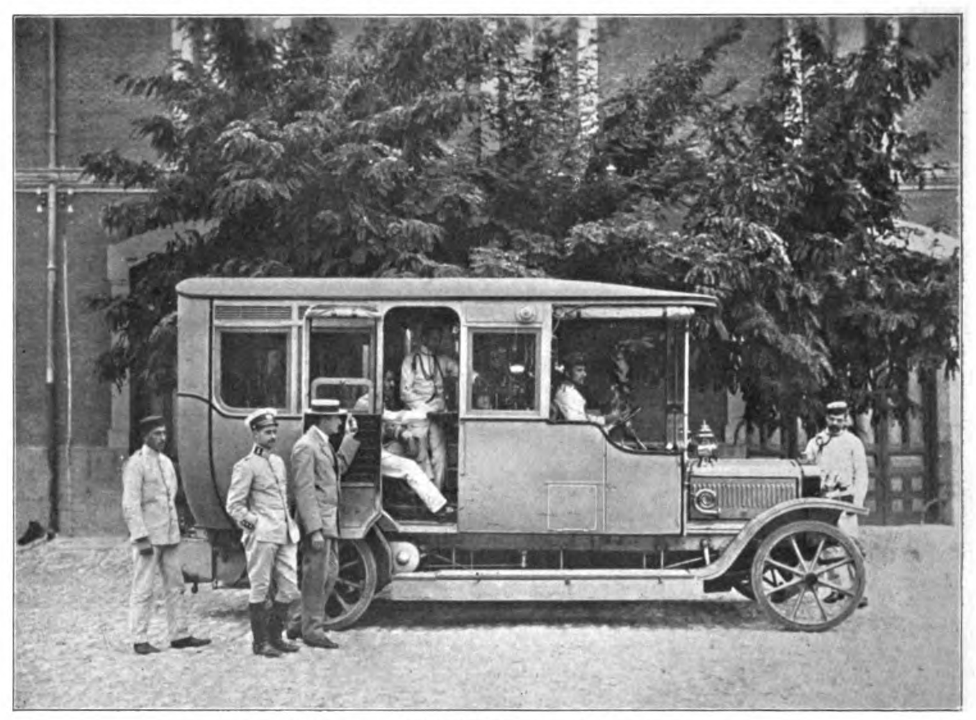


Der Senderaum der Station Nauen

die Kugel schwingen und hören die Gabel klingen. Die erste Stimmgabel ist die Senderstation, die zweite die Empfangsstation. Die kleine verräterische Kugel ist der Detektor. Das ist das akustische Schema. Nicht ganz so liebenswürdig leicht ist der elektrische Vorgang. Der Gegenstand, mit dem wir die erste Stimmgabel anschlugen, die erregende Kraft, ist jetzt der elektrische Strom, den unser Beispiel, die Station Nauen, in Form eines elektrischen Starkstromes auf der Drahtleitung von Spandau her bezieht. Dieser Strom bringt einen elektromagnetischen Kreis in Erregung. Doch wie Faust, möchte man bei diesem Wort ausrufen: „Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?" Was ist ein elektromagnetischer Schwingungskreis? Sein Erfinder ist Professor Braun. Aber das sagt nichts. Und wenn ich anführe, daß in der Großstation Nauen eine größere Anzahl Ölkondensatoren in Eisenkästen zu diesem geheimnisvollen Kreis gehören, so wächst sein Rätsel nur. Und wenn man hört, daß allein die Telefunkengesellschaft etwa 200 Patente besitzt, so wächst das Zutrauen des unbeteiligten Lesers sicherlich auch nicht. Da man jedoch von Nauen bereits mit dem 5200 Kilometer entfernten Sayville (L. J.) geplaudert hat, muß die Sache doch Hand und Fuß haben und sich die Mühe lohnen. Sehen wir uns zunächst einen kleinen Erregerkreis an. Im Hintergrund stehen vier große Leydener Flaschen. Doch sagt uns das eine Wort genug: Erregerkreis. In dem Kreise wird etwas erregt. Der von Spandau kommende elektrische Strom wird in diesem Kreise erregt, aufgeregt. Von gar keinem Richtungswechsel in der Sekunde wird er hier im Erregerkreis zu einem Wechsel seiner Richtung angeregt. Er wechselt sie mit Hilfe dieser Apparatur bis zu millionenmal in der Sekunde. Man nennt dies die Frequenz des Stromes. Wie die Frequenz eines Ost- oder Nordseebades mit seinem Wert wächst, so nimmt im Erregerkreis die Besucherzahl der elektrischen Stöße zu. Wir dreschen mit unserem Verstande leeres Stroh, wenn wir uns die Zahl der elektrischen Impulse, die innerhalb einer Sekunde im Erregerkreis entstehen, vorzustellen versuchen. Wir können sie uns so, wie wir gemacht sind, gar nicht ausdenken. Daß der Richtungswechsel, die Frequenz so enorm ist, muß uns genügen. Der Name für die Erscheinung ist Hochfrequenz. Allerdings ist es vor ganz kurzer Zeit der Telefunkengesellschaft gelungen, auch ohne Hochfrequenzmaschine kontinuierliche elektrische Schwingungen zu erzeugen.

In dem Erregerkreis, der von Spandau her ernährt wird, entstehen dabei Funken, die man (in Parenthese gesagt) durch Geißlerröhren deutlicher sichtbar machen kann. Die Geißlerröhre hat die Eigenschaft, bei jedem Funken aufzuleuchten. Wenn man z. B. eine Geißlerröhre mit Hilfe eines Motors sehr schnell um sich dreht, so wird man

ihr Aufleuchten jedesmal an einer anderen Stelle im Kreise sehen. — Die in dem Erregerkreis kreisende hochfrequente Funkenenergie kann, so heftig sie ist, „nach außen nichts bewegen". Sie muß erst fortgeleitet werden. Doch zum Abschied von dem Erregerkreis noch ein Wort. Sobald im Erregerkreis ein Funken entsteht, eine Schwingung, hat der Funken die Eigenschaft, induktiv fortzuschwingen: Beharrung. — Der moderne Erregerkreis ist aber so eingerichtet, daß die ebenfalls bis in die Millionen gehenden Schwingungen jedes Funkens gelöscht werden, so daß also sofort die Hauptwirkung des nächsten Funkens, von denen ja, wie

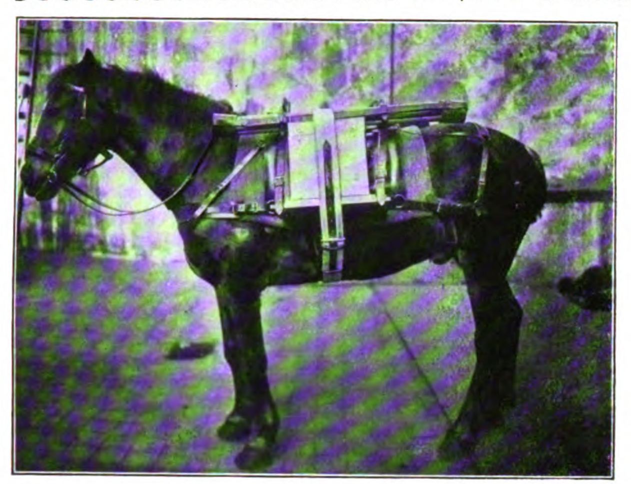


Spanische Automobilstation für drahtlose Telegraphie.

erwähnt, in der Sekunde auch schon Millionen vorhanden sind, eintreten kann. Im Erregerkreis werden die beharrenden, sekundären Schwingungen vernichtet, gedämpft, gelöscht, daher Löschfunken. Darum können die Funken einander sehr regelmäßig folgen. Und der ferne Detektor reagiert auf diese rhythmischen Hauptimpulse durch Ertönen, daher tönende Löschfunken. Doch soweit sind wir noch nicht. Es sei nur gesagt, daß durch diese so schwer zu erratende Anordnung es ermöglicht worden ist, 120 bis 150 Worte in der Minute in die Ferne zu transportieren. Die Wirkung des Erregerkreises tritt für die Ferne erst durch hochaufgehängte Drähte in Kraft.

Wir kommen jetzt in das Reich der Antenne. Besonders imponierend ist die Antennenaufhängung der Großstation Nauen. Im Schatten dieser gewaltigen Antenne liegen 300000 Quadratmeter Land. Die Antenne ist ein Draht oder ein Drahtnetz, in das die im Erregerkreis umgeformte Spandauer elektrische Kraft geschickt wird. Die Antenne aber setzt die ihr zugesandte Energie in Schwingungen des Äthers um. Was der Äther ist, weiß kein Mensch. Nur daß er ist und daß er etwas sein muß, wissen wir.

Er ist unserer Erfahrung zugänglicher als das Kantische Ding an sich, ja als die Platonischen Ideen, aber er entzieht sich unseren Sinnen vollkommen. Auch ein Besuch im Monistenlager oder eine Streife durch das „Werden der Welten" von Svante Arrhenius sagt uns nichts. Wir errechneten die Spuren des Äthers, aber wir wissen nicht, was für ein Wesen er ist. Wie wir ihn auch benennen, es sind doch nur Rätselworte für ein unbekanntes, großes X. — Wie das Wasser vergleichsweise verschiedene Wellen haben kann im Glase Wasser, im Waschbecken, im Dorfteich, auf einem Haff, im Meerbusen von Biscaya, auf dem freien Ozean, so hat auch der Äther seine verschiedenen Wellen. Lange und kurze. Die mathematische Errechnung der Meereswellen ist schwer, obwohl sie anschaulich zu begreifen sind. Bei den Ätherwellen fehlt uns auch die Anschauung, und die verstandesgemäße


Tragbare Maultierstation

gefunden, daß es tägliche und jährliche Störungen gibt. Das Sonnenlicht wirkt ungünstig auf die drahtlosen Wellen ein, manche Station hat nachts eine zehnfache Reichweite. Am Tage ist sie schlecht. Auch im Laufe eines Jahres treten seltsame Veränderungen in der Reichweite der Telefunken ein. Es gibt tellurische und kosmische Störungen. In Zukunft wird sogar ein Weltatlas der Wellenstörungen geschaffen werden müssen. Doch neben Wellenfeinden gibt es auch Wellenfreunde. So sind z. B. die Flüsse ausgesprochene Verehrer der drahtlosen Telegraphie. Wenn z. B. die Station Norddeich mit einem Schiff im Mittelmeer sprechen will, so gelingt manches Mal die Verständigung recht schlecht. Sobald aber das Schiff in der Richtung der verlängert gedachten Rhonemündung vorüberfährt, wächst plötzlich die Intensität der Wellen um das Zehn- bis Hundertfache. Die Stärke läßt jedoch sofort wieder nach, wenn das andere gedachte Ufer überschritten wird. Dieselbe Erscheinung zeigt sich an der

Erfassung des Ätherozeans ist daher noch unmöglicher. Aber der Äther, wie und was er auch sei, ist da. Wirft das Stettiner Haff z. B. kurze, schnelle Wellen, die manchen ozeanfesten Seemann seekrank werden lassen, so sind z. B. die Lichtwellen, die wir sehen, auch enorm kurz. Die anders gestalteten Erregungen, Wellen, die eine Antenne vom Erregerkreis her in den Ätherozean schickt, sind lang, viele Kilometer lang, während die Lichtätherwellen Bruchteile von Millimetern lang sind, die man sich schämen muß, dem menschlichen Verstande als genießbar vorzusetzen. Die kurzen Lichtwellen sind transversal. Sie gehen nach jeder Richtung senkrecht weg.

Die drahtlos erzeugten Ätherwellen folgen der Krümmung der Erde. Wer kann dies Geheimnis auflösen? Man kann bei idealem Wetter das Leuchtturmfeuer von Helgoland nicht weiter sehen, als die Rundung der Erde oder eine Luftbrechung es erlaubt. Aber die langen, drahtlosen Ätherwellen bleiben uns und ihrer Mutter Erde getreu und folgen ihrer Biegung. Das Licht ist unbestechlich, die drahtlose Äthererregung läßt sich beugen. Kommen ihr Pyrenäen und Alpen und andere später noch zu erwähnende Hindernisse in den Weg, so werden die Wellen empfindlich gestört. Das Kapitel dieser Störungen ist sogar recht interessant, weil es sehr viele Geheimnisse verbirgt. Man hat z. B.


Blick in den Wagen der spanischen Automobilstation

Rheinmündung. Man nimmt an, daß die Flüsse die Eigenschaft haben, die Wellen besonders zu akkumulieren und über sich fortzutragen. Doch ist das Geheimnis dieser Telefunkenstraßen der Atmosphäre noch nicht gelüftet. Keine Station der Welt ist bis heute imstande, die Tücken der Atmosphäre zu überwinden. Es kommt besonders in den Tropen vor, daß Stationen, die für 600 Kilometer Reichweite erbaut sind, plötzlich spielend 3000 Kilometer überwinden, wenn es Nacht ist und keine Gewitter in der Luft stecken.

Vom Erregerkreis tritt die Elektrizität in ihrer neuen, sehr erregten Form in einen Draht, der entweder wagerecht oder senkrecht oder auch schräg aufgehängt ist. In diesem Luftdraht oder der Antenne verwandelt sich die Wechselstromenergie zum Teil ganz nutzlos in Wärme. Der Rest scheint völlig verloren zu gehen, ist aber gerade der Teil, der die nützliche Arbeit leistet, die Fernwirkung, die Strahlung. Solange in die Antenne aus den Leydener Flaschen und dem Erregerkreis her die hochfrequenten Wechselströme geschickt werden, gehen von der Antenne unsichtbare, lange Wellen aus. Höchstwahrscheinlich sind das Schwingungen des sonst in Ruhe befindlichen Äthers. Sobald die Antenne nicht senkrecht hängt, sondern nach einer Richtung hin horizontal oder schräg angebracht wurde, gehen nach dieser bevorzugten Richtung hin die Wellen stärker, und man spricht dann von „gerichteten“ Antennen.

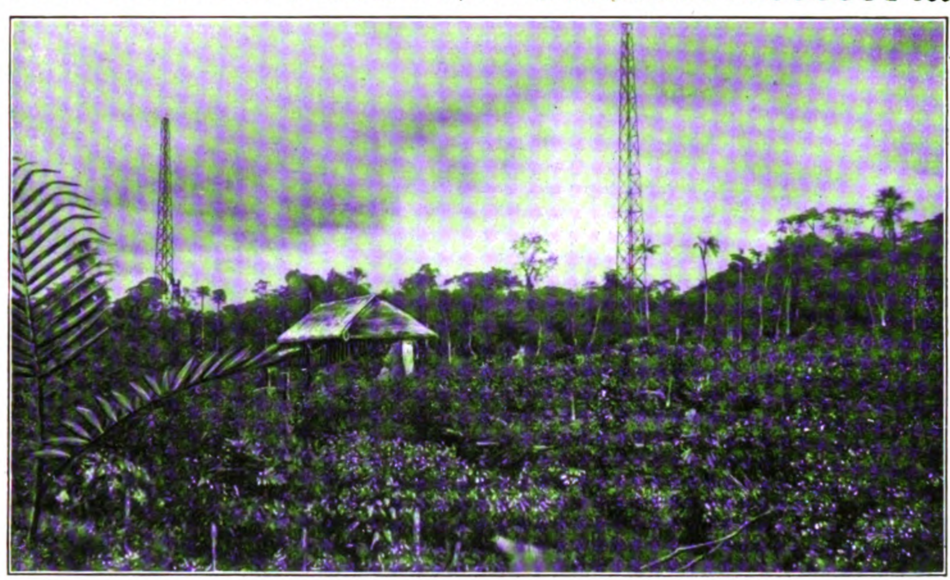
Die Wellen werden nun vom Detektor in der Ferne aufgefangen, umgeformt in Strom von wenig hoher Frequenz, und eine Membrane ertönt oder ein Morseapparat macht seine Striche und Punkte. Damit können wir das undankbare Reich der technischen Vorgänge verlassen und uns zu den Anwendungen der Telefunken wenden.

Die Welt ist heute bereits mit drahtlosen Stationen gespickt. Anfang vorigen Jahres gab es bereits gegen 2500 Stationen, von denen allein 1400, also über die Hälfte, auf das deutsche System Telefunken fielen; von diesen 1400 waren nur 500 Land- oder Militärstationen, 900 entfielen auf die See als Schiffsstationen. Nur 450 der 1400 Telefunkenstationen befanden sich in Deutschland. Der Rest kam auf das Ausland, von dem folgende Staaten sich für das deutsche System entschieden haben: Australien, Argentinien, Belgien, Brasilien, Chile, China, Dänemark, Finnland, Holland, Japan, Mexiko, Österreich-Ungarn, Neuseeland, Norwegen, Peru, Rußland, Spanien, Schweiz, Schweden, Serbien, Uruguay, Türkei, U. S. A.

Das meiste Interesse erregen durch ihre äußere Erscheinung die Großstationen. In Deutschland sind dies Nauen, Norddeich, und kürzlich ist eine neue, gewaltige Station in Eilvese bei Neustadt in der Nähe von Hannover errichtet worden. Hier steht mitten im „Toten Moor“ ein 250 Meter hoher Turm auf einer glasisolierten Stahlkugel. Von dieser Station aus wechselte Kaiser Wilhelm an seinem letzten Geburtstag die erste drahtlose Begrüßungsdepesche mit dem Präsidenten Wilson. Deutsche große Kolonialstationen befinden sich in Swakopmund, Tsingtau und (im Bau) in der Südsee. Wir verkehren von Nauen aus mit unsern Großstationen in Afrika, und die Radiotelegramme nach unsern Südseebesitzungen finden Anschluß an das Kabelende im fernen Jap zwischen Ja-



Marokkanische Kriegsstation der Telefunken



Telefunkenstation im Urwald

pan-Neuguinea. Hier setzt der Radioverkehr ein. Da Deutschland von dem 511000 Kilometer langen Weltkabelnetz nur 40000 Kilometer besitzt, England aber 4/5 aller Kabel, hat uns die drahtlose Telegraphie aus einer großen Gefahr gerettet. Das mit seinem Interesse die Welt umspannende England wird in nächster Zeit sechs Marconiriesenstationen mit Nacht- und Tagverkehr erbauen, je eine in England, Ägypten, Ostafrika, Südafrika, Indien, Singapore. Auch die Vereinigten Staaten werden demnächst einige gewaltige Stationen besitzen. So werden in Caimito in der Panamakanalzone drei Türme von je 200 Metern Höhe aufgestellt werden, von denen aus mit San Franzisko, Buenos Aires, der Insel St. Vincent im Atlantischen Ozean und allen amerikanischen Kriegsschiffen gesprochen werden soll. Berühmt ist die Überlandlinie quer durch Südamerika. Sie geht von Para an der Amazonasmündung durch Brasilien über Santarem nach Manãos. Von hier aus finden die Wellen Anschluß nach Iquitos und dann nach Lima, der Hauptstadt Perus. Insgesamt mag es heute wohl nahezu 4000 drahtlose Stationen geben, wobei aber die vielen, unbekannten Liebhaberstationen nicht mitgerechnet sind. In England hat mancher Privatier seine kleine Empfangsstation und läßt sich die Zeit, die vom Eiffelturm und von Norddeich aus um Mitternacht und mittags in die Welt gerufen wird, sagen. Auch wird wohl manch unbefugtes Ohr die unsichtbaren Gespräche abhören, die fast zu jeder Zeit auch über uns dahinstreichen und die uns erschrecken würden, wenn wir plötzlich ein Auge für sie bekämen.

Die wichtigste Anwendung erfährt die drahtlose Telegraphie im Verkehr über See. Die Seeleute haben mehr als andere das dringende Bedürfnis sich zu unterhalten; kennt doch z. B. das internationale Signalbuch nicht weniger als 370000 Signale. Welch einen Wert die drahtlose Telegraphie für den Schiffsverkehr hat, bewies vor einiger Zeit die Volturnokatastrophe. Von dem brennenden Schiff aus rief der Funker in wenigen Stunden elf große Dampfer zur Rettung herbei, und es konnten trotz der sehr schweren See die meisten Passagiere gerettet werden. Auch bei der Titanickatastrophe verdankten die wenigen Überlebenden ihre Rettung der drahtlosen Telegraphie, deren Einrichtungen seit jenem größten aller Schiffsuntergänge jedes Schiff mit 50 oder mehr Passagieren an Bord haben muß. Es sind heute etwa 3000 Schiffe mit drahtloser Telegraphie ausgerüstet.

Die auf Seite 540 oben angeführte kleine Tabelle soll die Bedeutung der drahtlosen Telegraphie für den Schiffsverkehr mit ein paar Ziffern veranschaulichen.

Allein ein einziges Schiff wechselte auf einer Hin- und Herreise zwischen Hamburg—New York 526 Telegramme mit 6664 Worten. Am 31. Januar 1912 wurde der sogenannte Ozeanbrief eingeführt. Innerhalb der ersten zwei Monate wurden allein im Südamerika- und Afrikadienst der deutschen Betriebsgesellschaft für drahtlose Telegraphie 700 solcher Ozeanbriefe mit 21000 Worten befördert.

Der Passagier schreibt seinen Ozeanbrief auf ein Telegrammformular und übergibt es dem Bordtelegraphisten, der den Inhalt einem in der entgegengesetzten Richtung fahrenden Schiff mitteilt. Der Telegraphist dieses zweiten Schiffes schreibt die Worte in ein Briefformular, kuvertiert es und gibt

Station	Jahr	Zahl der Telegramme	Zahl der Worte
Deutsche Küstenstationen entsenden	1910	11 738	281 000
"	1911	13 206	
Englische Küstenstationen. . . .	1910	39 801	
Französische Küstenstationen . .	1910	8 768	96 783
"	1911	16 492	
Deutsche Schiffe	1911	127 000	
Norddeich	1911	4 818 darunter 655 Zeitungs-telegramme	76 000
Imperator auf einer Reise nach New York	1913	1496	32 863

den Brief im nächsten Küstenhafen zur Weiterbeförderung. Die 30 Worte kosten 5 Mark, jedes weitere Wort nur 10 Pfennig. Außerdem sind für Porto und Beförderung 50 Pfennig zu zahlen. Der kleine Ozeanbrief, der nur auf nordamerikanischen Linien existiert, kostet 4 Mark für 10 Taxwörter von Amerika aus und 4 Mark für 16 Wörter von Europa aus. Die Feuerschiffe und Leuchttürme der Nord- und Ostsee sind für diese Zwecke fast alle mit drahtlosen Stationen ausgerüstet.

Sturmwarnungen werden sofort dreimal hintereinander ausgesandt. Sie bestehen aus 15 Worten, die Ursache, Windrichtung und -stärke sowie Sturmsignal enthalten. Die Großstation Norddeich gibt zweimal am Tage Zeitungsnachrichten, enthaltend Parlamentsberichte, Kursnotierungen und letzte Nachrichten. Jedes Telegramm wird zwei- bis dreimal wiederholt. Durch diese Telegramme ist das Erscheinen des „Atlantischen Tageblatts" auf Dampfern ermöglicht worden. Die für den Verkehr mit Schiffen gebräuchliche Wellenlänge ist 1650 Meter. Merkwürdig ist, daß die Telegramme von Schiff nach Land ständig zunehmen, die von Land aus nach einem Schiff dagegen wenig. Man glaubt, daß das Publikum auf dem Lande nicht genügend über die Möglichkeit eines solchen Verkehrs orientiert ist. Es seien daher hier einige Bemerkungen über diesen wertvollen Verkehr erlaubt. Besonders genau muß die Adresse sein. Sie enthalte:

1. Name des Empfängers und etwaige verdeutlichende Zusätze.
2. Name des Schiffes, Nationalität und bei Namengleichheit das Unterscheidungszeichen des Signalbuches.
3. Name der Küstenstation, über die das Telegramm gehen soll.
4. Dienstvermerk „Radio", der übrigens gebührenfrei ist.

Weiß man die passende Küstenstation nicht, so erledigt diese Frage die Zentralstelle des Haupttelegraphenamtes in Berlin, und man zahlt dann den voraussichtlichen Betrag der Telegrammgebühr. Differenzausgleich findet dann nach Erledigung statt. Die Gebühr beträgt:

1. 0,50 Mark für 1 bis 10 Worte wie üblich im Drahtverkehr mit Deutschland.
2. 1,50 Mark für 1 bis 10 Worte Gebühr für die absendende Küstenstation.
3. 3,50 Mark für 1 bis 10 Worte Gebühr für die empfangende und aushändigende Schiffsstation.

Summa 5,50 Mark für 1 bis 10 Worte für ein Radiotelegramm aus Deutschland, über eine deutsche Küstenstation an einen deutschen Dampfer. Jedes weitere Wort kostet insgesamt 0,55 Mark mehr. Über Holland ist die Mindesttaxe 6 Mark, über Frankreich 8,20 Mark, über England 10 Mark. Gegen 40 Ländergruppen haben sich heute dem internationalen Funkenvertrag angeschlossen. Erwähnt sei noch, daß es unter günstigen Umständen nach dem Telefunkensystem bisher möglich war, gleichzeitig auf ein und demselben Empfänger drei Telegramme abzuhören.

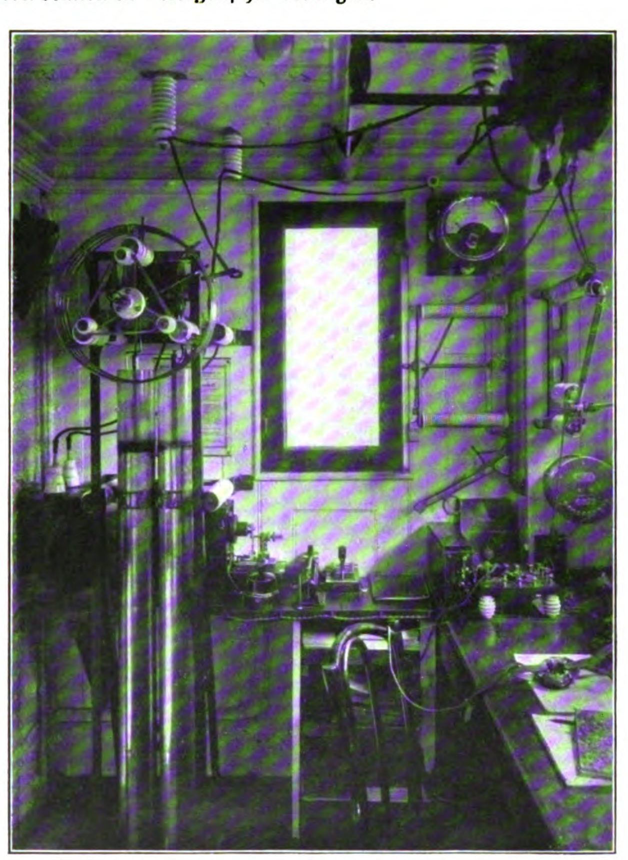
Es hängt dies mit den noch etwas rätselhaften Eigenschaften des Detektors zusammen, der verschiedene Wellenlängen auf einmal aufzunehmen vermag. Bekannt ist auch die Tatsache, daß man einen Detektor auf ganz bestimmte Wellenlängen abzustimmen vermag. Dadurch kann man unberufene Hörer, die die verabredete Detektorabstimmung nicht wissen, ausschalten. Man kann auch während des Gesprächs auf Verabredung die Abstimmung andauernd nach Belieben ändern, so daß ein anderer stets nur Bruchteile im günstigsten Falle erhascht.

In neuerer Zeit ist es auch möglich geworden, den schlafenden Bordtelegraphisten an die Arbeit zu rufen. Es wird dann 10 Sekunden lang eine bestimmte Schwingung ausgesandt, wodurch im Empfängergetriebe eine Kontrollfeder von einem Zahnrad aufgenommen und eine Alarmglocke eingeschaltet wird. Hätte man die Einrichtung schon früher gehabt, so wäre der schlafende Telegraphist an Bord des nur 20 Meilen von der „Titanic" vorüberfahrenden „Californian" durch die Notrufe geweckt worden. Das berühmte internationale Notzeichen lautet SOS (save our souls). Wenn es ertönt, muß jede weitere Korrespondenz unter-

brochen werden. Jedes Schiff muß sich dann sofort melden. Allerdings, als der Lloyddampfer „Frankfurt" das SOS der „Titanic" seinerzeit hörte und sich meldete, antwortete ihm der Titanicfunker: You are a fool, worauf die „Frankfurt" dennoch die „Carpathia" über das Unglück in deren Nähe informierte. Dadurch konnten die Insassen der Rettungsboote geborgen werden.

Die Schiffsstationen sind heute schon derart vollkommen, daß z. B. der Kreuzer „Nürnberg" von der Westküste Mexikos aus mit der deutschen Telefunkenstation Nauru in der Südsee sich unterhalten konnte, die 9200 Kilometer entfernt ist. Sogar mit dem 12000 Kilometer entfernten Jap konnte er sich verständigen. Allerdings nimmt auch der moderne Detektor noch bei atmosphärischen Störungen, die zwanzigmal stärker sind als die ankommenden Zeichen, seine Signale auf. — Da die Frage der Konkurrenz zwischen Kabel- und Funkentelegraphie allgemein interessieren dürfte, folge hier eine kurze Berechnung. Nehmen wir z. B. die Verbindung zwischen Deutschland und New York an. Die Entfernung beträgt etwa 6000 Kilometer. Ein Meter Küstenkabel kostet etwa 12 Mark, ein Meter Seekabel etwa 4 Mark. Rechnen wir diese Verbindung mit einem Durchschnitt von 5 Mark das Meter. Das Kilometer kostet dann 5000 Mark, die ganze Verbindung also 5000 mal 6000 = 30 Millionen Mark. Dazu kommen die sehr hohen Unterhaltungskosten von etwa 75 Mark auf Kilometer und Jahr. Die Baukosten einer radio-telegraphischen Station für eine Verbindung zwischen Deutschland und New York würden dagegen 3 Millionen Mark keinesfalls übersteigen, die Verbindung also 6 Millionen Mark kosten. Es verhalten sich also die Anlagekosten auf dieser Strecke wie 30 Millionen zu 6 Millionen oder wie 5:1. Betriebs- und Unterhaltungskosten dagegen betragen bei der Kabeltelegraphie nur 10 Prozent, bei der Funkentelegraphie 30 Prozent, verhalten sich also wie 1:3. Hieraus ergibt sich zugunsten der Funkentaxe ein Verhältnis von 1:1,7. Die drahtlose Telegraphie ist also auf der als Beispiel erwähnten Strecke 75 Prozent billiger. Die Marconistation, die über 3200 Kilometer des Atlantik hinweg zwischen England und Kanada arbeitet, übermittelt Telegramme zum vierten Teil der Kabeltaxe. Aber auf anderen Linien mußte die drahtlose Telegraphie lange arbeiten, um überhaupt bezüglich Anschaffungs- wie Betriebskosten mit der Kabeltelegraphie konkurrenzfähig zu bleiben.

Vorteilhaft für die Radiotelegraphie ist besonders die Tatsache, daß ihre Empfangsstationen mit einer viel niedrigeren Energie arbeiten können, als sie die Kabeltelegramm-Empfangsstationen haben müssen. Die drahtlose Technik konnte dadurch bezüglich ihrer Anschaffungs- und Betriebskosten einen wertvollen wirtschaftlichen Vorteil vor der Drahttelegraphie erlangen.



Funkenstation an Bord eines Passagierdampfers

Von großem Nutzen ist das Funken in der Seefischerei. Hohe Werte an Menschenleben und an Waren stecken in dieser. Wurden doch beispielsweise in einer einzigen Woche des Septembers 1913 in den Nordseehäfen $2^1/_2$ Millionen Kilogramm Meeresfische gelandet. Über Fanggebiete, Preise, Wind und Wetter unterrichtet zu sein, ist für die Fischereidampfer von höchstem Wert. Besonders in Norwegen ist das drahtlose Nachrichtenwesen für Fischer sehr entwickelt. Man kann dort die sogenannten „Fischtelegramme" für einen billigen Preis im Abonnement erhalten.

Hier wird die Seefischerei längs der lan-

gen, felsigen und gefährlichen Küste meistens in nicht allzu großer Entfernung vom Lande betrieben. Ein entlang der Küste gezogenes Telegraphennetz gibt die Möglichkeit, von jedem Küstenpunkte aus täglich, ja fast stündlich die Ergebnisse der an den einzelnen Punkten betriebenen Fischerei zu verbreiten. In jedem kleinen Fischerdorf und natürlich an allen größeren Plätzen findet täglich oft mehrere Male der Aushang der telegraphischen Nachrichten über Fang, Preise, Wind und Wetter usw. statt. Die Fischtelegramme geben jedermann die Möglichkeit, sich zu unterrichten, an welchen Punkten der ausgedehnten Küste der jeweilig beste Fischfang stattfindet, welche Preise man zahlt und wie die Aussichten auf Grund der herrschenden Witterungsverhältnisse für die Zukunft zu beurteilen sind. Daß durch ein solches Nachrichtenwesen die Ausnutzung der für das Land so bedeutungsvollen Seefischerei auf das beste gefördert wird, liegt auf der Hand. Der Fischer sieht aus den Nachrichten, wohin er sich zwecks Erlangung der besten Ausbeute wenden muß. Die Erreichung der Fangplätze wird ihm noch durch eine andere Einrichtung besonders erleichtert, das ist das Entgegenkommen der an der Küste fahrenden Passagier- und Frachtdampfer, die jeden Fischer mit seinem Boot für einen sehr geringen Preis befördern. Der Reeder und Kaufmann ist auf Grund der Fischtelegramme in der Lage, jederzeit nach dem Stande der Fischerei sowohl in bezug auf die Preise als auch der zu verkaufenden Mengen seine Dispositionen zu treffen. In Deutschland ist das Fischtelegrammwesen erst in der Entwicklung begriffen, obwohl unsere Interessen auf diesem Gebiete ebenfalls gewaltig sind. Besonders die Tatsache, daß sich die Konjunktur oft ganz plötzlich völlig ändert, macht einen Verkehr mit den Fischdampfern notwendig. Es ist gar nicht so selten vorgekommen, daß ein fischbeladener Dampfer von Island in Kuxhaven einlief und dann der schlechten Konjunktur wegen nach England zurückbeordert wurde, worunter die Ware leidet und die Betriebskosten wachsen. Ganz besonders aber muß man in der Lage sein, die großen Heringsflottillen, die manchmal 300 Schiffe umfassen und wochenlang nach guten Fangstellen suchen, an die richtigen Stellen zu beordern, wo die Netze manchmal infolge überreicher Fänge platzen.

Funkenstation an Bord eines Zeppelin-Luftschiffes

Was aber die drahtlose Verständigungsmöglichkeit für die Sicherheit der Fischer bedeutet, haben schon zahlreiche Katastrophen bewiesen. Es mag hier erinnert werden an den schweren Sturm in der Weihnachtsnacht 1894, dem sieben deutsche Fischdampfer und drei Kutter mit Mann und Maus an der dänischen Küste zum Opfer fielen. Der Sturm, der seinen Ausgang vom Golf von Mexiko nahm, den Ozean in kurzer Zeit überschritt und, von der englischen Küste gemeldet, mit Vehemenz über die Nordsee brauste, war von der Seewarte 24 Stunden vor seinem Ausbruch auf den Fischgründen schon angekündigt. Manches Unglück dieser Art hätte durch Funkentelegramme vermieden werden können. Auch die Ausrüstung, besonders die Netze repräsentieren einen Teil des Nationalvermögens. Sind doch allein in den deutschen Heringsfischereien in Form von Darlehn und Prämien im Laufe der Zeit Reichsmittel in Höhe von etwa 2,4 Millionen Mark angelegt. Deutschland besaß im Jahre 1907 an registrierten Seefischfahrzeugen 924 mit einer Besatzung von

7182 Mann. Unter den Fahrzeugen sind 284 Dampfer, daneben besteht noch eine Flotte kleinerer nicht registrierter Fahrzeuge von 14726 mit einer Mannschaft von 22269 Mann. Die Tätigkeit der Seefischerei dehnt sich aus über die Nord- und Ostsee, das Skagerrak und Kattegat, die Gewässer an der isländischen Küste, das Weiße Meer und das Meer an der Küste von Marokko. Moderne Fischereidampfer sind heute denn auch mit Funkenstationen ausgerüstet. Die Reichweite der Dampfer beträgt 50 bis 65 Seemeilen. Mittels Hörer können sie auf etwa 100 Seemeilen mit den anderen Stationen verkehren und empfangen auf diese Entfernung regelmäßig alle Telegramme. Leider ist es bisher nicht möglich, an der dänischen Küste Telegramme aufzugeben, da sich die Stationen nicht dazu verstehen, die Telegramme der Fischdampfer weiterzugeben.

Die Verwendung der drahtlosen Telegraphie für militärische Zwecke ist nahezu selbstverständlich. Keine moderne Armee kommt ohne sie aus. Besonders im letzten Jahre ist die Funkentelegraphie im deutschen Heere immer weiter ausgebaut worden, so daß ihre Organisation jetzt einen gewissen Abschluß erreicht hat.

Auch von Flugzeugen aus hat man sich schon mittels drahtloser Telegraphie verständigen können. Es gibt außerdem noch folgende Kleinstationen: Freiballon-, Tornister-, Sattel-, Automobil-, fahrbare Feldstationen.

Zum Schluß ein paar Kleinigkeiten über die drahtlose Telegraphie: Die Urwaldstationen Masisea und Bermudez haben lange Zeit unter der Vollsaftigkeit der Urwaldstämme gelitten, die gleich Schwämmen drahtlose Wellen zu verschlucken schienen.

Mittels Telefunken kann ein Verkehr mit Bergwerken aufrechterhalten werden.

Man kann unbemannte Registrierballone aus jeder beliebigen Steighöhe herabholen, indem man durch eine bestimmte Wellenlänge ihr dafür hergerichtetes Ventil öffnet.

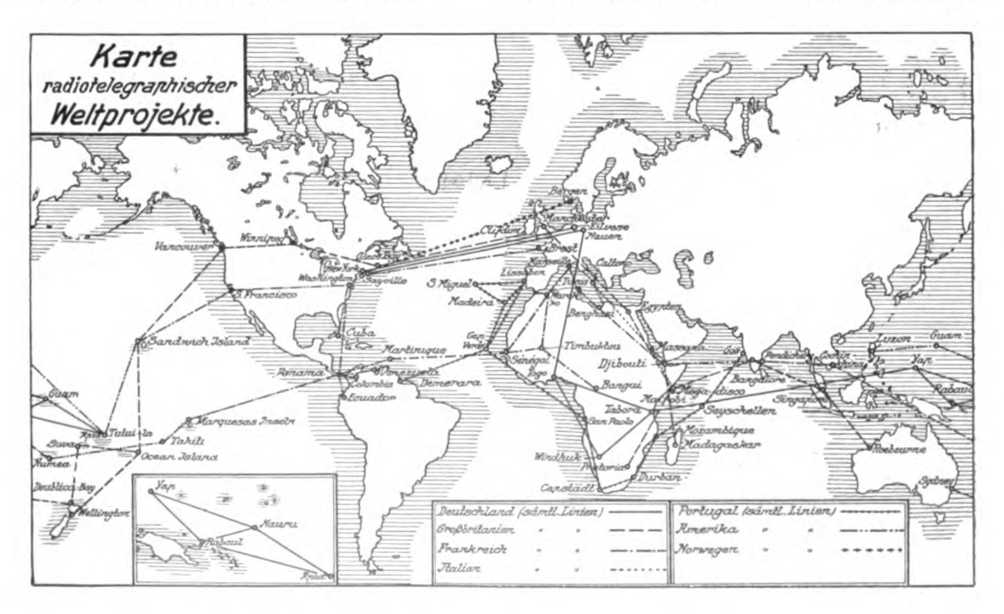
In den Vereinigten Staaten existiert bereits eine Art „Ätherpolizei", das ist eine Station zur Aufspürung verbotener Privatstationen. Es ist bereits gelungen, einen „drahtlosen" Verbrecher abzufassen.

Polarexpeditionen, die sonst jahrelang im Eise von aller Welt abgeschlossen waren, sind durch die drahtlose Telegraphie mit der Kulturwelt wieder verbunden. Dadurch ist ein großer Stimmungsfaktor auf arktischen Reisen beseitigt worden.

Das drahtlose Telegraphieren und insbesondere die Aufnahme nach dem Gehör ist heute noch eine Kunst, deren Erlernung drei bis vier Monate in Anspruch nimmt.

Durch drahtlose Wellen (F-Strahlen) sind in neuester Zeit Minen gesprengt worden.

Eine der imponierendsten Anwendung der drahtlosen Wellen ist kürzlich im Eisenbahndienst versucht worden. Jede Lokomotive der Zukunft, die sich vor absichtlichem oder unbewußtem Überfahren eines Signals schützen will, ist mit einer „Harfe" ausgerüstet. Das sind eine Reihe von isolierten Drähten auf der Rückseite der Lokomotive. Die Drähte sind die Kontrolleure der Bremsen und lassen ständig ein grünes Licht auf dem Führerstand der Lokomotive brennen, solange die Strecke frei ist. Sobald jedoch ein anderer Zug auf den Schienen steht, wird der Hochfrequenzstrom, der ständig von einer Station ausgeht, automatisch unterbunden, das grüne Licht erlischt und ein rotes flammt auf. Gleichzeitig ertönt ein Warnungssignal, und zum Überfluß treten — falls der Lokomotivführer bewußtlos ist — die Bremsen selbsttätig in Kraft.



Eine Kaufmannsgeschichte. Von Karl Goldmann



Philipp Kokoschka war ein gewöhnlicher Mensch, kleinlich, gedankenlos und des Lebens unwürdig, aber er verstand wenigstens, mit einer gewissen Tragik unterzugehen. Er allerdings hätte gegen diesen einzigen Vorzug, der ihn von Millionen Gleichwürdiger unterschied, aus tiefster Überzeugung und feierlich protestiert, aber dazu kam es gar nicht: der Strudel der Ereignisse hatte ihn schon hinweggespült, ehe er mit seinem Alltagsverstand das alles erfassen konnte.

Er war seit nunmehr fast dreizehn Jahren Angestellter der Firma Gründer & Nachtigall, Bank- und Wechselkontor, Berlin NW., als er an einem langweiligen Januarabend, kurz vor Bureauschluß, ans Telephon gerufen wurde und erfuhr, Los 788009 der Preußischen Klassenlotterie sei mit 200000 Mark gezogen worden. Davon gehörte ihm die Hälfte, denn er hatte es gemeinsam mit Herrn Martin N. Spitzer gespielt, dem einzigen Menschen, mit dem ihn eine Art freundschaftlicher Beziehungen verband,

Martin N. Spitzer
i. H. Kattun & Stein
Schmierseife und Leinöl en gros.

Als Kokoschka aus der Telephonzelle ins Bureau zurücktrat, sah er weder die neugierig von ihren Schreibereien aufblickenden Angestellten, noch auch Herrn Nachtigalls von einem dünnen weißlichblonden Bärtchen umrahmtes Kindergesicht, das vorsichtig spähend in der Türspalte des Chefzimmers erschien; nein, er schaute nichts als eine endlose Reihe von Nullen, die wie wohlgenährte Bäuche in Paradestellung nebeneinander marschierten; vor ihnen aber stand eine gravitätische Eins und kommandierte.

Es war dem Personal der Firma Gründer & Nachtigall durchaus untersagt, das Telephon während der Geschäftszeit zu benutzen; nur „Sterbefälle, schwere Krankheiten und freudige Familienereignisse allernächster Verwandter“ bildeten, wie Herr Nachtigall jedem Neueintretenden einschärfte, erlaubte Ausnahmen. Da nun Kokoschka jedem, der es hören wollte, erzählt hatte, er sei Doppelwaise und stehe allein in der Welt, mußte diesem langen, aufgeregt geführten Telephongespräch ein Mysterium zugrunde liegen.

Erst als der Buchhalter taumelnd seinen Platz auf dem hohen, drehbaren Sessel ohne Lehne wiedergefunden hatte, begegnete er den Äuglein des Herrn Nachtigall, dessen dünner, weißer Hals sich erstaunt dem Kopf nachgeschoben hatte. Zugleich bemerkte er, daß das ganze Personal erwartungsvoll und aufs höchste interessiert einem Zusammentreffen des Chefs mit ihm selbst entgegensah. Herr Nachtigall fand in den Augen des Buchhalters, die den seinen auszuweichen suchten, ein unbestimmbares Etwas, das er als Schadenfreude oder Hohn auslegte, das ihn beunruhigte. Da er annahm, daß seinen Angestellten nichts auf der Welt größere, wenn auch geheime Befriedigung verschaffe als eine geschäftliche Kalamität, die die Firma empfindlich träfe, ging er mit seinen kleinen trippelnden Schritten auf den Buchhalter zu.

‚Sollten Kattun & Stein Pleite gemacht haben?‘ dachte er besorgt. Mit der Firma, deren erster Buchhalter Herr Spitzer war, stand es bedenklich, und Gründer & Nachtigall hatten beschlossen, ihr Guthaben zurückzuziehen. „Was ist los, Kokoschka?“ fragte der Chef und sah zum Buchhalter auf, der sich inzwischen zum Schein wieder in die Korrespondenz vertieft hatte und sich jetzt Mühe gab, erstaunt herabzublicken zu der unausgewachsenen Gestalt mit den schmächtigen Beinchen. „Was ist los, doch kein Unglück?“

„Nein. Mein Onkel ist gestorben.“

„Ihr Onkel, wirklich, Ihr Onkel? Ich gratuliere Ihnen zu dem Onkel. Von dem Onkel hab' ich nie gehört. Wann ist die Beerdigung?“

„Er ... der Onkel wird in Schweidnitz beerdigt.“

„Ausgerechnet in Schweidnitz, das hab' ich mir gedacht. Ich kondoliere Ihnen, Kokoschka, meine Kondolation!“

Das Personal, in der Meinung, der

Sieg trete auf die Seite des Chefs, begann Beifall zu lachen und sich verständnisvoll zu räuspern, als der Buchhalter mit einer Kälte, die allen, vom Schreibmaschinenfräulein bis zum Laufburschen, einfach den Atem raubte, ganz langsam und laut die Worte sprach: „Ich bedarf Ihrer Kondolation nicht, Herr Nachtigall.“

Herr Nachtigall, durch und durch eine Händler- und Schächerseele, pflegte offene Beleidigungen einzustecken, indem er sich stellte, als verstände er sie nicht, oder er wurde ganz besonders liebenswürdig.

Indes in ihm die Sorge riesengroß wurde, Kattun & Stein könnten doch verkracht sein, lächelte er in die Runde und meinte, es sei nun wohl bald Zeit, das Bureau zu schließen. „So genau kommt es bei uns nie darauf an,“ sagte er süßlich, „wer seine Arbeit getan hat, kann immer gehen.“ In Wahrheit sahen jedoch die Herren aufs strengste darauf, daß die Zeit, die sie ihren Angestellten bezahlten, bis auf die Minute ausgenutzt wurde. Wenn also Herr Nachtigall schenkte, hatte er Angst, das wußten alle, und während sie die Bücher zuklappten, die Federn reinigten, die Briefe frankierten, herrschte in dem durch gelbliche Gasflammen erhellten Raum eine beim Geschäftsschluß ungewohnte Stille, eine Stille, in der jeder mit seiner Befriedigung fertig zu werden suchte über einen Abend, der unter solchen Sensationen schloß.

Herr Nachtigall, der als die Seele des Geschäfts galt, „verfocht“, wie er sich ausdrückte, „das Prinzip“, dem Personal keine Avancen zu machen. Als er jetzt ins Bureau des Chefs zurückkam, beglückwünschte er sich selbst zu diesem Grundsatz. Seine Angestellten waren seine bezahlten Feinde. Wie sehr hatte er doch recht gehabt, Herrn Gründer nicht nachzugeben, der diesem Kokoschka neuerdings das Gehalt hatte erhöhen wollen. Zwar hatte das Einkommen dieses ältesten Angestellten der Firma seit fünf Jahren keine weitere Steigerung erfahren, aber was rechtfertigte denn eine solche? Der Geschäftsgang sicher nicht; die Firma Gründer & Nachtigall war durch die Konkurrenz der Großbanken und der kapitalkräftigeren Bankiers mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt worden und allmählich in den Ruf geraten, Papiere zweiten Ranges an ein Publikum zu verhandeln, das ebensowenig ersten Ranges war. Nach der Meinung des Herrn Nachtigall trug an diesem Niedergang des Hauses niemand anderer und nichts anderes die Schuld als sein Kompagnon, der in geschäftlichen Dingen zu schwerfällig war und durch seinen Pessimismus sich von größeren Aktionen abhalten ließ; dagegen war Herr Gründer felsenfest davon überzeugt, daß nur die Skrupellosigkeit des Herrn Nachtigall die Dekadenz verschuldet habe. In Wahrheit war es natürlich so, daß beide kleinlich, mißtrauisch und, wo es ging, ein wenig betrügerisch waren.

War Herr Nachtigall die Seele des Geschäfts, so muß Herr Gründer die Kulisse genannt werden. Er besaß einen langen schwarzen Vollbart, den er Faden für Faden pflegte und der ihm Ehrbarkeit und einen soliden Ernst verlieh. Wer nicht wußte, daß er ein Winkelbankier war, hätte ihn von weitem für einen tiefen Denker halten können.

Wenn es galt, einem neuen Kunden eine Aktie aufzuhängen, über deren Unsicherheit die Kompagnons wohl informiert waren, trat Herr Nachtigall bescheiden zurück und ließ auf dem Kampfplatz Herrn Gründer erscheinen; sein ernstes Auftreten, seine gesetzte Art zu reden, sein gutsitzender Gehrock, sein gepflegtes Äußere beseitigten die Zweifel leichter als Herrn Nachtigalls endloses Geflüster.

„Gründer, dieser Kerl muckt auf,“ sagte Herr Nachtigall zu dem Kompagnon, der, in einen Korbsessel zurückgelehnt, seine Nägel pflegte. Und er berichtete von dem Zwischenfall mit Kokoschka. „Ich habe ihm natürlich hinausgegeben, daß er in sich zusammenkroch,“ log Herr Nachtigall.

Gründer ergriff jede Gelegenheit, seinen Kompagnon zu kränken. „Wenn Ihr sogenanntes Feingefühl es Ihnen nicht sagt, dann müssen Sie es eben von mir erfahren: Sie können von Leuten, die Sie schlecht bezahlen, keine Freundschaftsbeteuerungen erwarten. Ich predige Ihnen nicht ohne Grund immer wieder: bezahle deine Leute anständig, es macht sich bezahlt.“

Diesen Lehrsatz, einen Ausfluß seiner großzügigen Art, gab Herr Gründer allerdings oft genug zum besten; um die Ausführung aber kümmerte er sich niemals und

war im Innern froh genug darüber, daß Nachtigall ihm in diesem Punkt nicht nachgab. Der wußte das auch ganz genau, vermied aber heute allen Streit, denn jeder Augenblick konnte die betrübende Nachricht bringen, daß Kattun & Stein von ihren Gläubigern ein Moratorium verlangten.

Herr Gründer hatte vollkommen recht: Kokoschka empfand alles andere eher gegen seine beiden Chefs denn Zuneigung. Er fühlte sich von ihnen zurückgesetzt, ausgesogen und vor allem schlecht bezahlt. Herr Gründer pflegte den Gruß seiner Angestellten kaum zu erwidern, Herr Nachtigall konnte ihnen begangene Fehler noch nach Jahren vorwerfen, aber diese Beleidigungen hätte der Buchhalter weit eher in Kauf genommen als die erniedrigende Tatsache, daß er den Kampf um sein Gehalt, vielmehr um die Erhöhung seines Gehalts unaufhörlich führen mußte. Niemals waren die Herren von selbst auf den Gedanken gekommen, sein bescheidenes Einkommen zu vergrößern; immer bedurfte es erst zahlloser Anspielungen, unzufriedener Mienen, offener Hinweise auf die langjährige Tätigkeit; dieser Kampf füllte sein ganzes Leben aus und machte es schändlich.

In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als die unerhörte Steigerung der wirtschaftlichen Tätigkeit ganze Armeen von Menschen nach der Reichshauptstadt lenkte, war auch Philipp Kokoschka, von einem schmalen Wachstuchköfferchen begleitet, in der Menschenflut aufgetaucht, deren Zusammenströmen Berlin zur Weltstadt machte. Acht Jahre war er, so pflegte er später mit einem gewissen kaufmännischen Humor zu sagen, ein treuer Diener der Konfektion. In niederen Stellungen beschäftigt, als Laufbursche, Adressenschreiber, Registrator, erlebte Kokoschka den gewaltigen Aufschwung jener Industrie, aber immerhin: er erlebte ihn. Er fühlte sich als bewußten Zeugen jener großen Epoche, da die altmodischen Geschäftshäuser zu platzen drohten von der Fülle der Waren, die in ihnen aufgestapelt waren, da zwei, drei dieser bescheidenen Häuser einem einzigen riesigen Konfektionspalast Platz machen mußten, da auch dieser den zu Weltfirmen erblühten Geschäften nicht mehr genügte und sie sich Gebäude mit Fassaden schufen, die einen ganzen Häuserblock verschlangen. Dann kam der vernichtende Krach, die „Katastrophe des Jahres 99", wie Kokoschka später diese aufregende Zeit nannte. Sie beseitigte nicht nur die Spuren der Firma Jackson & Co., Konfektionäre, so vollkommen, als hätte sie nie existiert, sie hob auch des dritten Disponenten Existenz in die Höhe und zerschmetterte sie. Philipp Kokoschka stand mit seinem Wachstuchköfferchen wieder allein in der ungeheuerlich angewachsenen Stadt.

Nun mußte er sich monatelang durchhungern, um von seinen kleinen Ersparnissen, zehn dunkelblauen Hundertmarkscheinen, ein weniges zu retten; schließlich ging ihm auch dies verloren, denn das „Rechtsschutzbureau", das ihn engagierte, verlangte als Kaution 600 Mark. Noch ehe das Bureau eröffnet wurde, war der Rechtskundige auf dem Weg nach Honolulu, nicht ohne die Kaution verschiedener vertrauensvoller junger Leute zur Deckung der Reisekosten mit sich zu nehmen.

Um diese Zeit suchten Gründer & Nachtigall eine „billige Kraft". Herr Gründer, der mit dem schwermütigen Ernst eines Denkers die Zeitung zu lesen pflegte, erbaute sich im lokalen Teil an der ausführlichen Schilderung des Betrugs, der an sechs unerfahrenen Handlungsgehilfen begangen worden war. Diese Unerfahrenheit hatte für ihn etwas Bestechendes und in der Erwartung, auf diese Weise eine ebenso billige als willige Kraft zu finden, schrieb er einigen der Opfer, in seinem Hause sei eine Stellung „vakant".

Kokoschka, durch die verschiedenen Schicksalsschläge verwirrt, war ohne Zweifel der schüchternste; ein Monatsgehalt von 100 Mark legte ihm die Verpflichtung auf, von nun an täglich neun Stunden an nichts anderes zu denken als an die Interessen der Firma Gründer & Nachtigall.

Es vergingen Jahre, es nutzten sich mit den stark verschlissenen Bureaumöbeln die Herren Nachtigall, Gründer und der allmählich zum Buchhalter aufgerückte Kokoschka immer mehr ab; in Herrn Gründers schwarzem Bart erschienen weiße Fäden, das Kindergesicht des Herrn Nachtigall alterte gespenstisch, die blonden Schnörkel über der nichtssagenden Stirn des Buchhalters wur-



Moderne Graphik: Märzsonne. Radierung von Prof. Alois Kolb

den lichter. Sein in weiter Ferne entgegenschimmerndes Ziel war von allem Anfang an gewesen: sich jenes Einkommen zu erobern, das er als Konfektionär vor dem Sturz der alten Firma sein eigen genannt hatte. Schrittweise war er diesem erhabenen Ziel nähergerückt, aber jeder Schritt war eine Demütigung gewesen. Besondere Anstrengungen für die Interessen der Firma, bewegliche Klagen über die teuren Zeiten, schließlich Bittschriften, auf sorgsam gefaltetes weißes Kanzleipapier geschrieben, mußten jedesmal den Entschluß der beiden Chefs zeitigen, und nicht fünf Jahre — wie der Buchhalter optimistisch schwärmend berechnet hatte — sondern sieben waren nötig gewesen, bis sein Traum erfüllt war und die Firma sich zu folgendem Schreiben entschloß:

„Herrn Ph. Kokoschka,
im Hause.

Trotz des ungünstigen Geschäftsgangs sehen wir uns veranlaßt, in Anbetracht Ihrer langjährigen Tätigkeit Ihr Monatsgehalt auf 160 Mark zu erhöhen und tun wir dies lediglich in der sicheren Erwartung, daß Sie uns diese ungewöhnliche Aufwendung durch ganz besonderen Fleiß und Anstrengung Ihrerseits wieder einbringen werden."

Dieser Brief war kalt, berechnend und niederträchtig, aber als er ihn auf seinem Pult fand, fühlte der Buchhalter zum erstenmal etwas Neues in seinem Herzen, eine Art von wohlanständigem Interesse an dem Gedeihen der Firma Gründer & Nachtigall, vielleicht sogar eine Spur von Anhänglichkeit. Er manifestierte sie, indem er von jetzt an die Familienfeste der beiden Kompagnons beachtete und zu Geburts- und Neujahrstagen kalligraphisch abgefaßte Glückwunschbriefe übersandte, die mit der Unterschrift endeten „Ihr gehorsamer Kokoschka", „Ihr stets dankbar ergebener Kokoschka", „Ihr allzeit dienstwilliger Kokoschka". Das gefiel, und der Buchhalter wurde mit den Jahren als Faktotum betrachtet. Herr Nachtigall rief ihn zu Privatgesprächen ins Bureau der Chefs, machte ihm Mitteilungen über die Gesundheit der Familienmitglieder und zog ihn manchmal zu häuslichen Festen zu, während Herr Gründer sich des öfteren bei ihm kopfschüttelnd über die geschäftliche Unfähigkeit seines Kompagnons beklagte.

Einige Jahre blühten diese edlen menschlichen Beziehungen, da brachen sie mit einem häßlichen Mißton ab, um nie wieder aufzuleben: Kokoschka erhielt den Antrag einer Konkurrenzfirma. Das war die Waffe, die er suchte. Die angebotenen Bedingungen, teilte er seinen Chefs mit, seien „im Vergleich zu den bis dato innegehabten glänzend". Während der Palastrevolution, die darauf folgte, schleuderte Herr Gründer den kleinlauten Kompagnon in ein Nichts! Kokoschka sei durch Herrn Nachtigalls „familiäres Getue" verwöhnt und daher frech geworden. „Aus der Gosse haben wir den Kerl aufgelesen, — das ist der Dank!"

Kokoschka, in seinem verwachsenen und verwaschenen Röcklein, zitterte am ganzen Leibe, als er in der entscheidenden Unterredung 190 Mark Monatsgehalt beanspruchte, aber er blieb zum Erstaunen der beiden auf ihn einredenden Kompagnons fest und siegte. Er wußte, sie konnten ihn kaum entbehren; er war länger in ihren Diensten als alle andern, kannte das Hauptbuch besser als die Bibel, reagierte auf die Launen der Chefs wie ein Barometer auf den Luftdruck, und schließlich: Gründer & Nachtigall hatten ihn mit den armseligen Kniffen bekannt gemacht, die sie ihre Geschäftsgeheimnisse nannten.

„Wir sind uns bewußt, durch Eingehen auf Ihre Forderung bis an die äußerste Grenze unserer Leistungsfähigkeit gegangen zu sein und teilen Ihnen vorsorglich schon jetzt mit, daß in absehbarer Zeit ein Weiteres nicht möglich sein wird. Jedes derartige Verlangen Ihrerseits müßte die zwischen uns bestehenden Bande lockern, wenn nicht gar lösen, und wünschen wir dies im beiderseitigen Interesse nicht. Sie wissen selbst, daß der Geschäftsgang kein derartiger ist, daß . . ." Mit lebhaften Klagen über die geschäftliche Depression schloß der Brief, der, um einen Ausdruck Herrn Gründers zu gebrauchen, als Präventivmaßregel gedacht war und als solche verstanden sein sollte.

Sie tat ihre Wirkung einige Jahre lang, dann begann, von Freund Spitzer genährt, Kokoschkas Verdrossenheit aufs neue. Herr Spitzer konnte, im Vergleich

mit dem Buchhalter, wie ein großer Herr leben, er trug einen Pelzmantel, über seiner Weste baumelte eine schwere goldene Uhrkette, in seinen freien Stunden befaßte er sich mit der neuesten Literatur. Er fühlte sich hoch erhaben über den Buchhalter der beiden Winkelbankiers, und was ihn zu ihm hinzog, war eigentlich nur das Gefühl der Überlegenheit, das er an ihm befriedigen konnte. Die Herren Gründer und Nachtigall pflegte er die beiden Gauner zu nennen, mit denen er um keinen Preis der Welt zu tun haben möchte. Seiner eigenen Firma behauptete er völlig unentbehrlich zu sein. Kokoschkas Gehalt war in seinen Augen ein Schandgeld. Der Buchhalter gab ihm, kleinlaut und mit gequälter Stimme, recht.

„Man setze den Fall, daß ich heiraten wollte,“ sagte er, „ich bin jetzt dreißig Jahre ...“ Und er begann, dem Freund und sich selbst die Schrecknisse eines neuen Kampfs zu schildern, der dann „entbrennen müßte“. Aber er führte höchstens von Zeit zu Zeit einige leichte Vorstöße gegen die Geldmacht des Hauses Gründer & Nachtigall. Nichts anderes jedoch erreichte er mit seinen Anspielungen, als daß Herr Gründer schweigend seinen Bart strich und Herr Nachtigall ihm stirnrunzelnd, aber doch lieblich zulächelte.

Längst haßte er beide aus ganzem Herzen, und es ist wahr, er empfand es als persönliche Genugtuung, wenn ihre Schuldner bankerott machten, die Kurse ihrer Aktien heruntersausten, ihre Spekulationen mißglückten. Die Herren Gründer und Nachtigall, die ja schließlich keine schlechten Menschenkenner waren, wenn es galt, niedrige, kleinliche, vor allem aber ihnen gefährliche Eigenschaften und Tendenzen herauszuspüren, täuschten sich trotz aller äußeren Ergebenheit ihres Buchhalters nicht über seine wirklichen Gefühle und deren Ursache, aber sie waren fest entschlossen, diesmal nicht nachzugeben. „Das wäre die Schraube ohne Ende,“ bemerkte Herr Gründer, und so zogen die drei Geschäftsleute wie die Hampelmänner im Kinderspiel den Strick unaufhörlich im Kreise herum, immer schneller, ohne daß der Strick einstweilen gerissen wäre.

In diese von kaufmännischen Leidenschaften und geschäftlichen Kämpfen beherrschte Arena schlug einer Bombe gleich die Nachricht vom Lotteriegewinn; aber sie durfte noch nicht platzen, sie mußte einstweilen Geheimnis bleiben. Kokoschka wollte sie erst hegen und pflegen und als köstliches Kleinod bewahren, um das mörderische Geschoß dann gegen die Feinde zu schleudern, wenn die Zeit zur Rache gekommen sei. Einstweilen wollte er sich nur am Vorgeschmack laben. Hatte er jahrelang vergebens darauf gewartet, daß die Firma den „Hundelohn“ durch eine Zulage etwas anständiger gestalte, so wollte er diesen Tag nun erst recht erleben, um dann zu sagen: „Zu spät, meine Herren!“

Die gewonnenen 100000 Mark machten aus ihm einen freien Mann, der sich den Schabernack leisten konnte, in den kahlen Bureaus zu einer Zeit nicht mehr zu erscheinen, da man ihn am nötigsten brauchen würde, einen überlegenen Kavalier, der statt jeder andern Benachrichtigung eines Tages den Herren Gründer & Nachtigall aus St. Moritz oder Lugano eine offene Postkarte mit Berichten über die derzeitigen Witterungsverhältnisse schicken konnte, einen dämonischen Feind, der plötzlich statt im Bureau auf der Börse erscheinen würde, um in jenem Papier, mit dem die Firma en baisse spekulierte, eine wilde Hausse zu entfesseln. Aber all diese köstlichen Ausblicke in eine schöne Zukunft beglückten ihn nicht so sehr wie die eine Vorstellung: nach langen Beratungen, die Herr Gründer durch ein finsteres, Herr Nachtigall durch sein zaghaftestes Gesicht illustrierten, haben die Herren sich nun doch entschlossen, sein elendes Salär zu erhöhen — sagen wir auf 230 Mark. Herr Nachtigall tritt zu ihm ans Pult, legt ihm die Hand auf die Schulter und beginnt: „In Anbetracht Ihrer wiederholten Forderungen und Ihrer langjährigen Dienste ...“ Aber Kokoschka läßt ihn nicht weiterreden. „Was ich schon längst sagen wollte,“ unterbricht er mit sehr gleichgültiger Stimme, als handle es sich um etwas ganz Nebensächliches, „am kommenden Ersten verlasse ich Ihre Bude.“ Ja, Bude, und nicht etwa Geschäft, Bude wäre der treffendste Ausdruck. „Ich habe mir von Ihrem Hungerlohn hunderttausend Mark erspart,“ würde er dann weiterhöhnen, „und davon gedenke ich besser zu leben als

Sie beide.“ Wort für Wort würde sitzen, jedes ein Hieb!

Als Kokoschka an jenem Abend, der ihn zum Grandseigneur machte, sich wie ein heimlicher Diktator durchs Gewühl der Friedrichsstadt gewunden hatte und die Tür zu seinem Garçonzimmer öffnete, sank ihm an der Schwelle Herr Martin N. Spitzer in die Arme. Die beiden Buchhalter, sonst mißtrauische und jeder Freundschaft bare Menschen, küßten und umarmten sich wie Monarchen und nannten sich in spontaner Eingebung Du. Jeder beteuerte, des andern Freude sei ihm so lieb wie die eigene. Da aber keiner damit beginnen wollte, dem andern seine Pläne für die Zukunft zu enthüllen, erschöpften sie sich in überschäumender Lustigkeit. Herr Spitzer lachte sich satt an seinen eigenen Wortwitzen, und Kokoschka erlaubte sich, den Freund wegen seinen kleinen Liebhabereien aufzuziehen, die nunmehr leicht zu befriedigen seien. Er gratulierte ihm, der ein weibersüchtiges Männchen war, mit gravitätischer Verbeugung zu seinem künftigen Harem und empfahl sich als Obereunuchen; während der Apostrophierte, dem der Anblick eines Küchenmädchens schon den Atem rauben konnte, den Buchhalter als dereinstigen Mitinhaber der Firma Gründer & Nachtigall feierte, der das heruntergekommene Geschäft zu neuen größeren Zielen führen werde.

In dieser Stunde voll Wohligkeit und Überschwang hätten andere Menschen ihre tiefsten Geheimnisse einander zugeschrien; die beiden Buchhalter aber hüteten sich, zuviel zu sagen. „Ich werde bis auf weiteres noch den Sklaven spielen,“ offenbarte Kokoschka, und es machte ihm ein besonderes Vergnügen, das Wort Sklave, von demütigen Gesten begleitet, zu wiederholen. „Hierauf gedenke ich mich in deinem Harem ein wenig zu erholen,“ sagte er dem neuen Duzfreund. Von seinen eigentlichen Plänen enthüllte er nicht den kleinsten Zipfel. Der Schlag, den er führen wollte, sollte treffen und sitzen zur Verblüffung seiner Chefs, seiner Bekannten, zum Erstaunen der Geschäftswelt. Es mußte ein Bluff von amerikanischen Dimensionen werden. Um den Freund irrezuführen, entwarf er ihm ein phantastisches Bild von dem Augenblick, da die Herren Gründer und Nachtigall die große Neuigkeit erfahren würden.

„Du willst doch nicht ...“ unterbrach ihn der andere, der auch seine geheimen Pläne hatte. Hierauf meinte Kokoschka etwas gleichgültig, ja, es sei vielleicht wirklich besser, wenn man den unerhörten Glücksfall einstweilen unter Schweigen begrabe. „Wollen wir schwören?“ schlug er in einem Ton vor, der scherzhaft klingen sollte.

Die beiden Buchhalter stellten auf eine weiße Serviette eine brennende Kerze, Spitzer machte einige groteske Bewegungen mit den Armen und murmelte einen Spruch, der mit einem Wort wie Abraxadamasimo begann. Dann sahen sie sich mit einer plötzlichen Bewegung ernst in die Augen und schwuren, das Geheimnis mindestens bis Ende des Jahres zu hüten — wie eine heilige Flamme.

Indes sie schwuren, hätte der eine dem andern am liebsten seine Zukunftspläne entrissen; da dies nicht gelang, war die Festesfreude heimlich vergiftet, obschon Herr Spitzer sie dadurch mit aller Macht zu erhöhen suchte, daß er unter schallendem Gelächter Obszönitäten erzählte. In Wahrheit hörten sie beide kaum darauf, sie belauerten einander, suchten aus einem Wort, aus einer Betonung herauszulesen, kurz, sie waren unruhig, unruhig, unruhig. Endlich schlug Herr Spitzer „zur Krönung des Abends“ ein Nachtlokal der Friedrichsstadt vor.

Dort hielt man Kokoschka, da er gewellte Haare, etwas abstehende Ohren, einen wippenden Gang hatte und einen braunen Schwalbenschwanz trug, der ihn nachlässig umschlotterte, für einen Dichter — zum offenen Ärger des Herrn Spitzer, der selbst künstlerische Ambitionen hatte. Er behauptete immer, nur widerwillig Kaufmann geworden zu sein, und verfolgte nicht ohne Aufregung die modernen literarischen Bestrebungen. „Meine Tragik ist die des Künstler-Kaufmanns“ pflegte er zu sagen, stolz auf die Bezeichnung, die er erfunden hatte.

„Wir sind Kollegen,“ sagte er herablassend dem einen Mädchen, das Kokoschka für einen Dichter gehalten hatte und begann, unter den derb geschminkten Frauenspersonen Musterung zu halten. Bald war er mit zweien liiert und unterhielt sich vorzüglich. Kokoschka dagegen wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Das Mädchen, das sich seiner angenommen hatte, mußte

von seiner Schüchternheit irgendeinen sentimentalen Eindruck haben; sie sah den Buchhalter auf einmal mit romantischen Augen an und verlangte, er solle ein Liebesgedicht hersagen, das er selbst gemacht habe. „Aber eins, in dem sie beide zusammen sterben müssen." Doch Kokoschka wehrte geniert ab. Er fühlte, es müsse von seinem Geheimnis etwas Feierliches ausgehen. „Ich bin hier in geheimer Mission," sagte er, plötzlich ernst werdend.

„Wat, en Kriminaler?" schrie die wie eine Puppe geschminkte Schöne auf und alarmierte das Lokal. Herr Spitzer, der ungeheuer vergnügt zwischen seinen beiden Mädchen gesessen war, versuchte zu protestieren, aber der Tumult packte alle Gäste, und einige von ihnen stellten sich in drohender Haltung vor dem Tisch der beiden Kaufleute auf. Im Hintergrunde des gangartigen Lokals aber erschienen einige schlecht angezogene Gestalten, die die Arme über der Brust kreuzten.

Die beiden Freunde mußten das Lokal verlassen. Kokoschka schlotterte, als wollten ihm die Glieder einzeln auseinanderfallen, und hängte sich in Spitzers Arm, obwohl dieser mit heiserer, überschriener Stimme unaufhörlich kreischte — wie ein Papagei. Er war gerade im schönsten Vergnügen gestört worden. Die Mädchen hatten seine zwar stark gelichteten, aber in kavaliermäßigen Scheitel gelegten Haare bewundert. „Alles falsch," sagte er voll Witz. Infolge stürmischer Herzenserlebnisse habe er schon mit zwanzig Jahren eine Perücke tragen müssen. Als dann, von ihm aufgefordert, die Mädchen an seinen Haaren zupften und bewundernd die Echtheit konstatierten, geriet er ganz außer sich vor Lustigkeit. Jetzt raste er gegen Kokoschka.

„Mit solchen Dummheiten kommen Sie bei mir an den Unrechten!" drohte er und bedauerte jedes gute Wort, das er an diesen Menschen verschwendet. ‚Der Anlaß kommt mir gerade recht,' dachte er, ‚es ist die höchste Zeit, zu brechen.' Und er beschloß, gegen einen so törichten Menschen erbarmungslos vorzugehen.

„Ein Mensch wie Sie, Kokoschka, verdient keine Freundschaft!" —

Trotz dieses Zwischenfalls fühlte sich Kokoschka, als er am nächsten Morgen erwachte, gestärkt und erquickt. Ein beglückendes Traumbild hatte ihn soeben verlassen. Eine Batterie von Nullen hielt vor dem Geschäftslokal der Firma Gründer & Nachtigall, eine schneidige Eins gab die Befehle. Die schneidige Eins war Kokoschka selbst. Sie kommandierte „Feuer!", und die Schlünde der Nullen spien Flammen. An den Fenstern erschienen die Gesichter der geängstigten Kompagnons: Herr Nachtigall weinte stoßweise wie ein kleines Kind, Herr Gründer breitete die Arme weit aus. Sie ergaben sich, und die elegante Eins zog unter dem klingenden Spiel ihrer dicken Nullen in das eroberte Bureau ein.

Allein ein Empfang, unwürdig eines Triumphators, wartete seiner, als er um neun Uhr das Lokal der Firma wirklich betrat. Die ostafrikanischen Kolonialanteile, in denen Gründer & Nachtigall stark spekuliert hatten, waren am Abend vorher in London um viele Prozente gefallen, die Rückwirkung auf die Berliner Börse mußte noch heute eintreten. Die Herren Gründer und Nachtigall waren die Beute großer Aufregung. Wie immer, wenn die Geschäfte schlecht gingen, beschuldigten sie sich gegenseitig schwerer geschäftlicher Fehler. Schließlich verließ Herr Nachtigall das Bureau der Chefs und ging mit schleichenden kleinen Schritten von Platz zu Platz, um unerhörte Fehler des Personals zu entdecken. Er hatte eine eigene Art zu nörgeln, einen sanften, jämmerlichen Ton, der besonders aufreizen mußte. Als Kokoschka eintrat, stand er schon an des Buchhalters Platz und sah kopfschüttelnd von der Uhr zu dem Eintretenden. Ohne ein Wort zu sagen, seufzte er herzbewegend.

Eine Springflut fühlte Kokoschka vom Herzen emporsteigen, eine Flut von Wonne und Haß, die ihn wohlig überschwemmte. ‚Du Trunkenbold!' hätte er am liebsten dem Chef in die Ohren geschrien, obschon man dem nüchternen Männchen alles andere eher nachsagen konnte, und nur mit Anstrengung hielt er sich davon zurück, ihm das aufgeschlagene Hauptbuch nicht vor die Füße zu werfen. Während dieser langen Jahre hatte das Stirnrunzeln des Herrn Nachtigall und das schauderhafte Schweigen des Herrn Gründer sein Buchhalterdasein bedrückt; jetzt genoß er das alles im heißen Gefühl des kommenden Triumphs, der sich einstellen würde, sobald er nur die Hand

ausstreckte. Indes er servil wie gewohnt, ja noch dienerischer als sonst in heuchlerischer Verstellung auf den Drehsessel stieg, an dem Herr Nachtigall seiner Entschuldigung entgegensah, genoß er seine eigene Erniedrigung wie naive Seelen im Vorstadttheater den tiefen Fall ihres Helden genießen, der gar nicht tief genug sinken kann, um nachher nur großartiger aufzusteigen.

„Ostafrikaner sind um $11^1/_2$ Prozent gefallen," sagte Herr Nachtigall in anklagendem Ton.

„Nur?" antwortete der Buchhalter trocken, und als Herr Nachtigall, gelähmt vor Erstaunen, ihn ansah, fuhr er mit duckmäuseriger Bosheit fort: „Becker & Möller haben an Anatoliern 10000 Mark verloren. Alle Kurse sind doch jetzt in rückwärtiger Bewegung. Die politische Lage . . ."

Und sie befaßten sich mit ihr. Aus Konstantinopel waren schlimme Nachrichten gekommen, die die Börsen alarmierten. Der Großwesir war gestürzt, jeden Tag konnte der Bürgerkrieg ausbrechen. Herr Nachtigall wünschte lebhaft ein kleines Fremdenmassaker in Konstantinopel. „Dann könnte man billig kaufen," meinte er, denn die Großmächte würden sich einmischen und die Kurse zusammenbrechen.

Diese Aussicht stimmte den Biedermann gemütlich. „Nun, und wir, Kokoschka, werden wir auch ein klein wenig Spekulatius treiben?" sagte er und tippte dem Buchhalter an die Schulter hinauf. Er hatte die Frage nur rhetorisch gemeint, als Zeichen, daß seine schlechte Laune einer versöhnlichen Stimmung gewichen sei, aber dem Buchhalter kam sie gerade recht. Wie eine Quecksilbersäule stieg die Galle in ihm empor: „Mit meinem Gehalt," sagte er, „kommt man gerade knapp herum. Ans Spekulieren ist da ebensowenig zu denken wie ans Ersparen."

„Fräulein Mariechen," schrie, noch ehe er ausgesprochen, Herr Nachtigall dem Schreibmaschinenmädchen zu, „wollen Sie wohl den Stift nach rechts drehen! Sie verderben mir die Maschine." Und flink eilte er hin.

Kokoschka war bitter zumute. ‚Ich m u ß mich noch zurückhalten,' predigte er sich, ‚sie müssen doch von selbst soweit kommen.' Der Augenblick, da sie ihm das Gehalt erhöhen würden, könne nicht mehr so fern sein. ‚S o unanständig können auch diese beiden Halunken nicht sein. Fünf Jahre ohne Aufbesserung . . .' Es war Mitte Januar. Am 1. Februar würden es dreizehn Jahre sein, daß er bei der Firma eingetreten war. Vielleicht, ja, wahrscheinlich wollten sie diesen Tag abwarten. Und Kokoschka legte sich Zurückhaltung auf.

Aber der erste Februar kam und ging wie jeder gewöhnliche Tag. Mit seinem gewohnten zaghaften Lächeln hatte Herr Nachtigall, mit gleichgültiger Gelassenheit Herr Gründer den Tag und die erwartungsvolle Aufregung des Buchhalters übersehen. Sie m u ß t e n doch wissen . . . Als er an diesem Abend nach Hause ging, überlegte er, ob er nicht einfach, ohne einen Grund anzugeben, den verfluchten Lokalitäten der Firma Gründer & Nachtigall für immer den Rücken kehren solle. Als er aber zu Hause ankam, lag die Nachricht auf dem Tisch, die 100000 Mark könnten von heute an erhoben werden. Der Buchhalter fühlte Riesenkräfte in sich erwachen. Er lachte zum Entsetzen seiner Hauswirtin schallend auf, er lachte sich selbst aus, weil er kleinmütig geworden war. „Es wird weitergekämpft!" befahl er mit diktatorischer Geste seiner Kerntruppe braver wohlgenährter Nullen.

Was jetzt folgte, war ein gigantischer Kampf, ein wortloses Ringen. Kokoschka wollte seinen Triumph erzwingen. Er betrat von jetzt an schon eine Viertelstunde vor Geschäftsbeginn das Bureau, er arbeitete mit einem angespannten Interesse, das ihm selbst neu und großartig vorkam. Ja, sogar mit selbständigen Vorschlägen trat er an die beiden Kompagnons heran. Da es nicht anders zu machen war, wollte er auf diese Weise ihre Unanständigkeit niederzwingen.

Und sein Eifer wurde beachtet. Es kam vor, daß die Herren Gründer und Nachtigall sich bedeutsame Blicke zuwarfen, daß sie die Glastüre des Chefzimmers hinter sich schlossen und miteinander verhandelten. Ja, Kokoschka glaubte sogar durch einen Seitenblick erhascht zu haben, daß Herr Gründer seinen Kompagnon vorwurfsvoll ansah. Gewiß nahm er sich seiner an, gewiß behandelte er Herrn Nachtigall schlecht, wahrscheinlich warf er ihm seinen schmutzigen Geiz vor, vielleicht plädierte er sogar



Der Alkalde von Torrecaballeros

Gemälde von Valentin de Zubiaurre

(Aus der Großen Berliner Kunstausstellung)

dafür, daß man dem „langjährigen Buchhalter", zugleich mit der längstverdienten Gehaltserhöhung das Recht der Prokura erteile. Der Buchhalter ertappte sich dabei, daß er für Herrn Gründer eine zarte Dankbarkeit empfand und unterdrückte sie energisch.

Er hütete sich, andere Lebensgewohnheiten anzunehmen, die das große Glück hätten verraten können. Ganz das Gegenteil tat Herr Spitzer. Er behauptete, seinen Passionen zu leben. Er nahm Reitstunden in einem Tattersall des Westens. An schönen Sonntagvormittagen, wenn die Berliner Konfektion in heroischer Haltung den Kurfürstendamm heruntergaloppiert, konnte man auch Herrn Spitzer in einem der Trupps sehen. Im übrigen fühlte er sich jetzt mehr denn je als den „Künstler-Kaufmann". Er besuchte die Bohêmecafés des Westens, und es war ihm gelungen, Herrn Gustav Schmidt-Ladislaus kennen zu lernen, der in einem jener Kreise zurzeit als der kommende Mann galt. Gustav Schmidt-Ladislaus hatte Nietzsche endgültig abgetan und nannte sich einen persönlichen Feind Gerhart Hauptmanns. Er schrieb an einem Essayband, in dem er jeder andern Literaturgattung als der lyrischen Dichtung die Existenzberechtigung absprach und auf seine eigenen „Ur- und Naturhymnen" hinwies.

Die beiden Buchhalter hatten einander seit jenem schlecht ausgegangenen Verbrüderungsfest nicht mehr gesprochen. Sie haßten einander, seit sie Kapitalisten waren, einer fürchtete die Geldmacht des anderen. Außerdem waren sie wütend darüber, daß der andere teil hatte an dem Glückslos. Sie waren sich bisher aus dem Wege gegangen; wenn Herr Spitzer den ehemaligen Freund von weitem kommen sah, bog er schleunigst in eine Seitenstraße ein. Eines Tages aber prallten sie an einer Ecke zusammen. Da es unter Kavalieren nicht anders möglich war, zeigten sie sich erfreut und gingen ein Stück Weges miteinander. Über die große Frage, die in ihrer Undurchdringlichkeit reizte und beunruhigte, über das Problem: ‚Was tust du mit deinem Geld?' wurde kein Wort gesprochen. Dagegen erzählte Spitzer munter von seinem neuen Verkehr, eben jener Literatengesellschaft. „Das sind Kreise!" sagte er begeistert. „Man sieht da so recht, wie weit man zurück ist." Fünf Bände Hofmannsthal seien in den letzten Jahren erschienen. „Ja, glauben Sie, ich bin dazu gekommen, sie zu lesen?" Und er beklagte sein Schicksal, das ihn dazu verurteilte, Geschäftsmann zu sein. Übrigens sei es gar nicht ausgeschlossen, daß er demnächst an einer Revue, die Gustav Schmidt-Ladislaus gründe, sich kritisch betätigen werde.

Herr Spitzer hatte in einem ziemlich wegwerfenden Ton mit dem einstigen Freund gesprochen. Dieser, der ein geborener Hasenfuß und daher trotz der beleidigenden Sprache Spitzers ängstlich-freundlich wie immer war, beschloß, auch diesen Verkehr völlig abzubrechen, sobald einmal seine Affäre mit der Firma erledigt sei.

Sie zog sich aber immer weiter hinaus, ohne daß die Entscheidung gefallen wäre. Der März rückte langsam vor, schon war der erste April in Sicht. Kokoschka trug wie seit Jahren Ziffer auf Ziffer in die Geschäftsbücher ein, Orgien des Hasses erstickten ihn dabei. „Wenn sie nur müßten, w e m sie das antun!" Diese Kreaturen hatten gar keine Ahnung, daß sie einen Mann von 100000 Mark so behandelten!

Manchmal fehlte nur ein weniges, und der Buchhalter hätte mit einer furchtbaren Beleidigung die Tür hinter sich zugeschlagen — auf Nimmerwiedersehen. Aber mit einer Zähigkeit, die ihm selbst gigantisch erschien, bändigte er seinen Haß immer wieder.

Das ständige Warten und Lauern untergrub seine Gesundheit; er konnte nicht mehr schlafen und verhandelte in langen Nächten mit den Herren Gründer & Nachtigall. Am Tag aber zitterten ihm die Hände. Er, Philipp Kokoschka mit dem gleichmäßigen Leben, mit der gleichmäßigen Gesundheit, mit dem gleichmäßigen Denken war ein nervöser Mensch geworden.

Gegen Ende des Monats begannen die Ereignisse, die bisher in einem lautlosen Schritt gekommen und gegangen waren, einen leichten Trab anzunehmen, um schließlich im Galopp einherzujagen. Bruno Wakutzke, der Lehrling im Hause, war gestorben. Herr Nachtigall konnte, um mit seinen Worten zu reden, Todesfälle nicht

vertragen; er mußte dabei an seinen eigenen dereinstigen denken und war tagelang tief gerührt. So oft er an dem Pult vorbeikam, wo das Bürschchen gesessen, mußte er sich die Augen trocknen. Dagegen war Herr Gründer bei dem ganzen Ereignis der unbewegliche Philosoph geblieben.

Eines Morgens konnte das Personal beobachten, wie die Chefs hinter der Glastür aufgeregt miteinander verhandelten. Nachtigall sprach in Sätzen von der Länge einer Viertelstunde auf Herrn Gründer ein, der von Zeit zu Zeit eine gelassene Handbewegung machte. Schließlich zuckte er, vielleicht zum Zeichen der Gleichgültigkeit, mit den Schultern, und Herr Nachtigall öffnete vorsichtig die Tür.

„Kokoschka, wir möchten mit Ihnen sprechen."

War der große Moment gekommen? Der Buchhalter stand vor seinen Peinigern. Er zitterte so heftig, daß Herr Nachtigall ihn fragte, ob er nervös sei. Kokoschka antwortete nicht. Im nächsten Augenblick würde er die beiden mit seiner Eröffnung niederschmettern, und nichts, auch kein Angebot von 50, 100, 200 Mark Gehaltserhöhung würde sein Bleiben erzwingen.

„Sie wissen, lieber Kokoschka," begann Herr Nachtigall vertraulich, „daß wir unsern kleinen Bruno durch den Tod verloren haben. Er war ein brauchbarer, fleißiger Arbeiter und der Firma durchaus ergeben. Ehre seinem Andenken." Nachdem Herr Nachtigall sich an dieser Stelle die Augen abgewischt hatte, fuhr er fort, es sei nicht so einfach, entsprechenden Ersatz zu finden. Das könne immerhin einige Monate dauern, vielleicht auch nur bis zum ersten Mai. „Daher bittet Sie die Firma, Kokoschka: nehmen Sie bis dahin noch die kleine Arbeit dazu, die der Junge zu leisten hatte. Es handelt sich zwar um ein wenig inferiore Leistungen, aber gerade deshalb werden Sie als alter Praktiker um so leichter damit fertig werden."

Feigheit und rasende Wut kämpften miteinander im Herzen des Buchhalters. Was bedeutete diese an sich ordinäre Zumutung? Gewiß steckte eine geheime Absicht dahinter. Kokoschka bat um Bedenkzeit. Aber schnell antwortete Herr Nachtigall, es handle sich doch nur um eine Kleinigkeit, eigentlich um eine Vertrauenssache. „Wenn Sie das bißchen Mehrarbeit nicht übernehmen wollen, werden wir eben einen der anderen Herren darum ersuchen. Nicht, Gründer?"

Herr Gründer, der während dieser Auseinandersetzung die Zeitung gelesen hatte, warf dem Buchhalter über das entfaltete Blatt weg einen mißbilligenden Blick zu. Das entschied. Kokoschka willigte ein, er lächelte sogar verständnisvoll den beiden Kompagnons zu. Jetzt war er seiner Sache gewiß, jetzt wußte er Bescheid: das sollte die Probe sein, die Vertrauensprobe. Die Herren wollten sehen, ob er zu Opfern für die Firma fähig sei, und ihn dementsprechend belohnen. Hier mußte rasch gehandelt werden; eine Ablehnung hätte den endgültigen Triumph verdorben Er hatte die Wendung vom ersten Mai nicht überhört. Am ersten Mai sollte er also befördert werden.

Erniedrigend und erbärmlich für einen Mann von den Jahren Kokoschkas war die Arbeit, die er neben seiner gewohnten zu verrichten hatte, und als er jetzt die Adressen auf die Kuverts schrieb, die Marken aufklebte, die Briefe kopierte, erkannte er so recht, wie schamlos das Verlangen der beiden Bankiers war. Das Personal lachte ihn wegen seiner Unterwürfigkeit aus, man nannte ihn einen Kriecher. Er aber wußte: am ersten Mai würden die andern vor ihm kriechen, vor allem die beiden Kompagnons. Immerhin war ihm bitter genug zumute. „Mein Herz ist ein Wespennest geworden," diese Redensart imponierte ihm besonders und er seufzte sie während seiner Lehrlingsarbeit oft vor sich hin. In jedem Fall war die Gemeinheit der zwei Winkelbankiers noch größer, als er sich hatte vorstellen können; das imponierte ihm beinahe.

So schleppte er sein Dasein fort, dem ersten Mai entgegen. Er zählte die Stunden, die Minuten, die Sekunden, die bis dahin zu durchleben waren. Hundertmal am Tag überlegte er den Text des Briefes, des erhabenen Kündigungsbriefes, den er am ersten Mai den Kompagnons auf den Tisch werfen wollte. Schließlich entschied er sich für biblische Kürze. Ganz knapp gehalten, würde der Brief wie ein Wetterstrahl wirken. Einstweilen ließ sich Kokoschka einen Gehrock machen, „eigens für

diesen Zweck", mit seidenen Aufschlägen. Dieser Gehrock sollte am ersten Mai festlich eingeweiht werden; mit ihm bekleidet wollte er im Bureau erscheinen — zum letztenmal. Mochten sie ihn dann verklagen, er würde keinen Tag länger in ihren Diensten bleiben.

Ehe nun das Schicksal zu seinem Hauptschlag gegen den Buchhalter der Firma Gründer & Nachtigall ausholte, erlaubte es sich, noch ein wenig mit ihm zu spielen — wie die Katze mit der Maus. Um den 20. April geschahen in Konstantinopel jene großen Ereignisse, die sofort den ganzen Weltmarkt erschütterten. Die Weltbörsen wurden von Panik erfaßt, Deroute auf allen Gebieten, die Kurse vollführten ein Wettrennen nach unten; die Spekulation verlor den Kopf und warf alles zu Schleuderpreisen auf den Markt.

Da hielten die Herren Gründer und Nachtigall ihre Zeit für gekommen. Nach einer Debatte von höchster Aufregung beauftragten sie den Buchhalter, sofort auf die Börse zu gehen und für 60 000 Mark bestimmte Papiere zu kaufen. Der Buchhalter begriff kaum. Woher hatten die Kerle das Geld? Sollte einer von ihnen geerbt haben? Jedenfalls war der unerwartet günstige Vermögenszustand der Firma eine sichere Gewähr dafür, daß auch ihm endlich ein anständiges Gehalt zufallen werde.

Als der Buchhalter den Börsensaal betrat, scholl ihm vieltausendstimmiges Geschrei entgegen, das dennoch wie eine einzige ungeheure Stimme, wie ein gewaltiger Trompetenstoß klang. Eine Brandung von Menschen wogte stürmisch hin und her. Alle waren schwarz oder dunkel gekleidet, die meisten hatten Glatzen, alle schwangen Notizbücher in der Hand. Alle schienen aufs höchste erregt zu sein; sie bildeten dichtgedrängte Gruppen, die einen einzelnen umschrien, der in der Mitte stand und, mit aufgereckten Armen umherfuchtelnd, immer wieder dieselbe Zahl oder dasselbe Wort hinausbrüllte; er entfesselte seine Gruppe zu immer größerer Raserei; man suchte ihn zu überschreien, man schrie ihm gellend ins Ohr, Hände streckten sich, Fäuste fuchtelten ihm entgegen.

Eines der beliebtesten Spekulationspapiere war seit Börsenbeginn um 60 Prozent gefallen, jede Minute brachte der Telegraph enorme Verkaufsorders aus der Provinz. Wer gehofft hatte, die Großbanken würden rettend eingreifen und die Deroute zum Stehen bringen, sah sich enttäuscht: die Banken warfen selbst Material auf den Markt, um die Kurse noch weiter herabzudrücken und hierauf billiger kaufen zu können. Kleine und mittlere Bankiers, die ohnehin nicht fest standen, wurden im Verlauf einer Stunde ruiniert; andere, die sich auf eine Baisse vorbereitet hatten, gewannen Zehntausende.

Hier konnte man sehen, wie bejahrte Herren taumelnd eine der Gruppen durchbrachen und auf eine der Bänke fielen; niemand kümmerte sich um sie. Dort zankte sich ein dichtgekeilter Kreis, und es schien Gefahr zu sein, daß man sich ins Gesicht spie; aus einer andern Gruppe lösten sich frohlockend verbündete Bankiers und schritten umschlungen dem Ausgang zu. Manchmal war es möglich, aus dem allgemeinen Tosen einzelne Worte aufzufangen; „Bochumer", „Laura", „Harpener" schienen religiöse Schreie zu sein.

Gegen Mittag, kurz nachdem Kokoschka eingetroffen war, geschah ein völliger Umschwung. Das Gerücht war hereingesickert, die Führer der Revolution seien soeben aufgehängt worden. Der Tod dieser Menschen, die an den Brückenköpfen zwischen Galata und Stambul baumelten, belebte die Börse ungemein und stimmte sie hoffnungsfreudig. Die Baisse-Tendenz wich einer stürmischen Hausse, die Großbanken, die genauere Nachrichten hatten, kauften alles, neue Verzweiflungsanfälle, neuer Überschwang warf die Menschenhaufen durcheinander. Irgendein Papier, um das die Gruppe unter der Galerie kämpfte, hatte soeben den Kurs von 300 erreicht: Triumphgeschrei begrüßte ihn.

Von dem allgemeinen Taumel gepackt, hatte Kokoschka zuerst und vor allem für sich selbst gekauft, bis seine 100 000 Mark aufgebraucht waren; als er jetzt dem Rasenden in der Mitte seine Gebote im Namen der Firma zuschrie, sah er hoch oben auf der Galerie einen Mann, der mit aufgeregten Bewegungen seinen Käufen folgte. Es war Herr Martin N. Spitzer. Kokoschka begriff nicht, was ihn dahinauf führe, aber die unbestimmte Angst, die ihm seit ge-

raumer Zeit der Gedanke an den Künstler-Kaufmann einjagte, wurde drückender. Als die Käufe vollzogen waren, war Spitzer verschwunden.

Die Aufregung dieses Tages, der den Buchhalter zum Mitbesitzer großer Bergwerke, zum Mitinhaber von Großbanken, zum Kollegen von Eisenbahnmagnaten machte, verlor sich nicht: es war ihm, als schreite er durch ein höllisches Feuer dem großen Tag entgegen, durch ein Purgatorio ins Paradies.

Noch sechs Tage bis zum ersten Mai! Jetzt gab es für den Buchhalter weder Himmel noch Hölle, weder Recht noch Unrecht; nichts als die Vorahnung des großen Tages lebte in ihm. Die Nacht vom 30. April zum 1. Mai verging: ein glühender Fiebertraum. Eigentlich war Kokoschka ein gequälter und zerrissener Mensch, doch er überredete sich, der seligste unter den Sterblichen zu sein.

Er kleidete sich kavaliermäßig an und kam sich in dem neuen Gehrock wie der Präsident einer Republik vor. Sodann steckte er den Brief zu sich, den er schon einige Tage vorher niedergeschrieben und mit triumphalen Schnörkeln verziert hatte.

Als er die Lokalitäten der Firma Gründer & Nachtigall betrat, waren die Kompagnons nicht anwesend. Sie seien verreist und würden erst am nächsten Tag zurückkommen. Wie seltsam!

Kokoschka zog seinen Brief aus der Brusttasche des Gehrocks, um ihn auf dem Pult des Herrn Nachtigall niederzulegen, da entdeckte er auf seinem eigenen Platz ein Kuvert der Firma. Es war an ihn adressiert. ‚Die Gehaltserhöhung!‘ dachte er und rief, außer sich geraten, ganz laut: „Zu spät, ihr Hunde!“

Hierauf öffnete er den Brief und las:

„Herrn Ph. Kokoschka,
im Hause.

Zu unserem eigenen Bedauern müssen wir Ihnen eine Mitteilung machen, die uns angesichts Ihrer langjährigen Tätigkeit in unserm Hause nicht leicht fällt. Herr Martin N. Spitzer, der Ihnen ja nicht unbekannt ist, ist mit größerem Kapital bei uns als Sozius eingetreten. Dadurch wird Ihr Posten frei, den unser neuer Teilhaber, um sich entsprechend betätigen zu können, künftig sich selbst reservieren will. Wir sind somit genötigt, Ihnen per 1. Juli zu kündigen und wünschen wir Ihnen für Ihr ferneres Wohlergehen alles Gute.

Hochachtend
Gründer & Nachtigall.“

Als der Buchhalter das gelesen hatte, fiel er zu Boden. Man brauchte eine halbe Stunde, um ihn einigermaßen wieder zu sich zu bringen. Dann wankte er hinaus, den Gehrock weiß und grau bestäubt.

Er tastete sich nach Hause: gebrochen.

Mühselig schlich er in sein Zimmer, das ihn aufnahm — unfreundlich und gemein wie das ganze Leben. Noch einmal und noch einmal las er den Brief der Firma Gründer & Nachtigall. Daneben lag sein eigener, der uneröffnet geblieben war.

Hierauf schloß er die Tür hinter sich ab, ein-, zweimal, so oft der Schlüssel umzudrehen war.

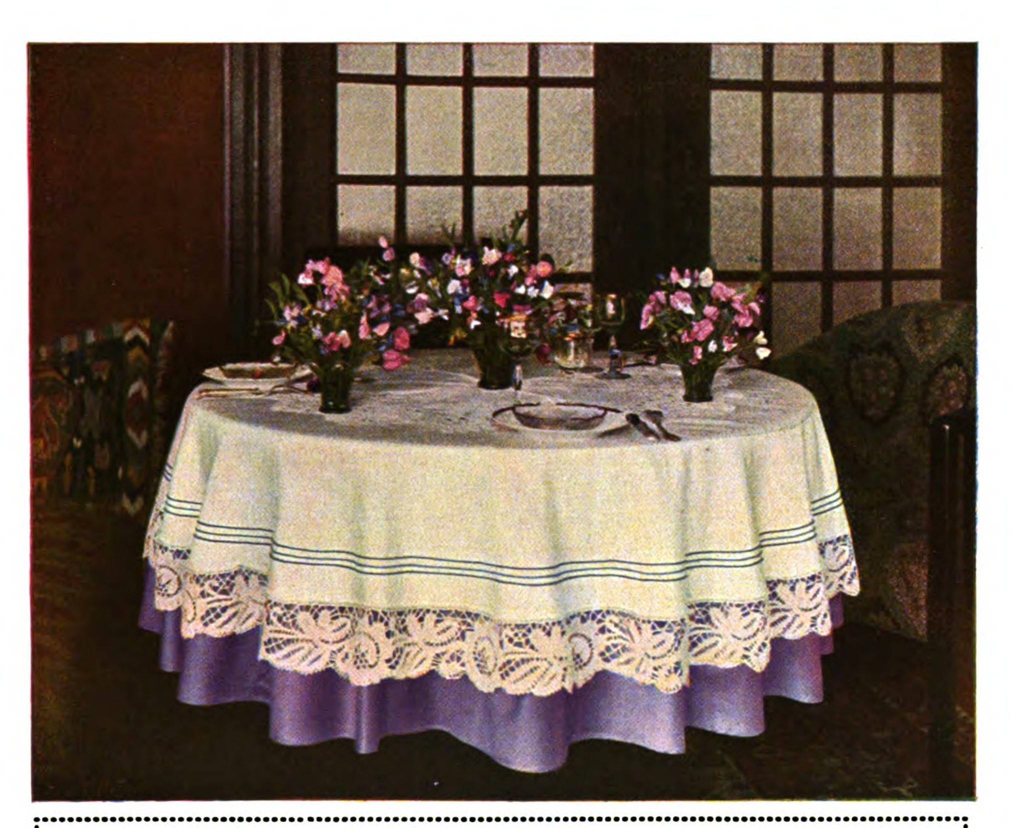
Am nächsten Morgen war in dem verbreitetsten Blatt Berlins unter der Rubrik „Lokales“ eine gefühlvolle Notiz zu lesen:

Glück und Glas...

Ein Beispiel dafür, daß auch ein allzugroßes Glück töten kann, lieferte gestern mittag der Buchhalter Ph. K. in der Dorotheenstraße, der von seiner Hauswirtin erhängt aufgefunden wurde. Wie wir von der Firma, bei welcher der Verlebte dreizehn Jahre in Stellung gewesen war, auf unser Befragen erfuhren, dürfte die Tat des K. auf momentane Geistesgestörtheit infolge großen Glücksfalls zurückzuführen sein. Dem Buchhalter waren bei der letzten Ziehung der Preußischen Klassenlotterie 100 000 Mark zugefallen; der Unglückliche, der bisher in bescheidenen, wenn auch geordneten Verhältnissen gelebt hatte, konnte die unerhörte Wendung zum Besseren nicht ertragen und machte seinem Leben freiwillig ein Ende.

In der Tasche des Selbstmörders, der seltsamerweise mit einem Gehrock bekleidet war, fand sich ein Zettel, auf dem, in wildverworrenen Schriftzügen hingeschrieben, nichts weiter als die gerade angesichts seines Glücksfalls ganz unerklärlichen Worte standen:

Ausgepreßt wie eine Zitrone.



Frühstückstisch mit Edelwickenschmuck

Wohlriechende Edelwicken. Von Fritz Daussig

s war eines der schönsten Feste, die ich je mitgemacht habe. Vierzehn Jahr schon ist es her, aber ich entsinne mich der Tage, als lägen sie erst ein paar Wochen zurück, so eindrucksreich waren die Bilder, die dabei an mir vorüberzogen. Man weiß in London Feste zu feiern, gleichviel ob es Garden-parties, Bankette oder Sommernachtsbälle sind. Küche und Keller sind freilich Nebensache. Auch beim prunkvollsten Fest kommt man um den Normalschöpsenbraten und das wässerige Gemüse nicht herum. Aber zweierlei bietet die Londoner Season, dem weder Paris noch Berlin, weder München noch Rom ähnliches zur Seite zu stellen vermögen: die Fülle der schönen, vornehmen, schlanken, gutgekleideten und sich anmutig bewegenden Frauen — und die märchenhafte Fülle der Blumen! Das Fest der Edelwicke, das zur Jahrhundertwende im Londoner Crystallpalast stattfand, war nun gar ein einziger, poetischer Traum von Frauen- und Blumenschönheit.

Wir kennen die Blumenmärkte von Cannes und Nizza. Wir dürfen behaupten, daß keine andere Großstadt einen solchen Überfluß an Blumenläden aufzuweisen hat wie Berlin. Wir hören von den ungeheuerlichen Preisen, die einzelne Millionäre von New York für den Blumenschmuck ihrer Festtafeln zahlen. Aber wer England und das englische Volk kennt, wer besonders die kleinen Landstädte bereist und die kleinen Gartenparadiese dort kennen gelernt hat, der weiß, daß die Blume dem angelsächsischen Vetter viel, viel mehr bedeutet als den Flaneuren der französischen Blumenmärkte, als den Berliner Konsumenten und den New Yorker Dollarkönigen. Sie ist ihm ein lieber, getreuer Lebensgenosse. Für sein Gärtchen bringt der englische Mittelstand fast ebensoviel auf wie für sein Häuschen. Der kleine Rentner hält seiner Frau nur eine Köchin und ein Hausmädchen — aber ohne Gärtner ist sein Heim nicht denkbar. England besitzt keine guten Theater. Außer in London gibt's nur

mittelmäßige Musik. Gemäldegalerien von Bedeutung haben nur die Metropole an der Themse und die alte schottische Residenz. Was finge also der englische Bürger, dessen Arbeitswoche oft nur viereinhalb Tage währt, nach seiner Tennispartie mit all der freien Zeit an, wenn er nicht sein geliebtes, verhätscheltes Gärtchen hätte! Und was bleibt dem, der keinen Garten besitzt? Vielleicht ist es nur eine Blumenkrippe, ein Blumenerker, ein Blumenfenster. Aber auch dieser armselige Besitz wird geliebt und gehätschelt. Besonders die „Orchidee des kleinen Mannes“ ist es, die wir seit ein paar Jahrzehnten in immer schöneren, immer strahlenderen, immer bunteren Spielarten die Fenster und Balkons, Gartengitter und Gartenzäune schmücken sehen. Diese liebe, billige, anspruchslose und dankbare Freudenspenderin ist die sweet pea. „Süße Erbse“ nennen wir sie freilich in Deutschland nicht. Früher nannten wir sie „Wohlriechende Wicke“. Und neuerdings — seitdem Otto Putz in Erfurt, wohl der größte Kenner der sweet peas auf deutschem Boden, sich der anglikanischen Gäste angenommen hat — „Edelwicke“.

Die große, imponierende Ausstellung im Londoner Crystallpalast im Jahre 1900 galt der Zweihundertjahrfeier der Einführung der bunten Wicken ins Inselreich. In den traktätchenähnlichen Broschüren, die dort von Hand zu Hand gingen, war die Vorgeschichte des fröhlichen Einwanderers erzählt. Sizilien wird als Heimat der sweet peas genannt. Ein italienischer Mönch namens Franziskus Cupani soll im Jahre 1699 zuerst Samen dieser Gattung nach England gesandt haben. Zwei bis drei Spielarten waren es damals. Aber unter der Hand des Gärtners vermehrten sie sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte auf etwa ein Dutzend neuer Farben. Über ein Säkulum hindurch stockte dann jeder Fortschritt. Erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts taucht die wohlriechende Wicke aus der Vergessenheit wieder auf und erobert sich eine von Sommer zu Sommer wachsende Verbreitung und Beliebtheit. Henry Eckford in Wem (Grafschaft Salop, Shropshire) war der Zauberkünstler, dem es gelang, durch die künstliche Befruchtung dem bescheidenen Blümchen das Ansehen in aller



Countess Spencer rosafarbig — Red Star leuchtend scharlach — Queen of Norway rosalila
Mrs. Routzahn Spencer aprikosenfarbig — Irish Belle rosig heliotrop

Welt zu verschaffen. Sein Name wird von den Gartenfreunden Englands stets in Verbindung mit der bunten Wicke genannt werden. Die Königin Viktoria verlieh ihm die von ihr gestiftete Medaille für verdiente Hortikulturisten. Zweiundachtzig Jahre alt starb er im Jahre 1905. Er erlebte noch die Einführung der ersten großblumigen, gewellten Spencerform, die ihren Namen nach der Counteß Spencer führte und mit deren Erscheinen die Entwicklung und Vervollkommnung der eigentlichen Edelwicke ganz neue Bahnen einschlug.

Die Blumenform der sweet peas — vielmehr ihre botanische Benennung — hat der Reverend W. T. Hutchins in liebenswürdiger und launiger Art auf der Zweihundertjahrfeier in London charakterisiert, zu der er eigens aus Amerika herübergekommen war. „Diese Blume," sagte er, „besitzt ein Schiffchen, bestimmt, alle Gestade aufzusuchen, sie besitzt Flügel, um sich über alle Länder emporzuschwingen, und eine Fahne, die allen Völkern Frieden kündet; ihr Duft gleicht einer Himmelsbotschaft — sie ist die reich erfüllte Verheißung eines frohen Willkommens, wo immer sie ihr Heim aufschlägt!"

Der botanische Neuling, der die nüchterne Abbildung eines großblütigen Exemplars erblickt, wie wir sie auf S. 564 geben, wird sich für die drei Merkmale: Schiffchen, Flügel und Fahne künftighin gewiß gern der poetischen Erklärung des Reverend Hutchins entsinnen.

Im Anschluß an die Zweihundertjahrfeier haben sich in England und Amerika besondere Gesellschaften für Pflege und Aufzucht dieser Hybriden gebildet: „The National Sweet Pea Society", mit ihrem Sitz in London, und „The American Sweet Pea Society". Diese beiden Verbände haben die wohlriechende Edelwicke (Lathyrus odoratus grandiflorus heißt sie im Sauerkrautlatein der gelehrten Botaniker) erst zu der wirklichen Blume für Hütte und Palast gemacht. Durch sorgfältigen Vergleichsanbau haben sie Ordnung und Übersicht geschaffen



Hervorragende neueste Edelwicken

Mrs. G. Charles, leuchtend azurviolett

Agricola apfelblüte mit silberig-rosalila Schein	Decorator kirsch-karminrot	Melba lachsig isabellfarbig
Lady Miller rosig chamoisfarbig	R. F. Felton fliederblau	Hercules reinrosa

Dazzler, orangescharlach mit inkarnatrot

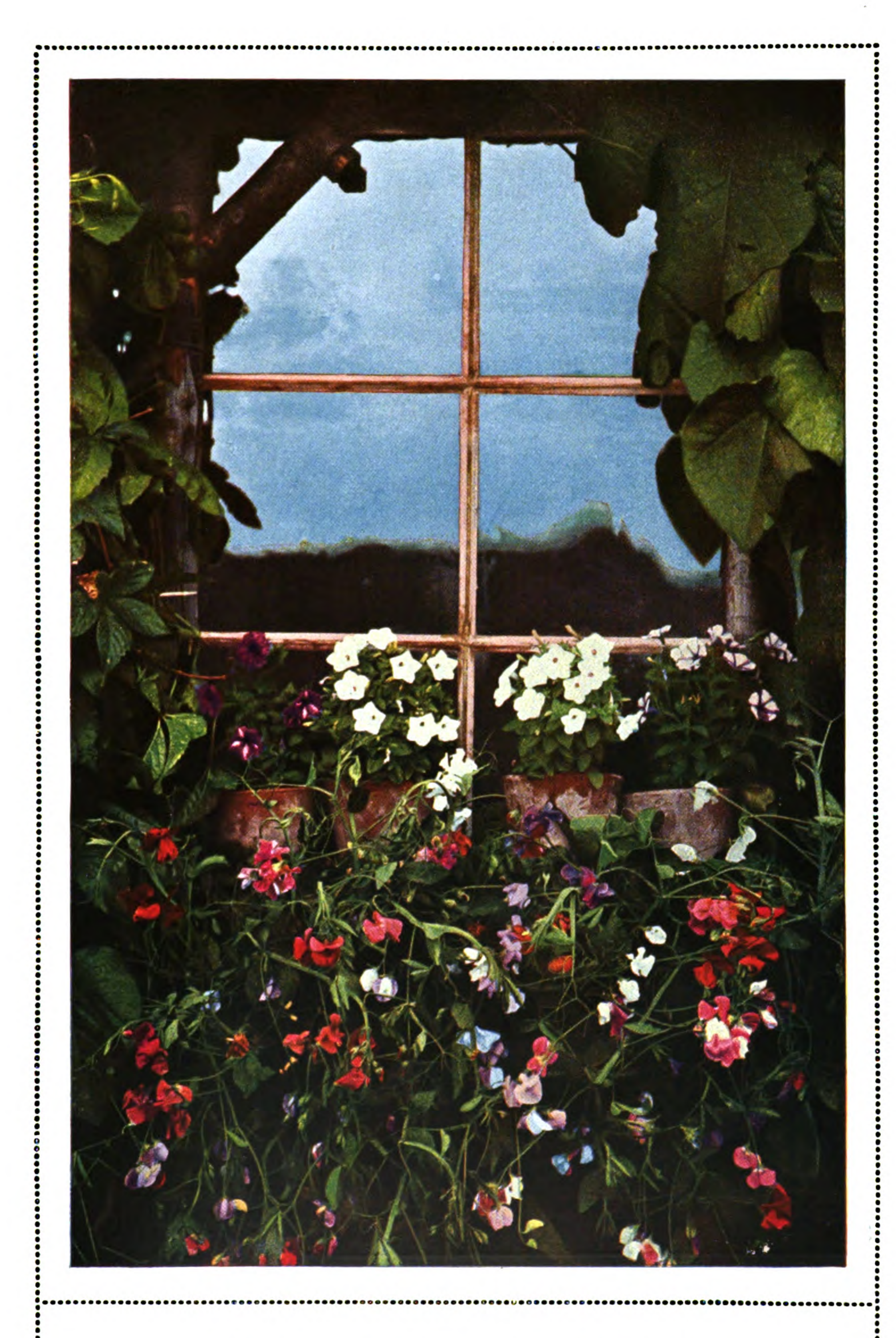
und die wissenschaftlichen und praktischen Ergebnisse ihrer Arbeit in ihren stets etwa 120 Großoktavseiten umfassenden Jahresberichten sowie einzelnen selbständigen Abhandlungen über Probe- und Vergleichsanbauversuche der Lathyrus niedergelegt. Die Jahresberichte geben Kunde von den jährlich stattfindenden Ausstellungen und deren Preisverteilungen, enthalten statistische Angaben, veröffentlichen die veranstalteten Wertabstimmungen des Publikums, empfehlen eine engere Auswahl der schönsten und anbauwürdigsten Arten und geben Zusammenstellungen der einander zu ähnlichen Sorten. Die englische Gesellschaft, der jetzt etwa tausend sehr rührige Mitglieder angehören, wählt jährlich einen Ehrenpräsidenten und setzt mehrere Kommissionen ein, die aus Fachleuten und Liebhabern bestehen. Der Jahresbeitrag ist nur gering — man zahlt fünf Mark, ist dafür zum Besuch der Ausstellungen berechtigt und erhält den Jahresbericht zugesandt — die Arbeit wird ja auch nur um der Sache willen geleistet. Wer aber „Ambitionen" besitzt, kann ihnen bei der Sweet Pea Society immerhin auch frönen: für einen erhöhten Jahresbeitrag (nicht unter zwanzig Mark) darf er sich „Vizepräsident der Gesellschaft" nennen.

Soviel steht fest, daß die übrigen Ehrungen der Gesellschaft, die wirklich fachlichen und sachlichen, durchaus zuverlässige Wertzeugnisse bedeuten: ihre Medaillen und Preise, die bei den großen Ausstellungen verliehen werden.

Ich entsinne mich noch der Sensation, die seinerzeit in Liebhaberkreisen die Auszeichnung der wirklich ganz prächtigen karminroten John Ingman hervorrief, das Jahr darauf — es war auf der Londoner Lathyrusausstellung Anno 1906 — die Prämiierung der orangerosafarbenen Helen Lewis. Da gab es im ganzen Inselreich wohl keinen Wickenfreund, der sich diese kleinen Wunder der Blumenwelt nicht hätte zulegen mögen. In den folgenden Jahren verblüffte dann mehr die Fülle der Neuerscheinungen. Die Spencerrasse erwies sich als ganz außerordentlich zu Abwandlungen geneigt. Wo sich's um Nachzucht reiner Arten handelt, ist das ja ein Nachteil, aber die starke Abwandlungsfähigkeit hat sich bei der Edelwicke insofern segensreich erwiesen, als wir ihr den heutigen großen Reichtum an Formen, Farben und Rasseverbesserung verdanken. Natürlich kommt es oft genug vor, daß solche „Neuheiten" gleichzeitig bei verschiedenen Züchtern auftauchen. Ein Wirrwarr in der Sortenbezeichnung wäre unausbleiblich, wenn nicht die englische Sweet Pea-Gesellschaft, unterstützt durch die amerikanische, ihre treue und sorgfältig ordnende Arbeit leistete.

In Deutschland erfreut sich die „Orchidee des kleinen Mannes" noch nicht so außerordentlicher Volkstümlichkeit wie jenseits des Kanals. Aber die Freude daran ist ständig im Wachsen. Vor allem ist es Otto Putz in Erfurt — aus dessen Gärtnereien auch die Edelwicken stammen, von denen H. Voll die wirkungsvollen Lumièreaufnahmen für dieses Heft gemacht hat — der die Verbreitung nach Kräften unterstützt. Wir dürfen ihm voll zustimmen, wenn er die Edelwicke eine Schnittblume allerersten Ranges nennt. Wie wunderhübsch sich eine Tafel damit schmücken läßt, zeigt die Farbenaufnahme auf Seite 557, die das von einer kunstsinnigen Gartenfreundin gedeckte Frühstückstischchen zeigt. Gerade für solch ein fröhliches Mahl in kleinem Kreise sind die lustigen, bunten Lathyrus wie geschaffen. Man stellt sie dann natürlich nicht in hohe, die Aussicht versperrende Gläser, sondern in niedrige Schalen, am besten in Traubenspüler, die sich nach oben erweitern, so daß der Blick über die leichte, duftende Last ungehindert zu den Tischgenossen schweifen kann.

Die Edelwicke ist, wie gesagt, äußerst anspruchslos. Otto Putz gibt in seinen belehrenden Schriften vorzügliche Anleitungen über ihre Behandlung. Er sagt: Wo Erbsen oder Rosen fortkommen, da gedeiht die Lathyrus auch. Der Boden muß für sie ziemlich tief gegraben werden. Sie liebt kräftige Erde, viel Luft, viel Sonne und — sobald sie stärker zu ranken beginnen — viel Wasser. Frische Düngung ist zu vermeiden. Sonst aber macht sich jede besondere Sorgfalt, die man der Edelwicke zuwendet, reichlich bezahlt. Sparsamkeit braucht man ihrem Blumenertrag gegenüber nicht zu üben. Im Gegenteil: je mehr Blumen geschnitten werden, um so üppiger sproßt und treibt es, und um so länger hält



Edelwicken in Fensterkästen und als Balkonschmuck

die Ernte an. Die Schere, deren sich der Wickenkenner zum Abschneiden der bunten Blumen bedient, ist leichter, auch etwas anders geformt als die Rosenschere; Henkels in Solingen fabrizieren ein besonders handliches Muster. Wer Freunde besucht, die Lathyrus ziehen, soll nicht allzu bescheiden sein, falls die Gartenbesitzer in Gebelaune sind. Das Fehlen von ein paar hundert Blütenstielen ist im Gartenland kaum wahrzunehmen — aber einer ganzen großen Mietswohnung geben sie, in kleine Vasen und Schalen verteilt, einen festlichen Charakter.

Die Aussaat ins Freie kann von Mitte März an erfolgen, je nach der Witterung noch bis Ende April. Aber je früher man beginnt, desto besser. Man legt den Samen $2^1/_2$ Zentimeter tief in 8 Zentimeter Entfernung. Später wird auf 15 bis 20 Zentimeter, unter Umständen auch 30 bis 40 Zentimeter Abstand verzogen, indem man an jedes einzelne junge Pflänzchen etwas Erde heranzieht („häufelt"). Auf den laufenden Meter sind 1 bis 2 Gramm Samen zu rechnen; 1 Gramm enthält durchschnittlich 14 Korn. Wichtig ist es, bei Reihensaat von mehr als zwei Reihen immer einen Zwischenraum von 120 bis 140 Zentimeter innezuhalten. Natürlich ist nicht auf das Aufgehen eines jeden einzelnen Samenkorns zu rechnen. Aus diesem Grunde beginnt man mit einer dichteren Aussaat und läßt dann, beim Verziehen, die stärksten und bestentwickelten Pflanzen an Ort und Stelle stehen. Der Rest wird verpflanzt.

Vor Mäusen und Sperlingen, auch vor Schnekken, muß die Aussaat wie die junge Pflanze geschützt werden. Räuberische Überfälle solcher Art führen häufig zu großen Verlusten.

Wer nicht das Glück genießt, einen eigenen Garten zu besitzen, mag die Aussaat in Töpfe, Kübel und Balkonkästen vornehmen. Diese Pflanzstätten müssen aber eine Tiefe von mindestens 17 bis 18 Zentimeter haben. Die Wicken werden darin natürlich nicht so tief und kräftig Wurzel schlagen wie im freien Grunde und daher kaum höher ranken als etwa einen Meter. Das geringere Wurzelvermögen erlaubt aber wieder eine engere Pflan-



Gestreifte Lathyrus (1/4 natürliche Größe)

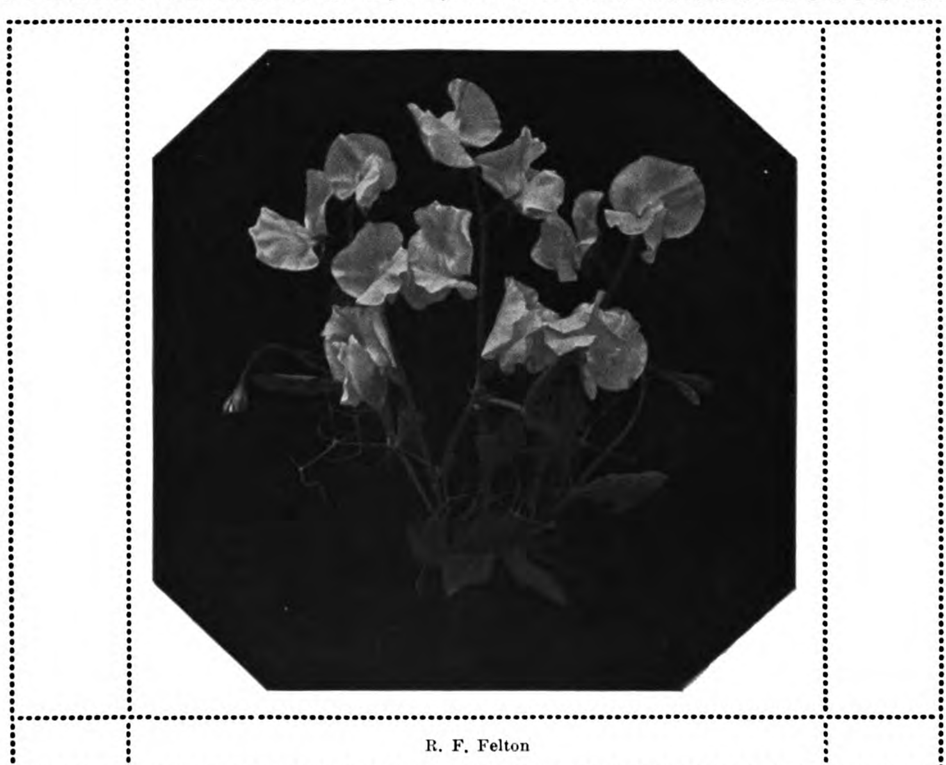
Senator Spencer
weinrot und schokoladenbraun auf hellila Grund

Loyalty
indigo auf weißlichlila

Mrs. W. J. Unwin
weiß mit orangescharlach

America Spencer
weiß mit blutrot

May Campbell
rahmfarbig mit zartkarmin



R. F. Felton

zung: 10 Zentimeter Zwischenraum dürften genügen. Entweder legt man je ein Korn in kleine, möglichst tiefe Töpfchen oder 6 bis 8 Korn in einen großen Topf. Die Samen müssen gleichmäßigen Abstand voneinander haben und 1 Zentimeter Zwischenraum bis zur Topfrandung.

Selbstverständlich bringt die Aussaat in Töpfe einen Vorsprung ein, denn man kann sie schon vom Januar ab vornehmen. Freilich nicht in der warmen Wohnung, sondern im Kalthaus, im kalten Kasten oder auch in einem kühlen Zimmer. Die Aussaat ist zunächst nur ganz mäßig feucht zu halten. Erst wenn die Pflänzchen kräftiger zu wachsen beginnen, gibt man — falls Trockenheit eintritt — wöchentlich mehrere reichliche Güsse. Jede Verzärtelung der jungen Pflanzen ist zu vermeiden. Sobald die Samen aufgegangen sind, müssen die Töpfe einen möglichst luftigen und kühlen Standort bekommen. Auch hier habe man auf Mäuse acht, die sich so gern über die im Keimen begriffenen Samenkörner hermachen. Anfangs ist die Entwicklung der Lathyrus recht langsam. Man braucht aber nicht ungeduldig zu werden, das spätere Wachstum nötigt einem um so größeres Staunen ab. (Etwa vier Monate nach der Aussaat beginnt die Blüte!) Die abgehärtete Topfpflanze wird der Gartenbesitzer möglichst bald — d. h. wenn keine starken Fröste mehr zu erwarten sind — ins Freiland pflanzen. Den ersten Ranken gibt man an Drahtgeflecht oder Reisig eine Stütze, damit sie nicht wirr ineinander wachsen, es sei denn, daß man sie — wie etwa in Balkonkästen — herabhängen lassen will. Das Aufbinden ist nur im Anfang erforderlich, denn bald finden die Ranken eigenen Halt. Sonst hat der Wickenfreund keine Arbeit als die: zu ernten, zu schneiden, zu ernten! Und — daß wir's nicht vergessen! — noch eins: auch der Schotenansatz ist durch Entfernen der verblühten Blumen zu verhindern. Er beeinträchtigt den weiteren Blütenertrag ganz empfindlich.

Wer von der täglichen reichen Blumenernte den schließlich bis zu zwei Meter hoch wachsenden Ranken seinen auswärtigen Freunden etwas zugute kommen

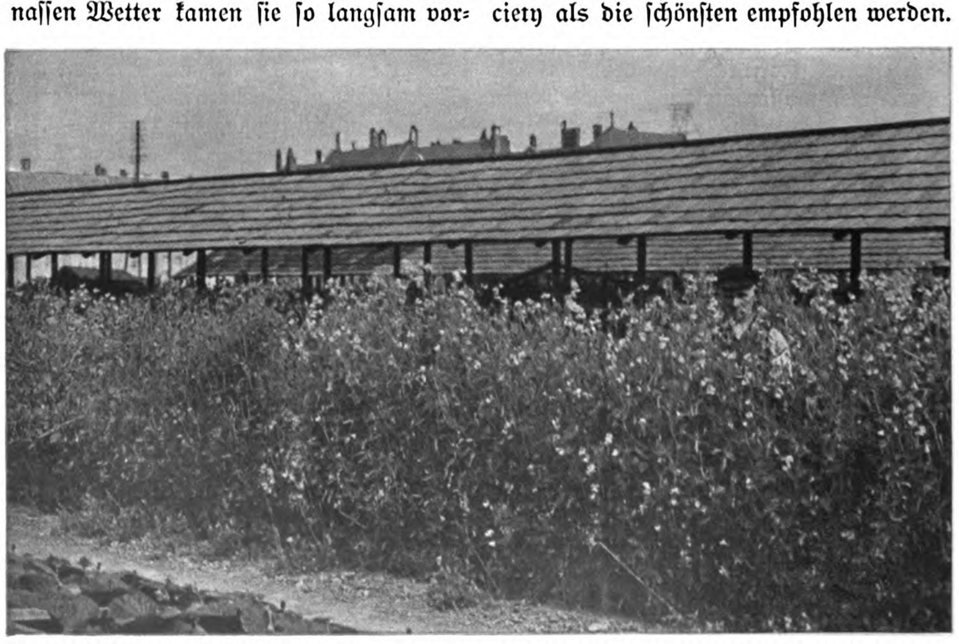
lassen will, stelle die Blütenstiele vor dem Verpacken 6 bis 8 Stunden lang in Wasser, damit sie sich reichlich vollsaugen können; das Wasser in den Vasen muß mehrmals ergänzt werden, denn es ist erstaunlich, wieviel die Blumen aufsaugen und verbrauchen. Bei gutgestilltem Durst vertragen die abgeschnittenen Lathyrusblumen auch eine längere Reise ausgezeichnet.

Daß die Edelwicke sich nun auch schon das Gebirge erobert, hören ihre Freunde mit ganz besonderer Genugtuung. Aus Oberbayern, 700 Meter über dem Meere, und aus der Schweiz, 1400 Meter über dem Meere, liegen mir ein paar Zuschriften über neuere Erfahrungen mit Lathyrus vor. Da heißt es in einem Briefe aus Lawin (Graubünden) vom März dieses Jahres: „Ich hatte die Edelwicken sehr spät gesteckt; bei der Höhe von reichlich 1400 Meter und dem widerwärtigen, kalten, nassen Wetter kamen sie so langsam vorwärts, daß ich schon die Hoffnung aufgegeben hatte, auch nur einen einigermaßen schönen Flor zu erleben. Aber im September und bis weit in den Oktober hinein, trotz manchen Nachtfrösten, hatte ich an dem neuen bunten Einwanderer meine helle Freude!" Eine andere Schweizer Wickenfreundin schrieb am 1. Oktober: „Meine achtzehn Sorten stehen heute noch in vollem Flor; sie haben eine Höhe von 1,75 Meter erreicht, und ich habe jeden Busch mit Bambusstäben stützen müssen, da die Reiser die Blütenlast nicht mehr tragen konnten."

Fahne
Flügel
Schiffchen

Die Blumenform der sweet pea

Die Literatur über die Lathyrus ist in Deutschland noch verschwindend klein. Nur in Max Hesdörffers vorzüglicher „Gartenwelt" erschienen ein paar belehrende Aufsätze von grundlegender Bedeutung. In seinem belehrenden Verzeichnis gibt außerdem Otto Putz alljährlich eine Zusammenstellung der Sorten, die von der National Sweet Pea Society als die schönsten empfohlen werden.



Edelwicken an weitmaschigem Drahtgeflecht (zweireihig) als Zaun, als Scheidung zwischen Blumen- und Gemüsegarten und zur Verdeckung unansehnlicher Baulichkeiten



Dem alten Kaiser

Von Marx Möller

Deiner Landeswappen und Fahnen Pracht
Leuchtet wie lodernde Flammen;
Dein Haar, das Kummer schneeweiß gemacht,
Überschimmert sie alle zusammen.

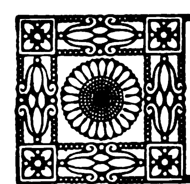
Alle Kaiserpracht, die von Vätern dir kam,
Muß ganz verblassen und schweigen
Neben dem großen Kaisergram,
Der ganz dein eigenstes Eigen.

Du hüllst dein Leid wie in schweigende Scham,
Dein Antlitz läßt es nicht ahnen.
Und dennoch könnte dein ragender Gram
An ewige Bilder gemahnen:

Laokoon und Niobe
Schienen dir fast Genossen,
Wäre nicht dein gläubiges Weh
Legendenglanzumflossen!

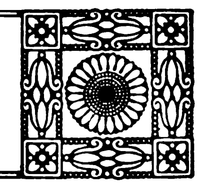
So frostig=steil empor wie du
Stieg nie ein Lebensjäger.
Dir fiel das Herbste und Hellste zu,
Du Kronen= und Kreuzesträger!

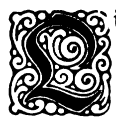
Wo hat an Glanz und Gram ein Mann
Zugleich so viel getragen? — —
Wir schweigen und beten die Gottheit an,
Die dich gekrönt und geschlagen!



Linie und Farbe

Von Prof. Dr. Berthold Haendcke





Linie und Farbe — soll dies besagen, daß ein Maler nur mit beiden Malmitteln zugleich imstande wäre, die vornehmste bildkünstlerische Aufgabe zu lösen, den Stoff in Form zu verwandeln, das Stoffliche seinem eigenen Charakter nach gefühlsmäßig zu erkennen und darzustellen? Gewiß nicht. Beide technische Mittel gestatten einzeln für sich je nach Wahl des Vorwurfes dem Künstler eine in sich vollendete Aussprache; arbeiten Linie und Farbe einander aber in die Hände, so muß jeder von beiden Vertragschließenden Zugeständnisse machen; denn die Linie wendet sich mehr an den Intellekt, die Farbe mehr an die Sinne.

Alle Kunst beruht auf einer stillschweigenden Übereinkunft aller, in einer bestimmten Art der Darstellung von Erscheinungsformen diese selbst sehen zu wollen. Am ehesten wird sich die Anschauung aller in der erklärenden, den Begriff umschreibenden Linie begegnen. Deshalb ist es die bestimmte, lebensvolle Umrißlinie, der in den Anfängen der Kunst überall das maßgebende Wort gehört. Sie bringt am leichtesten faßbar unsere Vorstellungen zurück. Farben unterliegen mannigfachem Wechsel, die klar umschriebene Form aber verharrt in ihrer Erscheinung und zwingt die in jedem Menschen lebende, nachschaffende, d. h. eben die künstlerische Phantasie (des Laien) zu ergänzen, was das Auge nicht unmittelbar wahrnimmt. Deshalb also werden wir die Vorherrschaft der Linie stets in den Zeiten einer noch mit den Elementen ringenden bildenden Kunst finden. Die Linie bildet das konstruktive Element der Malerei. Da die Linie ferner etwas enger als die Farbe mit der verstandesmäßigen Betrachtung der „Welt" zusammenhängt, so verwenden sie mit ausgesprochener Vorliebe die Völker und Zeiten, die mehr literarisch begrenzt als im engeren Sinne künstlerisch beanlagt oder durchgebildet sind. Das gesamte Mittelalter war in diesem Hinblick vom Wort abhängig, da es für die darstellende Kunst fast nur die Aufgabe kannte, die Heils- und Heiligengeschichte in die Welt der Erscheinungen heraufzuführen. Die Maler dieser Zeitalter lassen den erzählenden Charakter der Zeichnung so stark zum Ausdruck gelangen, daß man nicht von Malerei im eigentlichen Wortsinne, sondern nur von Konturen, mit Farben ausgefüllt, sprechen kann. Aber gerade auf diesen poetisierenden Eigentümlichkeiten der kolorierten Zeichnung beruht nicht zum mindesten die Wirkung dieser mittelalterlichen, von einer ungebrochenen Überzeugungskraft beseelten, wenn auch technisch primitiven Werke.

Am Ende dieser Entwicklung der divinisierenden Malerei des Mittelalters steht Giotto (etwa 1267 bis 1337), der erste große Freskomaler der bodenständigen italienischen Malerei. Seinen Malereien wurde von den Zeitgenossen nachgerühmt: Sie geben Wahrheit in der Kunst. Der Meister hatte die typische byzantinische Gebärdensprache in eine feierlich gedämpfte, aber doch persönlich empfundene Geste umzuwandeln verstanden.

Von Giotto führt der Weg zu Masaccio (1401 bis 1428), der die starke sensitive Wirkung der Zeichnung unangetastet läßt, jedoch bereits auf Dreidimensionalität der mehr individualisierten Figuren und Dinge, auf Licht- und Schattenwirkung in breiter einfacher Modellierung mit offenen Flächen, glänzenden Farben und zarter Beleuchtung ausging.

Seine Nachfolger betonten lange Jahrzehnte von neuem weit einseitiger die zeichnerische Wiedergabe als die Farbe; aber jetzt unter ganz anderen Gesichtspunkten. Der verallgemeinernde Zug wird den Figuren genommen, und die jede individuelle Einzelheit betonende Linie tritt ihre Herrschaft an. Ihr gesellt sich allmählich auch eine Farbe, die Naturwirklichkeit bewußt erreichen will. Und wegen dieser objektiven Wahrheit des künstlerischen Strebens, wegen dieser nahezu vollkommenen Übersetzung der im Volkskörper schaffenden Lebenskraft in künstlerische Form, erscheint die italienische Frührenaissance den Nachgeborenen als die Zeit, in der der neuzeitliche, der Welt und ihren Besitztümern zugewandte Sinn eine erste Aussprache erhalten hat. —

Das Quattrocento diesseits wie jenseits der Alpen hatte zwei Aufgaben zu erfüllen. Es sollte die theoretischen wie die praktischen Grundlagen für eine Kunst auffinden, welche die sein Denken und Fühlen erfüllenden Vorwürfe in künstlerische Form zu übertragen imstande war. In beiden Fällen war es geboten, zunächst die bestimmte Form so fein und so klar erkennbar wie nur möglich zu fassen. Und zwar die Form, die sich an den Intellekt, nicht als sinnfällig vorwiegend an die Sinne wendet, d. h. die gezeichnete und nicht die im Wortsinne malerische Formengebung. Dadurch erklärt sich die von malerischen Gesichtspunkten aus mangelhafte Farbengebung dieser Epoche.

Die Herrschaft der Linie findet technisch in der Malerei des 15. Jahrhunderts diesseits wie jenseits der Alpen die stärkste Unterstützung in der ganz allgemein herrschenden Übung, die Komposition bis in die unbedeutendsten Einzelheiten hinein auszu-

zeichnen. Die Wandmalerei zwingt zudem den Maler, große Flächen schnell und nahezu ohne die Möglichkeit von Retuschen zu malen, das Werk aus einer Entfernung zu betrachten und betrachten zu lassen, die groß genug ist, um die ganze Gruppe mit einem Blick zu umfassen. In diesem Abstande muß der Realismus der Oberfläche aufgegeben werden, und die zartere Modellierung wird nicht vermißt; nur die breiten und bestimmenden Linien und Farbflächen tragen die Wirkung. Von der Freskomalerei ausgehend, übte, besonders in Italien, diese Vor- und Hauptarbeit der Künstler auf die Tafelmalerei ihren Einfluß. Alle Kunst hängt ursprünglich mit der unmittelbaren Beobachtung der Erscheinungsformen des täglichen Lebens und mit den höchsten Vorstellungen des menschlichen Geistes, mit irgendwelchen transzendenten Ideen zusammen. Diese letzteren werden das erste und lange Zeit vornehmste Feld des künstlerischen Schaffens sein, da sie ursprünglich das gesamte Leben eines Volkes beherrschten. Diese sogenannte idealistische oder monumentale Kunst gestattet aber, selbst in der höchst entwickelten Ausdrucksform eines Abendmahls von Leonardo da Vinci oder eines Jüngsten Gerichts von Michelangelo, eine ausgesprochen materielle Wahrheit der Farbe nicht. Der Künstler muß die Zeichnung und die Modellierung idealisieren, d. h. sie einer Formgebung anpassen, die jenen transzendenten Ideen und Vorstellungen jeweilig angemessen erscheint. Er muß ein gewisses Maß von Alltäglichkeit ausschalten, demzufolge auch die naturwirkliche Erscheinung der Farbe mindern, diese stilisieren, mehr die Wirkung der Farbe zur Geltung gelangen lassen als diese selbst.

Wie stark den religiösen Gefühlen die reine Zeichnung entgegenkommt, können wir noch überzeugender als bei den formfreudigen Florentinern bei einem nordischen kunstfrohen, phantasiereichen, aber auch stark intellektuell begabten Volke, dem germanischen, verfolgen. Kein europäisches Volk hat die reine Zeichnung in dem Maße benutzt, um den Reichtum seines Denkens und seines dichterischen Empfindens darzulegen, wie das deutsch-holländische, das germanische. Deshalb sind wir Germanen diejenigen gewesen, die den Holzschnitt und den Kupferstich zuerst zu künstlerischer Vollendung gebracht haben; denn die Griffelkunst bietet uns die Möglichkeit, in sozusagen materiell ungehemmter Weise erzählen zu können von all dem, was uns an inneren Gesichten, mit Dürer zu sprechen, erfüllt. Die andeutende Formensprache der Zeichnung erlaubt Vorstellungen von so unwirklichem Charakter wie selbst die Apokalypse des Johannes mit dem Stifte zu bewältigen, d. h. künstlerische Vorwürfe, die jeder naturwahren Farbengebung spotten. Die Kraft, Ideenassoziationen zu erzwingen, ist eine so starke, daß der Griffel mit seiner einfachen Schwarz-Weiß-Kunst zum Lichtmaler werden kann wie niemals der Pinsel. Der größte Lichtmaler des 17. Jahrhunderts in nordischen Landen, Rembrandt, hat als Radierer Lichtfluten irdischer und überirdischer Natur über seine Menschen sich ergießen lassen können wie nie als Maler. Kann doch der Radierer die strahlendste Sonne mittels eines feinen Reifes und die sternenreiche Nacht mittels einfacher Tonwirkungen schildern wie kein Meister der Palette; denn die schöpferische Vorstellungskraft seiner Beschauer leiht seinem Griffelwerk blendenden Glanz und nachtschwarzes Dunkel.

In Rembrandts Beherrschung der linearen Zeichnung und ihrer Ausdrucksmittel gipfelte die Verwendung der im strengen Wortsinne gezeichneten Linie; denn seine „malerische“ Behandlung vernichtete bereits vielfach den klaren, bestimmten Strich. Auch hatte die Linie in seiner Hand sich jeden Stoffes, selbst der einfachen, alltäglichen Wirklichkeit bemächtigt — aber, und das ist das für uns hier Wesentliche: rein für sich bestehend, ohne sich der die Wirklichkeit nachahmenden Farbe zu bedienen.

Bei allem Reichtum, über den die Zeichnung in ihren höchsten Ausdrucksformen verfügt, bleibt ihr also dieser Mangel, die Farbe der Menschen und Dinge nicht geben zu können, anhaften. Der Künstler, der die ganze Kraft der Zeichnung erkannte und gleichzeitig jenes Unvermögen besiegen wollte, mußte danach streben, beides zu vereinigen. Das ist auch oft genug versucht worden, und ein berühmter Venezianer, Tintoretto, hat sogar unumwunden erklärt, er wünsche die Zeichnung Michelangelos und die Farbe Tizians zu verbinden. Ein nie erfüllbares Sehnen spricht sich in diesem Streben aus.

Die Farbe kann also, das müssen wir ganz allgemein festhalten, nur herrschen, wenn die Zeichnung mit ihrer aktiven Bestimmtheit sich ihr unterordnet, d. h. einen bestimmten Teil ihrer eigenen Kraft aufgibt und dem einigenden Farben- oder Lichtton opfert. Und dies verlangten die alten Koloristen. Sie verzichteten auf die sorgsame Auszeichnung, auf die allmähliche Übermalung und malten direkt auf dem gefärbten Grunde mit halbdeckenden Lasuren, um in dieser noch nassen Unterschicht ungesäumt fertig zu malen. Diese Technik unterstützte und versinnbildlichte eine künstlerische Erfassung der Motive, die zu dem Bilde führte, das als ein Ganzes von vornherein gesehen ist, zusammengehalten von der beherrschenden Farbe schlechthin.

Bereits Leonardo da Vinci hatte gelehrt, daß die die Person und Gegenstände umreißenden Linien in der Wirklichkeit nicht vorhanden seien, daß die Grenzen, die einen Körper von dem andern trennen, nur als mathematische Linien bewertet werden dürften. Er löst deshalb unter Heranziehung einer feineren Lichtführung die Konturen auf; trotzdem behielten in seinen Bildern die Formen ausgesprochen zeichnerische Eigen-

arten bei, blieben die Figuren vor dem Raum oder vor der Hintergrundfläche stehen. Erst Andrea del Sarto, Tizian († 1576) entwickelten die Figuren in echt malerischer Wirkung aus der Hintergrundfläche heraus oder ließen sie in sie versinken; Correggio löste seinerseits die Form mehr und mehr in zartes Licht auf. Damit war die flächenhaft gesehene Malerei, das Herauswachsen der Farben auseinander und das Verschmelzen ineinander erreicht, aber es war auch die in allen Einzelheiten klar umschriebene Form verlassen, diese im Farbenton aufgelöst und damit erfüllt, was Leonardo gelehrt hatte: daß das Ende einer Farbe nur der Anfang einer andern sei. Gleichzeitig wurde eine dekorativ-koloristische Farbenbehandlung in steigendem Maße ihrem Wesen nach erkannt, d. h. man begriff die Kräfte und Wirkungen der Farben gegen- und zueinander; denn nichts hat in der Natur tatsächlich die Farbe, die wir sehen. Sie sieht nur in diesem Augenblick gerade so aus, nämlich im Verhältnis zu den sie augenblicklich umgebenden anderen Farbenwerten. Zudem hatten die alten Venezianer bereits wahrgenommen, daß die Farbe als Ausdrucksfaktor für Bewußtseinsinhalte zu verwenden geeignet sei. Tizian steigerte z. B. das Blau seines Himmels über die Naturwirklichkeit, dadurch wiederum die Wärme der tiefen, satten Farben der Hauptteile seiner Bilder, und gelangte infolgedessen zu der jeweilig gewollten koloristischen Gesamthaltung des Gemäldes. Rubens hatte seinerzeit zweifelsohne am intensivsten erfaßt, wie die einzelnen Farbentöne gegeneinander abgestimmt werden müssen.

Diese alten Koloristen rufen in uns also eine Steigerung unseres Gefühls über unsere gewöhnliche Empfindung durch die Farbe als materielle Farbe wach. In Rembrandts Malereien werden nicht die Farben zum Träger seelischen Inhaltes, sondern die überaus feinfühlig abgestuften, durchleuchteten Schatten und das getönte Licht. Der große Helldunkelmaler wandelte das seiner Färbung nach von ihm frei erfundene Licht und durch dieses die Farben willkürlich in der Weise und Absicht ab, daß alle Einzelheiten für die eigene farbige Welt den Stempel der Wahrheit trugen, trotz der Unwirklichkeit der Farbenstimmung. Gleichzeitig konnte er durch die Benutzung des gefärbten Grundes Harmonie in die tiefsten Schatten und Klarheit im Helldunkel erzielen. In seinen Bildern verschwindet gänzlich die gezeichnete Linie, einzig ganz zart ineinander und auseinander entwickelte, flächig gesehene, jedoch malerisch vollkörperlich ausmodellierte Erscheinungsformen treten uns entgegen. Denn der Meister vermag seinen Figuren und Dingen einen derartig starken Realismus des Charakters zu geben, setzt die einzelnen Objekte in seinen Bildern in ein dermaßen überzeugendes Verhältnis zueinander, daß wir an die Wahrheit seiner Gebilde glauben, „obgleich wir in der äußeren Schilderung oft nicht finden können, daß des Malers Werk genau gesehen mit dem übereinstimmt, was er darstellen wollte". Rembrandt ist der erste moderne Maler auch insofern geworden, als er den Menschen die allein beherrschende Stellung in etwas nimmt, ihn den anderen Objekten in stärkerem Maße gleichstellt, mit einem modernen Worte gesagt: den Menschen, alle Dinge neutralisiert. Rembrandt verfährt auch technisch in gewisser Hinsicht als Impressionist. Zunächst in dem Sinne, daß er ein Tonmaler ist, und äußerlich dadurch, daß er auf einem für gewöhnlich kleinen Bildteil einen intensiven Lichtstrahl lenkt, der einerseits das Eigenleben der Farben verzehrt oder verändert, anderseits nur einzelne Partien der Szenerie scharf heraushebt, die übrigen in ein abgestuftes Dunkel versinken läßt; der Meister drängt demnach durch seine Beleuchtung einige Farbtöne, damit auch Formteile zurück und lenkt wiederum auf bestimmte Teile das Auge so stark, daß die anderen unscharf werden, er nimmt also von neuem Formelemente der Zeichnung weg. Dadurch aber, daß Rembrandt mit einem konstruierten Licht, mit einem gewollten und stets wieder herstellbaren Lichtfaktor arbeitete und endlich eine willkürlich gewählte, vom Maler bestimmte Farbenskala verwendete, daß er die zwingende Kraft der atmosphärischen Stimmung nicht beachtete, war er imstande, der Einzelform noch immer eine bestimmtere Durchbildung zuteil werden zu lassen als dies unter äußerlich ähnlichen Verhältnissen ein moderner Freilichtimpressionist vermag.

Velasquez, neben Jan van der Meer der erste Hellmaler, arbeitete seinerseits überwiegend mit dem ruhigen Tageslicht im Atelier und mit den ungewöhnlich gleichmäßigen Lichtverhältnissen der Hochebene von Madrid. Velasquez überwindet als Erster die Farbe durch den Ton. Immer geringer werden die Farbenkontraste in seinen Malereien und immer reicher die Nuancen, die Valeurs. Im weiteren Verfolg ergab sich eine viel intimere Verbindung der Figur mit dem Raum, und zum ersten Male scheint die Atmosphäre alles zu umschließen. Auf dieser unserer künstlerischen Auffassung verwandten Art des Velasquez, die Natur zu sehen, begründet sich auch die Führerrolle, die der alte Spanier dem ersten Meister der modernen Freilichtmalerei, Manet, gegenüber spielen konnte.

Die Farben und Tonwerte der alten Maler waren, um es noch einmal zu betonen, immer mehr oder weniger willkürlich. Auch opferten diese Koloristen der materiellen Farbe das Licht, den Farbenflächen die Valeurs. „Sie untersuchten die Qualitäten der momentanen Farben- und Lichterscheinungen nicht in demselben Maße wie sie dem konstanten Licht, der Wirkung der dekorativ-materiellen Farbe und dem räumlich oder körperlich modellierenden licht-

armen, nicht farbigen Schatten nachgingen. Sie gaben den Eindruck der allgemeinen Naturwahrheit durch eine proportionale Herabsetzung der Lichtskala in der Natur und ließen der gezeichneten Linie immer noch eine gewisse Selbständigkeit."

Die moderne Freilichtmalerei geht von grundsätzlich verschiedenen Gesichtspunkten aus. Dem Stoffe nach zunächst insofern, als sie nicht mehr den Menschen als den Zentralpunkt der ganzen Welt betrachtet, sondern nur als einen Teil des determinierten Weltganzen. All und jede Erscheinungsform hat nur relativen Wert und muß sich dem Ganzen einfügen. Anstatt des aktiven Ichlebens der früheren Zeit ist ein passives sich Eingliedern in eine Weltstimmung getreten. Und weil der Mensch gleich der umgebenden Natur, der Landschaft, nur als ein Produkt der direkt nicht darstellbaren Schöpferkraft erscheint, so wandte sich der moderne Künstler mit Vorliebe der weiten Gotteswelt als der Wohnstätte aller zu, der Landschaft, wie sie sich ihren Motiven nach dem Maler unmittelbar gegenüberstellt und wie sie direkt nach dem gesehenen Vorbilde gemalt werden will; unbeschadet natürlich der von der künstlerischen Bildwirkung geforderten Abänderungen. Damit erhielt das moderne, von der Naturgeschichte geleitete Naturgefühl den entsprechenden malerischen Ausdruck nach Raum-, Farben- und Formeindrücken.

In dem von Atmosphäre ganz umhüllten Naturbilde soll vor allen anderen Mächten das Licht der Sonne, dessen segenbringende Kraft ja jetzt erst wirklich erfaßt werden konnte, nach seiner ganzen farbenreichen Schönheit walten. Die Maler der lebenden Stunde überschütten deshalb die Gemälde mit hellen, durch die Atmosphäre als der Allherrscherin mannigfach abgewandelten Farben. „Wir stimmen mit Licht, während die Alten es mit Dunkel taten." Die modernen Maler verzichten auf ein gewisses Maß von Plastizität, bringen aber als Ersatz die raffiniertesten perspektivischen Wirkungen. Auch unsere Malweise ist anders geartet. Die Lasurtechnik der Alten absorbiert das Licht; wir brauchen aber eine stark deckende Manier, um die Mängel des Materials bei unserer Freilichtmalerei ausgleichen zu können. Deshalb steigern wir die Kontraste, namentlich warm und kalt, an den Grenzen der Farbtöne und setzen reine, komplementäre Farben nebeneinander, die sich erst auf der Netzhaut zu einem helleren Mischton verbinden sollen. Auch arbeiten wir nicht mehr nach der alten aristotelischen Farbentheorie, nach der die Farben zwischen Dunkel und Licht liegen und sich aus der Mischung der beiden Endpole je nach dem Grade dieser bilden. Heute betrachten wir alle Farben als Teile des weißen zusammengesetzten Sonnenlichtes und als durch Zerlegung der Lichtstrahlen entstanden, „so daß alle Körper in der Farbe des nur reflektierten Lichtes erscheinen, d. h. des Lichtes, das sie nicht absorbieren". Natürlich mußten sich die Maler, deren Farben sich selbstverständlich nach diesem Gesetze verhalten, mit den Ergebnissen der Wissenschaft, wie früher mit religiöser Wahrheit und Dichtung auseinandersetzen. Demzufolge wird der Maler unserer Tage das Schimmern, das Leuchten und Funkeln des Lichtes nicht mehr durch die auf der Palette gemischte Farbe darstellen wollen, sondern durch möglichst reine Lichtwerte. Deshalb setzt der moderne Maler den Lichtton so wirksam als möglich, d. h. die reinen Pigmente (soviel als es nur gestattet ist) neben- und zueinander. „Der Maler unserer Gegenwart will also Teile des Lichtes summieren und dieses dadurch steigern. Mischen wir beispielsweise einen gelben und einen blauen Farbstoff, so entsteht eine grüne Farbe, die lichtschwächer ist als jeder einzelne Farbstoff für sich; setzen wir aber gelbes und blaues Licht nebeneinander, dann entsteht ein weißlicher Ton; denn Gelb und Blau ist ein komplementäres Farbenpaar und diese ergänzen sich zu Weiß," d. h. zu Hell, zu Licht. Mit der dadurch bedingten Malmethode, die Farben weniger übereinander als nebeneinander zu setzen, mußte die scharf gezeichnete und ornamental umrissene Form gänzlich verlassen und die rein malerische herrschend werden, die mit maßgebenden Formelementen das Charakteristische vorübereilender Stimmung und Bewegung verbinden soll. Der Nachteil, der sich einstellt, das skizzenhafte Moment, die Unmöglichkeit der Verfolgung der Form in jede Einzelheit hinein, muß allerdings mit in den Kauf genommen werden. Daß aber die moderne Malerei auf dem einzig richtigen Weg ist, um zur künstlerischen Beherrschung des Eindrucks z. B. einer Landschaft zu gelangen, erhärtet auch die Photographie in natürlichen Farben, die namentlich eine auffallend ähnliche Formengebung aufweist.

Aus allem diesen ergibt sich eine vollkommen verschiedene Grundlage der modernen Malerei und als ein Hauptverlangen die Herrschaft des Malers über das Licht, nicht über die willkürlich-materielle Farbe oder die poetisierende scharf bestimmte Linie und die konventionelle Einzelbildung. Überall schimmert und strahlt, gleißt und glüht das Sonnengold durch die feine Atmosphäre, die trüben Medien Leonardos, hindurch, umschmeichelt, mildert, verzehrt die sorgfältig und ornamental konturierte Form, läßt die Materie ihrer Eigenart nach frei werden; es nimmt den Schatten die Schwere und mindert damit ihre modellierende, formbildende, kontrastierende Kraft. Und dies Gleiten, dies Aufleuchten, dies Strahlen des Sonnenscheines schreitet fort von Sekunde zu Sekunde, keine Macht der Erde kann es halten oder wiederkommen lassen nach Wunsch und Gefallen; da heißt es schnell handeln, im Augenblick die so unsagbar mannigfaltig und fein nuancierten Lichtwerte festhalten, nach ihren vor-

wiegend wichtigen malerischen Eindrücken, nach der Impression, die das Malerauge erhalten hat, schildern. Da ist keine Zeit und keine Möglichkeit, von der „begrifflichen“ Form mehr zu geben, als die maßgebenden Elemente für einen richtigen Raum- und Formeindruck. Mit anderen Worten: Einem Mehr an Lichtwerten in der modernen Malerei steht ein Weniger an Formwerten gegenüber, anstatt des plastischen Seins gibt sie den malerischen Schein. Die modernen Bilder sind als Freilichtmalereien betrachtet weit reicher, weit durchgebildeter, weit naturwahrer als die der Alten, sind nach dieser Seite hin durchgeführte Gemälde — entbehren aber nach der Seite der Formbehandlung der sorgsamen Durch- und Ausführung, sind in diesem Hinblick nicht selten skizzenhaft; ja man kann mit einem gewissen Rechte sagen, unsere moderne Malerei steht als Skizze am höchsten. Auch deshalb, weil die Freilichtmalerei trotz aller großen Vorzüge sogar nach der Seite der Tonmalerei ein Manko übrigläßt.

Denn die Helligkeit des Lichtes ist eben im Freien weit größer als selbst in einem von klarer Sonne durchleuchteten, jedoch überall umschlossenen Raum. Dies hellste Licht im Freien verzehrt aber selbst in unsern Breitengraden und, je südlicher man kommt, um so stärker die feinen vermittelnden, zart ausmodellierenden Töne. Der Freilichtmaler muß also, um mit seinen beschränkten Malmitteln den Lichteindruck, den er im Freien erhält, seinen bedeutsamsten Wirkungen nach festhalten zu können, Kontraste im Lichte bieten und verminderte Einzelbehandlung zugestehen. Der moderne Maler kann dies allerdings um so eher, als er sich sagen darf, eine neue reiche Welt an Lichtwerten entdeckt, das Auge zu einer neuen Empfänglichkeit für intimste Reize der lichttragenden Atmosphäre erzogen, an Unmittelbarkeit der Schilderung gewonnen zu haben. Ein künstlerisches Ausdrucksmittel für eine Zeit, der nichts so verhaßt ist wie träges Herumbasteln, die die frische Tat so hoch einschätzt, einer Gegenwart, in der die germanische Sehnsucht nach Persönlichkeitsgefühl stark entwickelt ist. Und wegen jener Skizzenhaftigkeit ist es noch ganz und gar nicht gerechtfertigt zu sagen, daß die modernen Bilder im eigentlichen Sinne unfertig seien. Der sorgfältig auszeichnende und ausmalende Realismus der Oberfläche kann jedenfalls dieselbe Gefahr laufen; denn es kommt einzig auf den Realismus des Charakters an. Dieser echte und vor allem andern zu fordernde Wirklichkeitszug eines Kunstwerkes, dies tiefe Erfassen eines Stückchen Lebens hängt aber keineswegs in erster Linie von der linearen Genauigkeit ab, mit der die Einzelheiten geschildert sind, sondern vor allem und vorwiegend von der Sicherheit, mit der die wesentlichen, Form und Charakter bestimmenden Besonderheiten erfaßt und dargestellt werden. Auch ist es durchaus falsch zu sagen, der modernen Malerei fehle in jeder Hinsicht „Zeichnung“. Sie besitzt diese an sich ebensogut wie die frühere Epoche. Allerdings verwenden unsere Maler nicht mehr den eleganten Linienschwung der alten Stilisten, sondern sachlich bestimmt zeichnen sie mit dem Pinsel, etwa wie Rembrandt mit der Radiernadel. Ein Degas ist Beweis genug, und die nicht von jeder Pose freie Kontur in den Wandmalereien eines Puvis de Chavannes kein Gegenbeweis. Stets wird bei den Modernen die Linie aus der Malfläche entwickelt. Entsteht also einmal eine scharfe Kontur, so wird sie aus verschiedenartiger Behandlung der Tonwerte, nicht aus kontrastierenden Farbenmassen wie in den Werken der alten Koloristen gewonnen. Wie stark auf derartigen malerischen Anschauungen die Zeichnung unserer Tage beruht, beweisen am besten unsere „Zeichner“, deren technische Arbeitsweise unverkennbar dem Pinsel verpflichtet ist. Überall erstreben also die modernen Maler mittels ihrer Technik die größte Vereinfachung der maßgebenden sinnlichen Wirkungen und die gefühlsmäßig überzeugendste Schilderung.

Unsere gegenwärtige Malerei steht demnach neuen, eigenartigen malerischen Aufgaben gegenüber. Sie darf gerechterweise mit keiner andern Epoche, z. B. der Renaissance, abschätzend verglichen werden. Die Frührenaissance diesseits wie jenseits der Alpen verfolgte Formprobleme, das Cinquecento Formen- und dekorative Farbenprobleme, das 17. Jahrhundert Raum- und Lichtfragen, die zu einem Teil das Gebiet des Dekorativen bereits verließen: unsere schaffende Stunde aber versucht das durch die Atmosphäre zerlegte farbenreiche Sonnenlicht in einer von Überlieferung tunlichst freien Arbeit vor Gottes reicher Natur malerisch zu bewältigen und damit ein neues künstlerisches Ausdrucksmittel sich zu erwerben für die Aufgabe, den ganzen Reichtum, den die weite Welt in sich birgt, künstlerisch darzustellen. Wie fundamental verschieden in dieser Hinsicht ein Großmeister der italienischen Renaissance dachte, die so gern gegen die Kunst der Gegenwart ins Feld gerufen wird, mögen einige Worte Leonardo da Vincis „Von den Bäumen und ihrem Licht“ beweisen. Er sagt: „Die wahre Manier des Praktikers, eine Campagna oder, will ich sagen, Landschaft mit ihren Pflanzen darzustellen, ist die, zu wählen, daß am Himmel die Sonne bedeckt sei, damit selbige Campagna das allgemeine Licht empfange und nicht das besondere der Sonne, das die Schatten abgeschnitten macht und sehr abstechend von den Lichtern.“ —

Wer da in unseren Tagen klagt, daß ihm dies und das fehle, was andere Zeiten besessen oder was er außerdem noch wünsche, der vergißt, daß allen Epochen der Kunst dies oder jenes mangelte, denn alle Kunst weist die Hervorhebung einzelner Dinge zu-

ungunsten anderer auf. Man darf sich aber nicht der Erkenntnis verschließen, daß eine Kunstperiode, die ein großes künstlerisches Problem erfolgreich verfolgen kann, zu den schöpferischen Weltaltern gehört, deren man mit stolzer Genugtuung sich freuen soll, ohne zu nörgeln. Man vergesse nie, „daß alle Form nur der Ausdruck eines erkennenden Gefühles, das nicht auf materielle Bedürfnisse gerichtet ist, sondern auf ein unendliches geistiges zielt" (Scheffler). Und es wird doch wohl niemand sagen wollen, daß eine künstlerische Form die offensichtlich den machtvollsten Trieben unserer schaffenden Zeit entspricht, nicht auf den Grundlagen der uns alle einigenden Empfindungen entstanden sei. In solcher Einmütigkeit der Zeitideen ist aber Stilkraft eingeschlossen.

Daß Übertreibungen stattfinden, daß nicht immer das Stoffliche mit der künstlerischen Form in seiner Totalitätsidee überwunden wird — wer will das leugnen? Aber gerade darin dürfen wir das Zeichen einer starken Lebenskraft erblicken. Haben die Griechen trotz ihrer grundsätzlich objektivistischen Kunst, dem Einfühlen in den im geheimen schaffenden Lebenswillen ihrer Gegenwart, dem Übermaße nicht gehuldigt, als sie einen Kanon der menschlichen Figur suchten? Gewiß, der moderne (wie der antike) Impressionismus ist optischer Subjektivismus, der ganz naturgemäß nicht frei von Willkür ist. Taten aber nicht desgleichen auch ein Paolo Uccello, ein Mantegna in der zeichnerischen Perspektive, ein Donatello im Oberflächenrealismus, ein Michelangelo in den Bewegungsmotiven, ein Rubens, ein Rembrandt, ein Ruysdael in ihren koloristischen Problemen? Unter derartig historisch-objektiven Gesichtspunkten müssen wir auch die Gemälde unserer jüngsten Vergangenheit, auch die der Gegenwart betrachten, die Farbensymphonien uns boten oder die seltsamsten momentanen Erscheinungsformen allerart als Selbstzweck malten.

Unzweifelhaft werden aber die Maler unserer Gegenwart darauf zu achten haben, daß ein nicht zu umgehender Mangel an Einzelarbeit bei der Wiedergabe der Form nicht zur Formlosigkeit ausarte; daß das Bild trotz seiner besonderen Schönheiten nicht unruhig und gewaltsam werde und sich von der Wahrheit des allgemeinen charakteristischen Aussehens der Natur entferne. In jüngster Zeit ist diese Gefahr bestimmter erkannt; die Künstler bestreben sich, eine gewisse Breite und Einfachheit in der allgemeinen Anlage und Wirkung mit den neu eroberten lichtdurchtränkten hellen, klaren Farben zu vereinigen. Auch beginnt man die alten Maler wieder zu studieren, nicht um ihnen besondere Ausdrucksmittel im Sinne der Technik abzulauschen, sie zu kopieren im üblen Wortsinne, sondern um den künstlerischen Horizont, das Seelenleben als Künstler zu erweitern.

Diese wiedererwachte Wertschätzung großer Vorgänger gibt uns auch einen objektiven Maßstab für die innere Kraft unserer lebenden Kunst. Man fühlt sich in dem eigenen Wollen wieder stark genug, glaubt, die eigenen Ziele genügend scharf ins Auge gefaßt zu haben, um anderen Mächten von neuem ruhig gegenübertreten zu können. Darf unsere Zeit — damit komme ich mit einem Wort zu dem den Laien so teuren „Inhalt" einer Malerei — jede andere in die Schranken rufen im Hinblick auf den Reichtum des Ideengehaltes? —

Max Klinger sagt einmal: „Ein ruhender menschlicher Körper, an dem das Licht in irgendeinem Sinn hingleitet, in dem nur Ruhe und keinerlei Gemütsbewegung ausgedrückt sein soll, ist, vollendet gemalt, schon ein Kunstwerk. Die ‚Idee' liegt für den Künstler in der der Stellung des Körpers entsprechenden Formentwicklung, in seinem Verhältnis zum Raum, in seinen Farbenkombinationen, und es ist ihm völlig gleichgültig, ob es Endymion, das Sinnbild des Schlummers, oder Peter ist. Für den Künstler reicht diese Idee aus, und sie reicht aus! Unser Tagesgeschmack verlangt aber vorerst genau zu wissen, ob dies nicht etwa Endymion ist. Ist die Form des Körpers der Bewegung der Lage entsprechend gelöst, das Fleisch in seiner seidigen Weichheit, sind Raum und Licht harmonisch gegeben, so hat man es mit einem Kunstwerk zu tun, und wenn man es von einem anderen ähnlichen unterscheiden will, mag man ihm dann einen Namen geben."

Hat Klinger hier ein zur Stunde noch durchaus geltendes Wort getroffen? Nein, die Zeit, in der dieser einseitige Ausspruch als ein das künstlerische Streben schlechthin umreißender gelten konnte, ist bereits überwunden. Allerdings werden auch heute noch Stimmen laut, die dem Impressionisten die Fähigkeit absprechen, ein Porträt in wirklicher Vollkommenheit zu bieten, da die Farbe heute zu sehr Selbstwerk sei, also den Ausdruck der Geistigkeit nicht unterstütze. Diese Worte Waetzolds in seiner Geschichte des Porträts unterstützt Lovis Corinth in seinem Buche: „Das Erlernen der Malerei", in dem er bemerkt: „Auch im Freilicht werden viele Bildnisse gemalt, die aber meistens nicht absolut den Extrakt der dargestellten Person bilden, oder vielmehr allgemein bildliche Wirkung zeigen. Immerhin müssen wir anderseits sagen, daß gerade unsere Grundsätze mittels eines unzweifelhaft verfeinerten Lichtstudiums allen zartesten, schnellsten Bewegungen nachzugehen, die Schilderung des Mienenspieles unter günstigen Umständen gerade unterstützen werden. Sie werden vor allem der Darstellung, der Interpretation des Hauptträgers der Seelenhaftigkeit, dem Auge zugute kommen; denn dieses macht sich ja am wenigsten als Form geltend, wird vor allem als Farbe, Licht, Glanz und Bewegung empfunden."

Im allgemeinen tritt, das muß festgehalten

werden, die Schilderung des Menschen zurück und der Ausspruch Max Liebermanns berührt sicher einen springenden Punkt, wenn er sagt, die individualisierte Einzelpsyche geniere ihn oft ein wenig; Menschenmengen dagegen, die für ihn nur ein Bewegungs- oder Raummotiv sind, gelängen ihm vortrefflich. Es mehren sich aber die Anzeichen, daß der Mensch wieder in ausgesprochenerem Maße aus der „neutralisierten" Stellung in eine „zentralisierende" zurücktritt. Es scheint mir jedoch keineswegs berechtigt zu sein, unsere Zeit als ärmer an Menschheitsideen, als gleichgültiger diesem höchsten Sollen gegenüber hinzustellen. Wer gut zuzusehen versteht, wer imstande ist zu würdigen, was an Lebenskraft für materiell zwecklose „ideale" Aufgaben gerade in unserer nur sehr scheinbar materialistischen Gegenwart aufgewendet wird, wird dies nicht behaupten dürfen. Und unsere Künstler haben dies auch schon gefühlt, haben auch in diesem Falle den Lebensstoff mit der Kunstform bewältigen wollen. Es erscheint mir als eine direkte Verkennung, Werke wie Klingers „Christus im Olymp", Rodins „Denker" nur als Arbeiten eines romantischen Wollens zu bezeichnen, ein gewisses Müssen der Zeit treibt vielmehr auch hier zum Bilden an. Allerdings fanden die Künstler noch nicht das Mittel, Stoff und Form zu einer echten Einheit zu verbinden.

An diesem Punkte wollen wir feststellen, was die Unterstützung der Zeitideen für den Künstler bei der Stoffwahl zu bedeuten hat, wie abhängig er von ihnen ist. Unsere lebende Stunde ringt mit heißem Mühen um eine neue, ihrem Eigenleben entsprechende Ethik. Diese neuen Lebensgedanken aus unserer Skepsis, aus unserer Passivität heraus sind noch nicht zu der inneren Einigung gelangt, um dem modernen Künstler die klassische Gestaltung zu ermöglichen; aber gerade dies noch ungenügende, jedoch keineswegs in sich haltlose Resultat des ethischen Wollens erhärtet auf der anderen Seite die innere Gesundheit der modernen Malerei, die sich einstweilen auf der Durchdringung und Darstellung der neutralisierten Stoffe aufbaut, Mensch und Natur gleichwertig als Produkte einer allen gemeinsamen Schöpferkraft erfaßt, im Einklange mit dem ziemlich stark pantheistischen und weltbürgerlichen Zuge des modernen Denkens und Fühlens! Alles Werden und Vergehen umhüllt schützend die sonnendurchstrahlte, lebenspendende, erhaltende Atmosphäre!

Unsere Künstler schaffen in Wahrheit aus dem Leben heraus für das Leben. Im Kernpunkte des Strebens unserer Zeit, das mit so tief erregter Seele darum kämpft, sich den eigengesetzlichen, uns verborgenen Kräften im Weltall zu vermählen, ruht unsere Kunst; denn ihr höchstes Streben besteht darin, in jeder Erscheinungsform diesen Inhalt der Welt zu erfassen und ihn, gefühlsmäßig gesehen, in reiner Form Gestalt gewinnen zu lassen, so objektiv, wie es der Subjektivismus unserer Zeit ermöglicht. Damit ließen unsere Künstler eine neue Quelle jener höchsten Genußkraft, des Sinnes für Schönheit entspringen.

Auch die Maler unserer Tage haben dem Sinne nach das Wort Goethes erfaßt:

„Geb' Gott dir Lieb' zu deinem Pantoffel,
Ehr' jede krüpplige Kartoffel,
Erkenne jedes Dings Gestalt,
Sein Leid und Freud, Ruh und Gewalt,
Und fühle, wie die ganze Welt
Der große Himmel zusammenhält;
Dann du ein Zeichner, Kolorist,
Haltungs und Ausdrucks Meister bist." —

Der Liebe Widerspruch

Anders sieht alles die Liebe und deutet's nach eignen Gesetzen,
Ihr ist das Ferne vertraut und das Bekannteste fremd,
Jeder Tag ist ein Fest, und gemein erscheint ihr der Festtag,
Heilig, was jeder verschmäht, doch das Geweihte profan.
Groß vor allem ist ihr das Kleinste, ein Blatt, eine Blüte,
Doch wie ein Sandkorn, ein Nichts, wirft sie das Weltall von sich.
Und sie mißtraut dem Willkomm'nen und heftet sich fest ans Erbangte,
Zweifelt an Treue und Schwur, fasset zum Truge Vertrau'n,
Kann, mit der Furcht und Hoffnung zu enden, sich nimmer entschließen,
Gibt nicht Freude noch Leid, Süßes noch Bitteres preis,
Lebt in allem und jedem und kann sich nimmer erschwingen,
Und selbst der schlichtende Tod kühlet die Wunde ihr nicht.
Aber als Teuerstes haben die Götter ihr Tränen verliehen,
Die ihr mit brennendem Naß lindern so Schmerzen als Lust.

Erika Rheinsch

Die Marquise du Châtelet und Voltaire

Von Werner Thor

Elle rend de bons offices à ses amis, avec la même vivacité qu'elle a appris les langues et la géométrie, et quand elle a rendu tous les services imaginables, elle croit n'avoir rien fait. **Voltaire**

Handschreiben Seiner Majestät des Königs von Preußen an Voltaire:

„Ich will, daß meine Hauptstadt ein Tempel der großen Männer werde. Kommen Sie hierher, mein teurer Voltaire; schreiben Sie vor, was Ihnen angenehm sein kann. Ich will Ihnen Freude machen, und um einen Menschen zu verpflichten, muß man auf seine Art zu denken eingehen. Wählen Sie eine Wohnung, ein Haus, ordnen Sie selbst an, was Sie an Annehmlichkeit, an Überfluß des Lebens wünschen, stellen Sie jede Bedingung, die Sie brauchen, um glücklich zu sein: an mir ist es für den Rest zu sorgen. Sie sollen immer frei und völlig Herr Ihres Schicksals sein, ich wünsche Sie nicht anders als durch Freundschaft und durch Sichwohlfühlen an mich zu binden...

Ich bitte Sie zu glauben, daß ich stets derselbe gegen Sie sein werde. Adieu.

Frédéric."

Es gehörte allerdings seit sieben Jahren zu den lebhaftesten Wünschen des affectionné ami, wie Friedrich in einem Jahrhundert, in dem Rangunterschiede unüberwindliche Hindernisse darstellten, sich selbst nennt, seinen „göttlichen Voltaire" zu besitzen. Der Kronprinz konnte sich diesen Luxus nicht erlauben, der König war bereit dazu, und fast von dem Augenblick an, wo Friedrich Wilhelm I. die Augen zugetan hat, zeigt er seine Entschlossenheit, sein Idol um jeden Preis in seine Nähe zu bringen. Bis zu dem Grade, daß er, der Verfasser des Antimachiavell, zu einer echt machiavellistischen List seine Zuflucht nimmt. Indem er einen arg kompromittierenden Brief Voltaires an seinen Gesandten in Paris schickt, mit dem bestimmten Befehl, „ohne daß Sie und ich in dieser Affäre sichtbar werden", ihn durch einen „canal détourné" dem Erzbischof von Mirepoix zu übermitteln, den der Spötter Voltaire nach seiner Art sich an.(cien) é.(vêque) de Mirepoix zu unterzeichnen, nie anders als den „âne de Mirepoix" zu nennen pflegte. Voltaire war auf diesen Würdenträger besonders wütend, weil er seine Wahl zum Mitglied der Akademie, in der ein Sessel durch den Tod des Kardinals Fleury frei geworden war, hintertrieben hatte. Und das, trotzdem Voltaire an ihn ein Schreiben gerichtet hatte, in dem er feierlich erklärte, in seinem Herzen immer ein guter Katholik gewesen zu sein. Durch sein Vorgehen hoffte Friedrich „de brouiller Voltaire si bien en France, qu'il ne lui reste de parti à prendre que celui de venir chez nous".

Aber weder Gewalt noch List halfen, und schließlich richtet Friedrich den berühmten Abschiedsbrief an den Poeten: „Adieu, bewundernswerter Geschichtsschreiber, großer Dichter, liebenswürdiger Verfasser der Pucelle, unsichtbarer und betrübter Gefangener der Circe..." Es war eine Frau, gegen die der größte Feldherr vieler Jahrhunderte umsonst ankämpfte und die ihm in den Stunden, in denen er das Literarische für seinen wahren Beruf zu halten liebte, vielleicht nicht weniger Verdruß bereitet hat als seine Feindinnen im Purpur: Maria Theresia, Katharina und die Pompadour. Man weiß ja, wie er schließlich sieben Jahre später seinen Willen erreichte — nach dem Tode seiner Nebenbuhlerin, die, wie er einmal bemerkte, nicht mit sich handeln ließ.

Ohne Zweifel gehört die Verbindung Voltaires mit der Marquise von Châtelet, deren Gegenwart ihm die lockendste Zukunft aufwog, zu den interessantesten Kapiteln der Geistesgeschichte. Voltaire war, wie man weiß, nie verheiratet; aber ohne bei seinem schwächlichen Körper irgendwie zum Don Juan Anlage zu besitzen, war er doch ein großer Verehrer des andern Geschlechts. Frauennähe gehörte für ihn zum Unentbehrlichen des Lebens, er brauchte sie wie ein geistiges Fluidum, das ihm Lebensluft war. Die Unmöglichkeit eines gedeihlichen Zusammenlebens und Wirkens mit Friedrich dem Großen, von dem König so heiß ersehnt als in Voltaires eigenem Interesse liegend, hat weniger in den Launen des Königs — der Voltaire gegenüber im Gegenteil eine übermenschliche Geduld bewies — ihren Grund als in der Weiberfeindlichkeit Friedrichs, der sich, ebenso wie der Châtelet, auch der Nichte Voltaires, Madame Denis, gegenüber durchaus ablehnend zeigte. So viel Frauen aber auch dem großen Vertreter der Aufklärung etwas bedeutet haben, von Jugendgeliebten und bloßen Bewahrerinnen häuslicher Behaglichkeit, von großen Damen, die er geschickt zu benutzen verstand, bis zu den regierenden Frauen, die seine Gönnerinnen waren, so ist ihm doch keine auch nur annähernd das gewesen, was die Marquise Châtelet in einer siebzehnjährigen Verbindung ihm war: denn sie verband die Eigenschaften aller jener und war zudem seine Mitarbeiterin, die Genossin seiner Studien, die ihn durch

den Ernst und die Männlichkeit ihrer Bestrebungen immer wieder auf seine große Bestimmung hinwies, wenn er sich ins Seichte zu verlieren drohte.

Was die Marquise am anziehendsten macht, ist dies, daß sie bei aller Starkgeistigkeit, einer gediegenen Gelehrtheit und ihrer unbestrittenen Eigenschaft als grande dame, die am Hof eine erste Rolle spielte, etwas rührend Naives, Kindliches, Frauenhaftes im Wesen behält. Ihr Verstand ist von bedrohlicher Schärfe, ihre Logik geschliffen wie eine Meisterklinge, ihr Gefühl unbefangen und kindhaft wie das der Naturmenschen. Trotz ihres gelegentlich hochfahrenden Wesens besaß sie eine ungewöhnliche Bescheidenheit, die soweit ging, daß sie in den Hofkreisen ihre geistige Bedeutung vollkommen verbarg oder sie nur durch eine über den Durchschnitt sich erhebende Bemerkung sich verriet: am Spieltisch der Königin bewunderte man nur gelegentlich ihre Gewandtheit im Zusammenrechnen, ohne zu ahnen, daß man in ihr einen der gediegensten Mathematiker der Zeit vor sich hatte. „Keine Frau," sagt Voltaire nach ihrem Tode, „war wohl gelehrter als sie, und keine verdiente weniger, ‚eine gelehrte Frau' genannt zu werden. Sie sprach von ihrem Wissen nur mit denen, die sie einer Belehrung für fähig hielt, und nie sprach sie davon, um Aufmerksamkeit auf sich zu lenken ... Die Kreise, in denen sie lebte, wußten nicht, was sie bedeutete, ohne daß sie sich etwas aus dieser Unkenntnis gemacht hätte." Dabei war sie in Gesellschaft nichts weniger als einsilbig, liebte im Gegenteil Vergnügungen außerordentlich, worüber sie sich gelegentlich selbst ebenso mokiert wie über ihre Putzsucht und ihre Leidenschaft für Juwelen und — in Ermangelung derer — auch für Imitationen. Ihren Toiletten widmete sie große Aufmerksamkeit; sie liebte die kleinen Putzgegenstände bis zur Überladung und erschien bei Festlichkeiten „mit Diamanten bedeckt".

Es erübrigt die Frage, ob die Marquise körperliche Vorzüge besaß. Wir besitzen eine recht amüsante Schilderung ihres Äußeren, bei der wir allerdings die Bosheit einer eifersüchtigen Rivalin, die bekanntlich von nichts in der Welt übertroffen wird, abzuziehen haben. „Man stelle sich," schreibt die liebenswürdige Madame du Deffand, eine Freundin Frau von Châtelets, „eine große, trockene Frauensperson vor, ohne Hüften, engbrüstig, mit dicken Armen, dicken Beinen, ungeheuren Füßen. Der Kopf sehr klein, das Gesicht scharf, die Nase spitz, die Augen klein und grün, der dunkle Teint gerötet und mit Hitzblattern behaftet, der Mund ohne Ausdruck, die Zähne dünn gesät und außerordentlich schlecht. Das ist das Gesicht der schönen Emilie, auf das sie auch noch so stolz ist, daß sie nichts spart, um es zur Geltung zu bringen: Frisuren, Putz, Schmuck, Flitter, alles ist im Überfluß vorhanden. Der Natur zum Trotz will sie schön sein ..."

Ein Haferl voll Gift, wie der Münchner sagt, aber es ist das dabei, was die Verleumdung gefährlich macht: ein Untergrund von Wahrheit. Die Marquise war allerdings keine Schönheit, sie war, obwohl groß, ein wenig mager und knochig, und ihr Teint sehr dunkel für eine Zeit, die den teint de lys et de roses, ob natürlich oder mit Nachhilfe, für den einzig möglichen hielt. Daß sie sich nicht anmalte, spricht eigentlich nur für ihren guten Geschmack. Ebenso badete sie fleißig, was ihr hoch angerechnet werden muß in einer Gesellschaft, die das Wasser nur im Notfall anwandte und nach mittelalterlich engen Vorurteilen im Baden etwas Unsittliches sah.

Auch sonst wußte sie sich mit genialer Souveränität über Bedenklichkeiten hinwegzusetzen; der Kammerdiener Longchamps erzählt Dinge, die, an dem Maßstab der heutigen sittlichen Anschauung gemessen, einfach unerhört sind, allerdings, wenn man ihm glauben darf. Jedenfalls dürften seine Memoiren keine nach jeder Richtung hin zuverlässige Quelle sein.

So häßlich wie ihre gute Freundin Madame du Deffand sie schildert, dürfte übrigens die Marquise kaum gewesen sein. Man darf wohl eher Herrn Des Noiresterres recht geben, wenn er sagt: „Dieses Gesicht gefällt; es ist harmonisch; die meergrünen Augen sind groß, schön und klar, von zärtlichem Ausdruck und von dichten Brauen gekrönt, die eine weite, intelligente Stirn begrenzen. Das ist kein schönes, kein hübsches, das ist ein liebenswürdiges Gesicht."

Immerhin müssen ihre körperlichen Vorzüge begrenzter Art gewesen sein. Man sieht das schon daran, daß sie keinen ihrer Liebhaber zu halten vermocht hat. Freilich waren sowohl Monsieur de Guébriant als auch der Duc de Richelieu, die beide ihre Gunst genossen haben, berüchtigte Lebemänner, und Voltaire sowie den Marquis de Saint Lambert, für den sie als Vierzigjährige eine Leidenschaft gefaßt hatte, der sie zum Opfer fiel, hat sie bis zu ihrem Tode geliebt. Beide aber waren Männer, die ihrer geistigen Bedeutung gerecht zu werden vermochten.

⁂ ⁂ ⁂

Es ist nicht zu leugnen, die Marquise war keine Vertreterin stoischer Tugend. Ohne sie entschuldigen zu wollen, kann man nur drei Milderungsgründe anführen: ihre Ehe mit einem gleichgültigen Mann, die eigentlich keine Ehe war, die allgemeine Sittenlosigkeit der Zeit und der Hauptstadt besonders und endlich die materialistisch-naturwissenschaftliche Weltanschauung der Marquise, die das, was man in Frankreich im allgemeinen unter Liebe zu verstehen pflegte, als rein physischen Vorgang nahm. Man mag über diese Anschauung entsetzt sein, zweifellos stellt sie das letzte Ziel, zu dem eine so geistesstarke, mit abstrakten Wissenschaften genährte Frau schließlich gelangen mußte, der das Christentum eine Formel war und die nie

schreibt: ‚je prie les dieux‘, ohne hinzuzusetzen ‚s’il y en a‘. Außerdem zeigt uns die Geschichte, daß alle diese Frauen, die eine ungeheure Arbeitsleistung zu vollbringen haben, von der großen Elisabeth bis zur russischen Katharina, gleichsam zur Stimulierung ihrer überreizten Nerven ihrem Triebleben die volle Freiheit gewähren, die sie im Gleichgewicht zu halten scheint — ein Beweis mehr, daß die Natur die Frau nur dann sich harmonisch entfalten läßt, wenn sie in ihrem eigentlichen, gottgewollten Gebiet bleiben kann. Das religiöse Moment ist bei hohen geistigen Anforderungen die einzige Möglichkeit für die Frau, dem Gefühl jene Tiefe zu geben, die der einseitigen Entwicklung des Verstandes das Gleichgewicht zu halten imstande ist. Sonst versinkt sie unrettbar in das, was der Franzose ‚sécheresse de cœur‘ nennt oder verfällt in das oben angedeutete entgegengesetzte Extrem. Man kann daher auch bei der Marquise nicht Schamlosigkeit nennen, was lediglich eine — allerdings kulturell dem Stande der Zeit entsprechend abgewandelte — zwingende Folge ihrer „vorurteilslosen“ Philosophie war.

⌘ ⌘ ⌘

Voltaire lernte Frau von Châtelet als etwa siebenundzwanzigjährige Frau kennen; gelegentlich gesehen muß er sie schon als Kind haben, da er nach ihrem Tode an Friedrich den Großen schreibt, er hätte sie seit fünfundzwanzig Jahren gekannt. Jedenfalls hat er sie am Hof des Sonnenkönigs bei ihrem Vater gesehen, dem Baron de Breteuil, Introducteur des Ambassadeurs, mit dem er verkehrte, da der Baron ein geistig interessierter und selbst literarisch tätiger Mann war. Die Zeit war so günstig wie möglich. Voltaire war damals genötigt, sich mit Mathematik zu beschäftigen, weil seine Lettres sur les Anglais, die Frucht seines englischen Aufenthalts, auch ein Kapitel über Newton bringen sollten; die Unterhaltung mit einer Dame, die selbst ein gediegener Mathematiker war, vermochte ihm viel zu nützen. Die junge Frau dagegen, die allein lebte, da den Gatten sein militärischer Rang — er war Generalleutnant, — meist zu langer Abwesenheit zwang und ihre Tochter der Sitte gemäß im Kloster erzogen wurde, und deren starkes Gefühl weder von dem Hofleben, dem sie als dame de tabouret de la reine angehörte, noch von ihren Studien völlig in Anspruch genommen wurde, befand sich gerade in einem Zwischenstadium. Für ihren Mann hatte sie nie etwas empfunden, obwohl sie seiner Ehrenhaftigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren ließ: „er ist der achtungswerteste Mann, den ich kenne, und ich wäre das elendeste aller Geschöpfe, wollte ich das nicht anerkennen“. Aber Herrn de Châtelets Geisteskräfte waren begrenzt: bei den Soupers der Marquise, die ihre und Voltaires Grazie so anregend gestaltete wie später die berühmten Sans-souci-Soupers, schlief er, wenn er nicht aß, sprach kein Wort und zog sich liebenswürdig zurück, sobald der letzte Teller seines Gedecks verschwand, in einem Augenblick, da erst die Unterhaltung begann, und welche Unterhaltung! Für diesen schläfrigen Herrn hatte sie in einem Monsieur de Guébriant Ersatz gefunden, dem sie sich mit solcher Leidenschaft hingab, daß sie auf seine erste Untreue hin sich zu vergiften suchte. Zum Glück hatte sie vorher einen aufgeregten Abschiedsbrief an ihn gerichtet, auf den hin Guébriant zu ihr stürzte, den Türschweizer, der ihm den Eintritt verweigerte, beiseite stieß und in ihr Zimmer drang, wo er sie mit einer Opiumvergiftung bereits besinnungslos vorfand. Bald danach fiel sie als leichte Beute dem berüchtigten Frauenjäger Richelieu anheim, während die Behauptung, sie hätte sich mit mehreren andern getröstet, unbewiesen bleibt. Sie und Richelieu trennten sich als Leute von Welt mit Ruhe, und aus ihren seitherigen Beziehungen erwuchs eine dauernde Freundschaft, etwas durchaus nicht Seltenes zu einer Zeit, die sich einbildete, vorurteilslos über Dinge, die sie für natürlich hielt, zu denken. Ein Ritter vom Geist war unter ihren Verehrern noch nicht gewesen.

Zunächst erschien sie mit ihrer Freundin, der Herzogin von Saint Pierre, und dem Grafen Forcalquier bei dem Dichter, dessen Köchin Marianne über den unerwarteten Besuch laut aufschrie, ihn aber schnell mit Hühnerfrikassee bewirtete; später kam sie allein. Am 3. Juli 1733 redet der Dichter noch wie von einer Fremden von ihr, die viel verkannt würde, vier Wochen später heißt sie schon „Emilie“. Zwar beklagt er sich in einem niedlichen Gedicht, daß sie ihn tyrannisiere, daß er von Metaphysik reden müßte, wenn er von Liebe sprechen wollte, aber trotzdem bleibt es unzweifelhaft, daß ihre Beziehungen zu dem neununddreißigjährigen Mann bald sehr eng wurden. Von nun an beginnt für die Marquise jene Leidenszeit, die keiner Frau, mit der das Genie sich je verband, erspart bleibt. Sie teilte allerdings nicht sein mühsames Emporringen, denn Voltaire war schon berühmt; aber ihr Los ist deshalb nicht leichter gewesen. Die Ideen, die Voltaire vertrat, konnten ihn zu jener Zeit, wie er es schon erfahren hatte, in die Bastille, in die Verbannung, vielleicht an den Galgen bringen, so vorsichtig und listig er sich im allgemeinen zu halten wußte. Dazu kam seine körperliche Hinfälligkeit, die ihn jedem Witterungseinfluß unterwarf, und anderseits eine Kühnheit und Übereiltheit, die zu eben seiner Vorsicht in grellem Gegensatz stehen. Die Hingebung und Aufopferung nun, mit der die Frau ihn mit ihrem eigenen Leibe deckt, ihren Ruf für ihn in die Bresche schickt, mit Haupt und Schulter die vernichtenden Schläge auffängt, die den Ahnungslosen treffen sollen, ihn mit zartester Liebe umgibt und — was das Großartigste ist — Voltaire gegen Voltaire verteidigt, ihn immer

wieder hindrängt auf das Gebiet, auf dem er so Unvergängliches leisten sollte, ist bewunderungswürdig. Einen harten Kampf führt sie gegen seine Eitelkeit, die ihm die billigen und lohnenden Lorbeeren eines Modedichters lockend zeigt. Anderseits kommt sie dieser Eitelkeit klug entgegen, verschafft ihm dank ihrer Beziehungen zu Richelieu den Hofhistoriographen- und Kammerherrntitel, um die Bestie des Ehrgeizes zu sättigen, damit sie behaglich knurrend einschläft. All das ist so groß, so erhaben über allem Egoismus einer liebenden Frau, daß es der Sünden Menge bedeckt. Ich habe keine Beweise dafür, es ist lediglich eine Annahme, aber aus der ernstlichen Vertiefung in diesen seltenen Charakter gewonnen: ich möchte behaupten, das Gedicht an die Pompadour, das den Dichter bei Hof unmöglich machte, da es die Gefühle der regierenden Königin doch zu gröblich verletzte, sei auf ihren Rat entstanden; ein Schmerzensbetrug, ein letztes Verzweiflungsmittel, um ihn aus den Verflachungen des Hoflebens für ihn selbst, für seine Aufgabe zu retten. Zum mindesten hat sie, die doch von Kindesbeinen an das Hofleben kannte, befremdlicherweise nicht abgeraten. Tatsächlich kommt man zu dem Ergebnis, „daß er erst unter dem Einfluß der Châtelet sich zu dem wissenschaftlichen Aufklärer entwickelt hat, dessen Ruhm sein Dichtertum weit überstrahlt, und daß er seine geistige Weiterentwicklung in kritischer Zeit nur ihr verdankt". Voltaire hat mit dem unbewußten Egoismus des Genies diese Aufopferung nicht so, wie sie es verdiente, gewürdigt. Erst die schmerzvolle Erfahrung, daß er nicht mehr ungeteilt ihre Hingebung besaß, erst die Angst um das Leben der geliebten Frau haben ihn ganz gelehrt, was er besaß. Ritterlich eingetreten ist er ja immer für die Marquise, hat ihr die pekuniären Sorgen nach Kräften erleichtert, ihr durch seine Geschäftskenntnisse bedeutende Vorteile zugewandt. Aber im ganzen und großen erscheint er doch mehr als der Gnadenausteilende, Gewährende, wo die große Seele der Frau glüht, lodert, sich verzehrt.

Ihr ist kein Opfer zu viel. Sie setzt, nachdem er infolge der Lettres philosophiques hat flüchtig werden müssen, Himmel und Hölle in Bewegung, um ihm die Rückkehr zu ermöglichen, und ihr, der Weltdame, die ohne Paris nicht leben kann, erscheint die Tatsache, daß Voltaire auf ihrem verwahrlosten Schloß Cirey in der Champagne in Sicherheit ist, wie ein Fingerzeig. Aus dem schimmernden Paris eilt sie, die vor Kälte so schauderte, auf die winterlichen Landstraßen, die der Dezemberwind fegt; beladen, überdeckt mit hundert und hundert Paketen und Päckchen, kommt sie halb erfroren auf einem Bauernwagen in Cirey an und erfüllt das dunkle, verwahrloste Gebäu, in dem die Türen nicht schließen, die Fenster fehlen, die Teppiche zerrissen sind, mit Licht und Wärme; sie schafft Behaglichkeit, verwandelt Lappen in Vorhänge und findet das Geheimnis, Cirey mit nichts zu möblieren; sie entwickelt alle Hausfrauentalente, die ihr sonst so fern liegen, und inmitten dieses „désordre, elle rit et est charmante". Sie faßt endlich freiwillig den für sie so großen Entschluß, auf Paris zu verzichten und sich mit Voltaire ganz in die ländliche Einsamkeit Cireys zu vergraben. „Ich glaube," schreibt sie an den Duc de Richelieu, „daß ich nur dort seine Phantasie im Zaum halten kann. Ich kann nicht begreifen, wie er auf der einen Seite soviel Geist, soviel Vernunft, in allem übrigen mit soviel Blindheit vereinen kann, Blindheit gegen das, was ihn unrettbar verderben muß: vor der Erfahrung aber muß ich die Waffen strecken. Ich gestehe, daß meine Liebe groß genug ist, um dem Glück, mit ihm in Ruhe zu leben und ihn selbst gegen seinen Willen seinen Unvorsichtigkeiten und seinem Verhängnis zu entreißen, alles zu opfern, was Paris mir bieten könnte."

Bald taucht als neue Beunruhigung das nordische Gestirn, der preußische Kronprinz, am Horizont auf. Wieder gerät die Frau in einen Kampf der Verzweiflung. „Ich will um keinen Preis, daß er nach Preußen geht und bitte Sie auf Knien darum," schreibt sie an d'Argental, Voltaires Schulgenossen und mächtigen Beschützer, „ich wäre vor Unruhe gestorben, ehe er wieder käme. Alle anderen Überlegungen sind nichts im Vergleich zu denen, die mir der Charakter des Königs von Preußen einflößt. Er kennt nur das Verdienst, zehn Fuß groß zu sein, ist argwöhnisch und grausam . . . er würde glauben, daß Voltaire ihm gefährliche Ratschläge gäbe." Sie will sich um seiner Sicherheit willen von ihm, der erneut von der Zensur wegen seines Gedichtes „Le Mondain" verfolgt wurde, trennen, aber in Holland, nicht in Preußen soll er ein Asyl suchen. Die notwendige Trennung verwirrt der geistesstarken Frau völlig den Kopf; sie jammert wie ein Naturkind, daß sie ihn verlieren würde, und endlich erreichen ihre unaufhörlichen Bemühungen nach zweijähriger Trennung die Wiedervereinigung: man erlaubt ihm, gegen das Versprechen ruhigen Verhaltens, nach Cirey zurückzukehren, wo die geängstigte Frau sein gefährliches Werk „Eléments de la Philosophie de Newton" alle die Zeit hindurch verschlossen gehalten hatte, um ihn nicht erneuten Verfolgungen preisgegeben zu sehen.

Cirey war nicht mehr das verwüstete Schloß, es war durch Voltaires Mittel und Geschmack zu einem reizenden Sitz geworden. Voltaire war ein guter Kenner und Kunstfreund, er brachte Luxus und Grazie mit, und sein mit rotem Samt bespanntes Arbeitszimmer, die hellblauen Räume der Marquise mit den Watteaus waren mit einer Menge funkelnder und kostbarer Schmuckgegenstände angefüllt. Die Wände waren getäfelt, die Rokokokommoden waren mit chinesischem Porzellan bedeckt, in der Galerie, zu

Füßen eines kleinen Amor, umgeben von den schimmernden Lederbänden der Bibliothek, frühstückte man gemeinsam, und in einem „göttlichen Boudoir“, mit dem Blick auf die Terrasse, lud ein riesiger weißer Atlassessel zum Plaudern ein. Trotzdem war das Leben kein heiterer Festtag hier, und nur die Arbeit würzte die Stunden. Die literarischen Fehden Voltaires, der stets in sehr aufgeregter, scharfer und dadurch tief verwundender Weise kämpfte, hielten die Frau beständig in Atem. „In diesen Dingen,“ schreibt sie, „ist er von einer Empfindlichkeit, die natürlich sein mag, aber nicht vernünftig ist. Ich rede mich tot, um ihn zu beruhigen, habe aber keinen Einfluß, und doch, Sie dürfen überzeugt sein, wenn er auf mich hörte, wäre er glücklicher.“ Sie hat Briefe, die ihn ärgern konnten, einfach unterschlagen, verbrannt, und als die hämische „Voltairomanie“ Desfontaines in Cirey eintraf, alle Empörung allein getragen, um den Fieberkranken nicht zu beunruhigen. Unterdessen stirbt Friedrich Wilhelm, es kommt zur Zusammenkunft Voltaires mit Friedrich auf Schloß Moy. Ein Besuch in Berlin wird verabredet. Wieder rast die Frau in der Qual, ihn verlieren zu können, und endlich, nachdem er — auf der Rückreise zu Schiff — zwölf Tage auf See eingefroren zugebracht hat und sie, ohne irgendeine Nachricht, „fast toll“ geworden ist, kehrt er zurück, und sie schreibt, glückselig wie eine kleine Frau: „Endlich ist er mir in ganz leidlichem Zustand, nur mit einer Erkältung an den Augen, zurückgekommen. All mein Leid ist zu Ende“, um gleich darauf mit der alten Leidenschaftlichkeit loszubrechen, „und ich schwöre mir, daß es für immer zu Ende sein soll ...“

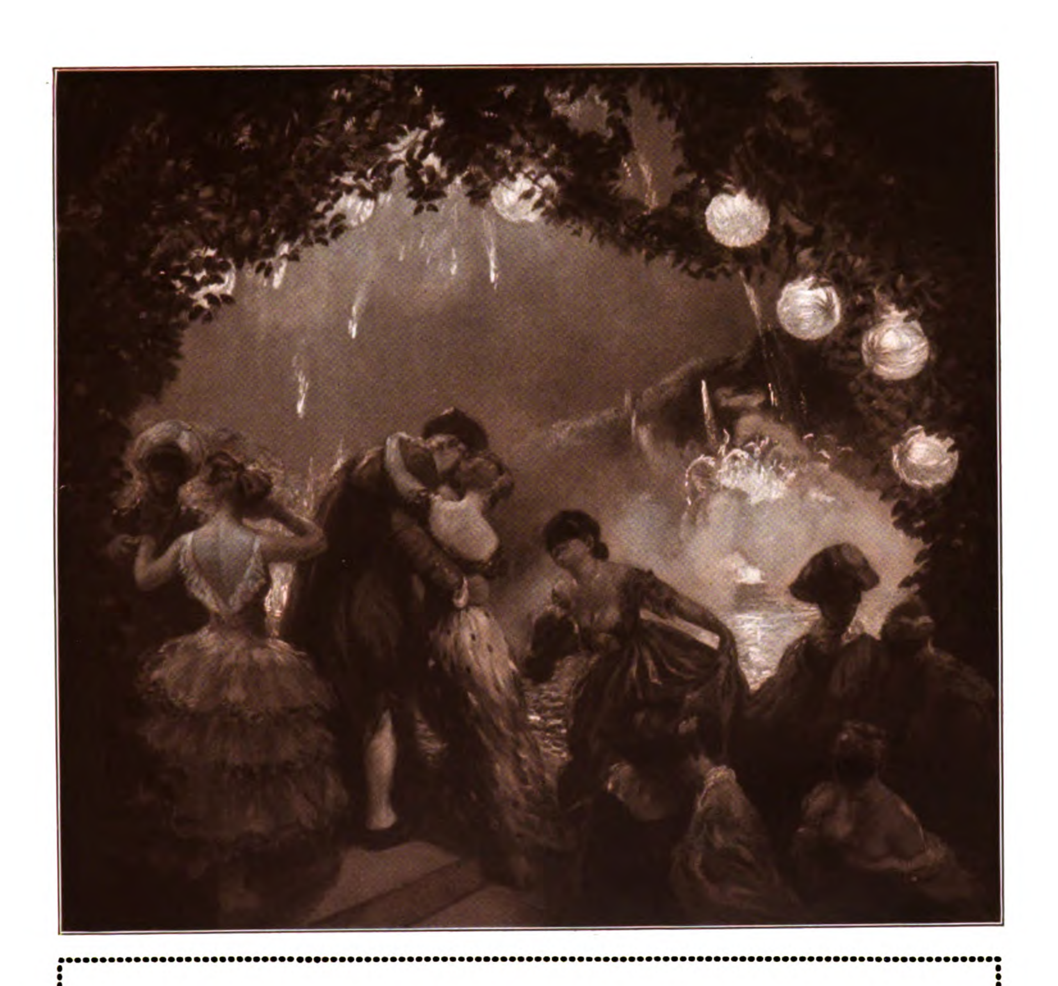
Es war aber keineswegs zu Ende; nachdem Voltaire ihr einen großen Prozeß in Brüssel hatte gewinnen helfen, machte er sich zu einem zweiten Besuch in Berlin auf, verweilte bei der Rückreise auch noch zwei Wochen ohne zwingenden Grund in Bayreuth und ließ sie in der Zeit ohne jede Nachricht, so daß sie ganz verzweifelt fragt: „Begreifen Sie, daß jemand, der mich kennt, mich solchem Schmerz aussetzt und all den Unvorsichtigkeiten, deren ich, wie er weiß, fähig bin, wenn ich mich um ihn sorge?“ Kurz, sie hatte nur zu recht, wenn sie schon zu Anfang ihrer Beziehungen schrieb: „Ich konnte nicht umhin, über mein Los zu jammern, als ich sah, wie wenig ich auf ein ruhiges Leben zu rechnen habe; ich werde mein Dasein damit verbringen, ihn gegen sich selbst zu verteidigen, ohne ihn retten zu können, für ihn zu zittern, seine Unvorsichtigkeiten oder seine Abwesenheit zu beklagen ... Immerhin — es ist mein Schicksal, und so wie es ist, ist es mir noch lieber als die glücklichsten ...“

Das sind die Worte einer Frau, deren Hingebung die Männer, wie Goethe sagt, nicht verdienen; und Voltaire hat dieses zitternde Herz oft genug mit Füßen getreten. Es ist, als ob die Natur sich dafür rächt, wenn zuviel Liebe über den männlichen Egoismus ausgeschüttet, wenn ihre Gesetze, die die Frau zum umworbenen, abwartenden Teil machen, verkehrt werden. Um wieviel besser haben es die eitlen, egoistischen, anspruchsvollen Frauen von jeher gehabt.

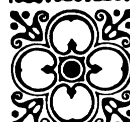
Aber der Tag der Marquise kam auch. Nach der alten Erfahrung, daß dem Mann der Besitz einer Frau erst dann teuer wird, wenn er ihn zu verteidigen hat. Die Frau, die sich in anhaltender Arbeit, in rauschenden Festen vergebens der nicht abreißenden Aufregungen zu erwehren trachtete, verschenkte noch einmal, eine Zweiundvierzigjährige, die Gefühle, an die der alternde Voltaire keine Ansprüche machte. Daß sie dabei an einen geistig Unebenbürtigen geriet, scheint das Los dieser großen Naturen zu sein. Infolge dieses Verhältnisses fühlte sie sich im neunundvierzigsten Jahre Mutter und sah sich genötigt, zum Zweck einer ekelhaften Farce die Beziehungen zu ihrem legitimen Gatten wiederanzuknüpfen, um ihrem Kinde einen ehrlichen Namen zu schaffen. Denn sie selbst wußte, daß sie sterben würde. Ihr einziges Ziel war, ihre Newtonübersetzung zu beenden, „eine schreckliche Aufgabe, die einen Kopf und eine Gesundheit von Eisen verlangt“ und die sie unter Qualen geleistet hat. Am 4. September berichtet Voltaire närrisch vor Glück, daß das Kind da ist, am 10. starb die Marquise im Beisein ihres Geliebten, des Marquis de Saint Lambert, im Wiederbesitz der glühendsten und bewunderndsten Gefühle Voltaires, um die sie so verzweifelt gekämpft hatte und von denen es doch zweifelhaft bleibt, ob sie für sie noch den früheren Wert besaßen.

⌘ ⌘ ⌘

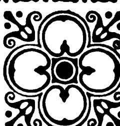
„Sie sind keine Hebamme,“ hatte Friedrich, der ihn aufs neue umwarb, und ‚wie besessen war‘, ihn zu ‚besitzen‘, am 10. Juni in seiner mokanten Art geschrieben; „sie wird ihre Niederkunft ohne Sie abmachen können.“ Am 29. antwortet Voltaire: „Auch Friedrich der Große kann mich nicht verhindern, eine Pflicht zu erfüllen, die ich für unabweislich halte ... Ich bin ein Freund und werde selbst wegen Ew. Majestät die Frau nicht verlassen, die im September sterben kann“ ... und am 15. Oktober · „Ich habe einen Freund verloren, den ich seit fünfundzwanzig Jahren besaß, einen großen Mann, der nur einen Fehler hatte: Frau zu sein. Im Leben hat man ihr nicht Gerechtigkeit erwiesen, und auch Sie haben sie vielleicht anders beurteilt, als Sie es getan hätten, wenn Sie sie ganz kannten ...“ Vielleicht hat er, Voltaire, dessen Bewunderung für ihren Verstand so groß war, dieses Herz, dem viel vergeben werden wird, selbst nie „ganz gekannt“.



Die Intrigue
Gemälde von Gaston La Touche



Die Möwe mit dem goldenen Ring



Erzählung von Albert von Trentini



Die Bucht von Riva blieb immer weiter zurück hinter dem Dampfer, der leise südwärts zog durch das dunkelblaue, stille Wasser. Die Sonne beglänzte diese Bucht. Hafen, Paläste, Häuschen, Hütten, weiß oder ziegelrot oder orangengelb, funkelten freudig in ihr. Die Berge dahinter, auch voll in der Sonne, hatten noch kein Grün, ihre höchsten Kuppen aber noch Schnee. Feber war es. Die Luft sehnsuchtreich, in kleinen, süßen Wellen streichend; die Erde von ungekannten Düften duftend; das Wasser voll von seidiger Weichheit, schmiegsam und lau.

Die Bucht von Torbole blieb nun zurück hinter dem Dampfer, der leise südwärts zog durch das dunkelblaue Wasser. Und dann tat sich je und je rechts und links eine neue Bucht auf, und Kastelle, auf steinernem Arm in den See hinausgereckte Dörfer, Limonengärten, Kirchen auf pinienbestandenen Hügeln traten vor, schnell und nahe, und grüßten und blieben dann auch zurück.

Unterdes sank die Sonne. Im Süden tauchte Kap Manerba als blaue Kulisse vor dem reingoldenen Himmel auf; im Osten aber trank Garda in Terrassen, Olivenhainen und uraltmorschen Toren die untergehende Sonne ganz in sich. Und das Wasser zwischen dem Dampfer und diesem östlichen Ufer flammte und brannte, und des Dampfers Weiß, festlich beglänzt von des Himmels und des Wassers Glut, schoß mit den aufgestachelten Wellen spielend dahin.

„Sind das Möwen, Axel?“

„Ja, Möwen, Maria.“

Axel und Maria saßen vorne allein auf Deck. Das heißt, ganz allein waren sie nicht. Ein Kapuziner saß ihnen gegenüber, ein Mann mit großem weißem Bart und zimtbraunem Habit. Aber dieser Mann störte sie nicht; er las in seinem Brevier.

Die Möwen begleiteten das Schiff, schon seitdem es Riva verlassen. Es kümmerte sich zwar niemand um sie, denn es war heute nicht Sonntag, an dem jedesmal eine Menge fröhlichen Volks auf Deck lachte und ihnen Brotkrumen warf. Aber sie hofften trotzdem. In weißer, flattriger Schar schossen sie immer wieder aus der Sprühe des Wassers empor, wurden von der Sonne vergoldet, schwirrten wie Wölkchen aus knistriger Seide übers Deck hin, schaukelten, kreischten und stürzten wieder zurück in die Flut, immer wieder.

„Ob der Mönch uns für Hochzeitreisende hält?“ fragte Maria und rückte ein bißchen von Axel weg. Axel hatte seinen Arm um sie gelegt.

„Das wäre ein Kompliment für uns, meinst du? Nach fünfjähriger Ehe?“

Maria blickte auf den Kapuziner hinüber und schmiegte sich wieder in Axels Arm. Und lachte dabei wie jemand, der es darauf ankommen lassen darf, verkannt zu werden. „Ob viele Eheleute nach fünf Jahren noch so glücklich sind?“

„Und wir sind sogar glücklicher als vor fünf Jahren!“ sagte Axel.

„Und diese Reise heute ist schöner, als die Hochzeitsreise gewesen ist?“

„Ja! Meinst du nicht?“

„Ja, ich meine es auch.“

„Siehst du,“ sagte Axel nach einer kleinen Pause, denn das Glück saß ihm ganz sicher und stark unten im Herzen, und er mußte die Worte erst suchen, mit denen es anzupacken war, „damals haben wir uns geliebt, ohne daß wir wußten, warum. Und jetzt, jetzt wissen wir voneinander alles; was du denkst, das denke auch ich, und umgekehrt. und du kannst nichts tun, ohne daß es für mich geschieht, und wir beide können nichts tun, was nicht für unsern Bubi geschieht, und ...“

„Unser Bubi! Du, ob ihm die Lisa heute die Milch ordentlich warm gegeben hat?“

„Die Mama ist ja dabei. Da kann doch nichts geschehen.“

„Aber Sehnsucht wird er doch haben, Axel! Eigentlich ist's nicht schön von

uns, daß wir ihn zu Hause ließen. Der arme, kleine Kerl!"

„Aber, Maria, ein zweijähriges Kind! Wir konnten es doch nicht mitnehmen." Scheinbar aber bereute Axel, daß er nicht doch eine Möglichkeit ausgedacht hatte, Bubi mitzunehmen.

Maria nahm Axels Hand. „Hast du Bubi lieb?"

„Ja; ich möchte wissen, ob man etwas lieber haben kann!"

„Und mich?"

„Du bist Bubi, und Bubi ist du! Ihr seid mein Leben!"

„Bist du nie eifersüchtig darauf, daß ich ihn so lieb habe?"

„Im Gegenteil! Das liebe ich am allermeisten an dir, daß du das Kind so liebst!"

„Du, hast du damals viel Angst um mich gehabt, als Bubi zur Welt kam?"

Als ob diese Angst nun wiederkäme, schlang Axel seinen Arm fester um Maria. „Du, das war eine Nacht!"

„Denk' dir: ich hab' damals noch nicht an das Kind denken können! Immer nur das hab' ich gedacht: daß ich dich nicht allein lassen könnte und daß ich so grenzenlos ungerne stürbe . . . Das war eine Nacht! — Aber dann der Morgen!" setzte sie selig hinzu.

„Ja! Wer das nicht erleben durfte, hat wenig erlebt. Ein Kind von dem einzigen Menschen, dem man gehört!"

„Aber es waren wohl harte Jahre vorher, für dich!"

„Für dich viel mehr."

„Oh! Ich fühlte nichts davon. Mein Gott, wie hast du arbeiten müssen, um keine Schulden zu machen. Und hast mir doch niemals ein bedrücktes Gesicht gezeigt. Und Blumen hat's immer gegeben!"

„Und wer hat sich denn die Hüte selber garniert und wer hat noch nie einen Schmuck von mir gekriegt?"

„Und wer hat denn seiner Frau, wenn er schon todmüde war, vorgelesen? Und wer ist denn zu Bubi aufgestanden in der Nacht, fünfmal, sechsmal, siebenmal? Und wer hat denn diese Reise zustande gebracht? Und wer . . ." Maria unterbrach sich, beugte ihr Gesicht weit nach vorne und flüsterte hastig: „Axel, schau, die Möwe!"

Im letzten Sonnenglanz, über und über grell leuchtend, saß eine Möwe auf dem metallenen Geländerstab des Decks, keine fünf Meter von Maria entfernt, und sah mit scheuem, funkelndem Auge zu ihr und Axel herüber.

„Pst, Axel! Sieh, sie trägt einen goldenen Ring um den Hals."

Axel beugte sich nun auch vor. Wahrhaftig, die Möwe trug ein goldenes Ringlein um den Hals!

„Siehst du's?"

„Ja."

„Wie sonderbar! Trägt einen goldenen . . ."

In diesem Augenblick klatschten der Möwe Flügel auf und trugen sie wie einen Pfeil in die Luft zurück.

„Hast du's gesehen?"

„Ja, es war ein goldener Ring!"

„Aber woher kann sie den haben?"

Axel zuckte die Achseln. Es gibt Menschen, die nichts glauben, was außergewöhnlich ist, auch wenn sie es sehen; und solche, die das Außergewöhnliche ebenso gerne glauben wie das Gewöhnliche. Ein solcher war Axel.

„Wie kann die nur zum goldenen Ring gekommen sein?" beharrte Maria weiter und sah Axel erregt an. „Was meinst du?" Und Axel zuckte nochmals die Achseln und lächelte. „Ich weiß es nicht," sagte er. „Aber wir fahren ein. Hast du deine Sachen?" Und zog sie, ein bißchen zerstreut auf das Wasser zurückblickend, über dem die Möwe verschwunden war, der Treppe zu. —

Axel fand am nächsten Morgen, daß Maria schöner geworden sei seit gestern. Und Maria fand es von ihm. Axel war ein großer, schlanker Mann mit braunem, klarem Gesicht. Wunderhübsche Augen leuchteten in diesem Gesicht, gütige, innige, ehrliche Augen. Maria war wenig kleiner als er. Wenn sie so nebeneinander dahergingen, machten sie ein hübsches Paar. Die Jugend lachte nimmer ganz auf den Zügen der Frau; aber die feinen Bewegungen ihres Körpers und das üppige Dämmerblond ihres Haars und besonders ihre volle, klingende Stimme: diese Dinge waren unendlich jung und lebensfreudig an ihr.

„Was sollen wir heute tun?" fragte Maria an diesem Morgen.

„Was wir wollen!“ Axel lachte. „Wir nehmen uns gar nichts vor.“ Und so machten sie es. Sie frühstückten in dem ganz mit Morgensonne angefüllten Saal und frühstückten sehr lange. So gut hatte man's zu Hause nicht. Um acht begann sonst für Axel die Arbeit, und davor war er nicht recht zum Reden zu bringen; ehe es nicht Abend ist, hat ein beschäftigter Mann keine Ruhe.

„Jetzt kannst du mir einmal nicht davonlaufen!“ lachte Maria vergnügt.

„Ja,“ meinte Axel, „eigentlich weiß ein Mann wie ich den ganzen lieben Tag nicht, was die eigene Frau treibt. Man schreibt in einem sorgfältig abgesperrten Zimmer, und unterdes spielt sie mit dem Kind und schilt das Mädchen und sieht ein bißchen in die Küche und geht wohl auch aus und kauft Zahnbürsten und Vorhangstoff und ...“

„Und tut auf diese Weise eigentlich nichts!“ Maria stellte sich empört.

„Nun, auf alle Fälle ist's unnatürlich, daß sie da und er dort ist. Denn der Mann macht auf diese Weise auch nicht sehr viel.“

Sie gingen ein Stück in die Straße nach Salò hinein, eine weiße, warme Straße. Es war kein einziges Wölkchen am Himmel, und eine Menge Menschen, eingeborene, zerlumpte, aber fröhlich lachende, und fremde, schöngekleidete, aber etwas gelangweilte, ging auf den Wegen. Zwischen der Straße und dem blanken See waren Rasenflächen und Gärten lichtgrün, viele Sträucher hatten schon kleine neue Blätter angesteckt, und wo Grenzmauern recht häßlich und ein Stück Boden recht dürftig schienen, hingen gewiß die weißen Kronen der Mandelbäume darüber.

„Was würdest du tun, wenn du unabhängig wärest?“ fragte Maria.

Axel hörte, blieb aber stehen. „Mir gefällt es auf dieser Straße nicht,“ sagte er. „Wie wär's, wenn wir hinauf zur Kirche gingen?“

Es ward also umgekehrt. Zur Kirche hinauf ging man durchs alte Gardone, eine steile, ungepflasterte Straße. Aus den nachtschwarzen Torbogen, die Polentaduft und morgendlichen Lärm ausstreuten, kamen allenthalben Kinder und bettelten. Axel gab schnell und ohne zu erlahmen. Zuletzt wollte Maria ihm dreinreden. Da dachte sie aber im rechten Augenblick an Bubi, der stets um Äpfel und Apfelsinen bettelte, und lachte über das Kupfer, wenn es zwischen die balgenden Kinder fiel. „Weißt du,“ sagte Axel, „auf zehn Lire kommt's uns gar nicht mehr an!“

„Ja, wir tun furchtbar reich. Zu Hause essen wir dann wieder brav Milchspeise am Abend.“

Sie lachten laut auf und schauten sich glückselig in die Augen. Jetzt waren sie bei der Kirche. Aber erst nach einigem Suchen fanden sie den schmalen Balkon, der sich hinter ihr mit weitem Ausblick über den See hin aufbaute. „Da ist ja eine Bank, Axel!“ rief Maria und lief auf die Bank zu.

Es war noch Morgen. Der See lag, von wenigen Segeln gepflügt, ruhig zwischen seinen schönen Ufern. Von Süden her, wo ihn die Sonne nicht streifte, strahlte sein tiefes Blau wie aller heiteren Freude Gewähr. Vom kleinen Hafen, von den Villen und Häusern kam kaum ein Laut herauf. Es war wahrhaftig, als stünde drüben über Maderno, etwa dort, wo ragende Zypressen über formigem Hügel nach dem Norden des Sees grüßten, ein himmelblauer Engel und geböte mit lächelndem Munde allerwärts Schweigen.

Axel hatte seinen Arm um Maria gelegt. „Du hast gefragt, was ich tun würde, wenn ich unabhängig wäre. Das heißt, wenn man täglich wüßte, wovon man morgen lebt und keine Sorge hätte?“

„Würdest du dann all deine Zeit mit mir verbringen?“

„Eben ja! Ich habe mir so vieles vorgenommen, dir zu sagen, dir zu zeigen, mit dir zu besprechen, mit dir zu studieren, aber man kommt zu nichts. Die Arbeit frißt alles auf. Arbeiten würde ich wohl auch dann, aber anders. Wir sind fünf Jahre lang Eheleute, aber die ganze Welt wäre zu besehen, vom Kleinsten bis ins Große, und wir sind immer noch im Anfang. Ich will gar nicht klagen; denn auch das ist schön genug, zu wissen: wir leben zusammen und werden zusammen sterben. — Aber ich möchte doch nicht sterben, ohne mit dir ganz fertig geworden zu sein. Verstehst du?“

„Gut . . .“

Am Abend fuhren sie in einer Barke hinüber nach der Isola di Garda. Der Berg im Rücken der Riviera strahlte in rosenrotem Licht. Während die Ufer des Südens nahe und in jeder Pinienkronenkurve erkennbar den See umgürteten, traten die Ufer gen Nord und Ost wie wundersam lichte, neblige Mauern weit hinter das rauschende Kleinwellenwasser zurück und schienen unendlich ferne. Und aus dieser abendbeschimmerten Ferne glommen undeutliche Dörfer, tauchten, schnell wieder zerfließend, rote Segel auf, und viele Glocken, Feierabendglocken, klangen herüber und hinüber, unsichtbaren Wesen gleich, die lautlos und sicher über die Wellen schritten.

Der Koch des Fürsten Borghese sagte schlankweg „No!“, als Axel und Maria in die Villa wollten. Er stand, ganz in Leinwand gekleidet, am Ufer, eine Zigarette in der Hand, und schaute die Fremden hochmütig an. „No!“ wiederholte er auch auf freundliche Bitten und selbst ein Fünflirestück wies er stolz römisch ab.

„Ein merkwürdiger Italiener!“ meinte Axel und griff wieder zum Ruder. Aber als das Boot um die kleinen Felszungen der Insel herum war und die gelben Mauern der Villa hinter Baumwipfeln verschwunden waren, setzte er froh das Ruder ab, lenkte das Boot ans Ufer und fand die beste Bucht für diesen Abend. Er machte Maria ein Plätzchen auf trockenem Winterlaub zurecht, brachte vom kahlen Dickicht einen Calicanthuszweig, legte ihn in ihren Schoß und schwieg zufrieden.

Das Licht des Abends verglomm. Die kleinen Wellen flüsterten kälter, die Töne im Himmel wurden blässer. Aus kühler Dämmerung schrie ein Pfau immer wieder von der Villa herüber. Aber die Landschaft wurde, je mehr Licht aus ihr versank, größer und weiter, und Maria und Axel konnten sich einbilden, nicht auf der geräumigen Insel eines kleinen Sees zu sein, sondern auf dem kleinsten Eiland eines riesengroßen Meeres.

„Du,“ sagte Maria, „heute morgen hast du gesagt, wir werden zusammen sterben. Aber wenn das nicht der Fall ist?“

Axel blickte sie überrascht an und fand nicht gleich eine Antwort.

„Ob es schwerer ist,“ fuhr Maria fort, „vor dem anderen zu sterben, oder ihn zu überleben?“

„Beides gleich schwer!“ sagte nun Axel fest und bestimmt. „Wenn man so daläge, den Tod auf der Stirn, und wissen müßte, daß nun der andere allein bleibt, du, das muß ebenso furchtbar sein, wie den anderen sterben zu sehen und ihn dann niemals mehr zu finden!“

Es kam jetzt ein feiner Windstoß in die Wellen und trieb sie plätschernd ans Ufer. So tief saßen Maria und Axel, daß sie die große aufspringende Wasserfläche nur als eine Linie sahen, die in wogendem Vorübergleiten sich schlangengleich krümmte und wand.

„Würdest du noch einmal heiraten?“ Das hatte Maria nicht mehr fragen wollen; aber nun war es doch ausgesprochen.

„Siehst du,“ sagte Axel, indem er fast heftig aufstand, „darüber wollen wir nun nicht reden. Wir wissen ja doch, was wir davon denken!“ Und er stieg in das Schilf hinab und zog das Boot vor Marias Füße.

⁂ ⁂ ⁂

Ein Tag nach dem anderen schwand. Alle waren sie himmelblau, voll Sonne und freudig. Keine schwere Wolke störte ihre Lenzruhe. Gewiß hatte der letzte Winter genug Unfrieden, Kampf und Tod über diese Landschaft gelegt, denn auch die Menschen werfen die Bürden ihrer traurigen oder einsamen Stunden auf die Erde, die sie trägt. Aber dieser Streit zwischen Leben und Sterben, Hoffen und Ergebung war nun schon ausgefochten. Wieder einmal standen rundum die Herzen in Blüte, und Wellen, Winde und Schollen riefen in ihren Bewegungen, Kräften und Düften nur den Sieg des Überwinders aus.

Maria und Axel verstanden diesen Ruf. Aus der Unrast der Stadt und den ewig fordernden Pflichten des Alltags gekommen, fanden sie in der heiteren Schönheit dieses siegreichen Frühlings alles in sich, was sie bisher wohl tief in ihren Seelen gewußt, zu wägen und zu nutzen aber nicht Zeit gehabt hatten. In wechselndem Erzählen, Erinnern und Empfinden lebten sie darum jetzt die Jahre ihrer Ehe nach, und je weiter diese Tage der inneren Rast fortschritten, um so dankbarer und heller entdeckten sie, wie sich die einzelnen Gezeiten ihrer Ent-

wicklung mit sicherem Reifen und gelingendem Wachstum aneinanderfügten. Menschen verschiedener Kindheit und Jugend, hatten sie einander gefunden, zufällig, wie auch andere, dann aber entschlossen die wesensungleichen Wurzeln zu einem einzigen festen Stamm vereinigt. Und dieser Stamm hatte wahrhaftig gerade und aufrecht emporgestrebt und trug nun schon eine Krone; und diese Krone enthielt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich.

„Axel, das entdecken zu dürfen, ist das nicht Glück?"

„Ein seltenes Glück, Maria!"

Sehr oft sagten sie sich das ...

Am Tag vor der Heimreise trieben sie unter vollem Mittag im Boot auf dem See. Oben stand die Sonne blendend und groß. Rund um das Boot wellte das Wasser in dunkelblauen Wogen, und all diese Wogen, vom Sonnenstrahl vergoldet, in ihren Tälern und Bergen, gleißten und schimmerten. Und rund um dies prunkvoll pulsende Wasser standen die Berge lichtübergossen, die edlen Linien ihrer Kämme aneinanderreihend zu flimmrigem Zaun, und aus hundert dunstbeschleierten Schluchten und Buchten sproßte die leisegrüne Flamme ihres Frühlings.

„Könntest du das alles erzählen, Axel?" fragte Maria. „Die ganze Zeit, seit der wir uns kennen?"

„Warum erzählen, Maria?"

„Weil ich wissen möchte, ob auch du, wenn du in Gedanken diese Zeit durchläufst, die Entwicklung siehst, die in ihr vorging! Es ist doch nicht von Anfang an alles so gewesen, wie es jetzt ist. In mir wenigstens ist mit den Jahren des Zusammenseins alles anders geworden: Zuerst welche Furcht vor dir! Nichts wagte ich zu sagen, ohne daß du es vorher gesagt hattest. Vielleicht mißfiel es dir, oder du dachtest: Wie einfältig, wie ganz anders, als ich es verstehe! Und schon nur in dein Zimmer zu treten, wenn du darin arbeitetest! — wie überlegte ich mir das! Störe ich ihn, wird er mich unbequem finden? dachte ich. Oder wird er denken: Das ist kindisch, daß sie mich zu jeder Stunde besuchen will? — Tausendmal wagte ich's nicht, dir meine Liebe zu zeigen, und plagte mich gerade deshalb mit den Zweifeln: Entbehrt er das? Ist er enttäuscht, hat er sich seine Maria anders vorgestellt? Und sann eifrig, eifrig nach: Worin soll ich mich ändern?"

„Und? ..." Axel blickte sie stolz an.

„Und du?"

„Ganz gleich erging es mir, denke! Ganz gleich!" fiel er lebhaft ein. „Aber geradezu ganz gleich! Nun sollt ihr eins sein, dachte ich, eine Seele, ein Leib, und doch fürchtet ihr euch voreinander! Und erwog, wie du: Ist Maria enttäuscht, bereut sie am Ende schon, bin ich zu wenig aufmerksam? Wie soll ich's denn anders machen? Das waren meine ewigen Sorgen!"

„Und dann?"

„Dann heißt es immer: In der Ehe muß man sich dem andern anpassen! Aber ich machte die Bemerkung, daß ich nun ein ganz eigenartiger Mensch war und es immer mehr wurde. Als ob ich erst seit der Ehe dieses Eigentümliche bekommen hätte. — Also mich anpassen! — Ja; natürlich; gerne! Denn ich liebte dich ja! Aber anderseits: wenn du mich liebtest, wie ich war, brauchte ich mich doch nicht zu ändern? Weiß Gott, wie oft und wieviel zerbrach ich mir den Kopf in diesem Dilemma! Bis auf einmal ..."

„Wann?"

„Als mein erstes Buch fertig geschrieben war! Jene Geschichte einer Mutter! Als ich dir das vorlas ... du, das zu tun, war mir ebenso schwer, als ich es keinen Tag mehr hätte aufschieben können! ... als ich dir's vorgelesen hatte, da sagtest du: Axel, wunderschön ist's, wunderschön! ... Aber, verzeih: Wahr ist es nicht! Wahr ist es nicht! Ja, fragte ich, ein bißchen gekränkt, denn es war aus meiner tiefsten Seele gekommen, was ich da geschrieben hatte, woher weißt du denn das? Du hast es doch nicht erlebt. Und da sagtest du ..."

„Was sagte ich?" Maria fragte hastig, aber ganz leise, verschämt.

„‚Nicht erlebt, Axel,' sagtest du, ‚aber, siehst du: du bist der Mann . . . und ich bin das Weib!' — Und da, Maria, da begann die Erleuchtung! Von da ab habe ich nimmermehr geglaubt, daß ich du und du ich werden müßtest, sondern daß wir beide eigene, ganz voneinander verschiedene Menschen sein dürfen und daß wir uns gerade dieser Verschiedenheit halber lieben mußten. Und wenn ich mir nun oft noch sagen konnte: das versteht sie

anders als ich, und darin bin ich anders als sie, von da an habe ich dein anderes Verstehen inniger und echter geliebt, als ich deine Unterordnung unter das meine geliebt hätte. Und je mehr wir so, jeder für sich, aber in der Gemeinsamkeit unserer Liebe, Menschen wurden, selbständige Menschen, um so mehr habe ich von dir genommen und hast du von mir genommen, und nur so hat es kommen dürfen, daß mir mein Leben als eine Frucht des deinen erscheint und umgekehrt. Und als dann das Kind kam . . .“

„Axel!“ Maria hatte sich weit nach vorne geworfen und deutete mit fast erschreckt ausgereckter Hand nach einer Boje hin, nahe am Boote. „Axel, die Möwe mit dem goldenen Ring!“

Unwillkürlich ließ Axel das Ruder sinken. Wahrhaftig, da auf der schaukelnden, roten Boje saß die weiße Möwe und schaute mit scheuem, funkelndem Auge herüber ins Boot. Und trug um den Hals den goldenen Ring.

„Siehst du sie?“

„Ja!“

„Und es ist wirklich ein goldener Ring, den sie . . .“

In diesem Augenblick klatschten der Möwe Flügel auf und trugen sie wie einen weißen, schimmernden Pfeil in die Luft zurück.

„Zum zweitenmal, Axel!“ sagte Maria fast leidenschaftlich. „Du, ist's nicht sonderbar?“

Axel antwortete nicht. Er blickte der Möwe nach, die in jähem Bogen aus der Luft niederkam, nun schon ferne dem Boote, und schwieg. Es kam ihm nicht zum klaren Bewußtsein, daß ihm das weiße Tier wie einer seiner geheimnisvollsten Gedanken an die Zukunft erschien, wie etwas ihm Verwandtes, und so setzte er ruhig wieder seine Ruder ein, und das Boot glitt weiter, Ruderschlag auf Ruderschlag. Die ganze leuchtende Küste zog vorüber.

„Und als das Kind kam?“ nahm plötzlich Maria seinen gestörten Satz wieder auf.

Da gab es Axel einen Ruck. Wie aus einem versonnenen Traum hob sich sein Gesicht, die Augen glänzten dankbar und freudig, ein Lächeln überglitt ihn, das, wie die Sonne auf den Wellen, so stark und hell war, und er sagte: „Und als dann das Kind kam, hab' ich staunend erkannt: wir waren ja lange schon eins. Denn das Kind war nur das Kind dieser Einheit!“

Maria senkte das Gesicht und faltete, ohne es zu wollen, die Hände. Wie ein Zauber heiliger Rührung hüllte der Klang dieser Worte, der heiß aufquellende Glaube an ihre Wahrheit sie ein. Und in diesem Zauber wagte sie es nicht, zu dem Mann aufzusehen, der still das Boot an das Ufer lenkte.

⁂ ⁂ ⁂

An diesem Abend ward im dunklen Dom von Salò ein Bild von hellem Schimmer getroffen. Die Wände der nackten Schiffe starrten im Finster; Ampeln, Betstühle und Marmor versanken mit undeutlichen Reflexen in der Segenstunde der Dämmerung. Nur das Bild von Golgatha in der Kapelle zur Rechten leuchtete hell durch diese Kirchennacht, und während aus den Gewölben die Dunkelheit immer beschwerender niederkam, tat sich der gemalte Himmel über den drei Kreuzen immer glänzender auf, immer reiner und grenzenloser, als fiele aus einer hoch in die Lenzluft erhobenen Kuppel alles Licht, das der verglommene Tag heute besessen hatte, auf ihn.

Axel und Maria waren allein in der Kirche. Sie lehnten im Angesicht dieses Himmels über den drei Kreuzen an einem steinernen Pfeiler und hielten sich an den Händen. Eine innige Gewalt lenkte ihre Augen auf das Bild, dessen dunkelnde Hügel keine Gestalt belebte, dessen Raum aber, scheinbar von ewigen Händen aufgerichtet und gemalt, den Tod Christi posaunend in die Welt rief.

„Ist das Golgatha?“ fragte Maria endlich.

„Ja!“

Eine Pause entstand, während Maria bedachte, ob sie weiter in Axel dringen dürfe. Dann aber, als seine Gestalt sich nicht bewegte, sondern immer steinerner zu werden schien, nahm sie den Mut. „Warum redest du davon niemals zu mir?“

„Von Christus?“

„Glaubst du nicht an ihn?“

Es entstand wieder eine Pause. Axels Auge bohrte sich heftiger in das Bild.

„Glaubst du nicht an ihn?"

„Darüber ein Wort zu finden, ist schwer!" antwortete er nun. „Man lebt, lebt so dahin und gedenkt seiner gar nicht! Das Tatsächliche unseres Lebens drückt seine unirdische Idee nieder. Dazu kommt, daß unsere Gegenwart jeder Vergangenheit Feind ist, und so erscheint er auch mir oft ebenso vorübergegangen, wie irgendein historischer Mann, dessen Werk die Zeiten begruben."

„Es geht mir wie dir!"

„Aber oft, plötzlich, wie hier . . ."

„Nicht wahr? Hier!"

„Plötzlich steht er vor mir. Und dann verwischt ein einziger Satz, den er gesprochen, das menschliche Kleid, das sie heute um ihn weben, und alles, was sie gegen ihn sagen und tun, erkenne ich dann deutlich als bequeme Lüge, und in der notwendigen Wahl, die trotz dieser Lüge noch heute die Menschen quält: ihm folgen oder seinem Widersacher . . ." er unterbrach sich, „Doziere ich, Maria? . . ."

„Nein! Weiter! Weiter!"

„In dieser Wahl entscheide ich mich dann für ihn!"

„Wie die Armen? Und die Trostlosen?"

„Ja, wie die!"

„Und wie die Feigen und die Dummen?"

„Auch wie die. Denn er hat" — er deutete nach dem Himmel hin, dessen blanke Helligkeit die Schäfte der schwarzen Kreuze überstrahlte — „als sein Leben zertreten, als jedes seiner Werke der Liebe unverstanden und besudelt war, gesagt: ‚Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.'"

Maria löste ihre Hand aus der Axels. Schauer und Angst zugleich empfand sie. Warum redete Axel heute so? Warum hatte er jahrelang davon geschwiegen? Hatte er diesen Glauben geheim in seiner Brust getragen? Hatte auch sie ihn geheim in ihrer Brust getragen? War es Christus, der, ohne daß sie seiner gedacht, ohne daß sie ihn laut bekannt, ihr Leben in Ruhe und Frieden gelenkt, Schein und Falschheit von ihnen abgestreift, es mit seiner Gnade gesegnet hatte? Und warum bekannten sie ihn nicht schon lange?

„Warum hast du mir das noch niemals gesagt?" fragte sie jetzt, wie von heißem Schreck ergriffen, und nahm wieder seine Hand.

„Weil ich erst auf dem Wege zu ihm bin! Und du bist auch erst auf dem Wege. Aber ich weiß es, wir kommen zu ihm! Nicht wie die Wallfahrer, die ihn nach kräftigen Sünden suchen, und auch nicht wie die Sterbenden, die ihn in der Todesangst anbetteln! Sondern als Lebendige, die ihn lange schon ahnten und die ihn daher plötzlich einmal auch ganz erkennen müssen. Als Glückliche, die nicht Trost und Ergebung bei ihm holen, sondern ihr Glück ihm darbieten, damit er es kröne! — Und ich redete heute davon, weil nun bald die Zeit kommt, in der unser Kind... verstehst du?"

Sie blickte ihn reglos, mit weitoffenen Augen, an. Keines Wortes war sie mächtig.

„Du kannst dem Kinde nämlich nichts Besseres auf den Weg mitgeben als ihn." schloß er. „Soweit wenigstens bin ich gekommen ..."

⁂

Am nächsten Morgen rollte ein welscher Wagen von der Anhöhe von Nago herab nach Loppio. Ein langer, brauner Kutscher lenkte ihn, peitschte die mageren Gäule, daß die Hufe rasend klapperten, fluchte, rückte die Virginia von einem Mundwinkel unablässig in den anderen, ließ den schmierigen Hut immer tiefer nach rechts übers Ohr fallen und erklärte je und je mit ein paar halbdeutschen Worten die Bilder der Landschaft.

Axel und Maria reisten heim.

Der Himmel hatte sich umzogen. Weiß, gleichmäßig bleich hing er über den Klüften der Berge, über den anstrebenden Trümmern der Steinlawinen, den lautlosen Wassern des Sees von Loppio. Wo die Erikabüsche aus dem Kahl blühten, schienen sie trotz ihrer roten Glut zu frösteln, wo ein grüner Streifen inmitten farbloser Erde lag, schien er zu trauern, und die Lieder, die aus den Weingärten aufstiegen, oder die Glockenzeichen, die aus den weltabgeschnittenen Türmen dieses Tals brachen, klangen klagend und schwer.

Maria saß stumm neben Axel und blickte verzagt in diese düstere Leblosigkeit. Wohin war plötzlich all die Sonne hingeraten, die eine Woche lang so festlich geschienen hatte? Oder bedeutete dies winterliche Tal, daß es nun zurückkehren hieß in das

Leben des Alltags, in dem es viel schwerer war, dem Glück auf den Grund zu sehen, als in den verrauschten Tagen der Rast und Ruhe.

Eine seltsame Bangnis überfiel sie und ließ nicht ab von ihr, so heftig sie sich auch dagegen wehrte. Denn je weiter sie fuhren, um so schwerer nur stand der Himmel, um so darbender lag unter ihm das Land.

Als endlich der Wagen in die Gasse von Mori einfuhr und der Kutscher durch zwei schmutzige Finger einen lauten Pfiff tat, atmete sie auf. Da war wieder Leben. „Gott sei Dank!" rief sie wie erlöst Axel zu und ergriff seine Hand.

Und erschrak! Diese Hand war ja eiskalt!

„Axel!" rief sie besorgt und schnellte aus dem Polster. „Axel!"

In diesem Augenblick hielt der Wagen vor dem Albergo all gallo. Der Kutscher sprang katzenartig vom Bock, machte vor dem Schlag einen Kratzfuß, den schmierigen Hut in der Hand, und fragte, ob die Herrschaften ein Glas Wein, „un bicchierino di Vermouth ...?"

„Axel!" Maria war leichenblaß. Ihre Augen fanatisch versenkt in Axels Gesicht, das mit gefälltem Blick über dem unheimlichen Weiß des Kragens hing. „Axel!"

Der Kutscher machte ein verblüfftes Gesicht. Aus dem schwarzen Torbogen des Albergo kam die junge Carmela gelaufen.

„Axel!" schrie Marias gellende Stimme. Sie war emporgesprungen, zerrte an Axels Arm, zerrte an seinem Mantel, zog ihm das niedergesunkene Gesicht in die Höhe. „Axel, Axel, Axel!" —

Nun schossen aus allen Winkeln, Ecken und Türlöchern der Gasse zerlumpte Menschen herbei, raubtierartig, Männer, Weiber, Kinder, und scharten sich um den Wagen.

„Axel!"

Noch enger ward der Kreis um den Wagen.

Da, während Maria noch einmal schrie, schrie, daß die rasende Todesangst der vergewaltigten Seele in den Himmel aufzudrohen schien wie ein Arm mit zorniger Faust, geschah das Furchtbare: Axels Oberkörper fiel, von ihren Händen aus den Polstern gerückt, schwer über den Rand des Wagens und blieb starr, mit auf die Erde stürzenden Armen, in der Luft hängen.

„Gesù Maria!" kreischte ein Weib auf. Und alle, die da standen, heulten es ihr nach: „Gesù Maria!"

Im Wagen stand eine Gestalt, weiß, aufrecht, hoch. War diese Gestalt noch die eines Menschen?

⁂ ⁂ ⁂

„Mama, wann kommt Papa?"

„Morgen, Bubi, morgen!"

Und morgen fragte Bubi wieder: „Mama, wann kommt Papa?"

Und wieder sagte das steinerne Gesicht, in dem alles Leben ausgelöscht war: „Morgen, Bubi, morgen! ..."

Als dann einmal Bubi nimmer fragte, war das die erste Erleichterung für die Zerstörte. Die Photographien Papas konnte man ja einsperren, und wenn ein Besuch kam, der von Papa redete, konnte man Bubi einsperren. Und doch war diese Erleichterung nur ein Irrtum! Maria hätte Bubi ja verbannen müssen, für ewig von ihren Augen verbannen, um das Furchtbare nicht beständig denken zu müssen: Papa kommt nimmer wieder.

Oft stand sie, das Kind im Arm, auf der obersten Treppe des Hauses. Wenn sie sich, das Kind im Arm, hinabstürzte? Oft saß sie, das Kind tief an sich geschmiegt, in einer dunkeln Ecke des Schlafzimmers, in dem Axels Bett wie ein sprechendes Grab stand. Wenn sie jenen Revolver nahm, aus ... Papas Lade, ihn lud und erst das Kind und dann sich erschoß?

Aber da, in solchen Augenblicken, stand Axel vor ihr. Genau so wie er gelebt hatte. Er hatte die eine Hand an der geöffneten Türe, mit der anderen hielt er die Feder. Er kam aus seinem Arbeitszimmer und schaute nach, was Maria und das Kind trieben. Lächelte, wollte eben etwas sagen. — Da sah er schon ihre Verzweiflung! Rasch, erschreckt kam er nahe, legte den Arm um sie, beugte sich nieder und küßte sie. Und dann küßte er das Kind.

Dann schrie sie auf! Dann schob sie das Kind von sich weg und stürzte der Erscheinung entgegen. Ihr Herz hämmerte. Liebe, die niemals noch so in ihrem Menschen getobt und gerufen und gebettelt hatte, machte sie groß, funkelnden Auges,



Am Strand von Dieppe. Gemälde von Prof. Rudolf Hellwag
(Neuerwerbung der Kgl. Gemäldegalerie in Stuttgart)

voll einer grenzenlosen Hingebung. Es war nicht wahr, daß Axel am Herzschlag gestorben war, in einem fremden Wagen, von ihr unbemerkt, ohne Abschied. Es war nicht wahr, daß ihn der Eisenbahnzug, in einem Waggon, darauf ein Kreidekreuz gestanden, in die Heimat gebracht hatte. Tot! Es war nicht wahr, daß er begraben worden war, daß seine Kleider da drin im Schrank hingen, leer, seine Bücher drüben im Regal standen, geistlos, daß er vermoderte, vermoderte, ... er war da! Er war wieder da! ...

Aber nun ... wie? Was nun? Was geschah jetzt?

Jetzt war das Zimmer wieder leer. Leer! Ganz leer!

Axel war nicht da. Er kam nimmer! Er vermoderte!

Taumelnd, schlürfend ging sie zum Kinde zurück, nahm es von neuem an ihre Brust und sah ihm in die Augen. Bubi hatte große, blaue Augen, er ließ sich so gerne hineinschauen! Heute aber, jetzt aber, — jetzt legte Bubi seine weichen Ärmchen um ihren Hals, ließ sich nicht in die Augen schauen und weinte!

⁂

Die zweite Erleichterung für Maria kam, als Bubi Papa vergaß. Er vergaß ihn. Sein Bild entschwand der zweijährigen Seele. Eines Morgens wußte diese Seele nichts mehr davon.

Nun konnte sie Bubi ruhig in Axels Arbeitszimmer mitnehmen. Er erkannte weder Papas Uhr noch Papas Tintenfaß. Er wußte nicht mehr, daß auf diesem Stuhl vor dem großen Tisch Papa gesessen hatte und daß er auf den Schoß von Papa geklettert war, jeden Tag, um mit einem großen Bleistift auf ein schönes weißes Blatt Papier zu kritzeln. Nichts mehr wußte Bubi.

Aber war das ein Trost? War das nicht der gleiche Trost, wie daß nun auch alle anderen Menschen, die Axel mit überströmenden Worten betrauert hatten, schon nichts mehr von ihm wußten? Daß, was er erdacht, erstrebt und geschaffen hatte, schon in Vergessenheit sank? Daß es Sommer ward, ohne daß er noch lebte?

Es war, als habe Axel mit seinem Tode einen langsamen Gang stadtauswärts getan und sei nun, unmerklich fast, hinter den letzten, grauen Gassen der Vorstadt verschwunden. Wenn Maria am Fenster saß, konnte sie hinausblicken in die wolkige Ebene, die unermeßlich sich ausdehnte bis an die Grenze des bleichen Horizonts, und mußte denken: ‚Da geht er! Immer weiter! Immer weiter!‘ Und wenn sie sich noch so verzweifelt, so händeringend und weinend dagegen sträubte: er ließ sich nicht halten! Gleichen Schritt ging er mit der unerbittlich sich entfernenden Zeit. ...

Herbst ward es. Dann Winter. Und dann jährte sich zum erstenmal der Todestag. Und da stiegen nun jäh, wie plötzlich von finsternisbeschwerten Abgründen auffliegende Wolken, die Erinnerungen aus der betäubten Brust auf und stellten Axel vor die erwachenden Augen zurück. Wieder war er da! Leibhaftig! Und verschwand wieder! Und nun ging ihn die Aufgepeitschte von neuem suchen, gieriger denn je, gläubiger denn je, ihn zu finden. Er mußte noch da sein! Nacht für Nacht kramte sie nun in den Blättern, Manuskripten, Studien, Aufzeichnungen, die der bisher scheu versperrt gehaltene Schreibtisch ihr enthüllte. In seinen Werken mußte Axel noch sein! Aber je länger sie vor diesen Worten saß, je ungeduldiger sie diese Worte betrachtete, um so fremder wurden sie ihr. Auch sie waren tot. Auch in ihnen war Axel nicht mehr.

War er nirgends mehr? — Sie saß in der letzten dieser suchenden Nächte vor dem ausgeleerten Tisch. Die Lampe war herabgebrannt. Müde hielten die zitternden Hände die letzten Blätter. Nirgends mehr?

Sie sprang entsetzt auf. War das wahr?

Da sagte ihr das rasende Herz endlich, endlich: In dir ist er! In dir und dem Kinde! Und ihr allein könnt ihn bewahren! ...

Seit diesem Wort des Herzens begann die Verzweiflung langsam von Maria zu sinken. Denn dies Wort war wahr. In ihr und dem Kinde lebte Axel fort. Und erst jetzt, da die hundertmal Getäuschte ganz die Unmöglichkeit erkannte, Axel je wieder auf die Welt zu rufen, entdeckte sie, daß sie ihn gar nicht verloren hatte und niemals verlieren konnte. Und je stärker dies Bewußtsein wurde, um so mehr Trost gab es auch, und um so entschlossener ging sie daran, von diesem neuen Reichtum dem

Kinde zu geben. Ohne daß klein Axel sich seines Vaters entsinnen konnte, sollte er dessen Abbild werden, und wenn der Gestorbene auf seiner Reise stadtauswärts aus schon unendlicher Ferne zurückblickte nach dem Haus, in dem sie geblieben war, sollte er wissen, daß sie ihm die Ewigkeit bereitete in ihrer Seele und in seinem Kinde.

Die Zeit der Ergebung begann.

⌘ ⌘ ⌘

Und es wäre aus ihrem Fortschreiten voll werktätiger Sammlung aller Handlungen und Gedanken auf ihr Ziel vielleicht auch wirklich dies Ziel entstanden, hätte nicht eine plötzliche Entdeckung Maria gezwungen, die sanfte Entwicklung zu stören. Sie mußte eines Morgens bemerken, daß Axels erspartes Kapital, von dem sie diese Jahre bestritten hatte, zu einer Summe zusammengeschmolzen war, die ihr den Unterhalt für nicht mehr lange gewährleistete. Lebte sie wie bisher fort, dann würde eines Tages dieser einzige Zehrpfennig erschöpft sein, und sie sah sich gezwungen, mit dem Kinde der Mutter zur Last zu fallen, die mit ihrer Pension zwei unverheiratete Töchter erhielt. Was tun?

Sie entschied sich rasch und tapfer. Gab das letzte Stück Wohlstand auf — die Wohnung, die noch ihr ganzes Glück gekannt hatte — und mietete ein kleineres Quartier mitten in der Stadt. Ihr und dem Kinde ließ es nur ein einziges Zimmer frei, kostete aber nichts, wenn sich für seine übrigen Räume ein gut zahlender Mieter fand.

Dieser Mieter fand sich. Der erste, der kam, um die ausgeschriebene Wohnung zu besehen, war der Bankdirektor Friedrich Westmann. Nach kurzer Verhandlung zog er ein.

So war sie dieser Sorge ledig. Aber das war ihr noch nicht genug. Sie wollte dazu auch noch verdienen. Und so kam es, daß sie eines anderen Tages, einem nach rastlosem Hin- und Hersinnen gekommenen Einfall folgend, Axels Schreibmaschine hervorholte und daß am nächsten unten auf der Haustüre die Tafel hing: „Hier werden Maschinenschreibarbeiten besorgt."

Es dauerte lange, bis der erste Besteller kam; sie konnte unterdes fleißig üben. Aber einmal kam er doch. Ein alter, runzeliger Mann stieg mühsam die Treppe herauf, blickte Maria mißtrauisch an und übergab zuletzt umständlich seine gelehrte Arbeit. Hernach dauerte es wiederum lange, bis der zweite kam. Aber auch der rückte eines Tages an, und ihm folgten andere.

Ein ganz neues Leben begann. Ein Leben unausgesetzter Anspannung, völliger Selbstlosigkeit, nur dem einen Ziel gewidmet, ihr und dem Kinde das Leben zu verdienen und so dem Toten die Ewigkeit zu erkaufen. Daß es gelang, gab ihr Kraft. Eine schwere Last war ihr aufgeladen, aber sie trug sie, trug sie allein. Verlieh das nicht Stolz und Genugtuung? Und wenn mit der Zeit die Bestellungen immer häufiger kamen, weil ihre Arbeit gut war, oder wenn je und je Friedrich Westmann, der vornehme, stille Mieter, über die Flurschwelle trat und nach freundlichen Worten, die sie seinem sorglosen Reichtum nicht zugemutet hätte, dem kleinen Axel ein Spielzeug in die armen Händchen legte, dann fiel in dies neue Leben sogar ein Sonnenstrahl, und Maria fühlte sich wohltätig erwärmt.

Oft aber blieb auch für lange jeder Sonnenstrahl aus. Dann, ob es Winter oder Sommer war, klapperte die Schreibmaschine unter Marias emsigen Fingern, und während klein Axel neben ihr saß und buchstabierte, peinigten sie schwere, bleierne Gedanken. Und nun halfen plötzlich auch der Stolz und die Genugtuung nicht, um aus dem schaudernden Herzen die Öde zu bannen, die immer kälter sich darin ausbreitete; die von den fremden Worten Fremder zurückkehrenden Augen sahen in eine selige Vergangenheit zurück, und der gähnende Raum in der gehetzten Brust schrie kraftlos auf: Wird es immer so sein? Immer so? Freilich besiegte Maria auch diese Stunden. Aber mochte auch Monat um Monat mit vermehrter Anstrengung fortgeschoben werden, ganz vermochte sie nicht, sie zu bannen: sie kamen immer wieder. Und je öfter, desto grausamer.

Und diese Stunden waren es, die, ohne daß Maria es merkte, Friedrich Westmann zu ihr zogen. War er zu Anfang nur ein seltener Gast gewesen, den das Mitleid nicht an der einsamen Frau vorbeigehen ließ, so kam er nun fast jeden Tag, und später noch öfter. Was war es, das den Ver-

wöhnten, der allen Launen hätte gerecht werden dürfen, Maria suchen hieß? Wer sein schönes, bleiches Gesicht mit den schwarzen Augen sah, die unstet brannten, die Hände, die in hilflos ungewohnter Gebärde über Axels Scheitel fuhren, oder wer die volle, noch junge Stimme hörte, die wohl einen Satz weich und gütig aussprechen, dann aber seltsam kühl und herrisch weiterklingen konnte, der mochte nicht glauben, daß es die Seele Marias war, die diesen Mann anzog. Und doch war dem so! — Freilich, so wie Maria die fortschreitenden Künste seiner Werbung nicht verstand, weil sie sich ihnen sonst verschlossen hätte, und wie sie nicht sah, was da mit hundert Fäden sich enge um sie zusammenzog, so wußte auch er nicht, wie er so plötzlich in ein Netz geraten war, das beim ersten Beschauen lächerlich banal und ungefährlich erschien. Er saß oft eine Stunde lang vor Maria, ohne ein rechtes Wort zu sagen, und dachte nun gewissenhaft an alles, was jede dieser so unerklärlich heiß von ihm begehrten Stunden so seltsam machte: daß er gerade in dieses Haus zu wohnen gekommen war, daß er Kinder niemals lieb gehabt hatte, klein Axel aber keinen Abend mehr entbehren konnte, daß er auf der kalten Höhe seines Lebens niemals eine Frau geliebt hatte und nun diese arme, arbeitende Witwe liebte; und daß in dieser Frau vielleicht noch das Bild eines anderen lebte, das er auslöschen mußte, wenn sie ihm wahrhaftig gehören sollte.

Monatelang trug er diese Gedanken in sich herum, verdichtete sie in einsamen Betrachtungen und bestärkte sie so lange, bis die zuredenden ebenso feste Mauern bildeten wie die abmahnenden. Als er aber zuletzt aus der Schlacht, in die ihn sein wägender Geist nun gestellt hatte, keinen Ausweg mehr fand, nahm er sich eines Abends das Herz, pochte bei Maria an und fragte sie, ob sie sich entschließen könnte, seine Frau zu werden. Maria sprang bei diesen Worten empor, als hätte der Blitz eingeschlagen, oder als wäre sonst etwas Furchtbares geschehen. Wie leblos starrte sie ihn an. Als er aber seine Frage wiederholte, ging sie zitternden Schrittes aus dem Zimmer, holte klein Axel aus der Küche und verließ das Haus. Es war ein langer Gang, den sie, das Kind an der Hand, an diesem Abend noch tat, durch Menschenströme, Lärm und Leben, durch hundert Gassen, Schreie und Nichtigkeiten, und erst als Axels Füßchen müde waren, kehrte sie heim. Und saß in dieser ganzen langen Nacht vor des Kindes Bett, ohne daß die betäubte Seele sich aufhellte, — am nächsten Morgen aber sagte sie Ja.

⌘ ⌘ ⌘

Es ward eine sonderbare Hochzeitsreise. Der kleine Axel wurde mitgenommen. Durch Deutschland und Österreich führte die Reise, und als sie zu Ende war, mitten in einem duft- und jubelvollen Sommer, stellte Maria im neuen Hause klein Axel vor sich auf, blickte ihm in die Augen und fragte: „Bist du zufrieden, Bubi?"

Bubi langte mit seinen Armen tief nach ihrem Hals und flüsterte: „Du, bleibt nun Papa immer bei uns?"

„Immer, Bubi! ... Ist dir's lieb?"

„Ja, Mama!"

Nun nahm sie Axel an die Hand und führte ihn durch alle Zimmer. Überall lag Sonne, überall standen Blumen, überall schimmerte Reichtum. Ein Diener deckte eben den Tisch im Speisezimmer, durch einen Spalt der Portiere sah man ihn, er legte Silber auf, das klirrte ein bißchen, und stellte Gläser, die klingelten leise. Und hier waren Leoparden- und Tigerfelle um ein persisches Goldbecken ausgebreitet, und da hing eine Unzahl von Bildern an den Wänden, und dort stand Marias alter Nähtisch. „Mama, dein Nähtisch!" lachte klein Axel und klatschte in die Hände. Er hatte unablässig zu bewundern, sah Tausendfaches, immer Neues, rief laut: „Wie schön, Mama!" Kein Ende fand er des Staunens. Und Maria staunte mit. Und als dann Friedrich kam, ging sie mit Axel auf ihn zu und sagte zu Axel: „Du mußt gleich Papa danken!" Friedrich aber ließ das nicht zu, er nahm Axel lachend hoch, und nun bestaunten sie alle drei das Neue, das so unerwartet und wunderbar ihnen gegeben worden war.

Oft in der Zeit, die nun folgte, wollte Maria sich besinnen: Wie kam denn das? Aber so wie ihr schon während der kurzen Brautzeit und auf der Reise kein Augenblick geblieben war, um das Geschehene zu bedenken und seine Voraussetzungen zu erforschen, bot sich ihr auch jetzt keiner hier-

für dar, da eine neue Welt mit neuen Menschen und neuen Dingen sie umgab. Denn was war ein jeder dieser Tage anderes, als eine ununterbrochene Reihe von Geschenken an sie und an das Kind, von Zerstreuungen und Ablenkungen, von unausgesetzten Versuchen Friedrichs, sie an seine Liebe glauben zu machen und immer fester an sich zu ketten?

Oder... wollte sie den Augenblick nicht finden, der ihr die klare Rechenschaft gab? — Denn daß sie in Friedrichs Werbung eingewilliget, sich ihm gegeben und damit Axel verlassen hatte, das blieb ja doch etwas Unerklärliches. Es war also gewiß das Richtigste, sich zu sagen: Es ist einmal so gekommen. Nun lebe es!

Jedenfalls handelte sie nach dieser Erwägung. Und gerade das lohnte ihr Friedrich. Denn darüber war auch er sich klar: er hatte diese Frau überrascht, als ihr die Vergangenheit noch nicht tot war. Sie hatte also ein Recht auf Rücksicht, wenn sie sich so tapfer in die plötzlich gefügte Lage fand, und alles, was dazu dienen sollte, das Band zwischen ihr und diesem Neuen zu stärken, mußte zart und vorsichtig geschehen. Axel, das Kind, sollte der Mittler hierzu sein. Der hatte keine Vergangenheit, keine Erinnerung, die die Mutter vielleicht noch quälte und die zwischen ihr und dem neuen Gatten stand. Und Axel war schmiegsam. Er freute sich des Vaters. Er konnte herzhaft mit ihm lachen, harmlos vertrauend an seiner Hand gehen, offen um etwas bitten und offen für etwas danken. Er sah es gewiß, daß das ganze Herz dieses neuen Vaters ihm gehörte, und darum schenkte er ihm freudig auch das seine. Es konnte geschehen, daß er den ganzen Vormittag stumm bei Maria saß, scheinbar tief über etwas nachdachte, damit aber nicht herauskam zu ihr. Flog jedoch plötzlich die Türe auf und trat Friedrich ein, dann sprang er jubelnd von seinem Platze auf, stürzte ihm entgegen und rief: „Papa, ich muß dich etwas fragen!" Und da mußte dann Papa mit ihm in sein Zimmer gehen.

Wie die Vögel fliegen oder wie die Schmetterlinge aus den Puppen springen — so etwas war es stets, was er fragte. Aber es genügte, um Friedrich in eine Glut von Freude zu tauchen. So also empfand ihn dies Kind, das nicht sein eigenes war: als seinen Vater! Mußte da nicht, so wie diese Seele ihm langsam zu eigen wurde, auch die andere mählich ihm zufliegen, die Seele Marias? Und darum hoffte er und wartete er geduldig. Begnügte sich völlig damit, die Monate wie sanfte Wolken in blauem Himmel über Maria wegzuschieben und nur je und je aus der täglich heißer werdenden Freude an der Liebe heraus zu fragen: „Glaubst du, das Kind mag mich leiden?" Worauf sie stets erwiderte, mit eigentümlich zitternder Stimme: „Es liebt dich!" —

Da stand aber einmal, mitten in dieser hoffnungsvollen Zeit, Axels Sterbetag. Als ob er aus fernen, undeutlichen Dämmerungen aufstiege, schaute er Maria an. Axels Sterbetag! Aber nun war sie schon zu sehr an das Wirkliche, an das Gegenwärtige gewöhnt, um sich schnell aus der Bahn bringen zu lassen. Ohne Friedrich etwas zu sagen, nahm sie gegen Mittag den kleinen Axel an die Hand, ging mit ihm auf den Friedhof und kniete am Grabe nieder.

„Was tun wir hier, Mama?" fragte Axel, während sie mit einem quälenden Zwiespalt in der unruhigen Brust nicht wußte, ob sie alle ihre Gedanken in dies Grab hineinzwingen oder von ihm losreißen sollte.

Aber nochmals fragte Axel: „Was tun wir da, Mama?"

„Papa ist da begraben," antwortete sie. „Dein Papa."

„Papa?" rief Axel hocherstaunt aus, „Papa ist doch im Bureau, Mama?"

Mit einem wehen Lächeln erhob sie sich und schritt hastig, Axel wieder an der Hand, aus dem Friedhoftor. Es war ein warmer, stiller Vorfrühlingstag, grün war noch nichts, aber die Luft roch nach keimender Erde, und in einem Park an der Straße schlugen die Drosseln. Axel fragte nach allerhand Dingen, aber sie führte ihn einsilbig und rasch weiter. Sie sehnte sich jetzt nach der Einsamkeit ihres halbdunklen Zimmers zu Hause.

Angekommen, warf sie das schwarze Kleid ab, damit Friedrich es nicht an ihr sähe, und setzte sich vor das vorhangverhüllte Fenster. Welche Unsicherheit war denn plötzlich in ihr? Als ob sie eine Verbrecherin

wäre und jedermann ihr das ansehen und vorwerfen müßte, so klopfte das Herz.

Sie versuchte ihre Gedanken zu ordnen. Aber ob sie da regungslos vor dem Fenster saß oder erregt im Zimmer auf und nieder ging, es gelang ihr nicht. Seltsam verdunkelt und verhüllt war ihre Seele. Als sie zuletzt die Qual dieser Erregung nimmer ertrug, eilte sie zum Kinde hinüber, nahm es vor sich hin, schaute ihm in die Augen, wie immer, wenn sie in sich etwas ergründen wollte, was kein Wort recht auszusprechen wagte, und fragte: „Axel, weißt du nichts mehr von deinem Papa?"

Das Kind blickte groß zu ihr auf, ebenso erstaunt wie auf dem Friedhof, und sagte dann: „Papa bringt mir heute ein kleines Automobil mit. Meinst du, wir können ausfahren darin?"

Nun stahlen sich ihr die Tränen in die Augen. Sie ließ das Kind los und wollte sich wieder auf ihren Platz setzen, da stand Friedrich in der Türe. Gleich sprang Axel auf ihn zu und umarmte ihn. Und jetzt ließ sich Friedrich, noch bevor er zu Maria herantrat, lachend von des Kindes schnellen Worten erzählen; er hatte das Automobil nicht vergessen, er hielt es in den Händen auf dem Rücken. Als aber Axel, weil er sich nicht getraute, Papa nach dem Automobil zu fragen, in kindlicher List von einem Grabe redete, auf dem heute die Mama gekniet habe, und darum müsse die Mama gleich heute im Automobil ausfahren, verstand Friedrich sofort. Er ging mit Axel in das Zimmer nebenan.

Abends, bevor Maria sich zum Schlafengehen anschickte, trat er behutsam bei ihr ein. Und in diesem Augenblick, während sie ihn nahekommen sah, empfand sie ihn als einen Fremden, als einen völlig Fremden, obwohl seine Miene nichts als freundliche Güte enthielt. So zögerte Friedrich eine Weile, ehe er sagte: „Kannst du ihn nicht vergessen, Maria?" Aber er fragte es ohne alle Bitterkeit, ohne Vorwurf, fragte es so, als ob er sich erkundigte: ‚Bist du nicht wohl?'

Sie überlegte gar nicht ihre Antwort. Ein klein wenig sich von ihm abkehrend, und dabei in einer vollen Bewegung ihr wunderschönes Haar lösend, daß es blond über ihre Schultern niederrollte, sagte sie leise: „Es war heute sein Todestag."

In dieser Nacht aber quälten sie zum erstenmal heiße Träume. Die Nähe Friedrichs peinigte sie. Und wenn sie erwachte, verhüllte sie mit beiden Händen ihre Augen, bemühte sich, nichts zu denken, gar nichts, und nichts zu empfinden. Und so schwer und bedrängend wie diese Nacht waren auch die folgenden. Fieber und Angst rüttelten an ihr, eine unheimliche Schärfe saß in ihren Augen, eine grenzenlose Schwermut belastete ihre Brust. Sie wollte sich wie ein Ertrinkender an Strohhalmen an den unleugbaren Werten ihres neuen Lebens retten: an dem wachsenden Kind, an Friedrichs Güte, an der ruhigen Sorglosigkeit ihres Daseins. Aber die Strohhalme brachen unter ihren zugreifenden Händen vom Ufer ab; mit ihnen ertrank sie.

Als der Morgen kam, an dem vor Jahren Axel begraben worden war, erkannte sie: so geht es keinen Tag weiter. Und da raffte sie sich auf. Was war denn ihre Pflicht? Oder war es etwa nicht ihre Pflicht, Friedrich zu lieben? War er nicht gut? Nicht geduldig? Müßte es ihm nicht auch der Verstorbene danken, daß er sie und das Kind aus Sorge und Armut gerissen hatte?

Und außerdem: war es nicht ihr freier Wille gewesen, ihm zu folgen?

So brachte sie sich wieder ins Geleise zurück, und weil Friedrich gemerkt hatte, was in den letzten Tagen so erdrückend über ihr gelegen, nahm er diese Rückkehr als doppelt wertvolles Geschenk auf. Stille, ungetrübte Zeiten wurden es nun wieder. Das Rad ihres Lebens hatte neuen Schwung bekommen und lief von neuem hoffnungsvoll in die Zukunft hinein.

Bis eines Mittags im Spätherbst Friedrich einen Brief brachte, der Marias alte Adresse trug. Der Brief war ihm zugestellt worden, weil die Post von der eingetretenen Änderung wußte. Er kam von Axels Verleger, kündigte das Erscheinen einer neuen Auflage von Axels letztem Buch an und enthielt das Honorar.

„Was ist es für ein Brief?" fragte Friedrich.

Maria reichte ihm die Blätter mit fast zitternder Hand.

Friedrich las. Dann sagte er. „Hast du das Buch?"

„Ja."

„Darf ich es lesen?"

Sie war froh, für einen Augenblick aus dem Zimmer gehen zu können, und holte das Buch. Es steckte hinter gleichgültigen Bänden tief im Dunkel des Schrankes. Als sie es Friedrich brachte, nahm dieser es in die Hand und sagte: „Hat dein erster Mann viel geschrieben?"

„Vier Bücher im ganzen waren es."

„Vier?"

Nun schwiegen sie.

Dann kam, Gott sei Dank, Axel herein. Sie wurden zum Mittagessen geholt. Beim Essen sowohl wie nachher während der Ausfahrt kämpfte Maria alle Lust zu schweigen tapfer nieder. Aber abends, als Axel zu Bett gebracht war und Friedrich sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, weil er noch arbeiten wollte, schloß sie sich ein und las das Buch. Drüben in seinem Zimmer las es zur gleichen Zeit Friedrich. Aber während Marias Herz im Lesen klopfte, während ihr auftauchendes Gedächtnis jedes Wort erhaschte, das jedem anderen Menschen fremd, ihr aber bekannt sein mußte wie ein Stück ihrer Seele, kam in Friedrichs ruhiges Gesicht ein überlegenes Lächeln. Und lächelnd las er weiter, als Maria schon lange von einem leidenschaftlichen Schluchzen überfallen worden war.

Drei Tage später kam er in ihr Zimmer, während sie dort nach Tisch ruhte. Er rauchte an einer Zigarette, warf sie aber alsogleich in ein Becken, nahm Marias Hand und sagte: „Dein Mann war ein Dichter?"

Sie sah ihn ruhig an und antwortete: „Ich meine wohl!"

„Und ich bin keiner."

Sie sah ihn nur noch fester an. Etwas wie die Kraft großer Selbstentäußerung, wie die Kraft eines Geistes, dem alles Menschliche zu überwinden gegeben ist, flutete in ihr auf. „Es können und müssen nicht alle dieselben sein!" lächelte sie und drückte seine Hand.

„Ja," sagte er und atmete tief auf. „Ich bin ein ganz anderer Mensch! . . . Ein ganz anderer Mensch!"

Maria schwieg.

Aber noch einmal atmete er so tief auf. Und dann sah er Maria scheu an und sagte: „Darf ich dir heute von mir erzählen?"

Also war die Stunde gekommen, in der er zum erstenmal einer Frau sein Leben bloßlegte. — Er erzählte. Zuerst mit gesenktem Gesicht, stockend und schüchtern. Dann, als ob ihm während des Erzählens die Triebkräfte, die dieses Leben entwickelt hatten, in erschreckenden Visionen erschienen, grell, hastig, geradezu beichtend. Und so, als ob er sich Maria gegenüber immer leidenschaftlicher anklagte: siehst du, was für ein ganz anderes Leben habe ich gelebt als dein erster Mann!

Ein eigentümliches Leben war es gewesen. Ein Leben des absichtlichen Kampfs gegen alle Mächte des Gemüts; ein Streit von lauter ziffermäßig wertbaren Zwecken gegen alle Wünsche, Sehnsüchte und Befehle des Herzens. Ein Triumph des kühlen Abwägens, Berechnens, der List und Kühnheit, des unentwegten Vorteilsuchens. Aus angesehener, aber armer Familie entsprossen, hatte er sich schon in der Jugend zurückgesetzt gefühlt und mit bitterem Haß auf die Reichgeborenen, Machtbelehnten jeden Weg, der zu bescheidener Zufriedenheit führte, gemieden. Entweder hoch steigen oder am Boden liegen bleiben, war sein Grundsatz. Aber weil mit der zunehmenden Intelligenz auch die Begier nach den Gütern wuchs, die ihm versagt waren, gab er das Oder aus diesem Grundsatz bald auf und stürzte sich wild in die Jagd nach diesen Gütern. Geld und Macht! — Als simpler Praktikant trat er in eine Zündholzfabrik ein. Und kaum war ihm damit der Tritt ins Leben geglückt, warf er alle Regungen, Empfindungen, Träume, die ihn vom geraden Weg zu seinem Ziele etwa abkehren konnten, weg und ward rücksichtslos, bedenkenlos, brutal. Als er — sein Talent hatte sich gar bald erwiesen — aus einem Wechslergeschäft, in das er von der Fabrik übergetreten war, in die Kreditanstalt einer Provinzstadt berufen ward, hielt er das für wohlverdient und nur für die erste Sprosse der Leiter, die ihm zu ersteigen beschieden war. Er hatte recht. Als er sechs Jahre später Direktor des größten Bankinstituts im Lande wurde, fürstlich bezahlt und überall als Kapazität seines Fachs anerkannt, zählte er einundvierzig

Jahre und viel mehr Neider. Warum sollte er nicht Finanzminister werden können?

Da aber, gerade nach diesem Ereignis, trat etwas Seltsames in ihm ein. Er fühlte sich noch jung, arbeitskräftig, leistungsfähig. Aber doch auch unzufrieden und leer. Er sah nun die, die ihn haßten, die die Püffe seiner Ellbogen zu spüren bekommen hatten, denen er das Glück abgejagt hatte. Und er sah, daß ihn zuerst einmal der Geruch des winkenden Reichtums gewissenlos gemacht hatte; einmal, nur einmal. Dann aber, ein zweitesmal, hatte ihn der Duft der nahen Macht gewissenlos gemacht. Und dann, ein drittesmal —

Verachtete er sich eigentlich nicht? Verachteten ihn nicht alle? Und versprach da die Zukunft etwas Besseres? Befriedigung? ... Glück? ...

Da, in diesem Zustand, war er Maria mit dem Kinde begegnet...

„Und nun möchtest du wissen," fragte er, als er zu Ende war, „wieso ich, wieso dieser Mann zuletzt dazukam, die Witwe eines anderen zu heiraten und dessen Kind bei sich aufzunehmen?"

Maria schwieg. Sie konnte nur immerfort denken: ‚Was für ein ganz anderes Leben als das Axels!'

„Ich verstehe," sagte er, indem er heftig aufstand, „daß du keine Antwort darauf weißt. Es ist mir ja selbst unerklärlich. Aber ich weiß nur soviel: ich sehnte mich nach euch, ich sehnte mich nach euch, Maria, ohne es zu wissen, lange, ohne es zu wissen ... und jetzt gebe ich euch nicht mehr her!"

Er ging rasch, in großer Erregung, aus dem Zimmer.

⌘ ⌘ ⌘

An diesem Abend, im Nachklang dieser bestimmten, fast drohenden Worte Friedrichs versank die halb mahnende, halb lockende Erinnerung an Axel von neuem in Maria. Kamen ihr je und je wieder nachdenkliche Stunden, die unwiderstehlich den Vergleich zwischen Axel und ihm aufzwangen und mit beharrlicher Stimme einflüsterten: ‚Du hast dem Toten die Treue gebrochen!', dann kämpfte sie diese Stunden hartnäckig nieder und wiederholte sich die Worte Friedrichs: „Und jetzt gebe ich euch nicht mehr her!" Gehorchte ihr Herz aber auch diesen festen Worten nicht ganz, obwohl sie so klipp und klar sagten, daß es kein Zurück mehr gab, dann besänftigte sie es mit der Philosophie: die Treue kann nur einem Lebenden gewahrt werden! Und bewies sich gerade damit, daß Friedrichs Recht auf ihre Liebe auch nicht durch ein noch so treues Gedenken an den Toten verkürzt würde.

Hie und da schwankte freilich die Überzeugungskraft dieser Philosophie. Da war aber dann schon wieder ein Monat Zusammenlebens mehr mit Friedrich vorübergerauscht und hatte mit dem hellen Licht seiner Wirklichkeit die blassen Zweifel und Bedenken übertroffen. Und da, noch später, sich Jahreszeit an Jahreszeit reihte, ohne daß diese Wirklichkeit von einer anderen abgelöst wurde, war es keine Täuschung, daß Maria im zweiten Frühling ihrer Ehe mit Friedrich sich gestand: nun hat sich alles zum guten gewendet! Ihr Gesicht verlor die Schatten des ruhelosen Grübelns, mit inniger Lust sah sie, wie Friedrich immer stärker ihrem Leben und Wesen verwoben ward, wehrte sich nicht mehr gegen diese Eroberung und ließ es geschehen, daß die Vergangenheit nun endgültig versank ...

In diesem Frühling reisten sie nach Venedig. Klein Axel ward natürlich mitgenommen. Sein Entzücken auf der Fahrt war allein schon eine Quelle unerschöpflicher Freude für die Eltern. Wenn er, von allem was vorüberflog an hastigen Bildern zu Frage und Bewunderung angeregt, zwischen ihnen dasaß, das kluge Gesichtchen ans Fenster gelehnt, die Händchen aufgestützt auf Friedrichs Knie, und jede Antwort, die er gerne bekam, im schnellen Gehirn tiefernst überlegte, ruhte Marias Auge zuversichtlich auf ihm, und es bedrückte sie nicht mehr, daß alle Ähnlichkeit mit dem Gestorbenen aus diesem Gesichtchen verschwunden war.

In Venedig dann wartete eine andere Freude ihrer. Zum erstenmal seit Jahren fand sie ihr Auge wieder frei und offen. Alle düsteren Schleier waren von ihm verschwunden, es sah nimmer nur Dunkel und Trübung, sondern klar und freudevoll wieder das Helle und Heitere, dessen hier überviel und überall ausgebreitet war. Das Durcheinander der unzähligen Bilder, die

Schritt auf Schritt und zu jeder Stunde völlig Neues zeigten und die sie zum erstenmal sah, verwirrte sie nicht. Wenn sich aber in ihrer schnell phantasierenden Seele Romanzen und Balladen bilden wollten, wenn sie auch in Sekunden fast dichterischen Schauens Kapitel einer Geschichte erlebte, die ebenso blutig und abenteuerlich als idyllisch und edel war: ihr neues Auge unterschied doch mit Sicherheit, was davon der wuchernden Poesie eines historischen Traumes und was der rauhen Wirklichkeit angehörte.

Noch weniger vergeblich hatte klein Axel an Friedrichs Hand gelebt. „Wohin fahren die Schiffe?" „Woher kommt dieser Neger?" „Wer hat diesen Palast gebaut?" „Wie kann er im Wasser stehen?" „Sind das Marineure?" „Ist das der Bischof?" Tausend Fragen tat er an jedem Tag! Und alle übersahen sie die bald sehnsüchtig süße, bald leidenschaftlich zwingende, bald kleinmütig müde Stimmung, die über Himmel, Wasserruhe und leuchtendem Stein hing, und packten trotz ihrer kindlichen Unbewußtheit nur das an, was das unerbittliche Gesetz des Werdens auch in diesem Stück Welt herrschend offenbarte: den Zweck alles dessen, was da gaukelte und schaukelte, die Voraussetzungen, unter welchen dieser Zweck erstrebt, und die Mittel, mit denen er erreicht worden war.

Friedrichs Auge aber leuchtete dabei. Als ob er sich unablässig sagen dürfte: ‚Ich habe mich nicht geirrt! Maria gehört meiner späten Sehnsucht nach Liebe, dem Rest dessen, was in mir an Übersinnlichem noch lebt und das Kind dem Erbe meiner Weltüberzeugung! Schließe ich beide wahrhaftig in mich, dann erst bin ich ein Mensch!' — Und so ward er nicht müde, während er Schulter an Schulter mit Maria und klein Axel an der Hand Venedig durchstreifte, in Bildern und Vergleichen, die für ein kindliches Ohr und Auge faßbar waren wie Trompetenrufe und Farbenklexe, die Geschichte dieser Stadt und die zeugenden Kräfte ihrer Geschichte darzulegen: von den Anfängen des Pfahlbaus, durch Krieg und Sieg bis zur goldenen Macht der Serenissima; von dieser durch die fressenden Schäden von Hochmut, Überfluß und eifersüchtigem Hader zum Verfall; und von diesem durch eine Kette müder Erhebungen zum Untergang.

Und wenn er von diesem Untergang redete, konnte er schweren, fast träumenden Auges über die Stadt hinschauen, die hundert Hochzeitspärchen dazu benutzten, um die Tauben zu füttern, als berechnete er in mathematischer Formel den Fehler, den die Psyche und das Blut dieses Volkes begangen hatten. Aber dann, auf einmal, nahm er klein Axels Hand fester, und nun schien ihm diese Vision des Untergangs schon wie eine Torheit versunken. Er lächelte, zeigte auf den Schaft des wiedererstehenden Campanile hin, der aus dem Dächergewirr aufragte, auf die unzähligen Schiffe, die im Kanal der Giudecca lagen und auf deren Planken unzählige Rastlose gingen, trugen, schleppten, keuchten, und sagte zuversichtlich: „Aber, siehst du, Axel, sie haben schon wieder angefangen! Da drüben bauen sie den Turm wieder auf, hier laden sie Rosinen aus und Baumwolle und Kaffee, und in der Marina draußen — ich führe dich morgen hin — laden sie Kohle in die Kriegsschiffe."

All dem hörte Maria zu. Eifrig lauschend, als wäre auch sie ein Kind, gerade so wie klein Axel. Und obwohl sie den Unterschied, der da zwischen ihr und dem Kinde war, genau empfand, hatte diese Empfindung keinen bitteren Geschmack mehr. Im Gegenteil. Ganz anders als Friedrich und doch ähnlich wie er trug sie eine Hoffnung mit sich: ‚Wenn ich zu verstehen lerne, wie er die Welt sieht, kann ich nicht ärmer, nur reicher werden! Denn wie man sie träumt, hat mir Axel gezeigt, und wie sie ist, sehe ich jetzt! Und so werde ich Sonne und Schatten, Wirklichkeit und Traum in meinen Augen haben — und also Gerechtigkeit in meinem Herzen!'

Das erwog sie still in diesen Tagen. Und es war vielleicht die erste Frucht dieser Hoffnung, daß in einer der Frühlingsnächte, die sich so leise auf diese Tage niedersenkten, etwas in ihr wieder erwachte, was lange Jahre nimmer ihr Gut gewesen war.

⌘ ⌘ ⌘

Am Abend nach dieser Nacht fuhren sie vom Lido zurück in die Stadt. Das Meer war draußen an der Küste blau und rauschend gewesen, die roten Mauern der Diguen hatten blaß geleuchtet, taumelnde



Einsamkeit

Gemälde von Franz Müller-Münster

Segel aus sehnsüchtig verschwimmender Ferne sich aufgereckt, während die Sonne vom goldenen Himmel herniederglitt.

Nun war sie gesunken. Je weiter das Schiff sich vom Strande entfernte, um so schimmernder trat Venedig ihm zu. Prunkend wie Alpenglühen lag der Abend über den Kuppeln, Türmen, Simsen und Kapitälen, und als würde der Abend alleinig der Feier nicht Herr, rief er noch die Klänge verborgener Glocken zu Hilfe und die Ahnung geheimer Lieder, die in der Nacht erst sollten gesungen werden. Und je höher und glorreicher er stieg, um so milder und leiser wurde das Wasser. Wer auf Deck noch geredet hatte, schwieg jetzt, und nicht nur klein Axel schien mit wundernden Ohren wie einer ferne anhebenden Stimme zu lauschen, sondern auch der besonnene Mann neben ihm.

Fischerboote nahten sich. Dann überholte sie der Dampfer.

Ein Mönch, mit weißem Bart, in schäbigen, zimtbraunen Habit gehüllt, saß gekrümmt auf der Bank um den Kamin und betete in seinem abgenutzten Brevier.

Die Glocken aus der Stadt klangen jetzt lauter, stärker, als hätten sie den Beruf, alles, was außer ihnen da war an Leben und Laut, mit ihrem allmächtigen Ruf zu ersticken.

Plötzlich fragte klein Axel hell: „Was sind das für Vögel, Papa?"

„Möwen!"

Maria schnellte aus ihrer lauschenden Ruhe, als habe ein Schwert sie im Rücken getroffen.

„Sind es Seevögel?" fragte Axel weiter.

„Ja," sagte Friedrich.

In diesem Augenblick aber hatte schon eines der schwärmenden Tiere sich aufs goldene Geländer des Decks niedergelassen und schaute mit scheuen, funkelnden Augen auf Maria, Friedrich und das Kind hin.

„Siehst du," sagte Friedrich und hemmte Axels Händchen, damit seine Geste das Tier nicht scheue, und wollte eben beschreiben — da wurden Axels Augen starr vor Erstaunen. „Papa," flüsterte er, „Papa, sieh, sie hat einen goldenen Ring um den Hals!"

Maria atmete wild. Zitternd an allen Gliedern und lauernd hinter Friedrichs Rücken verborgen, zielte sie ihre Augen auf das weiße Tier hin, grub sie in seinen funkelnden, scheuen Blick und keuchte in einer Angst, die alles Blut in ihr gefrieren machte.

„Was du nicht sagst!" lachte Friedrich zum Kind herab. „Einen goldenen ...!" Aber wahrhaftig! Nun sah er es auch: die Möwe trug einen goldenen Ring um den Hals.

„Mama," Axel drehte sich in fliegender Geschäftigkeit nach Maria um, „Mama, sieh! Eine Möwe mit einem goldenen Ring um den ..."

„Pst!" machte Friedrich.

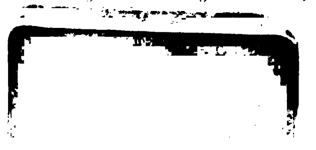
Zu spät! Mit einem klatschenden Geräusch stürzten der Möwe Flügel schon auf und trugen sie wie einen Pfeil in weitem Bogen aufs Wasser zurück.

„Papa, erzähle," heischte Axel erregt, indem er mit flackernden Augen der Möwe nachsah, „gibt es denn Möwen mit goldenen Ringen? Woher kommen die?"

Aber Friedrich hatte nun Maria bemerkt. „Was ist denn, Maria?" rief er erschreckt und beugte sich zu ihr nieder. „Um Gottes willen, was ist denn?" Und auch Axel sah nun die Mutter, die im Gesicht weiß war wie Marmor. „Mama, Mama, was hast du denn?" Sie wehrte sie aber beide von sich mit einer fast feindseligen Heftigkeit und erhob sich. Da stand sie zuerst wankend, als risse das Fieber ihren Körper hin und her, und nahm dann, als sie die Herrschaft über ihn wiedergewonnen, das Kind mit hartem Griff an die Hand und zog es rasch an die Landungsbrücke.

„Aber wir sind ja noch gar nicht da!" rief ihr Friedrich verblüfft nach und eilte hinter ihr her.

Allein das hörte sie gar nicht. Sie blieb vor dem Ausgang stehen und begann wie bewußtlos den Boden zu stampfen. Und dies Stampfen, diesen leisen, herzschlaggleichen Tritt setzte sie allen Fragen und Reden Friedrichs zum Trotz so lange fort, bis der Dampfer endlich anlegte. Als die Brücke gezogen war, hob sie klein Axel auf ihre Arme, drängte sich gewaltsam vor und stieg als erste an Land. Wie sie den Fuß auf den Stein setzte, kam ein Wort aus ihrer Brust, das niemand verstand. Nur der Mönch im zimtbraunen Habit, der die ganze Szene aufmerksam betrachtet hatte, lächelte schwermütig in seinen weißen



Bart, schaute ihr so lange nach, bis auch sie sich nach ihm umwandte, und schlug dann das Brevier zu. Und wartete nun ergeben und bescheiden, bis alle ausgestiegen waren.

⌘ ⌘ ⌘

Und nun war alles verändert. Alles! In einer Sekunde hatte sich alles verändert. Axel war wieder da!

In der Nacht fieberte Maria. Glühen und Eiseskälte überrannen abwechselnd ihren Leib. Friedrich wollte bei ihr wachen. „Du bist krank!“ sagte er mit seiner angstvollen, liebereichen Stimme. „Laß mich nur bei dir bleiben!“ Und obwohl sie sich gierig danach sehnte, allein zu sein, wagte sie nicht, ihm Nein zu sagen. Duldete seine Sorgfalt mit einem geheimnisvollen Lächeln. Denn noch hoffte sie, daß nach ein paar Stunden der Alp, dieser furchtbare Alp von ihr verschwunden sein würde.

Als aber der Morgen kam, fuhr sie neben dem schlafenden Friedrich jäh in die Höhe: Axel stand vor ihr! Ja! Axel! Er war wieder da! Und nun wußte sie, daß diese Erscheinung nimmer von ihr weichen würde!

Sie wich auch nicht mehr.

Bei Tag, bei Nacht — überall, immer war jetzt Axel bei ihr! Ganz lebendig. So wie er damals am Gardasee neben ihr gewesen war. Mit sehenden Augen, mit natürlichen Bewegungen, mit sprechendem Munde. — Und was dieser Mund redete! Nicht etwa einen Vorwurf oder eine Anklage sagte er; kein einziges, kleinliches Wort. Nicht etwa sagte er: ‚Maria, wie war es nur möglich, daß du mich vergessen konntest!‘ Nein! Er lächelte sogar! Er sagte nur: ‚Du hast geglaubt, ich sei weggewesen! Aber ich bin niemals weggewesen! Ich war immer bei dir!‘ Tausendmal, unablässig sagte er das! Und sie, sie glaubte es ihm! Sie konnte keinen Augenblick mehr an der Wahrheit dieser Worte zweifeln. Ja, er war immer dagewesen! Er hatte alles mit angesehen! Alles angehört! Alles erraten! Er war ihr ständiger Begleiter gewesen, während sie Friedrichs Frau war, während klein Axel den neuen Papa liebgewann, während sie sich immer weiter von ihm entfernen wollte, während sie ...

Während sie ihn langsam vergaß ...

Sie stand oft stundenlang vor diesem Gedanken. Als ob dieser Gedanke ein Bild wäre oder eine Flamme, die ihre Augen unerbittlich anzog. Und jedesmal warf sie, als könnte sie nun die brennenden Strahlen dieses Bildes, die züngelnde Blendglut dieser Flamme nicht mehr ertragen, die Hände vors zuckende Gesicht und stöhnte: „Du bist immer dagewesen, und ich habe dich nicht gesehen! ...“

Als sie die Qual dieser Vision nimmer aushielt, drängte sie von Venedig fort. Aber zu Hause ward ihr nicht leichter. Axels Mund redete hier noch deutlicher, noch lebendiger. Sein Bild wurde von Tag zu Tag nur noch wirklicher, während alle Bilder, die ihrer zweiten Ehe angehörten, von Tag zu Tag mehr verblaßten. Als ob alles, was sie seit Axels Tode gelebt hatte, nur ein Traum gewesen wäre, verblaßten sie und verloren jeden Zusammenhang mit ihr. Wenn sie in ihrem Zimmer saß, allein, abgesperrt, dann konnte sie sich derart genau vorstellen, Axel hielte sie an der Hand, daß sie plötzlich zu ihm redete. Laut. Und während sie ihm erzählte, kam es wie eine Erleuchtung über sie, daß sie Friedrich ja gar nie geheiratet hatte, daß er sie niemals besessen, daß sie Axel niemals verlassen hatte, — denn das alles war ja völlig unmöglich gewesen! Es war ja Axel dagewesen! Und nur der war ihr Gatte!

Sah sie dann Friedrich, dann kam ihr dies alles noch viel schärfer zur Überzeugung. Friedrich? Ein Fremder. Ein ganz Fremder! Der hatte nichts mit ihr zu tun! Und war er wieder gegangen, dann saß plötzlich ein brennender Stachel in ihrer Brust und begehrte dringend und fest: Handle!

Handeln? Jawohl! Ja! Aber wo sollte sie damit beginnen?

Eines Abends erhielt sie unversehens Antwort auf diese beißende Frage. Klein Axel sollte zu Bett gehen. Sie führte ihn in sein Zimmerchen wie immer und entkleidete ihn. Und als er dann im Nachthemdchen vor dem Bett stand, kniete sie davor nieder und hieß auch ihn niederknien. „Nun wollen wir beten, Bubi!“ sagte sie. Und hierbei war es, daß ihr plötzlich der Gedanke kam: ‚Beim Kinde mußt du beginnen!‘

Klein Axel sah sie verwundert an. „Papa betet nie!“ sagte er.

Da wurde ihr Mund schon bitter, und eine Welle heißer Scham stieg schon in ihr

auf. „Bete!“ befahl sie. „So, wie ich's dich früher gelehrt habe: Vater unser, der du bist . . .“ Axel faltete nun wohl die Hände, weil sie ihm die Hände ineinanderlegte. Aber seine Miene ward trotzig. „Bubi, sage mir's schön nach: Vater unser ... der du bist . . .“ Verzweifelte Tränen würgten sie. „Vater unser, Bubi! Vater ...“

„Papa!“

Friedrich war in diesem Augenblick eingetreten. Das Kind flog ihm stürmisch zu, als müßte er es schützen. „Papa, Mama will, daß ich beten soll!“ rief er schnell anklagend und versteckte sich hinter Friedrich.

Friedrich lächelte. „Die Mama will, daß wir beten? — Jetzt auf einmal?“

Maria stand vom Boden auf. „Axel hat es gewollt!“

Friedrich gab es einen Ruck. Nicht die Worte, aber der Ton dieser Worte verletzte ihn. Vielleicht überlegte er zu lange, was er sagen wollte, darum brachte er endlich fast heftig heraus: „Sein Vater bin ich!“

„Nein, du bist es nicht!“

Er blickte sie groß an. Lange. Zuletzt sah er, daß sie auf ihn zukommen wollte. Da stellte er das Kind von sich und ging aus dem Zimmer ...

Nun weinte klein Axel. Aber Maria blieb fest. Denn nun sah sie, was sie bisher nur als dunkle Mahnung empfunden hatte, vollkommen klar vor sich. Sie hatte Axel verraten! Sie hatte sich ihm geraubt! Sie hatte, während er immer noch da war, sich aber nicht wehren konnte, sein Erbe vertan, seine Liebe vergessen, seine Ziele vergraben, sein Kind verschenkt! Schon im Grabe, hätte er trotzdem noch leben können, hätte sie sich und das Kind ihm bewahrt! So aber hatte sie ihn tot gemacht, geistig tot, ihm die Ewigkeit gestohlen, die sie ihm zu geben gelobt hatte.

Sie riß das goldene Gitter des Betts herab, und mit einer Inbrunst, deren Flammen aus ihren leidenschaftlichen Augen sprühten, umarmte sie das Kind. In der Brust drin bohrten ihr schneidige Schwerter, aber in derselben Brust brauste ihr eine heilige Gewalt, die sie unendlich stark machte. Noch konnte Axel gerettet werden. Noch war es nicht ganz zu spät! „Bubi,“ sagte sie in heißer Hast, während ihre zitternden Hände durch das Blond des kindlichen Haars fuhren, „heute will ich dir von deinem Papa erzählen! Komm, ich will dir alles erzählen, was du noch nicht weißt!“ Aber Axel ließ sich nicht an ihrer Brust betten. Er entglitt müde ihren werbenden Armen und schloß schläfrig die Augen über dem krampfhaft liebkosten Kissen. Er wollte heute nichts mehr hören.

Trotzdem gab sie nicht nach. „Es war einmal,“ fuhr sie mit bebender Stimme fort, „ein Papa, der hat deine Mama sehr lieb gehabt, und die Mama hat ihn sehr lieb gehabt. Und da bist eines Morgens du gekommen. Und wie du kamst, hat dich Papa an sein Herz genommen und geküßt, und immer geküßt und gesagt: ‚Das ist mein Fleisch und Blut ... mein Gedanke, meine Liebe ...‘“ Sie setzte plötzlich aus, als verließe sie das Denken, und beugte das Gesicht tief über die schluchzende Brust. Das konnte Bubi ja alles nicht verstehen!

Aber das Kind schlug nun doch das Auge zu ihr empor und lauschte. So zwang sie sich weiter. „Du bist zwei Jahre alt gewesen, da starb dieser Papa. Weißt du ... so wie Peter, deine Puppe, gestorben ist. Eines Tages war Peter tot, er konnte die Augen nicht mehr aufbringen, und da hast du ihm unten im Garten unterm Fliederbaum ein Grab gemacht, und da liegt er heute noch!“

„Peter!“ flüsterte nun klein Axel.

„Ja, so starb Papa. Und bevor er starb, hat er gesagt: ‚Sage Bubi, er soll seinen Papa immer lieb haben!‘ Weißt du?“

Wieder setzte sie aus. Hatte er das gesagt? Nein, er hatte es nicht so gesagt, aber ...! Sie zitterte am ganzen Leibe. Er hatte es doch gesagt! Und sie hatte es vergessen! ...

„Und dann hat Mama eines Tags einen neuen Papa gebracht, einen ganz neuen ... und, nicht wahr, Bubi ...“ — sie beugte sich in würgendem Weh, in bitterster Scham über das Bettchen — „nicht wahr, Bubi, das war nicht schön von Mama? Denke dir, Peter, der arme Peter, der immer bei dir schlafen gedurft hat, den du immer in die Sonne getragen hast, überallhin mußt' er dich begleiten, überallhin ... der liegt im Grabe, und es schneit darauf, und er war immer so lieb, so gut mit dir, er hat alles getan, was du wolltest, und nun liegt er im Grabe, und Mama bringt dir einen neuen Peter, und du willst nun den neuen

Peter lieb haben, viel lieber als den alten ... und der alte, im Grabe unten, der sieht das, er hört das, er fühlt das ..."

Sie fuhr schaudernd empor vom Bettchen, ihr Gesicht war schneeweiß: Das Kind schlief! Alles war zu spät ...!

Sie lief nun in einer tollen Jagd durch die Säle, bis sie in ihrem Zimmer war. Dort blieb sie einen Augenblick stehen und besann sich. Aber ehe sie zu einem klaren Gedanken gekommen war, trieb sie die heiße Hast, die in ihr raste, schon wieder weiter, diesmal bis vor Friedrichs Türe.

Sie pochte nicht an. Da war ja Friedrich! „Friedrich," sagte sie, kaum eingetreten und jetzt in völliger Ruhe, „ich und das Kind, wir müssen fort von dir!"

Friedrich hatte sie erstaunt angesehen, als sie so wie ein Gespenst hereingeschlüpft war. Jetzt stellte er besonnen die Lampe auf seinem Tisch so, daß er Maria gut sehen konnte. Und als ob er lange schon derartiges geahnt hätte, sagte er ruhig: „Warum?"

„Weil es falsch ist, wenn wir noch bleiben. Falsch!"

„Wenn es jetzt falsch ist," blieb Friedrich bei seiner Ruhe, „dann war es ja immer falsch."

„Ja."

„So?"

„Aber ich habe es erst jetzt so erkannt."

„Wann?"

„In Venedig."

Nun bekam Friedrich eine schwere, fast eine drohende Stimme. „Damals auf der Heimfahrt vom Lido."

„Ja."

„Wieso?"

Sie setzte sich tapfer nieder. Dann, im vollen Anblick seines mühsam beherrschten Gesichts, erzählte sie von der Möwe mit dem goldenen Ring. Sie erzählte langsam, mit jedem Wort die Wohltat genießend, die dies Bekennen gab, die Befreiung auskostend, mit diesen klaren Worten aus dem Wunderbaren jenes Begebnisses zur verstandesmäßigen Einsicht zu kommen, daß dies Wunderbare nur einen selbstverständlichen Prozeß beendet hatte. „Du wirst nun verstehen!" sagte sie, als sie fertig war.

Er nahm ein silbernes Falzmesser vom Tisch und hämmerte damit auf die Aschenschale, daß es hell klirrte. Dabei schienen seine Augen eine ermüdende Forschung in einer unergründlichen Tiefe zu tun, sie umzogen sich mit Schleiern, wurden groß und größer. Maria fürchtete sich vor ihnen.

„Siehst du, Maria," sagte er dann, diese Augen plötzlich zu ihr aufschlagend, „das mußt du mir doch noch ein bißchen erklären!"

„Wie erklären, Friedrich? Noch erklären?" Sie schüttelte den Kopf. „Wie denn noch erklären, Friedrich?"

„Wie denn noch erklären? — Verständlich machen mußt du mir, wie denn eine Möwe, eine ganz gewöhnliche Möwe dazu kommt, dir plötzlich..."

„Aber das alles ist doch so einfach!"

„Einfach?" Er rückte den Stuhl und sah sie scharf an. „Einfach? Wenn es einfach ist, dann hast du mich also angelogen damals, als du Ja sagtest!"

Es tat ihr fast wohl, daß er ihr mehr vorwarf, als wessen sie sich anklagte. Darum widersprach sie auch nicht. „Es ist alles meine Schuld!" sagte sie.

„Du hast eben so gedacht: ‚Nachdem mir dieser Mann starb, bin ich ohnedies mit aller Liebe zu Ende; ich kann also wohl einem neuen den Gefallen tun!'"

„Es ist alles meine Schuld!"

Er sprang aus dem Sessel. Hochrot war er im Gesicht. „Dann, Maria, — haben wir gegenseitig eine Gemeinheit begangen, willst du mir das sagen?" Er stand groß und zornig vor ihr. So kannte sie ihn noch nicht. „Ich, indem ich darauf pochte, dir das Gedächtnis an ihn zu töten, und du, indem du das duldetest? Was?"

„Alle Schuld trifft mich allein! Dich keine! Darum komme ich ja auch, zu bitten, daß du mir meine Schuld verzeihest. — Damit ich dann gehen kann!"

Nun schwindelte ihn. Er griff sich an die Stirne. „Verzeih, Maria, aber das ist ja alles ein grenzenloser Unsinn."

„Es scheint so, ja. Aber es ist Ernst!"

Er wollte sich aber noch einmal zwingen und lächelte geduldig. „Du bist erregt, Maria," sagte er gutmütig. „Du bist vielleicht ein bißchen angegriffen ..."

„Ich bereue alles, Friedrich," fuhr sie jedoch fort und überhörte ihn völlig, „was ich dir angetan. Von ganzem Herzen! Aber es geschah ohne klares Wissen! ... Doch nun, da ich klar bin und es dir ge-

sagt habe, würde ich nichts mehr bereuen, was dich schmerzen müßte; denn nun muß ich Axel leben!"

Er begann mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Ja! Ich muß! Und auch das Kind muß seinem Vater leben! Wir haben ja Axel gemordet; das Kind und ich!"

„Wenn ich mich aber wehre, Maria?" Er blieb vor ihr stehen.

„Du kannst dich nicht wehren, Friedrich!"

„Ich kann nicht?" Er faßte sie an den Schultern, als wollte er eine Wahnsinnige zur Vernunft bringen. „So bedenke doch nur, was du redest! Er ist tot ... und ich lebe!"

„Er ist aber nicht tot. Das ist es ja!"

Nun sah er sie hilflos an. Was war denn mit dieser Frau geschehen? Er setzte sich in seinen Stuhl, nahm wieder das Papiermesser und hämmerte auf die Aschenschale. Maria schaute ihm völlig ruhig zu. So verging eine Viertelstunde.

Endlich aber erhob er sich, trat zu ihr hin und sagte leichthin: „Diese Geschichte von der Möwe, Maria, ist die reinste Gespenstergeschichte. Du wirst sehen, sobald wir vernünftig darüber reden ... komm, laß uns vernünftig darüber reden!" Und wollte sie an sich ziehen.

Aber sie entriß ihm den Arm. Mit einer schleudernden Bewegung warf sie sich auf den Teppich nieder, kniete vor Friedrich hin, blickte ihn mit beschwörenden Augen an und rief: „Friedrich, ich bitte dich, — ich bitte dich: sage Ja! Mit meiner gequälten Seele, die ihn liebt, ihm die Liebe gebrochen hat, von allen Bissen der Reue gefoltert ist, die nur mehr ihn sieht, nur mehr ihn, als wäre er auferstanden, als wäre er da, neben mir, Tag und Nacht, flehe ich dich an: sage Ja!"

Er stand wie gelähmt. „Nein!" sagte er tonlos. „Niemals!"

„Ich ringe die Hände zu dir, Friedrich! Ich bin ja trotz alledem seine Frau geblieben, immer, ohne daß ich es wußte, es mußte ja auch so sein, es war ja anders gar nicht möglich, — und jetzt, jetzt kann ich nicht mehr zweifach leben, denn jetzt läßt er es nicht mehr zu, Friedrich, ich flehe dich an, ich flehe ..."

Jetzt konnte er sich nimmer beherrschen. Mit seinen starken Armen hob er sie auf, so wie sie flehend da lag, trug sie durch den großen, halbhellen Raum bis zur Türe hin und stellte sie in der Schwelle der Türe nieder. Und als sie da stand, verzerrten Gesichts, unausgefochtenen Kampfs, schaute er sie aus seinen entschlossenen Augen noch einmal an, trat dann fest in den großen, halbdunkeln Raum zurück und zog hinter sich die Türe zu.

⁂ ⁂ ⁂

Aber er kannte die Kraft dessen nicht, der gegen ihn kämpfte. Der die Seele seiner Frau, als habe sie jahrelang in blütenloser Brache gelegen, verschwenderisch nun mit neuen Blüten überschüttete. Aus allen Sonnenstrahlen des Tages ihr seinen Leib neu auferstehen ließ, lichtvoll, wandelnd, überreich an Liebkosungen, die nur er geben, mit denen allein die Seele dieser Frau genug haben konnte. Und der in den Nächten ihrer angespannten Schlaflosigkeit alle seine von ihr schon vergessenen Gedanken und Träume wiedergab, so als läge er neben ihr, ihr einziger Geliebter, ihr Gefährte für immer und ewig, der nun, da er ihr Erwachen sah, sagen konnte: Du hast mich doch nicht vergessen! Die Kraft des Toten kannte er nicht! ...

Als Maria am Morgen nach diesem Abend an seiner Türe pochte, hielt er darum die Wandlung in ihr schon eingetreten. Sie kam nun gewiß lächelnd zu ihm und bat, er solle vergeben; sie wisse nicht, was gestern abend in einem Anfall unerklärlicher Überspanntheit über sie gekommen sei.

Aber sie hatte das Kind an der Hand und war zum Ausgehen bereit. Ein Kleid trug sie, das aus ihrer Witwenschaft stammte, und Axel hatte sie das billigste seiner Matrosenkostüme angelegt.

„Nun sind wir da, Friedrich!" sagte sie leise und hielt den Knaben zurück, der schon ungeduldig aus ihrer Hand drängte. „Wir wollen, bevor wir gehen, dem Papa danken ... Nicht wahr, Bubi? ..." ängstlich und unsicher sah sie zum Kinde nieder ... „nicht wahr, wir wollen Papa danken, weil er so lieb und so gut mit uns war?"

Friedrich setzte sich nieder. Nach langem Schweigen, währenddessen er unentwegt klein Axel ansah, der nicht wußte, was heute vorging, sagte er ruhig: „Und wohin willst du gehen?"

„Ich will es machen wie ... vorher. Ein kleines Quartier mieten und arbeiten.“

Wieder schwieg Friedrich. Er war bleich bis in die Haarwurzeln.

„Und wir wollen nun bitten ...“ begann Maria von neuem, jetzt schon in sinkender Kraft.

Da hob Friedrich den Kopf. „Axel,“ rief er, „komm zu mir!“ Axel machte sich aus Marias Hand frei und lief zu ihm hin. Ohne weiteres setzte er sich lachend auf seine Knie. „Sag' einmal, Bubi, hast du Papa lieb?“

Das Kind warf einen mißtrauischen Blick auf Maria zurück, und diesen Blick in seinen Knabenaugen behaltend, schlang es die Arme um Friedrichs Hals und küßte seinen Mund.

„Und würdest du von Papa weggehen wollen?“ Friedrichs Stimme zitterte.

„Ich bleibe immer bei Papa!“ sagte Axel bestimmt.

„Und wenn Mama ginge?“

„Ich bleibe immer bei Papa!“

Friedrich stellte den Knaben auf den Boden, nahm ihn an der Hand und trat vor Maria hin. „Hast du nun das Herz dazu?“

Sie sah ihn verzweifelt an. „Friedrich, ich muß es haben!“

„Du hast mir das Kind geschenkt. Und nun nimmst du es mir!“

„Aber vorher habe ich es ihm geschenkt und ihm genommen. Diese Schuld muß ich zuerst abbüßen.“

„Ich gebe es aber nicht her!“

„Aber“ — sie streckte hilflos die Hände nach ihm aus — „Friedrich, ich darf nicht allein zu Axel kommen!“

„Dann ...“ — er stieß ihr das Kind entgegen, daß es mitten in ihre angstvoll aufgeschreckten Arme flog — „dann laß das Kind selbst entscheiden! Wir wollen sehen!“

Maria starrte ihn an. Dann schüttelte sie den Kopf, als könnte sie nicht begreifen, warum er sie für eine Irrsinnige hielt. Aber als sie ihre Hand, die qualvoll zitterte in der ihr aufgezwungenen Pflicht, das Leben eines Lebendigen zu zerstören, um das eines Toten zu retten, auf des Kindes Scheitel legen wollte, war ihr Axel schon entglitten. Aufkreischend, als drohe ihm eine unheimliche Gefahr, mit weit ausgebreiteten Armen, flog er Friedrich zu und barg sein furchtsam schreiendes Gesichtchen an seinen Knien.

„Siehst du!“ Trotz des Fiebers, das ihn im Anblick der unkenntlich veränderten Frau schüttelte, lächelte er stolz. „Siehst du?“

⌘ ⌘ ⌘

„Axel will nicht mitkommen!“ klagte sie auf Axels Grab. Es war Mai, auch über allen Gräbern funkelte und wucherte die große Pracht des allfärbigen Blühens. „Axel, unser Kind, will nicht mitkommen! ... Aber ich werde warten, Axel!“

Sie wartete. Aber Friedrich besann sich nicht anders ...

Einmal, von seinem Schmerz verzehrt, sagte er: „Warum fliehst du denn nicht und raubst das Kind?“

Darauf sagte sie: „Bevor du nicht verstehst, daß ich gehen muß, darf ich nicht gehen! Ich lüde sonst neue Schuld auf mich.“

„Mir gegenüber?“ lachte er gezwungen.

„Ja! ... Du darfst aber, weil ich das sage, nicht glauben, ich bin verrückt ...“

Etwas Ähnliches glaubte er; sie sah ganz richtig. Er war jetzt fast immer allein, und immer grübelte er nur über das eine nach: wie heile ich sie? Er war nicht der Mann, der in der Frauen Seele lesen konnte wie in der eigenen, und er wußte das. Trotzdem, davon war er überzeugt, mußte es ein Mittel geben, das die ganze Verzauberung Marias mit einem Schlag aufheben konnte. Und wenn nicht das erratende Gemüt, so mußte es doch sein findiger Verstand entdecken.

Und eines Morgens hielt er es für entdeckt! Strahlend kam er ins Frühstückzimmer. „Maria,“ sagte er, „ich verreise heute auf ein paar Tage. Geschäftlich.“

„Wohin?“

Da sank der Schimmer von seinem Gesicht. Die Furcht, mit dieser Reise Maria der Versuchung einer Flucht auszusetzen, brannte in ihm böse auf. „Nach Wien, vorerst,“ antwortete er mühsam.

Maria bemerkte seine Furcht. „Du kannst ruhig reisen,“ sagte sie. „Axel soll dich empfangen, wenn du wiederkommst.“ —

In diesen Tagen von Friedrichs Abwesenheit bewies Maria den größten Mut, die größte Standhaftigkeit. Obwohl sie unabläßig geheime Zwiesprache mit dem Toten hielt, der sie als bewegtestes Leben erfüllte, obwohl sie aus diesen Zwiegesprä-

chen klar seine Bitte vernahm: zögere nicht mehr, werde nicht schwach! und obwohl sie ihm darauf heilig versprach, mit tausend liebreichen, tröstenden Worten, daß sie standhaft sein werde, tat sie ihre Pflicht als die Frau des Abwesenden getreulich. Sie besorgte das Haus ohne jedwede Nachlässigkeit, sammelte auf seinem Schreibtische die Briefe, die für Friedrich eingelangt waren, gab dem Gärtner Anweisungen, daß er für die kommende Woche Rosen bereithalte, weil Friedrich ein Herrensouper haben sollte, und trennte sich keine Viertelstunde vom Kinde, dem der Streit zwischen Vater und Mutter bereits entglitten war. Axel machte seine Aufgaben, ging nachmittags mit ihr aus, durfte einmal ein Pferderennen ansehen, einmal japanische Briefmarken einkaufen, und plauderte bei all dem lebhaft und vertraut mit ihr, begab sich ihr ganz und gar, so daß sie hundert Gelegenheiten gehabt hätte, sich seines Willens zu versichern und auf ihn Einfluß zu nehmen. Aber nicht ein Wort verriet auch nur schmeichelnd oder listig dem Kinde ihren Plan. Eine kühle, klare Stärke war in ihr, die nichts Grausames hatte, aber auch nichts Schwaches, die deutlich übersah, welche Wunden sie riß, wenn sie nach dem handelte, was ihr Innerstes gebot, und trotzdem wußte, daß sie so handeln würde ...

Am fünften Abend nach seiner Abreise kam Friedrich zurück. Er war erstaunt, Maria und das Kind wirklich auf dem Bahnhof zu finden, und als ihn Maria mit freundlichem Willkommen empfing, zog ein hoffnungsvolles Lächeln über sein Gesicht. Vielleicht war die unerklärliche Verzauberung schon, während er weggewesen, von Maria verschwunden, dachte er im stillen, und sah mitleidig auf ein kleines Kistchen aus dünnem Holz herab, das er dem Diener nicht überlassen hatte und nun selbsteigen bis zum Wagen trug.

„Und es geht dir gut?" fragte er, als er im Wagen saß, das Kistchen auf den Knien und Axel an der Hand.

„Danke," sagte Maria gleichmütig. „Und du? Hast du eine gute Reise gehabt?"

„Eine sehr gute Reise." Er lächelte ein wenig. „Sogar eine sehr gute Reise."

„Und was ist in diesem Kistchen drin?" wagte nun auch Axel zu fragen.

„Später!" tröstete Friedrich und zog das Kistchen enger an sich. „Später, Bubi. Wenn wir zu Hause sind ..."

Zu Hause ließ er dann Maria und Axel feierlich in sein Zimmer eintreten und sperrte hinter ihnen beide Türen ab. Dann stellte er das Kistchen auf seinen Schreibtisch, zerbrach mit seinem Federmesser vorsichtig eine der Holzwände und schaute, bevor er ganz öffnete, gespannt zu Maria und dem Kinde empor. „Ich habe euch etwas sehr Schönes mitgebracht," sagte er, mit einer Stimme, die nur allzu deutlich die Erregung verriet, die jetzt in ihm wogte. „Wollt ihr es sehen?"

Maria blickte ihn traurig und enttäuscht an. ‚So will er uns also durch ein Geschenk fangen?' dachte sie. Aber da war Axel schon an den Tisch hingeeilt und rief jubelnd: „Schnell, Papa, schnell!"

Das Federmesser tat noch einen Schnitt, die letzte Holzsprosse brach ab und aus dem viereckigen Dunkel flog pfeifend und flügelklatschend eine Möwe.

„Die Möwe! Die Möwe," rief Axel wie besessen, „die Möwe mit dem goldenen Ring!" Und, einen Stuhl umstoßend, ein Tischchen mit Büchern umwerfend, jagte er der Möwe nach, die wild und laut flügelschlagend im Zimmer kreiste und im wirren Wirbel ihrer verzweifelten Bewegungen den goldenen Ring blicken ließ, der ihr am Halse hing.

Maria war auf einen Sessel niedergesunken. Sprachlos starrte sie Friedrich an.

„Ja," sagte der langsam, „die Möwe mit dem goldenen Ring, Maria. Ich habe sie gefunden. Sie ist es."

„Fange sie, Papa, fange sie!" rief Axel, immer noch hinter dem kreischenden Tier einherlaufend. Aber Friedrich achtete seiner nicht mehr. Mit lauerndem Blick, mit einem fast kindhaften, überraschungsfreudigen Lächeln beobachtete er Maria, die nun die Hände erhob, sie schluchzend vors Gesicht legte, und das Gesicht mit diesen weinenden Händen tief sinken ließ.

Diese Gebärde griff ihm ins Herz. Sie verzehrte sofort seinen Mut. Einen Augenblick zweifelte er auch, ob er weiterreden sollte. Aber es war doch wohl notwendig, einen Augenblick lang hart zu sein, wenn die Heilung gelingen sollte.

„Ich bin nämlich in Venedig gewesen," fuhr er darum unsicher fort, „und habe alle

Lidodampfer abgesucht. Alle! Von morgens bis abends. Und auf jedem habe ich gefragt: Haben Sie hier eine Möwe mit einem goldenen Ring um den Hals?" Er sah prüfend auf Maria hin. Aber sie schien nicht zu hören. Sie saß unbeweglich, das Gesicht in den Händen verborgen.

„Es kam mir selbst etwas lächerlich vor, aber ich hatte mir's in den Kopf gesetzt: ich werde die Möwe mit dem goldenen Ring finden." Wieder blickte er Maria an. Veränderte sich denn gar nichts an ihr? Ahnte sie den Zusammenhang noch nicht?

„Und ich hatte recht. Ich fand den Dampfer wieder, auf dem wir gefahren waren, und auf diesem Dampfer ..."

„Papa, ich hab' sie!" stürzte gellend Axel herbei, das kreischende Tier ins Nest seiner Hände zwingend. „Mama, ich hab' sie!"

Friedrich zog mit einer festen Entschlossenheit den Knaben zu sich her und versuchte, den Kopf der Möwe aus der Furcht emporzurecken. „Und auf dem Dampfer da fand ich sie. Sie gehört dem Kapitän des Dampfers, Barcaccia, — und sie gehörte ihm schon, als er vor sieben Jahren Kapitän des ‚Zanardelli' auf dem Gardasee war. — Das ist des Rätsels Lösung, Maria!"

Maria schüttelte ihre Hände ab und sprang, bebend am ganzen Körper, auf. „Das ist erlogen!" Axel drehte den Kopf. Was geschah denn da? „Das hast du erfunden, Friedrich!" Friedrichs Gesicht überzog sich mit furchtbarer Blässe. „Das ist die falsche Möwe, Friedrich! Ich weiß es!"

Ihr Atem keuchte. Friedrich hielt das lodernde Gesicht für ein Bild wahnsinnigen Zornes. Den Ton dieser schneidenden Stimme für ein Wort der Verachtung. Er sah nicht die hilflose Rührung, die das arme Weib über seine kindliche List ergriffen hatte, nicht den furchtbaren Zwiespalt, der jetzt, in letzter Stunde, in ihr sich auftat. Und sagte kein Wort.

„Und wenn es die echte wäre, Friedrich!" ... sie stand vor ihm, der verkörperte Pulsschlag einer aufgerüttelten Seele ... „hast du denn glauben können, daß ich mich vom Blick eines Tiers, vom Blinken eines Rings, von einem Zufall, vom Spiel eines gedankenlosen Zufalls bestimmen ließ? Und hast du nicht vielmehr verstanden, daß es so zuging, daß dieser Zufall nur die Spannung löste, die lange schon da war? Daß er der letzte Tropfen gleichsam war ... Friedrich, verstehst du mich jetzt?"

Einen Augenblick ließ er das Haupt tief sinken. Wie ein getäuschtes Kind. Wie ein ertappter, ungeschickter Lügner, wie ein innerlichst von Überlegenem Durchschauter. Und immer tiefer wollte ihm das Haupt sinken, bis er sich plötzlich emporriß. Sein Mund schien ein mordendes Wort auszusprechen, so verzerrte er sich, während der Arm aus der Starre schoß und dem spielenden Kinde die Möwe entriß.

„Papa!" schrie Axel auf. „Papa!"

Aber da fiel der Körper des Tiers schon, im Erdulden des Mordes leise aufsingend, zuckend mit den Flügeln, in weitem Bogen auf den Boden hin.

„Papa!" rief Axel zum dritten Male, „Papa!"

Friedrich tat einen langen, schmerzlichen Blick. Einen Blick, der sah, wie im Dunkel des Sterbens der goldene Ring der Möwe verglomm, wie Axels Auge anklagend zu ihm aufloderte, wie Axel mit einer empörten, hastvollen Gebärde sich von ihm abkehrte und an den Rock der Mutter klammerte. Und frei und offen, die ganze Niederlage, die dieser Blick ihn lehrte, bekennend, trat er nun vor Maria und das Kind hin und sagte: „Jetzt könnt ihr gehen, Maria! ... Alle beide!"

Maria zuckte zusammen und sah ihn groß an. Lange. Und tat dann endlich einen kleinen Schritt nach vorne; zögernd, so als wäre dieser kleine Schritt die letzte Bewegung des Zweifels, der immer noch fragte, ob sie recht tat oder unrecht, wenn sie ging. Aber kaum hatte sie diesen Schritt gemacht, nahm sie ihn schon entschlossen zurück ... und nun ging sie, Axel an der Hand, gesenkten Hauptes aus dem Zimmer.

⌘ ⌘ ⌘

Gegen Abend war's, doch schien die Sonne noch voll herein in die Straßen. Und weil die gerade ihr allerreichstes Leben lebten, denn morgen war Sonntag, hatten Dinge, die sonst nüchtern und feierlich aussahen, einen menschenfreundlichen Schimmer auf sich liegen. Die weiten Plätze zitterten in frohen Lichtwellen, die sommer-

lich über Statuen, Kirchen und Gärten rannen, die Straßenzeilen, von Rollen und Rauschen und Pfeifen durchtönt, schmiegten sich willig dem Menschenstrom an, der an ihren Wänden dahinstrebte. Von fernher blinkten über blitzenden Dächern dunstgleißende Türme, Kuppeln, Schlote und Maste, und die Luft, die über all dies freudige Leben wehte, über all die tausend Trippelnden, Bedächtigen, Hastigen, Laufenden oder Rasenden hinwehte, schien aus einem Traumland herzustreichen, in dem sie alle schon einmal gewesen waren, vor sehr langer Zeit, an das sie im Lärm und Rauch der Stadt ihre Erinnerung treu gewahrt hatten, und in das sie morgen ... vielleicht ... für eine fliegende Stunde wiederkehrten ...

Trotz dieses menschenfreundlichen Schimmers ging Maria mit dem Kinde diesen Weg schweigsam und schnell. Sie trug jenes abgenützte Kleid aus ihrer Witwenschaft, das sie schon einmal in der jüngsten Zeit angelegt hatte — damals vergeblich —, und hatte am Arm ein kleines Handtäschchen hängen, in dem neben eilig zusammengerafften Notwendigkeiten ihr mageres Sparkassenbuch und die Liste eines Wohnungsvermittlers staken.

Sie ging schnell und schweigsam, weil sie immer noch fürchtete, daß Axel seinen Sinn ändern und sagen könnte, nun gehe er nicht mehr weiter, und wolle umkehren. Darum befiel sie auch eine jähe Angst, als sie auf der Brücke, die sie zu überschreiten hatten, dem Stubenmädchen des Nachbarhauses begegneten. Wenn Axel das Mädchen erkannte, dann blieb er gewiß stehen und redete es an, und es gab sicher irgendein Wort, irgendeines, das ihn daraufbrachte, zu sagen: Mama, ich kehre mit Lisl um! Aber diese Furcht war grundlos. Als wüßte Axel ganz genau, wohin er da mit Mama zu gehen habe, und daß dieser Weg gemacht werden müßte, grüßte er wohl das Mädchen, aber nicht einmal laut, und schritt, als Lisl vorbei war, ebenso ernst wie Maria selbst weiter.

Nach einer Weile mußten sie die Straße verlassen und mitten durch einen großen Park gehen, in dem gewöhnlich viele Kinder spielten. Aber auch jetzt war Marias Furcht ungegründet, denn Axel sah wohl die hundert spielenden Kinder, die da Bälle jagten und Reifen warfen und in dem Springbrunnen Wasser schöpften, aber er veränderte sein ernstes Gesichtchen nicht um eine Linie, blickte tapfer geradeaus und schritt schweigsam vorwärts.

Aber nun kam das Friedhofstor. Jetzt war die Sonne schon gesunken, der Himmel goldig; das Tor ragte aus der Wegbahn blau und lichtlos auf, und aus seinem Bogen schimmerten vom fernen Hintergrund die lilienweißen Grabsteine und das tote Grün der abendlichen Büsche. — Wenn nun Axel ihre Hand ausließ und sagte: Mama, kehren wir um?

Aber auch das geschah nicht. Axel stapfte an ihrer Hand ruhig durch das Tor ein und ließ sich durch Wege und Pfade bis zum Grabe hinführen, und als zuletzt Maria mit einem Seufzer der Erlösung vor dem Grabe niedersank, setzte er sich, ohne ein Wort zu fragen, auf den Stein hin und wandte sein Gesicht von ihr ab.

Lange wagte sie nicht, ihn aus dem Auge zu lassen. Er würde ja müde werden, er würde endlich ja fragen: Mama, was tust du denn?

Als jedoch Minute um Minute verrann, ohne daß Axel sich rührte, ward sie mutig. Mit einem glückseligen Lächeln auf das Kind, dessen Füßchen in den Blumen des Grabs ruhten, dessen Ärmchen den Baum umschlungen hielten, der über dem Grabee singende Vögel trug, beugte sie sich über den Hügel, als wollte sie ihn umarmen und sagte: „Axel, nun sind wir da, das Kind und ich!“

Und kaum hatte sie dies Wort an den Toten gerichtet, vergaß sie auch schon des Kindes. „Axel, nun sind wir da!“ sagte sie noch einmal und beugte sich noch tiefer. „Bubi und ich!“ Und noch einmal und noch einmal sagte sie es. Und je öfter sie es sagte, um so lauter und freudiger wurde ihre Stimme, sie bemerkte nicht, daß sie über alle Gräber klingend hinschwebte und von den Mauern des Friedhofs wiedergegeben wurde. Denn Raum und Zeit versanken ihr, die Pein und Qual der letzten Wochen schwanden von ihr, in eine einzige süße Gewißheit fühlte sie ihr Sein gezogen: jetzt ist des Toten lange überhörter Ruf erfüllt und meine Schuld getilgt, — und seine Stimme werde ich nun hören dürfen, die sagt: ‚Jetzt bin ich erlöst!‘

Als sie sich endlich erhob, erglänzte der Himmel in der Blässe der Dämmerung. Sie lächelte. Denn noch immer saß das Kind regungslos da. Und so warf sie sich noch einmal, der zwingenden Glückseligkeit gehorchend, die in ihr aufstand, über das Grab hin und rief: „Axel, nun sind wir da! Bist du zufrieden?" Und zuckte zusammen und lauschte erschreckend: Kam jetzt die Stimme aus dem Grabe hervor?

Als es stille blieb, legte sie ihr Ohr auf die Erde. Da unten mußte ja Axel liegen! Da unten mußte er sie ja gehört haben! Alles, was in den letzten Wochen an Streit und Qual in ihr getobt, hatte er ja da unten gefühlt! Und jetzt sah er sie auch, sie und das Kind! Und jetzt mußte er, er mußte ihr jetzt sagen: ‚Maria, ich danke dir, nun ist alles gut!' — Er mußte ja!

Aber, siehe, je länger sie lauschte, desto stiller wurde es nur! —

Es kam keine Antwort! Nicht der Teil eines leisesten Tones! Eine grenzenlose Stille nur brach aus dem Grabe empor. Und diese Stille schwoll von Minute zu Minute tiefer an, ward wie die Stille eines reinen Friedens, in den kein menschlicher Wunsch mehr tönt, wie die Stille einer Ewigkeit, in die keine menschliche Stimme mehr dringt. — Und verwandelte sie, während sie ihr lauschte. Verwandelte sie! Es war, als ob dies unendliche Schweigen ihr Schleier von den Augen zöge, als ob es ihre Ohren befreite, als ob es ihre Seele von einem gefährlichen Irrtum, von einer traumartigen Verzauberung löste, und indem es ihr eine neue Wahrheit gab, mit der Göttlichkeit seiner Weite, mit der Kraft seiner Herrschaft ihr sagte: Der, den du rufst, ist nimmer von dieser Welt! Bedarf deiner nicht mehr! — Aber ein anderer ...

Der Himmel ward noch bleicher. Hell stieg er über den scharf sich abzeichnenden Kreuzen des Kirchhofs zu glänzender Höhe. Und noch immer lauschte Maria, das Gesicht starr in ihn gerichtet.

Da, plötzlich, sprang sie auf: Hatte nicht jetzt jemand geredet?

„Mama," sagte klein Axel, schon ungeduldig, weil sie ihn überhört hatte, „bist du Papa noch böse?"

Sie sah ihn wortlos an. Wer redete denn da? Axel oder das Kind?

„Glaubst du, er bereut es nicht? Das mit der Möwe?"

Was waren das für Worte? Hatte nicht Axel diese Stimme gehabt? Hatte nicht Axel einmal Ähnliches gesagt? Ähnliches, — so Ähnliches?

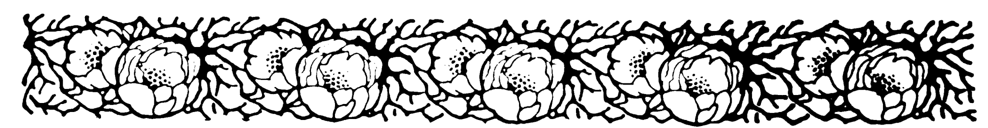
„Ich glaube," fuhr klein Axel fort und kam von der Steinplatte herab, „daß wir ihm nicht mehr böse sein dürfen. Denn er hat es gewiß nicht gerne getan! — Er hat gar nicht gewußt, was er tat!"

Ihre Augen wurden weit offen und starr. Blickten bohrend, mit einer jähen Anstrengung, den kleinen Mund an, der so Sonderbares redete. Blickten dann, als ob sie in der nächsten Sekunde erfassen müßten, welcher Zusammenhang zwischen diesen kindlich irrenden Worten und dem war, was ihr die Stille geoffenbart hatte, in den Himmel hinein, der jetzt diamanten über den schwarzen Kreuzen hing ... und tat plötzlich einen Schrei: war dieser Himmel nicht derselbe, wie jener Himmel von Golgatha mit den drei Kreuzen? Und redete also im Kinde nicht jener Mann, von dem Axel damals, vor diesem Himmel gesprochen hatte?

Sie fuhr zusammen. Ein Blitz durchglühte sie. Sie verstand, wie mit tausend Seelen, den Irrtum des Kindes, der in dieser offenbarungsreichen Stunde nichts anderes war, als die Stimme jenes Mannes ... als das Vermächtnis Axels!

„Mama, hörst du nicht?" drängte das Kind und riß an ihr.

Aber da hatten sich ihre Arme schon ausgebreitet, um das Kind zu umschlingen, das Gesicht sich schon geneigt, um den Mund zu küssen, der sie zur Helle gerufen. „Ja, Bubi," rief sie jubelnd in seliger Freude, „ich habe gehört! Und ich fühle wie du!" — Und den zitternden Arm um das Kind gelegt, das blonde Haupt über seinen Scheitel gebeugt, schritt sie aufrecht vom Grabe fort.





Defilierung nach dem Kirchgang

Mit den Jägern an die Grenze

Aus dem Leben der österreichischen Alpentruppen

Von Erich Walter Czech

Mit zehn Abbildungen nach Originalaufnahmen von F. Kahler

Und wie die klaren Dolomitenbächlein sich ausgelassen um graue Steine tummeln und übermütig eine jähe Felswand hinabspringen, plätscherten das Lachen und Kichern und die hellen Stimmen der Damen um ein paar Offiziere. „Aber, meine Herren — wie pessimistisch, wie undankbar! So blasiert sind Sie schon — solch wundervolle Gegend, welch Paradies! Und da beklagen Sie sich noch!"

Und die blutjunge Ellen dehnte ihre Arme, daß es dem jungen Leutnant ganz heiß wurde. „Das muß ja himmlisch sein so auf den Bergen herumklettern zu können, Sommer und Winter —"

„Und Winter —!" knurrte der Hauptmann mit seinem tiefen Baß. Doch der italienische Fluch, den er dabei zwischen den Zähnen zerbiß, klang nicht bis zu den zarten Ohren der Damen. Und die jüngeren Offiziere hätten nicht typische Österreicher sein müssen, um nicht gern ein wenig über das Leben zu räsonieren, das ihnen im Grunde so nötig war wie Luft und Wasser. Freilich, freilich, in dem winzigen getäfelten Extrazimmer des einzigen Hotels, das ihre Garnison hatte, da fingen die Petroleumlampen zu rauchen an, wenn die Herren zu fluchen begannen. Wenn sie pudelnaß und hundemüde mit ihren vom Kot zentnerschweren Bergstiefeln hereindonnerten.

„Wo geht's denn also morgen hin?" fragte eine resolute, schneeweiße Dame.

„Dreizinnenplateau, Gnädigste."

„Drei —, ach Gott, Dreizinnen, und da geht das ganze Bataillon hinauf?" fragt verwundert die schöne Ellen.

„Das ganze — sogar die Köche müssen mit," meinte der junge Jägerleutnant, dessen feines Gesicht den Südländer verrät.

„Ach und da wird abgekocht, wie nett!"

„Jawohl, die Kochkisten schleppen wir mit."

„Und Ihr ‚Zirkus' muß auch mit," wandte sich die alte Dame an einen baumlangen Hauptmann, den Kommandanten des „Zirkus", wie die Offiziere scherzweise die Maschinengewehrabteilung wegen ihrer kleinen Pferdchen nannte.

Ellen nahm Hasso, den jungen Sohn Dalmatiens, beiseite. „Heut abend kommen Sie an unseren Tisch und müssen mir ausführlich erzählen!"

Und er beschwor es, wiewohl er morgen Patrouillenkommandant war und um halb vier mit seinen Leuten durch die finsteren Dorfgassen tappen sollte. Wie oft ging ihm das nun schon so während der wenigen Wochen, die das Nestchen Fremdensaison hatte. ‚Ach was,' dachte er, ‚wenn die liebe Ellen erst wieder abgedampft ist, dann soll der Teufel das langweilige Leben holen.' —

Mit mattem Licht blinzeln die langen Fensterreihen der Kaserne in die stockfinstere Nacht. In ewig zitternden Schlangenlinien schwimmen die Strahlen auf den Wellen des schmalen Baches, der hastend und atemlos bergab stürzt. Von Franzensfeste her keucht ein Schnellzug, und sein Fauchen bricht sich an den steilen Wänden des Tals. In den leeren Dorfstraßen verrinnt leise der wehmütige Schall der Retraite, des Zapfenstreichs — Abendidylle in einer kleinen Tiroler Garnison. Doch nein — zu dem Bilde passen nicht die Lichter der Eisenbahn, denn wie wenig Garnisonen haben das Glück, an einer Bahn zu liegen. Im Sommer ist es immerhin erträglich; Pferde und Postautos lassen zuweilen die Möglichkeit zu, in vielen Stunden eine Bahnstation zu erreichen. Mit den Herbstnebeln wird's totenstill in den Garnisonen, die Fremden fliehn; und Hirtenrufe, Bereitschaftssignal und Abendläuten — mehr Zerstreuung gibt es dann nicht mehr.

Als der Mond durch die Zinken und Zacken



Im Aufstieg auf die Hochrast (2420 m). Im Hintergrunde Dreischusterspitze und Haunold

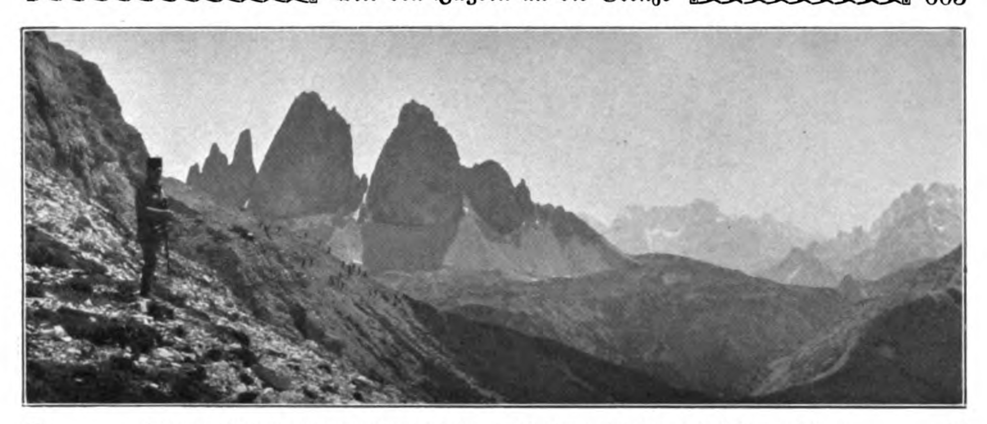
des Dolomits hindurchschielte, saß man im „Schwarzen Adler“ längst zum Abendbrot. Zwischen den „Dirndlkostümen“ leuchten — nein, das kann man wohl in diesem Falle nicht sagen — also tauchen die hechtgrauen Uniformen der Offiziere auf, unter ihnen sitzt auch der Einjährige, das einzige Exemplar dieser Enfant-terrible-Klasse beim Bataillon. Irgendein Zwang in puncto Toilette besteht nicht. Bei den Damen ist ein ziemlich offenherziger Ausschnitt beliebt, die Herren vom Zivil stecken in grotesken Bauernkitteln, und die Militärs tragen umgelegte Kragen, Breeches, Wickelgamaschen und Bergschuhe. Riesige Suppenterrinen dampfen auf den Tischen und zeigen, wie sich hier auch der Fremde der landesüblichen Speisenfolge verschrieben hat. Man ißt viel, man ißt außerordentlich viel. Dazu gibt es roten Terlaner und ein Tischgespräch, wie's wohl in allen Sommerfrischen Tirols bei ähnlichen Ereignissen üblich ist. So sollte man meinen — aber hier ist es anders mit dem Tischgespräch! Denn in einer Garnison, wo auf je zwei Zivilisten, Weiber, Greise, Rotznäschen und Trottel inbegriffen, ein Soldat kommt, stehen auch die militärischen Ereignisse im Vordergrund. Man spricht unendlich viel vom Militär — auch die Bauern. Dem Offiziersdiener, der in kaum verständlichem Deutsch, in das sich eine Unzahl slawischer Brocken mischt, daherstottert, hört man im Kramladen mit offenem Munde zu. Der Laden — der will respektiert sein, er ist Kleider-, Spezerei-, Metallwaren-, Glas-, Eier-, Waffen-, Ansichtskarten-, Delikatessen-, Schuh- und Wurstladen in einer „Person“.

Also der Wenzel kauft für seinen Herrn Eier, Schokolade, Schinken, Butter, Salz, Kaffee, Lederriemen und Seife — alles für den morgigen Marsch. Und dann geht das Fragen los und das Debattieren, denn die Weiblein vom Pustertal haben sich mit dem böhmischen Militär abgefunden, das, durch die politischen Verhältnisse bedingt und weil Tirol ungenügend für Soldaten sorgt, regimenterweise in Südtirol liegt. Die Dorfbewohner sind besser unterrichtet als der Plänkler, der auf seinem Strohsack vom heimischen Pflaumenmus träumt. „Was, der Oberleutnant Hark führt morgen die Maschinengewehrabteilung —“

„Ja, der ist doch Adjutant?“ fragt eine Dorfschöne, und um die düstre Öllampe geht



Zeltlager



Schwarmlinien am Hang des Toblinger Knoten gegen das Dreizinnenplateau

in allen Hütten die Kunde: „Oberleutnant Hark führt die Maschinengewehrabteilung. Merkwürdig!"

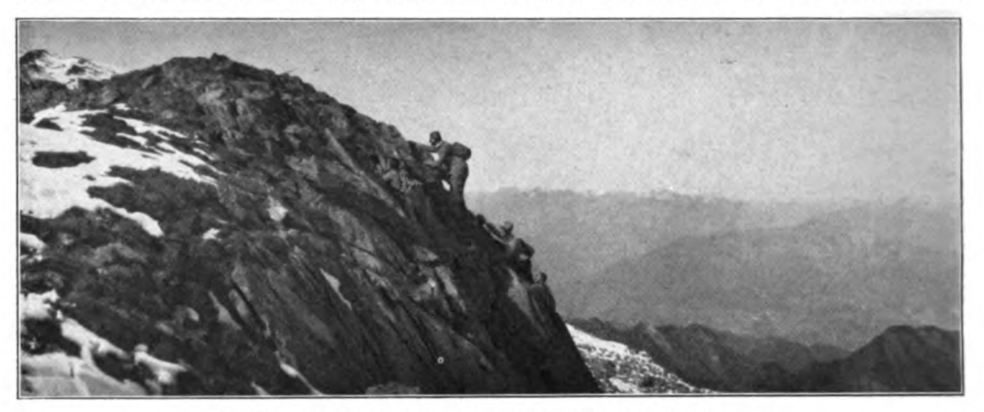
Und tausend Kombinationen, ob der „gewöhnliche" Hauptmann der Maschinengewehrabteilung krank ist oder Urlaub hat, oder was weiß ich, kriechen aus dicken Köpfen hervor. Warum sollte es im „Schwarzen Adler" anders hergehen? Tausend Fragen ersinnen die kapriziösen Lockenköpfchen der Damen, Fragen, so inquisitorisch, daß der peinlichste Militär sich stundenlang quälen müßte, sie auszuklügeln.

☒ ☒ ☒

Die wetterzernagten Bergriesen haben noch ihre grauen Schlafhauben auf, und über ihre mächtigen Häupter glitzern noch die Sterne, wenn ein Häuflein merkwürdig ausgerüsteter Soldaten in zwei Reihen auf dem Kasernenhof steht. Statt der Gewehre haben sie den kurzen Stutzen quer über dem Rücken hängen, den sonst unvermeidlichen Tornister ersetzen Rucksäcke, auf denen der Mantel aufgepackt ist, um die Waden liegen straff die Wickelgamaschen, und die Fäuste stützen sich auf das Eispickel. Einige Leute tragen Seile, die das alpinistisch-martialische Aussehen noch erhöhen. Von weitem gleitet eine graue Gestalt aus der Finsternis heran. Und schon läßt der Unteroffizier ausrichten, kommandiert die Kopfwendung und meldet dem Leutnant, der inzwischen nähergekommen ist. Einige Unterjäger werden ausgesucht, die Patrouillen abgeteilt, und beim Lichte der elektrischen Taschenlampe gleiten die Finger über die Landkarten. „Rechtsum marsch!" Die Nägel der Bergschuhe klappern durch das schlaftrunkene Dorf. Ein aufgeschreckter Hahn kräht den frühen Wanderern einen Morgengruß nach. Nur wenige Lichter blinken durch das dunkle Tal, und man kann ruhig die Hand ins Feuer legen, daß der helle Schein aus einer Offizierswohnung dringt, denn dort rasseln schon die Wecker, poltert der Bursche gähnend an der Tür seines Herrn. „Meld g'hursamst, is' schon halb vier!" Von der Straße herauf aber klingt bald das Wiehern der Pferde, die nervös und ungeduldig die harte Straße scheuern. Von der Kaserne her tönt der Weckruf und rüttelt den ganzen Ameisenhaufen aus dem Schlafe. Geschäftig wimmelt es auf den Gängen, Stiegen, im Hofe, in der Kantine. Und eine halbe Stunde später poltern die



Besprechung auf der Hochrast (2420 m)



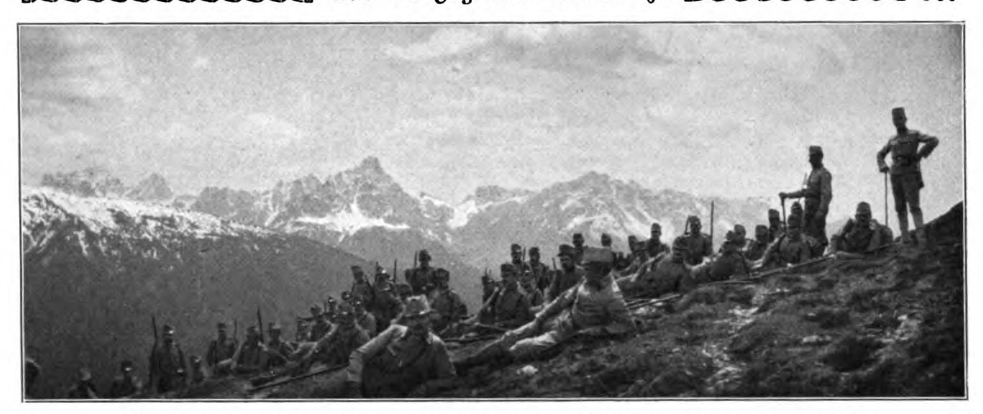
Aufstieg aus dem Schustertale auf die Eisenreichspitze (2665 m)

Bergstöcke die Stufen hinunter. Das Bataillon sammelt sich vor der Kaserne. Die grauen Jäger sehen heut wohl noch einförmiger aus als sonst, denn das frische Grün der Aufschläge ist von einem dicken grauen Halstuch verdeckt. Die gebirgsmäßige Marschadjustierung wird durch die Bergschuhe, Wickelgamaschen und die Bergstöcke charakterisiert. Im übrigen unterscheidet sich wohl ihre Ausrüstung in keiner Weise von der ihrer Kameraden auf dem flachen Lande, und der schwere Tornister wird beim stundenlangen Steigen wahrlich auch nicht leichter. Die Pferde tänzeln ausgelassen und freuen sich auf den kurzen Morgenritt — denn mehr wird es nicht für sie: kaum 600 Schritt hinter dem Dorfausgang geht es auf engem Fußsteg steil hinan, dort übernehmen die Pferdewärter ihre Schutzbefohlenen, und vom Hauptmann bis zur Exzellenz, die etwa eine Inspektionsreise in das Bergnest verschlagen hat, muß alles hübsch per pedes steigen. Nur die Pferdchen der Maschinengewehrabteilung klettern unermüdlich und brav über steile Hängen, Muren und Felsblöcke.

So wird es von selbst verständlich, daß die Offiziere gern auf Stiefel und Sporen verzichten und gleich der Mannschaft eine gebirgsmäßigere Ausrüstung wählen. Und so komisch es vielleicht für den ersten Augenblick anmutet, einen hohen Offizier in Nagelschuhen, Wadenstrümpfen und Pumphosen daherkommen zu sehen, dazu an Stelle des langen Säbels noch den schwarzen, kaum mehr als einen halben Meter langen Gebirgssäbel, — die Weg- und Witterungsverhältnisse lassen diese Umwandlung leicht verständlich werden. Im strammen Schritt und Tritt, die Bergstöcke an die Schulter gelehnt, marschieren die Jäger durch das erwachende Dorf, und aus allen Fenstern sehen ihnen die frischen Tiroler Gesichter nach. Und vollends einen richtigen Freudenausbruch heimsen immer die schmucken kleinen Uzulen der Maschinengewehrabteilung ein, wenn sie lustig mit kleinen Schritten über die Straße klappern, als ob es ihnen Spielerei wäre, das bißchen Gewehr oder die Munitionsverschläge auf dem Rücken zu tragen. Ganz anders sieht das Bild aus, wenn die Kolonne die Alpenstraße verläßt und nun den Anstieg beginnt. Einer dicht hinter dem andern, im richtigen Gänsemarsch geht es hinan, eine schier endlose Kette schlängelt sich ganz langsam



Im Neuschnee auf das Füllhorn (2448 m)



Rast am Thunentaler (2407 m). Im Hintergrund Dreischusterspitze, Haunold, Helm

bergauf. Das Sprechen verstummt von selbst, wortlos und zäh keuchen die Soldaten. Und man sieht immer einen Gipfel vor sich und plagt und schindet sich, und wenn man glücklich oben steht, ist dahinter mit teuflischer Hinterlist eine neue Höhe heraufgeschnellt. Von neuem geht's vorwärts. —

Bei einer „Kaser", einer Alpenhütte, wird Rast gemacht. Ein schmächtiger Hirtenjunge steht mit den Händen am Rücken da und gafft zu, wie sich die Soldaten schmunzelnd niederwerfen und Brot und den unvermeidlichen Speck aus den Tiefen ihres Brotsackes herausziehen. Und dann hebt ein schauderhaftes Husten und Bellen an: der Nikotin rächt sich — an diesem Husten verrät sich der Raucher. Die Trinkeimer aus Leinwand werden hervorgeholt. Die Offiziersdiener leeren vor ihren Herren die Schätze ihrer Rucksäcke aus, die Feldflasche, die zugleich Trinkbecher und Eßschale ist, wird entsprechend gewürdigt. Dann kommen die Karten und Feldstecher heraus, man orientiert sich, schätzt und kommt gewöhnlich bald dahinter, daß man weitere sechs Stunden zu steigen hat. „Marrrrsch!" Und weiter geht's bergauf, bis die armen Teufel der letzten Kompagnie neidisch zu ihren glücklichen Kameraden nach aufwärts sehen: denn von der ersten oben erschallt unbeschreiblicher Jubel; wie von einem Alp erlöst sind sie, als die steinerne Wand vor den Augen weicht und den Blick freiläßt. Und drüben über dem tiefebenen Tal steht in langer glitzernder Kette die überwältigende Dolomitenpracht, in das helle Licht eines Sommermorgens getaucht.

Aber der „Zweck der Übung" darf über der Naturbewunderung nicht vergessen werden. Um die Offiziere scharen sich die Leute, und die Karten werden ausgebreitet. Dann orientiert der Hauptmann seine Mannschaft.

Zuerst weist sein Arm auf ein paar Häuser gerade unter ihnen, die an einer Chaussee liegen und einen ganz friedlichen Eindruck machen: das italienische Zollgebäude und die Kaserne der Grenzsoldaten. Und zum größten Erstaunen sehen die Leute, daß dicht vor ihnen auf kaum hundert Schritt die Grenzsteine liegen, die in weiten Abständen eine Kette bis zu den italienischen Häusern da unten ziehen. Nicht selten begegnen sich bei solchen Märschen österreichische und italienische Alpentruppen, zwei Schritt voneinander entfernt, nicht ohne daß es



Maschinengewehre im Feuer (2700 m). Im Hintergrund die italienischen Alpen

dann ein ganz friedliches Bild gibt. Insoweit die Mannschaft sich verständigen kann, plaudert man hinüber und herüber, die Offiziere aber stellen sich vor, und da meist beide Teile die Sprache der andern beherrschen, unterhält man sich lebhaft. Freilich läuft man sehr leicht Gefahr, daß dann ein liebenswürdiger Alpini mit seinem liebenswürdigsten Lächeln um die Erlaubnis bittet, die marschierende oder lagernde Truppe abknipsen zu dürfen, was man nun, wenn auch mit sauerem Gesicht, nolens volens erlauben muß. In puncto Photographieren haben es die Touristen recht schlecht hier. Es gibt kaum eine Hütte, an der nicht in großen Lettern und in einigen Sprachen geschrieben steht: Photographieren verboten! Und wenn dann ein Wanderer im Schweiße seines Angesichts einen Gipfel erklommen hat, begrüßt ihn dort oben sicher die Tafel: Photographieren streng untersagt!

Wenn der militärische Teil des Vortrages erledigt ist, kommt der touristische. Man nennt die Namen der Berge, spricht darüber, wie hoch die sportliche Besteigung zu werten ist usw.

Und wieder heißt es „Marsch!“, und höher und höher windet sich die lange Kette. Nichts anderes als die Fußstapfen der Vorhut zeichnen den Weg. Die Pferde der Maschinengewehrabteilung werden an Seilen hinaufgezogen, um so den geplagten Tierchen ihre Last zu erleichtern. Aus den Tälern steigen weiße Nebel, und der Sonnenglanz ist im fahlen Grau erstickt. Mit dem Sonnenstrahl ist auch die Wärme geschwunden. Ein eisiger Hauch trägt die Nebel heran. Kalter, feiner Regen rieselt nieder, fegt die Tropfen ins Gesicht und hängt sich schwer an das Fell des Tornisters. Immer höher geht's hinauf, immer stärker wird der Regen. Der dicke Soldatenmantel ist wie ein Brett so steif und so schwer. Aber Wasser geht keins durch. Dafür rinnen in den Hals ganze Bäche, und durch die Kappe sickert es durch.

Schüsse fallen — weit irgendwo auf dem Plateau: der „Feind“, die rote Infanterie oder die Landesschützen melden sich schon. Die Patrouillen klettern längst auf den unmöglichsten Zacken herum, bis sich ihr Kommandant mit gutem Gewissen sagen kann: ‚Höher geht's nimmer —‘

Näher und stärker hört man das Feuer, und im Schutze des Nebels ändert sich rasch die Formation des Bataillons. Ohne ein Wort, nur durch Zeichen dirigiert, geht es in Schwarmlinie über Stock und Stein, über Muren, daß die aus ihren Träumen aufgeschreckten Steine polternd in die Tiefe stürzen. Just auf einem alten Schneefeld liegt eine Schwarmlinie, und die Rekruten bekommen dann einen leisen Vorgeschmack von den Bergtouren mit Schneereifen und den Schipatrouillen. Es kracht durch die Felsen, die jeden Schuß zehnmal widerhallen lassen. Da knattern auch schon die Maschinengewehre, und wenn sie in ihrem Feuer eine Pause eintreten lassen, gellt das Tacktacktacktack schier minutenlang in den Klüften nach.

Dumpf rollt ein Kanonenschuß über die Berge. —

Der Himmel schüttet unaufhörlich, Eiskörner mischen sich in das Wasser, aber er kann sich keinen Respekt mehr verschaffen. Achtlos auf Wasser, Schnee und Schmutz wälzen sich die langen Reihen vorwärts — laufend, rutschend, kletternd, kriechend. Hinter jedem Steine blitzt ein Feuerstrahl auf. —

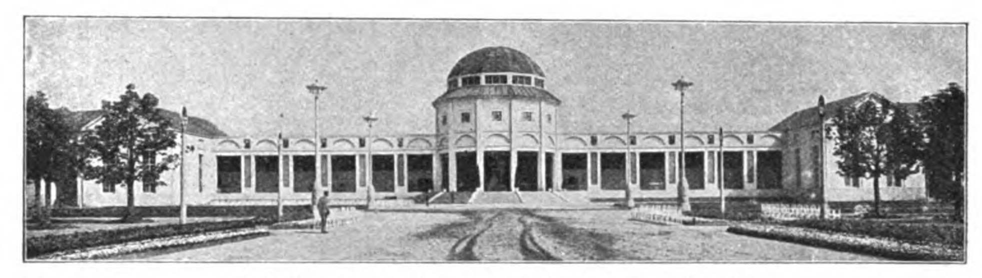
Ein Trompetenstoß — dreimal — dann geht der Ruf wie ein Lauffeuer durch die Reihen: „Feuer einstellen!“ Wie zum Triumph hat sich auch der Himmel ergeben. Langsam lösen sich die Schleier, und im Lichte der kühlen Bergsonne steigen drei riesige Türme auf: Die drei Zinnen.

Vergatterung!

Schmunzelnd laufen die Leute zusammen und schielen gierig nach einem Häuflein Menschen, das sich geschäftig um ein paar rauchende Kessel bewegt — die Kochkisten dampfen. Vergessen sind Regen, Müdigkeit und zerschundene Glieder! Alles ist vergessen bei dem Gedanken an das wunderbar heilende Soldatenwort: Menage!



Menageverteilung bei der Schmiedhöfer Alm (2000 m)



☒ Haupthalle der Deutschen Werkbund-Ausstellung in Cöln ☒

Die Deutsche Werkbund-Ausstellung Cöln 1914

Von Ludwig Sternaux

er Deutsche Werkbund ist das Kind einer Bewegung, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzte. Man lief mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel Sturm gegen ein Kunstgewerbe, das in dem völlig mißverstandenen Zurückgehen auf alte Formen sein Genüge und in dem Reichtum, der nach dem Deutsch-Französischen Kriege das Land mit Segen und Fluch begnadete, einen fruchtbaren Boden selbst für die unglaublichsten Mätzchen fand.

Blickt man jetzt zurück, so kommt einem die Spanne Zeit, die unser Heute von jenem Gestern trennt, auf der einen Seite wie ein kurzer Traum vor, auf der anderen scheint sie eine Ewigkeit zu sein. Das Ergebnis dieser Kampfjahre bedeutet einen so vollständigen Sieg auf der ganzen Linie, daß die verstrichene Zeit eines Menschenalters gegenüber dem Erreichten wie eine Bagatelle berührt. Nur das eine ist außerordentlich merkwürdig und fordert zu angestrengtem Nachdenken heraus: das Kriegsgeschrei, das einst so schön und vielversprechend erklang, das Schlagwort von der Wiedergeburt des Kunstgewerbes, verstummte schon nach wenigen Jahren, und nun, wo der Kampf ausgetobt und wo statt des kleinen Kreises der ursprünglich Beteiligten die ganze Welt bereits, bewußt oder unbewußt, an den Segnungen des Erreichten teilnimmt, da erkennt man unschwer, daß es in diesem glorreichen Kriege ja gar nicht um das Kunstgewerbe ging, nicht um ein verhältnismäßig kleines Spezialgebiet der künstlerischen Kultur, sondern um die ganze große Werkkunst. Mit Tapeten und Stühlen und Aschbechern fing man an, und bei der gigantischen Aufgabe der sach- und sinngemäßen Veredlung von Fabriken und Getreidesilos steht man jetzt. Nicht das Kunstgewerbe war es, um das man so erbittert kämpfte, sondern die Schönheit überhaupt. Ihr hat man nun, wie die Deutsche Werkbund-Ausstellung zeigt, auch im Alltag den Platz erstritten, der ihr gebührt.

Der Deutsche Werkbund ist vor nunmehr sechs Jahren gegründet worden. Die Bestrebungen, an deren Verwirklichung bis dahin eine Menge von einzelnen gearbeitet hatte, wurden damals unter Zusammenschluß einer Anzahl führender Männer in ein großes Bett geleitet und strömten nun mit gleichmäßiger Wucht einher. Jetzt gehören fast alle, denen es mit der Sache der deutschen Werkkunst ernst ist und die so oder so, sei es als Schaffende, sei es als Begünstigende, daran mitarbeiten, diesem Bunde an. Die Mitglieder setzen hinter ihren Namen die drei Buchstaben DWB. Das ist eine Äußerlichkeit, über die man lächeln könnte. Aber diese Äußerlichkeit bedeutet doch mehr: sie schützt den, der diese drei Buchstaben hinter seinen Namen setzen darf, vor Mißachtung und Verdächtigung, weil der Deutsche Werkbund nur solche Künstler in seine Reihen aufnimmt, die auch wirkliche, erprobte Künstler sind, und sie schützt aus gleichem Grunde den, der Werke oder Arbeiten nach Entwürfen dieser Künstler erwirbt. Denn das DWB gewährleistet in jedem Sinne Qualitätsarbeit, und in welchem Maße es das tut, das sollte eben einmal eine Ausstellung wie die jetzt in Cöln mit einem unerhörten Aufwand von Arbeit und Energie und großer Selbstlosigkeit veranstaltete dem gesamten Deutschland klarmachen.

Der Reisende, der in diesem Sommer nach Cöln kommt, wird, kurz bevor der Zug über die monströse Hohenzollernbrücke donnert, rechter Hand von einem eigenartigen Bilde gefesselt. Da, wo sich früher am Ufer des Rheins, Cöln gegenüber, ein wüstes Gelände ausbreitete, das Überbleibsel der geschleiften Deutzer Festungswerke durchaus nicht reizvoller machten und das deshalb kein Cölner je betrat, ja kaum kannte, liegen jetzt, weiß und gelb ins Grün der Bäume gebettet, die Baulichkeiten der Werkbund-Ausstellung. Am Tage, wenn Sonne die langgestreckten Gebäude, die Kuppeln und die Glashallen überflutet, gesteht man sich wohl zögernd ein, noch nie eine solche Ausstellung gesehen zu haben. Wo sind die stolzen und auffallenden Türme, die bisher jeder Ausstellung unumgänglichstes Requisit schienen, wo die pompösen Brücken, wo die schimmernden Teiche, wo die Riesenfontänen, die Wasserspiele, die tausend Kinkerlitzchen, mit denen man bis auf den heutigen Tag einer Ausstellung, gleichviel welcher Art sie auch immer war, eine lächerliche Physiognomie zu geben

bemüht war? Nichts davon. Der unvergleichlichen Silhouette des alten Cölns am jenseitigen Ufer hat der Deutsche Werkbund getreu dem ihn beherrschenden und leitenden Grundgedanken erstens ein annähernd gleich edles Ausstellungspanorama gegenüberzustellen versucht; dann aber sollte auch einmal bewiesen werden, daß selbst eine ganze Ausstellung allein durch ihre zweckmäßige Ausgestaltung schön wirken und daß sie ohne das Drum und Dran von Türmen und Türmchen ein eigenes Antlitz aufweisen kann. Beides ist bis auf geringe Kleinigkeiten, an denen entweder das trotz der herrlichen Uferlage nicht immer günstige Gelände oder das nicht vollwertige Material, aus dem die provisorischen Bauten aufgeführt worden sind, Schuld trägt, gelungen. Mit dieser Ausstellung, die tatsächlich einen vollen Triumph der Linie und der absoluten Zweckmäßigkeit bezeichnet, ist ein Typ für tausend andere Ausstellungen geschaffen, — in welchem Umfange er an Geltung gewinnen wird, kann allerdings allein die Zukunft lehren. Aber welch einen Schritt vorwärts getan zu haben, heißt das schon, daß solche Zerrgebilde, wie es beispielsweise die Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 noch war, in Zukunft eben eine Unmöglichkeit sind und daß man beruhigt in eben diese Zukunft schauen kann.

So sehr die Cölner Ausstellung durch ihre Lage längs des wundervollen Rheins gewinnt, ebensosehr leidet sie auch darunter. Denn sie hat in Wirklichkeit keinen Haupteingang. Das, was sich so nennt, ist eine belanglose Anordnung von Säulendurchgängen, die allerdings Ein- und Ausgang vermitteln. Aber die wirkliche Ausstellung beginnt dann so weit hinter diesem Haupteingang, daß man sich müde gelaufen hat, noch ehe man das erste wirkliche Ausstellungsgebäude zu Gesicht bekommt. Und das „Hauptportal" des Baurats Moritz, das man dann endlich erreicht, ist auch nicht angetan, die verlorene Wirkung zu ersetzen. Es ist zwar in der räumlichen Verteilung gut, spricht aber in seiner in assyrischem Stil gehaltenen Ausschmückung, die noch durch einen stark ägyptisierenden Fries des Malers Seuffert ergänzt wird, dem Werkbundgedanken geradezu Hohn. Darüber helfen auch billige Sprüchlein wie etwa dies: „Die Kunst verlangt ein Vaterland", dessen tiefen Sinn sechs dahinter angebrachte „dekorative" Striche vollkommen trivialisieren, nicht hinweg.

Nähert man sich dagegen der Ausstellung zu Schiff — und das sollte jeder tun, der sie so sehen will, wie sie gesehen werden muß —, so erhält man ein wesentlich anderes Bild. Dann kommt man nämlich nicht von der Schmalseite an sie heran, sondern von der Breitseite, und hier, wo das Schiff anlegt, wäre auch der Platz für den Haupteingang gewesen. Denn hier hat man einen Prospekt vor sich, der Reize von vielen Graden besitzt; hier wirken die verschiedenen Architekturen der kuppelgeschmückten Haupthalle, des Weinrestaurants und der Festhalle, des Bierrestaurants und des ganz famosen Österreichischen Hauses, trotz der verschiedenen Künstler, die sie geschaffen, zu einem fein abgetönten Raumakkord zusammen, der nicht so leicht zu vergessen ist. Was am wirklichen Haupteingang durch Kleinlichkeit verkümmert ist, was dort als Auftakt zu einem so großen Spiel, wie es die ganze Ausstellung ohne Zweifel darstellt, trotz der Zuhilfenahme der alten Kunst von Euphrat und Nil komisch wirkt, das prunkt hier alles in selbstverständlicher Hoheit. Dabei darf man dann allerdings nicht vergessen, daß hier Leute wie Peter Behrens, Bruno Paul, Josef Hoffmann und Theodor Fischer das Wort haben, die alle längst so durchgebildete Kunstcharaktere sind, daß man von ihnen kaum je etwas Schlechtes oder Mangelhaftes erwarten dürfte. Höchstens etwas Ausgefallenes. Aber auch das trifft hier Gott sei Dank nicht zu, im Gegenteil, gerade ihre Bauten zeichnen sich durch eine Schlichtheit aus, die bei Behrens und Hoffmann sogar monumental im besten Sinne wirkt.

Weit mehr als an der Gesamtwirkung der Bauten zueinander dürfte man an ihnen im einzelnen auszusetzen haben. Da sind meines Erachtens schwere Fehler gemacht worden, die mit leichter Mühe hätten vermieden werden können. So wird die streng auf den architektonischen Gegensatz von Licht und Schatten eingestellte Wirkung der Fischerschen Haupthalle in den Säulenarkaden der Stirnseite so gut wie gänzlich durch eine Reihe von Wandbildern von Prof. Hölzel-Stuttgart aufgehoben. Die Bilder sollten dekorativ wirken und sind deshalb, Schöpfungen einer expressionistisch entarteten Gotik, vollkommen in ein Spiel von starren Linien aufgelöst, das seine tiefere Berechtigung aus der geradlinigen Architektur Fischers herleitet. Aber sie erreichen mit ihrer Eintönigkeit gerade das Gegenteil. Sie schmücken nicht, sondern sie zerstören die Wandfläche, und da sie zudem noch von den Säulen überschnitten werden, steht man verständnislos vor ihrem Greuel. Vergeblich sucht man nach irgendeinem Zusammenhang mit der Ausstellung als solcher, und selbst als man mich darüber aufklärte, daß sie legendären Charakter hätten und Vorgänge aus der alten Geschichte Cölns behandelten, blieben sie für mich ein Buch mit sieben Siegeln. Ich hänge gewiß nicht am Sujet. Aber ich hänge an der Kunst und sehe keine Kunst darin, die Dinge möglichst zu verzeichnen. Merkwürdigerweise ist gerade diese Art allerjüngster Kunst auf der Werkbund-Ausstellung in auffallendem Maße vertreten, und merkwürdigerweise haben sich gerade die Architekten, deren Bauten zu den gelungensten zählen, mit solchen Künstlern verbunden, die erst jenseits von Gut und Böse anfangen, d. h.

da erst anfangen, wo wir bereits aufhören. So fügt Walter Gropius in die ganz prachtvolle Architektur seiner Musterfabrik, eines der Ausstellungsgebäude, die gerade hier im rheinischen Industriegebiet unberechenbaren Einfluß haben können und werden und in deren einzigartige Harmonie von Stein, Glas und Eisen überhaupt nichts Farbiges gehört, Ornamente und Wandbilder von Hettner und Haß ein, die jede Raum- und Flächenwirkung ertöten (wenn sie auch als Capriccios eines beweglichen Geistes immerhin wertvoll sind); so läßt sich Bruno Paul in zwei Pavillons seines Weinrestaurants schattenhafte Gebilde von Emil Orlik an die Wand malen, die den feinen Künstler von einer ganz neuen, leider aber keiner guten Seite zeigen; so bringt Ludwig Paffendorf in seinem Cölner Haus in Supraporten und Wandbildern eine Art neuer Kunst, vor deren Existenz an sich man schon erschrickt, bringt weiter Muthesius in der Empfangshalle seiner „Farbenschau" symbolistische Kolossalgemälde von Harald Th. Bengen, für deren Vorhandensein einzig und allein der wilde Prunk ihrer Farben einige Berechtigung bietet. Das geht denn doch nicht, und wenn damit etwa versucht werden soll, dem großen Publikum offiziell einzureden, das, was es an Bildern in dieser Ausstellung sieht, sei die wahre, die neue Kunst, dann muß da ganz energisch betont werden, daß hier einseitige Politik getrieben wird. Derartiges aber widerspricht nicht nur den Tendenzen des Werkbundes, es widerspricht auch dem Sinne der Ausstellung. Man sieht so unendlich viel Gutes hier; in bunter Flucht gleiten Möbel, Teppiche, Beleuchtungskörper, Lederwaren, Bronze und Porzellan, Gold- und Silberschmuck an uns vorbei, alles in erlesenen Stücken; was wir vor zwanzig Jahren noch kaum zu erträumen gewagt, sehen wir in der vollendetsten Weise zur Wirklichkeit geworden, das Herz geht uns auf ... und dann bringt man uns in Bildern und Wandgemälden ausgerechnet die Kunst der Allerjüngsten, der Unreifen.

Aber auch in anderer Beziehung gibt die Ausstellung Anlaß zu wiederholten Fragezeichen. Bei einer Wanderung durch die unzähligen Ausstellungsräume gewinnt man zunächst allerdings den beglückenden Eindruck, wie sehr sich das Niveau im allgemeinen in Deutschland gehoben hat. Das ist alles schlechtweg famos. Man sagt sich immer wieder: wie sah das alles vor zwanzig Jahren aus! Aber auf einmal ist dann der Verdacht da, daß vieles von dem, was einem hier in verwirrender Fülle gezeigt wird, vielleicht schon zu gut ist, und von dem Spiel mit diesem gefährlichen Gedanken kommt man danach nicht mehr los. Das Niveau, das zweifelsohne geschaffen ist und das man gewiß bewundert, ist tatsächlich in einigen Fällen schon ein Überniveau. Die Möbel des Innenarchitekten Fritz August Breuhaus, die bereits völlig in Spielerei und Affront ausarten, beweisen das; desgleichen Lotte Pritzels perverse Wachspuppen für die Vitrine; die snobistische Bücherkultur; vieles aus dem Österreichischen Haus; manches aus dem, das sich Bremen und Oldenburg, eingedenk der alten Kultur, die sie vertreten, schwer und reich erbaut haben. Hier liegt die Klippe, auf die der Werkbund zusteuert, und vielleicht hängt seine Vorliebe für das Äußerste und Gewagteste in der bildenden Kunst mit diesem Hang zu Luxus und Raffinement ursächlich zusammen. Man hascht bereits nach letzten Sensationen. Natürlich liegen auch in einer verfeinerten Kultur unendliche Reize; aber so wie ich den Werkbund verstehe, hat er damit eigentlich nichts zu tun. Seine Aufgaben liegen vielmehr auf dem Gebiete des Volkstümlichen, zu dem schöne Häuser, schöne Möbel, schöne Geräte nichtsdestoweniger gehören. Denn warum sollten Leute mit 30000 Mark Einkommen und mehr, die sich all das leisten können, nicht auch zum „Volke" gehören? Aber immerhin ist die Frage doch interessant, wie sich beispielsweise Menschen, die sich soeben nach dem Muster eines auf der Werkbund-Ausstellung gezeigten Zwei-Etagenhauses des Architekten Pflaume eingerichtet haben, bei einer folgerichtigen Entwicklung der Dinge nach dreißig Jahren einrichten würden. Oder die wir augenblicklich im Hause Bremen-Oldenburg in einem fabelhaften gelb-lila Salon Kaffee Hag getrunken haben —, in welchem noch vollkommeneren Raume gedenken wir das 1944 zu tun? Gibt es da noch eine Steigerung?

Was gerade auf anderen Gebieten der Arbeit und der Energie des Werkbundes noch für glückhaltende Aufgaben harren, dessen bleibt man in drei der bedeutendsten Unterabteilungen der Cölner Ausstellung fortwährend eingedenk: das sind die schon erwähnte Gropiussche Musterfabrik, dann die Eberhardtsche Verkehrshalle und vor allem das neue niederrheinische Dorf. Und als viertes tritt dann noch, wenn auch von minderer Bedeutung, das neue van de Veldesche Theater hinzu.

Vielleicht das Schönste an der ganzen Ausstellung ist dies „Dorf am Niederrhein", das unter der künstlerischen Oberleitung von Prof. Metzendorf aus Essen von diesem und mehreren Cölner und Düsseldorfer Architekten erbaut worden ist. Wie fast alles auf der Ausstellung soll es als Beispiel dienen, soll zeigen, daß man auch heute noch trotz der schlotstarrenden Industrie Dörfer bauen kann, die in nichts dem Reize eines ursprünglichen alten Dorfes nachstehen, und es soll vor allem zur Nachahmung reizen.

Schon von weitem schimmern stets durch die weißen Putzbauten der Ausstellung die braunroten Ziegel dieses Dorfes, grüne Baumwipfel überragen Häusergiebel und Turm, und der Rhein begrenzt das Ganze. Seine Wellen hört man leise ans Ufer klatschen, wenn man im Garten der kleinen Weinkneipe sitzt, der Wind trägt den herben Duft des Wassers über

den Dorfanger, und in der Schmiede loht des Abends das helle Feuer. Es ist ein rechtes Dorf, ein Dorf, wie es in Niederdeutschland allerdings noch nicht zu finden ist, aber trotzdem keine Phantasie und keine Theaterkulisse! Die Leute, die es geschaffen, haben Erbarmen gehabt mit dem grünen Land im schwarzen Industriegebiet, in dem das alte Bauerntum immer mehr verschwindet. So haben sie aus dem Gedanken heraus, auch für die neuen Verhältnisse des Landes ein friedliches Nebeneinander von Landwirtschaft und Industrie zu ermöglichen, ohne daß der Charakter des Dorfes verloren ginge, diese neue Siedlung entworfen und als das „Neue niederrheinische Dorf" angesichts des alten heiligen Cölns aufgebaut. Reizvoll gruppieren sich da Kirche und Bauernhof, Wirtshaus und Arbeiterwohnungen und eine wundervoll ursprüngliche Schmiede um einen großen, weiten Dorfanger. Alles ist licht und geräumig, nirgends ein sklavisches Nachtreten überkommener Formen, aber überall ein taktvolles Zurückgehen auf die alte gute Dorfart. Und wie außen, so innen. Die hübsch ausgeschmückte katholische Kirche der Cölner Architekten Renard und Mattar steht in wohltuendem Gegensatz zu der in der Haupthalle ausgestellten, schwer überladenen des Architekten Eduard Endler und repräsentiert einen behäbigen Wohlstand; das volkstümliche Wirtshaus des Architekten Brantzky atmet echt rheinische Freude am Leben; die Arbeiterwohnungen sind vielleicht noch ein klein wenig zu sehr „entworfen", sie gehören entweder Begüterten oder der Zukunft.

Hart an das Dorf grenzt die Musterfabrik von Walter Gropius, die bis ins kleinste genau die Anlage einer größeren Fabrik wiedergibt. Natürlich wäre so etwas nie möglich gewesen, wenn nicht Behrens vorher seine AEG-Bauten in Berlin ausgeführt hätte, die ein Novum waren. So erkennt man in der Formensprache der Fabrikhalle mit leichter Mühe in Gropius den gelehrigen Schüler dieses Peter Behrens. Aber in der originellen Bureauanlage, deren Sinn es ist, zu zeigen, wie hell und freundlich man solche Räume gestalten kann, ist Gropius eigen und echt, seine Lösung der Frage, die ganze Front nämlich einfach atelierartig mit Glas zu verkleiden, ja selbst die Treppenanlagen in ein so durchsichtiges und sauberes Gewand zu stecken, wird viel Nachahmung finden. In der großen Verkehrshalle, die durch eine außerordentlich schöne Binderkonstruktion auffällt, hat man versucht, zu zeigen, wie sich der Werkbundgedanke auch in der Durchbildung der technischen Zweckform unserer Schnellverkehrsmittel ausspricht. Viele schöne Autos, ein paar prächtige D-Zug-Wagen von Gropius und Endell, Schiffskabinen und Reisekoffer liefern tatsächlich den Beweis dafür, daß man mit allen Kräften daran ist, auch auf diesem Gebiete Vollendetes zu leisten. Leider hat man, statt der riesigen Anlage die Schönheit ihrer Eisenkonstruktion zu lassen, die ganze Halle von außen palastartig gestaltet, und diesen „Steinbau" hat sein Schöpfer, Professor Hugo Eberhardt in Offenbach, dann noch durch ein gotisches Kirchenportal und allegorische Statuen verschönt. Das Portal an sich ist gut, nur das Widersinnige stört so. Gerade dieser Halle, die in ihren Ausstellungsgegenständen den Triumph der Materialechtheit verkündet, hätte man auch von außen das Gepräge dieser Materialechtheit lassen müssen. Ihre Stuckpracht ist ebensowenig am Platze wie der „künstlerische Schmuck" in der Gropiusschen Fabrik. Wie schön und einfach wirkt da ohne alle Zutaten der rotweiße Glasturm der Deutzer Gasmotorenfabrik, der die ganze Ausstellung beherrscht, ohne je lästig zu fallen. Hätte man auch an seine Pfeiler etwa Stuckpüppchen gekleckst, so wäre es um ihn geschehen gewesen. Lieber als diesen Turm, der ja doch nur Reklamebau, wenn auch ein höchst anständiger ist, hätte man neben der Musterfabrik die Anlage eines Getreidesilos oder eines Elevators gesehen, eines dieser Giganten der Neuzeit, die uns in ihrer ungeheuerlichen Ausdehnung fast urweltlich berühren, und interessant wäre es sicherlich gewesen, die Wechselwirkung zwischen dem alten Dom auf dem einen Rheinufer und dem modernen Enakskind auf dem anderen zu genießen. Nie hätte man den Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit, den so die verschiedenen Silhouetten der Stadt und der Ausstellung deuten müssen, schärfer und schöner herausbringen können. Nun ist's zu spät!

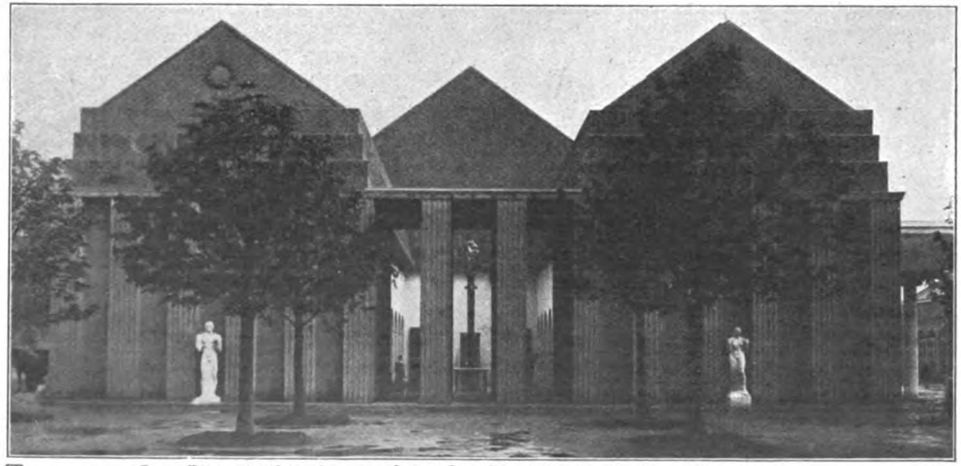
Das vielbesprochene Werkbundtheater Henry van de Veldes, das neben dem kuriosen Glashaus des Dichters Paul Scheerbart in gewisser Beziehung das Zugstück der Ausstellung sein sollte, wird hoffentlich, wenn diese Zeilen im Druck vorliegen, fertig sein, und der arme „Faust", der so lange warten mußte, ehe er auf der fragwürdigen dreigeteilten Bühne Ereignis werden durfte, wird bereits längst den ersten Teil seines Erdenlebens vollbracht haben. Mir war es nur beschieden, das Theater von außen zu sehen, da innen die Beleuchtung nicht funktionierte. Der Bau ist natürlich ein echter van de Velde. Er besitzt alle Vorzüge der sachgemäßen Kunst des Künstlers, hat aber auch alle Nachteile. Da van de Velde, seinem Programm gemäß, von innen nach außen gebaut hat, da das Theater ferner gerade auf dem Hochwasserdeich zu stehen kam, der das nahe Mülheim vor dem Rhein schützt, also auf verschieden hohem Gelände steht, so kann man von einer architektonischen Wirkung kaum sprechen. Aber dies wellenförmige Zerfließen der Linien, das sich auch hier wieder in der Dachkonstruktion ausprägt, wird auf die Dauer doch unleidlich, und wohin dies Linienspiel etwa bei van de Veldes Schülern führt, das beweist nur allzu deutlich in der benachbarten „Haupthalle" der bewußt in den Vordergrund gerückte Hagener Raum „Kunst im Handel", den J. L. M. Lauwericks und Karl

Ernst Osthaus auf dem Gewissen haben. Wie van de Velde sein Dach in Wellenform bewegt, aber immerhin noch mit der Bändigung des weisen Künstlers, so bewegt Lauwericks hier Wände und Decke. Aber bei Lauwericks wird man nun tatsächlich seekrank, und so schön die erlesenen Kostbarkeiten sind, die gerade dieser Raum birgt, dies unverständliche Wellen und Weben einem zu Häupten bringt um jeden Genuß.

Einen großen Fehler hat die Deutsche Werkbundausstellung. Sie ist wieder einmal zu umfangreich, sie geht zu sehr ins einzelne, sie frönt zu nachgiebig dem Ehrgeiz und der Eitelkeit der Aussteller. Dadurch entsteht beim Durchschreiten der Räume ein verwirrender Eindruck, der immer erst nach Verlassen der Säle wieder verschwindet, wenn die edlen Proportionen der Gebäude und Platzanlagen die Gegenwirkung ausüben. Es mag sein, daß man gezwungen war, aus pekuniären Gründen Konzessionen zu machen. Aber gerade die entstandene Überfülle beweist, daß auch hier wieder einmal weniger mehr gewesen wäre. Aus diesem Grunde ist es an sich auch überflüssig, auf die Einzelpavillons von Cöln und Sachsen näher einzugehen, auch das „Haus der Frau" scheidet aus, wenn man einen wunderhübschen Bibliotheksraum lobend erwähnt hat: Neues darf man in keinem dieser Häuser suchen und findet es auch nicht. Nur legen auch sie immer wieder beredt Zeugnis von dem hohen Niveau ab, das die ganze Bewegung gewonnen hat.

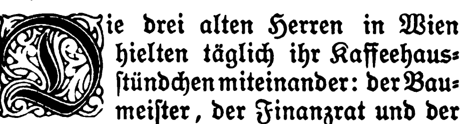
Wenn man die Ausstellung in der Erinnerung noch einmal durchgeht, so treten ein paar Einzelheiten leuchtend aus der jähen Flucht der Erscheinungen hervor. So denkt man immer wieder an die zwölf Räume, in denen eigentlich das Herz des Deutschen Werkbundes und damit das der Ausstellung pulst. Das sind die Räume der „Zwölf Apostel" Eckmann, Olbrich, van de Velde, Obrist, Pankok, Endell, Behrens, Riemerschmied, Bruno Paul, Martin Dülfer, Josef Hoffmann und Niemeyer. In ihnen geben die Bahnbrecher und Führer der neuen deutschen Werkkunst einen Überblick über ihr Schaffen, hier steckt das Alpha und das Omega der ganzen Bewegung. Dann denkt man weiter an den entzückenden Raum der Kaffee-Hag, der wie ein anmutig-barocker Traum in uns weiterlebt; der Tapeten- und Linoleumraum August Endells tritt in weißer Glorie aus der Erinnerung hervor; und zu guter Letzt läßt man geschlossenen Auges und zurückgeneigten Hauptes die wundervollen Farben der „Neußer Kirchenfenster" von Thorn-Prikker, die Gottfried Heinersdorf ausgeführt hat, wieder in sich aufblühen, das Schönste, was die Ausstellung an erlesener Einzelkunst überhaupt birgt. Die Kirchenbehörde hat die bestellten Fenster aus irgendwelchen Gründen nicht abgenommen. Seither sind sie herrenlos, und das eine ist so unverständlich wie das andere. Denn die Fenster sind von einem so eigenherrlichen Zauber, in dem mystischen Glanz ihrer Farben schlummert eine so tiefe Glaubenskraft, daß sie für jedwede Kirche ein köstliches Besitztum bilden müßten. Gerade der nahe Cölner Dom mit seiner Fülle von modernen Glasfenstern, die fast durchweg nichts weiter sind als mehr oder weniger willkürliche Zusammensetzungen bunter Glasscherben, läßt die große Kunst Thorn-Prikkers doppelt hervortreten, gerade dieser augenfällige Unterschied steigert ihren Wert, und man darf wohl gespannt sein, in wessen Hände die Fenster einmal übergehen.

Man scheidet von der Ausstellung mit dem Bewußtsein, viel Schönes gesehen zu haben. Einzelne Unbegreiflichkeiten können das Gesamtbild nicht beeinträchtigen, und die Werkbundleute können alles in allem mit großer Genugtuung auf das Geschaffene zurücksehen. Erst die Zukunft aber wird in ganzem Umfang erkennen lassen, welch eine Tat diese Ausstellung im edelsten Sinne des Wortes bedeutet.



Das Österreichische Haus auf der Deutschen Werkbund-Ausstellung in Cöln

Die beiden Zilli. Von Franz Himmelbauer



Die drei alten Herren in Wien hielten täglich ihr Kaffeehausstündchen miteinander: der Baumeister, der Finanzrat und der Schuldirektor. Manchmal wurde Karten gespielt, meistens aber verblieben sie bei einem behaglichen Plaudern, das vom Tage ausging und oft genug in alte Zeiten zurückführte. Sie hatten einen großen Teil ihres Lebens, seitdem sie in ihren ersten Mannesjahren, frisch und jugendlich, den Kopf voller Pläne, in die Stadt gekommen waren, gemeinsam verlebt, und nach zehn Jahren gehörten sie zu den angesehensten Bürgern ihres Viertels. Man wählte sie in die Gemeindevertretung, und hier, auf dem Boden gleicher Betätigung, hatten sie sich eng aneinandergeschlossen und waren Freunde geworden.

Ihren Söhnen und Enkeln gegenüber rühmten sie sich, daß sie schon Touristen gewesen waren, als noch nicht jeder Wiener wie heute an Sonntagen in grünen Wadenstutzen herumlief. Freilich, auf schwindelige Gipfel und Grate hatten sie's nicht abgesehen. Auch hätten sie sich's kaum leisten können, jeden Sonn- und Feiertag, wo die Sonne fröhlich vom blauen Himmel lacht, weit draußen in den Bergen herumzuklettern. Nur einmal im Jahre taten sie eine größere Wanderung. Aber dann ging es auch hinaus ins Höllental und auf den Naßkamm, nach Weichselboden und ins Gesäuse, ins Salzkammergut und zum Königssee, ja, einmal waren sie gar über Krimml und die Gerlos-Platte nach Tirol eingebrochen und hatten in Zell am Ziller dem Roten freudig gehuldigt.

Soweit waren sie in der Folge nimmer gekommen. Auch die Zeit, die sie sich für diese jährliche Reise gönnten, war immer mehr und mehr zusammengeschrumpft. Jedem von ihnen war eine Familie herangewachsen, die auch ihr Teil an der Welt haben wollte. Und ein oder das andere Mal hatte ihrer einer zu Hause bleiben müssen, weil eines der Seinen krank daniederlag oder es sich sonst aus irgendeinem Grund nicht hatte richten lassen wollen. Zuletzt waren sie noch in Isper gewesen, in der stillen, von allem romantischen Zauber des deutschen Mittelgebirges umflossenen Waldgegend an der Donau, und sie erzählten noch immer gern dies und das von jenen Tagen. Besonders auch von der Isper-Zilli; sie hatten damals, was von der Fahrt übriggeblieben, samt einem Zuschuß, den jeder von ihnen geleistet, auf diesen weiblichen Namen in ein Sparkassenbuch gelegt, das der Grundstock für ihre nächstjährige Reise sein sollte, und die sollte unbedingt wieder nach Isper gehen.

Aber daraus wurde nichts. Der Finanzrat war kränklich, der Baumeister mehr als je durch seine Geschäfte in Anspruch genommen, und der dritte hatte keine Lust, die Fahrt allein zu machen. Damit war schon das alte Herkommen durchbrochen. Nächstes Jahr waren keine so zwingenden Gründe, aber man meinte, doch noch das und jenes abwarten zu müssen, und der Sommer war dahin, ehe man zu einem festen Entschluß gekommen. Und im dritten Jahre waren sie schon zu bequem geworden, um noch ihre Tornister auf den Rücken zu nehmen. Ei ja, jetzt saßen sie in der heißen Jahreszeit jeder in einer anderen Sommerfrische oder der Baumeister auf einem kleinen Landsitz, den er erworben und auf dem er nun als der Witwer, der er früh geworden, gerne die alten Freunde samt ihren Familien bewillkommte. Nein, nach Isper waren sie nicht mehr gekommen.

Aber nun, da draußen ein schöner Frühlingstag verblich, trat der junge Kunstakademiker Wilhelm Siebenbrunner zu ihrem Tischchen und sprach über das Wetter und wie jetzt die richtige Zeit für Ausflüge sei, sowie daß er morgen mit dem frühesten aufbrechen wolle, um eine Woche lang Studien im Waldviertel zu treiben. So und so sei ungefähr sein Weg, obwohl er sich an keinen festen Plan binden und den Einfällen der Stunde folgen wolle. Aber über Isper, wo unter den Giebeldächern der alten Häuser am Markte Hunderte von Schwalbennestern, eines an dem anderen, kleben, was er sich unbedingt ansehen

möchte, ginge es dann zum Schlusse jedenfalls wieder an die Donau hinaus.

Die drei Herren sahen ihn freudig überrascht an. „Nach Isper kommen Sie?" riefen sie durcheinander. „Na, das ist schön! Grüßen Sie uns die Isper-Zilli!"

„Die Isper-Zilli?" fragte der Maler. „Wer ist denn die?"

„Eine schöne Wirtstochter ist sie," sagte der Schuldirektor begeistert, „das schönste Mädel weit und breit!"

„Ah!" machte der Maler und wußte nicht recht, wie er sich zu der Stimmung, in die er die Gesellschaft geraten sah, stellen sollte.

„Die Isper-Zilli," hub der Baumeister an, „ja, die müssen Sie sehen! So ein Mädel gibt es im ganzen Land nicht mehr. Wir haben einen vollen Abend mit ihr verbracht. Sie ist bei uns am Tisch gesessen, hat uns Geschichten und Schnurren erzählt und zuletzt gar Lieder zur Zither gesungen. Es war herrlich!"

„Ja, ja," neckte der Direktor den Schwärmer. „Du warst nicht mit Unrecht ein bißl in sie verliebt."

„Na, und du?" gab der lachend zurück. „Das war schon kein bißl mehr. Wer hat denn am nächsten Morgen gesagt, mit dem Wein müsse es nicht seine Richtigkeit haben, er habe schlecht geschlafen und müsse hinaus in die frische Luft? Und hat dann draußen hinterm Garten Heckenrosen gepflückt und sie der Schönen ins Fenster gelegt? Glauben Sie mir's, lieber Herr, bis über die Ohren rot ist er geworden, wie wir ihn erwischt haben."

„Und wer hat immer am meisten von der Isper-Zilli geredet?" gab der Angegriffene fröhlich weiter. „Das ist unser Herr Finanzrat. Ich wette, er hat heute noch die kalligraphisch geschriebene Rechnung unter seinen Schätzen verwahrt, die er gleich damals mit soviel Bedacht in das Geheimfach seiner Brieftasche steckte."

„Muß wirklich einmal nachsehen," meinte der Finanzrat, und indem er sich an den Maler wendete: „Sie sehen also, lieber Freund, wir haben eigentlich keiner dem anderen etwas vorzuwerfen. Aber Ihnen wird es ja nicht viel anders gehen, und wenn Sie ihr unsere Grüße bestellen, werden Sie sehen, daß das Mädchen auch uns in gutem Angedenken behalten hat."

Der junge Maler hatte herzlich zu dem freundschaftlichen Streite des Kleeblattes gelacht und empfahl sich nun. Über den Auftrag, den er erhalten, konnte er freilich nicht recht klug werden.

Die drei alten Freunde aber saßen noch beieinander und kamen von dem angeschlagenen Thema nicht wieder los. Auch noch eine ältere Tochter habe er gehabt, der Prucker-Wirt, die habe kurz vorher den Kaufmann in der Nachbarschaft geheiratet. Sie sei aber lange nicht so hübsch wie ihre jüngere Schwester. Und es seien brave Leute, die Pruckerischen, und mit einem schönen Anwesen bedacht. Und das und jenes habe man gegessen, und der Wein, das gebe heute auch sein damaliger Verunglimpfer zu, war von der allerbesten heimischen Art. Und zwei kleinere Jungen wären auch noch dagewesen. Was es wohl mit denen sei, und ob sie dem Vater schon tüchtig in der Wirtschaft mithülfen?

Da sagte der weißhaarige Baumeister: „Wann war es eigentlich, daß wir in Isper waren?"

„Es muß im achtundachtziger Jahre gewesen sein," meinte der kleine Finanzrat, dem die Jahre den Rücken gekrümmt hatten.

„Nein, früher," warf der Schuldirektor ein, der eigentlich am ältesten aussah von allen dreien.

„Ja freilich, früher war es," nahm der Baumeister nachdenklich wieder das Wort. „Freilich früher. Ich habe es schon. So traurig diese zweite Erinnerung ist, sie sind mir beide unzertrennlich: es war im gleichen Jahre, als das Ringtheater abbrannte."

Jetzt sprach keiner mehr ein Wort. Sie sahen einander nur schweigend an, und ihre Gesichter wurden ernst. „Dann sind es ja schon fünfundzwanzig Jahre!" meinte der Finanzrat endlich beklommen.

„Und unsere Zilli ist inzwischen längst Großmutter geworden!" versuchte der Direktor zu scherzen, aber es gelang nicht recht.

Und sie schwiegen wieder alle drei. Endlich sagte einer: „Wie die Zeit vergeht!" Und der Finanzrat führte aus: „Ja freilich, damals waren wir noch um ein Vierteljahrhundert jünger! Da lebt man so dahin, und die Jahre gehen an einem vorüber, und man merkt es kaum. Aber dann

plötzlich schaut man auf das und jenes zurück und sieht erst, wie weit man schon auf der Lebensleiter wieder herabgestiegen ist. Ja, wir sind alt geworden."

„Gewiß sind wir's," stimmte der Baumeister ein, und nach einer Weile fügte er hinzu: „Aber daß wir heute noch so fröhlich von der Isper-Zilli reden konnten, war doch ein Stückchen Jugend, das wir nicht begraben wollen. Daß wir jetzt so ernst und nachdenklich geworden sind, das ist nur eine kleine Mahnung, wie sie später noch häufiger kommen werden. Aber morgen wollen wir's wieder vergessen haben, und das kleine Endchen Jugend wird wieder in alter Frische in uns aufleuchten."

„Bis wir ganz kindisch geworden sind, da haben wir dann erst die richtige Jugend," meinte der Finanzrat bitter.

„Graut dir vor dem Greisenalter, lieber Freund?" sagte der Baumeister. „Das wäre nicht recht! Ich freu' mich schon darauf. Wir haben jeder das Unsere getan. Es ist keinem leicht geworden, und der Himmel hat nie einen ganzen Sack voll Gaben auf uns herabgeleert. Wir haben uns jeder mühen und sorgen müssen, mehr als viele andere, im Amt, im Geschäfte und in der Familie, wo es Krankheit, Leid und Trauer bei jedem von uns genug gegeben hat. Aber dann ist es, bei dem einen früher, bei dem andern später, hell geworden, und nun verbringen wir unsere ruhigen Tage, und bald wird alles noch ruhiger an uns vorbeigleiten. Siehst du, diese wunderbare Ruhe ist es, was ich mir als das Glück des letzten Lebensalters vorstelle, in das wir nun treten. Weißt du, so, wie damals droben an der Donau: Du sitzest am sichern Strand, und draußen geht der Strom vorüber, unaufhaltsam, und führt vieles mit sich, was du nicht unterscheiden kannst — du siehst nur sein wunderbar ruhiges Gleiten . . ."

„Ich verstehe, wie du es meinst," sagte der Direktor. „Solange wir mitten drinnen stehen im Trubel und in den Händeln der Welt, braust und lärmt es um uns herum, daß wir kaum die Stimmen hören, die wir in uns selbst tragen. Freilich, wer hat recht, das Alter oder die Jugend? Die Wahrheit wird wie immer in der Mitte liegen. Wenn wir unsere Söhne manchmal bedrückt und verstimmt aus ihren Berufen heimkehren sehen, wenn unsere Enkel schwärmen und die Welt aus den Angeln zu heben gedenken: uns dauern die einen, und uns gefällt die Begeisterung der anderen. Aber wir nehmen jenes nicht gar zu tragisch und lassen uns von dem andern nicht hinreißen. Unsere Kinder und Kindeskinder werfen uns darüber vielleicht vor, wir verstünden sie nicht mehr, und eigentlich haben sie ja recht. Wir verstehen sie nicht mehr, weil wir die Welt jetzt zu gut verstehen."

Der Finanzrat war gerührt, und in seinen Äuglein schwammen Tränen. „Aber der junge Mensch," sagte er kleinlaut, „der Siebenbrunner, was wird der jetzt von uns denken?"

Der Direktor lachte nun schon wieder. „Nichts Schlimmes, dazu kennt er uns zu gut. Im übrigen hält er uns wohl für alte Narren."

„Vielleicht," sagte der Baumeister, und seine Blicke hatten etwas seltsam Tiefes, „vielleicht oder eigentlich sicher. Aber er ist ein kluger Mann und ein Künstler dazu, und die fühlen in guten Stunden mehr, als andere mit ihrem Verstande ausrichten. Und so meine ich, wenn er dann draußen im grünen Wald wandert und noch an unsere heutige Begegnung zurückdenkt, so wird er ein gut Stück von dem empfinden und ahnen, was wir jetzt zum Teile ausgesprochen haben und zum Teile noch in uns tragen und nicht in Worte fassen können. Und darüber wird er so glücklich sein, daß er es nicht fertigbringt, über uns zu spotten, weil ihm eine Erkenntnis aufgegangen, die ihn über Jugend und Greisentum, über alle Lebensalter hinaushebt."

⌘ ⌘ ⌘

Es wäre nun recht hübsch, eine Geschichte zu erzählen, wie der junge Maler Siebenbrunner nach Isper kam und dort die Zilli als Mutter oder Großmutter antraf und was sich alles dann von selber weiterspinnen ließe. Oder wie er gar, ohne es zu wissen, ihr Töchterlein entdeckt, und das war gerade ein so herzlieber Schatz, wie es ihre Mutter in der Wanderzeit der drei alten Herren gewesen, nur war er unternehmender, als diese Braven gewesen zu sein schienen, und ohne ein Küßchen ging es bei dem flotten jungen Manne nicht ab. Wie gesagt, das wäre alles sehr nett. Aber



Stadtmühle von Dinkelsbühl. Gemälde von Prof. Gustav Schönleber

zunächst: ein so flotter Geselle, ein so fröhlicher Bursch' war er gar nicht. Seine allzu empfindsame Natur war nicht von diesem festeren Gefüge. Dann ist der Zufall ein gar karger Herr, der nicht immer aufwartet, wenn es auch eine noch so hübsche Geschichte gäbe. Fürs dritte überschätzten die würdigen Kaffeehausgäste den Eindruck, den ihre Erinnerungen auf den jungen Freund gemacht hatten. Nach Isper kam dieser schon, aber nur auf eiliger Durchfahrt im Wagen, und wenn er dabei jenes Erlebnisses überhaupt dachte, so verband er gewiß keine weiteren Erwägungen damit. Und die Zilli an diesem Orte und die eine oder andere jener Töchter, die diese ansehnliche Frau vielleicht zu Blüte und Wachstum an die Sonne gesetzt hatte, sah er nicht. Er wollte zur Bahn und wollte weiter, anderswohin. Einerseits war er nämlich mit den bisherigen Ergebnissen seiner Studienfahrt nicht recht zufrieden, anderseits dürfte ihm etwas Unbestimmtes durch den Kopf geschossen sein, eine dunkle Sehnsucht, eine ganz unklare Hoffnung, wie sie in solchen Jahren das Blut zuweilen beunruhigen. Kurz und gut, er verließ das schöne Land, in dem er eine Woche und länger geweilt, wollte noch weiter, hatte nirgends festen Stand, sammelte allerlei in seinem Skizzenbuche und war bald glücklich, bald todunglücklich, wie es Leute seiner Art schon einmal sind.

So kam er ins Mühlviertel im Lande ob der Enns, überschritt die österreichische Grenze und sah sich schließlich am letzten Tage seiner Wanderung in einem Örtchen des bayrischen Landes eingenistet, als wolle sein Leben hier eine entscheidende Rast tun. Die Wahrheit war freilich, daß er eine gar nicht üble Gesellschaft um sich gefunden hatte. Da war ein weitläufiger, aber von der Welt schier vergessener alter Gasthof, der einer bejahrten, schon sehr zurückgezogen lebenden Witwe gehörte. Einen großen Teil ihrer Geschäfte besorgte jetzt die Haushälterin, das Fräulein Anna, das den jungen Maler ein wenig bemutterte, was er sich gerne gefallen ließ. Man hatte hier jene liebevolle, ein wenig scheue und doch in alter Zusammengehörigkeit begründete Teilnahme für ihn, wie sie der Österreicher als ein Ausgeschlossener noch überall im reichsdeutschen Süden findet.

„Das hat Ihnen eine Landsmännin gekocht!" wurde ihm gesagt, als man ihm seine erste Speise vorsetzte.

„Wir haben hier nämlich eine Wiener Köchin," erläuterte Fräulein Anna die Worte der Kellnerin.

„Kann man sie sehen?" fragte er, und es war fast ein kleines Stückchen Heimweh bei dieser Neugierde.

„Hu, die kriegen Sie nicht zu sehen! Sie ist eine Alte, die immer recht mürrisch und griesgrämig ist," sagte die Kellnerin.

Und das Hausfräulein ergänzte wieder: „Wo unsere Küche ist, davon haben Sie keine Ahnung, nicht wahr? Dort, sehen Sie, ist ein kleiner Aufzug, da wandern die Speisen herauf."

„Und die Küche ist unter der Erde?"

„Ja, und im Kellergang, der ins Badhaus hinüberführt, ist der Kücheneingang."

Von diesem merkwürdigen Kellergang hatte Wilhelm schon gehört, und nun wollte er sich aufmachen, ihn kennen zu lernen, als er unter dem Haustor eine neue Besonderheit entdeckte, die jetzt seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: dort war in einem Zimmerchen das Postamt des Ortes untergebracht, und die da drinnen ihres Amtes waltete, war ein liebes, blondes, rundliches Geschöpf Gottes, das er ein Weilchen durch die Glastüre beobachtete, bevor er eintrat. Zwei Leute standen am Schalter. Was war das heute für ein geschäftiger Tag! Er hatte Zeit, sie genau und unauffällig ins Auge zu fassen. Wie ruhig und sicher dieses rosig blühende Wesen seine ernsten Pflichten versah! Ja, mit einer gewissen Trockenheit, wie ein im Dienst ergrauter Beamter. Und diese Hände, die jetzt den Poststempel aufdrückten, dann schwere Bücher hin und her schoben und in ihnen blätterten und dann wieder nach der raschen Feder griffen, waren so rein und fein und zierlich gegliedert, daß es ihm einen Riß gab, als jetzt eine Frau vor dem Schalter den Namen des Mädchens aussprach. Denn hier spielte der Zufall nun doch einen recht artigen Streich: dieses Mädchen hieß Zilli, und das war ihm plötzlich wie eine wohlbegründete Fügung des Schicksals. In Isper hatte er eigentlich an ein weibliches Wesen solchen Namens kaum gedacht. Nun war es ihm auf ein-

mal, als bestünde eine Verpflichtung für ihn, sich diese Begegnung recht zu Gemüte zu führen, und als erfülle er damit einen Pietätsakt gegen die drei schwärmenden alten Herren in Wien. Aber wie sollte er das beginnen? Morgen mußte er schon Schluß mit seiner Reise machen. Geld und Zeit gingen zu Ende. So schlich er immer wieder durch die Tür, um jedesmal zwei Fünfpfennigmarken zu kaufen. Ein gedeihliches Gespräch aber kam keinmal zustande. Wie schauten denn eigentlich diese Augen drein? Gut, kindlich, lieb, unerfahren und dabei kühl und sachlich-streng? Nein, er kam bald darauf, wie es sich hier verhielt: Das Leben ging an diesem Kinde vorüber. Hier saß es wie hinter einer Zellenwand gefangen und wußte nichts von der Lust und Fröhlichkeit, auf die ihm seine Jahre ein Anrecht gaben. War er der Mensch, sie in das Land der Freiheit zu führen?

Am Abend war er mit einem jungen Lehrer, der hier seine Ferien verbrachte, als letzter Gast im Speisesaal zurückgeblieben. Fräulein Anna, die ihn nicht einsam sehen wollte, hatte die Bekanntschaft vermittelt, und nun, da sie alle ihre Besorgungen abgeschlossen hatte, setzte sie sich selber zu den beiden. Dieser Anschluß an die Spätlinge schien ein lieber Brauch des Hauses zu sein. Denn nun kam auch schon Julie, die Kellnerin, hinzu, und nach einem Weilchen erschien wie eine Verschüchterte selbst die Posterin unter der Tür und wurde mit herzlichen Zurufen begrüßt. Und so war eine kleine Runde zusammengekommen, die jetzt, nachdem alle andern das Feld geräumt hatten, Anspruch auf selbständige Lebensbetätigung machen konnte. Heute sollte es fröhlich hergehen, meinte der Lehrer und ließ eine Flasche Wein anrücken. Die Mädchen nippten nur bescheiden, aber Wilhelm war ganz begeistert von dem Einfall. Er bestellte eine neue Flasche und rief: „Die wird aber nicht hier getrunken! Es ist eine wunderbare Mondnacht draußen, machen wir eine Mondscheinpartie!"

„Zum Mondscheinbankerl!" rief Julie, und die andern stimmten jubelnd zu.

Mondscheinbankerl! Das war ja ein Wort wie aus einer lieblichen Biedermeieridylle herausgeschnitten, und hätte man Wilhelm in dieser Stunde gefragt, was ihm das Wünschenswerteste auf Erden sei, es wäre ihm nur das trauliche, süße, schwärmerische Wort Mondscheinbänklein vor den Augen herumgetanzt.

„Also auf! Was macht die Köchin?"

„Die ist wahrscheinlich schon auf ihrem Zimmer," antwortete das Fräulein.

„Und schläft sie da gleich?"

„O, da kramt sie noch bis Mitternacht herum, und wer sein Zimmer unter dem ihren hat, der mag sehen, wie er bei diesem Getrippel seinen Schlaf findet."

„Wenn sie nicht in der Küche eingeschlafen ist! War auch schon da!" warf Julie ein.

„Also still, daß sie uns nicht hört!"

Auf den Zehen verließen sie den Gasthof. Fräulein Anna war keine Spielverderberin. Sie hatte den ganzen Tag über wacker geschafft, nun freute sie sich an dem munteren Treiben der Jüngeren. Rasch hatten sich zwei Paare zusammengetan, zwischen denen sie lachend auf und ab eilte: der Lehrer hatte das Hausmädchen an seinen Arm gehängt, Wilhelm das Postfräulein höflich um gleichen Anschluß gebeten, und bald war man so weit draußen im Freien, daß sich aus vollem Halse herauslachen ließ.

Das war aber eigentlich nicht ganz nach Wilhelms Geschmack. Ein andermal hätt' es ihm vielleicht getaugt. Allein jetzt ging es ja zum Mondscheinbänklein! Und es war eine so leuchtende, wohlig-milde, himmlisch-reine und lieblich-duftende Mondnacht! Und es hing ein junges Mädchen an seinem Arm, das so wunderbar gleichen Schritt mit ihm hielt und das das Geheimnis des Lebens für einen zweiten Menschen noch in seinem Herzen trug. Für wen? Hier irgendwo im Umkreis mochte er hausen. Und er, der Landfremde, hielt das Köstliche, das jenem für die Zukunft bestimmt war, hier im Waldesdunkel bergend an seinem Arm. Er wollte wie ein treuer Freund an ihm handeln. Wahrhaftig, es war Ehrensache, das Vertrauen, das man in ihn, den Fremden, gesetzt hatte, nicht zu täuschen.

Endlich hatte er den Gesprächsstoff gefunden, der ihm unter den gegenwärtigen Umständen als der passendste erschien.

„Sie haben, Fräulein," so begann er,

„einen Beruf, um den man Sie eigentlich beneiden könnte. Ich kenne einen Staatsbeamten, der schon eine ganz hübsche Stellung und ein gar nicht übles Einkommen hat. Aber er ist bei einer Kontrollbehörde und kann nicht genug über die seelenlose Leere der Beschäftigung klagen, der er nun schon seit langen Jahren obliegt. Ziffern, Ziffern, nichts als Ziffern! Und dabei aus einem Gefälle im Staatshaushalt, dem er eigentlich in der Sache nie nähertreten konnte, das er gar nicht versteht und nur aus ihm eigentlich unverständlichen Schlagwörtern beurteilen kann. Sein Amt sitzt, daß es seine Unabhängigkeit wahre, weit weg von der Stelle, deren Geschäftsgang er zu prüfen hat, aber eigentlich wird ihm dadurch nur seine unsachliche Verständnislosigkeit gewahrt. Wie ganz anders dagegen Ihr Beruf! Sie stehen in Ihrer kleinen Stube mitten drin im Leben. Freude und Leid, wie es über die Welt wandert und wandern muß, geht an Ihnen vorbei, und Sie weisen den Weg und vermitteln, was von Herz zu Herzen dringen will. Die paar Taler, die auf der Postanweisung stehen, was hängt nicht alles an ihnen, wieviel Liebe, Sorge, Fleiß und Entbehrung und manchesmal vielleicht auch Leichtsinn! Alles schier, was durch das Menschenherz geht oder daneben seinen Weg findet, ist ja gewissermaßen den kalten Münzen, nach denen so viele Hände fiebern, eingestanzt. Und nun gar die Schachteln, Kisten und Päckchen, die die Liebesgaben für Weihnachten und die Ostertage einschließen! Ei, das ist alles Leben und Menschheit, warmblütige Menschheit, pulsendes Leben! Und Sie sind eigentlich, betrachte ich's recht, wie ein von der Vorsehung eingesetztes Organ, das alles so verteilt, wie es ein höherer Ratschluß bestimmt hat."

„Na, na!" sagte das Mädchen verlegend lächelnd. „Aber es ist ja eigentlich wahr, was Sie sagen, nur habe ich es noch nie in dieser Art empfunden. Ich habe nur gewußt, ich muß meine Dienstvorschriften genau erfüllen, und habe es gerne getan, weil ich auch gewußt habe, daß meine Arbeit nützlich und notwendig ist."

„Das ist ja dasselbe, wie ich's meine, Kind!" rief Wilhelm und verstummte sogleich. ‚Kind!' hatte er gesagt, und er merkte gleichzeitig, wie ein leichter Schauer durch die Gestalt rieselte, die an seiner Seite ging, und wie sie seinen Arm unwillkürlich ein wenig an ihre Brust drückte. Die anderen eilten voran, einer Anhöhe zu. Er blieb stehn, sah tief in ihre fragenden Augen und sagte noch einmal: „Kind!"

Einen Augenblick lang verharrten beide unbeweglich. Dann hörten sie schon droben ihre Namen rufen. Wirklich, „Herr Siebenbrunner!" rief man. Das ernüchterte ihn. Er wußte selber nicht warum. Aber hatte er nicht eben an die Pforten eines Märchenreiches pochen wollen, da rief man: „Herr Siebenbrunner!", als sei er Mitglied einer Tischgesellschaft oder des Unterhaltungsvereines an diesem Orte und müsse bei jedem Spaß, der denen dort droben durch den Kopf ging, mithalten! Das war doch zu dumm.

Seine Begleiterin war wie aufgescheucht. Sie eilte voran und rief nach wenigen Schritten: „Das Mondscheinbankerl!"

Wie er selber nun das von hellem, mildem Licht beschienene Bänklein vor sich stehen sah, schwand seine kleine Verstimmung rasch. Neckworte wurden ihnen entgegengerufen. Aber er sah nur nach der Bank, die in dieser Mondnacht gewissermaßen in vollem Ornate prangte. Der dunkle Wald dahinter und der gute alte Mond ließen sie ihrem Namen alle Ehre tun. In ungewissem Dunkel und zauberischem Lichterspiel lag das Land da unten. Ganz schwarz die breite Schlucht des Tales. Milchige Silbersäume an den Kämmen, in hellerem Glanz die Wiesen. Vom Dorf grüßte kein Licht mehr herauf. Nur der Kirchturm schaute wachsam nach allen Seiten. Und er reckte sich so mächtig zur Höhe, daß es wie ein Drohen aussah.

Jetzt erst, da sich das zuletzt angekommene Paar neben den anderen lagern wollte, dachte Wilhelm an die Weinflasche, die er bestellt und in seiner Rocktasche geborgen hatte. Sie war verschwunden, und dort drüben der Lehrer und die Kellnerin Julie hatten soeben etwas Ähnliches an ihre Münder gebracht. „Diebe!" rief er aufgeräumt hinüber und balgte sich fröhlich mit den beiden um den billigen Mosel, lud dann, als er die Flasche errungen hatte, seine Zilli zu einem Schlückchen ein, sog selber und ließ sie danach wieder herum-

wandern. Julie begann ein Volkslied zu singen, und sie sang so schön und echt, wie es gerade für diesen Ort und diese Stunde passen mochte. Es war, als hörte die ganze, weithingebreitete Natur zu, nichts regte sich sonst, und es war jetzt nichts da als das volle, unendlich sanfte und milde Himmelslicht der Mondscheibe und der rührende, warme Klang des Liedes.

„Singen Sie auch?“ fragte Wilhelm leise das an ihn geschmiegte Mädchen.

Ihre Miene deutete Nein. Aber diese Augen waren selber ein Volkslied, und diesem Gesichtchen fiel nichts so schwer wie das Verneinen. Er beugte sich vor und küßte es. Und das war jetzt der Kuß, den die Rufe früher, da sie noch drunten auf dem Hang waren, verscheucht hatten.

„Unser Herr Siebenbrunner hat sich, mir scheint, etwas sehr Liebes gefunden,“ sagte das Fräulein Anna, das zwischen den beiden Paaren saß und am meisten von allen das Licht des nächtlichen Gestirnes trank.

„Das Fräulein Anna soll leben!“ rief der Lehrer, der gerade wieder die Flasche hatte, und sie stimmten zusammen das Lebehoch an.

„Eine solche Mondnacht habe ich schon einmal erlebt,“ kam es der Gefeierten nun über die Lippen, und man drängte sie mit allerlei übermütigen Anspielungen, wie es denn damals gewesen sei. Das sagte sie aber nicht, worauf der Lehrer mit einer gewissermaßen einschlägigen Anekdote aus seinem eigenen Leben aushalf. Und das löste wieder ein ums andere von munteren Liedern aus, die, im Chor gesungen, von der anfangs so schwärmerischen Gesellschaft bald weithin laute Kunde gaben. Schon begannen in den letzten Höfen drunten die Hunde zu bellen.

„Kinder, wir machen zuviel Lärm!“ mahnte das Fräulein.

„Und im Walde rührt sich was!“ schreckte der Lehrer die Mädchen.

In diesem Augenblick verstummten sie alle. Die Turmuhr im Dorfe hatte zu schlagen begonnen. Langsame, feierliche Schläge. Alle zählten mit. Wieviel war es denn eigentlich? Den Mädchen graute, als der zwölfte Schlag verhallte. „Hu!“ machten ein paar bange Stimmen, und Julie und Zilli kauerten zusammen, als hätte sie ein Schauer angeweht. Dann mit einem Male sprangen sie alle auf, und der Ort, der ihnen just noch so gemütliche Rast geboten hatte, kam ihnen unheimlich vor. Den Zauber der Nacht hatten sie beseligt genossen. Nun zeigte sie ihnen ihr anderes Gesicht, und das hatte sie schon in Kinderzeiten mit Grauen erfüllt.

„Nur fort! Hinunter!“

Halb kicherten, halb wimmerten die Mädchen, die von ihren Begleitern jetzt wie im Flug über den Wurzelweg hinuntergezogen wurden. Julie kam dabei leicht zu Fall. Sie selbst lachte darüber, Zilli jedoch stöhnte auf, daß Wilhelm sie noch fester an sich zog, um gleichen Schritt mit ihr halten zu können. Ihre Angst zu verscheuchen, begann er jetzt zusammenhängender zu erzählen, als er's droben in der lustigen Gesellschaft vermocht hatte, besonders, woher er komme, wohin er gehe und daß er morgen mit dem frühesten einer Verabredung wegen seine Reise abschließen müsse. Sie war ein wenig frischer geworden, hatte ihm auch erzählt, daß sie eine weitschichtige Tante in Wien habe, die sie — hier war ihre Stimme süß und verheißend geworden — im nächsten oder übernächsten Jahre besuchen wolle; nun aber, wo er von seinem bevorstehenden Abschied sprach, war es, als hätte aus dem schwarzen Holz eine lähmende Geisterhand nach ihr gegriffen. Wilhelm fühlte, wie sie sich, schier ohnmächtig, an ihn schmiegte, und der Druck ihrer lieben, weichen Hand hatte etwas Krampfhaftes. Da küßte er sie wieder, aber wußte nichts mehr zu sprechen. Und immer wieder hielt er an und sog an diesen stummen Lippen. Einmal fiel noch der Schein des Mondes auf ihre Umarmung. Sein Herz zuckte schmerzhaft auf, was für ein wundes Menschenkind er da in seinen Armen hielt. Der Blick dieser Augen! Er wußte, den würde er nie vergessen. Und kein Wort mehr löste sich von diesen Lippen, die nur bereit waren, den Kuß der seinen zu empfangen und zaghaft, verzichtend zu erwidern.

Von vorn kamen leise Rufe. „Jetzt still! Wir sind schon bei den ersten Häusern.“ Sie waren ohnehin still genug, und ihre Seelen verstummten nun ganz, da dieses Beieinandersein zu Ende ging. Alle hielten an, und Fräulein Anna sagte leise: „Unsere Köchin hört und sieht auch, wenn

sie schläft. Wir müssen durch den Kellergang gehen. So kommen wir ins Haus, ohne daß uns jemand vom Fenster aus erblickt!"

„Fürchten Sie sich vor der Köchin?" fragten Wilhelm und die Sprecherin einander zur gleichen Zeit. Es hatte ein harmloses Scherzen sein sollen. Aber wieder spürte er es wie ein Schauern an seinem Arm, und das Lächeln auf seinen Lippen erstarrte.

Sie waren beim Eingang des Badhauses, dessen Schlüssel Fräulein Anna stets bei sich trug. Der junge Lehrer machte allerlei komische Bewegungen, als wolle er ein nächtiges Ungeheuer darstellen, und Julie hätte darüber beinahe laut aufgelacht.

„Nur, um Gottes willen, hier nicht!" wehrte das Fräulein ab. „Im Kellergang können Sie dann treiben, was Sie wollen."

Und da war dann das Possenspiel zu dem Schauerstück und zu der Idylle, die draußen vorangegangen waren. Das Fräulein trug eine Kerze und wollte die Führerin machen. Aber kaum waren sie ein paar Schritte gegangen, so griff die Hand des Lehrers vor und quetschte die kleine Flamme aus. Alle schrien auf. Wilhelm hatte ein Streichholz angezündet und wollte aushelfen. Allein der andere hatte die Kerze schon an sich gerissen und wollte nicht stillhalten. In flüchtiger Beleuchtung sah man die zwei Gestalten einander haschen und um den kleinen Gegenstand ringen. Dann ward es wieder finster. Und immer wieder ein anderes hatte Streiflichterchen bei sich und machte ein Stück den Pfadfinder.

Zuletzt, nach manchem Lachen und Balgen, Verstecken und Schrecken, sagte der Übeltäter: „Jetzt sind wir gleich beim Ausgang und somit im Gasthof. Da heißt es wieder mäuschenstill sein. Also, wer noch was zu lachen hat, der soll es jetzt herauslachen." Und es zeigte sich, daß jedes noch ein Lachen vorrätig hätte. Diese paar Menschen — das letzte Streichholz war verkohlt — standen beieinander und lachten, lachten in einem fort und lachten eines über des andern Lachen, und keines wußte eigentlich eine Ursache dafür.

Endlich, nachdem sie sich mühselig beschwichtigt, drehte Fräulein Anna den Schlüssel, und leise ging das mächtige Tor auf. Hier war nun wieder Gelegenheit, Licht zu machen. Langsam, vorsichtig, eines nach dem andern, kamen sie die Stufen hinauf.

„Sind wir alle?" flüsterte Anna.

„Die Zilli! Wo ist denn die Zilli?"

Sie war nicht da. Wilhelm hatte sie verloren. Nun wartete man noch ein Weilchen. Wartete darauf, daß sich ihr nächtiges Gesichtchen aus dem Dunkel heraus in den matten Lichtschein des Flurs heben würde: allein es geschah nicht.

„Sie ist druntengeblieben," sagten bangend ein paar Stimmen, und Wilhelm war es, als träfen ihn gleichzeitig vorwurfsvoll fragende Blicke. Eine eisige Welle schlug um ihn. Er entriß dem Fräulein den Leuchter und stürzte die Treppe hinunter.

Bewegungslos, gespannt nach dem Dunkel da drunten starrend, nur hie und da ein leises Wort tuschelnd, standen die andern die längste Zeit. Hätte einer ihre Mienen mustern wollen in dem matten Schein der Kerze, er hätte Mitleid, Spott und ernste Besorgnis davon ablesen können und alles in allem eine häßliche Ernüchterung. Endlich ließ sich weit hinten dort ein Geräusch vernehmen. Und eine Stimme war zu hören, daß es ihnen schier durch Mark und Bein ging. Was war das? Das war nicht Wilhelm, und die Zilli war es noch weniger. Was grollte und belferte da drunten nun auf einmal, wie die Gespenster, die sie eben noch im Übermut beschworen hatten, niemals grollen und belfern, sondern nur das Menschenkind, und zwar eines, das der galligen Laune auch in Friedenszeiten soviel hat, daß es in gereiztem Zustand nur so wie schwere Steinschläge aus ihm herauskollert?

„Das ist unsere Küchenfee, die Köchin!" sagte Julie.

„Mein Gott!" sagten zwei andere Stimmen. Und Fräulein Anna setzte resigniert hinzu: „Die ist wieder einmal in der Küche eingeschlafen."

Und nun erschienen sie schon. Wie aus einer Versenkung stiegen sie empor, und selbst das schwache Licht der Kerzenflamme nahm es sich jetzt heraus, sie tüchtig blenden zu wollen. Voran die Zilli, halb geschoben, halb enthuschend. Und über und über verweint. Dann Wilhelms ernst erregtes Gesicht. Und jetzt, ein paar Augenblicke, als füllte es riesig vergrößert die ganze Öffnung aus, aber das sah sich natürlich nur in dieser

unvollkommenen Beleuchtung so an, ein Erinnyengesicht. Die starren Züge, die blitzenden Augen, der fletschende Mund, die geblähten Nüstern — alles unheimlich glänzend — eine Rachegöttin! Nein, das kam jetzt allen nur so vor. Es war einfach die, die Julie genannt hatte, und es lag auf ihren Zügen nur der Widerschein der zornigen Empörung über diese Entdeckung, die sie da drunten mitten in der Nacht gemacht hatte.

Jetzt ließ sie sich auch durch die Anwesenheit der anderen, die vor der Tür standen, zu keiner milderen Auslegung ihres Befundes herbei. Sie grollte nur noch einmal das Wort ‚Skandal!' heraus, und Wilhelm, der, wie man merken konnte, seine Verteidigungsgründe in heißem Widerstreite schon erschöpft hatte, wies mit befreiter Gebärde auf die wartende Gesellschaft, die seine Rolle nun weiterführen sollte.

„Seien Sie doch gescheit!" sagte Fräulein Anna lachend.

Dieses Lachen weckte einen Gemütston in ihm. „Es ist ja nichts geschehen!" sagte er. „Und seien Sie doch ein bißchen gemütlich! Wir sind ja Landsleute!"

„Auf einen solchen Landsmann pfeif' ich!" kam es bitterböse zurück. Und dann verschwand die Rachegöttin im Dunkel des Hauses.

„Sie ist ja gar nicht aus Wien, sondern irgendwo aus der Provinz bei Ihnen her," sagte das Fräulein.

Und Zilli fügte hinzu, und es war das einzige Mal, daß Wilhelm so etwas wie ein Lächeln um ihren Mund spielen sah: „Sie heißt so wie ich."

„Zilli?" rief er, und es war beinahe zu laut. „Zilli heißt die?"

Was ging denn in ihm vor? Als ob sich ein verschlossen gewesenes Fach seiner Erinnerung geöffnet hätte. Seine Augen blickten verloren ins Dunkel, als sähen sie dort unheimliches Grauen. Der Name Isper schlug in ihm an.

„Was spinnen Sie denn jetzt?" rüttelte ihn der Lehrer auf.

„Ich schaue in die Zeiten der Vergangenheit. Vergangenes wird mir zum Leben, und die Gegenwart seh' ich im Spiegel der Vergänglichkeit. Es ist alles Trug und Täuschung auf Erden."

„Uje, der Wein! Der wirkt jetzt erst!" riefen die Oberflächlichen der Gesellschaft. Und von allen Seiten klang jetzt das Wort: „Gute Nacht!" dazu. Sie reichten einander die Hände, und jedes lenkte seine Schritte zu einer anderen Tür in den Gängen dieses weiten Hauses. Wilhelm konnte keinen Blick mehr in Zillis Augen tun. Nur einen Kuß erhaschte er sich noch.

⌘ ⌘ ⌘

Mit dem frühesten des nächsten Morgens war er verschwunden. Undankbarer Mensch! Er wollte keine der beiden Zilli mehr sehen. Freilich die Gefühle, die er für sie hatte, waren immerhin verschieden. Daß ein nächtlicher Spuk auch für den Tag noch allerlei an üblem Nachgeschmack zurückläßt, das bekam er jetzt auf fünfzig Meilen auszukosten. Und noch dazu ein Spuk, der eigentlich ein sehr grobes Menschen-Unwesen war! Und dann jenes zarte, liebliche Wesen! Was hatte er mit dem Mädchen angerichtet? Das Geheimnis des Lebens hatte er in ihr noch verschlossen gesehen und des Mitbruders gedacht, der sie heimführen werde. Und nun hatte er die reife Frucht abgepflückt und liegen lassen. War er denn verliebt in sie? Kaum. Er wußte nur, daß er sich in eine halblustige Sentimentalität verstrickt hatte, die auf der anderen Seite ernster genommen wurde als von ihm und also nicht zu verantworten war. Nun wartete sie auf einen Brief von ihm, den er nicht schreiben würde. Mit ein paar Ansichtskarten wollte er sich fürs erste aushelfen, aber Liebesbriefe schreiben, wo doch ein Wiedersehen nicht in Frage kam, das hatte keinen Sinn. Das arme Kind erhoffte sich's wohl so und saß daheim und weinte, weinte, wie es in dieser schönen, schrecklichen Nacht geweint hatte. Ein ungeheures Erbarmen mit ihr überkam ihn, und dachte er an die Küsse in dieser schönen, schönen Nacht, so ging es ihm heiß durch den ganzen Körper.

So schritt er, wieder zu Hause, seine Wege, irrte wohl auch manchmal planlos umher. Und weil er die Blicke dabei immer zur Erde gesenkt hielt, geschah es einmal, daß die Worte einer Frage, die an ihn gerichtet wurde, eher an sein Ohr drangen, als er des Fragenden selber gewahr worden. Als er nun aufsah, war es der weißhaarige

Baumeister aus dem Kaffeehaus-Kleeblatt, der vor ihm stand und mit der unvermittelten Frage vor ihm auftauchte: „Na, was ist denn mit Zilli!" ‚Mit welcher?‘ fragte sich Wilhelm selbst, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er von seinem holden Schatz im Bayernlande zu erzählen angefangen. Dann aber raffte er sich soweit auf, daß er die unerwartete Frage des anderen mit der noch unvermittelteren beantwortete: „Wie war sie denn? War sie nicht recht mürrisch und übellaunig?"

Und sieh' da, der Herr Baumeister fand sich sofort in die Vorstellungswelt, die diese Frage heraufbeschwor. „Was glauben Sie denn! Unsere Zilli ein launisches Kätzchen oder ein Griesgram! Das wäre geradeso, als wenn man mich einen alten Betbruder oder Sie einen grüblerischen Stubenhocker statt den fröhlichen Wandervogel nennen würde, der Sie doch wohl sind. Nein, unsere Zilli war so frisch und heiter, wie es ein junges Dirnlein nur sein kann, so lieb und gut und freundlich, wie man jedem jungen Mann seinen Herzensschatz nur wünschen mag, kurz und gut, so einzig, daß man . . ."

„Und ist sie jetzt nicht in Bayern draußen, vielleicht Köchin in einem großen Gasthof?"

„Wer sagt Ihnen denn so was? Was haben Sie sich da vorlügen lassen! Hören Sie nur. Wir haben uns damals, als wir Ihnen von ihr erzählt haben, alle drei ein wenig warm geredet und da ist mir dann der Gedanke gekommen: Spürst nach ein wenig, was es mit ihr ist und was für ein Plätzchen sie sich in der Welt gefunden hat. So wußte ich eine Familie aufzutreiben, die den letzten Sommer in Isper verbracht hat, und mit der habe ich mich bald verständigen können. Das Pruckerische Wirtshaus besteht noch. Und das ehemalige Töchterlein, die Schwester des jetzigen Besitzers, hat man auch zu sehen bekommen. Sie ist eine brave Förstersfrau geworden. Ja freilich, seitdem ist ein Vierteljahrhundert vergangen. Unser Finanzrat hat damals von der Lebensleiter geredet. Er meinte, wir seien schon wieder ein tüchtiges Stück auf ihr heruntergestiegen. Nun ja. Aber wie ich's den beiden anderen erzählt habe, daß sie ein gar stattliches Weiblein geworden und noch immer daherkomme, daß es eine wahre Freude sei, so nett, so frisch, so beweglich, da haben wir alle drei gemeint, sie tät' uns vielleicht heute nicht weniger gefallen, als sie uns damals gefallen hat. Wissen Sie, ein ganz klein wenig Sinn für so etwas haben wir uns auch noch in unseren alten Tagen bewahrt."

Da war es dem jungen Kunstakademiker Wilhelm Siebenbrunner beinahe, als drücke es ihm das Herz ab. Von dem Sinn für ‚so etwas‘ sprach der alte Herr. Mein Gott, er war übervoll davon! Und es war ihm, als hätte jener damit ein Losungswort für ihn ausgegeben. Andeutungsweise, umständlich, ein ums andere Mal stockend und immer wieder aufs neue verlegen, hatte er mit ein paar unzusammenhängenden Worten nun eigentlich schon alles gesagt, was sein Gemüt bedrückte, und was zur Ergänzung noch fehlte, löste der gütige Zuspruch des alten Herrn: „Na, wie war es denn? Sagen Sie es nur!" aus ihm heraus. Und daß seine Zilli nun soviel weine und daß er sie ja nur geküßt habe, weil der Augenblick dazu einlud, und wie leid ihm das nun alles tue. Und wurde schließlich immer mitteilsamer.

Nun war der Herr Baumeister recht ernst geworden. ‚Aha, jetzt gibt es eine Rüge, wie sie die jüngere Geschlechtsfolge in solchen Dingen von der älteren ruhig hinnehmen muß,‘ dachte Wilhelm für sich und war auf alles gefaßt.

Allein der alte Herr begann in einem ganz eigentümlichen Ton zu reden. „Ja, ja, dieses Küssen, dieses Küssenmüssen, dieses Küssenmüssen-Glauben! Ja, ja. Das war doch immer so und ist heute nicht anders. Ich hätte es Ihnen ja nicht erzählt, aber da gehörte es nun her. Also hören Sie: Wir, das heißt einer von uns, hat der Isper-Zilli auch einen Schmatz gegeben!"

„Wer war es?" fuhr es Wilhelm heraus. Er starrte den alten Herrn mit weitaufgerissenen Augen an.

Aber der entgegnete: „Ja, wissen Sie, das ist schwer zu sagen. Da streiten wir uns jetzt Tag für Tag herum, wer das eigentlich angestellt habe. Doch wir können nicht einig werden. Das war vor so langer Zeit. Und wir sind drei uralte Mummelgreise und haben so vieles gemeinsam erlebt! Da läßt sich manches eben nimmer auseinanderhalten. Und viel-

leicht auch haben die beiden anderen das so lebhaft mitempfunden, wessen der dritte Glückes voll sich rühmte, daß sie dann selber in den Verdacht gekommen sind. Aber darin sind wir wieder einig: Gut war es, geschmeckt hat es!"

„Na, also dann . . ."

„Dann müsse es ohnehin der wissen, der es gewesen war, meinen Sie. Nein, nein, wir wissen's nicht. Einer schiebt es lachend auf den anderen, und wir haben heute unseren Spaß damit. Und manchmal ist es uns sogar, als hätte nur irgendeiner von uns irgendeinen anderen von uns damit geneckt und an der Sache selbst sei gar nichts daran. Kurz und gut, wir drei Uralten können uns nimmer zurechtfinden. Es ist ja schon solange her! Und wir sind ja schon so alt!" Doch seine Augen zwinkerten dabei, daß man seine weißen Haare schier vergessen hätte können.

Als er aber nun merkte, wie seine Reden nicht viel nützten und den Trübsinn des jungen Mannes nicht zu bannen vermochten, veränderte sich seine Miene. Die flatternden Geisterchen, die sie eben noch umhuscht hatten, verschwanden, und sein Blick hatte wieder etwas so seltsam Tiefes wie damals, als er Wilhelm Siebenbrunner den Freunden gegenüber vor der Befürchtung verteidigt hatte, daß er sie für alte Narren halten werde, und als er gemeint hatte, über ihre Reden werde dem jungen Manne eine beglückende Erkenntnis aufgegangen sein.

„Was Ihrer Zilli passiert ist," sagte er, „ist schon ungezählten Menschenkindern geschehen. Diese geweckten und nicht erfüllten Hoffnungen gehören mit zu der Tragik unseres Daseins, und wer weiß, wie lange es dauern wird, und es vergilt Ihnen eine von dem andern Geschlechte das, was Sie nur zum Teil an jener getan haben. Haben Sie ihr die Ehe versprochen? Nein. Haben Sie ihr gesagt, daß Sie in sie verliebt seien? Nicht einmal das. Sehen Sie, Sie haben nur den Augenblick genossen, genommen, was er geboten, und eure zwei jungen Herzen sind darüber außer Rand und Band geraten. Aber zur Ehe gehören noch ganz andere Dinge als ein küßliches Mäulchen. Und die liebe Jungfrau wird ja auch nicht sich gerade in Sie Hals über Kopf vernarrt haben. Sie möchte nur einen. Einen Ihres Geschlechtes, einen Mann, einmal einen, und der wird sich ja auch einstellen, namentlich wenn sie so lieb ist, wie Sie sie gefunden haben."

„Ach, Herr Baumeister, wie Sie sich das alles vorstellen!" seufzte Wilhelm.

„Ja, wissen Sie," entgegnete der Alte, „in unseren Jahren hat man über viele Dinge eine ganz andere Ansicht als Sie. Und da meinen dann die jungen Leute, wir verstehen sie nicht mehr. Aber, passen Sie auf, wir verstehen sie deshalb nimmer, weil wir nun die Welt zu gut verstehen."

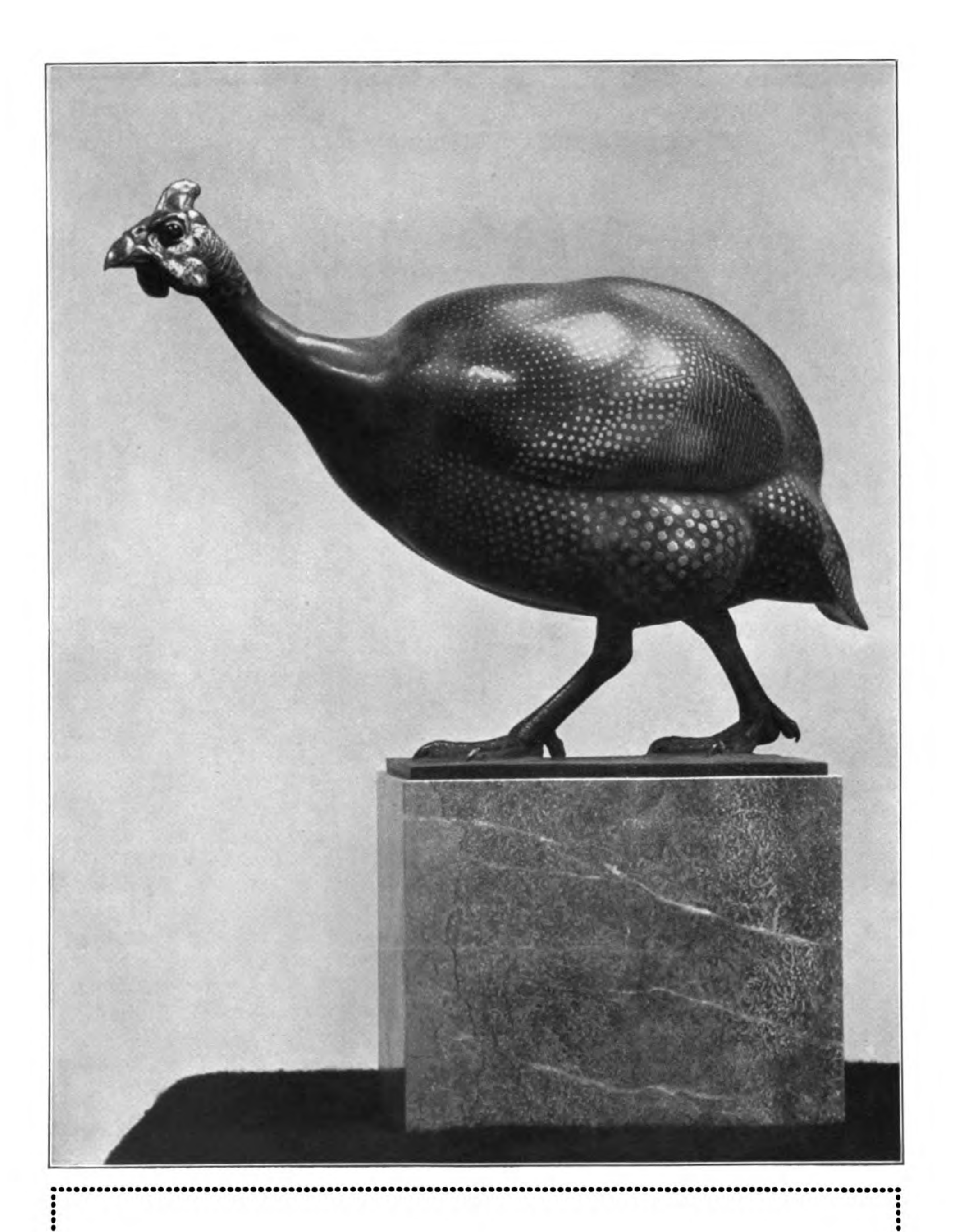
Da mußte Wilhelm lachen. Der beurteilt die Welt just von seinem Standpunkte aus! Jedes Lebensalter hat eben einen anderen, und keines will dem anderen recht geben.

Aber er nahm darauf gleich wieder einen ernsten Ausdruck an, fuchtelte ein wenig in der Luft herum und sagte: „Manchmal schaue ich in die Zeiten der Vergangenheit. Vergangenes wird mir zu Leben. Und die Gegenwart seh' ich im Spiegel der Vergänglichkeit. Es ist alles Trug und Täuschung . . ."

„Halt! Halt!" rief sein alter Freund dazwischen. „Werden Sie nur nicht gar zu tiefsinnig. Das habe ich mir schon gedacht, daß Sie von Ihrer Reise eine Erkenntnis mitbringen werden, die Sie über Jugend und Alter hinaushebt. Aber nun schmähen Sie mir die köstlichen Stunden nicht, in denen wir ein Hochgefühl unseres Lebens genießen und die uns immer Gegenwart bleiben, was auch danach noch kommen möge. Solche Augenblicke verweilen immerzu, verweilen irgendwo in der Herzgrube, und man muß es nur verstehen, sie wachzurufen."

Mit zwei unvermittelten Fragen hatte diese Unterredung begonnen. Und ebenso unvermittelt — und er hätte ihr Auftauchen verstandesgemäß in keiner Weise begründen können — entschlüpfte dem Kunstakademiker Wilhelm Siebenbrunner nun diese: „Und die Isper-Zilli?"

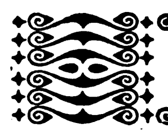
„Die ist jetzt alt geworden," sagte der Baumeister und reichte ihm die Hand zum Abschied. „Doch als sie jung war, hat sie das Küssen verstanden wie nur eine. Und es hat uns allen beiden nichts geschadet. Nun aber leben Sie recht wohl!"



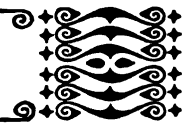
Perlhuhn

Bronzebildwerk, mit Silber und Gold tauschiert, von Max Esser

(Im Besitz der Kgl. Nationalgalerie zu Berlin)



Reisende. Von Kurt Münzer



Fanatiker

Meist reisen sie als Pärchen, es können Eheleute sein oder Geschwister. Häufig sind es Schwestern, zwei abblühende Mädchen, törichtem Jugendsinn entrückt und aus irgendeinem moralischen Grunde ledig geblieben. Sie sind niemals in den besten Verhältnissen, sie haben einen soliden, mehr respektablen als einträglichen Beruf und sparen das ganze Jahr lang für ihre Reise.

Es geht immer gleich weit hinaus. Sie verachten das Nahe und Bequeme. Nein, es muß eine richtige Reise sein, das heißt: unendliche Bahnfahrten, Zollstationen, Ausland, fremde Sprache. Man reist, soweit das Geld nur reicht: Norwegen, Schottland, Italien. Man träumt von Afrika, Indien und Japan. Aber dazu reicht der Urlaub nicht. Denn was ist man? Lehrerin, Bureaumensch, Direktrice, Buchhalter, Oberlehrer. Aber in diesen bürgerlichen Figurinen schlägt ein vollbegeistertes, lebenshungriges, sehnsuchtsvolles Herz.

Jahrelang bereitet man sich für diese Reisen vor. Man lernt schwedisch oder italienisch oder französisch. Man lernt nach den empfohlensten Methoden, geht in die Berlitzschule, versucht es bei einem Eingeborenen des ersehnten Landes, bildet häusliche Zirkel, in denen fremdsprachlich geredet wird. Man erschöpft alle nur denkbaren Themata: Eisenbahn, Hotel, Einkäufe, Malerei, Literatur, Architektur, Religion, Theater, Musik, Sport. Man liest die hervorragenden Bücher der Nation, studiert Reisewerke, Kulturschilderungen des Landes. Man lernt Stadtpläne auswendig und kennt bereits alle Sehenswürdigkeiten eindringlich, ehe man nur ihren Schatten erblickt. Noch zu Haus, ist man doch längst heimisch in Rom und Florenz, London, Avignon, Christiania.

Dann bricht man auf. Man belastet sich nicht unnötig mit Gepäck, nur Sprach- und Reiseführer schleppt man gewichtig mit. Im Augenblick, wo sich der Zug in Bewegung setzt, hört man auf Deutscher zu sein. Man wird Engländer, Schwede, Italiener. Die Muttersprache ist vergessen. Alt vertraute, deutsch aufgewachsene Schwestern reden sich plötzlich toskanisch an. Sie behandeln sich wie Fremde, finden sich selbst und sich gegenseitig fabelhaft interessant. Man belächelt die Mitreisenden, die simplen Bürger. Man ist international, Kosmopolit, anderssprachig.

Die Fahrt ist ein Rausch: man fährt ja sozusagen in die Heimat. Man überschlägt, was man sehen will, zählt alle Eindrücke auf, die einem bevorstehen. Im Grunde ist die ganze Reise gemacht und verarbeitet, noch ehe man sie angetreten hat.

Man langt an, man steigt aus. Das Programm rollt sich ab. Alles ist herrlich. O, man ist nie enttäuscht. Denn im Grunde genießt man ja nur sich selbst und seinen Enthusiasmus, der unabhängig ist vom Gegenstand. Ja, man versteht zu reisen. Man wohnt nicht in einem internationalen Hotel, sondern sozusagen in der Mitte des Volkes. Auf „das Volk“ kommt es an! Das Volk will man studieren, dort allein findet man des Landes Ureigenart. Die „Gesellschaft“ ist überall gleich, ist international nivelliert und assimiliert. Aber das Volk!

Man dringt unerschrocken in Werkstätten, Häuser, Heime ein. Man verblüfft biedere Proletarier durch liebenswürdige Ansprachen. Man gewinnt Kinder durch Centesimi und Bonbons und belauscht die Kindesseele des Landes! Ja, die Seele belauschen! Darauf kommt es an, das verleiht das einzig wahre Wissen.

Man bereichert seinen Sprachschatz, man ist durch und durch Italiener oder Schotte. Man paßt seine Kleidung der Landestracht an, kauft sich unmögliche Hüte, Schürzen, Stoffe. Man vergiftet sich an der fremden Küche und schreibt ihre Rezepte auf. Man ist durchaus verwandelt. Keine Spur mehr deutsch. Selbst seinen Namen italienisiert man. Die vertrautesten Anreden werden von neuer Zärtlichkeit erfüllt, die banalsten Grüße klingen romantisch. Alles ist versunken, die ganze Welt, bis auf diesen Erdenfleck, auf dem man als neuer Mensch wandelt. Man läßt sich aus der Heimat keinerlei Berichte schicken, um ganz losgelöst zu sein und keinen profanen Gedanken in die neue Existenz mit hinüberzunehmen. Aber man schreibt hundert Ansichtskarten an alle möglichen und unmöglichen Bekannten. Und mögen diese nie eine italienische Vokabel gelernt haben, man schreibt ihnen durchwegs italienisch. Es wäre physisch unausführbar, das so wohlklingende Sprachorgan wieder aufs harte Deutsch umzustellen. An Reindeutsche schickt man italienische Hymnen und Begeisterungsausbrüche.

Man sammelt Pflanzen, Photographien und Steine. Man kauft einen ungeheuerlichen Krimskrams zusammen, um ihn daheim zu verschenken oder die eigene Häuslichkeit damit auszugestalten. Denn — eines Tages muß man ja zurück, in die sogenannte Heimat, in den nichtswürdigen Beruf, in den Kreis der Bekannten, wo man nun fremd geworden und unverstanden wandeln wird.

Wirklich kehrt man ja auch verwandelt heim. Sozusagen bringt man Italien mit, verpflanzt es in das Gartenhaus in Berlin.

Man bleibt italienisch bis zur nächsten schwedischen Reise. Dann wird man schwedisch. Bis dahin führt man italienische Küche ein, verbraucht Fluten von Olivenöl und kiloweise Zwiebeln. Man spricht nur noch von Italien, untereinander oder mit anderen. In Gesellschaft bleibt man isoliert, von allen geschieden durch sein Erlebnis. Über alle Köpfe hinweg geht das Freimaurerwort, ihr Geheimzeichen: „Weißt du noch?“ „Erinnerst du dich?“ Niemand hat teil an ihrer erhöhten Existenz.

Sie wandeln durch die Straßen des Nordens mit italienischen Strohhüten und fabelhaften Blusen aus Bauernkattun entlegener Provinzen. Sie müssen oft mühsam nach einem deutschen Wort suchen, das ihnen da unten entfallen ist. Die Zeit erkennen sie nicht an, ihr Erlebnis bleibt ewig frisch, gestern erst sind sie zurückgekehrt. Sie überfallen die fernsten Bekannten mit Reiseabenteuern. Sie schildern das Volk, in dessen Schoß sie gelebt und dessen naive Seele sie belauscht haben. Sie haben Wunder entdeckt, Wunder an Güte, Selbstlosigkeit, Unschuld und Poesie. Sie verteidigen den Schmutz, die Habsucht, die Bosheit der Nation, als ginge es ihre Ahnen an. Sie sind unentwegt begeistert und beglückt. Sie deklamieren vor tauben Ohren Dante und singen selbstvergessen „O sole mio —“ Sie tragen furchtbare Glasperlenhalsketten und strohgeflochtene Pompadours aus Fiesole. Ihr Schmerz ist, daß sie blond sind. Kein Vetturino tat ihnen je den Gefallen, sie für Eingeborene zu halten. Das verschweigen sie inbrünstig. Sie sagen — und sie sprechen immer zu gleicher Zeit und mit denselben Worten: „Nein, niemand hätte uns für Deutsche gehalten! Alle behandelten uns wie Landsleute, vollständig. Si, perfettamente! Nicht wahr? Weißt du noch? Zum Beispiel da in Pisa —“

Das dauert ein Jahr. Dann gehen sie nach Schottland. Und sie kommen durchaus als Schotten zurück.

Aber es sind rührende Gestalten. Und man muß sie lieben, wie alles, was begeistert ist.

Spießbürger

Für gewöhnlich ist es ein älteres Ehepaar, das schon versorgte Söhne und verheiratete Töchter hat, oder man reist mit Lieschen, der Ältesten, die man trotz der Kosten mitgenommen hat. Denn, man kann ja nicht wissen ... Mama sieht Perspektiven ...! Sogar ein Graf mit Automobil kommt darin vor, sehr weit unten im Raum, aber Autos gehen schnell —

Sie haben mehrere Erkennungszeichen. So zum Beispiel scheuen sie die Gepäckfracht und nehmen alles ins Coupé. Meist sind es jene beliebten Strohkober nach japanischem Muster, eine geflochtene Schachtel, die ein Plaidriemen zusammenhält; sie sind äußerst praktisch, denn sie wiegen an sich nichts und sind unwahrscheinlich aufnahmefähig. Papa kommt vier Wochen in der Schweiz mit solch einem kleinen Koffer aus! Man hat aber auch sonst sehr viel Handgepäck, Taschen allerart, ein Körbchen mit Eßmaterialien, denn man verproviantiert sich, als ob es weder Bahnhofsbüfetts noch Speisewagen gäbe. Außerdem geht man grundsätzlich nicht in den Speisewagen, denn Mama wird übel, wenn sie beim Schaukeln essen soll, und Lieschen hat nie Appetit. In Wahrheit findet man den Preis von drei Mark fürs Diner ohne Getränk und Trinkgeld zu unverschämt. Lieschen schleppt außerdem tagelang drei verwelkte Sträuße mit, von denen einen der Provisor Schüchtern zur Bahn brachte. Lieschen verschwindet alle Stunden auf der Toilette, um die Blumen mit Wasser zu tränken, und errötet jedesmal tief, wenn sie sich an den Knien der Herren Mitreisenden vorbei an ihren Platz schlängeln muß. Vielleicht nimmt der Zug gerade eine Kurve, und Lieschen fällt — wupp dich! — dem Reisenden in Trikotagen auf den Schoß.

„Lieschen,“ ruft Mama mit sanftem Vorwurf und lächelt Herrn Müller feinsinnig an. „Ja, es schwankt heut furchtbar.“

Ohne Frage ist der Aufenthalt im Coupé der Reise schönster Teil. Draußen gibt es nur Strapazen. Ach, die Hotels! Indem man es betritt, berechnet man schon die Trinkgelder beim Auszug. Die Trinkgeldfrage ist überhaupt die ewige Reisedebatte, zehrt die Nerven auf und verleidet jedes Diner und den Schlaf. Überhaupt der Schlaf ... Mama kann doch nie in fremden Betten schlafen! Und wer weiß, wer gestern darin lag? Ein Kranker? Eine nicht einwandfreie Dame? Diese harten Kopfkissen! Mama führt stets ein eigenes Kissen aus dem heimischen Bette mit. Ohne das wäre sie verloren und ewiger Migräne ausgesetzt. Es ist mit viel Liebe in eine bunte Decke gehüllt und in einen gelben Riemen geschnürt und wird überall zuerst ausgepackt. Selbst im Coupé tritt es in Aktion und stützt das müde Kreuz. Denn natürlich fährt man dritte Klasse.

Lieschen fürchtet sich in den Hotels schrecklich. Sie verriegelt die Tür und stellt zwei Stühle davor, leuchtet unter ihr Bett und sieht in den Schränken nach. Sie hängt ein Taschentuch vor das Schlüsselloch und errötet, indem sie sich auszieht.

Man steht äußerst früh auf, so früh als möglich. Denn man muß doch die Zeit ausnutzen, so eine Reise kostet Geld. Mama hat nie geschlafen, aber dennoch das Gewitter überhört, das Lieschen nicht schlafen ließ.

Dann geht man aus und absolviert die Sehenswürdigkeiten oder die Spaziergänge. Papa liest aus dem Baedeker vor, und Lieschen fügt ihre Schulgelehrsamkeit bei. Oder man steht auf einem Aussichtspunkt, und Papa entrollt das Panorama. Er liest die

Gipfel vor und zeigt sie, verwechselt aber Süd mit Nord und richtet eine gräßliche Konfusion in der Geographie an. Mama, die Hände fromm über dem Bauch, denkt weltverloren daran, daß heut zu Haus Wochenmarkt ist und wie schön das nun sei, daß sie nicht einkaufen gehen und überlegen müsse, was heut zu kochen wäre. Und glücklich entrückt, denkt sie weiter an Tante Lina, die eine Tochter mit zurückgegangener Verlobung hat, und was die sagen würde, wenn Lieschen ...

Lieschen blickt errötend nieder, denn zwei männliche Touristen tauchen auf. Sie schielt nach ihren schottischen Gamaschenstrümpfen und denkt triumphierend an ihre Freundinnen, die noch nie solch ein Abenteuer auf dem Schafberg hatten.

Aber der glücklichste Moment jedes Tages ist doch, wenn man zur Post geht und die lagernden Briefschaften holt. Denn es ist so, daß man, soweit man auch fort ist, dennoch nie von daheim loskommt. Man führt die Augen auf Alpen und in Museen spazieren, aber im Herzen schlägt der heimische Alltag. Man gerät in fremde Länder, unter unbekannte Sitten, aber seine teuren Gewohnheiten gibt man nicht auf. Man verschließt sich standhaft gegen jeden Eindruck, hält sich jede Erschütterung fern und harrt unverrückt im alten Geleise aus. Man liebt seine alte Haut und ist in jeder Beziehung ein fertiger Mensch. Aber wenn Nachrichten von zu Hause kommen, vergißt man alles. Was Grindelwald, Gossensaß oder Pallanza! Fürs nächste ist man völlig zu Hause. Mitten auf der Straße bleibt man stehen, vor der Post, oder man ist besonnen genug, in die nächsten Anlagen zu gehen und sich da auf einer Bank zu arrangieren. Mama hält es nicht mehr aus, das Schildpattlorgnon in ihrer Hand zittert. Sie hatte schon gebebt, es könnten die Nachrichten ausgeblieben sein. Gott sei Dank, alle Kinder haben geschrieben! Papa liest vor. Unterm Arm hält er den köstlichen Schatz: die Zeitungen von daheim.

Nein, was für Nachrichten! Otto mit Frau und Kind hat einen Ausflug nach Pichelsdorf gemacht ... Ach, denkt Mama im stillen, Pichelsdorf — Ist das nicht ebenso schön wie das da hier? — Sie weiß im Augenblick dieser freudigen Erregung nicht einmal so ganz genau, wo sie ist — Bozen, Meran, Verona — alles geht ihr durcheinander.

Lehmanns haben Sonntag silberne Hochzeit.

„Gott, Lieschen, ein Telegramm. Ist nicht heut schon Sonnabend? Wie reizend von Mariechen, daß sie uns erinnert.“

Man verschlingt die Berichte. Nachdem Papa vorgelesen, bemächtigt sich Mama der ganzen Korrespondenz und liest von vorn an alles noch einmal. Sie strahlt, sie ist aufgegangen wie ein Schwärmer vor dem Kolosseum, ein Idealist vor dem Matterhorn.

„Gott, Lieschen, hörst du, Tante Bertas Milchkur schlägt glänzend an, sie hat schon drei Pfund abgenommen. Aber es tut auch not. Aber was hast denn du?“

O, Lieschen hat auch was. Drei Freundinnen haben übergewichtige Briefe geschrieben und Provisor Schüchtern eine Ansichtskarte mit Moissi als Romeo! Lieschen erstickt in Wonne und Zwiespalt. Es ist ihr unklar, wen sie mehr liebt: Moissi oder Schüchtern. Sie wird sich wohl für Schüchtern entscheiden: er ist erreichbarer.

Aber das ist auch die Stunde Papas. Papa liest seine Zeitung. Er frißt die Leitartikel, verschlingt die Lokalnotizen, durchfiebert die Börsenberichte, ruht erschöpft in den Inseraten aus.

Und Mama kommt mit Lieschen in anregendste Unterhaltung.

„Was bringen wir mit?“

„Wer wird zu unserm Empfang auf dem Bahnhof sein?“

„Wird Minna die Wohnung ordentlich gehalten haben? Wenn sie sich einen Schatz angeschafft und ihn in die Küche genommen hat?!“

„Wie werden die Bohnen auf dem Balkon stehen?“

„Was soll ich am ersten Sonntag kochen?“

Ja, auf der ganzen Reise sind sie eigentlich doch immer nur zu Haus. Nicht der kleinste Faden reißt zwischen ihnen und ihrem Alltag. Immer schleppen sie den ganzen Ballast des gewohnten Daseins mit sich ins Gebirge, an den Strand.

Eine unbeantwortete Frage nistet in ihrem Gehirn: wozu reist man? Zu Hause ist's ja doch am besten, da hat man seine Bequemlichkeit, seinen Verkehr, seine schmackhafte Küche. Reise ist: Verzichten, Ärger, Ausgaben, Strapazen. Wozu reist man?

Der glücklichste Moment der Reise ist für sie die Ankunft. Wahrhaftig, alle sind auf dem Bahnhof: Otto, Mariechen, Emma, Berta, Eduard, Tante Lina, weiß Gott! auch Onkel August. Und — „Lieschen, Lieschen, sieh doch, da ist ja der Herr Provisor! Und mit Rosen! Lieschen!“

Es ist ein Rausch, ein Taumel, es ist einfach eine Seligkeit. Mama weint. Lieschen sagt: „Aber, Herr Provisor, diese herrlichen Rosen! Ich sah in Montreux keine schöneren!“

Ja, man hat seine Bildung erweitert! Man kann mit so köstlichen Namen neiderweckend um sich werfen.

Nun würde man aber unseren Reisenden unrecht tun, wenn man sie für Provinzler hielte und meinte, sie stiegen in Merseburg aus dem Zuge oder in Stolp oder Königshütte. Nein! ich selbst sah, wie sie auf dem Anhalter Bahnhof landeten und mit der Hochbahn weiterfuhren — nach Berlin O. —

Snobs

Oft ist es ein jüngeres Ehepaar, meist ein alleinstehender junger Herr, ein Nichts-

tuer auf Grund väterlichen Erbes oder ein gut honorierter junger Mann aus vorteilhafter Branche, sagen wir: Konfektion.

Ihr Erkennungszeichen ist, unter anderm, das Gepäck. Sie führen nicht nur viel, sondern zu viel mit und alles in elegantester Aufmachung. Ehe man reiste, hat man eine ganze Aussteuer eingekauft, das Eleganteste, was die Magazine hergaben. Zu Haus, im eigenen Heim, ist man ziemlich bescheiden, wenn nur niemand zusieht. Es kommt vor, daß ein beflecktes Tischtuch beim einsamen Kaffee aufliegt und das Nachtmahl trocken und dürftig ist. Aber unterwegs!

Wenn man sich Zofe oder Diener nicht leisten kann, nimmt die Dame vielleicht ihr Hündchen mit, den winzigsten Pintscher der Welt oder die verkrüppeltste Zwergbulldogge. Das arme Wesen hat eine Schleife umgebunden, die noch bei einer Kuh zur Geltung käme, so kolossal ist sie. Der Herr klemmt ein Monokel ein, hat unter Umständen einen falschen, aber hochtönenderen Namen ins Fremdenbuch eingeschrieben und zittert vor Begegnungen Bekannter. Man verleugnet Tante Adelheid, die in einer deutschen Pension für sieben Francs haust, und strebt nach einem Gruß des Grafen von Merseritz, der auch im Palace wohnt.

Man hat so kleine Kniffe, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Für Touren, wo die Reichsten und Vornehmsten den Dampfer benutzen, bestellt man sich ein privates Motorboot; statt mit der Bahn, macht man jenen Ausflug mit Auto. Dann läßt man den Wagen lange vor dem Portal warten, man verzögert die Abfahrt; endlich schreitet man nachlässig die Treppe hinab. Man steigt in den Mercedeswagen, als wäre man nichts anderes gewöhnt. Blasiertheit ist die Formel des Daseins.

Man lebt nie für sich, nur für die Mitwelt. Man gibt fabelhafte Trinkgelder, nicht aus freundlicher Gesinnung, sondern damit die Hotelgesellschaft aus den gekrümmten Rücken des Personals bedeutungsvolle Schlüsse ziehen kann. Man hängt gänzlich von der Meinung der anderen ab, ist nur das, als was man sich in anderen Augen spiegelt, bedeutet an sich nichts und hat nur den Sinn und Wert, den Fremde einem geben und Gleichgültige. Nein, nicht Gleichgültige! Dem Snob ist niemand gleichgültig! Er zittert vor der Wertschätzung des Liftboys und der Achtung des Kutschers; selbst dem Hund, der sein Hosenbein beschnüffelt, möchte er eine glänzende Meinung von sich beibringen. Mister Snob ist ein bejammernswerter und kläglicher Typ, er ist in männlicher Form weit häufiger als in weiblicher. Nur auf andere gestellt, ist er ein halt- und wurzelloses Geschöpf, und von dem Respekt der Mitwelt fallen gelassen, fällt er ins Bodenlose seiner persönlichen Nichtigkeit.

Man reist, um dagewesen zu sein und mitsprechen zu können. Man geht nicht mehr nach Italien, der Schweiz, nach Belgien, sondern nach Ägypten und den kanarischen Inseln; man macht einen Ausflug nach Griechenland oder — up to date — in ein amerikanisches Seebad. Es ist durchaus kein Vergnügen, aber — die Pflicht, die man seinem imaginären Eindruck gegenüber hat! Man ist es seinem Wahn schuldig. Da man selbst nichts ist, muß man sich dekorieren. Und Reisen sind treffliche Dekorationen!

Von der Welt selbst sieht man nicht allzuviel — aber das ist ja auch nicht der Reise Sinn. Vielleicht nimmt man nicht einmal den Baedeker mit. Man verläßt sich auf den Portier, den man abends fragt, wo man sich amüsieren kann. Dann geht Mister Snob hin und spielt am Bartisch und zwischen französischen Kokotten, die ihm mit ihrem Deutsch zu Hilfe kommen, den Grafen, den Herzog, mindestens den Leutnant. Daheim erzählt er märchenhafte Abenteuer und fulminante Erlebnisse. In Wahrheit amüsiert er sich zu Haus viel besser. Aber er ist der Sklave der Eitelkeit.

Man reist natürlich erste Klasse und stürzt sich mit Wut auf etwaige Mitreisende. Aber selten macht man einträgliche Bekanntschaften. Immerhin kann man zu Haus von fabelhaften Begegnungen und Freundschaften erzählen. Und der Zweck der Reise ist glänzend erfüllt, wenn etwa eines Tages eine Ansichtskarte kommt, aus der Krim, mit einem nachlässigen Gruß des Grafen von Merseritz.

Idealisten

Man erkennt sie am Rucksack und Lodenwams. Es sind Jünglinge und ältere Herren, oft recht korpulente, es sind Mädchen verschiedenen Alters, selten Frauen: die Ehe macht bequem und fett.

Im Rucksack schlummert das Reservehemd, die Thermosflasche und Proviant. Hirschtalg, Lanolin, Spiritus und ähnliche Medikamente harren auf wundgelaufene Füße und den Gletscherbrand im Gesicht. In der Hand einen wehrhaften Stock mit eiserner Zwinge, ganz Hochgemute mit Pickel und Seil, Schneeschuhen, Kletterschuhen.

So steigt man in die dritte Klasse des Extrazuges und verläßt bei einbrechender Nacht die dumpfe Stadt. Es ist eine furchtbare Fahrt, acht Personen im Abteil und dreißig Grad Celsius. Zwei schnarchen, zwei unterhalten sich, alle schwitzen. Aber wer den Reisezauber — dieses Geheimnis der Idealisten — mit sich führt, spottet aller Anfechtungen. Selbst unfreiwillige Schlaflosigkeit wird zum Idyll, Schnarchen wird Wohllaut und die unerträgliche Temperatur eine Vorahnung von Pans schwüler Stunde zwischen reifenden Feldern.

Sie sind gefeit, der Genius der Reise, der Gott der Wanderer, ist über ihnen; er verklärt ihnen das Trübe und versüßt das Bittere. Sie schlafen auf Stroh, und kein königliches Paradebett kommt dagegen auf. Sie essen am Kutschertisch, und kein Gour-

mand hat je so köstlich gespeist. Im rinnenden Schweiße erklimmen sie Gipfel und sind oben frisch, explodieren vor Entzücken, jubilieren zu ihrem Schöpfer und seiner Welt. Sie wandern im Staub der Landstraße, im Gestank der Autos, in den Spuren der vierspännigen Posten und fühlen sich wandelnd wie auf rosenduftenden Wolken.

Alle sind ihre Freunde. Wer ihnen nur entgegenkommt, dem schleudern sie ihr Grüßgott zu. Sie lauern auf freundliche Ansprachen der Bevölkerung, sie danken überströmend dem Wirt, der sie in die Kohlenkammer stopft, der Kellnerin, die ihnen die Suppe hinschmeißt, dem Hausdiener, der ihre Bergschuhe falsch behandelt.

Sie haben ein kolossales Programm. Sie können selten reisen und müssen viel auf einmal machen. Dennoch hassen sie die Eisenbahn, sobald sie ihr entstiegen sind, und preisen überschwenglich das Wanderglück. Dabei sind sie oft schlecht zu Fuß. Sie keuchen furchtbar, schwitzen schreckenerregend, stöhnen unter dem Rucksack, verschmachten in der Sonne und frösteln im Schatten. Aber Müh' und Schmerz achten sie für nichts. Sie setzen unerschrocken ihr Leben ein. Sie haben Blasen an den Füßen. Der Rucksackriemen scheuert sie wund, ihr verbranntes Gesicht brennt höllisch, aber sie lachen, sie strahlen. Sie sind die glücklichen Sklaven des Ideals. Sie haben eine Mission, sie sind Märtyrer ihrer Überzeugung, sie bluten für ihr Ziel.

Oft trifft man sie in Herden, oft ganz einsam, bisweilen zu zweien, ein Männlein und ein Weiblein, die eine Seelenfreundschaft verbindet. Seelenbündnisse eignen sich gut für Wanderreisen. Wahlverwandt wie man ist, hat man gleiche Ansichten und Eindrücke, kann abends, ehe man sich in die getrennten Kammern begibt, Unendliches und Tiefsinniges miteinander bereden. Man weiß, wann man zusammen lachen und schweigen kann. Man ist sozusagen allein und doch gewissermaßen zu zweien. Die Dame hat männlichen Schutz und der Mann wohltuende, wenn auch platonisch gesinnte Frauennähe. Bisweilen gibt es eine kleine Verstimmung, wenn die Männerbeine schneller gehen und er früher oben ist. Aber dann läßt er sich einholen, wartet bei einer Quelle, bietet der Erschöpften einen kühlen Becher, und ohne weiteres Wort ist man versöhnt.

Man ist auch sehr für Bekanntschaft mit Gleichgesinnten. Idealisten erkennen sich ohne weiteres. Rucksäcke haben magnetische Kräfte. Man schließt auf dem Faulhorn ewige Freundschaften und verliebt sich auf dem Wege nach dem Gornergrat. Dann etwa macht man gemeinsam eine unvorhergesehene romantische Tour. Man geht in Bergstiefeln und Loden nach Venedig und schwärmt drei Nächte lang auf der Lagune. Das ganze Leben ist sozusagen ein Gedicht, eine Anthologie mit Goldschnitt. Man stapft verzaubert über die Piazzetta und trampelt durch den Dogenpalast. Man ist selbst so durchaus Harmonie und Glück in sich, daß man nicht merkt, wie disharmonisch man in dieser schwebenden Schönheit sich ausnimmt.

Sie kehren zurück! Ihr Herz ist bereichert, ihr Wesen erheitert, sie nehmen das Schwere leichter als früher und sehen hoffnungsvoller ins Dunkle. Muskeln und Seele sind elastischer geworden, ihr Gang federt, und ihr Blut rollt schneller. Mit Freude gehen sie ihrem Beruf nach, denn ihm danken sie die Ferien und die Reisekasse. Sie machen nun bescheidene Ausflüge im Bannkreis der Stadt, aber ein Grasfleck weckt ihr Entzücken und ein Hügel ihre Begeisterung. Sie sind dankbar für Unkraut und Sand, ihre Bescheidenheit findet in der Armut noch den Schatz. Über ihrem Bett hängt der Rucksack, der Stock. Und in besonders feierlichen Stunden holen sie die genagelten Schuhe hervor — und ihre Kammer weitet sich zur unendlichen Welt.

Einsame

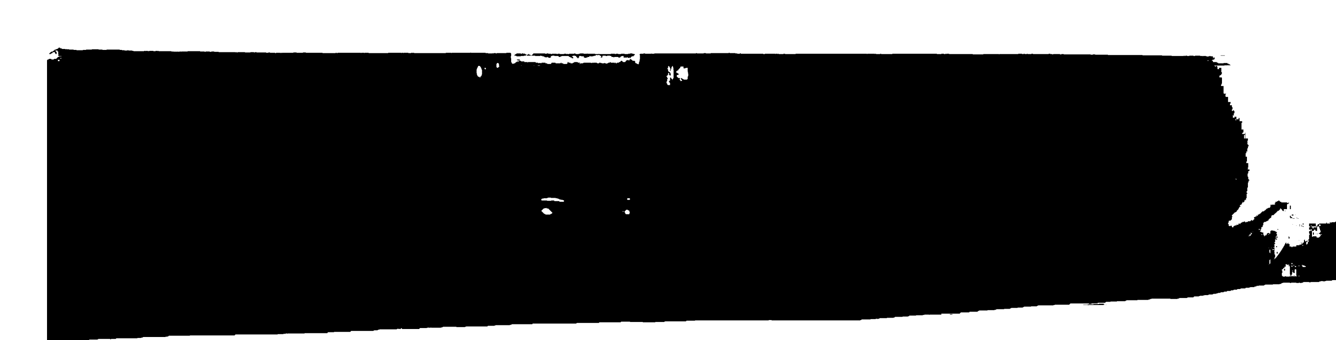
Ihr Mund ist fest geschlossen. Angeredet, bedürfen sie einiger Zeit, ehe sie sich von weither sammeln, zusammenraffen und dann leise und abwehrend antworten. Auf irgendeiner namenlosen Station steigen sie ein, geräuschlos und ernst. Was sind sie? Unglückliche? Verbannte? Sonderlinge? Dichter?

Man sieht sie in jedem Hotel. Sie speisen abgesondert an einem kleinen Tisch und streuen Trinkgelder aus, um allein bleiben zu können. Man trifft sie auf entlegenen Bänken, auf Gipfeln, an murmelnden Bächen, und vor dem nahenden Schritt fliehen sie wie scheues Wild.

Junge Mädchen verlieben sich rasend in sie, Matronen weihen ihnen mütterliche Neigung, und junge Frauen sehen ihnen gedankenvoll nach. In der Männerwelt ist dieser Typus weniger beliebt; man weiß nicht, wie man sich zu ihm stellen soll; also verhält man sich ablehnend.

Aber der Einsame sieht über Liebe wie Mißachtung gleicherweise hinweg. Für ihn existiert nur die Welt ohne Menschheit. Die wenigen Wesen, mit denen er zum Unterhalt seines Lebens notwendig verkehren muß, behandelt er nachlässig, in sorgfältigem Abstand und bisweilen nachsichtig.

Im Coupé verschanzt er sich hinter Bücher oder verliert sich im Anblick der Gegend. Er ist meist wohlhabend. Einsamkeit ist ein Luxus, ein doppelter; er verlangt Geld und Geist. Der Einsame reist, wenn die anderen zu Haus bleiben. Er geht im Sommer nach dem Süden, im Frühjahr ins Gebirge, im Winter ans Meer. Er ist ein raffinierter Genießer. Trauet ihm nicht! Schweigen ist eine Falle. Denn was ist er? Unglücklicher? Verbannter? Sonderling? Dichter? Ja, vielleicht Dichter, und schweigend, einsam und abseits horcht er die Welt aus und euch und schreibt ein boshaftes Buch über die Harmlosen, Freundlichen und Ahnungslosen...



Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Elisabeth von Heyking, Tschun (Berlin, Ullstein & Co.) — Ludwig Ganghofer, Der Ochsenkrieg. Zwei Bände (Stuttgart, A. Bonz & Co.) — Agnes Günther, Die Heilige und ihr Narr (Stuttgart, J. F. Steinkopf) — Annemarie von Nathusius, Ich bin das Schwert (Leipzig, Carl Reißner) — Carl Spitteler, Meine frühesten Erlebnisse (Jena, Eugen Diederichs)



in merkwürdiger Zufall hat es gefügt, daß das Problem Ostasien vor etwa zwei Jahrzehnten fast gleichzeitig in den Brennpunkt des politischen wie des literarischen Interesses trat.

Die sich dort vorbereitenden Umwälzungen und Machtverschiebungen, der chinesisch-japanische Krieg, die Boxerbewegung, die Reformversuche Chinas mit ihren Folgen, das immer stärkere Hervortreten Japans — sie stellten die Staatsmänner Europas und Amerikas vor ganz neue Aufgaben.

Einer anderen Lockung unterlag die europäische Dichtung. Gerade damals hatte sich nämlich fast mit Ungestüm eine romantisch-reaktionäre Welle über die Kulturwelt ergossen, hatte den formlosen Naturalismus weggefegt und die Bahn für das andre Extrem, eine reine Formkunst, freigemacht. Da diese nun nirgends üppiger gedeiht als im Orient, so wird jede romantisch-artistische Bewegung über kurz oder lang immer auf das große Muster orientalischer Poesie geführt. Für die deutsche Romantik vor 100 Jahren hieß der Orient hauptsächlich Indien und Persien. Kalidasa und mehr noch Hafis wurden damals fast zu deutschen Klassikern und stimmten die Harfen Goethes, Rückerts, Platens. Für die Neuromantik unsrer Zeit heißt der Orient China und Japan; Li-Tai-Po ersetzt Hafis, und seit Richard Dehmel die Hans Heilmannsche Prosaübertragung chinesischer Lyrik mit Entzücken als „wundervolles" Buch begrüßt und selber chinesische Trinklieder nachgedichtet hatte, gab es in der deutschen Lyrik bald kein Halten mehr. China ward die große Mode; nach China reiste der junge Alfons Paquet und brachte sein Limo-Gedicht mit, wofür er von Dehmel angesungen wurde, und wer das Land des Heils nicht mit sterblichen Augen sah, der suchte es wenigstens mit der Seele, las in neuen Ausgaben die alte Weisheit des Kung-tse und Lao-tse oder begeisterte sich für Li-Tai-Po und Tu-Fu.

So wurde das Interesse für die damals noch bezopften Söhne des Himmels aus zwei ganz verschiedenen Quellen gespeist, und in seiner bald mehr politischen, bald mehr literarischen Färbung kam es einer ganzen Reihe von Büchern zugute. Am weitesten davon drangen die anonym erschienenen Briefe der Baronin Heyking — die „Briefe, die ihn nicht erreichten". Sie wurden von der Gunst der Stunde so glücklich getragen, daß sie sich heute einer Verbreitung von 85 Auflagen rühmen können. Der Reiz des aktuellen Themas tat gewiß das Beste dazu; die chinesischen Wirren standen uns noch lebendig im Gedächtnis; jeder Versuch, das Rätsel Chinas und seiner Großmessermänner zu lösen, konnte auf Dank rechnen. Glänzend unterstützt aber wurde dieser Versuch noch durch die persönlichen Eigenschaften und Erfahrungen der Verfasserin. Die Tochter des alten Geschlechts besaß ein Fundament ererbten Geschmackes, der ihr eine feste Sicherheit verlieh; die Diplomatenfrau wiederum war durch die ständigen Vergleichsmöglichkeiten, die ihr fremde Kulturen boten, davor geschützt, daß aus der Sicherheit Starrheit und Beschränktheit würde. Sie behielt Geschmeidigkeit und Beweglichkeit; sie schärfte ihren Blick für die Natursubstanz in den verschiedenen Nationen, unter denen sie lebte; sie hatte die Witterung für Rassengegensätze und Völkerpsychologie.

Gerade diese Fähigkeiten fehlten dem immer in seine Grenzen gebannten Deutschen der Vergangenheit fast völlig, und das haben besonders unsere im Ausland wohnenden Volksgenossen oft bitter empfunden. Sie vor allem haben deshalb das Briefbuch Elisabeth von Heykings mit Freuden begrüßt und den Weitblick dieser Frau verständnisvoll gewürdigt. Der Mangel an dichterischer Ursprünglichkeit fiel daneben wenig ins Gewicht. Er wurde erst dann recht gemerkt, als Elisabeth von Heyking im eigentlichen Sinne zu schriftstellern begann und mit Romanen debütierte. Da mußte man ihr sagen, daß die glänzendste Beobachtungsgabe, die feinste Geschmacksbildung, die größte menschliche Vornehmheit doch den göttlichen Funken nicht ersetzen können.

An diesem Gesamturteil wird auch ihr jüngster Roman „Tschun" (Berlin, Ullstein & Co.) nicht viel ändern, so hübsch er erzählt ist und so dankbar der Leser den Gewinn an mancherlei neuen Ein- und Aussichten buchen mag. Der Held ist ein kleiner Chinesenjunge, der nach vorübergehender Lehrzeit bei einem Pekinger Uhrmacher in den Dienst der Fremden tritt und auf ihrer Seite die Schreckenstage des Boxerregiments miterlebt. Von vornherein ist er der Masse seines Volkes gegenübergestellt, denn er ist Christ. Er hat ferner den Drang nach

Höherem in sich — einen Drang, der ihn aus seinen altgewohnten Gleisen in jene fremde und neue Welt zieht, die sich im Gesandtschaftsviertel von Peking eingerichtet hat. Er bewundert die Ausländer von Herzen. Wahrlich, sagt er sich, sie sind bessere Menschen als wir: sie haben uns nicht nur den richtigen lieben Gott gebracht, sondern sie wollen uns nun auch Eisenbahnen bauen, Kriegsschiffe liefern, Kohlen schürfen, kurz sie betteln förmlich darum und schwitzen vor Eifer, China beglücken zu dürfen. Ist es nicht ein Vorzug, so edlen Menschen zu dienen? Und gegen manchen Widerspruch wird er der Boy einer großen Dame in einer Gesandtschaft.

Aber natürlich sieht der kleine Tschun allmählich ein, daß es mit der Uneigennützigkeit und dem Edelmut der Fremden nicht weit her ist. Er empfindet in Sekunden manchmal die ungeheure Erniedrigung seines Landes, er macht allerhand böse Erfahrungen, er fühlt während der Belagerung durch die Boxer einen peinlichen Zwiespalt in sich, und so krampfhaft er sich gegen die neu aufdämmernden Erkenntnisse wehrt: eines Tages bricht sein gläubiges Vertrauen auf die Ausländer eben doch gründlich zusammen. Wie in einer Vision sieht er von allen Seiten die verschiedenartigsten Menschen an der Erdkugel emporkriechen, alle nach einem bestimmten Punkte hin, alle auf sein Land zu, auf China, das von ihnen zerstückelt und aufgeteilt werden soll. Nicht Güte treibt sie, sondern Gier; nicht um die Zivilisation zu fördern, sondern um Sondervorteile für sich herauszuschlagen, laufen sie sich die Sohlen ab. Und der kleine Tschun fängt diese Fremden, die er so bewundert hat, plötzlich wild zu hassen an. Er findet sich zu seinem Volke zurück; er wird es nie mehr verlassen; er wird mit Tausenden und Hunderttausenden, die ähnlich denken, an die große Aufgabe gehen, aus den Trümmern des alten Reiches ein neues aufzubauen. Damit schließt diese „Geschichte aus dem Vorfrühling Chinas".

Man muß sagen: der kleine Tschun ist ein nettes und sympathisches Kerlchen. Man sieht ihn an und denkt sich, daß man ihn gern zum Diener hätte. Man würde ihn mit großem menschlichem Wohlwollen behandeln. Aber viel weiter dürften unsere Gefühle schwerlich reichen. Er ist zwar die Hauptperson, aber doch nicht die Hauptsache des Buches. Wichtiger als er ist seiner geistigen Nährmutter das Milieu, in dem er steht, und über das emporgewirbelte Menschenstäubchen Tschun, über den kleinen Chinesen wächst das riesige, von krampfhaften Zuckungen geschüttelte China. Wohin treibt es? Geht es einem neuen Aufschwung entgegen oder völligem Untergang? Elisabeth von Heyking setzt ein Fragezeichen an den Schluß ihres Buches, aber man fühlt, daß sie wortlos allerlei gute Wünsche und Hoffnungen mit eingebündelt hat. Denn sie liebt offenbar das himmlische Reich und hört in halber Sehnsucht das gelbe Drachenbanner durch ihre Erinnerungen rauschen. Von allen Seiten strömen ihr auch reizvolle Einzelzüge zu, wenn sie gen Osten fährt. Intime Beobachtungen beleben ihre Darstellung; man bekommt einen Begriff von dem Familienleben chinesischer Handwerker; man zieht auf Jahrmärkte mit und in die kühle Sommerfrische alter Klöster; man wohnt Hinrichtungen bei und wird zum Theaterfest mitgenommen bei der großen Kaiserin Tzü Hsi; man rekapituliert noch einmal die Schrecken des Boxeraufstandes und sieht voll Grauen die seltsam fett gewordenen Straßenhunde durch die Gassen Pekings streichen. Das alles ist sehr kurzweilig zu lesen, und wenn die ethnographischen Reize die psychologischen und dichterischen auch in den Schatten stellen, so gibt es hier und da doch auch eine poetisch starke Szene. Ich denke an den frommen Inder, der die fanatischen Großmessermänner aufhält; ich denke an die schöne symbolische Verwertung der kleinen Windpfeifen, die von Taubenschwärmen durch die Luft getragen werden und deren klagendes Klingen die Wendepunkte im Leben Tschuns begleitet. —

Von Peking nach der Ramsau; von einem Chinesenboy der jüngsten Vergangenheit zu einem deutschen Soldknecht des 15. Jahrhunderts; von den zahmen Tauben des himmlischen Reiches zu bayerischem Rindvieh — man muß sich erst einen Schwung geben, ehe die Rutschpartie glatt gelingt. Aber man stellt sich dann doch rasch auf das neue Spiel ein. Denn der Spieler ist Ludwig Ganghofer — also ein Mann, der ja oft genug bewiesen hat, daß er seine Leser zu nehmen versteht. In Kaiserschloß und Dorfhütte sitzen die Leute mit dem gleichen Vergnügen vor seinen Schriften. Nur die alte Großmutter Kritik guckt böse durch die Brillengläser und zwickt den Erfolgreichen, damit der Wermutstropfen nicht fehlt, mit der Schere in den Hosenboden.

Sein neuester Zweibänder, der in Verehrung Peter Rosegger dargebracht ist, folgt munter und ohne Ermattung den vorausgegangenen Zwillingspärchen und zeigt die vertrauten Familienzüge. Er heißt: „Der Ochsenkrieg" (Stuttgart, A. Bonz & Co.) und blättert ein paar trübe Seiten deutscher Stammesgeschichte auf. Weil auf dem Hängmoos siebzehn Kühe weiden, während die verliehene Weidegerechtigkeit nur von Ochsen spricht, kommt es zu einem Streit zwischen dem bäuerischen Richtmann Runotter und dem bischöflichen Amtmann, und aus dem Unverstand einer Stunde wächst das Elend vieler Jahre und das Leiden von tausend Menschen. Geistliche und weltliche Herren, bayerische Herzöge, Grafen und Fürsten, ungetreue Nachbarn und desgleichen mischen sich in den Streit: da wird dann bald eine allgemeine Rauferei daraus, ein schmachvoller und schauerlicher Krieg verwandter Stämme. Die Flammen gebrochener Burgen,

geplünderter Städte, zerstörter Dörfer röten den Himmel; es wird gehenkt und gesengt, gestochen und geschlagen, daß einem Bürger des 20. Jahrhunderts die Zähne klappern, und ehe Romeo und Julia von Berchtesgaden die ersehnte Hochzeit feiern können, muß das vergossene Blut kniehoch steigen. Romeo-Lampert ist der Sohn des Amtmanns; Julia-Jula, die sich in einen bildhübschen Reiterbuben verwandelt, die Tochter des Richtmanns: die Kinder der beiden Karnickel, die angefangen haben, werden endlich ein Paar. „Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Eine Unmenge anderer Romane, Kämpfe, Abenteuer sind dazwischengeschoben, aber unser Interesse bleibt ganz in bürgerlicher und bäurischer Sphäre. Zuerst erwartet man einen Michael Kohlhaas-Konflikt mit Runotter als Helden; dann erscheint Not und Liebe der schönen Jula als die Hauptsache, und schließlich wächst über Könige, Fürsten und Bischöfe, über das Liebespaar und alle Kämpfe ein tumber Soldknecht empor: der Malimmes. Das ist ein Mordskerl, der mit seinem mächtigen Schwert hochgeworfene Eier in der Luft halbiert, die herrlichsten Heldentaten vollführt, die Liebesanträge einer Königin ablehnt und nach einer Prophezeiung sieben Stricken entgehn wird, um durch den achten zu enden. In der Anlage ist die Figur famos lebendig, aber in der Ausführung leidet sie durch Unterstreichungen und Sentimentalitäten. Man hat das bei Ganghofer wiederholt beobachtet: unter zu nachdrücklicher Übermalung erstickt bisweilen die wirklich flotte und hübsche Skizze. Aber der Malimmes des Anfangs, seine Mutter, die den gerechten Sohn laufen läßt und nach dem ungerechten jammert, der Graf Törring mit den 60 Hunden und manche weitere Gestalt ist hübsch entworfen, während andere wieder allzusehr auf eine Seite gekantet werden.

Als wolle Ganghofer zeigen, daß er nicht der schönfärbende Familienblättler ist, tippt auch dieser Roman hier und da an Dunkles, Häßliches und Grausiges. Lagerdirnen kreischen, und die „Hübschlerinnen", die „geschuhten Wachteln" spielen ihre Rolle; Soldatenliebchen laufen mit der französischen Krankheit herum, und unappetitliche Belagerungsmethoden duften uns in die Nase. Um so kurioser sticht davon die sentimentale Verschämtheit tapferer Haudegen ab. Börries von Münchhausen hat einst ein hübsches Gedicht über die Landsknechte im Himmel geschrieben. Wenn dort einer fluchen will, „geht's ihm nicht aus dem Maul heraus, wird gleich ein Halleluja draus!" So ähnlich steht's bei Ganghofer mit dem Malimmes. Wenn er zu dem verkleideten Reiterbuben sprechen will, daß sein Kittel ein lützel „nach Schweiß und Blut" stinkt, dann macht er einen Schluckser und sagt sittig: „nach meinen Reitermühen".

Am hübschesten ist bei Ganghofer immer die Art des Erzählens. Er weiß allerliebste Sprüchlein, mit denen er den Dialog spickt; er verwebt schmunzelnd alte Volkswitze in die Unterhaltung; er bringt oft schöne Naturschilderungen und führt auf solche Weise nett vorwärts. Der „Ochsenkrieg" wird ihm, ohne das literarische Urteil zu ändern, alle seine alten Freunde erhalten — in der Dorfhütte sowohl, wo man staunend den spannenden Abenteuern folgen, wie im Kaiserschloß, wo man die mit Prophetenwort dekorierte Rolle des Burggrafen von Nürnberg schätzen wird.

Nur zögernd und nicht vom eigenen Triebe gelenkt habe ich mich zu dritt an einen anderen Zweibänder gewagt: an **Agnes Günthers** Roman „**Die Heilige und ihr Narr**" (Stuttgart, J. F. Steinkopf). Binnen Jahresfrist sind sechs starke Auflagen davon nötig geworden, und seit Monaten machen mich freundliche Briefe mehr fragend als ermunternd auf das Werk aufmerksam.

Wie ein fliegendes Blatt meldet, ist Agnes Günther 1863 zu Stuttgart geboren. Sie soll ein ganz besonderes, träumerisches Kind gewesen sein, dessen seltsam glänzende Augen immer „ein Unbekanntes" suchten. Sie hat später einen süddeutschen Theologen geheiratet, hat im anmutigen Jagsttal glückliche Ehejahre verbracht und endlich 1909—10 den vorliegenden Roman geschrieben. Anfang Februar 1911 legte sie die letzte Hand an das Manuskript; wenige Tage später erlag sie einem Lungenleiden, das schon in ihrer Kindheit aufgetreten war.

Man muß das wohl voranstellen, denn das Buch zeigt nach meinem Gefühl in seiner ganzen Art die Einflüsse der zehrenden Krankheit. Gerade bei Lungenleidenden findet man ja öfter dieses Inbrünstige, Ätherische, Vergeistigte, eine seltsame Überfeinerung aller Sinne, etwas Visionäres, fast schon Unirdisches, was gleichzeitig rühren und beklemmen mag. Da sie zu schwach und leidend sind, um es aus eigener Kraft mit dem starken Leben aufzunehmen, sind ihre religiösen Bedürfnisse übermächtig. Aber wie alles andere bekommt auch diese Religiosität bei ihnen einen Stich ins Krankhafte, Überreizte, Mystische, und geheimnisvoll fließen sichtbare und unsichtbare Welt bei ihnen durcheinander.

Zug um Zug trifft das auch für Agnes Günther zu. Alles ist bei ihr ins Märchenhafte gesteigert und ins Luftig-Körperlose verflüchtigt. Eine Gefühlsüberspannung und Verklärungssucht, die der Gesunde schlecht erträgt, bestimmen ihr ganzes Buch. Ihre Heldin ist ein präraffaelitisches Engelchen, Weihrauch duftet empor zu Jerusalem, der hochgebauten Stadt, und mit den religiösen Elementen verbindet sich ein seltsamer Hang zum Mystizismus. Der holdselige Engel nämlich ist oder scheint nur die Neugeburt einer vor Jahrhunderten entschlummerten, schicksalsreichen Ahnfrau zu sein, und zum zweiten Male weilen Seelen (nicht Gespenster) hier auf der Erde. Ahnungen dämmern,

und Geheimnisse raunen, sichtbare und unsichtbare Welt durchdringen sich, und man muß annehmen, daß hier der tiefere Grund für die Aufnahme des Werkes liegt: es hat den romantischen Nerv der Zeit getroffen.

Eine andre Deutung seines Erfolges ist kaum denkbar, denn die literarischen Werte des Romans sind doch äußerst dürftig. Agnes Günther ist keine ursprüngliche Dichterin, die das Wirkliche poetisch zu machen versteht, sondern nur ein reizbares Gemüt, das dem Poetischen nachjagt und ihm den Schein der Wirklichkeit zu geben versucht. Wäre sie ganz gesund gewesen, so hätte sie gar nichts geschrieben oder unter äußerer Nötigung vielleicht eine Marlittiade à la „Goldelse“ zustande gebracht. Von der Krankheit gezeichnet und vergeistigt, gab sie auch ihrem Roman eine Richtung ins Ätherische und Mysteriöse, aber die Marlittiade bleibt dennoch unverkennbar. Da ist die rosenwangige Jungfrau voll übernatürlicher Keuschheit, Schönheit, Zartheit und Güte, ein holdes Fürstenkind, eine verwunschene Prinzessin, eine Seele, ein Engel, eine Mohnblüte, eine Lilie, eine Wasserrose, eine Altarflamme. Mit ihrer kindlichen Naivität kann man Wände einrennen; mit ihren hängenden Haaren und dem anschmiegenden Gewande sieht sie „so lieblich, so poetisch aus, als käme sie aus Meister Schwinds Skizzenbuch“. Allerleirauh und Griseldis, Feen und Schwanenjungfrauen, die verzückten Damen von Burne-Jones mit den dünnen Leibern und ähnlich schwebende Gestalten müssen zum Vergleich dienen, und wenn die Rosmarie, die Goldmarie, die Traumliese sich gar ihre duftigen Gewänder selber schneidert und zu kochen und reinzumachen beginnt, wie eine deutsche Hausfrau, trotzdem sie eine Prinzessin ist, so begreift man, daß der Mittelstand das unendlich poetisch findet. Sie bekommt auch einen herrlichen Mann, der zwar nur ein Graf ist, ein „Ruinengraf“, aber dafür Harro heißt und neben einer „eisenharten, starken Hand“ ein Kinderherz hat. Außerdem ist er Künstler. So wäre alles eitel Glück, wenn nicht die böse Fürstin, die Stiefmutter des Märchens, da wäre: die schwarze Seele, die gellend lacht, nur für Pariser Toiletten Sinn hat und dem holdseligen Engel aus Haß die Arme verbrüht. Es ist schwer davor ernst zu bleiben: der Dilettantismus in Reinkultur. Man nehme dazu den blumig aufgetriebenen Stil, die weibliche Überspannung alles Gefühlsmäßigen, den inbrünstigen Drang zum „Seelischen“, der doch die Schneiderin nie ganz vergißt, — und man wird begreifen, weshalb ich das Buch eigentlich nicht habe besprechen wollen. Das Gefühl von Agnes Günther mag echt und fein gewesen sein. Aber da ihr die echte Dichterkraft mangelte, suchte sie der Wirklichkeit eine poetische Verklärung aufzudrängen und kam zu jenem sogenannten „Poetischen“, das der Ausfluß einer verzärtelten oder kranken Seele ist.

Vor dem folgenden Buche hört die Gemütlichkeit auf. Statt des leidenden Figürchens aus Seele und Biskuitporzellan, das Agnes Günther zeichnet, tritt uns, in ebenso großer Überspannung nach der anderen Seite, eine Kämpferin entgegen, aus Haß und Rache zusammengesetzt wie ein englisches Wahlrechtsweib. Das ist Renate von Falkenhain, die Heldin des Romans „**Ich bin das Schwert!**“ von **Annemarie von Nathusius** (Leipzig, Carl Reißner).

Wie soll ich es anfangen, dieser wildgewordenen Dame die Gefühle meines Herzens zu Füßen zu legen? Ich möchte ihr eine Rede halten. Ich möchte ihr stammelnd sagen: Teuerste Renate! Erlauchte Erlöserin aus dem Hause der Grafen Bewern, Heil und Gruß dir, die du uns voranwandelst auf den Höhen! Jahrhunderte tappten wir in der Irre und Finsternis, bis du als singende Flamme kamst, um uns zu erleuchten. Wälder der Uckermark rauschten um deine gebenedeite Wiege; dein Vater saß im Herrenhaus, und Gardeulanen wurden deine Brüder; du hattest Spitzenkleider von Doucet, und auf deiner weißen Haut lag ein Rubinmedaillon, das — bitte sehr! — schon von der Herzogin von Vendome stammte. Geblendet von soviel Glanz reichtest du deine brillantengeschmückte Hand einem märkischen Granden zur Ehe. Einige Monate warst auch du von der Hündin Sinnlichkeit geknechtet, aber als dein Mann einmal ausfahren wollte und du nicht, kam dir jäh die Erleuchtung. Und du erkanntest schauernd, daß die Männer die reinsten Sklavenhalter seien, daß sie das Weib seit Jahrtausenden geknechtet haben, daß die Ehe ein unwürdiger Zustand sei. Da erwachte deine stolze glühende Seele. Mit Nachschlüsseln gingst du an den Schreibtisch deines Mannes; jauchzend verließest du die engen Täler der alten Moral und gabest durch Leben und Lehre der Menschheit neue Gesetze. So aber lautete das erste deiner Gebote: „Tut gleich dem Manne, ihr Frauen, ihr seid frei. Frei ist euer Körper, frei ist euer Herz. Seht, wie die alten Schweine von der Unberührtheit grunzen! Warum wollen sie euch unberührt? Um euch eine Fessel zu schmieden. Seht mir diese Schweine, die sich im Kot wälzen und von eurer Reinheit faseln!“ Dir, du singende Flamme Renate, konnte allerdings selbst der schlimmste Verleumder bald keine Reinheit mehr nachsagen. Und als sich der kleinliche märkische Adel nicht ganz zu der Höhe deiner Anschauungen aufschwingen konnte, hieltest du fürchterliches Gericht über ihn. In Hohn und Triumph hast du der Welt deine zweite Entdeckung verkündet, daß Anstand, Ritterlichkeit und strenge Ehrbegriffe in deinen Kreisen nicht zu Hause sind, daß unter den Wappenschildern deiner Kaste bloß Feigheit und Niedertracht, Gier und Zynismus wohnen, daß Galafrack und Uniform lauter schmutzige Seelen decken, und daß die Edlen der Nation nur dazu da sind, um ihre Frauen zu brutalisieren, Soldaten zu Tode zu

martern, sich zu betrinken und Gemeinheiten zu begehen. Heil und Sieg der trunkenen Seele, die uns endlich ein Licht aufsteckt und racheschwelgend den Jaucheregen über die heimatlichen Nester pladdern läßt!

Stundenlang könnte dieser berauschte Lobgesang noch weitergehen, denn der „Höhenweg“ der vorbildlichen Renate wird immer schöner. Aber es mag des grausamen Spiels genug sein. Denn unter uns gesagt: ein eitleres, unfeineres, geschmackloseres Buch, das mit gleicher Prätension die ältesten Phrasen hervorholte, ist mir seit zehn Jahren nicht vorgekommen. Es wäre läppisch, wenn man es ernsthaft bekämpfte: Pamphlete hängt man bloß niedriger. Und den märkischen Adel braucht man ebensowenig wie irgendeinen andern Stand gegen solche sich überschreiende Weibchenstimme zu verteidigen. Nicht dies ist peinlich, ein so geartetes Buch zum Gegner zu haben, sondern peinlich ist nur, daß es sich jenen tapferen Frauen, die in stiller Arbeit ihren Mitschwestern Wege nach vorwärts brachen, als Bundesgenosse aufdrängt, und daß Leute wie Friedrich Nietzsche als Kronzeugen für die schmutzige Wäsche eines überschraubten Femininums angerufen werden. Ich will jener holden Dame, die so triumphierend verkündet, daß sie jede Fessel abgestreift hätte, ein Wort ihres Heilands Nietzsche zurufen, in dem sie vorausgeahnt ist — das Wort: „Bist du ein solcher, der einem Joch entrinnen durfte? Es gibt manchen, der seinen letzten Wert wegwarf, als er seine Dienstbarkeit wegwarf!“ Und damit wollen wir ein Buch verlassen, welches nicht, wie der Titel verspricht, einem in heldenhaftem Zorn geschwungenen Schwerte gleicht, sondern nur einer in kreischender Wut gezückten Haarnadel.

Zurück zur Literatur! Carl Spitteler, der von seinen Freunden zum Dalai Lama der deutschen Gegenwartsdichtung ernannt wird, hat ein neues Werkchen veröffentlicht: „Meine frühesten Erlebnisse“ (Jena, Eugen Diederichs). Der Verleger behauptet, es sei vielleicht das originellste Buch der Weltliteratur. Denn aus eigener Erinnerung sollen darin die Eindrücke und Erlebnisse der vier ersten Lebensjahre dargestellt werden, die bei uns Menschen sonst in purpurner Finsternis ruhen. Mit andern Worten: getreu seiner etwas gewaltsamen Originalitätssucht will Spitteler das noch nicht Dagewesene fertigbringen, den Regungen seines Säuglingsdaseins nachzutasten und die Memoiren seiner Babyzeit zu schreiben.

Nüchternheit, steh' mir bei! Ich habe für die wackren Schweizer von jeher eine besondere Vorliebe gehabt und möchte ihren recht unschweizerischen Hauptheiligen beileibe nicht anschwärzen, aber Phantasie und Eigenbrötelei spielen diesem Dichter doch die wunderlichsten Streiche. Er hat, scheint mir, gar keine Ursprünglichkeit; alles, was er schafft, ist auf reflexivem Wege gewonnen. Er tüftelt und konstruiert, und dann kommt seine Einbildungskraft und schmückt alles so prächtig aus, daß das Gerüst mit den üppigen Girlanden kühner Verknüpfungen, barocker Einfälle, aparter Gleichnisse am Ende wie ein lebender Blütenbaum dasteht.

So ähnlich wird auch dies Buch zustande gekommen sein. Von dem verbindungslosen Trümmerstück eines Bildes, das vielleicht wirklich aus der Frühzeit herüberdämmert, ging die Phantasie aus; Überliefertes ward damit verknüpft; aus Instinktregungen und Eigenschaften des Mannes lassen sich bei gutem Willen geistreiche Rückschlüsse ziehen; Träume helfen weiter; spätere Eindrücke werden unwillkürlich zurückdatiert, und aus alledem macht die bewegliche Tochter Jovis ein ganzes Gemälde der eigenen Lutschpfropfenzeit. Ja, der glücklich-unglückliche Phantasiemensch schwört schließlich darauf, daß er nicht Kombinationen gibt, sondern eigene Wahrnehmungen.

Es ist sehr hübsch, Spitteler dabei zu belauschen. Er hört z. B. Knaben auf Weidenflöten pfeifen, und da ihn beim Klang dieser Flötentöne die Sehnsucht nach seinem Heimatsdorf erfaßt, sagt er sich, daß er dort unbedingt eine Fülle von Frühlingsoffenbarungen erlebt haben muß. Er brauchte nun bloß ein bißchen zu drücken, und die Phantasie würde ihn zweifellos mit Lenzerinnerungen bedienen. Noch viel geistreicher übt er diese Art von Rückschlüssen zugunsten seiner Dichtung aus. Er kann nicht leugnen, daß seine Kunst Phantasiekunst ist, daß er seine Stoffe aus der blauen Luft bezieht und daß sie mit seinem Leben keinen rechten Zusammenhang haben. Aber, sagt er sich, irgendwoher muß doch der Gefühlsinhalt meiner Dichtungen kommen: ergo wird vieles sich auf Alltagserlebnisse der ersten Kindheit zurückbeziehen, und der buntbewimpelte Tannenbaum, den ich später auf die Jubelhalle des Zeus pflanzte, stammt sicher vom Neubau des elterlichen Hauses. Auf diese Weise schlägt er zwei Fliegen mit einer Klappe: er findet Material für seine Biographie und entdeckt gleichzeitig ein wenig natürlichen Wurzelboden für seine Dichtung.

Da wird sich ja nun mancher besinnen, ob er auf diese schaukelnden Luftbrücken treten soll. Bei aller Klugheit konnte Spitteler schließlich doch nicht alle inneren Widersprüche beseitigen. Er muß fortwährend erläuternd neben seine eigne Rekonstruktion treten. So steht doch hinter all dem Geistreichen und Hübschen immer etwas Unsicheres und Leeres. „Das Kind,“ behauptet er an einer Stelle, „ist eine Erdichtung der Erwachsenen.“ Und mindestens auf das Kind, das er selber zeichnet, mag das zutreffen. —

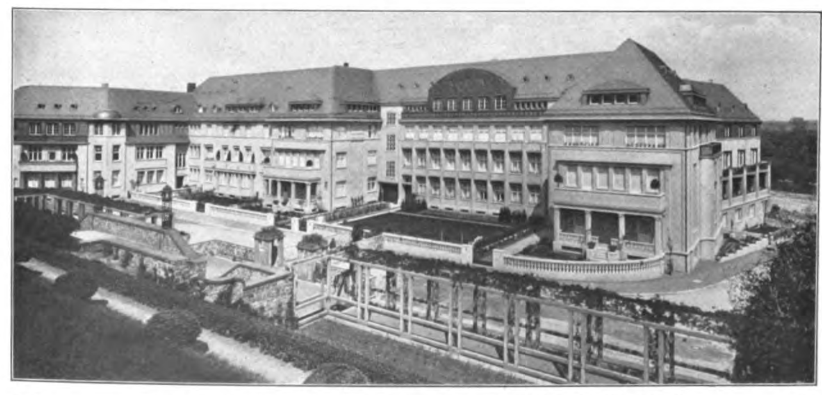
Illustrierte Rundschau

Von der Künstlerkolonie Mathildenhöhe bei Darmstadt — Neue Tierplastiken von Max Esser-Berlin — Gartenhäuser von Runge & Scotland in Bremen — Prospektzeichnungen von Franz v. Stuck, Ludwig Hohlwein, Walter Tiemann für die neue Ausgabe von Andrees Handatlas — Plakette der Wiener Sezession von Alfred Hofmann — Zu unseren Bildern



Rückansicht des Atelierbaues mit Pergola aus der Miethäusergruppe von Prof. Albin Müller-Darmstadt

Wer in diesem Sommer zur Darmstädter Jahrhundert-Ausstellung pilgert — und hoffentlich werden der Pilger recht viele sein — darf nicht vergessen, auch der zweiten Ausstellung, die Darmstadt heuer bietet, einige Stunden zu widmen: der Ausstellung der Künstlerkolonie. Und wenn er sich etwa unten im Residenzschloß sattgesehen hat und ausstellungsmüde wurde, so sollte er wenigstens hinauffahren nach der schönen Mathildenhöhe, unter den prächtigen Platanen ausruhen, behaglich herumschlendern auf diesem prächtigen Fleckchen Erde, bis dann wieder die frische Luft zum Sehen erwacht. Mannigfaltige Schicksale hat diese Künstlerkolonie erfahren, die Großherzog Ernst Ludwig 1900 begründete, der er damals das Wort zurief: „Mein Hessenland blühe und in ihm die Kunst!" So mancher der Künstler, der ihr sein Können widmete, hielt nicht aus, zog wieder in die Weite, ihr stärkster Mitarbeiter, Olbrich, starb, so manche Hoffnung auf gedeihliches Zusammenwirken blieb unerfüllt. Immer wieder aber gelang es, neue starke Kräfte heranzuziehen, das Interesse an dem schönen Unternehmen neu zu beleben. In diesem Jahre sind es besonders zwei Künstler, die unsere Aufmerksamkeit wecken. Hanns Pellar der eine, der erfindungsreiche, phantasievolle Maler, unseren Heften längst kein Unbekannter, und der junge Bildhauer Bernhard Hoetger, ein Meister von ungewöhnlicher Kraft, von dem man noch viel und Gutes hören wird; für heute sei nur das eine bemerkt, daß das originelle Eingangstor, das wir abbilden, von ihm stammt. Wenn es der Raum gestattete, wären freilich neben



Miethäusergruppe auf der Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie
Erbaut von Prof. Albin Müller



Eingangstor der Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie mit Tierplastiken von Prof. Bernh. Hoetger

diesen beiden noch manche und manches andere zu erwähnen, nicht zuletzt die höchst interessante Gebäudegruppe, die Albin Müller schuf, eine wohlgelungene Verschmelzung von Etagenhäusern und Atelierbauten. Das ist das Eigenartige der Mathildenhöhe: man verläßt sie nie, ohne neue Eindrücke und, mehr als das, neue Anregungen gewonnen zu haben. —

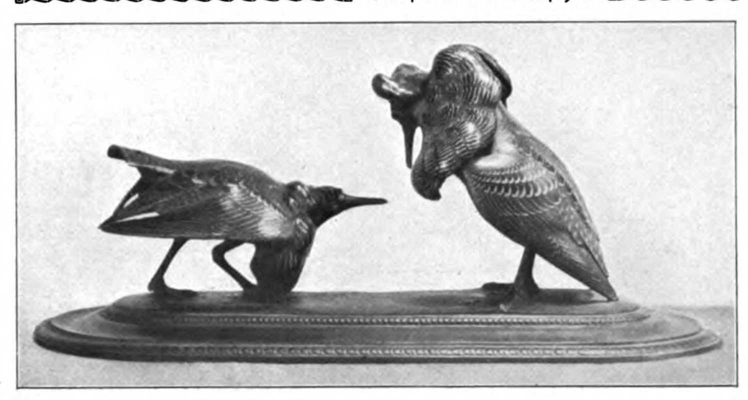
Max Esser gehört zu jenen Stillen im Lande, die ihre ganze Kraft an die handwerkliche Tüchtigkeit ihrer Arbeiten wenden. Wir zählen Tausende von Bildhauern, die groteske Ideen im Überfluß und eine gesteigerte Phantasie haben, das Einfache kompliziert zu sehen und für das Komplizierte einen Ausdruck zu suchen. Sie sind Denker in Ton, nur daß das Denken heute so wenig gilt wie selten.

Aber eines darf uns über all dieser Sensibilität des Erfassens nicht verloren gehen. Das ist die handwerkliche Treue. Da stehen plötzlich mitten aus dem modernen Kunstbetrieb heraus Menschen und Künstler auf von der Art Essers. Menschen, die mit rührender Kindlichkeit sich an das Sichtbare klammern, die den Gegenstand umschleichen wie ein verschleiertes Bild zu Sais und das Bewußtsein pflegen, daß in jedem organischen Körper eine göttliche Strenge, ein großer heroischer Zug ist.

Wenn man das Atelier Essers betritt, schreibt uns ein Kenner seiner Kunst, Wilhelm Mießner, glaubt man eher in einer Schmiede als bei einem Bildhauer zu sein. Ein seltsamer Geruch von Metalldämpfen erfüllt den Raum. Und dann ist gewöhnlich ein großer Drahtkäfig da, in dem irgendein seltsames Paar mit großen Augen nach der Tür schaut. Perlhühner, Pfaufasanen, Stachelschweine und Füchse lösen sich hier ab, und an den Wänden hängen andere Käfige



Pfaufasan. Bronze von Max Esser



Streitende Kampfschnepfen. Bronze von Max Esser

mit Staren, Kampfschnepfen, Tanzmäusen. Es ist sonderbar, wie vertraut diese Tiere alle tun. Sie kennen ihren Herrn, und man merkt bald, daß sie ihn auch verstehen. Wichtiger noch ist, daß Max Esser sie versteht. Er weiß sich auf neue Art mit ihnen ins Einvernehmen zu setzen. Er studiert ihren Charakter, indem er ihn herausfordert. Er ist keiner von den blinden Tierfreunden, die sich von ihrem Hund tyrannisieren lassen. Ihn interessiert der Widerstand der Tiernatur gegen den Zwang, und es ist sehr drollig anzusehen, wie Max Esser einen Pfau oder ein Stachelschwein auf seine bösen oder eitlen Eigenschaften hin prüft. Aus der Erwägung heraus, daß jedes Tier seine natürliche Waffe gebrauchen muß, damit sie sich voll entfalten und so auch ästhetisch bedeutsam werden kann. Eine künstlerische Freude spiegelt sich auf seinem Gesicht, wenn etwa das Stachelschwein zur Abwehr gegen ihn die Stacheln spreizt. Er stellt die Gutmütigkeit und das Phlegma der Tiere auf die Probe. Und gerade in diesem Zustand der Abwehr gegen seine neckenden Angriffe macht er sich die Tiere zu Freunden. Es ist, als ob sie es merken, daß ihnen in dieser Gefangenschaft nicht völlig ihre Freiheit genommen werden soll.

Dose mit Käfer. Von Max Esser

Herbe und bescheiden zugleich ist die Kunst Max Essers. Sachlich und doch begeistert für das Überlebensgroße, das in jedem einzelnen Geschöpf als Wille oder Sehnsucht schlummert. Bis an die Grenze des Grotesken steigert er das Wesen seiner Tiere und hält es doch wieder im Zaum, zwängt es in den Rahmen eines monumentalen Schönheitsgedankens. Aus der Schule Gauls heraus kam ihm wohl diese Einsicht. Aber Max Esser wendet sie doch völlig selbständig an. Er stellt seine Freunde dar in der Fülle ihrer Körperlichkeit. Der Pfaufasan bekommt dabei etwas von einem dicken Ludwig XIV., seine Kampfschnepfen etwas von den Schnapphähnen unseres Mittelalters. Und er sucht sich gern Vorwürfe, die auch technisch schwer zu lösen sind. Seinem Stachelschwein setzte er höchsteigenhändig Hunderte von ganz verschieden langen Stacheln ein, deren Spitzen er vorher einzeln vergoldet hatte. Das Gefieder des Pfaufasans erforderte eine Schmiedearbeit subtilster Art. Natürlich verwendet er auch gelegentlich Steine auf Metall, und zu einer sehr eigenartigen Verwendung



Dose mit Schmetterling. Von Max Esser



Star. Bronze von Max Esser

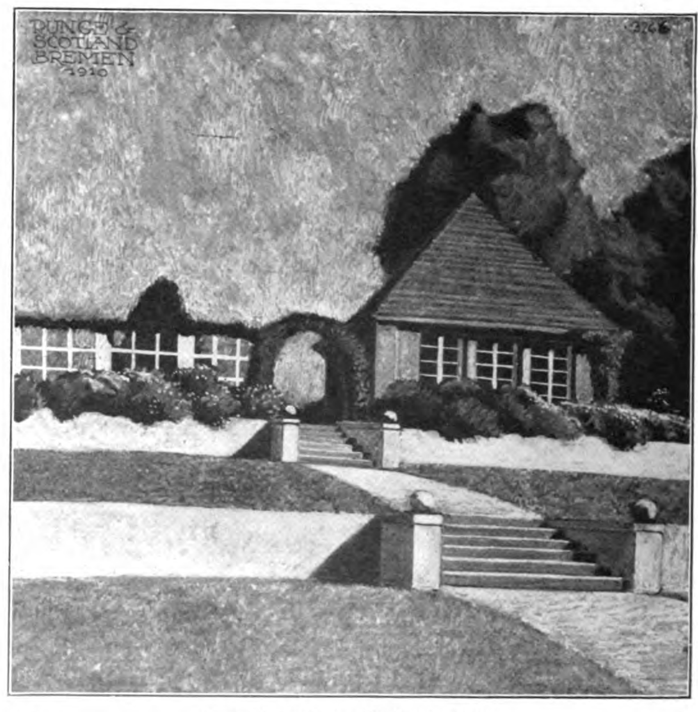


Gartenlaube. Entwurf der Architekten Runge & Scotland, Bremen

der Steine kam er auf seinen Dosen, wo sie die Rolle von Käfern spielen, die faul auf brauner Bronze sitzen. —

In alten Parks trifft man häufig auf heimelige Gartenhäuser, die, sich hübsch an besonders schöne Landschaftsbilder anschmiegend, zum Verweilen einladen, die nicht nur zum Unterschlupf bei schlechtem Wetter, sondern der Geselligkeit im Freien dienen sollen. Eine Zeitlang, schien es, verschmähten sie die Gartenkünstler; jetzt aber sind sie neu in Aufnahme gekommen. Wir bilden heut einige dieser modernen Gartenhäuser ab, die die Bremer Architekten Runge & Scotland entwarfen. Auf den ersten Blick schon lassen sie erkennen, daß sie keine bloßen Beigaben sind, sondern wichtige Faktoren für die architektonische Gestaltung des Gartenbildes. Sie stehen nicht zufällig an einem übriggebliebenen Plätzchen, sondern lehnen sich in windgeschützter Lage an eine Mauer oder vor eine überragende Baum- und Gebüschgruppe. Auch die hochgezogene dichte Hecke, die sich über der Terrassentreppe zu einem schön geschwungenen Laubengang wölbt, erfüllt nicht nur den ästhetischen Zweck, dem über die Gartenmauer hinausragenden Eckpavillon das Isolierte zu nehmen, sondern auch die praktische Aufgabe, dem Eingang Schutz gegen unangenehme Winde zu gewähren. —

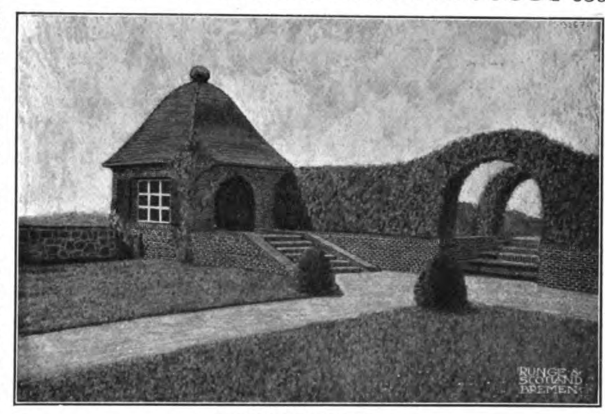
Wenn heut eine große Verlagsfirma ein neues Unternehmen oder ein älteres, bewährtes in neuer Gestalt herausbringen will, zieht sie — falls sie die rechte Umsicht und Erfahrung hat — erste Künstler für die buchhändlerische Propaganda heran: so jetzt die unseren Lesern nicht ganz unbekannte Firma Velhagen & Klasing. Es handelt sich um eine neue, in jahrelanger Arbeit vorbereitete Ausgabe von Andrees großem Handatlas. Drei bekannte Meister — Franz von Stuck und Ludwig Hohlwein in München, Walter Tiemann in Leipzig — haben sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, die Prospekte des Unternehmens mit farbigen Zeichnungen zu begleiten, und es ist sehr interessant, zu sehen, wie sie diese Aufgabe löften, wie dabei ihre Eigenart zum Ausdruck gelangte: Franz



Terrassenanlage mit Gartenhaus
Entwurf der Architekten Runge & Scotland, Bremen

von Stuck bringt den Atlas mit der Weltkugel im Nacken, Walter Tiemann läßt einen kraftvoll gestreckten Arm den Globus tragen, Hohlwein zeigt einen schönen Athenekopf neben dem Erdball. Wir möchten wohl wissen, welchem Entwurf unsere Leser den Preis zuerteilen würden. —

Eine reizende kleine Aufmerksamkeit verehrt alljährlich die rührige Wiener Sezession ihren Freunden: diesmal ist es eine allerliebste Plakette von Alf. Hofmann, frisch und anmutig und eigentlich mehr als eine Gelegenheitsgabe. —

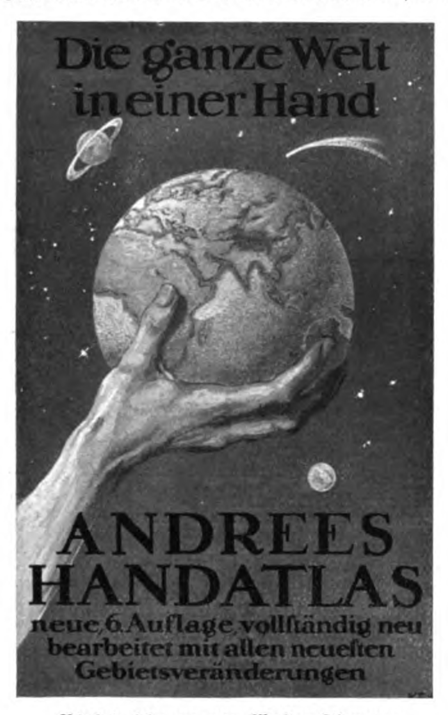


Gartenhaus mit Laubengang
Entwurf der Architekten Runge & Scotland, Bremen

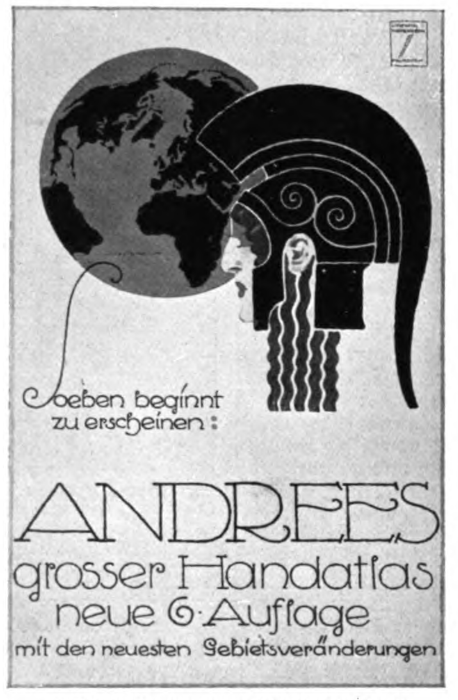
Der reiche Bildschmuck des Heftes erhält sein Gepräge zunächst durch den großen Artikel von M. Osborn über die Darmstädter Ausstellung, die in diesem Sommer ja das Interesse der Kunstfreunde in hervorragendem Maße fesseln wird. Die Illustration des Aufsatzes beweist wieder einmal die erstaunlichen Fortschritte, die unsere Reproduktionsverfahren in den letzten Jahren machten: es wäre noch vor kurzer Zeit gar nicht möglich gewesen, auch nicht mit der größten Anstrengung, solch einen Beitrag mit farbigen Abbildungen zu schmücken, solange die Ausstellung selbst besteht. Erst die Farbenphotographie schuf hier eine Lösung; aber auch sie an sich brachte dieses Kunststück nicht fertig: erst die Ausgestaltung der Reproduktionswerkstätten, schließlich die Vervollkommnung der Drucktechnik erlaubte, in kurzer Zeit vollkommene Leistungen zu erzielen. Leistungen übrigens, die auch in unserem zweiten farbigen Beitrag, über die Edelwicke, glänzend hervortreten. Ich glaube aber, daß neben den zahlreichen farbigen Reproduktionen, die unser Heft bringt, auch die Wiedergabe zweier Gemälde in dem neuen Verfahren des Tiefdrucks die Leser interessieren wird: sowohl die Landschaft des trefflichen Meisters Prof. Gustav Schönleber „Stadtmühle in Dinkelsbühl“ (hint. S. 616), wie das Bildnis von G. Ziesenis aus der Darmstädter Ausstellung (hint. S. 512) verdienen besondere Beachtung. — An farbigen Einschaltbildern fügten wir dem Heft weiterhin noch ein: ein lustiges Gemälde „Am Strande von Dieppe“ von Prof. Rudolf Hellwag, übrigens einem Schüler Schönlebers und Präsidenten der nächstjährigen Karlsruher Ausstellung (hinter S. 584); eine feine



Plakatzeichnung von Prof. Franz von Stuck



Plakatzeichnung von Walter Tiemann



Plakatzeichnung von Ludwig Hohlwein

eigenartige Landschaft von Prof. Peter Paul Müller-München, famos im Ton (hinter S. 520), ein eigenartiges Bild „Einsamkeit" von Franz Müller-Münster — eines von jenen heut allzu seltenen Bildern, die wirklich etwas zu erzählen wissen (zw. S. 592 und S. 593). Den Vorzug, etwas zu sagen, die Phantasie des Beschauers anzuregen, ihr sogar Rätsel aufzugeben, haben auch die von uns reproduzierten Gemälde zweier Ausländer: „Die Intrigue" des unlängst verstorbenen französischen Meisters Gaston la Touche, ein Bild, das wie immer bei la Touche seine ganz persönliche Note voll pikanter Anmut zeigt (zw. S. 576 und S. 577), und „Der Alkade" des kraftvollen Spaniers Valentin de Zubiaurre (zw. S. 552 u. S. 553). Den Freunden der modernen Graphik endlich sei die schöne Radierung „Märzsonne" (auf S. 547) dargebracht — ein prächtiges Blatt des Wieners Alois Kolbe, der heut erfolgreich an der Leipziger Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe wirkt. Ich hoffe: dem letzten Heft dieses Jahrgangs fehlt es nicht an Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit. Ich darf aber heut schon froh verraten: die Hefte unseres nächsten Jahrgangs werden unseren Freunden noch ganz andere Überraschungen — nicht nur auf literarischem, sondern auch auf künstlerischem Gebiet — bringen! Auf Wiedersehen!

H. v. Sp.



Plakette der Wiener Sezession, ihren Förderern gewidmet. Von Alfred Hofmann

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



PAGE NOT AVAILABLE

